

*image
not
available*





Barland



The University of Chicago
Libraries



Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift

für bayerische Geschichte und Landeskunde.

Herausgegeben von Heinrich Leber.

Dritter Jahrgang.



München.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

1892.

CHICAGO LIBRARIES
OF
THE UNIVERSITY

1173
- 33134

Inhaltsverzeichnis.

Seite	Seite
Romane und Novellen.	
D'Kessel vom Brandstücker. Eine oberbayerische Hochlandgeschichte. Von Otto v. Schöning 1, 10, 25, 37, 49, 61, 73, 85, 97, 110, 121, 157, 169,	Komalen von Hochstetters. Von Friedrich Teicher 367
133	Kreuzung in der Bergengegend. Von Heinrich Rey 411
Nach schwerem Leid. Von Dr. H. Strickerberger 193	Kober, die Burg und die Herren von. Von Ludwig Weh 530
Die Begutte vom Speier. Historische Erzählung von Fr. X. v. Babenzer 217, 229, 241, 253, 265,	Kober, Hofmann von, ein oberpfälzischer Wännenfänger. Von F. Vinkeid 346
277	Lang Heinrich, ein bayerischer Schloßsteinmetzer. Von Dr. H. Weh 77
Verstorbenden. Eine Münchener Geschichte. Von H. H. Schütz 289, 301, 313, 325, 337, 350, 361, 373, 385, 397, 409, 421, 433, 445, 457, 469, 481, 493, 505, 517, 529, 541, 553, 565, 577, 589, 601,	Leipheim, S. R. D., Feind von Bayern. Von H. Weh 461, 476
613	Ludovica Wilhelmine, Prinzessin in Bayern, am Tode J. R. D. Von H. Weh 246
Vermischte Aufsätze.	Ludwig der Bayer. Tenthmal auf der Tobelsteine. Von Heinrich Weh 236
Wittobertliche Lande, Altes und Neues aus. Von J. Reiser 429,	Ludwig der Bayer ober der Stritt von Wühler, Schauspiel von Martin Geel. Von G. Weh 606
Armerdehmal bayerisches in der Feldherrnhalle zu München. Von H. Weh 383	Ludwig I., König von Bayern, in seinen Briefen an seinen Sohn, König Otto von Griechenland. Von Friedrich Teicher 62
Arschenschmerz und eine Weibsbüchse. Von O. G. Tübler 75	Luipold's Märtyrer, Gedicht über Ungarnschlacht bei Brezovo. Von Heinrich Rey 51
Auerkohlbeule im Bayerischen Walde. Von Otto Wehler 366	Madenburg im Weidgau, die. Von Johannes Gull 435
Augsburger Kaufleute in Afrika und Vorderindien. 1605. Von H. Stauder 89,	Neuburg in Landthal, eine Belegung des. Von F. v. J. 571
Augsburg und die biblischen Klänge im vorigen Jahrhundert. Von Franz Berner 214	Mag. I. Errichtung eines Altes an Peterstag. Von Franz Eduard 438
Aus armen Land. Nachbild aus dem Leben. Von Ludwig Joff 129	Reichert von Neureutzel. Von Dr. H. Joffel 44
Babo Franz Mariah v. Von H. Wehler 403	Reichert und die Schiffsleger. Von Karl Wehler 225
Bamburg, die Kettenstraße zu. Von Friedrich Richter 64	Reichertlich. Von R. Wehler 211
Bayerapostelen, von, der Parik. Von Otto Gull 176, 206,	Reichlingen im Wies. Von Fr. Wilhelm Gull 592, 608
262,	Rürnberg, ein Stadtschloß zu. Von Leo. J. J. J. 3
267,	Rürnberg's Weidmannart. Von O. Weidmann 102, 102, 171
268,	Rumpfenburg. Von Hugo Arnold 568, 580, 596
269,	Roerstein, am. Von Ludwig Joffel 400
270,	Roerstein, der. Von H. Wehler 29
271,	Rosen-Rürnberg. Von Leopold Joffel 87
272,	Rothenstein. Von R. Wehler 87
273,	Rothenstein, der. Von H. Wehler 124, 138
274,	
275,	
276,	
277,	
278,	
279,	
280,	
281,	
282,	
283,	
284,	
285,	
286,	
287,	
288,	
289,	
290,	
291,	
292,	
293,	
294,	
295,	
296,	
297,	
298,	
299,	
300,	
301,	
302,	
303,	
304,	
305,	
306,	
307,	
308,	
309,	
310,	
311,	
312,	
313,	
314,	
315,	
316,	
317,	
318,	
319,	
320,	
321,	
322,	
323,	
324,	
325,	
326,	
327,	
328,	
329,	
330,	
331,	
332,	
333,	
334,	
335,	
336,	
337,	
338,	
339,	
340,	
341,	
342,	
343,	
344,	
345,	
346,	
347,	
348,	
349,	
350,	
351,	
352,	
353,	
354,	
355,	
356,	
357,	
358,	
359,	
360,	
361,	
362,	
363,	
364,	
365,	
366,	
367,	
368,	
369,	
370,	
371,	
372,	
373,	
374,	
375,	
376,	
377,	
378,	
379,	
380,	
381,	
382,	
383,	
384,	
385,	
386,	
387,	
388,	
389,	
390,	
391,	
392,	
393,	
394,	
395,	
396,	
397,	
398,	
399,	
400,	
401,	
402,	
403,	
404,	
405,	
406,	
407,	
408,	
409,	
410,	
411,	
412,	
413,	
414,	
415,	
416,	
417,	
418,	
419,	
420,	
421,	
422,	
423,	
424,	
425,	
426,	
427,	
428,	
429,	
430,	
431,	
432,	
433,	
434,	
435,	
436,	
437,	
438,	
439,	
440,	
441,	
442,	
443,	
444,	
445,	
446,	
447,	
448,	
449,	
450,	
451,	
452,	
453,	
454,	

Freysingische im Tode Kisten, die. Von Otto Grotzer 344

Rain, ein Bollwerk Bayerns. Von E. Roland 250

Regenburg, der Tom zu. Von G. Weber Krieger, aus der Klosterbibliothek bei. Von Hugo Kraus 440, 454

Kriegsbewegung im Jährl. Krieger zu Ballestein und dem Bauernkriege bei ausgetretenen Mittelalter. Von Dr. J. Weib, Jährl. Krieger zu Ballestein 525

Schlus, die. Von Friedrich Krieger von Schilfstein und Weggerbrunn. Von H. Krieger 414

Schlusmann, Kai dem. Von Peter Weber Schlusmann der Wälderer Geschlechter, vom. Von Dr. Max Jäger 259

Schwarz zum Kupferberg. Von J. Grotzer 261, 272

Secklingsthor zu Wäldern, das. Von Hugo Kraus 423

Spinaria im Fißelberg, die, und die Radenbach. Antiquarische Studie aus dem Nachlaß Hamburg. Von H. Schuler 598

Stallstein und Umgebung. Von H. Geborn Starnbergische von 100 Jahren, am. Von Dr. Wagnertaler 429, 512, 523

Steinberg, die. Abtliche Bild aus dem Schwabsthal. Von Georg Torner 464, 495

Strandung, die kriegerischen Ereignisse von. Von E. Roland 500

Sulzbach in der Oberpfalz. Von J. G. Sturt Solmsen, Herzogin von Bayern. Von Dr. Julius Wreter 509

Tabel in Bayern, aus der Freigebit des. Von Hans Wolf 140

Teufelkammer, die. Von Hugo Kraus 15, 217

Tillig's letzte Tage. Von Otto Weidner 81

Taufstein, das alte. Von Hugo Kraus 380

Tattlingen, die in die Schloß des. Von Dr. J. G. Sturt v. Eiler 39, 68

Waldstein, Schloß bei Reichen a. b. Berg. Von Johann Wöhr 510

Verleumdung und ihre Bestrafung, ein. Von J. Grotzer 9

Verleumdung von 141 Jahren 427

Der 300 Jahre. Von H. Krieger 223, 257, 248, 265

Welf, der alte. Von Lorenz Werner 188

Wittelsbach im Bamberger Wald. Von J. Grotzer v. Wäldersberg 551

Wittelsbach und Wäldersberg. Von Geier 329

Wolfs zu Freudensthal, die Wälder. Von Heinrich Weber 147

Wrede, Feldmarschall, Jährl. Von E. Roland 279, 294, 303

Würzburg, ein Festsitz in der 18

der Zämer bei Oeten Uferort-Larzen 95

Gebichte und Sagen.

Am Obere Freysing. Von Georg v. Baumgarte 109

Polle, Die aus. Von Dr. Karl Jettel 285

Der Bayernwald. Von Martin Grotzer 556

Der Berggeist am Runden Kufen. Von Dr. Karl Jettel 274

Der Gager oder Kindelecher von Reudingen. Von Dr. Karl Jettel 371

Entscheid der Schure. Von Martin Grotzer 53

Die Wartensünde bei Jährl. Von Ernst Jettel 213

Die Weibensünde vom Kreuzberg 190

Philipp der Reichthum. Herzog von Bayern, aus dem Ballestein, 1542. Von J. Wälder 10

Wieting. Von Friedrich Otto 526

Die rollenden Hügel von Schwandorf. Oberpfälzische Sage von J. Wälder 71

Der Schloß von Stadeln. Bisthumburgische Sage von G. Jäger 514

Die Schloß von Dandberg. Von Martin Grotzer 538

Die Schloß in der Lüne. Oberpfälzische Sage von J. Wälder 104

Stadeln. Eine oberpfälzische Sage von Adolf Jäger 466

Die Humen Hügel von Freystein. Von Dr. H. Jettel 227

Teufelstein und Wäldersberg. Von Lubo, Jäger 598

Der Trugstein in der Kirche von Weidberg. Oberpfälzische Sage von J. Wälder 166

Thobald's Ged. Von Dr. H. Jettel 322

Der eines Leuten. Von Adolf Jäger 57

Teufelstein. Eine Bisthumburgische Sage von August Kopisch 442

Kleine Mittheilungen.

Bürgervereine beim Landtage 10

Herzog Georg des Reichs Leutwund. — Die Verordnungen gegen das Glück und Gotteslästeren 11

Truer's Gedichte. — Ein Verzeihungs-Gedicht 12

— Alte Eintracht aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche 22

Ein Lob auf die Wälder 22

Der Kreuzberg und das Rittergut Wäldert in Franken. — Jäger besperrter Zapfenstein Bayerische Nationaltrachten. — Betschwärzen in alter Zeit. — Einige Ursprungsmethoden. — Alte Eintracht aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche 24

Wäldersberg. — Ein Herand der Wäldert. — Ein lebendiger Brief. — Die Eintracht nach der Wäldersberg zu einem Namen gekommen ist. — Die Freysingische 35

Bayerische Nationaltrachten. — Das einjährige Wäldersberg. — Alte Eintracht aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche 36

Freysing's Krieger. — Ursprung und dem alten Eintrachtbuch des Kaisers Leutwund. — Bayerische Nationaltrachten (Cherub und Eintracht) 47

Alte Eintracht aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche 48

Ein guter Schloß. — Eine gute Eintracht 50

— Zur Eintracht 60

Schloßmann. — Freidenklinge 71

Ein Trachtenbuch aus dem Freysingischen Krieger 72

Wäldersberg und Krieger. — Wäldersberg 72

Der Donauwälder Wäldersberg. — Eintracht. — Tracht und Vaterlandslied. — Die drei Jungfrauen vom Kreuzberg 84

Bäckerlein. — Karl XII. in der Schlacht von Poltawa. — Der Engelstein bei Bergen in Oberbayern. — Kammerlied 95

Schloß Pfaffen. — Schloß Weidert. 95

Ein Bild aus dem russischen Krieger. — Alte Eintracht aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche 96

Die letzte und akerste Eintracht im Trachtenbuche 105

Wald bei Wälders 106

Ein eintrachtiges Gedicht 108

Die Wälders in Wälders. — Der Wäldersberg 118

Wälders die Schloßmann von Wälders von Wälders in Wälders 110

Bayerische Nationaltrachten (aus dem Wälders). — Wälders aus alter Zeit. — Alte Eintracht aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche 120

Der Wälders Wälders 130

Die Schlacht aus dem Wälders 131

Wälders Wälders 132

Ein Tracht- und Wälders 142

Wälders. — Wälders und Wälders 143

Zwei eintrachtliche Wälders und der Wälders. — Alte Eintracht aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche 144

Wälders in der Wälders 155

Wälders in der Wälders 156

Wälders von Wälders Wälders. Von J. Wälders. — Wälders in Wälders 167

Die „Wälders“ in Wälders. Von C. Wälders. — Ein Wälders. — Wälders 168

Wälders Wälders 179

Wälders und Wälders. — Das Dorf Wälders. — Drei Wälders. — Ein Wälders der Wälders Wälders. — Ein Lob auf Wälders Wälders 180

Wälders und Wälders Wälders bei St. Lorenz zu Wälders 190

Ein Wälders. — Wälders. — Alte Eintracht aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche 192

Die alten Wälders Wälders. — Wälders Wälders 202

Wälders Wälders. — Wälders Wälders. — Wälders Wälders Wälders. — Wälders Wälders 203

Wälders Wälders. — Wälders Wälders Wälders in Wälders 204

Der Wälders Wälders. — Das Wälders Wälders in Wälders. — Wälders Wälders von Wälders. — Die Wälders von Wälders 216

Wälders 227

Wälders und Wälders. — Das Wälders Wälders 228

Wälders. — Ein Wälders. — Wälders Wälders. — Ein Wälders Wälders. — Eine Wälders Wälders. — Ein Wälders Wälders. — Wälders Wälders 240



Das Bayerland,

Illustrirte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Kehler, Trud und Verlag von H. Oldenbourg in München.

N^o 1.

Erst erscheint jedes Samstag und kann nach alle Wochenstunden zum Preise von 12 — für das Quartal bezogen werden. — Der erste Heft erscheint auch im Fall einer vorzeitigen Einstellung mit dem Posttage abgehen.

3. Jahrgang 1892.

D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandsgeschichte.

Nach einer modernen Begebenheit erzählt von Otto v. Schading.

I.

Was der schönsten und durch seine Bildromantik anziehenden Felskühler des oberbayerischen Gebirges ist das Thal der Leisach oder „Leiza“, wie der Volkemund spricht, eines Nebenflusses der in die Thar rauschenden Mangoll. Wandert man den Bett der Leisach entgegen, so gelangt man zu einer kleinen Ortschaft Wörtnmühle, die aus ungefähr sieben bis acht zerstreut liegenden Häusern besteht. In beiden Seiten erheben sich weich abfallende, prächtig bemaldete Hügel und fette Weidgründe, von wäzigen, hochstengeligen Alpengras überdeckt. Rechts von der Poststraße, die von dem hübschen Marktsteden Wiesbach nach Fischbachau und von da weiter ins Tirolische hinein führt, zweigt sich bei Wörtnmühle, einem an der Straße befindlichen Hochkreuz gegenüber, ein Fußpfad ab, der über eine ziemlich steile Bergabse empur zu einer weichen gedehnten Wiesensläche läuft, auf welcher ein vereinzeltes, aber schönes Bauernanwesen, der „Brandstätterhof“ liegt. Der Besitzer desselben heißt Schwenndtner, ein im Oberbayerischen oft wiederkehrender Name. Wie die alten vergilbten, aber treulich gehaltenen „Hausbriefe“ bezeugen, sitzt diese Familie schon seit mehr als 400 Jahren ohne Unterbrechung auf dem Hofe, obschon auch über ihm die politischen Wetter der Zeit donnerten, denn Schweden und Franzosen fanden mit ihren Greueln den Weg sogar in diese weltabgeschiedene Gebirgsgegend.

Ein lebendiger Notarius muß die ursprünglichen Erbauer des Gehöftes besetzt haben, dafür spricht die vorzüglich schöne

Das Original. Nr. 1.

Lage desselben. In weitem Umkreise rauscht friedlich der Tannwald; die nahen Berggipfel ragen mit ihren kahlen, felsbrüchigen Schrofen und spitzen Hörnern in die Wolken hinauf, ihnen allen voran der Wendelstein, wie ein Herrscher die Welt zu seinen Füßen übersehend und den Freiheitshauch, der ihm die eigene, verwitterte Brust umweht, als sinniges Angebinde hinabsendend zur Wiege derjenigen, die in seinem Reiche geboren werden. In der stärksten Luft der Freiheit und unter den süßen Liedern, die der heimatliche Wald im Sturmesdröhnen singt, wachsen dort die Menschen auf, groß und kraftvoll wie die stolze Tamme ihrer dunklen Forste.

Ein solches Kind der Berge und des Waldes ist das hübsche Mädchen, das auf der Rückseite des Brandstätterhofs weilt und den Blick der srischen, klauen Augen hinüberschweifen läßt nach dem gewaltigen Berggipfel, der jenseit der Leisach sich als Hohberg reckt und mit seinem reichen Waldbestande weit in die Lande hinausragt. Ein sehnuchsvoller Zug herrscht auf dem blühenden Antlitz der Hochländerin, die kaum mehr als 20 Jahre zählen mag, um den vollen Mund weit der Ausdruck einer gewissen männlichen Willensstärke. In ihr äppiges, braunes Haar schiebt eine noch immer warme Oktobersonne ihr glühendes Gold.

Kuj einmal ruft es aus unsichtbarer Wonnestätte: „Marei!“

7) Marei.

1

„Der Vater!“ stößt das Mädchen rasch hervor und folgt eiligst der Stimme.

Marei war des Brandstüters einzige Tochter und das drittelste von sechs Kindern. Jetzt trat sie in die Bahnhofsstraße, die sich durch jene peinliche Kleinlichkeit auszeichnet, auf welche der Gebirgler im allgemeinen so große Stücke hält. Am blauen geschweiften Absperrgitter sah auf der Wand umziehenden Bank der Hefeisiger, ein Mann in den vierziger Jahren, mit beweglichen, intelligenten Zügen und einer breiten, langen Stirn, die über einen Paar scharfer, blauer Augen schwarze wie ein Jäger Fels ausstrebte; unter der fähig geschwungenen Nase wucherte ein buschiger Schnurrbart, dessen beide Enden in einen Bodenbart einliefen. Kopf und Barthaar waren braun, und letzteres zeigte nicht wenig das salbathische, tiefgründige Wesen, das die ganze Erscheinung des Brandstüters ausmachte. Vor ihm lagen einige größtenteils Quarztonen, die sich als Gezeigerkammungen erwiesen. Der Bauer selbst war damit beschäftigt, ein eben vollenendetes Schreiben mit dem Gemeinbestigel zu schließen, das er in seiner langjährigen Eigenschaft als Rathgeber der bürgerlichen Gemeinde Wörnsbühle mit ebenja viel Geschick als Gewissenhaftigkeit führte.

„Marei, trag das in d' Standaun um zum Emmertbauern“, befahl Schwenkdnner, seiner Tochter das Schreiben einhändigend. „Sag an schönen Gruß und am Sunda sehn ma' uns' scha' beim Schiahet.“

Das Mädchen entfernte sich schweigend mit dem erhalteneu Auftrag. Ehe es das Haus verließ, huschte es in die Vorkammer, nahm aus der Eiertische einige Eier und band sie neben dem Schreiben in ein bereitgehaltenes Lätzlein; dann ergriff sie Marei auf den Weg.

Die „Standaun“, eine auf dem linksseitigen Leisachufer hoch gelegene Bergflache mit einigen großen Einzelhöfen, ist vom Brandstüterhof eine kleine halbe Stunde entfernt. Bald hatte Marei die Thalmund erreicht. Sie schritt über die hölzerne Brücke, unter welcher die hellgrünen, frischen Wasser der Leisach dahinschäumten, und wandte sich hierauf einem links vom Wege gelegenen, dem heiligen Leonhard geweihten Kapellchen zu, in welches sie eintrat. Dieser Heilige steht bei dem altpöyrischen Landvolk als Beschützer in hohem Ansehen, und in manchen Gegenden werden ihm zu Ehren alljährlich feierliche Lantrie veranstaltet, von denen einige, wie die zu Lätz, sogar zu Verkömtheit gelangen.

An den Wänden der Kapelle, in welcher jetzt Marei kniete, lagten zahlreiche Vaterländischen Zeugnis von dem wirkungsvollen Schutz des Heiligen ab. Marei hatte das Lätzlein mit dem Eiern und dem Schreiben neben sich auf die Bank gelegt und betete nun, innigem Herzensdrange sich hingebend, mit ziemlich lauter Stimme:

„O lieber, heiliger Leonhard, i bit' Di um Dein' Schutz für mein' Hiesl. Du woaht's ja selber, er hot a g'hährlich' Handwert, und wie vielleicht kumt a Dam' mein' gual'n brot'n Waad'n betribslag'n. Schau, heiliger St. Leonhard, Du host scha' viel'n bei ar' Raht'n und Ochs'n beiz' stand'n, und a Mensch is ja deneger weit mehr als an unvernünft'g's Tier. I bit' Di sch'!“

Flüchtig verstummte das kindlich einseitige Gebet des Mädchens. Es war ihr, als habe sie eben vor der Kapelle

draußen schleichende Schritte gehört. Sie erhob sich jetzt, ergriff das Bändelchen wieder und verließ den engen Raum. Da sah sie einigen jungen Burschen vor sich stehen. Nicht im mindesten überrascht als dieser Begegnung, sagte sie vielmehr mit einem leichtem Lächeln:

„Nö Du bist es, Lenz, Willst' ebba' a' in der Kapell'n bet'n?“

„Fallest mir ei“, verfecht der Bursche mit wegwerfender Miene. „I hob' Di vom Wirtshaus aus g'seh'n und da...“

„So, vom Wirtshaus aus?“ fiel Marei wie in tabendem Ton dazwischen. „Thaust Du da arbet'n?“

Lenz lachte heiser.

„Na, moast' ebba Du“, sagte er und machte eine Geberde des Trinken's, „s' Stoahebn' is loan Arbet? Und d' Raftkuag' hand' aus Stoa', das moast'.“

„Wenn ma' aber an Arbet amal g'wüdt is, thuat ma' ji leicht“, gab Marei in einem Tone zurück, der weit eher heißend als scherzhaft klang.

Das Mädchen spielte mit dieser Bemerkung geistlich auf die bekannte Reizung des Burschen zum Trinken an.

„Was is 's, Marei“, warf Lenz nun die Frage auf, „hast loan Durst? 's Bettel is warm und 's Bier is gual. Geh, trink amal; i bin bezeug'n herkemma zu Dir, um Di auf an Trand' z' hol'n.“

„So? Rader hätt' Dir den Weg scha' erpar'n sömma“, erklärte Marei bestimmt. „Ert'ns mag i isst loan Bier und gwoat'ns hob' i 's nebbi' hett“, ich muß auf d' Standaun auf.“

Sie warf dem Burschen ein leichtes Kopfnicken zu, um dann ihren Weg fortzusetzen.

„Ist die schaut's amal an, was die für an Stolz hat heut“, spöttelte Lenz dem Mädchen nach, das, ohne auch nur einmal anzusehen, an der nahen Mühle vorbeisritt und sich der Höhe zuwandte, auf welcher die Standaun lag.

In der Mühle war Lenz zu Hause, und der Müller war sein Bettel. Lenz hatte selbst das Mühlenhandwerk erlernt, aber er kümmerete sich weniger um die Mühlesteine, die doch niemand stahl, und das Leisachwasser, welches über das Mählrad, als das Bier, das beim Wirte vom Fass herabfließt.

Lenz wäre in seinem Küstern kein älter Bursche gewesen; er war groß und schlank, der grüne Hut mit dem Gembort und der Reihersfeder am Sonntag stand ihm hübsch zu Gesicht, und die Kniehöl' kleideten ihn auch gut. Aber ein ardentisches Diandl mochte ihn betwegen doch nicht, denn einmal war er ein Trantenbald, und dann war sein sittlicher Lebenswandel durchaus kein blauer.

Auf die hübschliche Marei vom Brandstüterhof hatte der Königsleu schon lange ein Auge geworfen, obgleich ihm das Mädchen niemals noch gezeigt, daß ihr an seiner Reizung etwas gelegen. Das hatte sie ja eben wieder bewiesen, indem sie den ihr angebotenen Trand' ablehnte.

Lenz fühlte diese Niedertrage lebhaft nach; sie und die bissige Bemerkung Marei's bezüglich der gewählten „Arbeit“ des Tranten's schürten seinen Unmut zur hellen Flamme. Zudem er jetzt nach der Richtung blidte, in welcher Marei verschwunden war, huschten düstere Schatten über seine von Leidenschaft durch-

¹⁾ eins.

²⁾ wesenlos, eilig.

wählten Bäume; er benagte in auflockernden Jormgefühle die Unterlippe und preßte einige Laute, die wie gedämpfte Flöte klangen durch die Bäume. Auf einmal schien ihn ein Entschluß zu überkommen.

„Dds muäh i locht sch'n“, warf er vor sich hin, „ob i' weilli auf d' Brandbau geht.“

Dem Worte ließ der Bursche alsbald die That folgen, Nicht in der Nähe des Wirtshauses schlängelte sich ein Fahrweg die benachbete Anhöhe hinauf; ihn beschritt jetzt Lenz, um einige Augenblicke hernach im Walde droben zu verschwinden.

II.

Unterdessen setzte Karei ihren Gang fort. Bald hatte sie den steilen Anstieg überwunden, und jetzt lag auf freier Höhe, mit einem herrlichen Ausblicke auf das tief unten schwebende Thal und die Berggipfel drüben, der Hof des Emmerbauers vor ihr. Sie näherte sich dem stattlichen Gehöft; der Bauer, eine mittelgroße, kräftige Gestalt, bengelte jetzt vor dem Eingange zur Stallthüre seine Sense. Karei übergab das Schreiben und entledigte sich der ihr übertragene männlichen Vöschhaft.

„Is recht“, sagte der Emmerbauer als Antwort darauf, „Gehst nüt a bissei eini zu der Bäuerin in d' Stub'n?“ setzte er hinzu.

„Ob' loa Zeit heut“, entschuldigte sich Karei. „Grääh mit d' Bäuerin sch'.“

Und fort war sie. Der Emmerbauer aber las das Schreiben und bengelte hierauf wieder an seiner Sense.

Karei kehrte den Weg nicht zurück, den sie gekommen, sondern wanderte weiter, immer aufwärts, bis sie sich endlich vom dichten Walde des Hohnbergs umgeben sah. Den Pfad verlassend, schritt sie über Stock und Stein und über die zahlreichen Keulchen, in welchen der Berg seine gurgelnden, frischklaren Bränlein zu Thal sendet in die Kringsch und anderes Gewässer. Bei jedem Tritte fußt, den Karei vorwärts machte, schienen die rothbraun schimmernden Erdtannen, an welchen der Wind so geheimnißvoll flüsterle, an Höhe noch zuzunehmen, als wolle ein Wipfel den andern in höherem Streben nach riesigem Wuchse überbieten. Hier und da leuchtete eine glattschuppige Buche mit ihrer grauweißen Rinde durch das Schwarzgrün des Tannenforstes und aus dem hoch gemölkten Spitzbogen rauschte ein trübender Eiser auf, oder ein Ruffard stieß mit scharfem Pflanze aus den Lüften herab.

Jetzt hielt Karei in ihrer Wanderung an. Sie lauschte mit zurückgepreßtem Aem; sie hörte das Pochen ihres Herzens in der stillen Wildnis des Bergforstes, sie vernahm das geräuschlose Gesäßen der in schwebelnder Höhe sich wiegenden Tannenwipfel.

„Da herum muach der Platz sei“, murmelte das Mädchen vor sich hin und jetzt löste sich ein Lauter, heller Jubelschrei von ihren roten Lippen, der sich viel tausendmal an den Säulen des Waldes brach und endlich lange nachklingend in dem Hauch der Fere zerfiel. Und ehe noch die letzte Klangwelle in der Tiefe des Forstes erstarben war, flog ein Juchzer als Antwort zurück, so kräftig und tolltöndend, daß ihn das Echo weithin über Berg und Thal trug.

Wie wenn die Sonne plötzlich ihren Lichtquell über die Halde gießt, so glänzte es jetzt in Kareis häßlichem Angesichte auf, ein heller Freudenstrahl vergoldete es aufs anmuthvollste.

„Dds ist der Hiesl!“ rief sie in glücklichem Selbstvergessen laut in den Wald hinein, als ob die ersten, schweigenen Bäume sie verstehen sollten. Und Karei kostete weiter im dunkeln Forst, so schnell es der pfablose Eichen und das oft sehr niedrig hängende Astwerk gestatteten. Doch jetzt richteten sich die starren Baumstämmen, und das Mädchen besand sich auf einer freien, abgetriebenen Stelle. Viele Kieselsteine gefüllter Tannen lagen umher, teilweise geschält, teilweise noch mit dem braunen Klebe angethan, in welchem sie der Tod übernacht hatte. Mitten auf der Waldstatt erhob sich eine aus Linden gestricke Hütte, wie die Holzstecher sie bauen. Aber von einem menschlichen Wesen zeigte sich keine Spur.

„Hiesl! Wo bist denn?“ rief Karei, nachdem sie vergebens einen Blick in das Innere der Hütte geworfen.

Da klang es hoch von oben herab in neckischem Tone: „Da bin i, Karei. Stropl aujo zu mir!“

Kasch stieg des Mädchens suchender Blick aufwärts, und sie konnte einem geliebten Schaudern nicht wehren, absehn Reueverschöndere ihrem Körper ein unbekanntes Ding war, als sie zu höchst im Wipfel einer weit über 100 Fuß hohen Tanne eine männliche Gestalt hängen sah, die mit der einen Hand den Stamm umklammerte und in der andern eine blüthende Art hielt. Es war Hiesl, der Holzstecher des Brandstättnerbauern, und — Kareis heimlicher „Bua“.

„Steig aba, Hiesl!“ rief Karei sittend. „Bis aber acht, daß b' nüt ausentzieh'!“ (Verzierung folgt.)

Ein Nürnberger Stückpfeifen.

Von Thomas Birman

Einige Wochen sind verflissen, seit wir die Armees des Landes in kriegerischen Übungen erschauten. Wir fühlten uns veranlaßt, einen Blick noch rückwärts zu werfen, und zu beobachten, wie unsere Väterväter in den Waffenspiele kämpften. Nicht allein die Fürsten und Herren waren es, welche ihre Scharen kampfbereit hielten, auch der Bürger in den Reichsstädten suchte, sich mit dem rauhen Kriegshandwerk vertraut zu machen, um nöthigenfalls den heimischen Herd zu verteidigen. Besondere Sorgfalt wurde dem Schießwesen zugewendet, und reiche Preise und Belohnung dienten als Ansporn. Die Münzgeschichte Nürnbergs gibt uns Aufschluß, welche Bedeutung dem Schießwesen von dieser Reichsstadt beigelegt wurde. Der

berühmte Nürnberger Numismatiker Will zählt im Jahre 1764 nicht weniger als 20 verschiedene Münzen aus Gold und Silber auf, welche zur Erinnerung an Schießen gegeben wurden. Nicht allein der Grovaur weichte seine Kunst der Berceigung des Ereignisses, sondern auch der Kupferstecher Christoph Eimmart hat dem großen Stückpfeifen vom Jahre 1671 fünf prächtvolle Blätter gewidmet. (Wir geben das vierte derselben in Nachbildung.) Diefelben zeigen in ihren kunstverovogen Gruppen den schönsten Anteil, welchen die gesamte Bevölkerung daran nahm; das kriegerische Schauspiel wurde zur Hälfte ein friedliches Volksspiel; neben den donnernden Startanen erklangen wir zierliche Frauen, geteilt von galanten Kavallieren.

Am Estrade drängt sich dicht die neugierige Menge. Über der Batterie schwebt das Bild der Münze. Christian Koler kauf die Medaille. Die Vorderseite zeigt den Prospekt der Stadt Nürnberg zwischen Süd und West nebst der umliegenden Gegend. Vorn rechter Hand ist eine Batterie mit vier Kanonen, deren letzte ein Artillerist eben anzubet. Vor den Kanonen stehen zwei Bälle; linker Hand ist ein großes Felt aufgeschlagen, jenseit des Begünstigten linker Hand ist in der Entfernung eine Scheibe aufgestellt, um welche die Kanonenkugeln herumspielen. Über der Stadt in der Mitte steigt oben der kaiserliche einjoch gekrönte Adler, der nebst Reichsapfel, Scepter und Schwert die drei Stadtwappen in den Klauen hält. Die Rückseite der Münze weist in sieben Zeilen die lateinische Inschrift: Post Deum tutum munimentum (Nach Gott ein sicherer Schutz). Um die Schrift reihen sich die Wappen der damaligen 7 „alten Herren“, der Wäffelholz, Böhlein, Imhof, Baumgärtner, Jüzer, Eßner und Walloner.

Der enigste Reparatör eines nach Neulilien stürzenden amerikanischen Blattes kann nicht geschäftiger die Einzelheiten eines solchen Stückchens zusammenstellen, als es eine vorliegende Beschreibung der Schießfeierlichkeit von Anno 1592 thut. Dieselbe ist zu originell, als daß der Wortlaut den Lesern des „Bayerland“ vorenthalten werden dürfte.

„Ein großes Schießen wird zu Nürnberg mit großen Stücken gehalten 1592.“

In diesen 1592. Jahre, den 30. July wurde zu Nürnberg von einem edlen Rath, dem Jüng-Weißer Hans Kochner befohlen, auch den Nürnbergischen Schützenmeistern und Pächtern-Weißern ein großes Schießen mit denen großen Stücken anzuordnen und zu halten, damit Sie die Bürgersecht, so Lust und Liebe dazu hätten, äßen möchten, mit denen großen Stücken umzugehen und zu schießen; wie auch solches denen 4. Kriegs-Herren zu bestellen, und zu verordnen nach oder Rathdurft ist befohlen worden, und waren diese nachfolgende Kriegs-Herren verordnet;

Herr Christoph Jüzer, Oberster Kriegsherr, Herr Hieronymus Kref, Herr Roriz Jüzer, Herr Hans Ernst Haller.

Diese 4. Herren haben alle erfahrene und verständige Kriegs-Herren alle Sachen zu solcher Kurzweil gehörig, mit guter Ordnung angestellt, und sind erstlich die Handwerker, so geschworne Handwerker hatten, beschildt und ihnen vorgehalten worden, daß sie sich als gehorjame Bürger rüsten sollten, auf den Sonntag, als den 30. July, zwischen 4 und 5 auf der großen Ute ein jedes Handwerk dahin es beschideu war, gerütht zu erscheinen, und das Geschütz, so man zu diesen Schießen brauchen würde, aus der Stadt auf den Schießplatz zu begleiten.

Da nun der Sonntag kam, war gar ein schöner und lustiger Tag, erschienen die Handwerker alle gehorjamsich in ihrer Rüftung, deren bei 5000 und 500 waren; eines Theiles trugen Schladtschwerter, etliche Helleparren, etliche lange Spieße, und etliche Doppelhoden, die waren schön beschildet, und gezieret, mit schönen Fiederbüschen und Feldzeichen, roth und weiß, und waren 10 Jährlin, zogen alle auf den Markt, welcher ganz abgeraumer war, daß niemand darauf seil haben durfte. Da mußten die Beden auf den Obstmarkt und Neelmarkt, die Reisträger auf dem Spital-Kirchhof seil haben.

Als nun diese 10 Jährlin beisammen waren und in Ordnung gebracht, daß ihr allweg 5. in einem Glied gingen,

auch ein jedes Jährlin seinen Hauptmann und Jähndrich hatten, da zogen sie vor das Zeughaus, holten das Geschütz und begleiteten es hinaus zu St. Johannis auf den Schießplatz, zogen über den Markt zum Thiergärtner Thor hinaus. Folget die Ordnung, wie es ist gehalten worden. Erstlich ist Herr Hieronymus Kref, als ein Oberster Feldherr, gar schön und ierlich beschildet, vorgezogen, der hatt vor Ihme herziehend 3 Trompeten, die hatten schöne Feldzeichen an ihren Trompeten, roth und weiß von Doppeltaffet, und 3 starke Schildbungen mit schönen Fiederbüschen auf ihren Schultern, und Schild in den Händen; auch ging einer mit einem bloßen Schwerd vorher, der war auf Ungarisch beschildet; man sahete auch ein solches Pferd vorher, das war gar schön gezieret. Neben und hinter ihm gingen etliche Geschlechters-Edel und Kneben, darunter waren auch des Herrn Krefens seine Söhne, die ebenfalls sehr schön beschildet waren, hatten schöne Musketen, welches schön und lustig zu sehen war.

Das erste Jährlin: Hauptmann: Georg Weßler; Jähndrich: Christoph Tzel.

Unter diesen ersten Jährlin sind gestanden die Metzger, die Messerer, die Schelzer, die Bierbräuer und die Köfner, aber die Metzger haben den Vorzug gehabt, mit schönen Schladtschwertern, Panzern und Feldzeichen, auch schönen Fiederbüchen; die waren gar schön beschildet, und gepuzt mit schönen Weßern und aller Zugehörung.

Das andere Jährlin: Hauptmann: Paulus Böhlein; Jähndrich: Hans Imhof.

Dieser Jähndrich hat einen Schildbungen hinter ihm gehend, gehabt. Unter diesem anderen Jährlin sind gegangen die Wadtschmid, die Fingerhüter, die Kompaßmacher, die Dedweber, die Secker, die Flaschner, die Beutler, die Kestler, die Spärer, die Strigelmacher und Wehlschläffer die waren auch gar schön gezieret.

Das dritte Jährlin: Hauptmann: Erhard Gabler; Jähndrich: Emdreß Schmidmayer der Jüngere.

Unter diesem 3. Jährlin stunden die Rathschmidte, die Rathschmid-Trechsler, die Wägleinmacher, die Gewichtmacher, die Dratzieher, die Messingbrenner, die Beschlagener und die Kleinshmiebe, waren auch schön gezieret.

Das vierte Jährlin: Hauptmann: Hans Raburger; Jähndrich: Paulus Baumgärtner.

Unter diesem Jährlin zogen die Bürstenbinder, die Leinweber, die Schneider, die Sattler, die Kammacher, die Hörner, die Färber und die Zaummacher, die waren auch gar schön gezieret.

Das fünfte Jährlin: Hauptmann: Georg Pömer; Jähndrich: Maximilian Dellhausen.

Unter diesen Jährlin sind gewesen die Kirchner, darunter ging der Rathsherr Matthes Hartmann, der trug ein Schladtschwerd und Panzer; nach dem Jähndrich: die Schlafer, die Uhrmacher, die Bindenmacher, die Adler, die Altzeihen, die waren auch gar schön gezieret.

Darauf folgte das große Beschütz.

Reinlich 7 schöner großer Stuck auf Rädern und haben an jedem Stuck 6 starke Pferde gezogen, und zu beiden Seiten gingen die Pächtermeister und Zimmerleute mit denen Jähndruden und Haden, und zu hinterst nach dem Beschütz gingen die Peuntarbeiter und die Pfisterer mit Fäden, Hauen und Schaufeln, darauf schiedt man zween Krugelwägen, und ein

Bagen, darauf sahete man zween hölzerne Korren und einen Wildemann auch von Holz gemacht. Die gehöret zum Spielen; dann man warf in die Korren mit hölzernen Kugeln zu den Mäulern hinein, und stach nach den Kuglein, welches der Wildmann in der linken Hand hatte, und in der rechten Hand hatte er einen Kolben, da sahete man einen, so nach dem Kuglein stechen wolte, auf einem Wäglein und that einer 3 Stuch mit einem Pfeil nach dem Kuglein, gab einer 1 Kreuzer, und wenn einer nicht recht traf, so schlug der Wildmann mit einem Prügel nach einem, der er samt sich wenden. Es ward auch ein Spiel mit neuen Rechenpfennigen gehalten, auch mit Kugeln und Regeln gespielt; item mit 8 Kuglein in einen hölzernen Oefen geworfen; man warf auch mit Würfeln durch einen Trichter um Jim und um Geld, auch spielte man um schön englisch Jim. Auch ward dem Henschmeister vergolmet, der hat etliche silberne Schauhschillinge machen lassen, darin spielt man mit Würfeln, ward in einem 9 Bagen eingelegt. Es ist auch ein Ochs und eine Sau zu verpielen gewest, und aus dem Bagen, da die zween Korren und der Wildmann ist geführt worden, darauf sah Wolf Emmertling, ein Plattner, der angezogen und ausgefüllt war. Der Bachus sah auf einem Weinsoh, und hatte ein großes Glas Wein in der Hand, und einer neben ihm, der wor in eine Bärenhaut gekleidet, das war des Hofsefers Göggleins sein Bruder.

Das sechste Föhlein: Joh. Krauß; Föhndrich: Joh. Freyer. Unter dieser Föhlein sind gehalten die Goldschlager, die Brillenmacher, die Weißgerber, die Feilenhauer, die Tändler, die Ringmacher, die Stricker, die Ketten schmiede, die Tischler, die Potentostermacher.

Das siebende Föhlein: Hauptmann: David Simon Schundberger; Föhndrich: Hansß Christoph Schewertzein.

Unter diesem Föhlein zogen die Reberschmiede, die Schuster, die Leberer, die Schwakenmacher, die Schwartzblomer, die Rechenpfenningschläger, die waren auch schön geziert.

Das achte Föhlein: Hauptmann: Franz Berner; Föhndrich: Christoph Diercher.

Unter diesen Föhlein sind gezogen die Tuchmacher, die Wirthe, die Boder, die Heileimacher, die Huter, die Plattner, die Harnischpolierer, die Panzermacher, die Nagler, die waren auch gar schön geziert.

Das neunte Föhlein: Hauptmann: Michael Hartmann; Föhndrich: Bernhard Repler.

Unter diesem Föhlein sind gezogen die Beden; die Freyruer, die Leblüdnere, die Müller, die Steinwegner, die Zirkelschmiede, und die Hufschmiede.

Das zehende Föhlein: Hauptmann: Philipp Schärer; Föhndrich: Honuß Georg, Gewandtschneider.

Unter diesem Föhlein hunden die Böttner, die Schreiner, die Rannengießer, die Balkierer, die Scheerenmesser, und die Schalenmacher, die sind auch gar schön geziert gewesen. Es hat auch ein jedes Föhlein seine besondere Spielzeit gehabt, die sind vorher gegungen. Du nun die Föhlein alle sind hinaus auf den Schießplog bey St. Johannis kommen, damit sie den etliche Stunden zugebracht haben, und das Geschütz ordentlich ist gestellet worden, da sind sie wiederum in gleicher voriger Ordnung zum Thiergärtner Thor herein gezogen, und ist also in diesem Aus- und Einziehen ein großes Schießen gewesen, nicht allein von den gemeldeten Bärger, sondern auch von den Thärmen und Posteyn, mit den großen Stucken.

Es ritten auch die Kriegs-Herren, als Christoph Führer, Herr Moriz Führer und Herr Andreas Holler mit etlichen Provisoriu, so neben ihnen liefen, an der Trabanten statt, mit ihren Heleparaten und schönen Felzgeigen (Bünden) roth und weiß, zum neuen Thor hinaus auf den Schießplog, und kamen die Burger, allererst auf den Abend, wie es den Garand schlug, wiederum auf dem Markt, zum Thor herein, zusammen, da ihnen denn durch den Herrn Christoph Führer, mit einer gar zierlichen Rede und Dankagung, in Keysern der anderen drey Kriegsherren ist abgedanket worden: darnach hat ein jedes Föhlein seinen Föhndrich heim in sein Haus begleitet, welche vom Föhndrich mit einem Traud Wein und etlichen Thaleren sind verchert worden. Darnach des anderen Tages am Montag den 3. July sind mit zweyen Trommelschlägern und Pfeifern bei 64 Personen etel Pächmeister allweg 3 in einem Oßed hinaus zum Thor geführt worden, mit ihren Hündrutzeln und Seitengewehren, und etlichen Kufqueten mit schönen Felzgeigen roth und weiß, da gingen der Zeugmeister und der Lieutenant vorher, diese begleiteten 3 Oefen hinaus, nämlich das beste war ein Ochs mit einer schönen doppeltgestofften Deck, die anderen 2 Oefen gehörten darzu zu spielen mit Würfeln. Nachmittag um Vesperzeit hat man angefangen zu schießen, und hat solches Schießen 8 Tage gedauert, nemlich bis auf den Dienstag, als den 8. Augusti. Damals ist hinter der Scheiben ein Bollwerk auferichtet worden, damit man die Kugeln, so man hinaus geschossen, wider hinein konnte. Und wurden die Kugeln zu 5 fl. schwer hinausgeschossen, darzu durfte einer mehr nicht, als 1 und ein viertel Pfund Pulver nehmen, und legte einer einen Gulden ein, und wurden 6 Schuß gethan, man hat auch um die Stüd gekooft, auch ist um den Schießplog eine Mäde aufgeschloß worden, darinnen hat man Essen, auch Wein, Bier und Brod um Geld bekommen können.

Deter Zweyer, so einer 2 Schuß getroffen, sind 4 ge wesen, die hoben den 8. August angefangen zu spielen, und hat Leonhard Heintlein, ein Zimmermann und Pächmeister, das Beste gewonnen, das war der Ochs mit der doppelstesteten Decke. Das andere hat gewonnen Andreas Kinder, ein Niederländischer Tuchfärber, bei dem Hiesiera, das ist ein silbernes, verguldetes Bederlein gewesen, mit einem Deckel auf 15 fl. werth. Das 3 hat gewonnen Georg Müller, der Schmal-falder genannt, ein Wehner, das war ein silber verguldetes Bederlein, von 9 oder 10 fl. werth. Darnach sind noch 53 Schützen gewest, da ein jeder nur einen Schuß getroffen hat, deren hat ein jeder eine große zimmerne Kandel gewonnen, so 3 fl. ist werth gewesen.

Das vierte hat gewonnen Abel Unterholzner, ein Kaufmann, das war auch ein silber verguldetes Bederlein auf 8 oder 9 fl. gewerth. Hernach den 9. Augusti als am Mittwoch, hat man ein Rodschiffen gehalten, da hat der Zeugmeister das Best gewonnen, und hat den Schützen 5 fl. zum Besten gegeben, und darum geschossen worden, aber man hat nur ein Schuß gethan, da hat einer einen halben Gulden eingelegt, und hat zu Kugel und Pulver geben einen halben Gulden. Und Donnerstag, den 11. August nahm solches Schießen ein End.

Inscriptions- und Verse, welche sich auf dem Trintgeschütz, eine Conone vorstehend, befinden, und von dem Andreas Kinder, so die andere Gab gewonnen, gemacht worden.

Zuvörderst um die Mündung herum stehet:

Ein rother Schütz sich nicht lang v'findt,
Thut sein Schuß hurtig und geschwindt.

Etwas weiter hinab ist ein springender Löthz geüßt, mit
der Weiskriß:

Tuß Stuß so ich het in der Hand,
Tusß ist der beste Löthz genant,
Stüßt menden, welscher eil mich will
Nichten, und auß mir stüßet zu viel,
Tusß ist der Kopf vom Pulver mein
Wird schwer, drum schüß mich nur find mein.

Unterhalb des Jänblochs stehet folgendes:

In diesem Schützen gemein vorab
Anders Kinder die andere Wad,
Ist besser, auß dem er diß Stuß
Ist machen kon, weil ihm das Stuß
Schuß geben het, zur selben Zeit,
Er ist, wend trift, soß ihm Weisheit.

Unten ob der Fußverkommer herum stehet:

Erß mich bei Stuß nicht wer dir stüdt,
Ist sey denn vor geladen wieder,
Wenn du den Schuß aus halt v'wendt,
Besinn Tuß nicht lang, gibst weiter besündt.



Ein Stußschützen zu Nürnberg. Nach einem Bilde von G. E. Sinnart.

Unter denen Delphinen stehet geschrieben:

Nis man zält hundertlandert Jahr,
Ist 1000 und neunzig die Johrszahl war,
Zu demselben Tag Zeit allein,
Ein Schützen war gehalten sein.
Nüchle zu Nürnberg in der Stadt,
Mit Billigung eines Edlen Rathes,
Von Hansh Rodner Juchmeyer die,
Mit großen Stücken beschickten sie
Rein selches ist gewest vor dieser Zeit
Die Bürger der Stadt haben bereit,
Oder herrlich, wol geüßet schon
Einst in die sechszehnden Wonn,
Wuß 10 außgeritten Johnen eben,
Die dem Schütz das Glei stüdt geben
Nis auß den Schützling an dem Ort,
Zeit auß, ließ unten weiter fort.

Zu unterm bei den Trauben, so einen Löthz vorstellt:

Wer mich recht sehen will do naten,
Wuß mich vor rein Holz angetunden

In den Besel über den Jänbloch stehet:

Wacht, doch ich mich auß niederunden,
Weil Tu mir wüß ins Jänbloch gundt.

Unter den Laveten stehet zu beiden Seiten:

Wem selches hier pander ist,
Ist nicht geüß, wer selches list,
Kuß sich leben lassen, ist ungenüß,
Zu wem selches, wuß klaus stüß,
Dann ist ein allein nicht ist genüß,
Zu gel'n, drum ist es unweisheit.

Und oben auf der Laveten steht: Christ. Andreas Imhof,
Copist. und der Zeit Commendant und Pfleger des Amts und
Bestung Lichtenau. Darunter ist das Amthofische Wappen und
zu beiden Seiten die Jahrzahl abgetheilt 1638."



Skizzenstudie zum Bild der Plünderung von Palästina. Oben: Die Plünderung des Tempels für den Hofstaat des Königs. Unten: Die Plünderung des Tempels.

Königin Chriemhildis in Passau.

Von Heinrich Leber.

Wenn die Donau Bayern verläßt, da scheint ihr das Schicksal schwer zu werden; aber die Bogen schießen unausfallsam weiter. Wenn eine gütige Fee jene verläßt, welche sie liebgewann, da spendet sie, so erträglich und die Bogen und Wärfen, mit reichen Händen. So wollte es auch die Fee der Donau thun und sie schenkte der Stätte, wo sie aus bayerischem Lande scheiden muß, Liebreiz der Landschaft und Natur, wie sie selten zu schauen. Aber auch, was die Menschenfinder dort erbaut, schmiegte sich wunderbar in das prächtige Stimmungsbild der Natur. Welch herrliches Architekturbild bietet Passau mit dem riesigen Palaste seiner Fürstbischöfe, dem majestätischen Bause seines Domes, den zahllosen Thürmen seiner Gotteshäuser und Kirchen. Der edle Sinn unserer Zeit für das Erbe der Väter hat in den letzten Jahren eines der merkwürdigsten Gebäude der Stadt in neuer Schönheit ersehen lassen. Das Rathaus, um welches Bischof und Bürgererschaft 150 Jahre lang blutige Fehde geführt, wurde einer unmaßlosen Restauration unterworfen, welche der hervorragende Architekt, der Wiederhersteller des Domes zu Worms, der Katharinenkirche zu Copenheim, Professor Freiherr Heinrich v. Schmidt leitete. Der Wunsch des verdienstvollen Historiographen Passaus, des sel. Dr. Erhard, nach einer Restauration und nach Vereinigung der einzelnen Theile zu einem architektonischen Ganzen ist in großartiger Weise in Erfüllung gegangen. Wir werden noch oft auf das merkwürdige Gebäude zurückkommen, das für sich allein eine Wanderung nach Passau lohnen würde. Einen unvergleichlich köstlichen Schmuck desselben bilden die Gemälde, mit welchen es der geniale Maler Ferdinand Wagner, ein Kind der Stadt Passau geschmückt hat. Aus den krassten Zeiten der Geschichte steigt das Bild der Stadt heraus; welche Anregungen mußte hier eine führende Seele empfangen, was konnte sie und schenken, wenn ihr Gott die Gnade schenkte, in Fortspruch zu geben, was sie empfand. Wir wiederholen unser Verprechen, nach einzeln alle Schönheiten des stolzen Hauses zu schildern. Für heute mag unser Blick nur auf der Skizze des großen vom Staate gestifteten Bildes weilen, welches die weltliche Hand des großen Saales schmücken wird. 'Einzug Chriemhildis' an der Seite ihres Oheims, des Bischofs Pilgerin in Passau und Empfang der Königin durch die Passauer Kaufleute. Es ist einer der bedeutendsten Momente in der Geschichte Passaus, daß sein Name aufs innigste mit der Entstehung des Nibelungenliedes, dieses unsterblichen Heldenepos, verknüpft ist. Der große Bischof Pilgerin (971—991) war es, welchem das deutsche Volk die Erhaltung des Stoffes und die Grundzüge zu seinem Nationalepos verdankt, indem er durch seinen Schreiber Konrad den Inhalt der Sage zusammenstellen und zu einer geschichtlichen Erzählung in lateinischer Sprache bearbeiten ließ. „In den Rahmen dieser Erzählung ließ er dann den Roman eines Bischofs Pilgerin von Passau einfügen in so hervorragender Weise, daß er ihn sogar zum Oheim der Burgunderkönigin mochte. Wenn er sich auch damit nicht selbst für identisch mit diesem erscheinen lassen konnte, so konnte er um so mehr diese Identifizierung der Nachwelt überlassen. Und dieser geistreiche Plan ist ihm so vollständig gelungen, daß wir, obwohl der Zusammenhang der Personen

ziemlich lose ist, doch keine Recension des Nibelungenliedes kennen, in welcher die Passauer Episode unterdrückt wäre.“ (Z. Meiß, Alte Passauer in der deutschen Literaturgeschichte.) Die 21. Cantilene des Nibelungenliedes erzählt, wie Chriemhild von Worms zu den Hunnen fuhr.

Die 1323.—1327. Strophe lautet:

1323

Ed si über Tiuonuse kimen in Uverlant
 To wurden ihu manere miken bekant,
 Das ym Hunen siere kienemilt die künegin
 Des irate ihu ihe oheim, ein Bischof der hiez Pilgerin.

1324

In der Not ze Passouze was er Bischof
 Die Herberge manne lere mit ouch des Irsten Hof
 Die lere gegen den Hunen al in Uverlant
 To der Bischof Pilgerin die irinen kienemilt vant.

1325

Sinnu ingesinde was das niht ze leit
 Das sie ir irigen irinen so manze schoene leit
 Die trouete man mit augen der ebeln iriter sint
 Wie irer Herberge gap man den ebeln irigen sint.

1326

Da ze ze Wiedelingen? (sinnu) man in genach
 Das volc man aldenklichen zu ym irren sol
 Wan gap in irerliche die al bederben da
 Die namenz wol mit irren, als tet man irer onbeten od

1327

Tiu irroue mit ir irinen ze Passouze irit
 Es was den burgaren irroue niht ze leit
 Das der irroue irer des Irsten irroue sint
 Sie wart vil wol empfangen von den küneclichen sint.

Wir fügen der Verständlichkeit halber die Uebersetzung von H. K. Jungmann bei:

Am Tiuonuse kimen sie in das Uverlant,
 Da wurde diese irer bald weit und breit bekant,
 Das zu den Hunen siere kienemilt die Königin;
 Des irate ihu ihe Oheim, ein Bischof, der hiez Pilgerin.

In seiner Stadt zu Passau sah er die Fürstbischöf,
 Da wurden lere die Häuser und auch des Irsten Hof;
 Von irte noch den Hunen sinu in Uverlant,
 Die Pilgerin, der Bischof, die schone Frau kienemilt vant.

Es war dem Irgefinde des Bischofs niht zu leit,
 Als sie sie irigen irinen so manze schoene leit:
 Von irer mit augen manne irer iriter irin
 Und irer Herberg gab man den ebeln irigen irigen sint.

In Wiedelingen sah man den Hunen gute irer,
 Es ritt von allen Seiten das Volk auf sie hin;
 Mit gutem Willen gab man, was sie bedarfen dert,
 Die nahmen es mit irren; das irte man so an irer Ort.

Die Frau mit ihrem Oheim gen Passau weiter kam,
 Wo man es bel den Hunen wolc ohne leit vernam,
 Das dertin kimen irere, des Irsten Schwertirine;
 Sie wurde gut empfangen, von den küneclichen irigen sint.

Der Künstler hat den reizvollen Vorwurf in vollendeter Weise zur Darstellung gebracht; er liegt in dem Gemälde etwas des Schwind, Schmutz und Kavalch und dennoch ist es vollkommen eigenartig, die Stadt Passau ist zu dem Besitze des Bildes zu beglückwünschen; wir freuen uns, daß wir mit ihm den dritten Jahrgang eröffnen konnten.

1) Pfantling.

Ein Bettelbunfall und seine Bestrafung.

Von J. C. Molk.

Die Gegenwart ist nervös; irgend ein besonderer Unfall erregt sie, legt sie in furchtbaren Schreden. Die enorme Entzweiung des Bettlers bringt naturgemäß auch eine Reihe von Unglücksfällen mit sich, von denen einzelne allerdings zahlreiche Opfer an Menschen erfordern haben. Aber wie wenig werden diese Zahlen, wenn sie den ungeheuren Massen gegenübergestellt werden, welche täglich bedrückt werden. Der Vergleich zeigt uns, daß es eigentlich lächerlich ist, von einer Gefahr des Reisens zu sprechen. Ja, in alten Zeiten, da war es getreten, sein Testament zu machen, bevor man sich auf die Reise begab. Frau Justitia war in früheren Zeiten eine sehr strenge Frau; wie heutzutage ersieht sie auf dem Unglücksplatze, um nach dem etwaigen Schuldigen zu fahnden. Es dürfte ein schätzenswerter Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte sein, wenn wir erzählen, in welcher harten Weise ein Münchener Flößmeister geprügelt wurde.

Es war im Monat April des Jahres 1660 als 17 fromme Bürger Münchens sich zu einer Wallfahrt nach Wemming, unterhalb Landshut vereinten. Die biederer Bürger nahmen die Wallfahrt etwas bequem, statt des Marsches auf der stäubigen Landstraße wurde die angenehmere und schnellere Wasserfahrt mittels Floß gewählt. Das Jahr 1660 konnte nach nicht das „freie Spiel der Kräfte“ im Kampfe des Gewerbes. Genauere Bestimmungen regelten die Art und Weise des Verdienstes; der Passagier konnte sich nicht nach freien Willen den Fahrern wählen; nach den Satzungen der Flößmeisterinnung wurde pünktlich ein Turms gestift. Josef Fischmayr, Bürger und Flößmeister, war an der Reife. Wohlgemut wurde das Fahrzeug besetzen, die Fahrt wurde ziemlich spät angetreten, denn als das abendliche Dunkel einfiel, und der Aegegruß vom Turm zu Turm ertönte, da befand sich das Floß erst zwischen Freising und Landshut. Die Aegeklode wurde für die Kränkelten die Sterbeklode: Wie es gekommen, erzählt nicht aus den Akten. Das Floß stieß auf einen Damm, neigte sich rasch zur Seite, die Passagiere fielen in die reichende Flut, und kein einziger der 17 Pilger rettete sein Leben; nur Fischmayr entkam, obwohl ihm so viel Rummernis und Elend vorbehalten war, daß der Tod für ihn ein glücklicheres Los gewesen wäre. Eine Katastrophe, bei welcher 17 Menschenleben zu Grunde gingen, würde selbst in der Gegenwart Aufsehen erregen, um so mehr in dem kleinen München von 1660. Tannung und Gerichte bemühtigten sich des unseligen Schiffers. Vergebens beteuerte Fischmayr seine Unschuld, vergebens erklärte er in seiner Verteidigungschrift „vor dergleichen Unfällen mag sich keiner, so experimentirt er immer fahren mag, auf der Hjer sicher und freigeh!“ Die Jüngerossen verbot ihm gänzlich die Schiffsahrt auf Hjer und Donau für unbestimmte Zeit, der Kurfürst verwies ihn des Landes. Das strenge Geheiß hatte dem Armen den Bettelstab in die Hand gedrückt, er zog als Tagewerker in die Fremde; die Ehefrau und sieben kleine Kinder blieben in bitterster Noth zurück. Zwei Jahre wühlte der bedauernswerte Zustand, bis es endlich am 15. März 1662 seiner Frau gelang, zu einem Fußfall vor dem Kurfürsten zugelassen zu werden. Ferdinand Maria sah die Erbarmen; sein mildes Gemüth berechtigt uns zu der

Annahme, daß er sich seinen Gnadenakt in einer andern Form gebacht, ferne der nahezu grausamen Strenge, in welcher noch am selben Tage aus dem Kabinett der kaiserliche Befehl an den Magistrat zu München herobran. Derselbe lautete:

„Unsern Gruß zuvor. Liebe getreue! Wir haben auf Maria, Josef Fischmayers Bürgers und Flößmanns allhie Ehevirthin beschonenes allerdemüthigstes Ansuchen ermellet ihrem Ehemann Inhere Churfürstenthum und Lande widerumben jedoch dergestalt eröffnen lassen, daß selber zwei Jahr in dem Schanzgebäu zu Ingolstadt jedes Jahr zwei Monat auf seine Lasten arbeiten und drei Kirchfahrten und zwar nach Alttötting, Ural und Tumbenhausen berichten, jederorts etliche Messen für diejenigen abgelebten Personen, welche durch seine Jährlichkeit im Flößfahren um das Leben gekommen sind, lesen lassen, auch beten und kommunizieren und solches, daß es geschieht, gebührend bescheiden solle.“

Derwegen wir euch solches zur Nachricht mit dem gedüßigten Befehl bedeuten, daß Ihr besagten Fischmayr in die Schanzarbeit nach gedachtem Ingolstadt, weilen damit bereits ein Anfang gemacht, zu schicken und die 2 Monate für das Jahr darin zu erstrecken zu lassen wißet, auch daß es beschähen er Euch künftig den Schein verweise, allermassen es mit ihm künftigem Jahr auch also zu halten. Vollziehet hieran unsern gedüßigten Willen u. c.“

Der arme Fischmayr unterwarf sich diesen erdrückenden Bedingungen; bei dem im Stadthaus zu München aufbehaltenen Akte liegen noch die Scheine für die geleistete Schanzarbeit sowie die Becht- und Kommunionzettel des Büßers. — Die Zannung war jedoch weit entfernt, mit dem so schwer bestraften Jüngerossen Willen zu fällen; die Flößmeister weigerten hartnäckig seine Aufnahme. Die Schreiven und Gegenchriften zwischen ihnen und dem Magistrat, häuften sich zu Bergen. Die Jünger bezeichnete Fischmayr als Trunkenbold; man kann sich des Schickels nicht erwarten, wenn man die Gegenbetuierung Fischmayrs liest, daß er auf dem Wasser immer ganz nüchtern gewesen sei. Erst nach zwei Jahren beschloß die Jünger, nachzugeben, und am 6. September 1664 machte der weisegeprüfte Meister wieder seine erste Fahrt nach Wien. Mit welcher Freude wird er das Ruder ergriffen haben, das so lange seinen Händen entzogen war. Den oben genannten Akte liegt ein Zeugnis von einem Passagiere bei. Es lautet:

„Jesús Maria.

Ich Unterzeichnetener bekenne hiemit, daß wir 4 Patros am Ende des Septembris oder Herbstmonat des jüngst verflassenen 1664 Jahres und auf dem Floß Josef Fischmayrs begeben haben, den er und sein Sohn Bergl geleitet haben und bezugen kraft dieses, daß er uns durch alle Päß, Reiben und Bräden und andere Ort der Hjer und Thonau glückselig und ohne Schaden angeführt und nachher Wien wohl konzent geliefert habe. In dessen Zeugniß ich mich des untergeschreiben wollen und mit des Ordens Petchsig bekräftigen.

Wien, 24. März 1665.

L. S.

P. Scholster vom hl. Dominico Parfüher Carmeliter.“

Herzog Philipp der Streitbare von Pfalzenburg auf dem Wolfesloß 1542¹⁾.

Von J. Kötter.



An dem Fenster seiner Hütte,
Fast am Teiche Wolfesloß
Liegt in stiller Nacht der Hühner,
Keines Schloß und Schloßmetsers froh.

Sollen Aug's, wie sonst am Tage
Schaut er zu den Wäldern hin,
Kannst nah und fernest ferne
Leben Baum am Ufergrün.

Denn es schilt in Hof' und Tief
Wilden Lichts der Mond einher,
Und der Teich lacht aus den Erden,
Wie ein blühend Silbermeer.

1) Herzog Philipp der Streitbare war geboren zu Brühlberg 12. November 1503, starb zu Neuburg den 4. Juli 1548. Er heiratete im Jahr 1542 vor 11. bis 27. Februar am Hühnerlooschen zu Wolfesloß, einem großen Teich im Randgerichte Burglengfeld, aus, heiratete im melancholischen Stimmung über aus dem Teich und dachte an England, dem woher er im Jahre 1536 Maria, die Königinsochter, als Gattin haben wollte, aber in jenen Hoffnungen gescheitert war. (Graf Heisch's Beschreibung des Rantzaues.)

Totenstill ist Wald und Weiber,
Sich't das Laub der Esche ruht,
Und der Hühner hört nichts weiter
Als den Schlag vom eignen Plat.

Aber nun mit einem Rote
Pflücker's in des Teichs Mitt',
Und ein Hühner schlägt im Takte,
Well' um Well' nach Hühnerzeit'.

Und ein Röhren treidet näher,
Treidet herab die letzte Wahn,
Und aus seinen Hintergängen
Sicht ein kräft'ger Hühnermann.

Ernst und Behmut spricht die Wirt,
Und es hirt der hohle Pfif,
Als froh' er in Wog' und Welle,
Ein verlor'nes schünes Mähd.

Nabe an des Hühners Hütte
Schiff't er stiller, leiser hin,
Und bei matterm Hühnerschlage
Singt er mit trübem Sinn.

Singt verlass'ner Liebe Schwanzen,
Singt ihr Schönen und ihr Weh,
Und es fallen seine Thränen
Wie ein Regen in den See.

Trübe, wie dem trübem Schiffer,
Wird da auch dem Hühnermann,
Und er will hinaus zum Teich,
Woll' mit stiller Tröstung nah'n.

Do erndt aus Steinbergs Schloße,
Wo im Turm der Wirtel wach,
Zwölfmal laut ein Horn ins Weite
Und verkündet Ritternacht.

Und aus Wog' und Well' und Tief
Schwindet Andersschlag und Ton,
Und der Hühner und sein Röhren
Sind wie Nebel weggeschw'n.

Und der Hühner wirt's das Heiser
Schredenbleich und stierend zu,
Trückt sich furchtlos in das Lager,
Sucht für heute besond' Ruh'.

Und im frühen Morgenstrahlen
Zieht er zu dem Schlosse hin
Und erzählt dem Vogte alles,
Was ihm nachts am Teich erschien.

Und der holet alte Bücher
Aus den Schränken, hoch und weit,
Und sieht ihm mit heller Stimme
Von des Herzogs Philipp's Zeit;

Liest ihm, wie dre edle Ritter
Einst gen England freie ging,
Und dort mit der Königinsochter
Froh zu tanzen Ring um Ring.

Wesh, wie er getöufcht allorten,
König's zu der Heimat kam,
Und ihm Schmach nach der Schwänen
All' des Lebens Trostlein nahm.

Wie er drauf voll trübem Sinnens
Gern geschifft auf Wolfesloß,
Und nach seinem frühen Tode
Jammer noch sein Geist hier froh.

Und mit Thränen hört's der Hühner
That nun immer schen und bang,
Hörcher später lied und genue,
Wenn der Herzog wieder sang.

Kleine Mitteilungen.

Bürgerwehrdienst beim Landtage. Die Wiedereröffnung des Landtages veranlaßt uns zu einem Blick auf die früher üblichen Feiertagsferien. Auf den bestimmten Tag wurden alle Stände, eigentlich deren Abgeordnete, in die herzogliche Burg oder Residenz berufen, um von dort aus den Fährten zu dem Gottesdienste in die Fronenkirche und dann weiter in den großen Saal des hildischen Rathhauses zu geleiten. Hier angekommen, setzte sich der Herzog nieder, sprach einige bezügliche Worte und ließ sodann die Propositionen verlesen. Die Propositionen entzupfen den heutigen Thronreden, sie wurden sofort dem Landmarschall übergeben und von dem Landmarschall durch eine Lausrede erwidert. Darauf verließ der Herzog das Haus; die Stände aber blieben bei einander, den großen Ausschuss zu wählen. Die militärische Bezeichnung des Landtages war den Bürgern der guten Stadt Wänschen anvertraut, und es erzielte hierüber der Bericht des hildischen Hauptmanns, Wigal Part, aus dem Jahre 1605, welchen derselbe nach geschickter Abhandlung des Landtages über die Leistungen seiner

Mannschaft an den Majestäten übergab. „Anno 1605 in gehaltenem Landtag als J. hildisch. Durch Herzog Maximilian in Wapern aus Rathhaus gezogen und die proposition gethan, haben 100 Bürger in der Wohnung mit kurzem Überwehen sitzen müssen vom Rathhaus an gegen des Hild's Ed werts zu beiderseits wie ein Gassen Mann an Mann. Als nun die Proposition vorüber gemeß und man abgezogen, fielen die Bürger stückweise auf das Rathhaus hinaufgegangen, darunter 50 so das Los gewonnen, aufeinander gelassen und die propositionen mit dem Spiel zum Stobhous geführet worden. Die andern 50 oder bis auf die Wapergloden zu Nocht verbleiben müssen. Anders Tags unter wäsendem Landtag sind anfangs 50 Mann hienach aber und die mehrere Zeit Wänschen 30 Mann olmeß 3 in ein Wied und zwei Reichthaber neben her gehend früh mit der Sperr auf und zu nocht mit dem Spiel wider abgeführet, denen jedesmal bei dem Stobhous abgedacht worden. So oft nun der Ausschuss auf dem Rathhaus gewest, fielen allwegen an die Rathsbiegen zu beiderseits

von unten aufwärts 20 Mann zu beiden Seiten eingetreit und ange stellt worden und zu jedem Thore ein Befehlshaber als die vornehmsten zwei Bürger aus den Hundten so die Woch jeglichen Tags geordnet, gestellt worden. „Was nun die Herren des Ausschusses anheimbs gegangen, sind die Bürger aus Rathaus gelassen worden, damit sie ihrer Küstungen außer dem Ringtoren und Zeilenmoche von sich gelegt und hernach in der Wirthshaus sich gedrückt. Nach solchem haben sie das Loos gezogen, welcher die Welt zuerst zum Essen beigegeben; doch ist ihnen über 1/2 Stunde nicht mehr vergunnt worden. Und ist allemal ein Befehlshaber bei einer Partei verblieben. Hiernach sind die Küstungen sein ebenfalls auf dem Rathaus niedergelegt worden samt den Schwärzen, darunter alwegen über 3 diejedem eine halbe Stunde verweilt müssen (so unter ihnen wargangen) die andere Bürger aber in der Wirthshaus verblieben. Christliche Kurzweil im Spielen ist unvornommen gewesen, doch das Fechen gänzlich abgeschafft. Den Befehlshabern so täglich oben die Woch hatten müssen, ist jederzeit eingebunden worden, fleißig zu sein und gute Ordnung zu halten und Befehlsheiter unter den Bürgern zu gebrauchen. Dergleichen ist den Bürgern anbehalten worden, in Abwesenheit meiner fleißig zu wachen und die Spitz tapfer zu greifen auch sein behelidentlich zu sein und den Befehlshabern gebührenden Ueberloos zu leisten. Da aber ein oder der andere Bürger selbst nicht wachen könnte, hat er wohl einen anderen Bürger an seiner Statt bestellen oder einen wampornen Gesellen oder Diensthöten schicken dürfen, doch sind die ausgemählte Bürger vor andern zur Woch beiseitert worden, als die sonst die Woch beiseit gemacht und in einem des Tages an 8 bis 10 Kreuzer, nachdes etwa die Kälte gewest, Wochgeld passirt worden.“

Herzog Georg des Reichen Tobesfunde. Herzog Georg der Reiche von Niederösterreich-Landhut, mit dessen Hincheiden 1503 der bayerische Erbfolgetrig begann, hatte gegen einen Better Herzog Albrecht wegen der Erberbschreibung einen so hartnäckigen Pah, daß er selbst im Angesichte des Todes nicht davon lassen wollte. Vergebens stellte ihm sein Reichtrater die nuerstliche Rathenbeitigkeit der Bereizung und Aufstufung vor; selbst die einbringliche Verweise und Ermahnungen seines ihm verordneten Paters schienen fruchtlos. Nachdem aber dieser scharfer Verbiger auf gethame Rede wieder von ihm gegangen, dachte Herzog Georg derselben etliche Stunden nach, ließe endlich diesen Geistlichen wieder beruffen und hiesse ihm im Gemach das Rat halten. Als nun der Priester auf die worte kam, mit welcher das Loos Gottes, welches der Welt Sünden getroffen, um Verdamnung angewandt wird, ließe er sich durch seine Kammerbediente im bette ondrücken, und ihme also sünden das Bildnis des Gekreuzigten Christi darreichen, welches er in die Hand nahm, lästete, an seine von threnen ganz nasse Brust ineinzig druckte und in gegenwert des ganzen Raths und Hoffrats also aufrief: „Zeit, O Christi JESU! werte ich, auf deine Wunde und zu meiner Ewigkeit allen Hoff auf meinem Herzen, und verzeihe allen und jeden insunderheit die mich oder die meinigen mit worten oder wercken beschuldiget oder beleidiget haben. Auch Du wollest ihnen verzeihen und mich samt ihnen in den Schoß Deiner Barmherzigkeit aufnehmen. Vortaus ward er abolvirt und mit dem heiligen Rudtmaß versehen: da er denn eine weile mit lauter Stimme anbdchtig gebetet, selgend den Tobeskampf angetreten, und endlich also beschört, und dannenher fortig, den geist aufgeden.“

Alle Verordnungen gegen das Stuchen und Gotteslästern. Das Schelten, Fluchen, Gotteslästern und Schwören war nachten christlichen Boreitern ein großer Orwel und doch verpönt. Sie strafften es an Leib und Gut, mit dem Pranger und mit Landesverweisung, ja selbst mit dem Tode. In den alten Stadorbnungen finden sich Verbote dagegen schon früh, zu Nürnberg am das Jahr 1290. Damals erließ der Rat daselbst ein scharfes

Verbot gegen das Stuchen und frevelhafte Schwören. Wir teilen es hier, und möglichst an die mittelalterliche Diktion haltend, in einer für unsere Leser vornehmlichen Schreibung mit:

„Es haben gericht (vordarnt) der Schultzeiß und die Bürger vom Rath fleißlich und zur Bekräng aller Ewigkeit und Gutt zu Lob, daß man alle lose Gelegenheit mit Worten lassen soll, und handertlich wolen sie nicht, daß fortan Jemand mehr schwöre bei Gottes Leichnam, bei seinem Haupt, bei seinem Herzen, bei seiner Eut und auch bei andern seinen Gliedern, oder bei anderer Creatur, die man Gutt zur Schmach nemet, noch auch bei den neuen Schwärzen, deren jehnd viele in der Welt sind. Und sie verbieten auch alles unziemliche und unreine Hochen, dessen man sich schämen soll, und sie wollen, daß alle Geschworne der Stadt zu Nürnberg, Rath, Schöffen und Genannte, solche Worte und das Schelten und das frevelhafte Stuchen rügen bey ihren Treuen; und andere Leut, die nicht Geschworne sind, die sollen das rügen bey ihren Eiden, die sie den Bütteln oder des Schultzeißigen Knechten um ihre Bürgerpflicht geschworen haben, und diese sollen den, der also sucht und schwört, pünden um 6 Haller, die halt den Bütteln und des Schultzeißigen Knechten, und halt den Bürger des Raths zur Beförderung an Weg und Seg zu lassen sollen. Und wer sich den Bütteln frevelhaft widersezt, der soll acht Tag von der Stadt vertrieben seyn, ohne Gnade.“

„Auch wollen die Bürger vom Rath: Wer der auch sel, der frevelhaft mit Schwören, mit Stuchen und andern bösen Worten also Unrecht thut, doch ihnen die Buße zu gering dünkte, den wollten sie strafen mit Zungenabschneiden, mit Ohrenabschneiden und mit anderer schwerer Buße, wie sie dann zu Rath werden und die Sache straffen ist.“

„Es sollen auch alle Geschworne, Wörthe und Wirthinen ihre Ewunden bei ihren Treuen an Eides Statt verpfänden, dieses Oesch zu halten und Stucher und Schwörere den Bütteln und des Schultzeißigen Knechten anzugehen.“

„Es wollen auch der Schultzeiß und die Bürger vom Rath alle die strafen an Leib und Gut, die da Reineid schwören; und dann haben sie fleißlich befohlen allen Schöffen auf ihren Eid, daß sie fleißig und sorgfältig seien, wenn sie den Leuten am Gerickt den Eid abnehmen, und daß sie die Leute unterrichten und recht richten. Wer aber der wider, der ihnen darin nicht folgen wolt, und wenn es sie dünkt, daß er unrecht geschworen hat, das sollen sie bringen an die Bürger vom Rath, und diese wollen denn einen solchen strafen an Leib und an Gut. Und sie wollen auch, wenn einem ein Eid auferlegt wird zu schwören, so soll man die Leut an dem Gerickt alle hilfschweigend heilen, um den Eid zu hören und die Eade, für die der Eid gehört. Und der den Eid schwört der soll die Hand also hoch aufheben, daß man diejed überall sehen möge, und daß sich dann Jedermann vor unrechten Eiden hüt.“

Zweihundert Jahre später, im Jahre 1496, erließ der Rat abermals ein Verbot gegen das frevelhafte Schwören. Es heißt darin u. a.: „Wit den Allmächtigen zu Lob seyn und gebieten unsere Herrn vom Rath, daß Niemand höher oder frevelhaft schwören soll bey Gott, bey aller Lieben Franzen oder dergleichen, und daß auch Niemand eine unziemliche Gotteslästung übe. Denn, wer dagegen thäte, den wolt ein Rath darum an den Pranger stellen oder mit Knuten ja der Stobt hinausschlagen lassen.“ Und sollten solche Schwüre und Gotteslästung gar frevelhaft und groß seyn, so wolt ein Rath einen solchen an Leib oder Leben strafen, wie er je zu Zeiten nach Gehalt der Verhandlung zu Rath würde.“

1) Jörg Käfer, ein Wessinghäger, wurde im Jahre 1408 wegen frevelhaften Schwörens eine halbe Stunde an den Pranger gestellt und dann auf drei Weilen aus der Stadt verbannt.



No. 2

Verkauft wöchentlich jeden Sonntag nach dem Buchhandel oder durch Bestellungen zum Preise von M. 2.— Die bei Cassini bezogen werden. — Bei einem jährlichen Bezuge kann die Zahl aber bei Verlangensstellung auch ein Vierteljahr betragen.

3. Jahrgang 1892.

D' Mari vom Brandstättlerhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer modernen Begebenheit erzählt von Otto v. Schöning.

(Fortsetzung.)

Auf diese Worte hin setzte sich der Burche in der schwindeligen Höhe droben in Bewegung und kletterte mit einer Ueberraschung, als habe er „Eintrag'stisch“ gefessen, wie die Bergler von einem tüchtigen Kraxler sagen, an dem Stomme herab, unablässig begleitet von den Augen Mari's, die den teuern Steiger am Fuße der Tanne erwartete.

Mari hatte ihren Hiesel gerade bei einer der schwierigsten Arbeiten eines Holznechts angetroffen, bei dem sog. „Daxstümmeln“; so bezeichnet man das Abhauen der Daxen¹⁾ oder Nadelstämme. Um nämlich zu verhindern, daß beim Fällen der ungefähre Stom mit seinen breiten Ästen andere Bäume beschädige, wird er vorher seines Wipfels und seines Astschmuckes beraubt. Zu diesem Zwecke steigt der Holznecht, mit harschen Steigzigen an den Fäßen, am Stamme empor. Bei jedem Schritte graben sich die Stähleren, an den inneren Knöcheln befestigten Spitzen in die Rinde, und so klettert der Wadler hinuuf, mit der Linken sich an den Stamm festend, in der Rechten das schneidige Beil. Ist er oben angelangt, so schwingt er den Stoß gegen den Wipfel, und stöhnend und fauchend stürzt das Haupt des Riesens zur Tiefe, wohin ihm die übrigen Glieder, die Äste und Zweige, rasch folgen.

In der Zeit ungefähre, welche zur Beschreibung dieses Vorgangs erforderlich ist, hatte der gewandte Hiesel seine Kletterarbeit bewerkstelligt, und nun hante sich seine mächtig hohe, schräge Gestalt vor dem Mädchen auf, das den Hiel an dem von Gesundheit tropfenden, hüßlichen Gesichte des Holznechts weidete.

„Grieh Di Gott, Hiesel.“

„Grieh Di Gott, Mari. Du kommst auso zu wie?“ sagte der Burche in freudiger Ueberraschung schweigend, und sein leuchtendes Auge versenkte sich mit dem Empfinden stillen Glückes in die geliebten Züge.

„Mei Vater hat mi auf d'Brandan aufgeschickt, und da hab' i mir druck, i muoh d' Beleg'heit bewu'n“, antwoetete Mari. „Wie geht's Die denn, Hiesel? Denst dengert manchmal an mi?“

„O mei' Deandl!“ rief der Burche mit hoher Wärme und drückte das Mädchen innig an sich. „der gang' Rodberg hat nüt so viele Bom, als i hent' scho' an Di denkt hab'. Wenn i in aller Herrgottsfröh aufsteh', denk' i an Di, kein Arbeit' denk' i 'n gang'n Tag an Di und wem i mi auf d' Nacht hüßlich müad ausse Heu teg', denk' i no' amal an Di. Bist du nüt g'ried'n?“

Mari nickte lächelnd mit dem hüßlich geformten Kopfe.

„Und i mach's g'rad' so“, gestand sie trennherzig, und leichtes Erden schimmerte dabei auf ihren Wangen. „Du bist mei' ader'ger Gedonk'n, Hiesel. Dit muoh i mi j'ammern, daß meine Leut' nüt mief'n; i bin manchmal so zerkren bei der Arbeit, wenn i an Di denk', Hiesel.“

Der Burche verset in städtischen Sinnen. Wie ein Schatten fuhr es über seine Stirn. Ein harter Seufzer kündete seiner gedachten Eichenruft.

„O, mei' Mari“, sagte er, fast betäubt. „wo wied dös au' außgehn mit uns zwoon? Wenn Dei Vater dahinter kommt...“

¹⁾ Daxen, vom lateinischen taxus, Eibenbaum.

Zur Bezeichnung. Nr. 2.

„Geh', Hiesel, plag'n ma' und iszt nit mit solcheu Gedank'n", suchte das Mädchen den Geliebten anjzurichten. „Überloß' ma's unsem Herrgott. Laß und iszt von ebb's andern red'n, b' Zeit is foitbar und i muoß g'ien' wieder surt, der Vater sammt sunst Verdacht schöpfa. Schau, lieber Bua, da bring' i Dir a paar Car; schlag Dir i' aus heut' auf d' Nacht und laß Dir 's Carischöl recht schmeda."

Sie behnigte ihm das Bündelchen mit dem Eiern; dankend trug er es gleich in seine nebenan befindliche Hütte. Die Gabe war ihm ein willkommener Zuwachs zu seinen bescheidenen Speisevorräthen.

„Und iszt psüt Di Gott, guater Hiesel", sagte Marei, „i muoß mi schida, daß i schnell hoamfimm."

Hiesel schlang den Arm um den Leib der Geliebten, ein Tausch warmer Kisse, und das Mädchen erlitt schnellfüßig, wie ein Reh, von dannen. Kaum aber war sie den Augen Hiesel's entschwunden, als aus dem benachbarten Tannenbischel ein höhnisches Geschlächter, wie der Kexle eines Kobolds entsprangen, aufstieß. Marei hörte nichts mehr davon, Hiesel aber stieß einen dumpfen Laut peinlicher Überraschung aus.

„Was is dds gwen?" rief der Wurdse mit suchendem Blick. „Dds muoß i ankafriag'n, und wenn der leidhasti Satan dahinter steht."

Mit einigen gewaltigen Schüben stürzte Hiesel auf das Dickschloß los. Jetzt stand er, kräftigen Armes das Geßiß teilend, mitten im grünen Nadelgewirr. Wie ein Spätlaub suchte er vom Strauch zu Strauch. Es war, als habe ihn ein böser Waldgeist „verbleckt" ¹⁾ und sei dann verschwunden. Aber der Wurdse ließ nicht ab von Späßen.

„Da muoß ebb's" ²⁾ sei", rebete er laut und im Straßtone vollster Überzeugung, „und find'n muoß i n."

Hiesel presste vorwärts. Auf einmal blendete ihn ein von der Seite einfallender dunkler Schatten. Hißschnell warf der Sucher den Kopf hinüber; der Rücken eines Mannes wurde sichtbar. Mit einem grimmen Schrei fuhr Hiesel auf das Versted los.

„Hab' i Di?" rief er und streckte schon den Arm nach dem Unbekannten aus, als dieser den zwischen die Schultern gezogenen Kopf aufrichtete und in die Höhe schmeßte.

„Du bist es?" stog es von den Lippen des höchlich erstaunten Hiesel.

Es war der Kankleng, den er vor sich hatte.

„Ja, i bin's", antwortete der Wurdse, der sich in seiner Verlegenheit zu einem ungeschickten Lächeln zwang.

„Was schreibst denn Du da herob'n umanand im Holz wie a Juchö?" fragte Hiesel und musterte den Müllerenz mit einem durchbohrenden Blick. „Schau'st ebb'a nach'm Emmerbauern seine Gooß?" fügte er dann mit leisem Spott hinzu, welcher ausdrücken sollte, daß Hiesel, weil der Emmerbauer die auf diesem von ihm gepachteten Jagdgrunde zahlreich vorkommenden Rehe scharzwiege seine Weiden zu neuem pflanzte, den Wurdsen im Verdachte des Wilderweises habe.

„Dds geht Di nit an, maß i im Holz thuu", versetzte Lenz gereizt. „An Bam suoch i mir aus, wenn's es grad weilt'n muoß't."

„So? an Bam!" höhnlachte Hiesel, um die lobenscheinige Ausrufe des Lenz zu würdigen. „I moan, den Bam kenn i."

„Moußst ebb'a, i bin a' so a Spreanzler und Brandtschmeder wie Du?" rief Lenz. „Ja, 's Brandtschütter Marei..."

„Geh in dei' Nühl, Tagdiab, und arbet", fuhr Hiesel fochend vor Zorn an. „Bei mir da hast nit verlor'n und nit i' suoch, verbleßt mi?"

„A Tagdiab bin i?" schrie der andere, und der Grimm sunfsette ihm aus den Augen. „Dds Wort sollt b' mir bööh'n. Deu' no' ergäh i' m Brandtschütter, woos er für'n saubren Holzschmedt hot, der lieber Schloßholz ralp'lt anstatt Bam unschlagt. Mir bir's, Du bist b' längst Zeit beim Brandtschütter Holzschmedt gwen!"

Das war eine schlimme Drohung, und Lenz der geeignete Mensch, sie wahr zu machen. Hiesel begriff wohl, und es war ihm jetzt, als müßte er sich auf den Verächter werfen und ihn erwürgen. Aber die Klingebot raunte ihm zu, mit einem versöhnlichen Worte das verhängnisvolle Unheil abzuwenden, und Hiesel, ebenso geneigt zum Frieden, als er heißblütig war, wollte schon den Mund aushun zu einem läderlichen Spwuch, da traf sein Blick aus ein hochhaftes Geirinen in Lenzens Gesicht. Jetzt war's geschehen um die Verführung!

„Hant, elender!" schreuberte Hiesel bekennt seinem Leidigen zu, „wenn's an Verächter spiel'n müß, nacha thuu's! Aber unser Herrgott sei Dir gnädi, wenn 'm Marei ebb's Lood's g'schieht."

Lenz antwortete mit einem lauten, furchen Lachen.

„I mag Di nit anrüh'n", sagte Hiesel, dem Lenz einen verachtungsvollen Blick über die linke Schulter zuwerfend, „Du bleibest mir sunst in der Hdand."

„No wart nur, Hiesel!" leuchte Lenz zitternd vor ohnmächtiger Wut und brüllte sich langsam ins Gesicht hinein. Den tiefenstarren Holzschmedt anzugreifen getraute er sich nicht.

Lenz war fort. Hiesel schreie zu seiner Arbeit zurück, die er höchst misgünstig wieder aufnahm. Sein Jannere war hitzmissig erregt. Weniger die Sorge um seine eigene Person, als um Marei bedrängte ihn quozvoll. Wenn der Müllerenz den Schurken spielte, und das war mit Sicherheit anzunehmen, dann kamen für das Mädchen schlimme Tage. Hühwondner war ein strenger Mann, er war ein stolzer, reicher Bauer und überdies im Besitze einer eisenharten Kopfle, den eine sechsährige Solbatenzeit feinezwergs weicher gemacht hatte. Hiesel wünschte, daß ihn der Brandtschütter, bei dem er seit zwei Jahren aus Holzschmedt auf dem Hochberge arbeitete, wo derselbe einen ausgedehnten Hochwald besaß, sofort und nicht auf die freumblichschte Weise entlassen würde. Ein solcher Ausgang erwarbete das Liebesverhältnis, welches der arme Holzschmedt und die Brandtschütter Marei seit etwa einem Jahre geschlossen und als stilles, süßes Geheimnis hüteten.

Hiesel's Herz blutete, das Gehirn pochte ihm, aber sein Arm litt nicht untern Schmerz der Brust. Redlich wollte er seine Pflicht thun, so lange er in des Brandtschütters Dienst schuß. Und als es Abend wurde, und vom Westen her die Goldstut der sinkenden Sonne herrinjströmte in die Waldnis des Hochbergforstes, da lag auf der Wadstlatt, wo Hiesel mit den Holzgießen rang, eine Tannenleiche mehr, all' ihres Schmutz entkleidet, mit dem sie vor kurzem noch unter den stolzen Wärdern geprangt.

Mit einem Trank kalten Bergwassers und ohne den gewohnten Imbik warf sich Hiesel todmüde in seiner Hütte auf's Gru. Draußen ging ein feierliches Abendrauschen wie ein

¹⁾ ausgeblüht

²⁾ jennad

Segensspruch des Alpengeistes durch die Tannen, ein Vöglein zwitscherte im Halbschlummer, dann zogen die milden Lüfte am Himmel auf, und die Mondfichel wand ihr silbernes Geflecht um die schwarzen dankten Wäpfel und um die seligen Steinen der Berge. Irrendlich schwebte der kalte leuchtige Glanz des Nachtgestirns über der grauen, verwitterten Fäße, in welcher Hiesel schlummerte und träumte — mitten im heiligen süßen Waldesfrieden. Doch hoch! Ein hoher Gekrurr steigt auf in der Ferne. Stärker rauscht's durch den Forst: es ist als schäure er in sich zusammen vor dem unerschütterlichen Begurzel des Rahtvogels.

III.

Am nächsten Tage kam etwa um die zehnte Morgenstunde der Müllerleuz auf den Brandstättcherhof. Beim Eintritt in die Stube fand er Marei zugegen. Arglos, aber kurz gemessen erwiderte sie den Gruß des Burschen. Sie ahnte nicht, welche Absicht seine Schritte hierher lenkte. Lenz hätte jetzt das Mädchen lieber nicht gesehen; er fühlte sich durch ihre Gegenwart benagt, und mit gepreßter Stimme fragte er daher:

„Wo is denn der Brandstätt'?"

„Im Hofstall hint'n", lautete Mareis Bescheid, und damit war's zwischen den beiden abgethan. Lenz drückte sich zur Thüre hinaus; drauf glaubte Marei leichter zu atmen. Jetzt vernahm sie von außen her des Burschen Stimme:

„Brandstätt'er!"

Mit diesem Ruf auf den Lippen trat Lenz aus dem Wohnhaus in die daran stehenden Stallungen, wo er den Bauer auch richtig fand. Tann nahm er ihn abseits, und eine geraume Weile redeten die beiden zusammen im Flüster-tone, so daß man nichts ergattern konnte. Auf des Brandstätt'ers lautiger Stimm wachsen diese Furchen und brüteten bräunende Schatten, und seine strappigen Brauen stießen fast zusammen.

Zwei Stunden nochers erschien der Bauer beim Mittagessen; mit ihm Weib und Kinder und Gefinde. Der Oberstuch betete vor, des Brandstätt'ers Stimme grollte wie ein jenes Donner in den Stimmengang der Rahtpeter hinein.

Bei Tisch tauschte alles Red' und Gegentred' aus, der Bauer jedoch öffnete den Mund nur für Köffel und Gabel, und mit seinen Augen starr er fast den Boden der Suppenschnüffel durch.

Eßenszeit war vorüber. Die Diensthoten entfernten sich. Da hieß der Brandstätt'er die jüngeren Kinder sich wegheben, seinem Weibe aber und der Marei befohl er, zu bleiben.

„Wei", redete er zu der Bäuerin in einem strengen Tone, „sieh Di an, Du muoßt nach Kloantief'ntal!"

„Was is's denn mit Dir, Ma'?" fragte die Brandstätt'erin stannend und kopfschüttelnd. „Hast scho' nig g'red't beim Eß'n und laßt . . ."

„Nagt aber red' i", unterbroch Gschwendiner seine Ehehälfte, „Du muoßt 's Marei nach Kloantief'ntal bringa, und dort muoßt i' bleib'n, bis ihe der Bergwind b' Labobgedank'n aus 'm Hirn blas'n hot."

„s Marei Labobgedank'n?" rief die Bäuerin mit weit-aufgerissenen Augen. „Dös glaub i außs erstmal un nit; dös war ja dengert hellischot aus!"

„Mare", wandte sich der Brandstätt'er an seine Tochter, und unerschämlich hart klang seine Rede, „Dei' Maanta moant, Du bist a Heilige; erdhst ihr die G'schicht, Dei' Labob'schicht, woost, mit'm Brauner Hiesel!"

„Wu'm Hiesel, unserm Holzschneht?" brauste die Bäuerin auf. „Marei is dös wahr? Raha pod' nur glei auf der Stell' Dei' Soch' j'samm, i will Di nimmer im Hous hab'n!"

Ein anderes Mädchen wäre bei solcher mütterlichen Rede höchst wahrscheinlich in's Knie getrocken, hätte mit Theänen um Verzeihung gebeten und reuenvoll Besserung gelobt. Aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und der Stamm war hier nahe genug. Marei war sonst eine brave Tochter, allein sie hatte etwas von ihrem Vater gerit, daß sie von vielen ihres Geschlechts unterschied — und daß war derselbe Hartkopf, wie er dem Gschwendiner auf die Schultern gewachsen war. Man mochte diese Eigenart des Mädchens loben und rügen, so oft und viel man Lust hatte, Marei wurde darum keine andere. Ihr Kopf war wie das heiße Eisen; je mehr man dieses schweiß, desto härter wird es.

(Fortsetzung folgt.)

Die Teufelsmauer.

Von Hugo Arnold

Wälenweit dehnt sich hochstämmiger Forst, dämmeriges Hohl, dunkel herrscht unter der dichten Wölbung der ineinander sich drängenden Wäpfel. Weit ab von den Wohnungen der Menschen wandelt Du verlorne Fohde, die nur zuweilen ein äugendes Reh kreuzt. Es schießt nicht vor Dir, denn kaum jemald hat ein Verfolger es gesehnt — so selten verirrt sich selbst der Jäger in den Frieden des Waldes. Da zieht eine breite demooft Linie vor Deinem Auge über den Boden hin, bald hoch bis zu Deiner Brust, bald sinkend bis zu Deinem Gürtel oder Knie; so breit, daß Du drei- und viermal die Arme klastert, um sie zu messen, und lang, so lang sich dehnt, daß beim vornwärts und rückwärts suchender Blick kein Ende zu erspähen mag. Scharf begrenzte Linien vermogst Du nicht zu erkennen, schwelendes Raos und Geslechte hat sie nulleidet, und trotzdem siehst Du deutlich die

Wasse sich einen Walle gleich abheben vom Pöfster des Bodens.

Fort und fort ununterbrochen zieht die endlose Linie über die Hebeungen und Senkungen des Geländes; erst un-durchdringliches Dickicht hemmt Deinen Schritt. Du siehst zur Seite aus durch lichterdes Gehölz, und hinter dem unpassierboren Tann findest Du dieselbe Linie wieder. Pflöglisch fällt der Boden jäh ab im Sturze, ein Thal thut sich auf, und durch die frischen Matten seiner Säfte mündet sich ein hellklippendes Gewässer — da verschwindet die Linie; aber drüben am jenseitigen Ufer, wo der Fong in sanfter Wölbung mählich emporsteigt, da wüchst sie wiederum aus dem Boden, die wohlbekanntn, ungestalteten Formen zeigend. — Scharf abgesehenet endet der Wald, freies offenes Feld nimmt uns auf, an der wallartigen Linie ist keine Spur mehr vorhanden,

nur ein hochrückiger Stein bildet in gleicher Flucht die Fortsetzung, und wo am Stöße der Bauer den Pfahl wendet, da bleibt er an Steinlagern hängen, die ihn beim Klären ärgern, so daß er in jedem Fehlschlag und Herbst das angriffene Zeug in seinen Hof nach Hause trägt und Vorrat sammelt, den er gut gebrauchen kann; erst vor einigen Jahren hat er eine altertümliche Stiebelwand mit darauf aufgestellten Steinen errichtet und stattdess aufgemauert. Nur muß er sich hüten, nicht in des Rothbärs Grund im Sommerfelder zu geraten; denn der läßt gar sorglos die Grenze, welche der steinige Zug zwischen dem Eigen der beiden bezeichnen.

Abermals führt Dein Fuß in schattigen Wald. Vergeblich suchst Du die wallartige Linie wieder; wohl schiebt ein erhabener Streifen am Boden hin, aber das überwuchende Gebüsch und die Büszeln der Bäume lassen sie nur schwer erkennen. Wenn Du Dich jedoch löst, so sieht Du nun scharfe Kanten; und gewahrt ist einmal die Schichten einer sorgsam gefügten Mauer, und Deine suchenden Hände entdecken in den flachen überbrennten Ripen und Spalten verwitterten Mädel. Unwirschhaft hebt es sich vom Felsboden flor und deutlich ab: Du hast ein Gebilde von Menschenhand vor Dir, eine wahrhaftige Mauer! Du siehst auf der Teufelsmauer!

So weist das Volk heute die Grenzmarke, welche ehedem jahrhundertlang zwei Völkern von einander schied. In seltener Bewunderung haben die Urväter einst vor dem Werke, dessen Großartigkeit unheimlich auf ihr noch empfindendes Gemüt und abschreckend auf ihren Sinn wirkte, und weil ihre eigenen ungeschulten Hände das Bauwerk nicht zu bilden, ihre plumpen Künstler den Plan dazu nicht auszuüben verstanden, so wählten sie als dessen Uebernehmer niemand andern zu nennen, als den gewaltigen Fürsten der Unterwelt: der Teufel selbst mußte das Werk errichten und ausgeführt haben. Sein Name haftet ja an vielen andern Schöpfungen altertümlicher Vorzeit oder an räthselhaften oder auffälligen Naturgebilden, z. B. an Teufelskugeln, Teufelskellen, Teufelsmäulen, Teufelsbetten, Teufelsjochen, Teufelskirchen u. s. w.

Doch nicht der höllische Unhold hat das Werk geschaffen; Krieger waren es, die Soldaten der Kaiser im weltbeherrschenden Rom.

Über fast dem ganzen damals bekannten Erdball schwebten die Fittiche ihrer Adler. Wo die Wogen des Atlantischen Ozeans an die Felsenküsten Britanniens branden, wo der Euphrat seine gelben Wasserflüssen durch ein weites Thal wälzt, wo der Nil mit schäumenden Katarakten durch Felsenengen bricht, und wo im Sonnenbrand der Sahara wüste das Leben erlischt: da standen die Wörten des stolzen Imperiums, und innerhalb ihres Vorkreises erstreckte sich das Reich der Cäsaren. Nur im Herzen Europas waren alle Unterjochungsversuche gescheitert am jugendkräftigen Volke der Germanen, obgleich römische Heersäulen auf wiederholten Zügen über die Weiser bis zur Elbe und in das Innere des Böhmerlandes vorgezogen waren. Jedemal wurden sie wieder zur Umkehr gezwungen, und dauernd sollte ihre Fuß niemals Herrschaft auf deutsche Erde.

Da beschloßen die römischen Herrscher, von den Plänen abzusehen, nach deren Wirkungen es wohl hundertmal kaum wohl ein deutsches Volk geben und deutsche Laute klingen würden. Der bisherige Angriff auf die Germanen verwandelte sich in die Abwehr derselben, und es wurde notwendig, den

Schutz des Römischen Reiches an den Grenzen systematisch zu organisieren. Alles, was die Römer unternahmen und einrichteten, trägt einen bis heute unerreichten Stempel der Großartigkeit, selbst die Engländer, die Beherrscher des modernen Weltreiches, sind ihnen in gewisser Beziehung nur nahe gekommen; großartig ist denn auch die Anlage des römischen Grenzschutzes. Die Einrichtung derselben geschah nach denselben Grundsätzen im ganzen Reiche; geringe Änderungen wurden nur durch die besonderen Verhältnisse der einzelnen Provinzen veranlaßt, und die Stärke dieses Grenzschutzes ergab sich nach dem Maße der Gefahren, welche das betreffende Gebiet bedrohten.

Wie vom Anfange der Geschichte bis in die Gegenwart hinein war der Grenzschutz ein zweifacher: ein lebender, durch den Arm tapferer Krieger, und ein künstlicher, durch den Wall steter Wollwerke. Mit Ausnahme der Kaisergarde der Prätorianer, welche in der Residenzstadt Rom garnisonierte, stand die ganze, einige hunderttausend Mann zählende Armee die weitgedehnten Grenzen entlang in größeren oder kleineren Trümpfen auf der Wacht. Diese Art des Grenzschutzes bezeichnen wir mit dem Namen des Kardonsystems; doch entspricht sie den Verhältnissen des großen modernen Krieges nicht und nur Frankreich hat eine ähnliche Grenzverteidigung, allerdings in moderner Stille, geschaffen. Längs der ganzen Grenze des Römischen Reiches nämlich lagen an wohlausgewählten strategisch wichtigen Punkten auf die Entfernung von einem halben oder ganzen Tagemarsch die mit tiefen Gräben und hohem Walle umgürteten, mit festen Thürmen besetzten Kastelle, hinter welchen oder in Wäde deren große Trümpfen die Mittel- und Stützpunkte ganzer Landabschnitte und Gebietssteile bildeten. In letzteren stand eine Besatzung von einigen tausend Mann, meist eine Legion oder wenigstens eine starke Abteilung derselben, während die Kastelle in Friedenszeiten nur von einer Kolonne Fußvolk oder einer Ma Reitertruppe (beide je 500 Mann zählend und außerdem Bataillon oder Kavallerieregiment entsprechend) besetzt wurden. Im Kriegsfalle trat dazu noch das Aufgebot der bereits verabschiedeten Veteranen und der wehrpflichtigen Ansiedler, welches füglich mit unserer Landwehr und dem Landsturm zu vergleichen ist, und selbstverständlich je nach Bedürfnis eine entsprechende Verstärkung durch reguläre Truppen.

Wo der Wasserlauf von Strömen und Flüssen einen geeigneten Abschnitt bot, benutzten die Römer einen solchen als Grenze: den Rhein von der Mündung der Pfel in die Zuybersee bis Rheinfels oberhalb Andernach, den Main zwischen Donau und Willtenberg, die Donau von Staubing oberhalb Weltenburg weit nach Ungarn hinob bis zum Einflusse der Drau und eine gewisse Zeit hindurch, bis eine Vordringung der Grenze erfolgte, auch die Rös und den Redae von Comstatt abwärts bis Gundelsheim. Dort jedoch, wo ein Strom nicht ausreichend sicherte, oder wo ein Gebiet eines solchen überhaupt entbehrte, legten sie künstliche Schranken an, Wall oder Mauer, womit sie den Landstrich zu Schutz und Trutz umfriedeten: in Britannien den Flußwall zwischen dem Fritsch of Elbe und dem Fritsch of Forth (Wolgog und Einburg) und eine Strecke weit dahinter den Hadrianwall zwischen dem Solwayfritsch und der Invermündung, die Wälle zwischen Donau und Theiß, den Wall in der Dobrußja und den großen Grenzwall

gegen die Germanen, welcher sich vom Rhein bei Rheinbrohl in zwei Arnen bis zur Donau, Stauning und Staudacker gegenüber, erstreckt.

Der erste Arm, der nach dem zu schirmenden Gebiete der rheinische oder germanische Grenzwall (limos) und bei den Anwohnern der „Pfahlgraben“ heißt, umfließt den Taunus und die Rheinebene, wendet sich dann südwärts dem Main zu, begreift diesen Fluß auf der bereits oben genannten Strecke von Hanau bis Wittenberg in sich und läuft dann — von einer kleinen Biegung abgesehen — in schärferer Richtung nach Wittenberg bis Pfahlbrunn bei Vorch an der Aems, nördlich vom Hohenstaun. Die Länge desselben beträgt 368 Kilometer. Er ist ein mächtiger Erdwall, an welchem die Castelle unmittelbar liegen.

Der zweite Arm wird der rätische Grenzwall genannt, weil er der Provinz Rätien zur Tcheidung diente, und er gerade bei im Volkssprache die „Teufelsmauer“ oder mitunter auch gleich dem rheinischen Grenzwall „Pfahlgraben“ oder „Pfahl“. Er setzt im rechten Winkel bei Pfahlbrunn an den rheinischen Grenzwall an, zieht hinter der Wein und vor der Aems in nordöstlicher Richtung bis zur Wärsch südlich von Tinkelsbühl; anweit des Dorfes Wöschersoth erreicht er den bayerischen Boden. Von der Wärsch weg wendet er sich in einem großen flachen, nordwärts auspringenden, aus mehreren geraden Linien zusammengesetzten Bogen mit dem Scheitel bei Gungershausen um die hochragenden, weithin das Land beherrschenden Warten des Hesselberges, des Spielberges, der Gelben Birg und der Wilsburg herum, welche nahezu in einer Flucht von West gegen Ost sich reihen. Im Rottenbacher Forste nimmt er dann eine südöstliche Richtung an und läuft in nahezu gerader Linie über Rippenberg zur Donau, die er zwischen Hienheim und Stauning erreicht. Wälsch Du, lieber Leser, den Zug der Teufelsmauer ganz genau verfolgen, so biete ich Dir, die folgenden Blätter des topographischen Atlas vom Königreich Bayern anzusehen: Tinkelsbühl, Weihenburg, Dietfurt und Ingolstadt. Die Strecken der Teufelsmauer, welche über der Erde noch sichtbar sind, sind dort durch Zeichnung hervorgehoben, und die fehlenden, nicht mehr über dem Boden vorhandenen Teile lassen sich leicht ergänzen und verbinden, wie es Rektor Othenschlager in seiner Schrift: „Die römische Grenzmauer in Bayern“ gethan hat. Ich will dazu die Orte nennen, durch welche die Teufelsmauer zieht, oder welche in geringer Entfernung hinter ihr liegen, und sie mit deutschen Buchstaben schreiben, ebenso jene, welche nicht allzu weit vor der Teufelsmauer gelegen sind, diese aber durch durchgehogene Buchstaben kennzeichnen. Sie sind: Wöschersoth, Wilsburgstetten, Weilingen, Wörnitzbofen, Unter-Wittelsbofen, Dähren, Ammelbrach, Hammerhöfen bei Dambach, Kleinleuselnd, Gungershausen, Fridensfelden, Gumbelshalm, Dorobrunn, Zollmühle bei Ellingen, Dinnersfeld, Fiegenstall, Rohrbach, Burgsalach, Raitenbuch, St. Egibi, Peterabach, Erkershofen, Hinzstetten, Pfahlbrunn, Rippenberg, Welbesser, Tendendorf, Jant, Steinendorf, Ober-Zandendorf, Söllern, Altmannstein, Dogenhüll, Raumerhalm, Hienheim, Hoderstedt.

Die Länge der „Teufelsmauer“ beträgt 174 Kilometer, wovon 115,5 Kilometer innerhalb der blauweißen Grenzpfähle liegen. Bei der Betrachtung des Zuges der Teufelsmauer ergibt sich auf der Karte das Bild einer neuzeitlichen Befestigungs-

form, einer Position, deren Flanke jedoch hier nicht rückwärts gebogen, sondern ausgereckt und vorgezogen sind. Und weiß wir hiernit auf das militärische Gebiet geraten, so kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß militärische Gesichtspunkte für die Anlage der Teufelsmauer maßgebend waren; freilich will ich mich dabei recht kurz fassen und mich beflehen, nicht in der Sprache des Strategen, sondern allgemeinsprachlich die Sache darzustellen.

Die Teufelsmauer darf nämlich ebensovienig wie ihr Zwillingenbruder, der rheinische Grenzwall, für sich allein betrachtet werden, sondern nur im Zusammenhange mit ihrem Vor- und Hinterlande. Wie der Rhein für die römischen Provinzen Gallien und Germanien, so bildete die Alpenkette für das eigentliche Herz des römischen Reiches, für Italien, den besondern Schutz. Um den Wall der Alpen und die ihn durchbrechenden Pässe vollständig brechen zu können, mußte das Alpenvorland von den Römern in Besitz genommen werden, und da ergab sich als eine von der Natur vorgezeichnete Grenze die Donaulinie. Weil diese aber in ihrem oberen Teile schwer zu verteidigen war, und aus weiteren strategischen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, die Grenze hinüber an den Mittelrhein geleitet werden mußte, so war die Verschiebung der militärischen Grenze über die Donau geboten, und brühen die Gestaltung derselben durch das Gelände selbst vorgezeichnet. Demnach wurde als der eine Endpunkt der Altmann, der Strickhof der Schwäbischen Alb, gewählt, als der andere der Eingang der großen Welterburger Donauflucht, von wo ab der Strom wegen der Beschaffenheit der Ufer und wegen Verstärkung seiner Wassermassen durch die Zuflüsse vom Altmühl, Rab und Regen als ein schwer zu überschreitender Graben galt. Die weitere Gestaltung ergab sich durch die Notwendigkeit, die Grenze auf die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau vorzurücken, die oben bereits genannten Hochwarten des Hesselberges, Spielberges, der Gelben Birg und der Wilsburg wegen ihrer Fernsicht hinter sich zu nehmen und zwei gefürchtete Einbruchstellen ins Binnenland dem germanischen Feinde zu verkrümmen: Die Ebene des Ries, als Sammelplatz für die deutschen Heerhaufen und Einbruchbecken durch das Wörnitz- und Isartal ins Herz Rätiens und zu den Alpenhöfen, und das Remthal, als unalien Völkerspaß zu den oberen Rheinlanden und ins Innere Galliens. — Den Rückhalt und die Basis für die Teufelsmauer bildete aber die Donaulinie.

Wollen wir senach einen Vergleich mit der modernen Befestigungskunst gebrauchen, wie es im Zeitalter der eisenflatternden Staatterüstung und allgemeinen Wechrsicht wohl angänglich und allerseits verständlich ist, so stellen die Alpen den Hauptwall Italiens dar, das Alpenvorland das Clacis, die Donau einen das letztere umspülenden Graben und die Teufelsmauer einen diesen vorgelegten festen Zaun aus Stacheldraht.

Der Zaun war wörtlich sehr fest. Die Teufelsmauer war nämlich, wie Ausgrabungen neuerer Zeit erwiesen haben, eine Mauer wothdurchdachter Bauart von ungefähr 1 bis 1½ Meter Stärke und mag beiläufig 2 Meter Höhe gehabt haben; vor ihr lag noch, wenigstens auf einzelnen Strecken, ein Graben. Zur unmittelbaren taktischen Verteidigung diente sie nicht, war auch dazu nicht eingerichtet, wohl aber hatte sie den Zweck, die Grenze scharf zu markieren, deren

Überschreitung sowohl durch einzelne Personen, wie durch größere Scharen zu verhindern, den Verkehr in das Ausland und aus demselben auf bestimmte Punkte zu leiten und ihn unter Kontrolle zu stellen, sowie die Erhebung der Zölle zu regeln. Wegen dieser militärischen, politischen und finanziellen Zwecke wurde sie von stehenden Posten bewacht, die

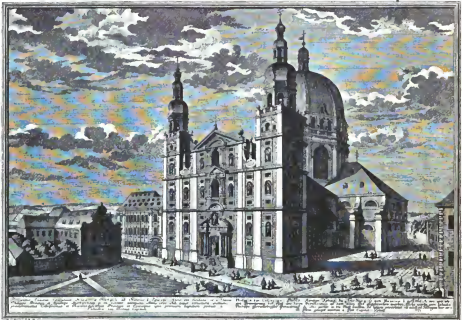
in der Stärke von vielleicht 4 Mann in Türmen dem Walle entlang und unmittelbar an demselben untergebracht waren. Diese Türme sind in Sicht- und Rufweite 700—800 Schritt in der Regel von einander entfernt, mitunter mehr, mitunter weniger, je nachdem die Übersichtlichkeit des Geländes dieses erfordert oder gestattet. (Zitat folgt.)

Ein Petersdom in Würzburg.

Zum 200jährigen Jubiläum vom Stift Haug.

Nur von Ost oder West, von den Bergen im Süden oder Norden gegen Würzburg kommt, dem fällt unter der

Im Jahre 1399 zerstörten die Bürger 30 Kanonikshäuser, den Kreuzgang, das Kapitelhaus, die Kellern und



Stift Haug in Würzburg.

großen Menge von Türmen, Kirchen und monumentalen Gebäuden, welche aus einem grünen Baumgürtel über die minder hohen Straßenfronten sich erheben, ein mächtiges Bauwerk mit phantastischen Türmen und einer stöhn empotrogenen mafelähnlichen Kuppel auf, welche an den Petersdom in Rom erinnert. Es ist das von Bischof Heinrich I., Grafen von Rotenburg 997 gegründete Stift Haug, das Stift auf der Haug (= Höhe), weil es ursprünglich auf der Höhe zwischen den von Osten kommenden Bächen beim jetzigen Wohnplatz ge- standen war.

Die Lage des Stiftes war keine günstige; es reizte durch seine Schutzlosigkeit die häufig gegen die Bischöfe empörte Bürgerschaft zu Angriffen und hatte auch den ersten Anprall der Feinde von außen zu erdulden.

Käster, die Kellereien und Speicher, so selbst die Stiftskirche, deren Altäre, Bilder und Schnitzern gerührt wurden. Der Einfall der Schweden (1631) brachte dem Stifte den Verlust seiner sämtlichen Habseligkeiten und Verwüstung der Wohnräume und der Kirche.

Als die Eroberungen dieses Krieges die Neubefestigung der Stadt nötig machte, wurde das alte Stift samt seinen zahlreichen Gebäuden für die Chorherren, Bürgerschaft, Schule und Dienstleute einlach niedergeworfen. Der Fürstbischof wollte den Chorherren als Ersatz die Morienkapelle anweisen, aber die Bürger widersetzten sich dem so energisch, daß derselbe den Bau einer neuen Stiftskirche anordnete und den Italiener Antonio Petrali, der aus der Schule der Nachfolger Michel Angelo hervorgegangen war, mit der Plan- und Ausführung

beauftragte. Am 26. April 1670 wurde der Grundstein gelegt, 1687 wurde die Kuppel durch drei schwere Gewölbetürme gerüstet. Die Einweihung erfolgte am 5. August 1691 durch den lausitzbischöflichen Fürstbischof Johann Gottfried v. Guttenberg.

Der eben erwähnte Vorfall mit der Zerstörung der Kuppel hat eine Sage erzeugt. Petrius soll mit dem Teufel einen Vertrag gemacht haben, um das löstlichste Werk fertig zu stellen. Als die Kuppel vollendet war und einfügte, glaubte der Baumeister sein Ende nahe, er schwang sich auf sein Pferd, und Hof und Reiter saß man niemals wieder. Die Baurechnung ist aber bis auf den heutigen Tag nicht bezahlt. In der ganzen Geschichte ist nur der Einsturz der Kuppel wahr. Petrius baute hier noch sein eigenes Haus (Steinm-Haus am Markt), die Mönche (jetzt Sanderschulhaus), den Rosenhof (jetzt Präsidentenpalais), die Stadtbesichtigung u. o. Er starb hier im Jahre 1701 und wurde mit hohen Ehren in der (nun abgebrochenen) Kreuzerkerkirche (am Polzeigebäude) beigesetzt.

Unter den Mitgliedern des Stiftes befanden sich zu alten Zeiten Männer von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, welche in der Literaturgeschichte mit Achtung genannt werden, z. B. Michael Suppan, erster Dekan der philosophischen Fakultät und 1682 Rektor der Hochschule, Joh. Klop. Bartel, † 1771, der Gründer einer deutschen Rationalschule, A. J. Zahermann, Bischof von Mainz und Weihbischof, † 1802 und der um Frankens und Würzburgs Geschichte hochverdiente Franz Oberhär, † 1831.

Zur Zeit der französischen Invasion bethätigte das Stift einen großen Patriotismus, öffnete seine Häuser zur Einquartierung und opferte mit den übrigen Stützern als erstes seine Schätze, um sie in der Mönche „pro patria“ (wie auf den darausgeprägten Tholen stand) zu Gunsten der Staatskasse

ausprägen zu lassen. Seit 1803 dient die Kirche als Pfarrkirche. Die Häuser der Oberherren, welche die Strohhofe und Teufelsthorströße (jetzt Rathhofstraße) einnahmen, wurden an Private veräußert.

Die Kirche ist ein mächtiger Prachtbau mit einer breiten, hohen Front und vier hervorragenden Giebelungen, die bei aller imposanten vornehmen Ruhe außerordentliches Leben in die kalten Massen brachten. Die kirchliche Grundanlage des Werkes ist die italienische Renaissance, im Innern zum Barockstil übergehend. Wirt schon der äußere Kaskid überaus schön, so thut es noch mehr die innere Ansicht. Die hoch aufragenden Längengewölbe des in Kreuzform ausgeführten, durch große Holzbogenfenster erleuchteten Tempels, welche in einer fügen geschwungenen Kuppel ihren Abschluß finden, werden von Eßverlagern getragen, die bei aller Würdigkeit der Massen doch schon verjagte, tierische Feinen und Kapazität elegant aussehen.

Die meisten Altarblätter sind von Oswald Othner, einem Holländer; die Abbildung der 14 Heiligen und die Enthauptung des Johannes im Chor der Kirche sind von Adam Remel. An der äußeren Ostseite der Kirche, wo die sich früher der Kirche angeschlossen, befindet sich ein von Urlaub in Thüningersheim gemaltes, leider ganz verwohlenes Kolorisgemälde, die Himmelfahrt Christi darstellend. Die Statue Johannes des Täufers über dem Hauptportale ist ein Meisterwerk Ruveros. Am 31. Mai 1808 nachts traf den ersten Sturm der Kirche ein Blitzstrahl, entzündete ihn, und trotz der angelegentlichsten Bemühungen brannte das ganze Holzwerk bis auf den Mauerrest ab.

Unsere Abbildung entstammt der Künstlerhand des kurfürstlich mainzischen Hofingenieurs Salomon Kleinert. Ein im Jahre 1740 erschienenen Prachtwerk über Würzburg steht bis heute unübertroffen da.

Der Fischertag von Memmingen.

Mit tiefem Schmerze verzeichnet der Kulturhistoriker die Thatfache, daß die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts von einer fast mochniigen Sucht befallen waren, das Poetische und Schöne im Volksleben zu zerstören, die alten Sitten und Gebräuche auszurotten. Es ist um so erschrecklicher, wieder zu beobachten, daß wir, die Kinder der Gegenwart, klugen Söhnen gleichen, welche begreifen, daß hier eine verschwenderrische, unheilvolle Vernichtungslust der Väter gut zu machen sei. Wohl ist es spät, und nur spärliche Reste sind es, welche dem Untergange entziffen werden konnten, aber, eben aus diesem Grunde ist es jetzt und überall mit lebhaftem Besalle, mit wahrer Sympathie zu begrüßen, wenn irgendwo ein alter Brauch, ein altes Fest zu neuem frischen Glanz und frohem Leben wieder erweckt wird. Und mag es sein, in welchem Gau, in welchem Kreise nur immer, ein Fest sei es für das ganze Land!

Die alte Reichsstadt Memmingen — die Veier des „Bayerlandes“ kennen sie durch Wort und Bild aus dem Kriege, welchen 3. Groß ihr im 2. Jahrzehnte des „Bayerland“ widmete — sah vor wenigen Wochen ein Fest in besonders prächtigem Gepränge so zu sagen neu entstehen; ein Fest, das, seinen Ursprung viele Jahrhunderte zurückleitend, mit seiner lauzigen und ausgelassenen Fröhlichkeit als bedeutungsvoller

Feiertag in das sonst harmlose und stille Leben der ewigen und fleißigen Bürger eintritt. Das Fest ist „der Fischertag“; es gehört zu den mondulenden Festen, da es nicht an einem bestimmten Datum, sondern am jeweiligen Mittwoch nach St. Bartholomäusfest gefeiert wird. An diesem Tage gewährt der Reich der Bürgerrechte der Stadt Memmingen das freie Recht; am Reichthum des Stadtbosches teilzunehmen, welcher hierbei zum Zwecke der Reinigung und Verschärfung erneuert ausgefacht und abgelassen wird. Die Festlitter fliegen, daß bei den Bohlen ungezählte Loufende verstimmen, ihre bürgerlichen Rechte auszuüben; der „Fischertag“ von Memmingen kennt keine Soumfeigen, obwohl die Ausübung des Rechtes mit großer Körperlicher Anstrengung und nicht unerheblichen Strapazen verbunden ist. Wenn wir nach Herkunft und Entstehung des Festes forschen, so wollen wir uns hierbei der geschickten Führung des am Memmingens Geschichte hoch verdienten Herrn Hauptkolombus-Verwalters J. Groß anvertrauen.

Der Fischertag weist uns altgermanische Zeiten zurück, als letzter Nachklang der Feste, welche unsere heldnischen Vorfahren nach vollendeter Ernte dem Boten feierten. — Der Mittwoch war der ihm geweihte Tag. Die Glaubensboten, welche in Deutschland Wälder die Botschaft des Heils brachten,

mühen, der Gemüthsart des Volkes entsprechend, mit großer Gewandtheit die heidnischen Götterdäue und Feste in das Gebiet des Christentums hinüberzuleiten, und nicht ohne Abſicht erſcheint zur Zeit der alten Erntefeſte das Feſt des hl. Apoſtels Bartholomäus, deſſen Name mit Vortold, dem Nebenamen Watsons, eine günſtige Ähnlichkeit zeigt.

Wir finden daher allenthalben an den verſchiedenſten Orten Feſte und fröhliche Zusammenkünfte, welche in dieſe Zeit gelegt ſind. So findet an mehreren oberbayeriſchen Orten in derſelben Woche Fiſchhausſehr ſtatt, wobei die Ortsbewohner das Recht haben, alle Fiſche zu fangen, die dem eigentlich zur Fiſcherei Berechtigten nicht ins Netz gegangen ſind, allerdings nur ſoweit es ihnen mit der Hand gelingen mag.

Von anderen Feſtlichkeiten wären zu nennen der vormalige Jahrtag der fränkischen Hirtin in Rothenburg an der Tauber, der Fohlenmarkt zu Oberſtim bei Ingolſtadt und der Gültmoosmarkt bei Abensberg, bei welchen allerlei luſtiger Schabernack geübt wird.

Die Fiſche ſpielen in Memmingens Chronik eine ſehr bedeutende Rolle; die Stadt benutzte ſie mit Vorliebe zu Geſchenken. Bei Götterreien u. Feſtmählern prangten ſtets zahlreiche Schüſſeln mit leckeren, ſchwachhofen Fiſchen aller Art. Als 1461 Herzog Ludwig von Württemberg nach Memmingen kam, ſchenkte ihm die Stadt ein halbes Fuder Fiſcher Wein, 14 Eſche Haber und für 10 Gulden Fiſche;

1487 und 1488 werden die Herzöge Wolfgang und Chriſtoph mit Wein, Fiſchen und Haber beſchenkt, 1489 erhielt Herzog Otto von Württemberg 24 Kannen Wein, 4 Häberlein Fiſche und 2 Eſche Haber und Herzog Chriſtoph 12 Korpen und Hechte, 16 Kannen Wein und 30 Viertel Haber. 1485 am 22. Juli kam Kaiſer Friedrich III. Die Stadt bereichte ihm außer 1 1/2 Fuder Wein, 20 Waller Haber und Ochſen noch 150 Stück Fiſche, Korpen und Hechte und außerdem Fiſchen und Forellen. Und als im Jahre 1494 der König und ſpättere deutſche Kaiſer Maximilian I. mit ſeiner Gemahlin kam, beſchenkte man ihn mit Wein, Haber, 3 Ochſen und 150 Stück Fiſchen, der Königin gab man noch beſonders ein Fuder Wein, 2 Wagen mit Haber, 2 Ochſen und 100 Stück Fiſche.

Der heute vielfach angeſandete Poſten der „Ehrungen“ ſpielt in den Budgets der alten Reichsſtädte eine ſehr wichtige Rolle. Die Beſchickung und Bewirtung beſchränkte ſich nicht allein auf Potentaten und Souveräne, ſondern auch Grafen, Ritter, Patrizier und ſonſtige angeſehene Perſönlichkeiten, welche bei einer Reiſe die Stadt beſuchten, empfingen von der Stadt ald Geſchenk Wein und Fiſche. Auch bei den Hochzeiten der vornehmen und hochvermögenden Patriziergeſchlechter erſchienen

der Magiſtrat mit Geſchenken, und in der Stadt „Schenkſbüchlein von 1558—1628“ finden ſich öfters Hochzeitsgeſchenke von 20—30 Kannen Wein und etlichen „Zubertin“ voll Fiſchen.

Die Stadt und ihre Stiftungen trugen auch eifrige Sorge für geſchickte Zucht und Pflege. Zahlreiche Weiher beherbergten Korpen, Hechte, Forellen, Aſchen, Kuthen, Brachsen, Schleien und die minderwertigen Fiſche, ſog. Speiß in großer Menge, in der Naeh und den ſüdlichen Quellbächen der Umgebung tummelten ſich Forellen und Aſchen von vorzüglicher Qualität. Die Stein- und Edeltreibe Memmingens waren bei den Feiſchweckern ſehr berühmt. Der Stadtweiher wurde 1748 zum letztenmal geſicht, dann ausgemefſen und zu einem Grabboden gemacht. Er brauchte 11 Tage zum Abkajnen, und wurde z. B. 1707 mit 1918 Korpen, 500 Hechten und 500 Brachsen beſetzt. Allgemeine Volksbeluſtigungen waren mit der jebermaligen Fiſcherei verbunden. Jeder Bürger erhielt der Sache nach einen Karpen, und die Fiſchherren veranſtalteten den



Der Wagen der Herrn. Aus dem Feſtzuge von Memmingen.

den Fiſchen eine „gute“ Rahtzeit beim „Wohn“. Sehr bedeutend waren die beiden Friedenſtauer Weiher, Eigentum des Unterhospitals.

Jeder derſelben brauchte zum Abkajnen 14 Tage und Nächte. Sie wurden von drei zu drei Jahren abgeſicht. Die Verwaltung des Spitals rühte zu dem viertägigen Fiſchen mit einer Ausrärtung aus, welche für einen Feidzug gerichtet hätte. Das war ein Wohlleben

und Braſſen auf Rechnung der Stiftung! Eine „Generalnotiz“ für das Friedenſtauer Fiſchen im Jahre 1717 rechnet für Verzehrungegegenstände und damit Zusammenhängendes dem Hospitale 219 fl. 50 kr. auf; dazu kamen die Verzehrunge an Fiſchen. Zunaehſt wurden an die drei Bürgermeiſter, die zwei Weheimen, die Unterhospitals-Pfleger, den Stadtkomman und die Spitalbeamten, bevor ſie ſich auf den Weg machten, 40 Korpen zum „Verſuchen“ in die Stadt geſchickt, und nach der Fiſcherei an ſämtliche Honoratioren der Stadt und an die Beamten und das Gefinde des Spitals 400 Korpen und 200 Hechte „verreicht“. Den Austrägerlohn zahlten nicht die Beſchickten, er wurde der Stiftung aufgetrieben. Die Herren mit dem Boßp hatten ein ſehr weites Gewiſſen, ja, ſie gingen ſogar ſo weit, daß man für Weiher, welche wegen ungenügender Beſchicktheit des Waſſers oder wegen nachſchlägigen Betrictes unlohnend geworden und daher aufgeloffen wurden, aus den Geldern der Stiftung den Honoratioren für die frühere „Verzehrung“ Geldentſchädigungen fortkajhlte. Ein häßlicher Schottenſtreif aus der „guten, alten Zeit!“. Stadt und Unterhospital beſaßen etwa 34 Fiſchweiher. Wenn man in Betracht zieht, daß das Oberhospital (Kreuzherrenkloſter) und das Kartäuerkloſter in Würzburg ihre

eigenen Weiber hatten, ebenso die benachbarten Gutsherrschaften, so kann man sich eine Vorstellung machen, wie ausgebeutet noch vor 100 Jahren die Teichfischerei betrieben wurde, und welche Bedeutung der Fisch, insbesondere Karpfen und Hechte, für die Volksernährung hatte.

Die Weiber sind verdrängt, der Fischenhausener Fischzug, die äppige „Kollation“ beim Sechtedöwicher u. s. w., sie gehören der Vergangenheit an, nur der „Fischertag am Stoddbach“ hat sich gerettet. Er existiert noch lustig und fröhlich, und sein Glanz und Prunk übertrifft heute die Gasterei und Festlichkeit der Fischherren von ehemals. — Sein alte Herkunft, seine Eigentümlichkeit als merkwürdiges Volksfest geben ihm das Recht, eine ausföhrliche Schilderung in „Bayerland“ zu

Kinder und Frauen bergen grüßhätig am Ufer die Reute; dazu lärmende Geschei und Getöse, der vorherrschende Ruf „Hd, hü“ bietet dem Sprachforscher kein Schwierigkeiten. Er ist als einfacher Notruf zu erklären. Die Tat des heutigen Jahres bestand darin, daß ein vom historischen und künstlerischen Standpunkte aus trefflich arrangierter Festzug sich der Verherrlichung Remmingens von einst und jetzt widmet.

Nun hat von der Schwertschmidt Usm gelernt; aus ihrem imposanten Münsterzug entspringt die Anregung zu dem Feste Remmingens. Usm kann sich gratulieren, ein so verständnisvolle Schülerin gefunden zu haben. Der Zug hat sich einen Platz in der Chronik Remmingens verdient. Wie wir die älteren Blätter derselben kopierten, so müssen wir auch das



Stammkarte aus dem letzten Jahrhundert. Gruppe aus dem Remminger Festzug.

finden. Dabei waltet nur eine Schwierigkeit, in den engen Raum der Zeilen die überreichen Eindrücke zu pressen, welche der Beschauer des Festes in diesem Jahre empfing. Muß sich nicht schon die Feder gewaltsam Holt gebieten, um nicht gleich zu Beginn ein unmaßstabes Gemälde der reizenden Lage Remmingens zu geben, oder der Stodt selbst, dem Bilde behaglicher Wohlhabenheit und Zufriedenheit. Die Feder würde nicht die Feder brauchen, um die ergößliche Augenweide zu schildern, welche die hartende Menge bildet, die am Fischertag von frühester Morgenstunde an am Ufer souert und des Glockenschlages harret, der das Frischen zum Beginn des Fanges gibt. Kaum zittert der erste Klang durch die Luft, erfolgt ein einziger Sprung, und schon sind Hunderte von Männern in die Flut gesprungen und heißen mit allen möglichen Fischgeräten nach den finsten Forellen, welche der Stoddbach in reicher Anzahl und respektabler Größe birgt.

legt Blatt vom 26. August 1891 berücksichtigen. Die erste Gruppe des Fuges war ein keckes Improvisat, eine launige Improvisation: eine alte, alte Sage in modernster Ausführung. Die sieben Schwaben verfolgten den bekannten Hosen, Hufe und Schwaben lauschten auf hohen Stohkrößen, blühenden Velocipeden, einher. Dieser „verlorenen Schor“ folgte der offizielle Zug, zunächst der Wagen Reptuns, des Oberherrschers der Fluten, dessen schuppige Goben heute jede Nütze erfreuen sollte; dem Reptunwagen folgt ein Wagen mit einer Fischgrühte, welchem Mädchen und Knaben, allerwärts kostümiert, mit Fischgerätschaften voranschreiten. Die Gruppe des Wagens ist wirkungsvoll und lebhaft arrangiert. An sie reiht sich der Wagen der „Remmingen“, in ihrer Hand ruht ein Neurtrost mit Ähren und Hosen umwunden, eine sinnige Andeutung der Quellen des Wohlstandes von Remmingen, des Handels, Gewerbes und Ackerbaues. Eine schmucke Reitergruppe zeigt uns die Zunft

der Stadt in wehrhafter Rüstung. Der Nogaturn, welchen die Erweiterung der Stadt schon längst in Trümmer legt, ist in genauer Nachbildung wieder erstanden; hinter seinem Bogen marschieren die braven Stadtkrieger aus dem letzten Jahrhundert, zierlich gewappet und frisiert, das wohlgeflochtene Zöpfchen im Nacken, während am dem Haupte eine blecherne Grenadiermütze blüht und den Kriegern ein martialisches Äußere verleiht. Ein oberflächlicher Beobachter könnte den nächsten Bogen als überflüssiges Schaustück betrachten, ein Zeitgenosse, vorzüglich südamerikanische und asiatische Länder. Leuchtende Federn und Blüten und ein Wald von Hopfengärten umgürtet im grünen Kranze die Stadt; sie dürfte daher nicht ärgern, auch der Ceres, der Göttin des Ackerbaus, einen Bogen zu bauen. Häßliche muntere Blumenmädchen und Schmitzerinnen mit Schürzen, Wabeln und Garben schreiten dem Bogen voraus; wir konnten und nicht verlogen, ihn imilde zu beugen. Ist er doch ein sprechendes Zeugnis des Kunstgeschmacks, welches in den Bewohnern der Stadt lebt. Sie sind auf sich selbst angewiesen, kein Berufskünstler ist zur Hand, welcher rätend und leitend zur Seite stünde. Um so ehrenvoller ist die Erreichung des Zieles. Ein kleiner hübscher Amor krast den Erntemorgen, inmitten dessen in purpurem Gewande Ceres thronet, bei den alten Griechen und Römern die Vertörperung des Ackerbaus und der bürgerlichen Ordnung. Eine vorzügliche molerische Anordnung zeigt der Bogen der Jagd mit der speerschwingenden Diana.

Die Gewerbe eröffnen die zweite Abteilung des Juges. Tuchmacher, Orberer und Webger in fleißiger Tracht hantieren emsig auf ihren Weben. Die Zeiten des Schlaraffenlandes sind gekommen; denn die Webger werfen die gefertigten Würstchen ohne Bezahlung unter das Publikum. In heftigen Streite kumpft die Jugend um die ledere Beute. Eine Schaar tropziger Landbesitzer und jugendlicher Trommler schreitet vor einem stolzen Reiter, einer pyrischen Remminger Figur, vor dem „Remminger Rau“.

Der Name ist für die meisten der Leser ein Rätsel; weshalb sollten wir die Erklärung verlangen? „Der Remminger Rau“ oder „Mond“ ist eine harmlose Rederei, die, wie Groß so richtig bemerkt, ein Sinnbild der gemüthlichen Heimatliebe aller Remminger ist. Eine Remmingerin sei in eine benachbarte Stadt zu Besuche geladen worden; als nun am ersten Abend der Mond sich socht herauszubis und am Himmelsgewölbe emporstieg, rief sie, tief gerührt, in der Ferne den Freund aus der Heimat zu erwidern: „Des ist der Remminger Rau, der Remminger Rau“.

Hinter dem „Mau“ folgen zwei weitere Spezialitäten, die Niesensforelle und der Niesenskopf. Würde eine Prämie für den originalsten Bogen ausgefertigt werden sein, er hätte dem „Stammutsche“ des 18. Jahrhunderts“ gehört. Da sehen sie

friedlich und behäbig, wie sie vor 100 Jahren gelebt und gelebt. Kostüme und Figuren harmonisieren trefflich miteinander, die Ausführung ist eine vollendete. Unsere Leser werden uns hierin beipflichten, wenn sie die Gruppe im Bilde betrachten. Die wirkungsvolle Aufnahme entstammt dem bestbekannten Atelier des Igl. Heliographen Joas Weiß in Memmingen. Von was sie wohl sprechen mögen, die beheren Bürger? Ihre Aufmerksamkeit richtet sich auf ein Zeitungsblatt, das vielleicht Bericht bringt von den Kriegeläufen im Westen u. dgl. Auch scheint die Gefahr keine drohende zu sein, so daß sie die Gemüthsruhe in dem Maße störte, daß der Durst geschädigt würde. Eine stattliche Kajahl von „Schöpple“ ist aufgetrieben. Eine solche Gruppe, ein solches Bild verdient im „Papierland“ aufbewahrt zu werden.

In jenen Tagen, wo man sich, wie wir hier sehen, bei harmlosem Stadtfestlich und Konnagieren des Abends zusammenfand, sorgte auch schon die Polizeistunde dafür, daß die Gemüthsruhe nicht zu lang dauerte, und allüberall gab ein Stöcklein vom Turme das unerlöbliche Zeichen zum Aufbruch — der Volkswitz nannte es Lumpenglöcklein — und richtig läutete es auch heute hinter dem Stämmutsche drein, der sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen ließ. Eine Chaise mit Klatschschweifern bildet ein gelungenes Gegenbild.

Ein gemaltiger Sprung einige Jahrhunderte rückwärts, eine Schaar von „Meisterlingern“ Memmingens.

Den Schluß bildet „Schmoh“ mit Gefolge, eine dem Fißherzuge eigentümliche Figur. Wenn die Bauhauftehr beendet war, und die Flut wieder eingelassen wurde, zog die Schaar der Arbeiter, an ihrer Spitze der fed und phantastisch herausgeputzte „Schmoh“ die Strede ab, unter dem einträglichen Besange eines auf die Reinigung bezüglichen, nicht druckfähigen Bierzeilers.

So hatte denn der Zug dem Festtage einen bedeutsamen Charakter geben: Weisheit und Besen der Stadt vor in wohlgeklungenen farbenreichen Bildern vor des Auge der Zuschauer geführt. Die Einwirkung solcher Schaustellungen auf das Gemüt des Volkes darf nicht unterschätzt werden, die Liebe zur Heimat wird hierdurch mächtig gefördert. Wenn wir zu Beginn in anfängerlicher Weise über das Fißhweizen Memmingens in alter Zeit berichten konnten, verdanken wir das der Genauigkeit der damaligen Chroniken. Wir wollen ihren Eifer nachahmen, indem wir hier die Namen jener Bürger nennen, welchen der Festzug seine Entstehung und Durchföhrung verdankt, die Herren Johannes Kammann, Stadt-Pau-meister Fißhweizen, Kunst- und Handelsgärtner Carl Schönmeyer, Steinmetzmeister Pöppel, Zeichnungslehrer Hugo Köhle, Seifenfieder Köhle, Fißher Schöckemoirer, Kaufmann Ernst Klein, Metzgermeister Hodet, Wirtloch Sturm, Schuhmacher Unold, Steinhanermeister Strobl, Schleimühlen- und Holzschneiderei Gager, Güterföhrer Kuth, Bäcker Boyer, Schreiner Housch, Tapezierer Adler und J. W. Guggenberger.

Kleine Mitteilungen.

Ein Cob auf Alt-Ründchen. Ein Franziskanerpatre von Neustirchen bei Heiligenstadt läßt sich in seinem am Ende des 17. Jahrhunderts herausgegebenen christlichen Grammatikel über Ründchen also aus: „Ründchen ein herrliche Graben der ältesten Ründchen,

ein ansehnliche Schandin der städtischen Ordnung, ein getränkter Pfah der Hurjürlischen Geschäften, ein ausgezeichnete Kunst-kammer der vornehmlichsten Werd, ein selter Grund der schönsten Gottshäuser, ein prächtiges Zeughaus der gezeigten Volkst,

ein berühmter Ehrensig bei hohen Adels und Ritterthum, ein frohliches Aufstehn der Bürgerlichen Gesellschaft, und mit einem Wort Verba perfecti decoris, Gaudium vniuersae Terrae; ein Stall der vollkommenen Thier, und ein Friede bei ganzen Bayern*.
W. A.

Der Kropfberg und das Rittergut Wilsbad in Francken.
Die Bahn von Nürnberg nach Würzburg durchschneidet hinter Neustadt a. M. ein einmüthiges wellenförmiges Gelände gegen den Rhein zu, welches sie bei Rippingen erreicht, ein Oeget, reich an historischen Erinnerungen, namentlich an dem Edelmannsitzlichen, den Bauern- und dem Dreiflüßigen Streie.

Wenig hinter der Station Langenfel taucht westlich Dorf und Schloß Wilsbad im freundlichen Uebergrund auf, das Westthum der Freiherren v. Franckenheim, im Nordosten winkt Schloß Schwarzenberg herüber, an dessen Fuße das kleine, aber hübsch gelegene Städtchen Scheinfeld liegt, bekannt durch seine hübsche Bierschiffe und seine bedeutenden Viehmärkte.

Zwischen der Bahnhöhle und Wilsbad ist ein bewaldeter Höhenzug, der sich wieder gegen die Wilsbader Wälder Straße zu heilt, und schon von weitem durch seine eigenenthümlich, ein paar großen Strahlbüchel oder Bergedelchen hübschen Formen, ins Gesicht fällt. Dessen westlicher höherer Teil heißt der Kropfberg. Er ist zumellen das Ziel von Sonntagsonnensüglern aus den Nachbarorten, die ihn treid wegen der hübschen Aussicht, wils wegen der interessanten Pflanzenlande von Wilsbad, Wilsert ober dem nahen Oberleinbach aus besichtigen.

Der im Herbst 1886 zu Wilsbad verstorbene alte Landarzt Schmidt, ein tüchtiger Botaniker, machte zuerst weitere Kreise auf die hübsche Flora des Kropfberges aufmerksam. Er fand dabeisich bei seinen Erfahrungen Pflanzen in triidlicher Menge, welche aus dem ganzen Bergkamm sich nur an den westlichen, abgerundeten, grabhügelsähnlichen Punkten verfianden, aufstehen mehr nur in Wärdern. Schmidt erliefte sich deren Bestimmen aus dem Kropfberg dazu, daß sie als Ueberreste eines ehemaligen Jochpartens aufzulösen seien. Ich kann diese Ansicht nicht ohne einige bederliche Zweifel teilen, denn ich finde in dens von Schmidt systematisch nach Winkels Ordnung zusammengestellten Verzeichnis gar manche Pflanz, der ich schon wiederholt im Kropfberggebiet begegnete, und zwar an den verschiedensten Orten, wo ich sie wild wachsend traf. Clematis vitalba, die Weiße Waldrebe, Anemone hepatica und nemorosa, das edle Ledeburwärdchen und Buschaber Wärdelbärdchen, wachsen z. B. auf dem Hohenfelder Berg bei Wärdelheim, in den Wärdern bei Schloß Weidenburg in den Hohenbergen u. s. w. gleichfalls wild in großen Mengen, dergleichen die mehrentheils hübschen Crayd-Arten an anderen Standorten. Zeilen wird man aber eine so hübsche Kruppenflora auf so engem Raum bezusehen finden, wie auf dem Kropfberg, dies ist unbestrittene Thatsache, und es ist deshalb die Schmidtsche Erklärung immerhin nicht ganz unbederichtig, wenn sie auch nicht auf alle Pflanzen des Kropfberges paßt.

Auf dem Kropfberg hauste einst das Geschlecht der Herren a. Kropff. Im fürstlichen Archiv zu Schloß Schwarzenberg befindet sich eine Urkunde, welche besagt, daß Wilsbad 1371 an die a. Seckradorsky zum Teil von denen v. Kropff, Maß genannt, hergekommen, welche ihre obelge Wohnung auf dem Kropfberg, bei Wilsbad gelegen, gehabt*.

Der letzte Ritter v. Kropff auf Kropfberg verkaufte einen Teil von Wilsbad fast 100 Jahre nach Antritt der Regierung Kaiser Rudolfs II an die Seckradorsky.

Von dem einst auf dem Kropfberg gehörenden Schlosse zeugen verschiedene unterirdische Gänge, aus die man nach glaubwürdiger Nachlage noch in den jüngsten Jahren bei Jagdschagen fand, weil sie von Fuchsen benutzt wurden. Von Weispe des oben erwähnten Landarztes besand sich ein Orundstück am Südabhange

des Kropfberges. Als dies einst umgrubel wurde, fand man auf Kauerreife, die man nach ihrer Beschaltung zweifelsohne als Reife von einem Zaun ansehen magte. Der Punkt, an welchem man diese Kauerreife entdeckte, läßt einen Wils nach Tiefpe unterhalb Neustadt a. M. frei. Durch dieses Dorf führte die alte Handelsstraße von Nürnberg nach dem Reichsfürstlichen Wärdelheim und Nürnberg u. T. Ich halte deshalb die Vermuthung durchaus nicht für allzu genozigt, daß der Zaun, dessen Reife entdeckt wurden, einst ein Zauntum war, absichtlich an dem von der Burg etwas abseits gelegenen Punkte erbaut, um darauf Jäger von Kauerreife auf der erwähnten Handelsstraße zu erpöhen.

Große Reichthümer sörten die letzten Ritter v. Kropff nicht aufzustapeln zu haben, denn sie drauchten mehrmals Geld, das sie sich durch Verkauf von Weisgütern verschafften. Kucher einem Teile von Wilsbad verkauften dieselben auch ihr Gut Wärdelheim an die Herren v. Seindelheim.

Unter Urkunde von 26. Juni 1258 (Original im hgl. Reichsarchiv zu Nürnberg) sörten am genannten Tage Hildebrand v. Seckradorsky (Seindelheim) seine Güter zu Hölzheim dem Kloster Ebnach. Diese Güter waren laut jener Urkunde auf ihn durch Kauf von Craydo von Crayesberg übergegangen.

Das Geschlecht der Freiherren v. Seckradorsky, namentlich Florian v. Seckradorsky, welcher seinen Wohnsig auf seinem Rittergute Wilsbad hatte, führte Luthers Lehre zu Wärdel und den damals dazu gewählten Crayshofen um das Jahr 1538 ein. Die Herren v. Seckradorsky waren schon damals ein weitverzweigtes Geschlecht. Friedrich v. Kaumer sagt im 2. Jahrgang seines hiesigen Taschenbuchs: Ein altes obeliges Sprichwort in Francken bezeichnet die Orundach als die „reichen“, die „Seckradorsky“ als die „verbreiterten“, die Seindelheim als die „armen“. Schon unter Kaiser Adolf von Nassau gab es 11 verdröhliche Seckradorsky Linien. Florian v. Seckradorsky starb am 13. August 1551. Ihn folgte sein minderjähriger Sohn, Hans Joachim, der sich später genozigt sah, das Rittergut zu Wärdel freizubieren. Er fand jedoch keinen Liebhaber dazu, der dem ewangelischen Glauben angetrigte. Johann Peter Freiherr v. Franckenheim kaufte 1662 das Rittergut Wilsbad von den Herren v. Seckradorsky, unter der Bedingung, daß die Ewangelischen ungehindert in ihren Wärdern verdröhben sollen*. Dieses Wärd haben die Freiherren v. Franckenheim bis heute treid gehalten, und Katholiken und Protestanten leben einmüthig und friedlich in Wilsbad neben einander.

Die Familie der Freiherren v. Franckenheim stammt aus Oester. Vier verkausste sie zur erwähnten Zeit, da man sie zur neuen Welt zwingen wollte, ihrer großen Weisgüter um eine Summe, die ihrem Werte lange nicht gleichkam, und siedelte sich in Francken an.

Von dem gegenwärtigen, archäologisch einsehnen, sehr sehr hübsch hart am Hügelchen Ohe, am nordöstlichen Ende des Pfarrbärdes Wilsbad gelegenen Schlosse wurde, laut dem Freiherrlich v. Franckenheimischen Söldbuche über das Rittergut im Uebergrunde, im Jahr 1718 das mittlere Schloß nun erbaut, in den Jahren 1749 und 1750 die beiden flantischen Flügelbauten. Die Ritzgieber der Freiherrlich v. Franckenheimischen Familie finden ihre letzte Ruhestätte auf dem von beiden Konfessionen als Begräbnisplatz benutzten sörnen Friedhof am südlichen Abhange des Oetes, in welchem auch die impasante, von der jüngst verstorbenen Freiin von und zu Franckenheim, geb. Fürstin Öttingen-Wallerstein, vor 10 Jahren erbaute katholische Kirche steht, und zwar genau an derselben Stelle, als 1606 die ewangelische Begräbnisstätte erbaut worden war.
Dr. L. B.

Jüge bayerischer Tapferheit. Während vom 5. bayerischen Infanterie-Regiment die Compagnie des Hauptmanns Zerfinkner bei Weidenburg in großer Nähe sich mit Turkos befand, sprang mitten im Kugelregen ein Hefersöld Namens Köhler, ein wärdlicher Brauer aus der Nähe Wärdelns, aus dem Wärdel gegen den Feind,



N. 3.

Gründet nebstlich ihres Sendung auch fern nach alle Buchhandlungen zum Preise von 2. — für bei Cassell bezogen werden. Bei neuen bestellten Prange wird für Zeit aber bei Entlassungnahme nicht in Betrachtung stehen.

3. Jahrgang 1892.

D' Marei vom Brandstättlerhof.

Ein oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Eschling.

(Zerlegung)

Marei stand zwischen Vater und Mutter. Jetzt sah sie beide nacheinander an, nicht trotzig oder stroh, nein, sondern offen und ehrlich, wenn auch ohne Furcht.

„No, wird's bald?“ rief die Brandstättlerin, die in ihrem Bauernstake dem Ehemann nichts nachgab. „Hast a Verhältniß mit'm Hiesel? Ja oder na?“

„Ja“, gestand sie, „hab'n gern, an Hiesel. I kann mir dafür, und wenn's a Todsünd' is.“

„A Todsünd'?“ fing die Mutter ungestüm dies Wort auf. „a hundertsache Todsünd' is's!“

„Ah, Wischnoa!“ polterte ungeduldig der Brandstättler, der die Neigung seines Weibes, gern zu predigen, konnte, „dös G'rod dauert mir 3'lang. Teandl, i sah Dir d' Wahl, er treder in meiner und Teiner Kuatren Weg'wart dem Hiesel 3' jag'n. Du bist a dumme Wand' gwen und willst von eahn nix mehr wiss'n — oder Du gehst nach Kloant'n'z'nal. Entweder — oder!“

Marei hatte die Antwort schon auf den Lippen, ehe der Vater nach ausgerebet.

„Nacha bleib' i beim „oder“, entschied sie willensstark.

„Und i a!“ rief der Brandstättler und stampfte mit dem schweren Fuße, daß die Dielen bebten. „Marst! 3'jampfast und furt!“

Schwehntner streckt befehlend die Rechte aus. Seine Stimme dröhete, als ob er nach seine Ehevollgehrs vor sich hätte, bei denen er sechs Jahre als Bachmeister gebiet.

Und Marei zeigte, daß sie wirklich eine gehorsame Tochter war. Sie drehte sich schweigend um und verließ die Stube, um droben in ihrem Kämmerchen ihrer Siebenjachen einzuspäden.

„Trochschäl!“ misrachte ihr der ergrimme Vater nach, und die Mutter vermalteite nach diesem Können die Stube, in welcher der Braner Hiesel als Holzhecht eingestekt worden war.

Aber das ganze Gestürme der Brandstättler-Eheleute war eitel Nahr, denn Marei blieb baumfest bei ihrem „oder“ und damit, nebst einem Pflöcklein am Arm und ihrer Mutter zur Rechten, verließ sie eine halbe Stunde später den väterlichen Hof.

„Daß D' mir nimmer unter d' Augen trittst, ehst D' nüt befehrt host!“ schrie ihr der Vater noch unter der Hansthür ins Gemüß.

Das war Mareis Abschied. Und so zog sie südwärts, ihrer Befehrung entgegen, tiefer in die Berge hinein, dorthin, wo rechts vom silbergrauen Wendelstein der Mürzing und die rote Wand sich in die schwanten Wälder schoben.

Während Marei schwarzen Bergens, wenn auch freiwillig, in die Verbannung wanderte, trug sich der Brandstättler mit wuchtigem Scheit, als müsse er den ganzen Berg, auf welchem sein Hof stand, in den Bauch der Erdbugel hineinstampfen, die Halbe hinunter ins Bergschthel.

„Nagt glei' muoch er mir furt!“ wetterte der Bauer in wildem Jotz vor sich hin. „So a Bett'lbua, der hint und

vorn nig hat, als was d' Nat! Herrgottsakra! A Hotzmetz und 's Brandflüster Deand! Da hot der leidt Hölzakra sei G'piel; 's kann schier nüt anders sei."

So schämpte der brave Gemeindevorsteher von Wärenmühle in sich hinein, bis er zum Wirtshaus im Thal unten gelangte. Vor demselben saßen unter schattigen Kastanienbäumen einige bäuerliche Gäste.

„O, Brandflüster!“, gelte einer von ihnen herüber.

Der so rief war der Rainshuber von Gmund über den Bergen drüben am Tegernsee. Lei ihm sah der Müller von Wärenmühle, Obermaier hieß er, ein Mann mit gutmütigem, wenn auch nicht besonders klugem Gesichte, und noch zwei oder drei Bauern.

Der Brandflüster wäre ganz gewiß aorn Wirtshaus vorübergegangen, ohne einen Tropfen zu kosten, denn einmal war 's keine Art nicht, außer den Sonntags Bier zu trinken, und zweitens hatte er auf dem Rohnberg eine verflücht hausige Beschichte abzuwickeln. Aber wenn ein alter Regimentskamerad, den man schon lange nicht mehr gesehen hat, den Bescherer spielt, kann auch der beste Gemeindevorsteher nicht hartberzig sein und unterliegt der Lockung. Also erging 's dem Brandflüster.

„Di soll glei a heitig's Dunnerwetter . . .“, schalt Gschwendtner mit süßaurer Miene seinen alten Freund und setzte sich neben ihn. „Knocht isgt Du grad' heut' daher-kenna und mi zum Wirtshauskoda verlei'n? Dös kanna Du verantworn't vor unserm Herrgott, i verantworn't nüt.“

„Kaf die Sänd' geht's mir o' nimmer z'samm“, lachte der Rainshuber vergnügt und hieb den Freund mit der flachen Hand als Ausdruck seiner freudigen Gefühle auf den Rücken, daß es wirklich klatschte. Das ist ja derber Bauernbrauch und als solcher sehr beliebt.

„Was treibst denn Di noch Wärenmühl'?“ redete der Brandflüster zum Rainshuber.

„An kloon Viechhandel hab i g'habt mit'm Wirt“, antwortete der von Gmund. „Wo geht's Dir allereuil, alter Schlauf, han? Grad' hab'n ma g'rebt von dem jalsch'n Geld, dös seit a Zeit her in uns'rer Gegend unter'n Leut'n is. Unser Landrichter hot erst kürzli an Baueraburich'n auf a halb's Zohrl ins Loch g'tredt, weil er a jalsch's Halbbugd'n'stündl ausgeh'n hat, abwoht der Baueraburich hoch und teuer g'schworn hat, er wüht' nüt, wo er dös Geld her hot. Hat eam alles nig g'hoffs.“

„Der Landrichter von Tegernsee is gar o' scharfer“, erläuterte der Brandflüster mit sachverständiger Miene. „Er hot recht, i machet's grad' so an seiner Stell.“

„Is in Wärenmühl' na' too ja jalsch's Geld außgriff'n word'n?“ fragte der Rainshuber seinen Freund und Gschwendtner.

„Hab' na' nig g'hört“, verjette dieser, „aber in Riechbach is aas umg'lauff. Es soll ja gnot nach'macht sei, daß ma d'Zülschung nüt omof glei' mielt.“

Die Männer sprachen noch verschiedenes über das jalsche Geld und über andere Dinge, die für einen Bauern von Belang sind.

Nach einer Weile trank der Brandflüster aus und wollte zahlen. Da hatte er seinen Geldbeutel vergessen.

„Gent' geht sch'n' alles verchert“, rief er ärgerlich und frante in den Taschn. „Sakrot, soll i isgt nomals hoang'eb' um a Geld?“

„Karrer, bleibst'i halt schuld, bis d' wieder kinnst“, lachte der dicke Wirt, der sich inzwischen auch bei den Gästen eingefunden.

„Wenn's nur weg'n der Hatbe Bier war“, meinte der Brandflüster höchst unwillig. „Aber i muos zn mei'n Holzmetz außi auß'n Rohnberg, dem wird' heut' augs' isgt and anzoght. Hab' i gmoant, i hab' 's Geld in der Taschn, derweil vergiß i's sauber. Geh, Müller, sei ja gnot und leihr mi a zehn Guld'n.“

„Die kanna gern hab'n und mehr o' no', wennst wöllst“, entgegnete Obermaier mit rascher Zusage. „Aber was is's denn mit Dei'm Holzmetz? Hat er ehb's ang'stellt?“

Der Brandflüster schüttelte unmutvoll den Kopf.

„Werd' wohl ehb's ang'stellt hab'n. I bin isgt nüt auß'g'legt, um die ganz G'schicht' zu erzähl'n. G'ärget hat er mi mordelochentlich, der Dieb!“

Und Gschwendtner stand auf.

„I geh mit Dir, Brandflüster“, sagte der Rainshuber. „Der Weg nach Tegernsee über'n Rohnberg is reh' lüster für mi.“ Inzwischen hatte sich Obermaier entfernt. Als Gschwendtner und sein Begleiter zu der Mühle kamen, an welcher sie vorbei mußten, stand der Müller bereits unter der Thür mit einer Geldrolle in der Hand und reichte sie dem Brandflüster.

„Du sand zwanz'g Halbbugd'n drin“, sagte er nur.

„Danf sch's derweil“, sprach Gschwendtner und hob sich mit dem Rainshuber aus hinnen.

Die beiden stiegen bergauf, immer höher und höher. Untenwegs erzählte der Brandflüster die Geschichte mit dem Dieb und der Wari, und wie er sie erfahrt.

„So, der Ranglitz hat Dir's anzoght“, sagte der Rainshuber und schüttelte ein kurzes, verächtliches Lachen aus. „Den Lump'n liegst i nüt amal in mei' Hoas. Von dem hört ma' wieder schön's Zoch'n.“

„Na, was denn zum Beisp'el?“ that der Brandflüster neugierig.

„Du kennst'n Geroldshauer von Gmund und wiest a' scha' g'hört hab'n, daß er beim Spiel'n allereuil a Treufli glück hat. Isgt moos ma' scha', woher dös Glück komma is. Vargestern auf d'Nacht hot er im Stägerwirtshaus z' Gmund g'spielt, dabei hat er g'hörig trunke, und trafehlerich wie er is, hat er im Rausch 's Streun'n und 's Klaus' ang'langt, bis'n der Wirt außig'schmiss'n hot. Da hat er seine Kart'n verlor'n, und isgt hat sich's zongt, daß er o' jalsch's Spiel g'habt und d'Leut allereuil betrag'n hot beim Spiel . . .“

„Und der Müllerkenz“ fiel Gschwendtner dem Freunde g'prannt ins Wort, „was hat der damit z'stuen? Is der a' in die G'schicht verwickelt?“

„Allereuil haast's, der Lenz hat Kenntnis g'habt vom Geroldshauer seiner Lumperei, hat aber nig verrot'n — warum? Du kanna dir's scha' denks — z'weg'n der Geroldshauf'in. Versteht mi sch'n.“

„Wasß der Müller, sei' Wetter, von der G'schicht sch'n' ehb's?“

„Na, und hab' eam's o' nüt sog'n mög'n, denn der Obermaier is o' ewerer Mo' und kann nig für'n Lenz, den Lump'n. Er wird's aber na' freuag' gmoag' ersoh'n und nacha kann 's a hooshe Zupp'n geb'n für'n Lenz. Es geht sch'n' 's G'reb', daß nachst i Geroldshauer und 'm Ranglitz trieb'n soll werd'n. Hast na' nig davon g'hört, Brandflüster?“

Der Befragte verneinte.

Beide standen jetzt mitten im Hochwald. — „Da geh'n un're Beg' aneinander“, erklärte nun der Brandfütter.

„Bistst also 'n Hiest' wieckl' furt'schida?“ fragte Kainhuber halb mitleidvoll. „Geh, sei mit so hoort, Brandfütter.“

„Bruderherz, in der Sach' verlei' i' kaan Spas' nit, da kennst mi' schlecht. Der Zeig is o Lump von mir aus, aber das hilft 'm Hiest' nig. Hüat di Gott!“

So trennten sich die Freunde, der Brandfütter schlug sich ins unwirtlichste Dickicht hinein, der Kainhuber krazelte schön langsam den stetig jähler anwachsenden Bergspod hinauf. Endlich hatte er den fast kahlen Gipfel des Kainhubers erklimmt. Welch' ein entzückendes Bild! Gegen Nordwesten zog die endlose Hochebene mit ihren hell-schimmernden Dörfern und den zahlreichen Kirchdörfern von Fiedeln und Städten bis fern nach München hinein, da glitzerten Seen und Ströme, weiteten sich geheimnisvoll dunkle Feste, dann schoben sich herrliche Täler in einander, und der Menge gewaltige Felsenmassen lagerten in hehrer Umkreis, dort der breitgestürzte Kandelstein, der Hirschberg, der Riesling, der Jägerkamm, die Brecher'spiz, die Kate Wand, und alle von einem zauberhaften Dufte umwohen, als wären sie an den tiefblauen Horizont wie Niesenreife hingestellt. Und diese Schönheit umschloß mit mildem Strahle der weiche Schmelz der Herbstsonne.

Der Kainhuber verschauelte ein wenig, dann setzte er die Füße wieder bar einander; schwere Gedanken schienen ihm den Kopf niederzuziehen, ja daß er einsehender zu einer, der sich mit einer Last auf dem Rücken den Berg heraufschinden muß. Jetzt senkte sich der Spod abwärts, jetzt trat der Hochwald wieder aus und jetzt — — — Horch! Ein Schrei! Der Kainhuber blieb stehen. Der Schrei wiederholt sich, er wird beantwortet, es sind die Stimmen zweier im höchsten Zorn gegeneinander bestehender Männer. Aber man kann sie nicht sehen, sie sind noch zu tief im Walde.

„Du bist o Lump! o Halun!“

„Du Schwindler! Du schlechter Kerl!“

„Du Dab! Du Falschspieler!“

„Du Falschmünzer!“

„Sa tief die wilde Leier, daß der Wald selber im Zorn aufsteht über die schand' Entweihung seiner heiligen Friedenshollen.“

„Falschmünzer!“ Klang's vernachlässigbar zurück an das Ohr des Kainhubers.

Und wieder that's einen Schrei, aber diesmal einen, der dem Kainhuber durch Mark und Bein fuhr. Und dann war's auf einmal totensill.

„Da hat's ebb's geb'n!“ rief der Bauer und stürzte, von schlimmer Ahnung erfüllt, herab. Schon nach wenigen Augenblicken sah er seine Befürchtung verlorbert. Mitten auf dem Waldweg lag ein Mann, regungslos, und mit dem Gesicht auf dem Boden, neben ihm sein Hut und umweit davon ein armdicker Prügel, an dem Blut flete.

Der Kainhuber stieß einen Schreckensschrei aus. Er hob den Bewußtlosen auf. Kaum hatte er in dessen Gesicht geschaut, als er entsetzt schrie:

„Herr Jesso! Der Geralsöhauer!“

Kur einmal zuckte es in den Blutüberströmten Jagen des Geralsen, er öffnete den Mund und die halb geschlossenen Augen, und einige matte Laute rieselten über seine Lippen.

„Geralsöhauer! was is denn Dir juog'sch'n? Heilige Mutter Gottes! Da auf Deim Kopf is o Loch ja groß wie a Gulb'n'stück. Wer hat Di denn g'schlag'n?“

Der Bewundete schüttelte in heftigem Schmerz; ein dumpfes Gemurre drang aus seinem Munde, begleitet von einer äußerst schwachen, vernehmlichen Kopfbewegung.

Allmählich schrie das Bewußtsein Geralsöhauers zurück. Aber auf die wiederholten Fragen des Kainhubers nach dem Thäter erwiderte er nur, die Hände an die Stirn drückend, in wimmerndem Tone:

„Oh... mei'... Kapf! Oh... ah!“

„Sch' bist 'sommig' richt'“, sagte der Kainhuber mitleidig, indem er den verletzten Mann auf die Füße brachte und dessen Hut aufsetzte. „Geh her, laß Dir hel'sa... Sa, laß langsam, Schritt um Schritt. In Hausdam drum't kriog'n mo' a Fuhrwerk, nachs' sohr't a mo' hoam.“

Er schob seinen kräftigen Arm unter die linke Achsel des Geralsöhauers und hielt diesen, sich nur so recht fest auf ihn stützend. „Es ginge schon ja.“

„Oh... oh... mei' Kapf! mei' Kapf!“ lamentierte der Geralsöhauer laut und so heftig, als müßte er jeden Augenblick den Geist aufgeben.

„Z's' oaner von der Gegend gwen, der Di g'schlag'n hat?“ hob der Kainhuber neuerdings an. „Habt's g'rauft?“

„No“, lächelte der andere hoch auf, „g'rad g'schrit't'n. Oh... mei'... Schädle, aus is 's... Wasser möcht i... Wasser.“

Geschichte folgt.

Die Teufelsmauer.

Von Hugo Krusch.

(Schluß.)

Die Beobachtung des Wachstums haben wir uns erlaubt darzustellen, daß je von einem Turme zum andern ein Mann ständig patrouillierte und das auf eine beträchtliche Strecke abgefaßt und dadurch freiem Ueberblick preisgegebene Barland vor Augen hielt, also jede Bewegung auf demselben, jede Annäherung an die Mauer bemerkte. Ob die Patrouillen auf der Mauerkrone selbst oder auf einem hinter ihre befindlichen, auf hölzernen Tragbalken ruhenden Randbänken schritten, läßt sich vorläufig noch nicht bestimmen. Ebenso

wenig fanden wir jetzt Untersuchungen nach den Einlässen statt, welche die Mauer notwendigerweise behufs des Verlegens mit dem Auslande durchbrochen haben mußte. Die Mauer selbst stellt also sowohl die Scheitelinie der Grenze dar, wie die Linie der Barpasten und zugleich eine Alarmlinie.

Verstärkt war sie an besonders wichtigen Punkten durch kleinere Befestigungen mit einer anscheinlichen Befestigung, die man, um in Vergleich die Fortzuführen, etwa als Feldwachen bezeichnen kann.

Ihren Nächsthaft, ihre Keptis fand die auf der Teufelsmauer stehende Vorkopfslinie in den Kasteilen, von welchen aus die Besetzungsposten abgestellt, abgeholt, verstärkt oder im Falle eines notwendig werdenden Rückzuges aufgenommen wurden. In den Kasteilen lag die eigentliche Verteidigung der Grenze und darum waren für diese sowohl strategisch wie taktisch günstig gelegene Punkte mit vollendeter Reifezeit ausgewählt worden; aus der Anlage derselben ergibt sich zugleich ihre organisierte Verbindung mit der Teufelsmauer und die gleichzeitige Erbauung beider Objekte; denn sie stellen nur einzelne Glieder eines und des nämlichen Körpers vor. Eingehendere Erörterungen greifen wegen ihres wissenschaftlichen Charakters über den Rahmen dieses Artikels hinaus, und aus diesem Grunde sind wir leider gezwungen, hier auf sie zu verzichten.

Aber nennen wollen wir wenigstens diese Kasteile hinter der Teufelsmauer, denn sie sind aus einer römischen Straßenkarte, der sogenannten Peutingerkarte, bekannt. Diese zählt auf weiterentferntem Boden auf: Ab Unnam (d. i. Lorch); Aquileja (d. i. Aalen); Cpie (d. i. Boylingau); von da auf bayerischem Gebiete: Septimiaci (d. i. Marktöffingen oder Mailingen); Solobica (d. i. Lötzingen); Medisano (d. i. Gnosshelm); Aemiaci (d. i. Theisenhofen); Viticianis (d. i. Weissenburg); Betonianis (d. i. Pfäfers); Germanico (d. i. Kößling); Celeuso (d. i. die „Wiburg“ bei Weining); Aruseua (d. i. Arnsburg); Regina (d. i. Regensburg). Das nördlich Arnsburg auf dem rechten Donauufer gelegene Kastell von Abisina (d. i. Eining) ist in diesem Verzeichnisse nicht aufgeführt, ebenso fehlen in demselben einige Kasteile, welche außerdem hinter dem linken Flügel der Teufelsmauer vorhanden sind, z. B. auf bayerischem Boden bei Dombach an der Hammerhede, bei Arnsburg am Hesselberge.

Mit dem Spätem ausgezogen sind bis jetzt von den bayerischen Kasteilen jene zu Gnosshelm, Theisenhofen, Weissenburg, Pfäfers und Eining; dem Auge sichtbar erhalten sind jene zu Eiding und Arnsburg; noch nicht gefunden sind bisher jene zu Marktöffingen (oder Mailingen), Lötzingen und Kößling.

Diese Beweglichkeit war indessen jede Verteidigung tot und zum erlösenden Ersticken bestimmt, bliebe sie festgebaut an einem Punkte. Geschmeidigkeit und Beweglichkeit verliert denn auch den Besatzungen dieser Bollwerke alle ein wohlorganisiertes Straßennetz, welches gestattete, die Truppen nach dem Bedarfsfälle zu verschieben und sie von einem Orte nach einem andern zu werfen; dieselbe geschickte Hilfsmittel, welches die Eisenbahnen für die moderne Kriegsführung sind, das waren die Straßen für die römischen Feldherren, nur noch in einem viel höheren Maßstabe, da ihr Weg ausschließlich vom strategischen Gesichtspunkte aus entworfen war.

Die oben genannten Kasteile liegen insofern an einer großen Heerstraße, welche sie untereinander verbindet; zugleich bilden sie die Stappenplätze für dieselbe. Diese Straße ist heute noch fast ununterbrochen erhalten und begehbar, streckenweise dient sie als Feld- oder Fahrweg oder liegt unter der jetzigen Staatsstraße, z. B. zwischen Munningen über Lötzingen und Gnosshelm bis Gunzenhausen. Im allgemeinen läuft sie parallel zur Teufelsmauer, nähert sich indessen derselben auf einzelnen Linien ziemlich bedeutend und entfernt sich auf anderen wieder recht auffendend von ihr. Sie hängt aber nicht abgechnitten wie ein Strauß in der Luft, sondern ist

nur ein Glied der großen Militärstraße, welche die beiden Provinzen Gallien und Pannonien (Zwischenreich und Ungarn) mit einander verbindet und von der großen Centralfestung Windomissa (Windisch in der Schweiz) kommend über Regensburg und Pöfing nach Lorch und Wien und von da nach Ungarn hinab führt.

Außerdem verbanden Querstrecken die einzelnen Kasteile untereinander, und Hauptstraßen leiteten, an das binnenländische Straßennetz anknüpfend, zu den Donau-Übergängen bei Günzburg, Haiminga nächst Einingen, Donauwörth, Steppenberg bei Neuburg, Manching bei Ingolstadt und Eining bei Regensburg, von wo die sämtlichen Straßen konzentrisch auf Augsburg (Augusta Vindelicorum) zusammenliefen, die Hauptstadt der Provinz Rätien, welche zugleich wegen ihrer Lage hinter der Mitte der Teufelsmauer und hinter deren Scheitellinie bei Gunzenhausen alle Centralstapenplätze enthält, während Regensburg (Castrum Regina), als Hauptbollwerk an der Donau unterhalb der Teufelsmauer den Strom bedt und die Teufelsmauer flankiert. Dahin leitet auch von Eining ab die Donaustraße. Wie die Raststätten eines kaiserlichen Heeres sind die Straßen über das ganze Gebiet gelegt, nicht von Kirchturn zu Kirchturn, wie unsere Eisenbahnen, oder von Wirtshaus zu Wirtshaus, wie unsere modernen Straßen, sondern von einem großen Stand- und Gesichtspunkte aus entworfen.

Wichtiger wäre zu wissen, wann die Teufelsmauer erbaut wurde; allein darüber mangelt uns die Nachrichten. Wir haben nur Anhaltspunkte dafür, daß die Eroberer Rätiens, Trajan und Tiberius, die Stiefväter des Augustus, an der Donaulinie Halt machten und die Adler auf den damals hier errichteten Befestigungen aufpflanzten (15 vor Chr.). Später erfolgte dann die Verschiebung der Grenze über die Donau und unter Vespasian (69—79 n. Chr.) mag die Befestigung der letzteren begonnen, unter Domitian (81—96 n. Chr.) in der Hauptsache fertig gestellt und unter Trajan (98—117 n. Chr.) schließlich vollendet worden sein.

So stellt sich uns das von der Teufelsmauer umschlossene Land als eine wohlorganisierte Militärgrenze dar, als ein Vorgänger der überreichlichen Militärgrenze gegen die Türken, welche bis in unsere Tage hinein bestand und mit der römischen Grenzmark in vielen Beziehungen große Ähnlichkeiten zeigt. Zwei Jahrhunderte durch erfüllte die Teufelsmauer den Zweck der Verteidigung und sicherte die dahinter gelegene Provinz, wennschon sie nicht verhindern konnte, daß die Stürme der aufwachen Germanen zuweilen mächtige Wägen darüber warfen, wie in dem großen Wotmannentritte unter Markus Aurelius.

Aber auch in anderer Weise äußerte sich die Wirkung der Teufelsmauer, und zwar nach zwei Seiten hin, sowohl für das durch sie eingeschlossene, wie das von ihr ausgeschlossene Land.

Unter dem Schilde der Grenzbesatzung erreichte die römische Kultur eine hohe Blüte; weit zahlreicher als im Binnenland um Lech, Isar und Inn sind dort die Spuren römischen Lebens und römischer Bevölkerung, die Reste von Denkmälern, Inschriften, Geräten, Werkzeugen, Münzen, Gebäuden, Bauweisen und sonstigen Altertümern. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Bauern dort ihr Vieh mit römischen Münzen bezahlten und auf dem Acker das Opfer damit entrichteten. Aller Orten wohnten die Leute in römischen

Häusern; Tempel, Bäder, Fabriken waren angelegt; Handel, Gewerbe, Kunst und Handwerk kamen empor. Das wurde zwar mit dem Einbruche der Germanen wieder zertrübt und verunstaltet; aber doch gingen die Keime der Kultur nicht ganz verloren, sondern sproßten später, wenn auch in veränderter Form und Gestalt, wieder auf. Und unter den — wenn auch spärlichen — Resten der römischen Bevölkerung, welche der eiserne Beien der Wälderwanderung verschont hatte, blieb das Christenthum bestehen, so daß die später predigenden Missionäre an ihnen nicht zu unterschätzende Stützen fanden.

Wichtig noch und bedeutungsvoller wirkte die Teufelsmauer auf die jenseits wohnenden deutschen Stämme. Als die Germanen mit den Römern bekannt wurden, waren sie auf einer allgemeinen Wanderung gegen Westen begriffen und hatten die Ketten bereits aus dem jetzigen Mitteldeutschland bis an den Rhein gebrochen. Die Einrichtung der römischen Militärgränze gebot ihrer Bewegung Halt; vor dem Dämme der Teufelsmauer und des Pfahlgroben stante sich die Flut der nomadisirenden Scharen, sie wurden gezwungen zu fester Ansiedlung und zum Ackerbau überzugehen, in feste Grenzen gekannt. Nach und nach verwandelten sich die räuberischen, schilde- und beutefälligen Hirtenstämme in ansässige Bauern, die hintern Pflüge gingen und ihre Herden weideten. Daß diese Ansässigmachung unermehrt vor sich ging, hat die Teufelsmauer und der Pfahlgroben und seine zweihundert Jahre lange Verteidigung durch die Römer bewirkt. Wenn ihr eigentlicher Zweck, der Schutz des römischen Reiches, auch nur vorübergehend erreicht wurde, so haben sie doch eine bleibende Bedeutung gehabt und die ganze folgende Geschichte mit bedingt.

Das Wachsthum einer ansässigen Bevölkerung führte zur Bildung neuer Stämme. In den Kämpfen mit den Römern erwachte das nationale Bewußtsein, die Germanen lernten, daß sie in ihrer Zerstückelung nichts verloren das römische Reich anzuwenden konnten; an die Stelle der vielen kleinen Völkerschaften traten größere Stammesverbindungen, die unter neuem Namen handelnd und thätig in die Geschichte eingriffen. Als neue politische Einheiten wurden sie den Römern gefährlich und gingen an, die Grenzen dauernd zu überschreiten, als Vorkämpfer die Franken und die Alamannen an der Spitze, welche Teufelsmauer und Pfahlgroben durchbrechen und die dahinter liegenden Lande als willkommene Beute unterwarfen.

Zwei Welten schied die schmale Linie des Grenzwall.

Wo auf der hochragenden, über Berg und Thal ununterbrochen fortziehenden Mauer unablässig die Patrouillen wandelten, so daß das Eisen ihrer im Sonnenglaube blühenden Speere und Rüstungen weit hinein ins Germanenland leuchtete, wo der Jäger an den Eingangspforten die zuwandernden Karawanen in Empfang nahm und der Stationsoffizier den Händlern der besendeten Herrschaften den Geldechein zur ungehinderten Fahrt nach Angeldung aushändigte, wo wirbelnde Rauchsäulen bei Tage aber stämmende Juncle bei Nacht die alarmierte Grenzmark zu den Wäldern riefen, sobald ein feindlicher Heerzug herandröste, da liegen jetzt unter Wuth und Raos die zerfallenen Trümmer der Grenzwehr, die von der Bauer als Steinbruch benutzt und über die im spielenden Sonnenlicht die jertliche Luete huscht.

Der Obersee.

Von E. Usterlin.

Das Land, in das ich Dich führe, viel treuer Leset, ist ein reich gesegnetes, wohl zwar nicht an Karnfeldern und Ufgärten, aber desto mehr an kesseln Wasserhöhenheiten, wüdem Felsgestein, blinkenden Wasserpiegeln und wildreichen Wäldern.

Das ist das schöne „Verchtesgöadener Land“, drinnen die hohen Felsklänge ragen: Der Walmann, die hohe Göhl, der Jauer, und wie alle die Verggenaligen heißen, und ich will Dir die Perle dieses Schöpfungsteins weisen — den Obersee.

So wir von Verchtesgöaden aus etwa eine gute Stunde gewandert sind, breitet sich der Königsee zu unseren Füßen; dort befahren wir seiner ganzen Länge nach zu Schiff und betreten an dessen südsichem Ende jenes Geröll, dessen Herabsturz in unvorbedachten Zeiten ihn von seinem nun nachbarlich gebetteten Bruder, dem Obersee, getrennt hat.

Es mag ein grauererregendes Schauspiel gewesen sein, da das Gefels proffend und sich überlegend in die Tiefe donnerte, mit seinen Trümmern den See in zwei Hälften teilend.

Heut' nach, nach so viel Jahrhunderten — aber sind's Jahrtausende? — ist das Gefels schroff und ohne eine Spur von Vegetation; aber da, wo der See beginnt, da beginnt auch die Ebene, die ich schädem will. Zu beiden Seiten von hohen, teils waldbenachlenen, teils kahlen Felsen eingeschlossen, dehnt sich das Wasserbecken vor uns, ringförmig das

lichte Grün seiner Wälder allmählich zum tiefstschönen Blaugrün verändernd.

Drüben am entgegengeetzten Ufer liegt auf süßiger Gerastriß die kleine Sammhütte der Fischweil, ein mißfreundlich Idyll inmitten der großartigen Bergwildnis.

Dahinter kommt der Silberjaden, ein schmaler Wassersturz von bebender Höhe, herab, und nach weiter im Hintergrund ragen das „Teufelskorn“, der „Zantenferthawen“ und das „Steinerne Meer“ hoch in die Höhe und bilden wie Patrouillen im Silberhaar in das farbenwarme Bild des Thales.

Drüben von der Fischweil hing das einräumige Gelände der Herdengladen, links beim Abstieg von der Wasdalm glühen die Mittenübergrässenen Wälder der Alpenrosen, und ein kleines Jahrgang teilt die grüne Flut des wälderen Gewässers; anweilen klingt der heitere Schrei eines Adlers oder der Zaucher eines Seenerbuben in die Einjamkeit — dann wieder ist's tief still; und der Fährer weiß und die Geygen, an deren verpringender Felsdecke der große Aufschwung steht, eine Art primitivster Schaukel, dicht neben dem viele hundert Meter tiefen Abgrund, darauf sich nach gethanem Tagewerk Hüterbuben und Seineruana mit lachendem Feuerbrand in den Händen wiegen, während ihre Genossen singend und tanzend den Aufschwung umpringen.

Dann deutet der Fährer nach der „Übergrässenen Alm“ und erzählt die daran haltende Sage: Wie ein reicher Bauer dort gebaut, der sich im Übermut vermessend, die Alm und alle

hau gehörigen Viehweiden mit Milch und Butter zu über-
gessen, und wie, bevor er das feroce Werk vollbracht, Schnee
darüber gefallen sei, mit ewigen Eis den Übeltäter verschüttend.
Da riefst neben uns Gestein herob; hoch oben hat sich's

Wonnig, wie ein Geheimnis von blauem Duft umzogen, ruht
die Landschaft, und das Herz juchzt auf und kann kaum mehr
lassen, daß es bereinst seine Welt in dampfer Stabt hinter
hohen Mauern gefunden

Der Obersee. Sich einem Urenalle von Gletschern stehnd.



gelöst unterm flüchtigen Fuß einer Gletsche, die jetzt, den Kopf
erhoben, in die Weite hinauswitternd stille steht.

Und dann geht ein Ton durch die Lüfte, klingend, singend,
unerklärlich — sind's die Tannen, die ihre Wipfel im Lust-
hauch wiegen, oder ist's die Seenige, die zum Bode lockt?

Aber der Führer drängt zum Ausbruch; es gibt noch andere
Berge und Thäler zu schauen, anderen Sagen zu lauschen.

Und so leb wohl, Du liebliches Ausruhplätzlein, leb wohl,
Du schöner Obersee, Du Perle der Alpenwelt, wenn's ein
freundlich Schicksal vergönnt, sehen wir uns wieder.

Tillys letzte Tage.

Von Otto Griebner.

Es wurde im verfloffenen Jahrgange Nr. 43 bei Besprechung des Rothenburger Festspiels die erfreuliche Thatsache hervorgehoben, daß die Wahrheitsliebe der modernen Geschichtschreibung das Bild des großen kaiserlichen Feldherrn Tilly mit Erfolg von den häßlichen Verleumdungen gerettet hat, durch welche es lange und ungerührt entsetzt wurde. Wir werfen unsern Blick heute auf die letzten Stunden des greisen Helden.

Absichten mutig durchzusetzen, den Schwimmer erlaubten. Gott, der uns vielleicht aufzuwecken und durch dies Unglück zu ermuntern gedenkt, kräftige und inständige mit einer doppelten Aufmerksamkeit und doppelten Eifer.“

Aber es kamen weitere Prüfungen. Der Verrat umkauert ihn. Bei Bunzenhausen legte ein von den Schweden beschoßener Kosakstabler Feuer unter ein Pulverfaß, und der ganze Pulvervorrat von 125 Zentnern flog in die Luft mit unfäg-



Tillys Tod. Nach dem Wandgemälde im I. Nationalmuseum.

Vom Tage bei Breitenfeld am 7. September 1631 an hatte das Glück dem bis dahin unbesiegten Heerführer den Rücken gewandt. Aber Tilly blieb, wie er allezeit gewesen, gefaßt, unverzagt, ergeben, ohne Bitterkeit gegen diejenigen, die zunächst das Unglück verschuldet. Mit Wunden bedeckt und von seinen treuen Balleonen aus dem Getümmel der Schlacht geführt, schreibt er einen Brief, den selbst einer seiner eifrigsten Kaskäger, der englische Gesandte und Geschichtschreiber Harle, ein Muster christlicher Gelassenheit an einem großen sieggewohnten Heerführer nennt.

„Es ist Gottes Willkür gewesen“ — sagt Tilly in dem Schreiben — „unsren Sachen ein anderes Aussehen zu geben und uns endlich mit einer augenscheinlichen Züchtigung heimzusuchen. . . . Dieses laun mit Recht der Umsturz unsrerer Glückes genannt werden, nach welchem wir uns, statt unsere

licher Verwüstung. In schmerzlichem Gram rief der alte Feldherr aus: „Ich sehe, daß das Glück mir nimmer wohlwilt!“

Die Entscheidung rückt näher, und Tilly bedarf vor allem Hilstruppen. Jeder Kränkung uneingedenk, wendet er sich an Wollenstein mit herzlich eindringlichen Bitten: „Jetzt in der Stunde der Not gemeinsam mit ihm zu operieren, ihm Hilfe aus Böhmen zuzuschicken“. Aber der arglose Mann muß das Bittende über sich ergehen lassen, von dem tüchtigsten Wollenstein, dem gegenüber er sich jederzeit edelmüthig, willfährig, opferwillig, wie ein ganzer Ehrenmann gezeigt hatte, mit schönen Worten hingeholten, getäuscht, hilflos verlassen, verraten zu werden. Er ertrug es klaglos.

Es kam die Kanonade bei Rain, wo der Schwede den Übergang über den Vech erzog, und Tilly, durch eine Fallkugeln ins Schenkelbein getroffen, seiner Kriegerlaufbahn ein

Ziel geleitet sah. Nach Ingolstadt gebracht, verlag der Schwerverwundete auch unter dem Schmerzgen und der tödlichen Erschöpfung nicht des Amtes, das er für des Reiches Ehre und Einheit so lange verwaltet, und die letzten Tage des alten Helben spiegelte seine ganze Laufbahn wieder. Er läßt sich immerfort nach von seinen Obersten Bericht erstatten; er läßt seine Sekretäre fortwährend in seinem Zimmer arbeiten und erteilt mit der alten Weisheitsgegenwart seine Befehle. Nach am 25. April 1632, wenige Tage vor seinem Verschiden, protestirte er in einem Schreiben an den schwedischen Feldmarschall Horn nachdrücklich gegen eine von den Schweden zu Augsburg ausgedehnte Besetzung des Völkerrrechts. Es ist das letzte Schreiben von seiner Hand, zugleich ein letzter Beweis seiner warmen Fürsorge für den geringsten seiner Soldaten. Von da ob schwinden seine Kräfte. Eine Anzahl Knochenzüstler mußten aus der Wunde des zerstückteten Beins gezogen werden. Aber sein Laut der Klage, kein Ruf des Schmerzes kam über seine Lippen. Er litt, die Seele voll patriotischer Sorge. Wenn sein belämmertem Kurfürst zu ihm kam, um in den letzten Stunden seinen treuen Diener zu trösten, so richtete sich Tilly immer wieder zu der Weissung an: „Koenigsburg, vor allem hütet Koenigsburg!“ Denn hier lag das Bollwerk Süddeutschlands, der wichtigste Knotenpunkt zwischen Bayern und Österreich. — Kurfürst Maximilian hat auch die treue Mahnung wohl beherzigt; von dem alten Feldherrn konnte er nicht anders scheidn, als mit Thränen und Bewunderung. In dem Hause des Dr. Arnold, Rat zu Ingolstadt, war das Sterbelager des Feldherrn. Da lag der würdige Greis, der sieggekürnte Herrführer und Soldatenwogel, flugelos, gelassen, auch von Beccot und Unglück umgeben.

Wohl, er konnte mit freier Seele auf seine Laufbahn zurückblicken, die reich war an Thaten und Mühen. Viel Nummern und Mühsal lag hinter ihm, aber kein verdientes Stück, keine Thräne belastete sein Gemüth. Was menschliche Kraft nach Maßgabe der Umstände zur Vinderung der unsäglichen Noth der Zeit vermochte, das hatte er geleistet, und den Umkehrung der Dinge konnte einen Mann nicht unvorbereitet treffen, den seiner keiner Siege übermäßig gemocht.

Er achtete seine irdischen Dinge, um mit der Welt abzuschießen. Aber seine älteren Besitztümer hatte er schon einige Jahre zuvor die letztwillige Verfügung getroffen. In seinen Erben setzte er die Kinder seines Bruders Jakob, vorzugeweise den Grafen Berner v. Tilly ein. Das Besitztum Tillys war gering. Der Uneigennütige hatte nie danach getrachtet, und wo es etwa erworben, gern verschenkt. Namentlich sein Lieblingsort Altdilling, seine nummehrige Ruhesstätte, wurde zu verschiedenen Malen bedacht. Die Infantin Isabella hatte ihm einst eine kostbare Halskette mit prachtvollen Diamanten übersendet; alsbald schenkte er sie der hl. Jungfrau zu Altdilling, der „Freude meines Herzens, meiner lieben Frau und Gebieterin“.

Die Stadt Hamburg hatte ihm einmal unerwartet ein Geschenk von 1000 Rosenobel verehrt; er bestimmte sie zu einer täglichen Messe in Altdilling. Endlich erwähnen mehrere Geschichtschreiber noch einer Summe von 6000 Reichsthalern, welche Tilly sterbend seinen Soldaten vermacht hob, die ihn, „ihren Vater Johann“, in der Schlacht bei Breitenfeld mit ihren eigenen Leibern bedeckt hatten.

Während der große Held gegen sein Ende entgegenhartte, tobte draußen vor den Mauern der Stadt der Schwede. Gustav Adolph war vor Ingolstadt erschienen und hatte die Laufgräben zum Sturm kräftigt. Aber nach auf dem Sterbelager wehte der Geist des alten Herrführers, und sein Neffe, Berner Tilly, entkam mit eigenem Beispiele den Rat der Soldaten. In der letzten Nacht, welche Tilly auf dieser Erde verbrachte, ließen die Schweden zweimal Sturm gegen die Stadt. Während dieser schreckensvollen Stunden hörte der Sterbende nicht auf, die Offiziere, welche ihn umgaben, zur Pflichterfüllung aufzumuntern; er schickte sie bis auf den letzten nach den Wällen und schien noch einmal aufstehen, um am Kampfe teilzunehmen. Seine Worte riefen, als sie den Soldaten hinterbracht wurden, die lebhafteste Begeisterung hervor. Die Schweden wurden mit ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen, und noch ein Mal schien dem großen Manne der Sieg lächeln zu wollen, der ihn so lange begleitet hatte.

So kam der 30. April herauf, der seinem Leben die Marke setzte. Sein Weichvater, ein Jesuit, war befähigt um ihn, nach dem eigenen Willen des Feldherrn. Gegen die Abenddämmerung gab Tilly, indem er das Kreuz machte, ein Zeichen, daß die Todesstunde näher rüde. In diesem Augenblicke sah er seinen Neffen Berner an sein Bett treten, reichte ihm zum letzten Male die Rechte, und segnete ihn. Seine alten Freunde Wigleben und Ruy ließen sich, mit Theilnahme in den Augen, jetzt auf die Kniee nieder und boten gleichfalls um seinen Segen. Er erteilte ihm und empfahl Ruy, dem General-Kommissar, der ihn seit langen Jahren auf allen Fahrten begleitet, sein Hausgesinde. Dann legte er sich zurück und sammelte sich im Gebete. Eine Stunde später bemerkte der Weichvater, der, neben dem Bette sitzend, betete, daß Tilly seine Augen mit einem gewissen Ausdruck des Bangens nach seiner Seite hin wende. Alsobald rief der Ordensmann: „In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum. — Auf Dich, o Herr, habe ich gehofft; in Ewigkeit werde ich nicht zu Schanden werden!“

Es waren die Worte des königlichen Sängers, welche Tilly selbst von seinem Weichvater in der Sterbestunde sich zugerufen wünschte. Als er sie jetzt vernahm, schien er erquickt und gehoben, und seine Gesichtszüge erheiterten sich. Er warf einen letzten Blick voll Liebe auf das Bild des leidenden Christus und gab dann seine Seele Gott zurück.

Häuserinschriften in Mittel Franken.¹⁾

Häuserinschriften von Dr. Julius Wecker.

Wenn nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik verdienstlicher, wie gewöhnlicher Zeiten bilden die an die Häuser geschriebenen Reime, die Häuserinschriften. In ihnen

steht ein Stück Volksdichtung. Sie enthalten Kernsprüche, in denen das Volk seinen Gefinnungen, seinen Wünschen und Gefühlen bereiten Ausdruck gibt. Namentlich in Mittel Franken war es vielfach Sitte, daß die Erbauer von Häusern die

¹⁾ Siehe 2. Jahrgang Nr. 13 Seite 155.

Frontseiten derselben mit Reimen schmückten. Der i. J. 1862 verstorbene I. b. Genbarmerie-Major Josef Hidel hat auf seinen Inspektionsreisen im Jahre 1840 die originalsten dieser Häuserinschriften in den verschiedenen Gegenden Mittelfrankens gesammelt und ein Manuskript darüber hinterlassen, dessen wesentlicher Inhalt im „Bayerland“, das sich ja die vollständigste Pflege vaterländischer Landeskunde zur rühmlichen Aufgabe gestellt hat, hiermit niedergelegt sei.

Zu dem an der Straße von Ansbach nach Triedorf gelegenen Weiler Tschmannsdorf stand der Gedanke, wer der weltlichen Obrigkeit widersteht, der widersteht der göttlichen Ordnung, in folgendem kurzen Verse Ausdruck:

„Fürchte den Herrn und ehre den König,
Und mißde Dich unter die Aufseher nicht!“

Unter den Fesseln einer harten Regierung, wo der Unterthan in seinem Nachbarn nur den Zwingherrsinn sah, scheint folgender, an einem im Bezirksamtsbezirk Dinkelsbühl gelegenen Hause angebrachte Vers seine Entschädigung gefunden zu haben:

„Nimmer wehren,
Nimmer geben,
Wacht ganz freudentler doch Leben.“

Der folgende, an einem Hause in Dödingen, Bezirksamts Gunglshausen, angeschriebene Reim stammt wohl aus einer Zeit, in der alle Lust auf den Bauern und der arbeitenden Klasse lag. Er lautet:

„Der Bauer will haben seinen Erbsal,
Der Gutsmann sagt, ich hab' ein freies Gut,
Der Landesherr sagt, was herrt mich das, ich bin schon frei,
Der Tod treibt seine Lieberel,
Der Satbat sagt, ich geh' nicht, —
Was erborn' es doch, lieber Bauer, wie wir's so wer'n,
Nicht macht Du alle erdn'ig'n.“

Die zahlreichsten, zuweilen unverständlichen Sprüche, sind religiöser Art und drücken in den verschiedensten Variationen das Vertrauen auf Gott aus.

So an einem Hause in Großhadach, Bezirksamts Ansbach:

„Dieses Haus hab' ich gebaut,
Ich bin der Mann, der Gott vertraut,
Wenn hieres will nur bei mir sein,
Trug' ich die Last der Welt allein.“

Dann an einem Hause in Lindach bei Rügland:

„Wenn Einer hat die ganze Welt,
Züher, stolz und alles Geld,
Das Himmelreich wir' ihm mit g'weh,
So weh ich doch, was besser ist.“

An einem Hause zu Neudlingen, Bezirksamts Weiffenburg, war zu lesen:

„Wir wollen Gott den Herrn bitten,
Er wolle uns sein Unglück schieben,
Er mög' uns dieses Haus behüten
Vor Feuer, Sturm und Hagelblag.
So wird uns nicht truen andre Plag.“

In derselben Gegend, an einem Hause zu Gerodori, waren die Worte zu lesen:

„Mein an Gottes Gnad' und Segn
Ist dem Bau und mir gelegen,
Und nicht an andrer Toller Wert;
Was table gleichwohl immerfort,
Auf Gott ist nur mein Kugennetz,
Der dieses nun gebaute Wert
Behüten wolle viele Jahr
Vor Feuersturm und Wasser'leht.“

Ein Haus in Wangen, desselben Bezirksamts, trug folgenden schönen Gegenwärtig:

„Jesus, segne dieses Haus,
Und die da gehen ein und aus.
Wie der Bau ist gerichtet auf,
So rich' Dein Herz zum Himmel' auf! —
So ist mein Kauf.“

Über der Thür eines im Amtsbezirk Dinkelsbühl gelegenen Hauses stand der Vers:

„Wer ein- und austritt zu der Thür,
Der soll bedenken für und für,
Doch nicht verlass' Jesu Ehr'
Der Weg zum Weg zum Leben ist.“

Einen zwar gläubigen, aber leichten Sinn verrät der Reim an einem Hause in Zehndorf, Bezirksamts Freuchtungen:

„Ich seze meinem Gott kein Ziel,
Er geh' mir wenig aber viel,
Wohl sein, der sich begnügen läßt,
Der lebt content auf's allerbest'.“

Unbedingtes Gottvertrauen ist in einem Reim an einem Hause in Neudling angedrückt:

„Verlassen Dich die Freunde
Und werden Fremde Feinde,
So halte Dich zu Gott;
Der ist der Unschuld Helfer,
Der Heide Unterretter,
Ein treuer Freund in aller Noth.“

An einem Hause in der Gegend von Dinkelsbühl stand der schöne Vers:

„Wir wohnen auf der schönen Welt,
Arbeiten nur um Gut und Geld,
Bedenken aber doch haben,
Doch Gottes Lieb' die größte ist.“

Einen Wegweiser fürs Leben denken die Reime an einem Hause in Othheim, Bezirksamts Gunglshausen, aus:

„Im Glück erhebt Dich nicht,
Im Unglück verzage nicht,
Denn Gott ist ein Mann,
Der Glück und Unglück wenden kann.“

An einem andern Hause desselben Ortes war folgende Klugheitsregel zu lesen:

„Eure Gott, halt an mit Dem,
Laß Dich nicht in Lügen ein,
Liebe Demuth, jede Feinde,
Trachte nicht, zu groß zu sein.
Rede wenig, höre viel,
Mache keine Weinm' rage,
Laß die kleinen angeht,
Gehe Weizen aus dem Wege,
Wache, daß Dir andre gleichen,
Warte, was doch Deine ist,
Stimme nicht, aus Wert zu gehen,
Wenn Du Recht schuldig bist.
Sei ein Bild der armen Freunde,
Lerne sparen und erwerben,
Schide Dich zum Tadeln an —
Und denke häufig an Dein Sterben.“

Eine andere Klugheitsregel war in Oberjuchbach bei Leutershausen an einem Hause angeschrieben:

„Nicht Thun auf Gott gehn,
Keinen Menschen recht getrom,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Hilf, doch nicht zu geben,
Biel Geduld bei wenig Geld,
Nimm man fort in aller Welt.“

Ein echt christlicher Wunsch, der wie die Sonne leuchtet und erwidert, war in dem schon mehrerwähnten Resensing zu lesen:

„Ei steh beglückt und lebe lang,
Rein Schmerz mach' Zein Tage bang,
Rein Kummer sei, der Dich empfiel,
Ei glücklich, denn Gott sorgt für Dich.“

Im Orte Gailshausen bei Wassertrüdingen, findet sich an einem Hause folgende Aufschrift:

„Hier ficht der Kummer,
Es folge die Freude,
Der Wohlstand sei dauernd,
Und Trost sei dem Weibe.“

An einem Hause bei Dinkelsbühl fanden sich die schönen Worte angegeschrieben:

„Hilf' aus dem Wehgeschick
Ich steh in Dich selbst getrick;
In Deinem Herzen ist Zein Himmel
Und in dem Glanzen Zein Gesicht.“

Einen Wunsch für Reisende finden wir an einem Hause in Lindach bei Kuglund:

„Alle, die vorüber gehen, hören oder rufen,
Trenn' gib Gott Glück zu allen Zeiten.“

Beinahe in allen Gegenden Mittelfrankens findet sich mit geringen Abänderungen folgender Reim:

„Ich achte meine Dofier
Wich wie das Regenwasser,
Dass von dem Dofe ficht,
Und ob sie mich schon reiden,
So wüßten sie doch teilen,
Dass immer Gott mein' Daffe wü.“

Der Freude an Liebe und Wein gibt eine große Anzahl von Häuserinschriften Ausdruck. So lesen wir an einem Hause in Leigendorf bei Rathenburg:

„Ein schönes Haus, ein braves Weib,
Erfreue den Mann zu Erei und Leib.“

Dann in Uffenheim bei Uffenheim:

„Ein weiches Bett, ein schönes Weib,
Überig' Weib und oller Wein,
Was kann auf Erden schön'eres sein?“

Dasselbe Thema finden wir in anderer Variation an einem Hause zu Weigenheim bei Uffenheim:

„Gottes Haus' und g'hander Leib,
Ein gutes Weib, ein schönes Weib,
Ein gut Gewissen und bonnes Weib,
Das ist das Beste an' der Welt.“

Ein zu Leigendorf in der Liebe Betrogenes mochte wohl seinem gekränkten Herzen in nachstehendem Reim Luft machen, indem er an sein Haus schrieb:

„In der Apfel rosenroth,
So stehst ein Wärmchen brin',
In des Wägdlein schön und roth,
So ist es schön dem Sinn.“

Ungalante Schalkhaftigkeit brüdt auch nachstehender Spruch an einem renovierten Hause in Weigenheim aus:

„Wenn ich blaus' die Jünglein siren,
We ich des Haus' hunn renoviren,
So mer' ich Krösler in der Welt
Und bin' mehr als jezt im Bett.“

Schmähliche Klagen ziehen sich durch folgende Sprüche:

„So die Treu' war ungewöhrn,
Da hoch sie in ein Jägerhorn,
Der Jäger blies sie in den Wind,
Daher man keine Treu' mehr find'.“

(An einem Hause in Bettwar bei Rathenburg.)

Während mancher im Erstlande den Himmel voller Geigen sieht, erscheint bei einem andern (in der Gegend von Feuchtwangen) die Befreiung, der folgende Hausregel empfiehlt:

„Wenn die Deme fröh' vor dem Dofe,
Und die Frau fröh' vor dem Mann,
So wuch man die Drenne rupfen
Und der Treu' den Wand verlospen.“

An Schalkspare erinnern die Worte an einem Hause in Heringingen:

„Wohlfahrt ist aus der Welt geseit,
Kufschicht ist schlafen gegangen,
Die Frömmigkeit ist fast verloscht,
Die Gerechtigkeit kann den Weg nicht finden,
Der Dofler ist nicht zu Hause,
Die Liebe liegt krank,
Die Gütlichkeit ist in Arreth,
Der Glaube ist ziemlich erloschen,
Die Tugenden gehen beteten,
Die Weisheit ist schon lange begraben,
Der Credit ist nürsch geworden,
Das Gwölken hängt an der Wand.“

Das alte Sprüchwort „Ein jeder kehrt vor seiner Thür“, findet sich in mehreren Häuserinschriften variirt. So in Quarshausen bei Uffenheim:

„Ein jeder kehrt' vor seiner Thür',
So hat' er Fehler g'ang,
Und nimmt' die Fehler zu Papier,
So wird er endlich klug.“

Dann in Götterbach bei Knechtach:

„Wer sonst nicht kann und wech,
Mit andre Krute schenken,
Ein solches Dörfchenmal
Soll in mein Haus nicht gehen.“

In Mittelbachstetten bei Leutertshausen findet sich folgende Inschrift:

„Wenn Ihr einst den meinen Feinden
Reiner Fehler Gohd wech' bösen,
So löst auch von meines Brüdern
Reine Tugend Euch bekrän,
Lebt mein Freund mich über die Nothen
Und mein Feind hehrt sein Laps,
So geht Ihr die Mittelstraßen
Und denkt, ich bin ein Weisheit's Ier.“

Einen schalkhaften Spruch findet man an einem Hause in Keustetten bei Rathenburg:

„Das ist das Schönste auf der Welt,
Dass Tod und Leuel' nimmt sein Weib,
Denn nicht mander man' Weib'
Ist den Weibchen in die Hoff.“

Ein anderer Hausbesitzer im Knechtachischen ließ an sein Haus aufschreiben:

„Wenn die Holzschicht krennte wie Feuer,
So mer' das Holz nicht heiß sie Feuer.“

Biesach lassen Worte Sprüche gegen das Borgen an ihren Häusern anbringen. So in Dambühl bei Feuchtwangen:

„Freund, richte dich nach Trinen Lothen
Und nicht nach Krug und Finschen,
Dass Tu in Trinen Lothen trinen Dofler,
So löst den Weib' das Bier und den Wein im Keller.“

An einem andern Wirtschaftshaus findet sich hüthnisch angegeschrieben:

„Wer will borgen,
Der kommt erzen,
Denn ist der Zug,
Wo ich nicht mag.“

Ein Baukünstler in Wundheim ließ sein Haus mit folgender Inschrift versehen:

„Ich habe meine Lust an einem schönen Haus,
Alein es leert den Beutel ziemlich aus,
Doch solches seh' ich nicht, wenn's mir nur gefällt
Denn was hilft mir alles Geld,
Ich mag doch aus der Welt“.

Als Gegenstück dazu findet sich an einem Hause bei Engenhäusen folgende Inschrift:

„Wir Menschen bauen Häuser auf dieser Erden ist,
Als wenn wir ewig leben wollten,
Und sind doch hier nur fremde Gäste,
Und da wir sollen ewig sein,
Tu denen wir got vorweg sein“.

Kleine Mitteilungen.

Alt-Augsburg. Neben unserm Grundriss, bei der Verteilung des Stoffes alle Kreise gleichmäßig zu berücksichtigen, reihen wir an unsere mit großem Beifall angenommenen Bilder aus Alt-München ein Bild aus Alt-Augsburg, das v. Inghoff'sche Haus an Obstmarkt. Das Gebäude bot in seinem Äußeren das Ansehen einer städtischen Burg. Sein Erbauer war Valthasar Engenberger, die Zeit der Erbauung fällt in das 16. Jahrhundert. An seiner Stelle erhebt sich heute das palastähnliche Wohnhaus des Herrn Fabrikanten Niedinger.

Ein Freund der Pünktlichkeit. Karlgraf Georg Friedrich Karl von Woyreuth (1726—35) sah als Freund der Ordnung stets darauf, daß alle Uhren sowohl in Woyreuth als auch anderwärts in gutem Zustande erhalten wurden und richtig gingen. Daher führte er immer eine oder zwei silberne Uhren mit sich. Als er einmal noch Hinderhardt auf die Auerhöfalmals kam



Alt-Augsburg. Das ehemalige Inghoff'sche Haus.

die Turmuhr im schlechtesten Zustande fand, setzte er den Pfarrer wegen dessen streng zur Rede. Dieser aber entschuldigte sich, daß er zu arm sei und keine Uhr besäße. Da schenkte ihm der Karlgraf eine von den seinen, mit dem Besätze, nunmehr dafür zu sorgen, daß die Turmuhr immer richtig gehe.

Ein leidenschaftlicher Brief. Schwarz und Kummer, Trauer und Weiden finden ihren Weg sowohl zum Thronsaal des Königs, als in die Hütte des Bettlers. Welches Herzleide erfüllt nicht die Zeilen Kaiser Friedrichs VII., welche er am 29. März 1745 an seinen Bruder, Johann Theodor, Bischof von Freising und Regensburg, richtete. Der Brief lautet:

„Durchlauchtigster Herzog; herzlichster Bruder!

Nachdem mir der Allerhöchste dergleichen meine liebe Niece Maria Theresia Emanuela, Tochter Herzog Ferdinand's und der Pfalzgräfin Maria Anna von Pfalz-Neuburg aus dieser zeitlichen Welt entzissen, so hat es dessen unerforschlichem Willen gefallen, auch heute um 1/8 Uhr meine allerhöchste oberst geborene Tochter (Theresia Benedikte Maria) in die verhoffentlich ewige Glückseligkeit abzusondern. Wie schmerzlich dieser Verlust meinem äußerst betraübten väterlichen Herzen fällt, will ich Euer Liebden von jetzigen artheilen lassen, dessen väterliches Gemüth und zärtliche Reizung, so sehr für beide gehabt, ist mir allzu bekannt, um nicht

gänzlich verabschiedet zu sein, daß Euer Liebden mein Leidwesen mit mir theilen. Ich bin fürwahr ein Mann der Schweregen. Gott gebe mir die Gnaden selbe auszustehen. Ich verdirere selbe meiner aufrichtigen, brüderlichen, zärtlichen Affektion, verliedben Euer Liebden getreuerer Bruder Karl.“

Die Guedorf nach der Volkslage zu seinem Namen gekommen (II.) Es war zu einer Zeit, die lange zurückliegt, da

erzob sich in kurzer Frist aus der Stätte des heutigen Guedorf an der fränkischen Saale eine beschiedene Anzahl Hütten, aber ohne Namen. Viel hatten sich die Bewohner um einen solchen schon abgestritten, bis endlich die alte Uffe, die stets das Nichtigetroffenste hatte, mit ihrem Räte durchdrang, die Namenwahl einem Zerdränge zu lassen.

Sie ging also hinaus, einen solchen zu suchen. Bald kam im Walde ein Mann des Weges. Der war aber gar nicht gutter

Lonne und als er des alten Weibes ansichtig wurde, des ja am Morgen Angstlied bedeutet, ward er noch unvorsichtiger. Aber die alte Uffe grüßte ihn gar freundlich und bißel, ein kurzes Wort zu sprechen, das dann den Namen für das neue Dorflein abgeben sollte. Aber der Böhrender, wild, wie er war, sahr die Alte an und schrie: „Was kümmert mich Euer Dorf!“ „Ich danke Euch, Herr,“ sagte Uffe und lief heim und brachte die frohe Botschaft, der Name sei gefunden und heiße „Guedorf“. Wor darob große Freude und wurde ein Volksfest gefeiert!

Die Franzosenkapelle. Im Weiler Stetten, Gemeinde Hofenhahn, wurde im Frühjahr 1891 eine kleine Kapelle, besetzt unter dem Namen Franzosenkapelle, abgedeckt. In derselben besand sich eine Violinfolge mit folgender Aufschrift:

„Georg Bodemair, Knecht beim Pferdhuber in Stetten wurde 1800 nach der Schlacht bei Hofenhahn mit zwei Pferden und einem Wagen von sechs französischen Soldaten fortgeführt und kam durch die Fürbitte der hl. Muttergottes des Frauenbrunnl nach sieben Monaten mit Noß und Wagen wieder heil und unverletzt in die Heimath zurück.“

Das Gemälde über dieser Schrift, ohne jeden künstlerischen

*) Guedorf, urtümlich: Ueborf, Guedorf — im Samale.

Wert, bietet aber insofern Interesse, als es uns die Arbeit fränkischer Handwerker lebhaft vor Augen führt.

Bayerische Nationaltrachten. Unser Besuch nach den alten Trachten des Landes führt uns meistens weit weg von der großen Gesellschaft; nahezu fünf Stunden rüstigen Fußgangs sind erforderlich, um von der Eisenbahn weg zu dem friedlichen Dorfe zu gelangen, dessen Trachtengruppe unser heutiges Bild uns zeigt. Es ist die Deputation des Dorfes Tegernbach im Bezirksamte Kottenburg, Niederbayern. Das Dorf liegt nahezu im Herzen der Havelthau, einer Viehblutgegend des Königs Maximilian, da sie reichlich hoch gefächerten, würzigen Hopfen spendet. Die Bevölkerung und ihre Wohnungen zeigen behagliche Wohlhabenheit, ein

Schloß. Goldstücken mit Perlen und silbernen Steinen und einem prächtigen Schmucke mit zahlreichen Gedächtnissteinen, Blumen, Eisen und Silber als Angehörige.

Der Mann trägt schwarzen Tuchrock mit silbernen ornamentierten Knöpfen, die Weste ist von Sammet mit den blauen Zwanzigern in stattlicher Reihe. Die Ledertose wird am Knöchel angeschürzt. Der runde Hut trägt modernen Charakter.

Das einstufige billige Mündchen charakterisiert in sonntäglich Weise eine Humoreske aus den „Tüffelbacher Blättern“ vom Jahre 1848: „Gast zur Kellnerin: „Es ist doch sehr schön, was man in dem Mündchen so viel Geld braucht; jetzt hab' ich mir erst vorgerufen einen Bierwandzwanziger wechseln lassen und hab' grade mehr 16 Kreuzer.



Leudestracht aus Tegernbach (Niederbayern).

Maßstab, der auch in unserm Bilde kräftig zur Geltung kommt. Den Regeln der Galanterie folgend, beginnen wir mit der Schilderung der Tracht der Frauen. Wir erblicken zunächst die Chermüße, das kostbare Kleidungsstück der alten Bauernmänner; das Mädchen von schrotem Atlas mit lebhaft gefärbten kleinen Blumen, zeigt fast den eleganten kurzen Schnitt eines spanischen Jäckchens. Das hoch heraufsteigende, ganzartige Nieder ist von schwarzem Brokat, mit reicher Goldstickerei, in vornehmer Ornamentik. Seine Silberhasen zeigen merkwürdigerweise die Formen von Schwanenkörpern. Das Halsstück zeigt den gefälligen Farbenhauch der Tegetrassen durch die hübschen violetten und weißen Blumen. Der Rock ist aus denselben kostbaren Atlas wie das Jäckchen, aber ihn breitet sich der seidene Schurz, über dem blaue, weiße und rote Blumen gestreut sind, das breite Schurzband zeigt ein großes Muster und ist mit Goldborten eingefast. Das Wickelband besteht aus einer Kaskette mit vielfachen Silberstickereien und breitet

Alle Sinnprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Nur ein toller Bauernanz steht:

Hier sieht man tolle Sprünge des Bauernvölkchens

Ein halb gehobener soll dazwischen leben lachen
Die reifen Mäuler auf, und machen sich Gebärden
Ob wollten sie beim Tanz wie gleichsam tadelnd werden.

Beleg: 2. Band von Buchhändler. Eine oberbayerische Festtagsgeschichte. Nach einer neuen Ausgabe erzählt von C. v. Schöding. (Nürnberg) — Die Trachten. Von Frau v. Schöding. (Erlang.) — Die Trachten. (Mit einer Illustration.) — Einmal lag Tag. Von Frau v. Schöding. (Mit einer Illustration.) — Charakteristisches in der Trachten. Bericht von Dr. Julius Weiser. — Kleine Mitteilungen. Nürnberg. (Mit einer Illustration.) — Ein Bericht über die Trachten — Ein interessantes Buch. — Die Trachten sind der Weltlage in einem Sinne gefasst. — Die Trachten. — Bayerische Nationaltrachten. (Mit einer Illustration.) — Das einstufige billige Mündchen. — Alle Sinnprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.



N. 4.

Preis der Heftes ist 1/2 Mark. Der Jahrgang kostet 5 Mark. Bei Vorbestellung zum Preise von 4 Mark 50 Cent. Der Jahrgang kostet 4 Mark 50 Cent. Bei Vorbestellung zum Preise von 4 Mark 50 Cent. Der Jahrgang kostet 4 Mark 50 Cent.

3. Jahrgang 1892.

V. Marii vom Brandstatterhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer mündlichen Erzählung des Otto v. Schöningh.

(Fortsetzung.)

Der Rainhuber hochte kopfschüttelnd auf, als könne er in seinem Gehirn verschiedenes nicht recht zusammenreimen. Der andere aber war zu keiner weiteren Aussage zu bewegen, sei es, daß ihm der Schmerz das Reden verleidete, oder ihm tiefer liegende Gründe antrieben, sich in Schwiegen zu hüllen. Er schüttelte, schüttelte und jammerte und hielt sich den blutigen Kopf.

An einer Stelle, wo ein frisches Bächelein plätscherte, wusch der Rainhuber dem Verwandten den zer schlagenen Kopf und band ihm sein eigenes Sacktuch über die Wunde. Dessenungeachtet winnerte Geroldshauer fort, und des Weshlagens war kein Ende. So kamen die beiden endlich nach dem Dorfe Hausbarn hinab. Dort verschaffte man sich ein Fuhrwerk, und auf diesem wurde der Nest des Weges, etwa anderthalb Stunden, bis nach Osmund zurückgelegt.

IV.

Der Abend streut breite Schattenbänder auf die Hügel und waldigen Leiten, zwischen welche die elischen Häuser von Wörndmühle eingeklinkt sind. Von den Höhen herab fließt der weiche, harmonische Klang weidender Kuhherden, die sich selber und ihrem Sockwulter, dem kurzsnadigen Stier, überlassen, die Nacht draußen auf der eingfriedeten Waldwiese zubringen. Einige tieferbräunte Gestalten, den spitzen Kalabrierer auf dem rotenschwarzen Hoargelehd, steigen auf des Wirthshaus zu; es sind Edhne Italiens, fleißige, genügsame Belsche, die in

einem dem Müller gehörigen Cementbrache in der Nähe arbeiten. Sie lassen sich unter den Kastanienbäumen vor dem Wirthshaus nieder; der linke Weist, der durchs Thal säuselt, wirft erfrischend auf ihren müden Körper.

Bei ihrer Ankunft trafen die Belschen schon einen Gast. Er lehnte mit dem Rücken am Stamm einer Kastanie, neben ihm lag eine langstielige Art, ein Ruchfad und ein Bergstod. Er hatte die Arme ineinander verdrückt und blinzte finstler vor sich hin.

„Gut Abend, Signore Hiesel“, redete einer der Belschen, welcher der germanischen Laute schon ziemlich kundig war, den Einjammer an. Der nickte klop und grub sich, wenn möglich, noch tiefer ins Schweigen ein. In seinen Augen speitete es wie plötzlich aufstieghendes Wetterleuchten. Es war der Branner Hiesel.

„Sie seien nicht gut bei Trost heut“, versuchte sich der Belsche abermals, zum Hiesel gewandt, womit er die schlechte Laune des letzteren andeuten wollte, bei welsch' gut gemeintem Versuche er dem Genius der deutschen Sprache allerdings etwas stark in die Haare grütel, was aber dem Hiesel nicht weh that; denn er hatte andere Gedanken im Kopfe als grammatikalische, die seinen harten Verstand überhaupt nichts angingen.

Franccoco, der Italiener, begriff, daß aus dem Holzrecht heut' nichts herauszubringen war, und wetschte fortan mit seinen Landelenten.

Hiesel brütete bumpy weiter. Festiger Grimm fraß ihm in der Brust. Der Brandstatter hatte ihn mit kurzer, bündiger

Reb' entlassen. Warum, werde er schon wissen, hatte der Bauer gesagt; für einen Holzrecht passen gewisse Decandli nicht, und in seinem Walde könne er, der Brandstüfter, keine Vießspoffen draussen, die er mit seinem guten Gelde bezahlen müsse.

Mit dieser Blumenprache hatte Widwenbinder dem Hiesel eine Gelbrolle auf einen Baumstumpf gelegt, und die Pöblist war an's Morgen von Samstag. Bitte der Brandstüfter den Hiesel doch wenigstens die Woche fertig machen lassen! Aber nein! Heute noch hatte er ihm den Hiesel gegeben, und das ägte noch tiefer in Hiesel's Jamerem. Und Marci? Der arme Bursch verzweifelte bei dem Gedanken an sie, die er mit einem grausamen Schläge nun verlieren sollte. Verlieren? o' Marci verlieren? Nein, das konnte er nicht lassen, das durfte nicht sein!

Mit einem jähen Geiß packte er den Biertrag und that einen ungestümen Zug, als wolle er die heiße Karrier in seiner Brust ausstößeln. Klirrend fielte er das Geiß auf den Tisch. Der heilige Trank erhigte seine Geister. Er murmelte drohend vor sich hin; die Stirnadern schwoollen ihm auf, so hochte es in ihm, und bis unter die Haare zog sich die Fortwärtse.

„I erschiah'n“, rief er hervor, und wild flammten seine Augen bei dem Gedanken an den Verräther, dem er die Cautelen dieser Stunde zu danken hatte.

Da setzte sich Bessi, die Kellnerin, an Hiesel's Seite. Sie hatte soeben den Welschen den Laberrant gebracht.

„Um Gottswill'n, Hiesel“, sagte die häßliche, dralle Dirne, halb teilschwend, halb erschreckt über das finstere Gesicht des Burschen, „was is denn Dir heut' übers Lebel' frocha?“

„Frag mi nüt“, lederte er auf. „bis nüt zum Reb'n g'timmt heut'. I hob' die ganze Welt und mi selber.“

Er leerte mit unheimlicher Eile den Krug.

„Schenk ei“, Bessi, heischte er dann, „schenk ei“, heut' bin i a Selbstmörder, heut' trink' i, bis mir der Schnaufer ausgeht; nacho is's gar mit dem elend'n Leb'n.“

Bessi streifte mit einem scheinem Blick den Holzrecht. So hatte sie ihn noch niemals gefannt. Er war ein ganz anderc geworden. Da, die Lieb' ist ein arges Gift.

Bessi ging und kehrte gleich zurück. Hiesel setzte sofort den Krug wieder an den Mund.

„Geh, bleib dengert nüt über Nacht drin“, mahnte Bessi scherzweise, als sie den Hiesel mit einer Bier trinken sah, als wolle er den Maßtrag zusamt den Inhalt verschlingen. Es lag auf der Hand, Hiesel wollte vorzüglich über die Grenze der Besonnenheit geraten und sich künstlich betruben. Endlich setzte er ab.

„Schau, Bessi“, sagte er mit einem unfäglich bittern Spöne, „wenn i so forttrink', nacho . . . nacho frag i an Brand, daß i'n ganz'n Rosenberg anzünd'n kann. Ha, ha, ho, ho! Heut' bin i sch'o so guat aufg'legt, daß i mit'm Teuffl rausi müßi!“

„Signora! johlen!“ sang es da vom nächsten Tische herüber, wo die Welschen saßen. Die genügsamen Leute hatten ihren Durst gelöscht und wollten aufbrechen.

Bessi nahm das Silberstück aus Francesco's Hand. Es war ein Halbgulden. Das damalige Vorkommen gefällichten Geldes von dieser Sorte mahnte beim Einnehmen der Münze zur Vorsicht. Bessi warf also das Geld prüfend auf den Tisch.

„It sich gut's Geld“, meinte Francesco lachend.

„Jo, oder was!“ versetzte Bessi, „dös glaub' i nüt. Da luei!“ Dös Geld scheidet ja wie g'spösig.“

Die Kellnerin that einen neuen Wurf mit der Münze. Das Halbguldenstück hatte einen edlen Klang, und das deutete auf geringen Silbergehalt.

„Wenn dös too falsch's Geld nüt is, nacho wooh i nüt“, sagte Bessi, tief aber als Schiedsrichter in dieser wichtigen Angelegenheit den Wirt herbei. Der untersuchte die verdächtige Münze und ließ sie mehrmals nach einander den Probierpflug machen.

„Dös is — falsch“, entschied er mit aller Bestimmtheit. „Wo host denn dös Geld her, Francesco, wooh's nimmer?“

Eine solche Frage befiel, so widerständig sie auch auf den ersten Blick erscheinen mochte, mit Rücksicht auf die Persönlichkeitsart, an die sie gerichtet war, ihre Berechtigung. Die Italiener, die in Wernsmühle in einem Bauernhause wohnten, kamen bei ihrer Ies zurückgezogenen und höchst anpruchstosen Lebensweise nicht in die Lage, angeschlossen des Dretes ihr Geld zu veranlagern, um etwa dafür einmal ein falsches Stück heimzutragen. Das Corpus delicti müßte also aller Wahrscheinlichkeitsberechnung zufolge aus dem Dret selbst kommen.

Francesco suchte, wie es schien, einen Augenblick in der Erinnerung. Dann jagte er flüchtig die Achseln und sprach: „Weiß nicht. Kann mir nicht denken, außer von dem Müller.“

„Vom Obermoar?“ that der Wirt. „Ah, g'schwag, dumoi!“ Der Müller kennt dengert 's Halb und gibt a' too falsch's Halbguldenstück aus.“

„Aber auch Signora Leng ausgah't oit“, belehrte der Italiener den Wirt. „Ich weiß nicht, wie ich das bekommen das.“

„Da hooh's ausjanit'n“, nickte der Wirt bedachtsam, „me lieber Jzrand, mit'm Geld. Der Leng post halt a' nüt an, scheidt's, wenn dös Geldstück wirt's von eahm sei' sollt.“

Die Sache endete damit, daß der gute Francesco mit einer echten Münze seine und seiner Kameraden Beche bereinigte, und die Welschen sich dann entsetzten.

An seinem Plage sah noch immer der Hiesel im finsternsten Groll. Er hatte, den Kopf voll stehender Gedanken und das Herz so schwer wie Stein, kaum auf das Zweiggespräch zwischen dem Wirt und Francesco gemerkt. Jetzt trat jener heran.

„Was host denn Du heut' g'habt mit'm Brandstüfter?“ fragte er den Holzrecht ohne langes einleitendes Vorspiel.

„Habi's ent gar j'bring't?“

„Wirt' sch'o so sei“, brummte der Hiesel bärbeißig. „Ausgah't hot er mi, ja dös hat er. Da is mei' Lohn, Wirt, der wirt heut' vertramta. Ha, ha, ha!“

Und Hiesel rief bei diesen Worten eine Gelbroste aus der Radtische. Er schleuderte sie mit einer Heftigkeit auf den Tisch, daß die Hülle platte.

„Jehn Gulden müoh'n 's sei“, i hab's nüt amal no' jäh'n müg'n“, sagte er hingu und ließ die blanken Silberstücke erboit von sich.

„Geh, Hiesel, sei nüt so narret“, redete der Wirt gutmütig. Seine Augen schweiften dabei über das schimmernde Geld hin, lauter Halbguldenstücke, die aus der zerriffenen

?) Goch!
?) versteinet.

Rolle getollert waren. Die Kalle trug an den beiden Endseiten das Siegel des königlichen Rentamtes Niedbach.

„Sakra, da gibst's Geld wie Mist!“ erwiderte auf einmal eine launige Stimme vom Wege her, der hart an den Kastanienbäumen vorüberführte. Der Obermaier war's, der also redete. Der Müller hatte schon wieder eine trodene Kesse, das merkte man ihm gleich am rauhen Ton an, und diesem Übel abzuwehren, war er zu seinem Kochtopf Bier übergegangen. Der hatte nichts Besseres zu thun, als dem Müller zu erzählen, wozu sich vorher mit dem Italiener Francisco zugetragen.

„Wir' nüt' übel!“ rief Obermaier, „a folsch's Geld, und van mir fult's am End' a' no' sei? Nachher schlagt's Rentamt s' Wiebba' a folsch Geld, denn die Guld'nstück und Halbguß'n Stück wechse' i mir alle auf'm Rentamt ei'. Schon, da liegt ja glei a folsch'ne Kall'n; die hob' i heut' 'm Braubstättler geb'n. Spiel, erkaufst, daß i De' Geld a köst' an'scha'?' I nim'm Dir loons, woost, g'rab' . . .“

„Nimm's und wirf's in d' Leiga' eini, dös Lumpengeld!“ rief Dickel gährenden Jorns und mit erhitzen Gesicht, insofern heißer Blut ins Weite gerichtet war, als suchte er nach einem feindlichen Gegenstande. (Fortsetzung folgt.)

Die lustige Schlacht von Luttlingen am 24. November 1643.

Von Dr. Franz v. Eber.

Auf ihren Feldzügen hat unsere westlichen Nachbarn nicht selten ein eigentümliches Unglück betroffen. Sie gehen voll Feuer in die Schlacht, wenn aber das erste Ungelück abprallt, so überfällt sie leicht ein plötzliches Schrecken, der auch sojart das ganze Heer zu wilder Flucht fortreibt. Eine Niederlage ist daher den Franzosen um so gefährlicher, weil sie so leicht allgemein wird, und man möchte glauben, daß jener trotz aufwandernde und in schnellem Wechsel wieder umschlagende Geist der alten Gallier, den César so deutlich bezeichnete und so trefflich zu behandeln wußte, noch in den jetzigen Franzosen steck. Einer der berühmtesten Vorfälle dieser Art war das große „Quarrierausfchlagen“ von Luttlingen im Dreißigjährigen Kriege, für die Deutschen die lustigste Schlacht von der Welt, für die Franzosen aber so spöttlich, daß man ihr nur etwa Koffsch und das ländliche Krotzyl, wo die vierfeldungene „Spornschlacht“ stattfand, an die Seite setzen kann.

Bediene hatten die Franzosen die Luttlinger Niederlage tausendfach. Der eigentliche Kriegs- und Unheilsstifter in Deutschland war der Kardinal Richelieu, Frankreichs Gebieter; ohne seine Politik wäre vielleicht Kaiser und Reich wieder einzig oder fast geworden. Während Richelieu Kraft und Willen des französischen Volkes ganz und gar in die Hände des Königs brachte, führte er in Deutschland Anfuhr und Zwietracht, um dabei im Trüben zu fischen. Denn hatte er den Kaiser für Deutschland selbständig gemacht, ja wußte dem französischen König von jehm die Schutzherrschaft über die Rheinprovinzen zu stellen. Deshalb suchte Richelieu den Eroberungsgeist des Schweden Gustav Adolf auf und zahlte ihm die Hilfsgehler, deshalb unterstützte er jeden Freiweiber und jeden Reichsstand, der wider den Kaiser ins Feld ziehen wollte. Diese dämmerliche Politik führte endlich auch dazu, daß der französische Hof nicht mehr Mänskipinner und Hilfsgehler allein, sondern auch ein Heer wider den Kaiser ausbande.

Dieses Heer machte nun freilich in den letzten zwölf Jahren des Krieges seine Feldzüge, aber es hatte wenig Ruhm davon. Das Bedeutendste, was es ins Werk setzte, war die gründliche Verwüftung der deutschen Landstriche, welche es durchzog. Der Orden der „Mordebriüder“ florierte bei den Franzosen am meisten, zu ihnen gehörten die heruntergelommenen Soldaten, welche damals jeden regelrechten Heere

auf eigene Faust nachzogen und als Schnappphage in allen Wüsten laereten. Ein unabsehlicher Traß von solchem Gesindel umgab das französische Heer, und gleich bei ihrem Erscheinen machten die Franzosen den großen „Deutschen Krieg“ recht eigentlich zum Wüstenkrieg. In dem Jahre, in welchem die Luttlinger Woffenthat geschah, fünf Jahre vor dem Westfälischen Frieden, gab es bereits weite Landstriche in Deutschland, in welchen die ausgebrannten und verfallenen Dörfer leer standen, und in den Städten sich nur noch kümmerliches Volk ernährte; auf den Ackerfeldern, wozu sie so lange kein Pflug mehr veräuerte, schob wildes Getrüpp auf. Richelieu und sein Nachfolger Mazarin konnten in der That sich rühmen, aus einem großen Teile Deutschlands, dem vormalis blühendsten und reichsten Lande der Erde, eine solche Städte der Verwüstung gemacht zu haben, wie dies noch Ludwigs XIV. einst ausgeprochenem Pläne später die Rheinlande werden sollten; wo hingegen den Franzosen eine Eroberung oder ein Sieg im Felde gelang, da verdankten sie es hauptsächlich den deutschen Obersten und Truppen, welche der Regel nach mehr als die beste Hälfte der französischen Heere in Deutschland bildeten. „Guten wir ja die Fremden bei unserm Heere seht“, sagte Richelieu's Vertrauter, der bekannte Vater Joseph, der schlaueste Diplomat des Jahrhunderts, „denn sie sind es, welche uns aufrecht halten.“

So hatte auch der Marschall Guericq¹⁾ nur durch Hessen und Weimarer die Kaiserlichen unter Lambot im Feldlager bei Kempen überwältigt. Dieser Held, der sich mit fremden Feinden pugte, sollte das Jahr darauf, 1643, vom Oberherzog aus die Donau entlang nach Bayern vorbringen. Zweimal, in Frühling und im Sommer, slog er aus, störrisch und siegesdringend, kam aber immer nur bis Schwaben und jedesmal mit gebrochenen Flügeln zurück. Das bayerische Heer, Johann v. Werth allen voran, richtete ihn auch ohne Schlacht beide Male dermaßen zu, daß er nur arnige Trümmer seines Heeres zurückführte. Zuletzt mußte er über

¹⁾ Die folgende Darstellung gründet sich auf die Hauptquelle für den Dreißigjährigen Krieg, Theat. Europ. P. 170—187, unter Einwirkung der Berichte in Sam. v. Ehrenfels. Samml. und deutl. Kriegsgeschichte (Frankf. 1889) S. 61—65, und in der Lebensbeschreibung Franz. von S. Sports (München 1710) S. 9—10 und der Tafeln, welche sonst noch Barthelemy (Gesch. des groß. deutschen Krieges, Götting. 1842, III, 483—491) anführt.

den Rhein zurück und im Rieberesbach eine Zuflucht suchen. Er hatte für seine gerissenen Bataillone nichts zu leben, und seine Reiter gingen zu Fuß, denn gute Kriegspferde, woran Frankreich selbst immer arm war, konnten aus Deutschland nicht mehr beschafft werden. Dagegen hatte er „eine grausame Menge Troßknechte, welche alle hungrig und schwärzig waren“. Soviel noch von Franzosen vorhanden, bemühten sich nach Hans zu kommen; die Weimarijchen wurden nach einigermahen durch die Autorität ihrer Offiziere gehalten und weil sie sahen, daß sie selbst zu Grunde gingen, wenn sie sich voneinander begaben.“

Dagegen mußte er von den weimarijchen Obersten und Offizieren eine Grabheit über die andere einstecken, zustücken, wenn er sie durch Bitten und Verheißungen nur beschwichtigte. Marschall Guebriant war ein ritterliches Gemüt, aber eitel und von garten Kerzen wie eine Frau; im Glücke beunruhigten ihn die lächerlichsten Pläne, im Unglück schrieb er Briefe voll Trauer und Klagen.

Seine rührende Verzweiflung bewog endlich den Hof zu Paris, ihn kräftig zu unterstützen. Alles sollte ausgeben werden, damit die französischen Waffen ihre Ehre aus Deutschland zurückholen könnten. Prinz Engghien hatte bei Rocroix gegen die Spanier gesiegt und Liederhöfen erobert, freilich bestand auch dabei der Kern seiner Macht aus deutschen Soldaten. Sein Siegerherr sollte nun zu Guebriant stoßen. Um den französischen Soldaten Herz zum deutschen Feldzuge zu machen, wurde ihnen gesagt, ein königlicher Prinz solle sie anführen, der werde gemäß sich und sie behüten. Die Franzosen hatten damals große Angst, über den Rhein zu gehen, sie betrachteten sich in Deutschland als arme Schlachtopfer, denen unter den harten kriegerischen Deutschen nur ein wenig Sparmühen oder Festungstürmen blühe und gar wenig Lagerfreude. Als Guebriant zum ersten Male ein Herr nach dem Rheine führte, ließ er die Soldaten des Tages nur eng geschlossen marschieren, sperrte sie des Nachts in Scheunen ein, hatte überall seine Aufpasser um sie her und suchte sie zugleich auf das Beste zu bewirten, alles blaß, um sie vom Ausweichen abzuhalten. Prinz Engghien brachte sein Herr durch Vothingen bis nach Palsburg, hier wählte er die besten Leute, 5000 zu Fuß und 2000 Reiter, aus und stellte sie unter den Befehl des Grafen Rantzau.

Bei Dachslein campfing sie Guebriant mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele. Er hatte die Regen seines Heeres trefflich herausgeputzt und ließ sie der königlichen Hoheit zu Ehren in Schlachtdrängung paradiere. Da er nicht Leute genug hatte, mußte auch die Wagage mit anziehen, um dem Heere einen größeren Ansehen zu geben. Viele

Kriegsoberstündige schauten der Feierlichkeit zu. Es waren aus den Festungen noch andere Truppen hergekommen, insbesondere aber Offiziere, welche bereits einen berühmten Namen führten. Engghien hatte auch der Königin schönes Regiment zu Fuß und zu Pferde, sowie wallonisches, spanisches, irländisches und schottisches Fußvolk gebracht. Die Schweizer und andre feanzösische Garben gingen aber zurück, weil sie sich vorbehalten hatten, daß man sie nicht nach Deutschland führe. Die Reiterei des Heeres war hauptsächlich deutsch und weimarijch. Nach Vereinigung der Truppen hatte man in der That ein stattliches Heer von etwa 20000 Mann, bedeutend für die damalige Zeit. Mit großen Kisten hatte man es glänzend ausgerüstet, und es befand sich dabei die Blüte der französischen Offiziere, bewegt von stolzen Hoffnungen. Guebriant dachte schon an nichts weniger, als auf Mänschen zu gehen und von dort den Kranz der Rheinlande auf der Spitze eines siegreichen Degenes zurückzutragen.

In den Sälen des Dachslein Schlosses gab er am 24. Oktober dem wiedergekehrten Sieger von Rocroix ein glänzendes Gastmahl. Die Tafel prangte von seltenen Weinen, köstlichen Gerichten, welche man mit ungläublichem Aufwand aus dem Elsaß und Breisgau, aus Vothingen und der Schweiz zusammengebracht hatte. Das Ehrengewand für den Prinzen war ein Auerhahn, „nach deutscher Weise zubereitet“, in Postete und mit seinem eigenen Federn bedeckt. Da saßen all die hochgemuteten Helden und Schwelger und toasteten bei Trompetenschall und Auenen-danner. Obenan saß Engghien, mit hohem Wefen, als wäre



Johann v. Werth. Nach Wallenstein.

er der Sieger der Welt, zur Rechten Guebriant, strahlend vor Sonne, zur Linken Graf Rantzau, prächtlich, hochfahrend, seine Worte schallten über den ganzen Tisch. Dann folgten an beiden Seiten der Tafel in glängender Reihe alle die berühmten Herren und Marschälle: die Marquis v. Noirmontier, v. Witz, zu See, v. Montausier, die Grafen von Raugroun und von Montmedy, die Herren v. Sirois, v. Pontis und v. Rocque-Servieres, Herzog Friedrich von Württemberg, Dietrich de Groot, Sohn des Hugo Grocius, und viele andere. Das andere Ende der Tafel aber nahmen ein die Weimarerer, altbewährte Dauten und schone Kriegshäupter, die Rosen, Laupadel, Debat, Schönbek, Alag, Rothhoft, Rothsoß, Tiffel und andere; sie tranken ohne Rufen, und die französischen Herren entsetzten sich, wenn ihnen ein deutscher Becher zuwinkte. Diese Generale und Obersten aus Bernhards von Weimar Schule wußten es, was es heiße, in Deutschland zu kriegen, und sie verachteten die Franzosen, welche allein flug sein wollten, aber nicht tapabel wären, einen flugen Nagel anzudecken; im Kriegskost führten sie immer nur die Rede in

Munde, um müsse den Feind aus dem Lande schlagen, und wenn es zur Noth komme, so habe niemand eine Courage“. Die Weimarer waren den Franzosen gram, weil durch deren Ungeschick und Klüde das tapfere und schöne Heer Herzogs Bernhards langsam zu Grunde ging, aber sie konnten einmal nicht mehr loskommen von den Franzosen, von denen sie fein und schmeichelnd, gleich korn geschätzten Viren, behandelte, aber zu solchen Zwecken gebraucht wurden. Koch immer aber betrachteten sie sich als bloße Verbündete Frankreichs, und sie kosteten insbesondere den Kanton, weil dieser sich mit Leib und Seele in französische Dienste begeben. Dieser Hofmeister Graf war wieder einer der abenteuerlichen Menschen, wie ihrer mit fast geistlichen Eindrücke damals so viele aus der großen deutschen Kriegsbühne erschienen. Ehe er in den Gesetzen zum Einmarsch, Einmähe und Etzling wurde, war er der schönste Mann seiner Zeit. Er erhielt später den französischen Mordehelfer mit einem Herzogtum von 50 000 Jt. Einkünften, mit denen er bald ein Reine war. Kanton war ein unbedingter Mannsbild und tratf jeden unter den Tisch, vor dem Feinde tapfer wie ein Löwe, und im Kriegsrat bewährte er alles nieder.

Engländer ließ sich noch eine Zeitlang im Elsch vergöttern, in Breßlau mußte ihm zu Ehren sogar „der Doctor Greuel“ spielen, ein Feuerwerker, der 350 Pfund schoß. Dann eilte der königliche Prinz zu den Festen des Passir Hofes, und Guebriant und Kanton gingen mit dem Heere am 2. November bei Ottenheim über den Rhein. Sie nahmen ihren Vorich durch das Rininger Thal auf den Oberador und lagerten sich am 7. November vor dem festen Rothweil, „in Betrachtung, daß es hochwichtig sei, einen Posten westwärts des Rheines zu besetzen, dahin man allezeit Vorath für die Soldaten verschaffen und gleichsam ein Magazin errichten könnte“. Deshalb eilten sie so sehr und ließen das Geschütz über Freiburg und St. Peter nachkommen. Die hochfliegenden Pläne beschränkten sich bereits darauf, sich warme Winterquartiere zu erobern, weil es sehr kalt wurde; Graf Kanton aber schwur hoch und tauer, in wenigen Wochen wolle er in München tafeln. Andere Männer waren die Führer des Heeres, welches auf lösserlicher Seite steht. Den Oberbefehl hatte Feldmarschall Mercy, ein kluges Kriegshaupt und Meister in süßen Wärtchen; er laurete lange, oder wenn er losschlag, donn traf er auch.

General der Kavallerie war der so ritterliche Johann v. Werth, der größte Reitergeneral nach dem Pappenheimer, ein Mann so kühn und ungestüm und bei alledem so schlau, daß ihm die wunderbarsten Thaten gelangen. Sein bester Schüler war der Oberst Spork, ein treuerziger tapferer Westhote und ein glücklicher Bogehote, der schon damals durch seine geschickten Streifzüge sich einen Namen gemacht hatte; berühmt wurde er später durch seine Siege gegen die Türken und Ungarn und gegen die Schweden in Polen und Schleswig. Zwei andere tüchtige Schüler Werths waren die Reiterobersten Wolff und Epp. Diesen wie ihrem Meister Werth war nichts lieber, als wenn sie ein ordentliches Quartier aufschlagen konnten; so nannte man es, wenn der Feind unversehens in einem Orte überfallen und zusammengeschoben wurde. Mercy hatte erst dem Guebriant im Elsch ruhig beobachtet gegenüber gestanden, wor dann, als er dessen Absichten ersah, über den Rhein zurückgegangen und hatte die Schiffbrücke dem Herzog

Karl von Lothringen nach Speyer geschickt. Erst nahm er auf den Höhen des Schwarzwaldes, dann bei Forchheim feste Stellung, um dem Feinde den Feilsbranner Weg in die Oberpfalz abzuschneiden.

Im hatte Guebriant gleich am 7. November, als Rothweil umzingelt wurde, den General Rosen entgegengeschickt, um mit vier Reiterregimentern Bolingen auf der Derrstraße zu besetzen. Rosen, sonst ein tüchtiger und vielerfahrener Führer, fand die Stadt schon mit bayerischen Dragonern versehen und legte seine Regimenter eine halbe Stunde von da in das Dorf Weisingen ein. Sieben Tage lang war er auf dem Marsche gewesen, er wollte sich einmal wieder ausruhen und ließ abhatten und alles sich zur Ruhe begeben. Auf den Bolinger Weg hatte er jedoch zur Vorhut einen Rittmeister mit 72 Mann gestellt. Nun war Spork mit 530 Reitern von Mercy beordert, sich Rothweil vorständig zu nähern und Rundschoß einzuschießen. Nachs 2 Uhr drach er am 6. November aus Weisingen auf, war schon die andere Nacht in Forth, und als er von da auf Bolingen unterwegs war, hörte er von einem Bourr, daß die feindlichen Reiter schon in der Nähe seien. Sogleich war er ihnen auf der Spur, und es glückte ihm, daß er bei Rosenfels einen ihrer Quartiermeister auffing, der ihm Rosen's ruhiges Quartier entdecken mußte. Da war auch der verwogene Plon schon fertig in seinem Kopfe, er rief seine Rittmeister vor und fragte: „ob sie ein Gängelken mit ihm wegen wollten, da er entschlossen wäre, dem v. Rosen einen unversehrten Streich zu versetzen“. Diese meinten jedoch, der Rosen sei ein alter Fuchs und lasse sich nicht so leicht auf dem Lager fangen, mindestens werde er gebedig um sich heifen, ihr Haus oder sei viel zu ihmach. Sobald aber die Reiter davon hörten, riefen sie freudig: „Spork, geh zu!“, denn ihrem Oberst vertrauten sie ganz und gar und „erbeten sich, getreulich zu folgen und aus Hoffnung guter Deuten ihr Wohlgeschick zu thun“. Also rit Spork erst allein an Weisingen und besah sich Ort und Gelegenheit. Dann ließ er ruhig füttern, damit Mann und Ros auch gehörig Kräfte hätten zu der nächsten Arbeit. Um Mitternacht rückte er möglichst lautlos heron, besetzte mit 200 Mann die Wege aus dem Dorfe und stürmte dann plötzlich hinein mit schrecklichem Getöse und Wüthensoll, dem zurück galoppierenden Rittmeister auf den Fersen. Die Rosen'schen Reiter lagen im tiefen Schloße; im Au loberten im ganzen Dorfe die Flammen auf, verwirrt stürzten die Soldaten aus den Häusern und wurden niedergemacht oder ergriffen, überall Getümmel und Entsetzen, das Feuer verzehrte Mann und Ros, Waffen und Fährnen, in einer Stunde waren die vier Regimenter vernichtet. Rosen irte zu Fuß umher und rettete sich auf das nahegelegene Schloß, nur 300 Reiter ohne Pferde flüchteten mit ihm, fast alle Offiziere gingen verloren. Unter dem Scheine der Flammen sprengten die Spork'schen von bannem, 8 Fährnen, 800 Pferde und 200 Gefangene nahmen sie mit sich. Das war dem Rosen der härteste Schlag in seinem Leben, es war die beste Keiterei des Heeres, welche er verloren, trübelig kam er zurück ins Lager vor Rothweil. Hier hatte der eble Guebriant seine Nähe und Rat, um ihn vor dem Gohne und den Anklagen zu schützen, die auf ihn einströmten. Rosen's Unglück brochte einen alten Mut in das französische, einen desto freudigeren in das bayerische Heer.

Hier gute deutsche Reiterregimenter hatten die Franzosen nun gleich zu Anfang eingeküßt, die Belagerung Rothweils kostete ihnen noch manchen Mann dazu. Sie gedachten, die Stadt im Umsehen zu nehmen, aber sie fanden, daß ihr nicht so leicht bezugommen sei. Die kleine Besatzung und die

Bürger, alle gleich wie ein ganzes Heer belagerte, schlugen männlich jedes Anbieten und jedes Anrennen ab, eudredten die Minen, welche gegen die Stadt angelegt wurden und schnitten sie ab.

(Eckelt folgt.)

Gotteszell.

Von J. G. G. G.



Das heutige Gotteszell.

Nur von Deggendorf die der Schwarzwaldbahn von Grub-ortigkeit und landschaftlicher Schönheit voranziehende Bayerische Wald-Bahn befährt, gelangt in $\frac{3}{4}$ Stunden zur Bahnhofsstation Gotteszell, die ihren Namen von der 20 Minuten entfernten recht idyllisch gelegenen Ortshof gleichen Namens erhalten hat. Das Pfarrdorf Gotteszell liegt an der wasser- und forstreicheren Teisnach, die, nahe dem Hirchenstein entspringend, sich durch seltige Wiesengründe fort schlängelt, mit Erlen und Weiden reich bebuscht ist und ihr durch Quells- und Humusdüfte koffeebraun gefärbt erscheinendes Wasser eilenden Laufes dem Schwarzen Regen zuwendet. Hier stand bis zum letzten Viertel des 13. Jahrhunderts der Kaiserhof Draßbach, in dessen Nähe Reichthilde, Gemahlin Heinrichs v. Pfulling, den Eisenjensers von Aldersbach zwei Zellen zu Ehren des hl. Bernhard stiftete und mit Gütern begab. Reichthildens Bruder, Heinrich v. Kottened, Bischof zu Regensburg, weihte 1286 die neue Kirche ein, gab ihr den schönen Namen: „Colla Dei“ und vermehrte die Einkünfte derselben durch Zehnten von Kuhmannsdorfen und Geirsdorf. Aus den Steinen des Schlosses zu Kuhmannsdorfen wurde später das Kloster in Gotteszell erbaut, das bereits 1320 unter dem Abte Berthold v. Aldersbach Selbstständigkeit erlangte, es aber nie zu Reichthum und Ansehen bringen konnte. Durch Verwitterung und Wassergüsse stark beschädigt, erholte sich das Kloster nur langsam wieder, mußte aber doch in seiner Verdrängnis 1410 um 16 Pfund Regensburger Pfenig die Krümme des Abtstoles an einen Straubinger Bucherer verkaufen.

Volleuds gestiftet wurde das Kloster 1629 durch einen Brand, bei welchem der Sage nach ein unaltes, geschnitztes Bild der hl. Anna unversehrt blieb. Wie schon vorher im Aufstandskriege wurde Gotteszell zweimal von den Schweden mit Plünderung und Brand heimgesucht, doch konnten diese

Schäden durch die reichlichen Einnahmen aus der Weißbierbrauerei in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder behoben werden. Im Normaljahr 1803 wurde das Kloster aufgelöst, und gingen die meisten Urkunden auf unverantwortliche Weise zu Grunde. „Das Kloster werde wieder entstehen“, lautet eine Volkssage, wenn unter dem Schutten der einjamen Tanne auf dem „Bogelhang“ ein Färst ruhen, und die Klosterstube mit dem Proutinge Reichthildens über dem verborrenen Stamme Geheimnisvolles finden werde.“

Das heutige Gotteszell ist ein freundlich an einem bewaldeten Berghang hingebaut, im Schatten von Eichen und anderen Bäumen ruhendes Dorf in offener Lage und von sanft gewellten Hügel umschlossen, die reichlich ihres Pfälgers Rüben lohnen. Den Kern desselben bilden die noch gut erhaltenen, eng aneinandergefügten Kloster- und Wirtshausgebäude, die, einen reizigen, vierstöckigen Hof mit eingebauten Wohnhäusern umschließend, sämtlich in Gemeinde- und Privatbesitz übergegangen sind. Die Häuser außerhalb der Klostermauern sind Hofhäuser; sie stehen regellos und haben Vorgärten, die Sinn für Blumenkultur verraten. Allenhalben sprudeln mantere Quells, steingroß, oft mit Kalkstein besetzt, und bieten einen erfrischenden, trostvolleren Labetrunf. Die Höhen tragen weit hinauf schmale Eichengehölze, verstreut im Laubgrün mächtiger Bäume, und wunderbar himmel das Geläute der weidenden Herdentiere das Gemüt des einjamen Wanderers, wenn aus dem Gemölde des Bergwoldes die letzten Strahlen des fliehenden Tages verfallen.

Gotteszell ist den Sommer über mit Ausnahme der stilleren Feiertage fast menschenleer. Doch wird es vom frühesten Morgen an schon beliebt von Wänten und Wäntern, die schmatzend, gackernd und krächzend sich zu verjändigen suchen, und abends tummelt sich des kleinen Volkes fröhliche Schar balgend und angelud auf einem Boden, der überflutet ist mit Kollsteinen, welche von heftigen Bergwässern zu Thale geführt, oder an Ort und Stelle herausgeschpült worden. Einen tief zu Letzen gebenden Wrasch aus dem Jenfens rasen die an den Eingängen des Dorfes aufgestellten Telenbretter dem Vorüberwandelnden zu, indem sie mit ihren flatterreichen, parfümierten Sprüchen an die Bergdinglichkeit mahnen:

Wer so fern Leben angebracht
Wie dieser Witter hier auf Erden,
Der wird auch in der Grabkammer
Vom engem Licht erleuchtet werden.

oder:

Wenn's möglich ist
Rein lieber Gärst,
So bist für mich,
Wie ich für Dich

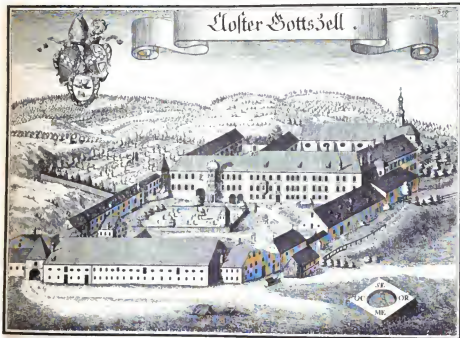
Die Remohurt von Gotteszell sind offen, manter und gefellig und, wie überall im Walde, von Religiosität tief durchdrungen. Die gewöhnlichen Tagesgerichte werden in der Regel

von der Bäuerin vorgelesen, und die anwesende Tischgesellschaft betet im raschen Tempo nach. Die Lieder beim Bier sind meistens dem Soldatenleben entnommen und weisen mit Ausnahme der eigenartigen, nachlässig gefügten Hütze von denen des echten Altbayern wenig ab.

Von der vorzüglichsten Bauerntracht hat sich leider wenig in unsere Tage herübergerettet. Der lange, follenreiche blaue Tuchrod mit dem stehenden Kragen und den Metallknöpfen, sowie die schwarzelberne Knöchel sind selten noch einen Platz in demalten Sonntagshütze. Die farbige Weste hat bereits die Metallknöpfe verloren; die Schuhe entbehren der Messing-

als eine Widmung aus Fetz, Bald und Sumpf vorstellt, der feige auf seine Berge und kalte Umfchau. Ein Blick in die Tiefe wird ihm Landschaftsbilder hervorzaubern, wie sie großartig und lieblicher nicht gefunden werden können. Freilich fehlen die schwindelnd hohen Felskronen, die grotesken Felsen und lahlen Höner, wie sie den Alpen eigen sind, dagegen tauchen aus der Tiefe wassertrübe, sommergrüne Thalgründe auf, fruchtreiche Gehänge, mit Pflug und Karst bearbeitet, und darüber hin blaue Kluppen und Gipfel im Schotten dichter Tonnenwälder.

Von den vielen mühselos und in kurzer Zeit zu erreichenden



Kloster Gotteszell im 17. Jahrhundert. Nach Heising's „Reisende Strassburg“.

schnallen, und die blauen Händelstrümpfe sind durch die langen Hosen entbehrt geworden. Nur das lose geknüpfte Holztuch und die Fipfeltaube mit dem darüber gestülpten, breitkrempigen Hute erinnern noch an die veraltete Mode. Einem Teil des jarten Geschlechtes ist nur noch das Wieder verblieben. Freilich wird dem schweren Tuche von Mauern Wollstoff, das die Weiber um den Kopf gewunden tragen, keine Schnelchthürne nachgeweiht werden.

Die Vertheit des hinteren Wälders hat der Gotteszeller Bauer nahezu abgestreift. Er ist wohlhabender und gönnt seinem Magen neben der sauren Milch, dem Schwarzbrod, den Kläßen und Kartoffeln auch schmachtst zubereitetes Geflügel und Fische, des Speds, Rauchschiffs und der Rubeln nicht zu gedenken. Wer diese Waldgegenden noch von halbwildem Menschen bewohnt glaubt, der komme und lasse sich eines Besseren belehren. Wer sich überhaupt den Bapereischen Wald

Ausichtspunkten in der nächsten Nähe Gotteszells sei der Kürze halber nur des eingangs erwähnten Vogelgangs gedacht, der eine ebensolche Schwärze des ausgelassenen Klosters und ein Sommerpunkt für Liebhaber der Wildschweinjagden war. Obwohl der Wanderer auf den höher gelegenen Bergen, wie Dirckenstein u. sich einer umfangreicheren Aussicht auch auf das Waldgebiet zu erfreuen vermag, läßt der Vogelgang nur einen Blick auf den äusersten hohen Grenzwall des Gebirges zu, belohnt aber seinen Besucher mit einer unvergleichlichen Aussicht auf die anmutige Donauebene und über die Höhen an Isar und Inn hinweg, bis zu den Alpen, von denen das längste Glied ihrer Kette vor Augen liegt.

Gotteszell bildet das Eingangsthor in den oberen Bayerwald, ist Knotenpunkt dreier Schienenstränge und wohl geeignet, allen Reisefüßigen, so verschieden geartet sie sein mögen, Befriedigung zu gewähren. Es findet der Aufsehende im

Waldeschatten überall ein lauschiges Plätzchen, der Wanderlustige die reichste Abwechslung, der Jagdsreud wohlgenährtes Wild, der Fischer Forellen und Krebse, der Feinschmecker eine gerühmte Küche, der Badbedürftige erfrischende Wellenbäder, der Vegetarier schmackhafte Beeren und saftige Kräuter und der milder Bemittelte sehr bescheidene Preise. Nur für den

Waghölligen hat hier die Natur, und für den anspruchsvollen Fortstreubenden die Kunst nicht gesorgt.

Nügen diese Zeilen dem Bayerischen Wolbe mehr Beachtung in den Augen der Ratnefreunde verschaffen, da es so unendlich viel des wieslich Schönen zu bieten vermag.

Reidhart v. Reuenthal.

Ein oberpfälzischer Kämmerling Von Dr. Karl Zettl.

Im ziemlicher Zerstreuung lassen sich die Jahre 1185 und 1248 als Grenzjahre zwischen der Geburt und dem Tode des Dichters bezeichnen, und zwar finden sich die bedeutendsten Anhaltspunkte in seinen Gesängen selbst. Als Geburtsort unseres Dichters hat sich ein bei einem Dorfe im nördlichen Teile der Oberpfalz liegender Wohnsitz herausgestellt und ist also in der vormaligen Gegend Sulzbach zu suchen.¹⁾ Er stammte aus adligem Geschlechte, vielleicht aus einem v. Zuchtschen, was aber nichts weniger als vermögensreich, und so mußte er sich denn, nachdem er in üblicher Weise zur Ritterwürde gelangt war, auf seine bescheidenen Verhältnisse einrichten und sein Leben danach gestalten; denn außer einem einfachen Wohnhause, Hausgarten und Acker besaß der junge Ritter nur noch eine größere Wiese; ein weiteres nennenswerthes Besitztum hatte er nicht. Er setzte nun alles in wohnlichen Stand und waltete mit seiner Mutter des Haushaltes.

Um nun aber seiner frohmütigen Laune, womit er von der Natur überreich bedacht war, Rechnung zu tragen und seiner oft schwelgerischen Lebenslust einigermaßen zu genügen, mußte er sich schließendlich an die ländliche Bevölkerung seines Heimatortes herannahen, da ihm die Mittel fehlten, ein ritterliches Hofleben zu genießen. Er betheiligte sich also an der Unterhaltung der Bauern, nahm an ihren Sommer- und Winterfesten, insbesondere aber an ihren Tänzen regen Anteil, zu denen er neue Weisen fand und noch ungehörte Liebeslied sang. Doch er dabuweit in der ersten Zeit seines Umganges mit dem Landvolk ein gern gesehener Gesellschaftler ward, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Freilich konnte es bei der schalhaften, mitunter geradezu boshaften Weise, in welcher der allmählich verzogene Liebhaber der Dorfjungen den Bauerntanz der vernünftigen Burche immer schärfer und empfindlicher geistete, schließlich nicht ausbleiben, daß er sich nach und nach hämische Reider und Unwillige Feinde heranzog. Und als nun gar sein Betragen um die Gunst der Mädchen und Frauen bei den bäuerlichen Gausgenossen Verbocht und schmalen Argwohn zu erregen anfang, mußte er persönliche Beleidigungen und Verwundungen aller Art erdulden; man trat ihm kein Wiefensgeas nieder, legte Feuer in sein Haus, und nicht viel fehlte, daß er einmal mit einer weidlichen Tracht Prügel bedacht worden wäre, gewißlich ein sehr tragwürdiges Honorar für poetische Leistungen. Um dem mißlichen Gerede und allen weiteren Anfeindungen auf einige Zeit wenigstens aus dem Wege zu gehen, nahm er das Kreuz und betheiligte sich an dem vom Ungarischen Kaiser und Leopold VII., Herzog

von Österreich, in Gemeinschaft unternommenen Zug in das heilige Land.

Auf dieser Kreuzheerfahrt wurde des Reuenthalers Jugendübermut durch Strapazen und Entbehrungen aller Art erheblich gedämpft. Voll Sehnsucht kehrte er nach 1 1/2 Jahren zurück, und siehe da — das wannige Wiedersehen seiner pflanzlichen Heimat sowie die unverhofft freundliche Aufnahme, die der Sängere Jolge von Seite seiner früheren Mithelocher gefunden hatte, entschädigte ihn bald wieder für seine Mühsale im heiligen Lande.

Nachdem schon früher ein Mädchen, Teutel mit Namen, seine Reigung gewest und seiner Eier partischelmische Weisen entlockt hatte, machte nach seiner Rückkehr aus Asten ein anderes Bauernmädchen, Fridaran geheiß, einen nochhaltigen und tiefen Eindruck, dem er in jenenwollen Strapazen ein würdiges Gedepde verlieh. Man ist gar sehr versucht, den etwas leichtblätigen Ritter zu einschüch und ungenügend zu beurteilen, indes so dichtet nicht leicht ein Knaut, der bloß auf Kurzweil und Liebesabenteuer ausdeht; er wollte denn auch wirklich die Unbedürftige allen damals noch durerst eingeolten Anschauungen zum Trotz als Ehefrau in sein Haus führen; auch Fridaran liebte ihn erfrichtig, oder deren Mutter willigte in eine solche Verbindung nicht ein, hatte sie ja doch für ihre Tochter bereits Engelmarc, einen Kaisersohn, ausersehen. Als der Arme diese Abweisung mittelbar und unmittelbar in Erfahrung gebracht hatte, erfolgte eine psychologisch interessante, immerhin aber erkläreliche Wendung in Reidharts Charakter und in dem seiner Dichtungen. Ob er in der Folge noch geheiratet hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit erwiesen, da die etwa diebzehnzähligen Stellen in seinen Dichtungen auch andere Deutungen zulassen. Daß sich sein Verhältnis zu Bauernschaft ebenfalls gänzlich änderte, ist selbstverständlich; die Weiszahl stellte sich auf Engelmarc, des Bauern, Seite und gönnte dem immer unbehaglicher werdenden Ritter eine stänkele Jurisdiktion mit heimlicher und offener Schandenfreude. Er besuchte nunmehr häufiger die benachbarten Adligen und scheint auch we mehr für diese gesungen zu haben. Nun kam aber, allerdings viel später, ein häßterer Schlag. Der Dichter war, die Heisache ist niemals bekannt geworden, um die Gunst der bayerischen Herzogs gekommen (ob Ludwig des Kelheimers oder Ottos II., ist ebenfalls nicht bestimmt), und man erklärte ihn sogar des Lebens für verlustig; so war der schwer geprüfte Sängere, gewiß nicht ohne sein Verschulden, als ein nahezu 60jähriger Mann heimatlos geworden, ja sogar der Landesacht verfallen.

Wer möchte hierbei nicht an den römischen Dichter Ovid und sein hartes Schicksal? Aber ganz so schämal erging es unserm Reuenthaler nicht. Ein günstiger Zufall wolt es,

¹⁾ Friedrich Krins, Aufsatz in den Sitzungsberichten der L. k. Akademie d. W., 1874-1875. Bd. (1887, II, 38 ff.).

daß der Babenberger Herzog Friedrich von Österreich mit dem Bayernherzog in Fehde lag und daher den von seinem Gegner verfolgten und gedächerten Sängern nicht ungen in seinem Lande sah und ihm sogar ein Verbot zu Ruff gab. Hier nun schloß er sich den adeligen Standesgenossen und überhaupt den höheren Gesellschaftskreisen enger an. Aber die leidige Unruhm des streitlustigen Herzogs, der unangebracht seine Rathgeber beschwerte, ließ auch unsern tugendlichen gealterten Reihbart nicht mehr so recht das Glück einer beglückten Heimstätte zu teil werden, und die ergreifenden Schicksale über die Bergtäuschlein der westlichen Freuden bilden soznach seinen Schwammengesang. Ob er in seinem höheren Alter noch einmal seine geliebten vaterländischen Gauen habe begreifen können, läßt sich nicht ersehen. Auch Räheres von seinem Tode oder seiner Begräbnisstätte wissen wir nicht.

So viel also in Kürze von der Person und dem Lebensgang des Dichters, der ein reiches Maß geistiger Anlage und jeden Lebensmoments an der Natur empfangen hatte, aber auch wichtige Schläge des Schicksals erdulden mußte.

Und nunmehr zum Wesen seiner Dichtung! Man hot Reihbart v. Reuenthal, der allerdings ungewohnt und volle Töne an sich, selbst dem Meister des höchsten Minnesanges, Walther von der Vogelweibe, an die Seite gestellt; das ist nun freilich eine arge Überschätzung, die sich in keiner Weise rechtfertigen läßt; aber an Produktivität sowie an erquickender Frische des Empfindens, beides an Kraft der dichterischen Ausdrucksmittel kommt er jenem entschieden näher, als die meisten andern Liederfänger des 12. und 13. Jahrhunderts. Zum aufrichtigen Beobachter oder jedes Literaturvertrandes befehlt auch darin eine gewisse Ähnlichkeit, daß Reihbart wie Walther viele minder befähigte Nachtreter fand, die den frohsinnigen Ritter und schaffsthaften Sänger durch ihren vergrößerten Geschmack und geringere Volksentzerrungen in schümmen Mißverhältnissen trachten. Unserm Reihbart nun — und darin liegt ein anbedeutender Vorzug seiner Dichtungen — fiel es nicht ein, unnatürlich erdunnd und mühsam gequälte Situationen des Minnelebens zu schaffen oder das Alte etwa nur in neuen Variationen der Welt zu vermitteln; tausendfach angeschlagene Seiten wieder zu berühren, dazu war er ein zu selbständiger Geist, den die Art des Minnesanges, wie er sich zu seinen Zeiten zu gestalten anfing, nimmermehr befriedigen konnte. Und so sprang denn der energisch veranlagte jungberliche Braunfels mit seiner lustigen Weier mitten hinein in das kraftstrebende, zwischen beschönigtes Leben der böyzerischen und österreichischen Dichtschichten. Diese hatten gerade damals mit steigender Waffenangewalt so manchem Ritter ihre Grundherrlichkeit entzogen, konnten sich also bis zu einem gewissen Grade wenigstens politischer Freiheit rühmen; insalgedessen sahlten sie eine Art Volkshagen materiellen Glücks und Wohlstands. Im Hinblick auf solche Verhältnisse nun darf es nicht wundernehmen, wenn die verflochtenen Schemen erfindlichsten höfischen Minnesanges von den lebenswarmen Bildern aus der kräftigen Wirklichkeit verdrängt wurden. Reihbart, der naturfällige Repräsentant dieser neuen Richtung, die man füglich Dorf-Minnesange nennen mag, ward einer der populärsten Sängere seiner Zeit. Daß er, wie wir oben gelehrt haben, aus dem in weiten Gauen Belebtesten später der meist Angeleitete und Befolgte wurde, lag in anderen von mir bereits erwähnten persönlichen Gründen. Eine so geartete Natur, wie unser Reuenthaler war,

konnte nur herzlich geliebt oder tödlich gehohet werden; daß er beides erlebt, prägte sich auch in seinen Dichtungen außkräftigste aus.

Nachdem wir nun in den allgemeinsten Umrissen Wesen und Richtung der Reihbartischen Poesie kennen gelernt haben, erübrigt noch, von der Art, Form und Sprache das Allerwichtigste anzugehen. Des Reuenthalers Dorfpoesie ist eine oft derbe Parodie auf die hyperfentimentale Liederichtung jährlieher Minnefänger. Die beim sommerlichen Tange (reiu) gelungenen Sommerlieder, in denen vielleicht die dem Minnesang vorangehende Volkstümlichkeit enthalten ist, haben einen stereotypen Eingang vom Frühling, die Winterlieder (hovotanzel) einen vom Herbst. An diesen Eingang nun knüpft sich eine Scene, (ich möchte sie mit Theatrisch bühnlichen Kleinbildern vergleichen), die mit der Ankündigung und Feier der freien Zeit in irgend einem Zusammenhange steht; bald schmückt sich die Jungfrau für die bevorstehende Freude mit Kranz und Festgewand, zweien gegen den Willen der besorgten Mutter; bald wird dieselbe selbst von der allgemeinen Tanzauffahrt ergriffen und stürzt mit dem jungen Mädchen um die Kette in den tollen Reihensjubil; bald unterhalten sich zwei Gespielen nettlich über die Liebe und die Person, der die Liebe gelten soll u. s. w.

Im Sommerliede ist der dem Eingang folgende Hauptteil entweder lyrisch als Aufforderung zum Tange oder episch als Gespräch oder dramatisch als Handlung. Im Winterliede folgt dem Eingang in der Regel die Ankündigung des Tanzplatzes, dann unter allerlei netzlichen und unwilligen Anspielungen die Namen der am Tange Teilnehmenden, dann irgend ein dörflicher Kußtritt. Bezüglich der Form lie noch erwähnt, daß das Winterlied zwei Strohen und einen sog. Abgesang, also die bekannte Dreiteiligkeit der Minnelieder außkräftigste moht, während diese Ordnung im Sommerliede häufig vernachlässigt wird. Die Reihbartischen Lieder werden in Gruppen eingeteilt, wozu die 1. seine Jugendlieder, die 2. seine Liebe zu der Bauerstöchter Zentel, die 3. die Kreuzfahrtslieder umfasst; die 4. Gruppe ist jenem zweiten Mädchen aus bayerischen Kreisen, Namens Zentel, gewidmet. In der 5. Gruppe, die füglich mit der Bezeichnung „Bayerische Lieder“ belegt werden kann, behandelt er die Zeit des Fernrückens mit den Dörfern und Bauern und endlich in der 6. Gruppe führt er die Ergebnisse aus der Zeit seines Anfruchthaltens in Österreich vor. Die Sprache selbst ist so ziemlich die der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Um die Herausgabe der Reihbartischen Lieder haben sich u. a. namentlich verdient gemacht: Moriz Haupt, Karl Barfisch und in letzterer Zeit ganz besonders unser einheimischer Gelehrter, Dr. Gynach (Holland¹⁾) und der Bibliothekar an unserer Münchener Staatsbibliothek Friedrich Koenig. Letzgenannter, ein sorgfältiger und gewissenhafter Forscher unserer alten Literatur-Denkmäler, bot in seiner Ausgabe von 1889 alles auf, seinen Liebbling, denn das scheint der Dichter ihm zu sein, in möglichst sauberer, auch für den gebildeten Laien sich empfehlender Form vorzuführen. Er war bemüht, die Lieder, die ein bedeutendes Stück mittelalterlichen Lebens und Lebens in frischen Farben schildern, durch Darstellung eines möglichst korrekten Urtextes, durch gediegene, leider nur etwas zu spärliche Anmerkungen und ein allerdings sehr gedrängtes Wort-

¹⁾ B. Allgemeine Zeitung.

lerison einem weiteren Bekreife zu vermitteln, wofür ihm der Dank aller Litteraturfreunde gebührt.

Nach nun möge mir der Leser gestatten, einige wenige, aber charakteristische Proben der Neuenthalischen Dichtungsweise in der Ursprache und in der von mir versuchten freien Uebersetzung ins Neuhochdeutsche ihm vorzuführen. Ich habe aus vier Gruppen je ein Lied gewählt. Damit der Originaltext besser zu Geseh und Verständnis kommt, werde ich beim Lesen Metrum und Rhythmus etwas weniger betonen.

Ein Sommeried aus der ersten Gruppe beginnt mit dem stereotypen Preis auf den Frühling in zwei Strophen; in der dritten macht sich der boshafte Schelm über eine alte Bäuerin lustig, die schon (allerdings sehr hyperbolisch ausgedrückt) mit dem Tode ringt, gleichwohl aber beim Rauben des allerbekendsten Lenzes kümmerlicher noch als die jungen Bauernmädchen in den Weiden hincintamelt.

Uf dem berge sind in dem tal
betht sich aber der vogele schal,
hiser als ö
gruener klt,
rhine es, winder: di troud wê.

Die boume die dâ stunden grô
die habent alle ir abenra rto
vogele vot
dar wot wot-kl
davo nimat dee mele den so.

Ein altn mit dem tôde vahit,
betht iac und auch die nacht
din rpranc stôle
als ein wider
und altes die jungen alle niêr.

Dieses Lied ist übrigens noch eines der zahmsten aus der ersten Periode beinahe jugendlich übermäßigen Tongesänge, denn ja den sog. „Stampfern“, wie man die größeren Bauernlänze benannte, sang und fiedelte er auch die ganz entsprechenden bedruckschaftlichen Weisen.

Es folgen nunmehr einige Strophen aus einem Kreuzjohrtied, das mit seiner Liebe zu Vaterland, Heimat und Freunden so sehr von den vorausgehenden absteht, daß man den Dichter kaum wieder erkennt. Der darin vorkommende Gatte ist, wie das häufig in Minneliedern der Fall ist, lediglich eine fingierte Person. Die Stelle von den Weisjen bezieht sich auf das anmaßende und verlegende Benehmen der burgundischen und italienischen Ritter gegenüber den deutschen Rittern und Pilgern.

Es gruonet wol din heilic
mit muwen loube stit der walt:
der winter kalt
trawe al stve beide.
din zlt hat sich verwandelt.
min send in not
mannt mich an die guoten von
der ich unseufze schêide.

Boto nâ var bereite
ze lieben vrunden aber st;
wir muont vil wê
sende arebeite.
du socht in allen von uns sagen,
in kurzen tazen
suchans uns mit verstanden wort,
wan durch den wagen bereite.

Seine freie Uebersetzung ins Neuhochdeutsche lautet:

Es grünet wohl die Heide,
Mit armen Loube steht der Wald;
Der Winter grüßlich, kalt und kalt
Bekleidt kömmerlich beide.
Im Wandel ging dahin die Zeit,
Wich aber wählte Scherz und Weh
An alle Orten, Treuen, Weiden.
Die in der alten Heimat blieben.

Mein Bote, soh behende
zu lieben Freunden überd Wert!
Tanz och, mit Armen singst sehr
Der Kreuzloht Wiltwende.
C, ihê es liden allen hand
Mit wullen frubherden Wand:
Sie sollen sich mit wiederzihen,
Ihê andert dem Weisje du tronen.

Sage der meisterinn
den willklichen dienst min,
si sol din sin
diech vor herren minne
vur alle vromen minne vur.
ô ich's verlore,
ô wotd' ich verlossen der ich
inuner teil gewinne.

Vrunden unse wâgen
sage, das ich mich wol gelube,
vil lieber Kriem,
ob si dich des vrigen
wiez unse uns pilgerine stê,
so sage wir wê
ane die Wallie haben getân;
des muos uns hie betrogen.

Und meiner Herrin sage,
Ich sei zu dienen ihr bereit,
Die werde die sein alle Zeit,
Die ich im Herzen trage;
Der allen Frauen he wêien
Dêß minen Vrenen Kriem sein
Dêß hieir mir an Hodgeminne,
Unsoj! ich jemals solcher Minne?

Der Sippê künde traulich,
C du willkliche stude mein,
Die sollen nicht in Terge sein,
Mein Zustand sei erleucht.
Tob und die Pilger sucht es schlimm;
Oer mehe ihê der Weisjen Strimm;
Er bringe Unrat was und Jâhrê
Und Geseinacht noch der teuflichen
Erde

Nunmehr möge man eine kleine Partie aus einem Truppliede auf die Bauernburgen hören, die es den Rittern an Trost und Tränen gleichthun wollen, aber dabei selbstverständlich sich nur lächerlich machen. So spricht Reibhardt von einem Dorfinsassen Adelhelm in einem Liede der 5. Gruppe, worin jedoch eine starke Anspielung von Eiserhart nicht zu verkennen ist; daß er sich dabei in Uebertreibungen gefallt, ist bei seinem exzentrischen Wesen erklärlich.

Gedult ir ie gebûren st ge
als er ist? (gesungen)
Wize Kriem,
er ist al so vordest an zue reien;
einen venzel zweier hendle
hât sie zwert. (brüchen)
harde wort
stinket er sich siner sinwen
treien;
dinst von kleinen vier und
zweiner tuochen;
die erndt ist in of die hand.
sin gewant
sol man an ein oeden kragen
sowoben.

Vil dörplich stit allen sin
gerüste daz er treit, etc.

Uê, doht ir wot gehehen
Ir einen Bauern gehen,
Er stinlich wie der ist?
Er hat, beim heiligen Gêhê,
Die Wotê jets zu verheh den.
Se stêrt er leben Gesein;
Die Schwergirt ist zwei Gûnde
beil;

Und wie der Laß mit Wâhlgeit
In keinen armen Wotê sich bligê!
Was stêden ihê's geseinwendê
Was vierenhoyung sinen,
Was groben mit aus seure;
Die Arnd reiden über die Gunt —
Und fery und gat — in solch
Gesein
Soht sinmer dieser Scherê hinin

In dieser Tonart sâget der gereizte Poet fort.

Zum Ende der Proben möge noch eines von den âsterreichischen Liedern sich hêren lassen, und zwar im Auszuge. Mit rührendem Dankgefûhl preist der Sânger die annehmende Gûte und Milde des Herzogs Friedrich, der ihm Haus und Heimat geschenkt habe; nur sâgt er in schelmischer Naivitat bei, âber eines mûsse er sich beklagen, daß ihm die Bestreuerung zu hoch sei, er kônne das nicht ertrîngen; wenn nach dieser Richtung hin eine Abhilfe geschehe, dann werde er nimmer mâde werden in der Lobpreisung seines fûrlichen Gôterkê.

Der Text ist folgender:

Mitter fûrste Friederich, an
trinwen gar ein sinê
dê hât mich behênt wol.
got dir billich lônên sol.
ich empfiene nie rieber gâbe
mit von fârsen hat.
daz wuer alles got, wânu der
angefæze sinê;
des du kûndest lônên leben,
das muos ich so stûwê geben;

Diese Stellen lauten in meiner Uebersetzung:
C Friedrich, Fürst von Osterreich,
An Truw seher noch etê Oêin,
Tu gâbit mir Dons u Heim so glichê,
C wotê Gêit Dein Lobkêr sein!
Denn wist, dâ ich empfangen habe
Von deinem Fûrsen solchê Gûte.
Dâ wot' nun alles got und recht,
Dâß mit der Triner seht es seherê;
Obwun die Armer solten leben,
Dâß muô ihê bin etê Stener geben.

des wirt zwischen mir und mir
 freunden schiere ein pfant.
 Reber here wu,
 maht du mir den zins geringen,
 eines heiles kempfe wil ich ein
 und dir wol sprechen unde
 singen,
 daz es lute erhillet von der Elbe
 aus an den Rin.

Darob empfing aus meinet Hand
 Was ander fremd ein wertel
 Pfant.

Lieber Birk und Derrz mein,
 Wilt Tu diez mit verringen,
 Wilt ich gern Deiz Künze sein
 Hab lobprecht Dich besingen
 Von der Elbe bis zum Rhein

und der Menschengeflechter! Reibhart v. Reuenthal —
 Rein verklärter Draftein, kein sicheres Gedächtnißmal, das
 die Stätte seines Wirkens oder seines Grabes andeutete.

Längst verweht ist oll sein Staub; und doch! seine Lieber
 leben noch; beneidenswertes Geschick! Sie haben alles über-
 dauert. Zum Abschiede gebe ich den herzensstärksten und lebens-
 kräftigsten, oder auch leidgeprüften Sängern, dessen liebe Schatten
 aus dem Grabe der Vergessenheit sieben herausgeführt wurden,
 die Worte anderer seligen Dichter mit einer kleinen Variante
 in den Mund, die er einen Ritter sprechen läßt:

Ich sage nicht, ich hab' mit meinem Rinde
 Gewußert wie ein anderer frommer Ruch;
 Zwar wach' aus wenig Roca auf meinen Grabe,
 Und viel Weibchen' zu Strauß und Krangelsicht.
 Doch mander haßt mir eine gute Stube,
 Manch goldnen Preis gewann mein Vantelung,
 Und manz ein Herz ihad meine Kunst gelunb.
 Wo Reibhart singt, da wähet kein Jammer lung.

Nachdem ich ein, freilich eug unrahmetes, Bild von der
 Person und dem Wirken dieses hochbedeutenden Sängers, der
 einerseits die größten Sympathien sich erworben, anderseits der
 mißgünstigsten Beurteilung anheimfiel, nunmehr vorgezeigt
 habe, gebe ich mich der freundlichen Hoffnung hin, daß der
 Leser in unserem bayerischen Dichter wenigstens eine interessente
 literarische Persönlichkeit des Mittelalters werde gefunden
 haben.

Nahzu sieben Jahrhunderte sind unterdessen über sein
 verschollenes Grab dahingekraucht. Welcher Wandel der Zeit

Kleine Mitteilungen.

Die fahrenden Ärzte des 17. Jahrhunderts pflegten außer
 der Heilkunst auch die Komödie. So erschien im Jahre 1627 zu
 München ein gewisser Franziskus Rinowille aus Vohrgingern; er
 hatte ein paar vorzüglich approbierte Medicamente auf der Zult
 seit, wobei führte er seine Comedias Italico more, fonderlich etlich
 während geistliche aus. Da ihm die Zeit zum Verkauf wührend
 der Zult zu kurz geworden, so hat er den Kurfürsten, ihm noch
 acht Tage mehr zu gönnen, und ihm einige Zeugnisse seiner glück-
 lichen Kuren, wie er solche von anderen Herren schon hatte, aus-
 zuweisen. Daruß schrieb Kurfürst Maximilian an den Magistrat
 „beweilen begheirt Rinowille, wie mir berichtet worden, zwei
 medicamenta haben seß, welche von usjerna collegio medico
 approbit worden, obß wollen wir ihm solche allhie zeit zu haben,
 bis oaz Pfingsttag inclusive wohl vergenuen, jedoch ohne Haltung
 öffentlicher comedij, der begheirten Zeugnisse aber ihm ohgewiejen
 haben“.

Es-Regeln aus dem alten Einshreibeuch des Klosters Tegernsee.

Ïß (Waz Martin),
 Woch Würt Nicolai,
 Ïß Blas Lämpen,
 Fering Oendi mei semper,
 Ïß Myer Paschae,
 Erdper Johannis Baptiste.
 Von Ripen carnis
 Segnd gut pentecostis.
 Hab heßet on Martini
 Trint Wein per totum circulum anni.

Bayerische Nationaltrachten. Unsere Wanderung führt uns
 heute in den Süden des Reichs in die großartige Landschaft der
 Thäler von Oberstdorf und Hindelung, welche von den
 majestätischen Rostosen der Allgäuer Alpen umrahmt sind. Wie
 haben die Gruppe von Oberstdorf bereits in Nr. 47 des 2. Jahr-
 ganges besprochen und fügen ihr heute als Seitenstück die Gruppe
 von Hindelung bei. Da die Abhängungen der Jorden entbehren,
 so scheint die Tracht der beiden Thäler völlig gleichmäßig; es
 trifft dies bezüglich der männlichen Kostüme vollständig zu; die
 Frauentrachten jedoch unterscheiden sich, indem in Oberstdorf Jäckchen
 und Rock in dunklem Grün, in Hindelung in hellen Grün getragen

werden. Im großen Ganzen sind sich die beiden Kostüme völlig
 ähnlich, und erst der Verlauf der Zeiten mag durch die Lust der
 Aenderung eine Untercheidung durch die beiden Herzen, von denen
 wir grau als die ältere, einst allgemein übliche betrachtet können —
 herbeigeführt haben. Wie schreiben zur ausführlichen Beschrei-
 bung der Schmuden und überaus kleidamen Tracht. Die Kopf-
 bedeckung der Mädchen bildet ein dunkelgrünes, noch oben auf-
 getrenntes rundes Hüthchen, das sich wie ein Rost zerlegt.
 Es ist mit grüner Seidur geschmückt, trägt als weitere Zierat
 Spielohrgehörner und die lieblichen Wundenlader Gelbweiß
 und Alpenrose. Das schwarze Wleder mit schmalen Trägern zeigt
 Formen alter Zeit. Ruchß und Lins sind vier Silberhaken; die
 Verschönerung wird bei den Reicheren durch wertvolle Silberketten,
 an welchen symolische Gedenkmünzen und Thaler angebracht sind,
 bei den minder Bemittelten durch rote Bänder bewirkt, welche sich
 geßällig von dem schwarzen Wleder und dem ebenfalls schwarzen
 Wuchel, hier „Loh“ genannt, abheben. Den vom Wleder frei-
 gelassenen Teil des Oberkörpers bedekt das weiße „Woller“ aus
 reinstem Keinen mit viehhohem Spitzgewebe. Es ist beliebt, unter
 die Spitzen wieder fertige Stoffe zu legen, damit sie durch die
 Wäßer der Winde hindurchschimmern. Wunderrühend hebt sich
 die rote Korallenkette ab, welche um den Hals geschlungen ist.
 Am die Taille schlingt sich die den Schwabinnen eigentümliche,
 bei Kaldapriunen und Iränkinnen unbekante „Bongerkette“, ein
 Wuchelmeide von hohem Werte. Über Wleder und Woller wird das
 Jäckchen gezogen. Wie bereits bemerkt, ist es in Oberstdorf von
 dunkelgrünem Lobentuche, in Hindelung von hellgrüner Seide
 und ohgenüßt. Es ist oaz der Brust weit geßnet, so daß das Woller
 offen liegt, und mit seidnen Nüßchen posamentiert; die Ärmel des
 Jäckchens schließen vorn eng mit einem Saumelbesatz ab, werden
 aber gegen oben hin losehängig. Besonders originell ist der Schnitt
 des Rückens, und an seiner Gegenwart wäre ein Oberstdorfer oder
 Hindelunger Jäckchen unter tausend anderen zu erkennen und hervor-
 zuziehen. Der Rücken besteht nicht aus einem einzigen Stücke,
 sondern in der Mitte aus einem schief eingehüllten, lang gezogenen
 Wierel, dessen Formen entsprechend nach den Seiten die Einsätze
 sich anschließen. Das Jäckchen schließt hinten mit einem kleinen
 „Schöpfle“. Der Rock gleicht in Farbe und Stoff dem Jäckchen,
 er ist kurz, so daß ein hüßchen die schwarzen Strümpfe zu sehen

sind. Aber ihn breitet sich der Schwarz aus grüner Seide. Besonders hübsch ist die Sommertracht, das Jäckchen wird weggelassen, und dafür werden die blühend weißen, an dem Ellbogen abschließenden hochaufgesetzten Hemdkärmel sichtbar. Das Wesensbild der Tracht ist ein außerordentlich liebliches; das Braun von Oberdorf stimmt keineswegs ernst und melanchoisch, wie z. B. manche Vortarberger Trachten; das Hellgrün von Hinfelang läßt fröhlich ins Leben.

Die Tracht der Männer ist beiden Gruppen gemeinsam. Auf dem Kopfe sitzt munter, so soll fest herausfordernd das grüne Hütschen, dessen Krempe nach abwärts gezogen ist. An der grünen

die breiten Knöpfe aus Hirschhorn sind gedreht. Ein ungetrennlicher Begleiter ist der „Lammer“ oder „Lalapper“, ein gerades Tabakspfeifen aus Ertenholz mit Silber beschlagen, ein Gegenstand der Hausindustrie. Wollten wir noch so viel des Lobes über die Kleinfabrik der Tracht erheben, unsere Worte wären verfehrend im Vergleich zur Wirkung unserer beiden Bilder. Sie geben nicht allein die Anschauung der Tracht, sondern auch des prächtigen Volksstammes, der in den Kgläuer Bergen wohnt. Inmitten der Hinfelanger Gruppe erdiken unsere Leser eine ihnen aus dem „Vaterland“ bekannte Figur, den Adlerjäger Dorn, neben ihm Herrn Albert Fißlhuber aus Oberdorf, den „König der



Kaisersktracht aus Hinfelang. Nach einer Photographie von J. Feinhuber (Eosthofen).

Quatschne prangen die halben Tropfen der Jagd, der Adlerflaum, neben ihm das Edelweiß. Die schwarze Hose und Gembler läßt die Kniee frei; unten an der Seite befinden sich pferliche grüne Schleißen. Ältere Leute binden die Hose unter dem Knie zusammen. Die dicken Wadenstrümpfe sind aus dunkler grauer Wolle mit dunkelgrünem Einlage; die Schuhe kräftig Bergschuhe mit Weißseifen. Der einfüge an festigen ädliche Schnallenschuh ist verschwunden; dagegen ist der echte Kgläuer Bergschuh „grab genäht“, Jagen und Röhre mit Fuch ausgefüllt. Der Schuh läßt ferner den Knöchel frei. Welle und Halbtuch sind unbekante Gegenstände; statt des Stieles breitet sich über dem weißen Hemd der dunkelgrüne Hosenträger mit Brautband. In den dunkelgrünen Grund ist Edelweiß gestickt. Sommer wie Winter trotz die offene Braut dem Wechsel der Witterung. Die Zappe ist aus grauem Loden, Stiefkragen und Kniffschläge sind von dunkelgrünem Tuche;

Kgläuer Rindindustrie, einen überaus thätigen Beschüper heimischer Tracht und heimischen Wesens.

Alle Ginnprücke aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Unter einem Hochzeitsbier mit seinem Nachbar steht:

Ungeladen lade ich die befreundete Hochzeitsgäste

Wein Bedinter dient mir nicht

Ich was Entes zugerecht

So verliche ich zuerst meine Gäst und mich aufß bele.

Belekt: D'Wari vom Brautstüchel. Eine christliche Hochzeitsgäste. Nach einer neuen Ausgabe erzählt von Otto v. Schöning (Herrnberg) — Die ledig-Schicht von Lottings am 21. November 1641. Von Dr. Franz v. Eiber. (Mit einer Illustration.) — Ochsberg. Von J. Wetzl. (Mit zwei Illustrationen.) — Weibchen v. Kranzfeld. Ein christlicher Wirtshaus. Von Dr. Gust. Jettel. — Kleine Witterungen. Der bekannte Kitz. — Ulysses und dem alten Wirtshausbuch des Kgläuer Tegerin. — Deutsche Volkslieder. (Mit einer Illustration.) — Wie Garstische aus einem alten Kgläuer Trachtenbuche.



D' Marei vom Brandstättcherhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schöning.
(Fortsetzung.)

Der Müller probte Stüd für Stüd; der Wirt half mit. Hiesel beachtete ihre Thätigkeit mit keinem Blicke, so sehr wurde sein Sinnen von den Ereignissen der letzten Stunden verschlungen. Auf einmal aber riß ihn ein heftiger Anruf des Müllers aus seinem Empfinden.

„Herrgott! Da is ja scho' wieder a g'fähs't's Halbguß'nstüchl“, kam es in höchster Ueberraschung aus Obermaiers Munde. „Jetzt bleib mir scho' der Verstand steh! I hab' neulich am Wentams z' Wiesda' zehn solche Halbguß'nrol'n eintauscht für a groß's Geld; fünf hab' i no' nüt ausbrocha. Da muas i auf der Stell' nachschau'n, ob's mit den anderen Roll'n nüt a' spult.“

Und in aller Eile lief er heim. Raun war er fort, da schlug der Hiesel seine Jacke auf den Tisch, strich lautlos die vom Müller untersuchten Geldstücke ein und griff nach Art, Rockfack und Bergstock.

„Dds' Wiesl is grad' g'macht für mi“, sagte er halb zu sich selbst, halb zum Wirt. „Mit solch'm Geld a' no' auszähl'n! Wirt, Du bist mei' Zeug'n.“

„Raun's leicht sei“, antwortete der Kuhgeforderte. „Pfiat Gott, Hiesel, a' andersmal wieder einlecht.“

Hiesel steuerte mit weiten Schritten der Halde zu, wo der Wanglsteig zum Brandstättcher hinaufführte. Er schlug die schunngerade Richtung nach dem Hofe des Bauern ein. Dieser saß eben mit seinen Scholten beim Abendessen, als die große Gestalt des Holznechts in der Stube erschien.

„Schlecht g'nug muas' s'ich' mit Dir, Brandstättcher, wennst Dir vom Müller drum'n a' solch's Geld zu sich'n nehmen muas't, damit's an arma' Holznecht zahl'n konnt.“

Das war die ganze Rede, welche Hiesel hielt, und indem er sie an den Bauern richtete, legte er alles Geld, wie es in der Rolle gewesen, mit derer Hand vor ihn auf den Tisch.

„Was hat dds' g' bedeut'n?“ rief der Brandstättcher verblüfft und sprang auf. Aber da war der Hiesel schon lange im Freien.

Mit einer Flut wild wogender Gefühle unterm groben Einneuhemd schritt Hiesel aus dem rauhen Wege durch den nahen Wald dahin und seinem Heimatdörfchen Rifflsdreuth zu, dessen spitzer, grüner Kirchturm ihm von weitem schon entgegenwinkte. Dort besah Hiesel ein schlichtes Häuschen, das einzige Vermächtnis seiner verstorbenen Eltern, und eine noch junge Schwester, die seine bescheidene Wirkshaft leitete.

Hiesel fand bei seiner Ankunft die Schwester nicht in der Stube. Er warf den Rock ab und legte Art und Bergstock bei Seite. Die Thür hatte er zufällig halb offen stehen lassen. Da vernahm er von außen eine männliche Stimme, die ihm nicht fremd klang. Er horchte, und seine Spannung wuchs, je länger er horchte.

„I hab' Dir's scho' g' sagt“, sprach der Mann, „daß i Di nimmer austass', Veni. I bin g'roßjähri' und kann thua, was i mag. Und grad' so gern als i Di hab, hat mei' Schwester

Dein Brudern. I hab ja scho' längst g'wohnt, wie's mit der Marei und 'n Hiesel steht, aber i hätt' nie p'auscht um soan Preis in der Welt nüt. Daß laßt der Müllerleug alles oerra'n hot, und daß mei' Vater in seiner Hüg glei' so drein-g'lahren is, dös thut mir scho' recht loab. Aber mein! I denk' mir halt, allerei' is a' nüt schreck's Wetter; wena's g'nug g'lürmt hot, scheint d' Sann a' wieder."

"Du host leicht reb'n, Toni", entgegnete jetzt eine weibliche Stimme, und an ihr erkannte Hiesel seine Schwester. "Dös is soa Wetter, dös glei' oetbei is, fürcht' i. Du dürfst nimmer kemma, laßt scho' gar wionner, wa Dei' Vater und mei' Bruder miteinander versein'd' sand. In Gott's Nam', i musß's halt ertag'n. Du hätt'st niemals ebb's sag'n soll'n zu mir, daß Du mi magst, i hätt' mir in Ewigkeit nüt traut, Dir's z' sag'n."

Hiesel hatte gehorcht, daß er kaum mehr zu schnaufen ge-moht, aus Verjarnid, sein eigener Atemzug möchte ihn ver-raten. Was hatte er doch erfahren! Sein Jugendfreund, der Brandstüfter Toni, und seine Schwester Leni hatten's mit-einander. Dem Hiesel verfiel das Denken bei dieser un-erwarteten Thatjade. Der wohlhabende Bauersohn, der nur die Hand ausstrecken durfte, und an jedem Finger hätte eine reiche Braut gehangen, wie man so sagt, der hatte sich in ein armes Mädchen, die Tochter eines ehemaligen Kleinbäuers verliebt.

Ein Schrei glitt an Hiesel's Ohr. Die Schwester stand auf der Thürschwelle, eine junge, saubere Person. Nicht hinter ihr stand der Brandstüfter Toni, in Gestalt und Gesicht-zügen das leibhaftige Ebenbild des Vaters. Leni war ver-zerrt, Toni schien betreten beim Anblicke Hiesel's. Aber der junge Brandstüfter wußte sich den Umständen rasch anzubequemen.

"Hiesel", sagte er in ruhigem offnen Tone, "grüß Di Gott und sei mir nüt böß', weilst es mei'm Vater bist. I kann nig dafür, dös mocht. Der Leuz, der'n Betrüder g'macht hat, musß däch'n, dös is g'schwor'n und g'halt'n, und eher wird nüt g'tuot, als bis er aus Wörnsmühl' und aus unserer Gegend vertrieb'n is. I seh's in Dei'm Gesicht, daß D' ganz verstant bist über mi, dös hoast aber mei' Ansehenheit."

"Ja, dös bin i a'", gestand Hiesel ohne Rückhalt. "Du hast meiner Schwester g'sagt, was 's heut geb'n hat zwisch'n mir und Dei'm Vater. Du hast ihr aber a' no' ebb's anders g'sagt, Toni, leug'n 's nüt, i hab's in meine eigenem Ohr'n g'hört."

"So, Du host's g'hört?" sagte Toni, und seine Wustel in seinem Gesichte verzuckte sich. "Nachher mocht alles, und i brauch' Dir nig mehr z' beich'n."

"Dös thut soa guat, Toni", erhob Hiesel eindringlich seine Stimme. "Du kennst Dein Vater, und i kenn' ihn a'. I seh's selber a', der Unterschied zwisch'n dem Brandstüfterhof' und unserm Häusel is wie a' Scherzhaue' und'm Bodelstoa. So wen'g als die zwoa s'ammlemma, kimmt der Brandstüfterhof' und 's Brannerhönel g'samm. Es is nüt recht von Dir, Toni, daß Du meiner Schwester an Kopf verruckst und ihr ebb's oerspricht, was niemals nüt in Erfüllung geht."

Der Toni lachte.

"Du willst predig'n, Hiesel?" rief er, "und sollst Di selber bei der Raß'n nehma. Hast Du nüt meiner Marei a' ihr'n

Kopf verruckt? Und wie verruckt! Und mi willst schent'n!), weil i's ehrl' moan' und ausrichti mit Deiner Schwester?"

"Und Dei' Vater?" bemerkte Hiesel scharf.

"I bin mei' eigener Herr und hab' an ausg'macht's Bermög'n", antwortete Toni. "Heut' hob' i's Deiner Schwester g'standen, wie i g'sinat bin geg'a sie, punktum!"

"Und Du, Leni?" fragte Hiesel.

"Wen' hab' i'n scho', 'n Toni", gestand Leni erröthend, "aber..."

"Nig aber!" schmit der Brandstüfter Toni die Rede entzwei. "Dat mei' Vater an Kopf, hat sei' Sus' a' oan, vermad'n?"

Hiesel trommelte, in Gedanken verloren, mit den knöchigen Fingern auf dem harten Hartnische.

"Weintweg'n!" rief er. "Eh't's enter Supp'n selber aus, dös enk einbrodt' hab't's. I hab' g'nug mit mir alloans g'thua."

"Hiesel", redete der junge Brandstüfter in treuherzigem Tone, "werd' nur nüt mümtig; schau, alles wird no' sein g'recht'n Gang geh'. I kenn' mein Vater'n scho'; wenn er sieht, daß er mit'm Raßge'n weiter kimmt, nachher gibt er nach, kennst Di oerlaff'a drauf."

Hiesel nickte leicht, und ein wehmütiges Acheln flog um seine Mundwinkel. Toni aber beschwor bei allen Heiligen im Himmel, daß Hiesel's Schwester Brandstüfterin werden müsse, und sein ehrsüchtiges Gesicht konnte als Zeugniß für die Aufrichtigkeit seines Schwurs gelten.

Der Hiesel hörte schweigend zu. Hochausgerichtet stand er da und legte mit bedächtiger, ersterer Miene die harte, schwierige Rechte in die Tonis, der mit einem Handschläge sein Versprechen besiegeln wollte.

Leni sah durch's niedrige Fenster, und ihr Blick traf das glühende Abendrot, das die tiefen Schränke und steilen Wände des Schirges übergoß. Das war ein hoffnungsvolles, glück-verheißendes Zeichen, dieses Leuchten der Bergspitzen, denn es war die Vaterhand Gottes, die sich zum Segen über die Erde ausstreckte — so hatte man ihr in ihrer Kindheit gesagt. Fiel heute ein Strahl von dieser feierlichen Segnung auch auf sie?

"Guat Raßt, Leni!"

Das Mädchen lehnte sich an dem entzückenden Bilde ab, das ihr die Natur vor die Augen geaubert.

"Guat Raßt, Toni!" antwortete sie weich.

V.

Toni vernahm, als er zu Hause anlangte, daß der Vater nach Wörnsmühle gegangen sei, und auch den Grund, warum er gegangen, erfuhr er.

Mit dem ganzen Geld, wie's Hiesel hinterlassen, war der Brandstüfter ins Thal hinabgestiegen. Dort fand er den Müller hinter einem Haufen Geldes am Tische sitzen, es mit größter Aufregung stückweise prüfend und sondernd wie Schafe und Böcke. Ein kleines Häufchen lag geschrieben an den übrigen Münzen, das waren wohl Böcke.

Ohne aiel Zederlebens brachte der Brandstüfter seinen Fall oor und hängigte dem Müller das Geld ein. Ober-möller war wie außer sich. Er sprang in die Höhe und schob zuerst wie toll durch die Stube.

) Wautwerstügel.

) schnaufen, tobeln.

„Siehst du's Häsel da, Brandstäter?“ rief Obermaier, mit brennender Entrüstung auf die „Biede“ zeigend. „Lauter folsch's Geld! lautere folsch's Geld! Safranrenter! Sa was in mei'n ehrl'ich'n Haus. Der Schlag kumt' mi' treffia! A Narr werd' i, a helllicher Narr!“

Während der Müller also belammierte und hin- und her-rannte, erschien durch die Thür, die in die nebenanstehende Küche führte, ein kleines, fagerndes Weibchen mit einem leuchtenden Wallmandelgezicht. Das war die Müllerin. Den Brandstäter gewaltig, schlug sie schallend die Hände zusammen und rief:

„Ja, Borsther, was sagst zu dem? Is dös Hexerei oder Epiphuberei?“

„Hexerei?“ that der Brandstäter mit einem Anfluge spöttischen Lächelns. „Dös war' mir die rechte Hexerei. A Folschmünzgerbande muas in unsrer Gegend sei', a gausse Wande, anders is dös nit zu erkla'r'n. Müller, hast auf soan Mensch'n in De'i'n Haus an Verdacht?“

„Wa?“ behnte Obermaier voll unbeschreiblichen Erstaunens ob einer solchen Frage heraus. „Ja mein'n Hund! Was fällt denn Dir ei', Borsther?“

Schwendtner hatte mittlerweile eine der Papierrollen befeuchtet, welche das in Siegelack abgedrückte Siegel des königlichen Rentamtes Riebsack trugen.

„Mei' wet' i mein Kapf“, behauptete der Brandstäter mit verblüffender Zuversicht, „dass dös Siegel a' g'klist is. Die Roll'n sand mit einem nachg'machten Petschaft versiegelt word'n. Dös is mei' Übergangung, und davon laß' i mir soa Tüpfel nit abhand'ln.“

„Sei, was für Augen da das Obermaierische Ehepaar machte! Der Ausspruch des Gemeindevorsethers wirkte getadeu unbeschreiblich auf die beiden.“

„Is der Lenz nit dasoam?“ fragte der Borsther gleichmütig und, wie es schien, ohne tiefer liegende Absicht.

„Der Lenz is nit dasoam“, antwortete der Müller. „Er ist nach Tegernsee umi.“

„Jessoß, der Lenz! der Lenz!“ kreischte zur selben Zeit die Müllerin. „Du weißt dengert den Lenz nit in Verdacht hab'n, Brandstäter, den ehrl'ich'n Mensch'n. Da denst denn Du hin?“

„Wer redt' denn von Verdacht?“ gab der Gemeindevorsetzer zurück. „Aber der Lenz“

Da slog die Stubentür auf, und über die Schwelle stürzte in wilder Eile der Lenz. Er war leichenblass, sein Atem stürmte.

„Gott — sei Dank!“ stöhnte er mit wogender Brust, „ah — ah — Gott sei Dank — daß i da bin! — Die Lump'n! — ah — ah —!“

(Fortsetzung folgt.)

Markgraf Luitholds Heidentod in der Ungarnflucht am 5. Juli 907.

Von Wilhelm Lenz.

Einmalige Tage sah Deutschland zu Beginn des 10. Jahrhunderts, denn sein Scepter führten die schwachen Hände eines 13-jährigen Knaben, und im Osten und im Westen an seinen Grenzen erhoben sich mächtige Feinde, deren Ansturm die Schöpfung des großen Reich mit schweren Gefahren bedrohte.

Mit festen Bollwerken hatte dieser das Reich gegen Osten gesichert, ein Gürtel von Marken schirmte es: die böhmische Mark im bayerischen Nordgau, die Ostmark im Lande von der Enns bis zum Wienerwalde nebst Ober- und Unterpannonien bis zur Drau in dem Gebiete, welches den wilden Awaren in drei Kriegen abgenommen worden war, und Kärnten nebst seinen Nebenländern. Die Awaren zwar waren seitdem verschwunden, aber statt ihrer waren in den ungarischen Tiefebene die Magyaren aber Ungarn erschienen, ein Volk finnisch-uralischen Stammes, welches die Petschegen aus ihren Niederungen zwischen den Mündungen der Danau und des Dniepr verdrängt hatten. Sie suchten neue Bahnsiege im Westen. Das erste Mal erschienen sie im Jahre 892 an den deutschen Grenzen, 894 hielten sie in die pannonische Mark ein und richteten graue Verheerungen dort an. Sechs Jahre später erfolgte ihr erster Einbruch in Bayern, wobei sie einen Landstrich von zehn Meilen in der Länge und Breite mit Feuer und Schwert verwüsteten. Auf die Nachricht davon wurde der bayerische Herrmann aufgeboten, aber vor seinen Eintreffen war bereits das ungarische Hauptheer mit seiner Beute heimgekehrt, und nur eine Seitenkolonne wurde auf dem linken Danauufer von den Bayern eingeholt und in einem glänzenden Kampfe vernichtet. Zum Schutze der Grenze erbaute dann die Sieger eine stark feste, die Gansburg, wozu sie die Bau-

stein aus den Trümmern der alten in Ruinen liegenden Kämmerfestung Lauriacum (d. h. Lorch) herbeiführten.

Luithald hieß der glückliche Feldherr der Bayern. Er war mit den Karolingern nahe verwandt, wahrscheinlich durch Kaiser Arnulph's Mutter Liutwinde, und nahm unter den bayerischen Grafen durch seine Macht die erste Stelle ein, denn er war Graf im Danaugau und hatte von Kaiser Arnulph dazu noch die böhmische Mark, die kärnthnische Mark und Oberpannonien verliehen erhalten. Welchen Geschlechte er angehörte, läßt sich mit vollkommener Sicherheit nicht angeben, aber unser vortrefflicher Geschichtsschreiber Nieyer hat mit triftigen Gründen die hohe Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß er von den Quosern abstammt, von jener Familie des alten bayerischen Hochadels, welche nach dem Herzogthume der Agilolfinger die mächtigste und vornehmste war. Und Luithald selbst wurde der Vater eines ruhmvollen Geschlechts, das die Forjher mit ihrem Namen verknüpfen und von dem sie wiederum mit nahezu völliger Bestimmtheit die Grafen von Scheyern, die Markgrafen der erlauchten Grafen von Wittelsbach ableiten, ja daß er mit Zug und Recht als der Ahnherr unseres Königshauses gilt.

Schlamm stand es damals um Deutschland. Während im Westen die Normannen die Küsten und die Uferlande plünderten, wütheten verheerende Heiden im Inneren des Reiches, namentlich der blutige Jost zwischen den Wabenbergen und den Gallern, ja daß die Ungarn ihre Einfälle in die bayerischen Grenzlande alljährlich wiederholen konnten. Wenigere Nachrichten darüber sind uns nicht überliefert; aber wir wissen, daß sie in den Jahren 901, 902, 903 Niederlagen erlitten,

daß 904 ihr Anführer Chuffal von den Bayern zum Gastmahl geladen und hierbei samt seinem Gefolge erschlagen wurde.

Wie einst die Hunnen, die ebenfalls in den Pustten Ungarns hauseten, waren sie gefährlichste Feinde. Ihr häßlicher Angriff war unübersehblich, ihre Todesverachtung im Kampfe war unerfütterlich, die Schnelligkeit ihrer Pferde entzog sie den Verfolgern, gestattete ihnen selbst aber eine unablässige Verfolgung. Religiöser Fanatismus trieb die wilden Heiden an, denn sie glaubten, daß sie einst im Jenseit so viele Weibegene zur Bedienung holen würden, als sie Feinde erlegten. Dabei besetzte sie ein detortiger Blutdurst, daß sie auf den Leichen der Erschlagenen wie auf Tischen schmauseten und tranken; die gefangenen Weiber und Mädchen banden sie mit deren eigenen Haarspöcken zusammen und trieben sie nach Ungarn. Wo sie ankamen, zerstückten sie alles, fengten, brannten und vernichteten, was sie nicht mit sich schleppen konnten. Dieser Blutdurst, die unmensliche Behandlung der Wehrlosen, die Zerstörungsmut, dazu die häßliche Erscheinung der kleinen Gestalten mit gelben Gesichtern und geschliffenen Augen, ließ sie den Deutschen wie häßliche Unhalbe erscheinen, und die Schnelligkeit, mit der sie — allerorten den roten Haß auf die Dächer legend und das Land in eine Wüstenei verwandelnd — plötzlich mitten im Lande erschienen und hinter den Rauchwolken der

niedergebrannten Gebäude mit ihrem Raube wieder verschwanden, trug nicht wenig dazu bei, den von ihnen ausgehenden Schreckenstann zu vermehren.

Im Jahre 906 hatten die Ungarn einen bedeutenden Erfolg errungen, unter ihren wiederholten Angriffen war das ganze Reich der slawischen Wäheren zusammengebrochen, mit welchem die Deutschen zwar ebenfalls viele blutige Kriege geführt hatten, das ihnen aber doch als Vormauer gegen Osten gebiet hatte. Noch im nämlichen Jahre behielten die Ungarn ihre Streifzüge bis in das Herz Sachsens aus. Die Bayern hoheten sich somit bereits auf ihrer gongen Ostfront hinaus bis nach Nordosten von dem gefährlichen Feinde umfaßt.

Diese drohende Lage, die fortwährenden Verwüstungen ihres Landes scheinen sie zu dem Entschlusse gebracht zu haben, mit dem gefährlichsten bedrohlichen Feinde einmal gründlich abzurechnen; vielleicht trugen dazu auch die inneren Verhältnisse Ungarns bei. Denn just war der große König Ruynd aus dem Leben geschieden, er, dessen kräftiger Arm den Magyaren ihr Reich erlitzten hatte; sein Sohn Zaltan aber war noch minderjährig, und mehrere Parteien standen sich mißgünstig gegenüber.

Im Juni 907 sammelte sich der gesamte bayerische Heerban in der Ostmark, bei ihm befand sich der junge König Ludwig, genannt das Kind, den Oberbefehl führte der Ungarnsieger, Markgraf Luitpold. In der Einnahme blieb der König mit seinem Hofe zurück, das bayerische Heer rückte den Feinden entgegen, und am 5. Juni kam es zur Schlacht, deren Ausgang entscheidend für das Geschick des bayerischen Stammes wurde. Aventin gibt einen sehr umständlichen, aber durchaus unglauwürdigen Bericht über sie; allein wir erfahren weder durch ihn, noch durch einen der Chronisten, weder etmoß über den Ort, an dem sie verlief, noch über die Ursache, warum gerade diese Hauptschlacht mit der gäuglichen Niederlage der Bayern endete, während sonst stets beim Zusammenstoß der Heere die Magyaren den kürzeren zogen.

Von den Bayern war die ganze waffenfähige Mannschaft, das Aufgebot des Heerbanes, ins Feld gerückt, und das ganze



Die Hagenenschlacht bei Dreßburg, 907.

Heer, die Blüte des Stammes blieb im Blute liegen auf der schrecklichen Wahlstatt. „Der bayerische Stamm ist nahezu ausgerieben“, schrieb ein gleichzeitiger Chronist; mit dessen Söhnen fiel der tapfere Führer des Heeres, der erste Fürst im Baderlande, Markgraf Luitpold, es fielen mit ihm der erste kirchliche Würdenträger, der Erzbischof Theotmar von Salzburg, die Bischöfe von Freising und Seben, Udo und Hocharion, und zahlreiche Grafen,

Äbte und edle Herren; Aventin nennt die Namen von 19 Grafen. Vom König Ludwig erzählt er, daß er mit gemauer Not nach Passau entkommen sei.

Die Folgen der Niederlage waren entsetzlich. Hundst fielen die Ungarn sofort in Bayern ein, überschritten den Inn und verwüsteten das Land. Aventin nennt als Klöster, welche damals eingekerkert wurden: St. Pölten, St. Florian, Mater, Uting, Chiemsee, Tegernsee, Schliersee, Schäftlarn, Wendelstauern, Schledorf, Staßfesser, Völsing, Diehen, Wessobrunn, Sandau, Siversstot, Thierhaupten, Ummünster, Wändömmster, Oberaltach, Niederaltach. Der König flüchtete in die Rheinlande.

Schlimmer noch wogen die politischen Einbußen. Wie zu den Zeiten der ersten Einwanderung der Bajuwaren ward die Enns wieder zur Ostgrenze, alles Gebiet östlich davon, das Karl der Große den Avarn mit dem Schwerte abgenommen und der bräutlichen Kultur zugeeignet hatte, Pannanien und die Ostmark gingen verloren; wo der bayerische Kalanich den Pfing über die gelegnete Flur geführt hatte, tummelte der Magyar sein Roß, nur das gebirgige Mäntzen wurde gegen die unga-

rischen Reiterkavallerie behauptet. Niemals hat ein größeres Unglück den bayerischen Stamm getroffen. „Mit einem Schläge gab diese Katastrophe die Errungenschaften vieler Menschenalter der Verachtung preis, entschied über den Verlust zweier herrlicher Vorken, snidete die Blüte, hemmte für lange Zeit die Entwidclung der Hauptlande und drängte für immer Bayern aus der bevorzugten Stellung, welche es zuletzt unter den deutschen Stämmen eingenommen hatte.“ So schilbert Kiegler das Unheil, das Bayern damals traf.

Jahr um Jahr wiederholten sich von nun an die Einfälle der Ungarn, welche die Gebiete der einzelnen Stämme verheerten, der Schwaben, der Franken, der Sachsen. Vereinzelt sank ihre Kraft dahin, da der männliche König fehlte, der sie geeinigt hätte.

Dieser vornehmten Worte Kieglers wollen wir gerade in den gegenwärtigen Augenblicken doppelt eingedenk sein, da waffenstarrend im Osten wie im Westen wiederum die Feinde drängen — und da eben (ein erhebendes Widerspiel!) der Enkel des an der Spitze seines Volkes gefallenen Schützen Luitpold, der Wittelsbacher Luitpold, sein kampferprobtes glänzendes Heer dem Kaiser des vereinten Deutschen Reiches in Oerichau und Waffenspiel vorführt.

Die glorreiche Schlacht auf dem Lechfelde, welche die um das kaiserliche Banner gescharten einigen deutschen Stämme schlugen, warf endlich die Wogaren für immer in ihre Pfützen zurück: in Einigkeit stark können auch wir getross noch Westen und nach Osten blicken!

Luitpold der Schütze.

Als in dichtgedrängten Kriegereih'n
Deine Bayern jäns't vorbei Dir zogen
Mit dem Schwur, jeb' Cyser Dir zu weih'n,
Und die Mäute Dir entgegen stogen,
Da entsann sich mancher wohl der Kunde,
Die noch heute lebt in aller Munde.

Der geheihen Luitpold, wie Du,
Und gezüht wird Stolz zu Deinen Ahnen,
Lieh es nimmer mehr dem Feinde zu,
Sich den Weg nach seiner Mark zu bahnen.
Seine That, besiegelt durch sein Blut,
Stets entsommt sie neu der Schützen Rut.

Martin Greif.

Unsere Bilder.

Von Heinrich Heber.

Friede, du Wort, das der Himmel dem Menschen gab! Wer hat je deinen Zauber in ergreifenderen Worten geschildert als der größte Dichter unserer Nation, Friedrich v. Schiller? Wir meinen die Worte, mit welchen Max Piccolomini seinem Vater die Eindrücke seiner Reise in den von den Greueln des Krieges unberührten Gefilden Steiermarks schildert.

C, daß Sie von so fern, fern Zeit
Und nicht von morgen, nicht von heute sprechen?

ermüdet Luesenberg in seiner Antwort aus die flommende Rede des Jünglings.

Wir, die lebende Generation, wir sind ja glücklich, den Frieden zu kennen. Seit 21 Jahren genießen wir seine Segnungen. Die Geschichte lehrt uns am eindringlichsten, was der Friede ist, indem sie uns von den Schrecknissen des Krieges erzählt. Wer ihrer Mahnung lauscht, der begreift, daß der Friede jedes Opfers wert und niemals zu teuer bezahlt ist. Sie lehrt uns zu gleicher Zeit, daß nur ein starkes Volk im Stande ist, ihn zu erhalten. Wir haben vor kurzem die Erinnerungen geschildert, welche sich an die Fahnen unseres Heeres knüpfen, haben in unserm Artikel: „Zum 9. September 1891“ seine Kämpfe und Schlachten an uns vorüberziehen lassen. Die Oerichau des 9. September, die sich aufsteigenden großen Mondber haben der Welt gezeigt, daß die bayerische Armee ihrer Vergangenheit würdig ist; wie sie in ihrer Geschichte keiner andern den Vortzug abzutreten braucht, so auch in ihrer Gegenwart.

War Freude erbebt das Herz in der Brust, wenn das Auge über die stolze Reihe der Regimenter s'log, über den lebenden Wall des Vaterlandes. Es war keine lächliche Ergötzlichkeit, für die Neugierde geboten, es war ein historischer

Alt, ein geschichtliches Ereignis, dessen Eindrücke noch heute mächtig fortwirken.

Sie bestimmen uns zur Wahl der heutigen Bilder. Die Nummer erscheint am Vorabend des Namensfestes Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten, des allerböchsten Kriegsherrn der Armee.

Wir haben im Vorjahre durch die Feder Hugo Arnolds die Soldatenausbeute Sr. Kgl. Hoheit geschildert; heute möge ein Bild ergänzend hinzutreten. Es zeigt die thätige Anteilnahme Sr. Kgl. Hoheit an der Ausbildung der Armer. Die Photographie trägt erst in neuerer Zeit ihren Namen mit Berechtigung; sie ist ein Schreiben des Lichtes geworden und fesselt die Ereignisse schneller als die Feder; sie hat die Ketten der Zeit von sich gestreift. Es bedarf keines mächtigen Hinstehens vor die Appoente, ein Bild, und die Momentphotographie hat ihr Werk verrichtet. Unsere Bilder lassen an Deutlichkeit und Bezugsfähigkeit nicht eraten, daß sie des Werk eines Teiles einer Sekunde sind. Sie sind die Reproduktionen zweier Momentaufnahmen des bekannten Münchener Photographen und Malers Karl Teufel.

Sr. Kgl. Hoheit beschäftigen sorben die interessanten Verjuche des 1. Schwoeren Reiterregiments, welches sich an den Oefländen der Nar bei Großhefsetzle in der Passierung von Flußübergängen übt. Der Photograph hat mit Geschick den Augenblick erfaßt, in welchem Sr. Kgl. Hoheit das Knüttel halb zur Linken wendet und eine Mitteilung seines Begleiters entgegennimmt. Wir erkliden die edlen, geminnenden Jüge voll Milde und Herzengüte, deren besauerndem Eindruck sich niemand zu entziehen vermag. Das Auge richtet sich

scharf in die Ferne und zeigt uns das lebhafteste Interesse an den Vorgängen. Die Haltung ist von jener kräftiger Frische, welche die Jahre Sr. Kgl. Hoheit nicht eraten ließe. Zur Rechten des Prinzregenten befindet sich Nittmeister Rehrreiter, zur Linken der Regimentskommandeur Oberst Freiherr Mozimilian v. Schodtz, namentlich Kommandeur der 1. Kavallerie-Brigade, hinter ihm Major Jereiss.

Unser zweites Bild zeigt Sr. Excellenz Generaladjutant und Generallieutenant Freiherrn Freyschlag v. Freyenstein, Chef des Geheimkabinetts Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten.

Wir wissen, mit welcher huldvoller Gnade Sr. Kgl. Hoheit Ihnen langjährig ergebener Begleiter und treuer Diener zugehen ist, und freuen uns daher, das Bild hier einzureichen. Es ist wie das erste eine Momentaufnahme des besten Künstlers, die Vortrefflichkeit des Bildes läßt allerdings diese Eigenschaften nicht eraten.

Die Schilderung und Berücksichtigung der Gegenwart ist zu gleicher Zeit Geschichtsschreibung für die Zukunft, und so halten wir es für Pflicht, dem Bilde eine Lebensgröße Sr. Excellenz sowie historische Daten über die Familie beizugeben.

Schon im 15. und 16. Jahrhundert finden wir ein adeliches Geschlecht der Freyschlag auf der niederösterreichischen Ritterfront zu Wien, und es ist fast mit unumstößlicher Gewißheit anzunehmen, daß eben demselben Geschlechte die drei Brüder Adolph, Gottfried und Rudolph entstammten, welche Kaiser Ferdinand III. durch Dekret vom 26. April 1646, gegeben zu Venz „wegen ihrer Verdienste in Krieg und Frieden“ in den Reichsadelstand erhob. Rudolph und Gottfried starben ohne Nachkommen; ihr Bruder Adolph Freyschlag von Freyenstein, Herr der Freyhöfe Anzing und Waldau, erster Pfleger der Herrschaft Weidenholz (bei Weizentzen) ist der Ahnherr des jetzt noch blühenden Geschlechtes. Amos Cojtan, der am fürstlich-böhmischen Hofe zu Passau als Truchseß und Hofrat in hohem Ansehen stand, bewirkte die Eintragung des Namens in die böhmische Adelsmatrikel. Mit ihm schließt diese Linie der Edlen v. Freyschlag zu Freyenstein, da wir in seinem Enkel den Begründer der freierberühmten Linie erblicken.

Amos Johann Theodor Freyschlag v. Freyenstein wurde geboren am 12. Juli 1827 zu Landau a. N. Er besuchte das Gymnasium zu Passau, welches damals der als Pädagoge und Schullehrer berühmte Rektor Peter Brunner leitete. Als nach Vollendung der Studien im k. Erziehungsanstalt zu München

die Entscheidung des Lebensberufes herantrot, war es die Rechtswissenschaft, für welche sich Freyschlag entschied und deren Studium er auf der Universität zu München mit großem Eifer und Erfolge oblag. Das Corps „Bavaria“ hatte die Ehre, ihn den Seinen zu nennen. Es kam das Jahr 1848, Kriegswolken von allen Seiten, Unruhen und Wirrisse erzielten schnelle Vermehrung des Offiziercorps. Im Geiste seiner Ahnen, deren Dienste im Kriege und Frieden das kaiserliche Diplom einst hervorgehoben, entschied sich v. Freyschlag für die kriegerische Laufbahn. Er trat unmittelbar von der Universität weg als Lieutenant in das 1. Infanterie-Regiment. Die Kriegswolken zerstreuten sich, die langsame Friedensfortrier begann; aber dennoch gelang es in Välden dem jungen Offizier, die Klagen seiner Vorgesetzten auf sich zu lenken und deren besondere Zufriedenheit zu erwerben, ja daß er bald zu der bevorzugten Stelle eines Bataillonadjutanten berufen wurde. — Sr. Kgl. Hoheit Prinz



Sr. Kgl. Hoheit der Prinz-Regent bei den Übungen des 1. Schwären Reiter-Regiments.

Antipold lernte als Kommandeur der 1. Division ihn kennen. Dem Prinz hatte die Vorziehung von jeher die für einen Herrscher so wichtige, so unerschöpfbare Gabe verliehen, in der Wahl seiner Umgebung, seiner Diener, Berater und Vollstrecker seines Willens ohne Fehl zu sein. Sein Auge entdeckte sofort mit scharfem Blicke die Fähigkeiten und Begabung v. Freyschlags, dem er sein besonderes Wohlwollen zuwendete. Das Kriegsjahr 1866

bot v. Freyschlag als Adjutanten der 6. Infanteriebrigade Gelegenheit, sich in hohem Maße auszuzeichnen, ja daß der Prinz ihn in Välden in seine unmittelbare Nähe zog, indem er als Inspektor der Armee ihn am 1. Juni 1868 zu seinem Adjutanten erwählte. In dieser Stellung begleitete er Sr. Kgl. Hoheit auf dem Siegeszuge der deutschen Waffen nach Frankreich.

Wir wissen, welche bedeutende militärische und politische Wissen der Prinz hierbei zu erfüllen hatte, aus derselben erhellt die Wichtigkeit der Stellung v. Freyschlags. Als die Ereignisse des Jahres 1886 die Leitung der Westküste Bayerns in die Hände Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten legten, da betraf derselbe seinen treuen Begleiter unter gleichzeitiger Ernennung zum Generalmajor und Generaladjutanten auf den wichtigen Posten eines Chefs der Hl. Geheimkanzlei, eine Stellung welche Sr. Excellenz jeither ununterbrochen innehatte. Verschiedene Auszeichnungen und Huldbezeugungen Allerhöchster Gnade haben dem Lande kund gethan, wie sehr der Prinz regent die Verdienste seines Adjutanten zu schätzen weiß. 1889 erfolgte die Ernennung zum Generallieutenant; am 7. Januar 1887

wurde v. Freyschlag in den erblichen Freiherrnstand des Königreichs Bayern erhoben.

Eine hohe, glänzende Würde ist in seine Hand gelegt; sie ist aber überreich an Pflichten und Würden. Sie stellt an die Persönlichkeit ihres Trägers so getwollige Anforderungen, daß sie nur von Männern von exceptioneller Begabung und Fähigkeit gelöst werden können. Sie finden sich in Sr. Excellenz vereint. Mit der Energie des Soldaten verbindet sich die Klugheit des Staatsmanns. Der Körper ist gestählt durch Übungen, und der Geist erlesigt wie spielend die Übermasse der Geschäfte. Allerdings erfordert das Amt die rüchhaltigste Dingenbung jeder Minute; es schenkt keine Aase, noch Ruhe. Der erste Vortrag bei Sr. Kgl. Hoheit findet schon in früher Morgenstunde um 7 1/2 Uhr, der zweite mittags, der dritte abends statt.

Unser Bild zeigt neben Sr. Excellenz seinen Sohn, Freiherrn Wolfram Freyschlag v. Freysenstein, Secondleutnant im Igl. 3. Feld-Artillerie-Regiment. Es war ein unvergesslicher Ehrentag der freiherrlichen Familie, als Sr. Kgl. Hoheit der Prinzregent die Patronatsstelle bei dem Sohne des Freiherrn Wolfram zu übernehmen geruhte.

Der Reiz der Momentaufnahmen beruht in der Natürlichkeit; die Personen, ohne Ahnung ihres Geschickes, sind des BanneS gefaßt, mit welchem sonst jedermann, wenn auch ungerechtfertigterweise, durch das Bewußtsein, sich vor den Lichtplatten zu befinden, befaßt ist.

Auch unser drittes Bild, die Schlacht von Freysburg, wurde, wie die übrigen, von dem Einflusse der kriegerischen Szenen des Septembers bestimmt. Martin Geis, unser hochbegabter wärländischer Sängler, der uns soeben mit einem wärländischen Schauspiel: „Kaiser Ludwig der Bayer“ beschenkte, hat in tief empfundenen poetischen Worten dargestellt, wie dieses Bild Gegenwart und Vergangenheit verbindet. Reinold Leas, eine lohnungswolle Kraft, welche wir unseren Lesern heute zum ersten Male vorführen, hat in einem ausführlichen Artikel den Heldentod des ersten Luitpold beschrieben.

Unser viertes Bild widmet sich einer unserer originellsten und reizvollsten Landestrachten, der Gruppe der Oberrheinischen Grafschaft, nach einer vorzüglichsten Photographie S. M. Schuberts in Loth.

Wir konstatieren an dieser Stelle mit besonderer Befriedigung die freundliche Aufnahme, welche unsere Beschreibungen der Landestrachten in Wort und Bild bei unserm Leserkreise finden. Die Liebe zur alten schönen Tracht wird hierdurch lebhaft entfaßt. Wir haben bereits praktische Erfolge erzielt, indem es der Anregung und den Bemühungen der Redaktion gelang, die Wambberger Haderinnung zur Beibehaltung ihrer Tracht bei hohen festlichen Gelegenheiten zu veranlassen; ein Beispiel, dem vorausichtlich die „obere und untere Gärtnerei Bomsberg“ sich anschließen werden.



Se. Erz. Generalleutnant u. Generaladjutant Frl. Freyschlag v. Freysenstein, Ober des Oberim-Rabinetts Sr. K. H. des Prinz-Regenten.

Die Grünfittel.

Von R. Höhnlein

Unter den Gruppen, welche in ihrer herkömmlichen Volkstracht an dem in München am 12. März 1891 zu unserer Prinzregenten 70. Geburtstags veranstalteten Festzuge teilnahmen, fiel sicherlich auch jene der sog. Grünfittel aus dem Sprengel des Igl. Bezirksamtes und Amtsgerichts Wärlheimers auf. Herr Photograph S. M. Schubert in Loth hat diese Gruppe, die aus Braut (in der Mitte), Bräutigam (rechts davon), den beiden Brautführern oder Trauzeugen zu Seiten des Brautpaares im Hintergrunde, einem verheirateten Manne (links von der Braut), einer verheirateten Frau rechts vom Bräutigam, sowie vier Brautjungfern (je zwei auf einer Seite) besteht, meisterhaft aufgenommen. Es folgt eine Auf-

bildung dieser Aufnahme im „Bayerland“, das schon eine große Reihe dieser Gruppen veröffentlicht hat.

Die „Grünfittel“ wohnen auf der Höhe am östlichen Ausläufer des Speerfort gegen den Main bei Wärlheimersfeld zu in dem protestantischen Kirchspiele Wärlheimers, das aus den Ortshofen Wärlheimers, Altsfeld (dem Wohnort der Adloner-Feiten), Oberwärlbach, Krabenbach, Steinmark und Wärlbach mit dem Weiler Eichenfärl besteht, und etwa 1600 Seelen enthält. Das Kirchspiel Wärlheimers nebst den zwei weiteren: Kreuzwertheim (der hiesigen Stadt Wertheim gegenüber am rechten Mainufer liegend) und Hoflach (wozu noch Hoffelsberg und zum Teile Schollbrunn eingepfarrt ist) gehörte zur

alten Grafschaft Wertheim, weshalb das Kirchspiel Michelrieth auch jetzt noch vortzugsweise „die Grafschaft“ heißt.

Nachdem die alten Grafen von Wertheim mit Graf Michael III. am 14. März 1556 ausgestorben waren, kam die Grafschaft Wertheim durch Erbschaft an den Grafen von Löwenstein, Ludwig, der am 13. Februar 1611 verstarb und zwei Söhne hinterließ, welche die zwei jetzt noch blühenden Linien: Löwenstein Wertheim-Rieneburg (seit 1803: Freudenberg) protestantischer, und Löwenstein-Wertheim-Rodejort (seit 1803: Rothenberg) katholischer Religion, stiftete. Das hier in Frage stehende Ländchen gehörte zum Erbteil der älteren, protestantischen Linie, wurde mit den weiteren Besitzungen der

bergischen Herrschaftsgerichte Kreuzwertheim, bis 1. Mai 1853 zur lgl. Gerichts- und Polizeibehörde Kreuzwertheim, bis 1. Juli 1862 zum lgl. Landgerichte Stadtprojetten.

Bei der dann erfolgenden Trennung der Justiz von der Verwaltung kam unser Ländchen zum Sprengel des lgl. Landgerichts Stadtprojetten und des lgl. Bezirksamtes Mautheldenfeld, ward aber 1. Oktober 1879 auch dem Sprengel des lgl. Amtsgerichts Mautheldenfeld einverleibt.

So viel über die Geschichte.

Über Land und Wohnung, über Volkssitte werden wir später berichten. Hier interessiert uns noch die Volkstracht, wobei die Festtracht und die gewöhnliche Tracht zu unter-



Nationaltracht aus der Löwensteinischen Grafschaft.

selben auf der rechten Mainseite, als Hasselberg, Hohlach, Kreuzwertheim, Neitersheim, Schollbrunn, Traumsfeld, Unterwittbach und Wiebelbach am 13. September 1806 bei Errichtung des rheinischen Bundes unter die Souveränität des Fürsten Primas Karl Theodor v. Dalberg gestellt und verblieb auch unter demselben, als dieser am 16. Februar 1810 Großherzog von Frankfurt geworden.

Als dieser im November 1813 auf die Weiterregierung verzichtete und sich aus seiner Residenzstadt Aschaffenburg und seinem Lande entfernte, kam dasselbe unter eine Landesadministration. Mit dem Fürstentum Aschaffenburg kam dann am 20. Juni 1814 auch „die Grafschaft“ unter bayerische Landeshoheit, unter der sie auch jetzt noch steht. In administrativer und gerichtlicher Hinsicht gehörte der fragliche Landesteil bis 1. Oktober 1838 zum fürstlich Löwenstein-Wertheim-Freuden-

scheiden sind. Erstere ist vollständig auf unserm Bilde veranschaulicht. Es fallen vor allem die Trachten der zwei älteren Leute (Vater und Mutter der Braut) in die Augen, da sie die altüberbrachten Festtrachten der Grafschaft sind. Der Vater trägt einen dunkelblauen, bis zu den hohen Stiefeln reichenden, tragenlosen Tuchrock mit zehn Knöpfen, die vom Halse bis zur Wangengegend reichen, eine dunkelblaue Tuchweste, vollständig geschlossen durch eine Anzahl Knöpfe von weißem Metall, eine gelbe hirschkäseberne, in den langen Stiefeln stehende Hose, eine schwarzseidene Halsbinde und einen in drei Spitzen gelegten schwarzen Hut, sog. Dreispitz. Ähnlich sind auch die jüngeren Nonnenpersonen gekleidet. Doch trägt der Betäutigte ein großes Blumenbouquet vorn am zugeknöpften Rocke und auf der Brust und dem Hute einen Rossmarinstrauch, während die Brautführer lediglich auf dem Hute ein kleineres Blumenbouquet führen.

Was die weibliche Festtracht anlangt, so trägt die Brautmutter den herkömmlichen viergesfalteten, kurzen Wellrad nebst Wellmäuschen, die schwarze, das ganze Haar verdeckende Bandhaube (Haube mit Bandschleife), vor der Brust und über der Haube ein weißes Kopftuch, Braut und Brautjungfer aber schwarze Wallkleider, kurze seidene, großgebäumte Schürzen mit einiger Verzierung, weiße, kreuzweie über die Brust geschlagene und auf den Rücken geknüpfte Brusttücher, lange Karantentänge um den Hals, schwarze Halstücher, schwarze Bandhosen, silb- und hellrote Kopftücher mit langen, den Rücken entlang herabfallenden Schleiern. An diese Tücher sind auf dem Kopfe große Blumenkörbe in Form eines Bienenkorbes befestigt, welche verschiedene künstliche Blumen nebst Gold- und Silberbezüge enthalten. Einen Kosmaring trägt die Braut am Schurz, die Brautjungfer rechts am Bruststück, die Brautmutter in

der Hand. Der Festtracht außer Hochzeiten fehlen die Kosmaringstrücker, die Blumenbanquets und Blumenkörbe, die weißen Brust- sowie die Kapptücher und Karantentänge. Die gewöhnliche (Arbeits-)Tracht ist beim weiblichen Geschlechte der Halstuch, das Wallmäuschen, die Bandhaube und das Holstuch, beim männlichen aber eine dunkle Tuchkappe mit Schiild, schlichte Hose und ein von Holz an bis zu den Boden reichender, vorn an der Brust mit Knöpfen verschlossener Rock von grünem Zeug, wovon auch der Name stammt, der in der Überschrift genannt ist.

Wäge das arbeitsame, sparjame und fromme Völkchen sich in seiner altherkömmlichen Einfachheit fast erhalten und insbesondere auch seine althergebrachte Tracht nicht ablegen in unerer alles mabernisirenden Zeit, die schon allzuviel des ehrwürdig Aitsergebrachten obgeschafft hat.

Vor einem Lusttram.

Kückblick

auf die feierliche Handreise Seiner Königl. Hoheit des Prinz-Regenten Luilpold von Bayern durch Schwaben und Franken vom 25. September mit 1. Oktober 1894.

Von Adolf Fernwerth u. Wärrlein.)

(Vorgetragen bei der Festsitz der Münchener Zweigvereine des freien deutschen Hochliedes für Wissenschaft und Kunst zu Frankfurt a. M., am 1. Febr. des 70. Geburtstages Seiner Königl. Hoheit des Prinz-Regenten Luilpold von Bayern, am 17. März 1891.)

Wie auf Wänderflügeln rauscht von der Flor geläuter 'Staub'
Baubegrüßt die Brauterkunde hin durchs ganze Bayernland:
'Luilpold, des Reichs Herrscher, dem die Herzen zugesthan,
Küßet sich zum Seg durch Bayern, seinem Volke sich zu noh'n.'

Und in Schwaben und in Franken, die der Fürst zuerst beglückt,
Stabt und Städtlein vielgeschäftig zum Empfang sich würdig schmückt:
Näher, immer näher rückt er, des Regenten Auszugstag,
Höher, immer höher pulst er, der Erwartung Wogenschlag.

Sieh, schon steht in Wändern Wäghof sahrevoll der Wogenzug,
Der durchs Bayernland den Fürsten tragen soll im kühnen Flug,
— Sieh, schon hat er ihn besiegen und, umhört von Jubelbraus,
Trägt das Haupt froh, stolz der Würde, jetzt ihn in des Wägs hinaus.

Hin nach Schwaben geht die Reife, Augsburg deut die erste Kost,
Schon von hern' begrüßt der Tüme Palmengier den hohen Gast;
— In der alten Kaiserherberg, die 'Drei Wäghen' trägt im Schild,
Schlägt er auf des Hofes Roger, wach' ein hundemögtes Bild!

Was die Liebe und die Treue ihm nur immer bieten kann,
Leget dort dem Herrn zu Füßen, freudig kund' ged'et Wonn' für Wann;
Und was Schwabens Kunst geschaffen und sein Handwerk, einst
und hern',

Kußgestellt in reichen Sälen, des Regenten Wäid erstreut.)

Schnell verronnen sind die Tage, und schon trägt des Herrschers
Bort den Fürsten, hin nach Franken; — sieh, schon kruschet
Kienbergs Schloß,

Kogend ob der alten Reichsstadt, mit der hohen Siebel Tracht,
Trinnen Industrie und Handel eusig schafften, wohlbedacht.

Durch die Wäffen und die Wäfflein braust ein Jubel eht und recht,
Dein sich, gleichen Sinn und Herz, einst 'Alt-König' neu Ge-
schlecht:

Schönes Wärrnberg, das als Berle Bayerns nicht umsonst man preißt,
So, du hast in diesen Tagen voll demührt, was Treue heißt!

Toch schon drängt die Wäiterreise, die zum lust'gen Wäine geht,
Wo, umblüht von Rebenhügeln, stolz das schöne Wärrzburg steht,
Tort im Schloß begrüßen Wäiler, Fürst, Wäid, Dich, Dir so lieb und traus,
Tort, wo Du ins Erdleben lächelst einst zuerst geaus.

Trum in hehrem Doppelkranz hier Dir Jubel dröhnend rauscht,
Den in heißen Herzenbronne Stadt und Hochschul' wechschelnd
tauscht;

Unlös schallt er 'd'raus am Wäine, als an jenen Festesdag'
An der neu erkund'nen Wäide Du vollführt den Domterochlag.)

Toch vorüber — und hinwieder setzt auf dampfgeschwung'nen Hob'
Aus des Wäines schömem Thole fort der Fürst den Reisespod. —
Kunoboch wäint, ihm wos sa Sage, wie Wäichsichte künft den
Kranz:

Kunoboch, heut' ertüht ein neues Wäid in deinem Ehrenkranz!

Hell Wäerlinge grüßt den Fürsten, da er einzug, weit und breit,
Froh' Wädränge, Jubelwägen geben innig ihm Geleit,
Da er, tief grüht und dankend, neu befügt den Wogenzug,
Der im triden Schmauch von Kränzen ihn zurück nach Wäinden trug.

Kuf dem Wägs löst ringum Jubel, kruschet ringum Feuerstein,
Und die Wäiden von den Thürnen hollen ringum grüßen drein, —
Froh' ertregt empfangt den Fürsten, heimgekehrt zum Hoftraub,
Bayerns Hauptstob, dein des Landes Jubel idemal Echo fand.

Höher Wäichten streng' Erfüllen hält den Fürsten hier zurück,
Wäid des Kranz' neu' Erwaschen neuen Wäiden grüßen drein,
Jubelnd ihren Herrn zu grüßen, kringen wäid um heit'ern Wäin,
An der Wägnig, an der Wäale, an der Donau und am Wäin.

Lang' noch wogte die Erregung freudig noch von Ort zu Ort
Und die hehren Wäider alle leben in den Herzen fort:
Diese Wäider, die voll Weise wir vorüberziehen sol'n,
Eng' zur glanzverschönten neu' Reife wäid sie Bayerns Ehrenobn.

1) Wächerer hatte die Ehre, dieser Kunbreife in dienlichste Eigenstheilt anzuschreiben.

2) Schmächtige Kreis-Industrie, Gewerbe- und kunstwärrische Kust-
leistung 1886.

3) Feierliche Wäandereinfugung der neuen 'Anttpostwäide' zu Wäir-
zburg, am 30. September 1891.

Die Hochlandbewohner hinsichtlich Körpergröße und Kraft.

Von Arthur Schellner.

Kaufmann in Wien.

Mittheilung des Entdeckens fremder Gäfte im Hochland über die stammigen Gebirgsbürgen, besonders die frühsteim Lanz, sind uns Bayern nichts Neues, aber man freut sich doch mit den anderen, daß dieser Schlag Leute so urkräftig heranwächst. Groß ist auch die Freude, wenn einer einem wirklich schönen Wädel der Gebirgsgegenden begegnet. Wer viel im Hochland wandert, weiß, wie selten man Gelegenheiten so schön besonderer Augenweide erhält. Und die oft als so schön gepriesenen Zennerrinnen existieren wohl nur in der Phantasie der Dichter. Man hat mit dieser Hofschafe sich abgefunden, wie drüben in Tirol, mit dem Sattum, daß Almhütten nur mehr von Zennen bezogen werden, näher mit diesen Erscheinungen hat sich kaum jemand befaßt. Man kennt z. B. den Ausdruck „bayerischer Tischschäbel“, aber wer weiß, daß gewissermaßen der Präsident der anthropologischen Gesellschaft in Paris, Dr. Franer-Vey, vor Jahren den Altbayern diese Bezeichnung verschafft hat durch die mit Schäbelschaffungen besetzte Behauptung, daß „die Schädel der Altbayern in Europa die größten und gewiß auch die dicken sind?“. In einem leider viel zu wenig genährten Buche: „Die Kriegsgöttern der Harnwälder“ hat Dr. Sepp aus dem reichen Schatze seiner heimatlischen Forschungen und Beobachtungen dieser Behauptung beigefügt, daß das Tölzer Gebiet, was Größe und Stärke betrifft, vorzüglichmäßig die meisten Leute mit sechs Fuß und darüber zum Militär stellt. Laut „Bavaria“ I, 446, ist Titimonien mit ein Fünftel, Tegernsee, Trounstein und Perchtoldsdorf mit der Klamm mit ein Viertel, weniger dagegen das Landgericht Freiberg und Schrobenhausen, auf 100 nur mit drei bis vier Mann zu sechs Fuß, beteiligt.

Diese alten Messungen und Aufzeichnungen sind heute durch genaue Refraktionsstabellen und anderweitige Forschungen so gründlich ergänzt und erweitert, daß sich über die oben aufgeworfenen Fragen eine vollkommen zutreffende wissenschaftliche Beantwortung geben läßt. Dr. Hüller in Tölz, der bekannte medizinische Schriftsteller und Herausgeber hochinteressanter Werke über ärztliche Verhältnisse im Gebirge, hat speziell über Körpergröße im Bezirk Tölz Messungen angestellt, die ein interessantes Ergebnis liefern. Aus 40 Jahrgängen der Refraktionsstabellen (1830—1870) ergibt sich:

23%	Widernmäßige (bis zu 1,56 m)
199%	Kleine (1,57—1,64 m)
559%	(!) Große (1,64—1,74 m)
219%	Übergröße (über 1,74 m).

Die durchschnittliche Größe der 21jährigen Konfratriden des Bezirkes Tölz ist 1,70 m Höhe, eine sehr respectable Größe. Der „schönste Ort Oberbayerns“, Tegernsee, hat sogar die Durchschnittsgröße von 1,78 m aufzuweisen.

Bekanntlich ist von gelehrter Seite darauf hingewiesen worden, daß die geologische Bodenformation, die Art der Arbeit und der Grad der Wohlhabenheit diejenigen Faktoren sind, welche auf das Wachstum in die Länge und Breite den größten Einfluß üben. Andererseits legt z. B. Ueber das Hauptgewicht für die Erklärung der verschiedenen Körpergrößen im Baden auf die ethnischen Momente.

Monge (Statistik und Physiologie der Körpergrößen der bayerischen Militärpflichtigen [1875], 4. Band der Beiträge zur Anthropologie Bayerns) erbt in der geologischen Bodenbildung, in der daraus hervorgehenden größeren oder geringeren Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit der Gegend, der besseren oder schlechteren Ernährung die eingreifendsten Ursachen für den Unterschied der Körpergröße „innerhalb einer ethnisch gleichartigen“ Bevölkerung. Lombroso stellt sich auf den gleichen Standpunkt: Fruchtbarkeit des Bodens vergrößert, unfruchtbarer, Graut-, Moortboden verleinert den Menschen, kaltes Gebirgsklima aber soll des Menschen Körpergröße-Entwicklung befördern.

So günstiges Resultat nun Tölz liefert, so ungünstig stellt sich das Verhältnis im Bezirk Berdenfeld, der, eine Ausnahme von allen übrigen Hochgebirgsdistrikten Oberbayerns, sehr viel Niedermäßige liefert. Nun ist aber dieser Bezirk arm und mit Klerikern mehr als andere besetzt, wodurch der Beweis erbracht ist, daß Wohlhabenheit und reichliche, gute Ernährung die wichtigsten Bedingungen für das Höhenwachstum sind. Diese aber sind wieder von der Ausnahrung der Bodenprodukte, also von der Bodenformation abhängig. Den eigentlichen funktionellen Reiz zum größeren Körperwachstum übt aber das gesteigerte Bedürfnis, die im Gebirge höhere physiologische Leistung des Bewegungsapparates aus, wofür ja die stärkere Entwicklung der Wadenmuskulatur bei der Gebirgsbevölkerung spricht, wie man sich bei Jahrmärschen in Tölz z. B. überzeugen kann.

Eigentliche Untersuchungen auf die Körpergröße beim weiblichen Geschlecht liegen nicht vor. Das Weib der Berggemeinden ist stämmig, kurzhafig und breit, in den Gemeinden vor dem Gebirge bis gegen das Tegernsee Gebiet zu verliert es das Klump. Ein Bauerntöchterchen in den Bergen, wenn wirklich hübsch, ist dies nur einige Jahre, älter rasch und wird bald um zehn Jahre älter aussehen, als es wirklich ist. Es wird eben im Gebirge, wo das Weib mehr dem Manne beim eigentlichen Erwerb mithilft, durch die stärkere mechanische Anstrengung der Glieder und des ganzen Körpers die weibliche Körperproportion rascher verändert, und zwar in der Richtung einer zunehmenden Entfernung von den jugendlichen, dem Weibe sonst zukommenden Verhältnissen, und einer Annäherung an den männlichen, entwickelteren, volleren Typus, was sich in Längen- und Breitendimensionen der Extremitäten, Konturen- und Staturveränderungen der Arme, Fuß- und Gesichtsbildern, bemerkbar macht.

Sogenannte „Krautmenschen“ trifft man heutzutage noch im Gebirge, wie ja große Körperkraft vielfach die Wurzeln andeinet. Besondere Beispiele abnormer Körperkraft registriert Professor Sepp aus früherer Zeit. So hatte der Griesmann von Feyel beim „obbernten Streun“ im Jahre 1850 einen Sohn Zeppl bei den Kürassieren in München, dessen gewaltiger Bruststößen keinen passenden Panzer finden konnte. Auch der Schlierseeerwälder hatte einen Mann von gewaltiger Stärke, der einst bei Remmingsen Wache stand, als er von sieben Franzosen überfallen wurde. Der Schlierseeerwälder hat die Kothosen nacheinander, wofür König Max ihm erlaubt, sich eine Gnade auszubitten. Wichtig wollte der

*) Hüller: Der Harnwälder, München, Julius Stiel.
Dr. Sepp: Kriegsgöttern der Harnwälder, ebd.

Riefe vom Militär frei werden, was der König, der selber Soldat sein mußte, nicht gewähren konnte. In der Kaiserkrone, deren „Amfirta“ heute noch eine große Anziehungskraft für die Fremden ausübt, rang Bayern und Tirol um die Meisterschaft im „Hadeln“; Wiesbad hatte in den dreißiger Jahren seine Krönemuscheln. Der „Lambrechtbus von Hohenwies“ (Jahreswies) brach Eisenstangen und schob den größten ausgefahrenen Floß ohne Räder von der Riesbahn. Der Müller Vogl von St. Georgen bei Diefen trug drei Scheffel Weizen, und sein Bruder händigte jeden Zier. Die Tochter

vom Lederer in der Namsau, dabei ein sonderes Mädel, war so stork, daß sie einen drei Zentner schweren Schießelad Getreide im festen Schritt von Wagen auf die Tenne getragen hat. Mittenszeit konnte in früheren Zeiten wie in Tirol gewisse Robblerstage des Ringens. Im Jahre 1866 protestierten die ausgehobenen Rekruten des Bezirks Rosenheim gegen die vorherige körperliche Untersuchung und erklärten sich alle für freigütlich und selbstmüthig. Und die Krastproben bayerischer Soldaten im glorreichen Kriege gegen den gallischen Erbfeind sind ja noch in aller Gedächtnis.

Kleine Mitteilungen.

Ein guter Schütze. Bei der Belagerung Stroubings durch den Fehzugesmeißer Wurmbrand im April 1742 hat der Bürger Einländer, ein vortrefflicher Artillerist, innerhalb drei Tagen 36 österreichische Offiziere im feindlichen Lager erschossen. Sobald er das Geschäß gerichtet hatte, folgte er bestimmt voraus, welchen Mann und welches Pferd er töten werde.

Eine gute Entschuldigung. Während des Dreißigjährigen Krieges kamen die Schweden am Pfingstmontag des Jahres 1633 nach Weilingen, einem Städtchen an der Altmaße. Die Wevwober schlossen die Thore und wehrten sich tapfer, schossen über die Wannen auf die Feinde, so daß sich diese zurückziehen mußten. Aber am folgenden Tage erschien der Herzog Bernhard von Weimar mit den Schweden vor der Stadt, und als die Bürger die große Nacht deselben erblühten, erworteten sie nichts Gutes. Sie öffneten die Thore, zogen in Prozession heraus, in Köntel gekleidet und einen Stroh in der Hand, und boten süßlich um Gnade. „Wenn wir gefehlt haben, sagten sie, so war es nicht so böß gemeint; denn, wenn wir nicht um das Laßige gewehrt hätten, so könnten wir heute Euer Gnaden mit nichts anschwören.“ Das besänftigte den Feldhern, und er schenkte den Bürgern die gewünschte Strafe.

Zur Hofküchende. Am 1. Oktober vermaßte sich Erbprinz von Stollberg-Berningerode mit Gräfin Marie zu Castell-Rudolowhausen. Wenn wir unsrerer Verlesenen nicht über die Schätze des Traussteins berichten können, so wollen wir wenigstens in etwas den Fehler gut machen, indem wir ein der Hand von Wittmanns „Monumenta Castellana“ erzählen, welche Kleider und Kostbarkeiten sich im Kostlos einer im Jahre 1534 verstorbenen Gräfin zu Castell befanden:

Inventar über den Nachlos der Gräfin Moritz zu Castell, geb. Gräfin zu Wertheim, und ihres Gemahls, des Grafen Wolfgang.

„Verzeichniß, was meine gnädige Frau für Ringen, Ketten und Ring und Weßgelein hat, so ist alles im kleinen grünen Eisenbüchlein mit sampt etlichen Perlein seit. Item 1 goldene Kette mit Wälschen geht 3 mal um den Hals. — 1 goldene Kette mit gestreiften Ringen, 1 goldener Gürtel mit einer goldnen Birren. — 1 goldnen sogen Ketten mit glatten Ringen. — 1 goldene Schamkette um den Leib zu tragen. — 1 Halsband mit Rubinien und Diamanten. — 1 golden Halsband mit Perlein, geht um den Hals und hat keinen Stein. — 1 Kleinod mit einem roten Kreuz. — 1 Kette mit Herz und Pfeil. — 2 golden Kränubücher mit roten und blauen Strüben und Perlein. — 1 golden Kettlein mit einem Kleinod hat 4 Rubinien und 1 Demelle (Diamant). — 2 geschmeltzer silberne gezeigter Gürtel. — 1 golden Kettlein mit Kröpfeln mit bloem geschmelt. — 1 Paternoster mit einem

beinnetten Herzen. — 1 Paternoster mit golden und silbernen Kugeln (Kügelchen). — 1 silberner gezeigter Gürtel mit begoldeten Kunigshöpfen. — 1 rother soneter Gürtel mit goldnenem Beschloß. — 1 Kleinsbüchlein weiß gemacht hat drei plank Saffier (blaue Saphire). — 1 Kleinod mit 1 Vogel und 3 Saffier. — 1 Kleinod mit 2 Vögel und 1 großen Saphir. — 1 Perlenknaur mit einem blauen Saphirkreuz und 100 Perlen. — 1 geschmeltz Goldbüchlein, daran ein Kleinod mit 7 Steinen, der mittlere Saphir. — 1 golden Halsring mit Rubinien (Rubin in Weckenform) daran 1 Kleinod mit 3 Rubinien und 1 Saphir. — 1 goldener Halskette. — 1 golden Kleinod mit roten Steinen und ringum mit Perlen. — 1 Kleinod mit 1 grünen Stein und drei Rubinien. — 1 Rubinikreuz mit Saphir und Thraus (Tromant). — 1 bleich geschmeltz Halsband mit einem Kleinod von Diamant. — 1 geschmeltz goldene Kette mit 1 Herz zwei Uhren. — 1 golden geschmeltz Kette mit ein Granatstein von Rubinien gemacht. — 2 golden Kränubücher mit ireuen Herz geschmelt. — 1 Perlenkette mit zwei goldenen spanischen Zulfoten verzeichnet und 1 goldener Perle davor eine Diamanten Wägen (Ritz). — 1 Perlenkette mit eine Birnenperle und mit goldnenen Kügelchen unterzeichnet. — 1 grünes Kettlein, darin sind 36 Ringen, 1 Perlenpaternoster, kleine und große Opalinien, 1 groß Perlein, darin ist geschmeltz und allerlei Juwelen item 2 Büchlein und 1 Kettlein und 3 Vref mit Perlen.

Was meine gnädige Frau für Kleider hat.

Erslos im golden Stuck mit rothen Atlas geschickt und mit einem Perleinbein — ein grün golden Stuck. — ein braun golden Stuck hoch im Hals. — ein weiß golden Damast mit mit rothen golden Tuch verbrant. — ein rothen kermesin Damast mit Jabelschutter; — ein leberbraun Damast mit mehren Futter. — ein schwarzer Damast mit mehren Futter. — ein schwarzer Damast mit schwarzen weßschutter und einem schwarzen Samt Drem. — Ein roten kermesin Tasset mit weißen Hermelinlutter und drei schwarzer Sametkrügen. — ein roter Samet mit golden Weßchen verbrant. — Ein leberbraun kermesin Damast, mit golden Tuch verbrant und schwarzen Samet. — Ein schwarzer Damast mit einem gestühten Drem. — Ein roter kermesin Tasset mit schwarzen Samet verbrant. — Ein braun Damast mit zwei grünen Samt Drem. — Ein schwarzen Sotin seßschutter mit ein schwarzen Samet Drem. — Ein braun seiden Camolet mit silbern Tuch verbrant. — Ein schwarzen Atlas mit Samt verbrant, dergleichen ein schwarzen wälschen. — Ein golden Stuck außgedreht schwarzen Beschloß. — Ein leberbraun Camolet mit dreien Sameten Drem.

Eage Rüd. Ein ganzen Perlein mit rothen Atlas geschickt — Ein golden Stuck mit einem Perlein Drem. — Ein braun Samet mit golden Tuch verbrant. — Ein schwarzen wälschen. —



Illustrirte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben vom H. Scher, Druck und Verlag von H. Widenburg in München.

N. 6.

Erhebet untermieth jehs Gedag and Lann hoch alle Puchschritzen zum Preis von M 2. — für
das Quartal bezogen mehrte — Der eimn bestirn Druck buch zu 2/3 ab und die Bestandszahlung
mit ein Vortagszahlung erheben.

3. Jahrgang 1892.

D' Maier vom Brandstättlerhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schöning.
(Fortsetzung.)

„Rastlos glitt Lenz auf die Ofenbank; die Hände ließ er
schlaff zu beiden Seiten herabsinken.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief die Wälderin.

„Lenz! Was hast denn? Was hast denn?“ that geängstigt
der Müller.

Der Gemeindevorsteher schwieg; aber lebhaft Überraschung
bewegte seine Züge.

Endlich brachte Lenz stoßweise hervor:

„Denk's ent! — wie i vom Rahnberg niedersteig' — —
springa mit'n im Wald — — drei baumlange Bursch'n — —
fremde hand's gwen — anf mi zua und pad'n mi an.“ Der
Erzähler stöhnte. „Was kann i — — alsoand geg'n drei? — —
I sang 's Rausa an — und lauf' — bis — Jessos, wird mit
— — schlecht — ah — ah!“

Er wackelte mit dem Kopfe wie ein Betrunkener und
glicste lantlos von der Bank auf den Boden herab.

„Jessos! Maria und Joseph!“ schrie die Wälderin, die
aber das Abenteuer Lenzen, dem sie, die kindertlose Frau, mit
einer mütterlichen Liebe zugehan war, alles andere vergaß.

„Hilf, Mo! Laß iaht Dei' Geld! Da, dös is wichtiger.“

Der Müller sprang dem Lenz eilends bei. Er hob ihn
auf und führte ihn hinaus. Dort kam Lenz rasch wieder zu
sich. Es war nur eine kleine Ohnmacht gewesen, die Folge
des argen Schreckens und des anstrengenden Laufens, das ihn
vor den Bösewichtern gerettet.

„Koglt in's Bett geh', Lenz?“ fragte die Obermairin
höchst besorgt.

Das Bayerland. Nr. 6.

Lenz ließ ein tiefes Aufschöhnen los.

„Ja“, sagte er mit schwächlicher Stimme, „i kann mi
kaum auf'n Fuß'n halt'n.“

Und so war's auch, er konnte knapp stehen vor Fittera.
Obermaier brachte den jungen Beter in seine Kammer.
Die morgen werde es schon wieder besser gehn mit ihm,
tröstete Lenz sich und den Müller.

Für heute hatte weder der Müller noch sein Ehegespann
mehr Raum für andere Gedanken als für Lenz und was ihm
zugestoßen. Nicht einmal die gefälligen Halmguldenstücke
interessierten die beiden noch besonders.

„Worg'n söhna ma weiter red'n über die Geldg'schicht'
da“, sagte der Müller zum Gemeindevorsteher. „Dös Ding
mit'm Lenz hat mi so aufg'regt, als wenn's mir selber passiert
wä; is nicht moht.“

„Wächt' miß'n, was dös für drei Bursch'n gwen hand“,
meinte der Brandstättler.

„Hat ma' dengert no' niemals ebbs g'hört im Rahnberg
drob'n. Die drei hab'n si' höchstens an Zug g'macht, moan i.“

„Zug?“ eizerte der Müller spitzig, „dank schön für so
an Zug. Der Lenz wooh dengert a' an Zug vom Ernst
g'unterseid'n und a Halmfuß is er a' nit.“

„Es wird si' scho' zoug'n“, schloß der Gemeindevorsteher,
„was für Bursch'n dös gwen hand, und ob's Spaz oder Ernst
gwen is.“

Der Brandstättler begab sich auf den Heimweg. Der
Kopf war ihm ordentlich warm geworden über dem ganzen

Vorfall, der für ihn etwas so Geheimnißvolles hatte, daß er sich selbst davor wunderte.

Ehe sich die Müllerdehlsante am selbigen Abend zur Ruhe begaben, fragten sie noch bei Leuz noch, wie es ihm gehe, und ob bei ihm der Schmerz über die ausgestandene Fährnis kein bittiges Fieber oder dergleichen schlimme Dinge zur Folge gehabt habe. Es schickte dem Leuz weiter nichts, und mit beruhigtem Empfinden zog sich der Müller und sein Weib zurück.

In der That, dem Leuz fehlte nicht das mindeste, denn seine gutmüthigen Verwandten waren kaum aus seiner Schloßkammer, als er das Gesicht ins Kissen drückte und hinstarrte, als freue er sich herzlich über einen gelungenen Schelmenstreich.

Die Stunde, welche Leuz innehatte, befand sich zur ebenen Erde. Mit einem Male tappte jemand draußen leise und vorsichtig aus Fenster. Im Nu sprang Leuz aus dem Bette, hartig und flink wie der gesunde Mensch. Er öffnete geräuschlos das Fenster. Beim ungewissen Scheine der hinter Wälfen verborgenen Mondlicht erkannte Leuz die Gestalt des Wälfchen Francesco.

„Woll ich fragen, wie es gegangen?“ flüsterte der Italiener.

„Ganz gut so weit“, gab Leuz mit unterdrückter Stimme zurück. „I hab mir a Zug s'hamm' dich, daß i anpadt bin word'n, hab' mi vor Schreck fast g'stüll und auf die Weis' bin i allem and'ren S'trog auskemma. Aber nah is's uns g'stand'n dödmal, Franzl, daß mo' und erwischt hot. Du bist eigentl' Schuld mit Deiner Dummheit.“

„Was? Ich?“ that der Wälfche, als ob beleidigt, „wo's kom' ich thun anders? Hob' ich gesehen, daß die Kellerin nicht annimmt das Geld, und daß der Birtz es nennt falsch, durch' ich doch nicht behalten das Geld länger. Dacht' ich, geht du zu Müller und sagst ihm, ich hob' falsches Geld, müsse sein von ihm, weil ich bekomme sonst von niemand Geld. We ich laum' zu Müller, hot er geholt eine Menge Geld vor sich und hot er mir gesagt, er hob' falsches darunter, wisse er nicht, wie er sei dazu gekommen. Dacht' mir, jetzt ist es schlimm. Wäh ich entgegnen lausen dem Leuz und ihm sagen, wie s'cht G'schicht.“

„Das is' g'scheid' gwen von dir“, lobte Leuz diesmal. Er wollte noch eine weitere Bemerkung machen, da wor' es, als näherten sich langsam Schritte dem Fenster, wo er und Francesco Zwiesprache hielten. Bei diesem Geräusch machte sich der Wälfche aus dem Stube. Der Müllerleuz aber war eben daran, das Fenster zu schließen, als er dicht vor sich eine große Monnesgestalt sich erheben sah.

„Kennst mi?“ fragte die dunkle Erscheinung in tiefem Tone.

„Ne“, antwortete Leuz etwas bestemdet über den Mann und seine Rede.

„Hast vor acht Tagen schriftlich Bot'schaft kriegt, daß Dir nächst trieb'n wird, geht?“

„Ja“, gab Leuz zurück, und alles andere blieb ihm im Halse stecken.

„Nix guat. Mach Di g'st, in a paar Tag'n hörst ebbs“, sagte der Unbekannte, und weg war er.

Leuz war sich unruhig auf sein Lager. Tausend Gedanken liefen ihm ergehend durch den Kopf. Er hatte die Bot'schaft des geheimnißvollen Mannes nur zu deutlich verstanden, die „Hobere“ wollten ihn treiben, und Leuz hatte bereits vor einer Woche die schriftliche Eröffnung ihrer Absicht angestellt erhalten.

Wer hätte noch nicht von jener, einem gewissen Teile des bayerischen Oberlandes, den Gerichtsbezirken Tegernsee und Wiesbach, eigenen Volk'stücke, dem „Haberfeldtreiben“ gehört, einem uralten Geheimbund, dessen Wurzeln weit ins Mittelalter zurückgreifen, und den auszurotten bis zur Stunde den Behörden noch nicht gelungen ist? Wer die Gerechtigkeit begreife jener Oberländer beleidigt, wer sich mit Vergehen beladet, gegen die der Nachsatz des Geheimes nicht aufkommen kann oder wegen mangelnder Beweise nicht einzuschreiten vermag, der fällt dem Rügegerichte der „Hobere“ anheim, vor denen kein Ansehen der Geburt, der Verfassung und des Standes gilt. Die Mitglieder des Bundes gehören zu den besten und angesehensten Bauernfamilien, und die Verdächtigen an der Teilnahme vertritt sich wie eine Gerechtfame von Gerechtigkeit zu Gerechtigkeit. Jedes Mitglied wird durch den strengsten Eid zum unerbüchlichen Schweigen verpflichtet; wege demjenigen, der diesen Eid bricht.

In die Gliederung des Bundes einzubringen haben die Behörden trotz aller angewandten Vermähnung nie vermocht. Man weiß nur, daß derselben bis zum Jahre 1850 zwölf Oberfeldmeister vorstanden, gleichbedeutend den zwölf Palatinen Karls des Großen, als dessen Sendboten aus dem Unteroberg, wohin die Züge den großen Fronenerrichter dergestalt hat, sich die Hobere regelmäßig bezeichnen. Der Name Haberfeldtreiben hängt mit der Zeit zusammen, in welcher diese Lustig geübt wird, nämlich mit dem Spätherbst, wo die Felder bereits abgetreuet oder geteert sind, so daß diese durch das Kommen und Gehen der Hobere nicht mehr beschädigt werden können. Der scharf ausgeprägte Rechtlichkeitsinn dieser Geheimbündler zeigt sich namentlich auch darin, daß sie sonst allen, auch den kleinsten durch Zufall entstandenen Schäden vergüten. Ehe das Rügegericht der Haberfeldtreiber in Thätigkeit tritt, wird der durch irgendwelche Vergehen Schuldige entweder mündlich oder auch schriftlich gemort. Bleiben diese Ermahnungen fruchtlos, dann schreitet der Bund zur thätlichen Ahndung.

In solchem Falle befand sich der Müllerleuz von Wörmühle, den die Hobere zur öffentlichen Strafe zu ziehen beschloffen hatten, wie der Hainhuber von Umund seinem Freunde Brandhäuter bereits angekündigt hatte. (Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I. von Bayern in seinen Briefen an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland.

Von Friedrich Zschier.

Der Charakter und das ganze Wesen eines Menschen offenbart sich so recht in seinen Briefen. Daher hat man von jeher auf die hinterlassenen Briefe bedeutender Männer großen Wert gelegt und dieselben oft auf mühsamem Wege

zusammengetragen. So ist es denn natürlich, daß die Briefe eines so hervorragenden Geistes, wie Bayerns König Ludwig I. war, jedermann jeßeln müssen. Der durch seine vielen patriotisch warm empfundenen geschäftlichen Arbeiten in weiten Kreisen

bekannte Geheime Legationsrat und Geheimer Hans- und Staats-Archivar Dr. Ludwig Trost, einer der eifrigsten Forscher, speziell auf dem Gebiete der Geschichte Bayerns und seines erlauchten Herrscherhauses, hat sich dabei durch die mit Allerhöchster Genehmigung erfolgte Herausgabe der Briefe König Ludwigs I. an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland, unstreitig ein ganz besonderes Verdienst erworben¹⁾.

Dr. Ludwig Trost hat in seinem höchst geschmackvoll ausgestatteten Buche, das durch schwingvolle und gelungene Behandlung des Gegenstandes glänzt, ein vorzügliches Bild des großen Königs geschaffen; er zeichnet Ludwig I. mit einer Schärfe und Genauigkeit, die wohl keiner seiner Biographen bislang erreicht hat. Wir werden eingeweiht nicht nur in eine Menge von Nachrichten über Familienverhältnisse und Anekdotten des Monarchen, über bayerische, griechische und sonstige bedeutende Ereignisse in der übrigen Welt, sondern wir erhalten auch einen Einblick in das Gefühl- und Gemüthsleben König Ludwigs. Der königliche Herr offenbart sich uns, wie er in der That im Leben war.

Vor allem werden wir durch die Briefe mit dem Leben der königlichen Familie bekannt gemacht; wir lernen den König nach seinen eigenen Deyenbüchern als Gatten, Vater und Großvater kennen.

Die schon ursprünglich vorhandene Innigkeit des Verhältnisses zwischen dem König und der geliebten Gattin nahm nach dem Zeugnis der Briefe mit den Jahren noch zu. Schon in den Briefen aus den dreißiger Jahren werden der königlichen Theresie die zärtlichsten Worte gewendet. König Ludwig I. preist sie als die „Liebe, die gute Mutter, keine bessere gibt es“, als „die beste der Mütter und Frauen“. Nachdem die Königin von einem Leiden, das der Verlust von Schwester und Bruder herbeigeführt, sich erholt hatte, schrieb der König am 1. Juni 1852 an den Sohn: „Eine Mutter, die als solche, als Frau, als Schwester so trefflich, ist wieder die alte. Es bedurft dessen nicht, um mich fühlen zu lassen, wie sehr ich an ihr hänge, und das mit vollem Recht. Gott sei gelobt, daß es wieder gut mit ihr geht.“ Von dieser Zeit an nannte sie den König fast nie anders mehr als „Mütterlein“. Und als die erlauchte Frau am 26. Oktober 1854 der Tod erlitt, da schrieb der tiefbetrübte Vater an den Sohn: „... Du hast die beste Mutter, ich die beste Frau verloren. ... Wie oft treten mir die Thränen in die Augen, an die Verklärte denkend. Ich kann es nicht fassen, daß ich sie auf Erden nicht mehr sehen soll. ... Wie im Wachen die Gestalt der Heimgegangenen den König immerdar begleitete, so erschien sie ihm auch in seinen Träumen. In einem schmerzvollen Gedicht: „An meine verklärte Theresie, Traum vom 15. auf den 16. Februar 1858“, schildert der erlauchte Herr, wie die Göttergötze zur Erde zurückkam, wie sich die Gatten in reiner Liebesglut, in inniger Schmelze umschlangen hatten:

„Woll Sehnsucht rief ich aus: O bleibe, bleibe!
Nicht trennen kann ich wieder mich von Dir,
Von dem unendlich vielgeliebten Weibe,
Von Dir, die auf der Erde abest mir.“

¹⁾ König Ludwig I. von Bayern in seinen Briefen an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland. Bamberg, G. G. Buchersche Verlagsbuchhandlung (Widr. Buchner), L. b. Postbuchhandl. 1891. Das Buch ist Seiner Excellenz dem k. b. Kultusminister Dr. v. Müller gewidmet.

So zärtlich König Ludwig I. als Gatte war, so einsichtig und fürsorglich war er als Vater. Das geistige und leibliche Wohl seiner Kinder lag ihm vor allem am Herzen. Die Erziehung und der Entfaltung des Unterrichts der kleinen Prinzen werden von königlichen Vater geleitet, die Lectüre besprochen, die Lebensweise mit Rücksicht auf die Gesundheit überwacht, die Erholungszeit, die Vergnügungen werden bestimmt, Tadeln und Einlässe setzengeliebt. Am königlichen Hofe herrschte eine strenge Familienzucht, innige Frömmigkeit und großer Ernst der Sitten, sowie eine einfache Lebensweise. Daher die Gottesfurcht der vier Prinzen Karl, Otto, Luise und Adalbert, daher ihre Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung ihrer hohen Pflichten, daher ihre oft gepriesene Keuschheit und ihr ausgeprägter Wohlthätigkeitsinn — Eigenschaften, zu denen sich noch die von ihrem großen Vater ererbte echt bayerische Gesinnung gesellte.

König Ludwig wurde nie müde, die kindliche Gesinnung seiner Söhne und Töchter, sowie seiner Schwiegerkinder und Schwiegerstöchter zu prüfen, auch wenn sie schon in ein höheres Alter eingetreten waren, und bekundete damit, welchen großen Wert er auf dieselbe legte, wie er vor allem für die Kinder der Vater sein, als Vater von ihnen geliebt sein wollte. Am häufigsten gedenkt er in den Briefen des Prinzen Luisepold. Mit wahren Vaterstolz berichtet er 1835: „Luisepold wird recht tüchtig, er ist recht brav“. Und 1838 schrieb er über die wissenschaftliche Ausbildung des Prinzen: „Bei der Mutter erlernst Du Dich hinsichtlich Luisepold, der (wie mein Otto) ein guter Sohn ist. Eine Universität lasse ich ihn nicht besuchen, aber von Professoren wird er Unterricht erhalten, um, insofern es durch sie geziehen kann, die Kenntnisse zu erlangen, die erforderlich sind, um, sollte er einstmals auf den Thron gelangen, (mein Vater und Du waren ja auch Rathgebende) sich dazu vorzubereiten.“ Es waren dies prophetische Worte, denn König Ludwig I. konnte unter den damaligen Verhältnissen nicht ausräumen, daß sein dritter Sohn, Prinz Luisepold, je die Zügel der Regierung ergreifen würde.

Besonders viel galt Königin Amalie bei dem königlichen Schwiegervater. „Keine bessere Schwiegermutter konnte ich mir wünschen“, er spricht ihr unumwunden seine Hochachtung aus. „Eine Lebensgefährtin, eine Königin zugleich hat er gefunden, wie er keine vorzüglichere hätte bekommen können“, während Königin Amalie in Abwesenheit Ottos die Regentenschaft führt, schreibt er: „... in keine besseren Hände als in die Deinen hätten die Zügel der Regierung gelegt werden können. Du bist gemacht, die Regentin zu sein. ... Da Du Regentin bist, dürfen wir ruhig sein, denn Amalie versteht es meisterhaft.“

Die Liebe des königlichen Vaters zu den Kindern übertrag sich auch auf die Enkel. Stolz auf die Liebe und Anhänglichkeit derselben schreibt er an König Otto: „Alle Enkel haben den Großvater lieb“, dann schildert er, wie dieselben ihm zuliegen, wie sie sich an ihn anschmiegen, ihm selbst vor den Vätern den Vorzug geben.

Wie aus König Ludwig in den Briefen als liebevoller Gatte, Vater und Großvater entgegentritt, so erkennen wir in ihm auch einen hervorragenden Charakter. Mit heiterer Resignation schreibt er über seine Thronentsagung: „In München bin ich jezo wohl der glücklichste Mensch, obgleich zu regieren mir Freude, Genuß Verjagung meiner Berufs-

geschäfte war". In keinem seiner Briefe nach dieser harten Zeit lesen wir ein Wort des Mißmutes darüber, daß er die Regierung niedergelegt hatte; wir finden nur wiederholte Versicherungen heiterer, "fröhlichster" Stimmung. Erhebend und aufrechtend für den König war auch die Liebe und Verehrung, welche ihm auch im stillen Privatleben noch allseits von seinem dankbaren Volke entgegengebracht wurde.

König Ludwig erscheint ferner auch als bedeutender Kallistiker mit echt deutscher Bestimmung und insbesondere als begeisteter Förderer der Kunst, dem Jureisgehalt und seiner Naturfiank innewohnt; er hat München zu einer Kunststadt gemacht. Und weil sie es war, wurde ihm die Stadt so lieb, und er bezugte selbst ihre hervorragende Bedeutung in Kunstleben: „Schaffende Kunst im Großen ist nicht in Rom, sie findet sich in München jezt“.

Zum Teil entsprungen aus dieser begeisterten Kunstliebe war seine Liebe zu Griechenland, zu deren voller Würdigung das Volk der Hellenen leider erst in unsrer Tagen gelangt. Wir erhalten durch die Briefe ein gerechtes Urteil über die Geschichte Griechenlands und die Bevölkerung dieses Landes unter König Otto.

Was das Verhältnis der Schuttmächte zu Griechenland betrifft, so bezichtigte König Ludwig dasselbe 1834 scharf und kurz mit den Worten: „Rußland, England, Frankreich, jedes hat eine Partei in Deinem Lande. Österreich nicht, kann auch keine haben, seine Politik erheischt, daß Hellas unter seine Oberherrlichkeit komme, daß es selbständig sei, doem dessen natürliche Stütze.“

Nachdem ein Zerwürfniß mit der Türkei im Jahre 1847 beigelegt worden war, begann ein langer Streit mit England, das sogar im Februar 1850 Genozalmutagen anwandte und den griechischen Seeverkehr störte. König Ludwig drückte darüber seine Entrüstung in kräftigster Weise aus: „Eigenes schreie ich Dir, geliebter Otto, um Dir auszubedenken, wie Lieb Polmerzians Benehmen mein Amerisies empört. Er scheint mit aller Gewalt europäischen Krieg entzünden zu wollen, damit — die englischen Konseute und Konusakturisten noch größeren Gewinn haben. Jormentbeant war ich darüber, wie Du und Hellas behandelt wurden auf seinen Befehl. Hätte der englische Gesandte an jenem Tag Audienz gehabt, nicht zurückhalten hätte ich mich gekannt, wode losgebrochen.“

Bei dem wiederholten Austausch der orientalischen Frage 1853 wurde auch Griechenland mit hineingezogen. Da England durch seine eckfichtlose Gewollthätigkeit, Frankreich durch seine Unweise fast alle Sympathien in Griechenland eingestößt hatten, neigten sich König und Volk Rußland zu, welches weder Geld noch diplomatische Künste sparte, um sich

populär zu machen. Als endlich der Orientkrieg wieslich ausbrach, nahm Griechenland Stellung gegen die Türkei. Die Folge davon war, daß die Westmächte als Verbündete der Pforte sich des Vordrings und der griechischen Kriegsschiffe bemächtigten und den König Otto zur Neutralität zwangen. Die traurige Lage des geliebten Sohnes prüfte dem väterlichen Herzen die Worte aus: „Mein Otto, Du bist ein großer Dulder“. Durch seine Haltung bei diesen Vorgängen, welche das griechische Nationalgefühl tief verletzten, erlangte übrigens das Königspaar eine gewisse Popularität, die jedoch bei dem unkonkuren Volke nur von kurzer Dauer war.

Nach im Jahre 1858 wurde dem griechischen Volke mit der freudigsten und ungeheuchelten Teilnahme das 25jährige Regierungsjubiläum König Otto gefeiert, und der Vater konnte dem königlichen Sohne schreiben: „An diesem Tage hast Du das Land betreten, für das Du lebst, dem Du ein liebevoller König bist, von dessen Volk Du auch der schönste Lohn geworden, der auf Erden zu bekommen ist, geliebt und verehrt zu sein. Dein Herz verdient ihn, der Die im reichlichen Maße wied, Deine Dingabe für Deine Untertanen. Viel hast Du für sie gethan, viel für sie gelitten.“ Aber vier Jahre später sah sich nach einer fast 30jährigen regendollen und aufopfernden Regierung König Otto, als er eben mit der Königin auf einer Rundreise durch das Land begriffen war, um die Bedürfnisse kennen zu lernen, gezwungen, beabsichtigt, als Flüchtling auf fremdem Schiffe das ihm so teure Land zu verlassen.

Werfen wir noch zum Schluß die Frage auf: „Welches Ziel verfolgte der große König Ludwig in Griechenland im Gegensatz zu dem Ziele der Neugriechen?“ so gibt uns Dr. Trost die Antwort daraus mit den treffenden Worten: „König Ludwig hatte mit allen Philhellenen es als die „große Idee betrachtet, das alte Hellas in dem neuen Griechenland wieder erstehen zu lassen oder wenigstens das Griechenvolk von heute zum Träger der alten Erinnerungen, zum Hüter der alten Denkmäler einzufügen.“

Den leitenden Männern und Kreisen Griechenlands aber galt es als die „große Idee“, auf der Balkanhalbinsel ein neues Byzanzreich zu errichten, in welchem dem modernen Griechentume Gewalt und Herrschaft gehören sollte.“

König Ludwig selbst hat dem Gesichte gegenüber, das seinen geliebten Sohn getroffen, und durch das er selbst im Herzen getroffen war, großmütig wahr gemacht, was er mehr als 20 Jahre vor der Katastrophe geschrieben: „Sollte mein Haus den griechischen Thron einstens verlieren, reute mich doch keineswegs, was ich für Griechenland gethan“.

Die Kettenbrücke zu Bamberg.

Von Friedrich Richter.

Die Stadt Bamberg bietet in jeder Beziehung das Bild eines stolz emporblühenden Gemeinwesens. Soeben vollenden sich die großartigen Bauten, welche die Regelung des Flußbettes der Regnitz zum Zwecke hatten. Mächtige Dämme und stattliche Quais schützen die Ufer gegen die Übersutungen. Die imposante Luisenpöbrücke wie auch die Seepfennbrücke spannen ihre kühnen Bogen über die Gewässer der Regnitz.

Den erhöhten Bedürfnissen der Neuzeit fällt soeben ein Werk zum Opfer, das einst allgemein bekannt wurde, die Ludwigsbrücke, die erste Kettenbrücke in Bayern.

Ihr Name verdeckelte ihren Schöpfer, den großen König Ludwig I. Sein Gestalt ließ den stolzen, von dem ganzen Lande angehaunten Bau entstehen, als sich die im Jahre 1809 erbaute, in einem einzigen Bogen aufgeführte Brücke im

Jahre 1826 als baufällig und sicherheitsgefährlich erwiezen und eingelegt werden mußte. Der kgl. bayerische Ingenieur Franz Schierlinger besorgte Plan und Leitung des Baues, die Zeichnungen der Pylonen lieferte Leo v. Alzeny. Die Steinboararbeit besorgte der Baurechner Johann Leitner von Burgbrach, das Eisen lieferte der Hammerbesitzer Georg Lubnig Metzsch auf dem Holzhammer bei Kischattenburg. Ein 18—25 Fuß mächtiges Trichsandlager bildete den Grund zur Brücke, die, ein Meisterstück der Baukunst, auf beiden Ufern zwei massive Stähmauern hatte, über denen zwei Pylonen, Pfeiler, jeder 24½ Fuß hoch, mit dorischen Hauptgestirben sich erhaben. Vier Ketten, von denen jedes Glied aus vier Eisenschienen bestand, liefen in einer Länge von 325 Fuß in freischwebender Richtung über die Pylonen hinweg. An die vier Tragketten war nun die Kettenbahn, die eigentliche Brücke, durch 246 Hänge-schienen verlaufende Länge gefügt. Sie schwebte 20 Fuß über dem niedrigsten Wasserpiegel und 4 Fuß über dem be-

„Wonn anser Regnia Flak mit Hochmuths Schwengern Wellen
In seinen Ufer rollt, und Hochgetragen drängt,
Dart man der Urloch heut fürwihig nicht nachstellen,
Weil selches leiglich vom Höter Schluß abdongt!

Was dort die alte Welt Chmüdiglichkeit gebrähen,
Doch wird aus einmohl heut zur Mäglichkeit gebracht,
Die Hoch-Weit selbsten muß des Uatrazonomie preisen,
Unsterblich wird der Ruhm von diesem (a) Werk gewandt.

Hervor aus Deines Grab, hervor aus Deiner Aschen,
Du kinst besagter Fürst! (b) Du großer Rothenhalm!
Loß Dir den Todes-Staub von Deinem Leib abwaschen,
Seh unsere Sees-Bruck mit größtem Wunder an.

Da Du heßt die Bruck von Steinen wollen bauen,
Wie schwebt wird nicht dich Werk Die großer Fürst gemacht?
Die Oberwand (c) kumt man aus Stein gebort schonen,
Doch wurde die Sees-Bruck zu keinem Grund gebracht.

kannten höchsten Wasserstande. Das Gewicht der freihängenden Brücke betrug 2700 Zentner; ihre Tragkraft 13 800 Zentner. Die Kosten des Baues betrugen 58 000 fl., die Vollendung des Werkes nahm 18 Monate in Anspruch.

Wenn wir heute das Bild der Brücke bringen, so können wir es bereits als „Alt-Bamberg“ bezeichnen, denn das Bauwerk gehört der Vergangenheit an, die Abtragung ist vollendet.

Eine neue Brücke, deren Anstellung und Herstellung der Cramer & Kleinsch Maschinenfabrik übertragen wurde, ist in Ausführung begriffen. Die Arbeiten fördern vieleache Überreste der alten, im Jahre 1784 zerstörten Seesbrücke zu Tage.

In Erfüllung unserer Aufgabe, mit den Ereignissen der Gegenwart die Erinnerungen der Vergangenheit zu verbinden, fügen wir einige Notizen über die Geschichte der Brücke und insbesondere über die schreckliche Katastrophe ihres Unterganges bei.

Schon im 16. Jahrhundert stand an diesem Platze eine hölzerne Brücke, erbaut von dem Fürstbischof Friedrich v. Aufseß; daher der Name Aufseßbrücke, Seesbrücke.

Fürstbischof Johann Anton Philipp, aus dem Geschlechte der Franckenstein, errichtete an ihrer Stelle eine große steinerne Brücke mit vielen Bildwerken, unter denen besonders eine Statue des hl. Georg bemerkenswert war. Die kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München besitzt das Fuldigungsgebicht, welches bei dieser Gelegenheit dem Fürstbischof überreicht wurde. Seine literarische und geschichtliche Merkwürdigkeit erwirkt ihm das Recht der Wiederveröffentlichung; es ist ein originelles Muster des überschwenglichen Stiles jener Zeit, überladen mit Bildern aus der Mythologie.



Die Kettenbrücke zu Bamberg.

Verlasse Deinen Sorg,
empfange Weist und
Leben,
Georgil (d) großer
Fürst! verlaß die
Sterblichkeit.
Was heßt Du Dir für
Wuß ob dieser Bruck
gebrähen?
Doch inare es demohß
nicht etß Chmüdig-
lichkeit.

Eröffne Deine Brust,
verlaß die Todten
Reihen,
Johann (e) Georg! sag
uns: was doch die
Urloch sey,
Doch Du die Bruck nicht
nach Deinem Wunsch
kumst weghehen?

Doch es ohnmöglich war, gerheßt Du ganz irry.

Loß den erdhöhsten Leib aus fähler Erd vorgehen,
Petro (f) Philipp! sag: was wir die Urloch dann.
Doch Du die Bruck nicht von Stein gebort kumst sehen?
Nicht wahr: Chmüdiglichkeit die werc Schuld born.

Wleine heute wird Chmüdiglichkeit besiegt,
Da unres Fürsten Hond den lepton (g) Stein getreg,
Und unsere Sees-Bruck aus unseer Regnia siegt,
Wodurch des künstlers Werk erstantend wird geregt.

(a) Die von Holz erbor gebaut gewesne Sees-Bruck wurde in diesem Jahrtraben 1732. Jahre innerhalb 6 Monaten von Steinen ausgefürt, begrastelt, an welcher man allchon (b) unter dörch-müthigen Gedächtniß, deren Hochwürdtigsten Bischöfen, Fürsten und Herren, Herrn, seit: 1444, Huter Antonio von Rothenhalm.

(c) Unter Wächß Tero auch die Ober-Bruck, wie sie noch zu sehen, 1453. von Steinen gebort worden, (d) 1559. unter Georgio Fuchs von Rughelm, (e) 1631 mit Joane Georgio Fushin von Dornheim, (f) 1691 unter Petro Philippo von Dernsbach Hand ansetzen. Gwähligt gesantet gewesen. (g) Ten Stien Tegernise eben diesel beutenen 1725ten Jahr haben der Hochwürdtigste Fürst und Herr Johanne Philipp Anton von dem unresen Geschlecht, deren Herrn von und zu Franckenstein Bischöf zu Bamberg, des heiligen Römischen Reich Fürst Wüldigt geraket in Postill-silbus den Schuß Stein zu segen.

Tu mildster Regen! Tu Vetter unsrer Landen,
Tu großer Franckenstein! zügl' heut der Stadt und Welt,
Toß die Unmöglichkeit durch Möglichkeit und Fronden,
Da Tu dich Kunst Geduld hast völlig hergesetzt.

Wenn der Rothier ein Jubel-Fest gehalten,
Als sie die Statuen der Sonnen aufgericht,
Bedenke man heut nicht den Jungen und den Alten,
Wenn ihr Mund Jubel-voll in hellem Ruf ausbricht.

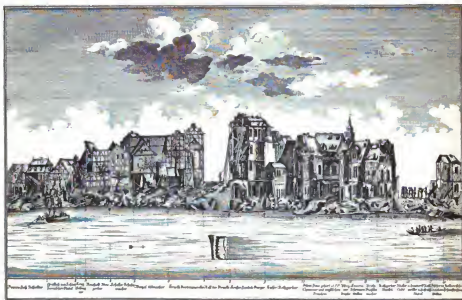
Als Alexander den Darium hat bezwungen,
Die Helz Persier zur Trumth hat gebracht,
Was frohes Vivat ward demselben nicht gesungen,
Weil Ihme diese That unsterblich hat gemacht?

Dein Höchst erlauchter Geist muß von dem Höben Stammen,
Dexous Tu lommers biß, Fürst! großer Franckenstein!
Zum Wunder aller Welt uns so zur Lieb entzammen,
Daß jeder Untertan in Lieb sich löhert ein.

Und do wir Dir zum Dant nichts anderst können geben,
So schreiden wir in Herz, und horten Warnar ein:
GOTT lösse Dich zum Trost der Untertanen leben,
Bis Tu wirst Nestor gleich, an Zeit und Jahren sein.

Dich, Angeler Regen! wird alle Noth-Welt preisen,
Dein Ruhm wird ewiglich mithin unsterblich seyn.
Wem man nur diese Stund noch vieler Zeit wird weisen,
Der würd Dir ruffen zu:

Es leb Fürst FRANCKENSTEIN!



Die Hochfluth des 27. Februar 1764 in Wittenberg.

Do die Unmöglichkeit heut völlig unterliegt,
Und unsrer Fürsten Hand dieselbe hat erlegt,
Wenn Möglichkeit durch Ihn unsterblich heut abliegt,
Wer wundert sich, wann sich das Volk in Jubel regt?

Huf Mars! loß deine Stund heut volles Feuer hören,
Anphion! beneme nicht der frohen Musiquo Klang
Tu Rumion! still nicht der kleinen Kindern Schreien,
Noch unsrer Vorgesahst erhabenen Gesang.

Neptunus! fahre heut auf deinen Wellen Wogen,
Besire unsre Brud hoffärtig heut vorde.
Die löwz Regeniz soll gleich Paulus Schmahnen tragen,
Weil du dich bist Kunst-Geduld die Stott ist Sargen frei.

Tu aber, großer Fürst! sollst Schmahnen-Geure tragen,
Denn deine Klugheit hat dich große Werk gebau.
Woh wird man von Dir und Deiner Klugheit sagen,
Als welche sich mit Dir verbindlich hat getrau.

Der mächtige Bon, der für Jahrhunderte gemacht schien,
sollte verhältnismäßig nur wenige Jahre bestehen. Der Winter 1783 bis 1784 zeichnete sich durch große Strenge aus, der Schneefall war ein so gewaltiger, wie er seit Jahren nicht mehr gesehen worden, und selbst in Gegenden, welche sich wie die französischen Gane einer milden und sanften Himmelsdeck erfreuten, türmten sich die Schneemassen 7 bis 8 Fuß hoch. In den letzten Tagen des Hornung oder, wie wir jetzt zu sagen pflegen, des Februar taste zuerst ein furchtbarer Orkan über ganz Europa. Die Küsten aller Meere waren bedeckt mit den Trümmern gesplitterter Schiffe. Die Journale, deren Nachrichtenendienst damals, den Verhältnissen entsprechend, gegen die heutigen um Wochen zurückstand, begannen eben, die Hiobsposten zu registrieren, als ein neues schreckliches Unheil heraufstürzte. Wenige Tage nach den Stürmen folgte in ganz Europa Tauwetter und zerfchmolz die Unmasse des Schnees in beispiel-

lofer Schnelle. Die Folge waren grauenhafte Überschwemmungen in allen Ländern. Donau, Rhein und Elbe mit allen ihren Nebenflüssen traten verheerend aus ihren Ufern. Die fließenden Bäche schwallen zu unheilvollen zerstörenden Strömen an.

Wir beschränken bei der Betrachtung unsere Blicke auf Bayern. Der Inn zerstücktete in einer Nacht alle seine Brücken von seinem Eintritte aus Tirol bis zu seiner Mündung bei Passau, nicht minder rosten seine Nebenflüsse Salzach, Ais und Ilar. Der kleine, durch den Wallfahrtsort Albstätt fließende Bach erreichte eine herartige Fluthöhe, daß der Hochaltar in der Franziskanerkirche unter Wasser stand. Die Donau bildete einen ungeheuren See, Donauwörth schien mit Vernichtung bedroht, wenn nicht die heranstürmenden Fluten die gewaltigen Eismassen der Donau zu einem natürlichen Damm zurück-

Ein zweiter, ebenfalls unmittelbar am Schauplatz des Unglücks entstandener Stich verewigt den Untergang der Seesbrücke und zeigt die entsetzliche Zerstörung, welche das rasende Element in Bamberg's friedlichen Straßen angerichtet hatte.

Wir entnehmen die Schilderung des Untergangs der Brücke einem von Bamberg, datirt 1. Lenzman, nach München gesendeten Berichte. Derselbe meldet:

„Den 27. Hornung in der Nacht begann die hier durchfließende Regnitz zusehend anzulaufen, in der Frühe war sie schon aus ihren Schranken getreten. Weil man dergleichen Austritte schon oft erlebt, so machte man nicht viel daraus, aber die Gefahr vergrößerte sich von Minute zu Minute. Die neben dem Fluße angebaute Gartenhäuser, Mauern, Zäune



Die Überschwemmung in Bamberg am 27. und 28. Februar 1784. Nach einem zeitgenössischen Kupferstich.

gestaut hätten. Schrecklich waren die Verheerungen in Jugastadt, Regensburg, Straubing, Deggendorf. Noch heute erschüttert die Beschreibung jener furchtbaren Tage und Nächte. Die Landschaft glich einem Meere, aus dem nur mehr die Spitzen der Bäume und Dächer hervorragten, auf welche sich die unglücklichen Einwohner geflüchtet hatten, bei denen Hunger, Kälte und Entsehung zu vernichten suchte, woß dem Tode in den Fluten entronnen war. Hunderte von Menschen entronnen, die Zahl der ersäufeten Tiere beläuft sich in die Tausende.

Näher Regensburg wurde in der Oberpfalz Amberg besonders schwer heimgesucht. Fast sämtliche Brücken und Mühlen wurden von der wilden Wild zerstört. Auch Nürnberg litt ungeheuer, aber am schwersten von den fränkischen Städten wurden Würzburg und Bamberg geprüft. Die Heimsuchung der ersten Stadt wird besser als durch Worte durch die Nachbildung eines zeitgenössischen Stiches veranschaulicht.

und Bäume wurden losgerissen. Gegen 10 Uhr morgens war die Wasserhöhe schon so groß, daß es die hohen Bogen der drei steinernen Brücken erslick und den Weg in die Stadt versperrte. Um 11 Uhr drang die Flut schon auf den Markt, und die lange Gasse stand unter Wasser. Nun stürzten bei der oberen Brücke schon Wägen ein: Mehr als 60, 70, ja 100 Jtr. schwere Eischäbber und Hellsäber Bäume prallten so stark an unsere so dauerhaft erbaute steinerne Brücke, so daß man deren Einsturz befürchtete — und ach, diese Furcht war nicht leer. Um 12 Uhr brach wirklich die 1732 so schön und prächtig erbaute Seesbrücke, die Kirche Bamberg's, die mehr als 140000 fl. gekostet; die in der Mitte gestandene herrliche Statue des hl. Georg und die des hl. Kreuzes stürzten zu Boden, denen folgten die anderen und endlich der ganze mittlere Teil der Brücke und verjählang mit sich bei 40 Menschen. Man stellte sich den Schrecken vor und dachte sich, wenn möglich,

die Kugel, welche die ganze Stadt ausfüllte. Nachdem nun das wüthende Wasser erst recht seine unendliche Kraft erhalten, so riß es die übrigen zwei Teile der Brücke mit sich fort, stürzte das angebaut gewesene Kaufmanns Krugersche Haus zur Hälfte, einen Teil von dem Lucasofen oder ehemaligen Zollhaus und dann die auf den beiden Seiten des Stromes hinunter angebauten Häuser, 15 bis 18 an der Zahl, teils zur Hälfte ein.

Indem man von diesem entsetzlichen Unglück fast zu Boden gedrückt war, wurde der Schrecken noch größer, als das Wasser bei der neu angebauten Promenade so häufig herandrang, daß die neu erbaute Hauptwaage zusammenfiel, und

der ganze Markt 4 bis 5 Schuh hoch vom reichenden Strome überzogen war. Das Wasser drang bei der sog. Wage durch ein enges Gäßchen, riß die Fundamente der Häuser los und vereinigte sich endlich bei der untern Brücke mit dem Hauptstrome. Man konnte nicht ohne Lebensgefahr auf dem sonst erhobenen Markte mit Pferden hin- und herkommen; die Toten wurden aus den Gräbern gepflückt, die ganze St. Martins- und Kapuzinerstraße und Kloster unter Wasser gesetzt.

Als der Bericht über die Katastrophe, welche der stolzen Seebrücke den Untergang bereitere. Dies die Geschichte der Trümmer, welche jetzt wieder aus dem Schutte hervorgeholt werden.

Die lustige Schlacht von Tuttlingen am 24. November 1643.

Von Dr. Franz v. Röhler.

(Schluß.)

Noien ließ unterdessen das Städtchen Schönbürg in der Nähe ausplündern, weil man daraus auf ihn Feuer gegeben, als er vorbeizog. Endlich war Breisach geschossen, und am 17. November wurde mit aller Macht gekämpft; vergebens. Dabei war es grimmig kalt und aus der angewöhlten Gegend wenig an Lebensmitteln zu haben, die neu gewordenen Franzosen wucherten sich aus dem Staube, wo sie konnten. Guebriant machte stärkere Anstalten, die Stadt zu bezwingen, da fiel er selbst in den Schanzgraben, eine Falkenettugel hatte ihm den Ellbogen zerhackt, auf einer Leiter trug man ihn in sein Quartier zu Nothmännern, und das Ungeläch der Wundärzte brachte ihn zum Sterben. Auf dem Totenbette hörte er noch den Tadel, als Nothweil endlich am 19. November überging. Die Stadt war nur in der Eile und schwach besetzt worden, und die Bürger erklärten, sich nicht länger wehren zu können. Man nur unter Tode und Feind zu kommen, gewährten die Franzosen der Stadt alle Bedingungen der Übergabe. Die Bürgerschaft behielt ihre Waffen, ihre Archive und alle ihre Rechte und Güter und sollte auch nicht mit Brandschatzung belegt werden, die tapfere Besatzung aber, 500 Mann, zog frei ab, „mit Sad und Bad, allem Gewehr, Kugeln im Munde, mit brennenden Luntzen“ und allen sonstigen Kriegsgeschren. Auf ihrem Marsche aber wurden sie, weil sie von den Franzosen spöttlich gesprochen, treulos überfallen, die Offiziere geplündert, und die Soldaten gezwungen, sich in die französischen Regimenter einzustellen. Guebriant ließ sich noch in die Stadt tragen, und dem Tode nahe, berief er die höheren Offiziere zu sich und ermahnte sie mit beweglichen Worten zur Einigkeit und höchsten Vorsicht; es war, als wenn er eine schwarze Ahnung von dem kommenden Unheile gehabt hätte.

Im Kriegsrat aber waren die Heerführer dennoch mit Worten und Tegen einander. Die Franzosen, welche schon einmal in Deutschland gewesen, wollten zurück — die Weimarschen sagten, sie allein verständen den deutschen Krieg —, aber sie drangen mit ihren Vorschlägen, eine feste Stellung zu nehmen, nicht durch, Tausend lag krank in Nothweil, und Koen trug noch zu viel an dem Sporsachen Denktettel, als daß sein Rat hätte zu laut werden dürfen —; endlich entschied Kanton, jetzt der erste im Oberbefehl. Schimpflich

sei es, schrieb er, jetzt den Rückzug zu nehmen, schimpflich, sich wie Fische zu verbauen; er wollte vorwärts und denke, sich bald den Polstragen im Bayerblut zu waschen. Da konnte sich denn doch Koen nicht enthalten, ihm zu erwidern: „Bayerisch Blut ist wohl höher zu achten, als zu solchem Gebrauch“. Man kam dahin überein, sich vorerst von den Nothweiler Strapazen zu erholen, und zog am 20. November mit dem ganzen Heere nach Tuttlingen an der Donau, weil in dortiger Gegend Frucht und Futter zu finden. Uns gegen den Feind auf der Hut zu sein, wurde Koen mit acht, meist deutschen Regimentern zu Pferde nach Wälden gelegt, die Donau abwärts, fünf Brigaden zu Fuß standen in der Nähe, etwa eine Stunde von Tuttlingen, sie versprochen, fleißig Parteien zur Kundtschaft auf die Herwege auszusenden; doch der Feind durch die unvorwissenen Bergwälder kommen konnte, fiel seinem im Träume ein. Tuttlingen wurde das Hauptquartier, dort machte es sich die ganze Generalität bequem, umgeben von der Generalgarde, dem Régimente der Königin und dem Régimente des Obersten Klug, auch das gesamte Geschütz wurde vor der Stadt aufgeführt. In Wöringen, eine Stunde oberhalb, nahmen die übrigen zehn Regimenter ihr Quartier. Mit ihrer angenehmen Leichtigkeit richteten sich die Franzosen ein, sie oßen und tranken und saßen es sich wohl fein.

Unterdessen hatte am 14. November mit dem bayerischen Heere Herzog Karl von Lothringen seine Truppen vereinigt, ein abenteuerlicher, ungelosener Held. Nichtein hatte ihn nach und nach durch Stakalen aufgerieben und aus seinem Herzogtum verdrängt, jetzt jagte der Heißsporn durch alle Länder, und es tobte in ihm das Verlangen nach Raube. Murey und er horten Graf Hoßfeld, den erlöbren und tapfern Führer der vorgangemeine kaiserlichen Heeresabteilung, wissen lassen, er solle zu ihnen stoßen, sie wollten den Franzosen bei Nothweil eine Schlacht liefern. Sie zogen aber Rothenburg auf Sigmaringen und setzten am 23. Roceober über die Donau, um die Franzosen von einer Seite zu fassen, welche diesen anmerwortet sei. Hier erluthen sie aber, daß das französische Heer von Nothweil abgezogen, in Nähe und Trüben in und um Tuttlingen lagere und, durch Gebrige vom Feinde getrennt, dessen Nähe nicht ohne, ihn vielmehr in Bayern glaube.

Diese Kunde wurde bestätigt, als die streifenden Reiter hin und wieder kleine Mannschaften ausbrachten, die vom französischen Heere sich so weit vorgewagt hatten. Jetzt küßte in allen der Gedanke auf, den Spornstich Strich mit dem ganzen Heere zu wiederholen. Werth hatte gleich den besten Plan in Erwägung, Christ v. Holz konnte die Obengund und alle Flüsse, Herzog Karl war sofort mit dabei, und auf ihr frühliches Andringen mißigte Werth ein. Der Feind sollte im Quartier überfallen oder im Felde geschlagen werden. Also bald war Freude und Zuversicht auf allen Gesichtern, die Soldaten brumten vor Lust, die Franzosen zusammen zuwettern. Das Heer machte sich fertig zum Einmarsche, alles Gepäck wurde rückwärts nach Würtlingen geschickt. Dies geschah vor den Augen der französischen Besorgenen, welche man im Stoben beharrte, man wolle zurück und Bayern decken, und dann entweichen sich, damit sie solche Nachricht ihren Leuten brächten.

Noch am Abend rückte man auf Wöllkirch und ordnete sich hier längs des Waldes während der Nacht zur Schlacht. Kein Feuer wurde angezündet, um dem Feinde nichts zu verraten, und die Reiter schweiften unauffällig umher, alles wegzunehmen, was ihm hätte Kunde geben können. Noch ehe es hell wurde, langte auch Hofseld an, der Tag und Nacht markiert war. „Also hatten alle große Hoffnung, etwas Gutes auszurichten.“

Am Morgen, es war am Dienstag den 24. November, zog das ganze Heer in tiefer Stille, ohne Trommelschlag und ohne Trompetenschall, auf Tuttlingen, im geraden Strich mitten durch die Berge, die hohen Wälder verdeckten das Ansehen. Wiederholt wurden feindliche streifende Parteien zu 40 Mann aufgehoben, welche ausfragten, daß ihr Heer, nichts Böses ahnend, still liege und noch zwei oder drei Tage so bleiben wolle, daß aber Eilre gegeben sei, zum demnächstigen Aufbruch für fünf Tage Proviant herbeizuschaffen, weshalb heute fleißig foragiert werde. Des erhellte immer mehr die Aussicht auf ein glücklich Gelingen und kam um so gelegener, als die dichten Waldungen, die engen Flüsse und Tiefthäler das schnelle Fortrücken des Heeres höchst schwierig und mühevoll machten. Wären die Soldaten nicht so voll freudigen Mutes und Eifers gewesen, so müßte man schwerlich vor Abend Tuttlingen erreicht haben. Werth war natürlich allen voraus, er hatte 1000 ansehnliche Reiter unter Spork und Epp, ein Dragonerregiment unter Wolff; 600 Mäusetiere führte Oberst Geld, und ein Domboll stiftiger Kroatens Hittmeister Truchmüller, Oberst v. Holz zeigte den Weg. Dieser Vortrab war schon auf dem Flusse, als das übrige Heer sich noch in den Wäldern müßte. Werth warnte daher mit den Seinigen eine ziemliche Zeit bei dem Dorfe Reuhausen, nur eine Stunde von Tuttlingen und von Wöllchen entfernt. Aber er verlieh sich auf der Feinde Sorglosigkeit und auf die Schneeflocken, welche ihn mit weißem, wirbelndem Rontel umhüllten. Es war 1 Uhr nachmittags. Zur selben Stunde fielen in Rothweil der Vorposten Quebriont. Man erzählt, daß Sterbende in Bezug auf den Gegenstand, der ihnen am meisten am Herzen liegt, in der Todesstunde befehlend werden: gewiß ist, daß Quebriont zur Zeit, als bei Tuttlingen das Verderben still und unaussprechlich sein Heer umringte, in Rothweil mehrmals ungestört aufschrie: „O, mein armes Heer, man vernichtet es! Meine Stiefeln,

meinen Degen, mein Pferd! Alles ist verloren, wenn ich nicht da bin.“

Die Stadt Tuttlingen liegt zwischen der Donau und dem Berge, welchen Schloß Homburg trönt. Zwischen dem Schloßberg und der Stadt im Thalgrunde, einen Pfaffenstich von der Stadtmauer, stand ein Kirchlein und auf dem Kirchhofe alles Geblüth der Franzosen. Nur wenige Mannschaften war da, es zu bewachen, und diese hatte sich, als das Schueregetöse ihr zu unangenehm wurde, größtentheils in die Kirche zurückgezogen. Werth, der mit einem Bilde jeden Umstand sah, stand auf heißen Stoblen, jeden Augenblick konnte er gesehen werden, zum Glück blieb die Lust wegen des Schueregetöses da und dunkel. Als er sich endlich um 3 Uhr nachmittags versicherte, daß das Heer aus den Wäldern trete, beschloß er und seine Obersten auf dessen Herankommen nicht länger zu warten, sondern in Gottes Namen drauszugehen. Die 30 Kroaten eilten voraus, Epp und Wolff folgten spornstreich, die Mäusetiere wurden nicht erst abgemart. Man stürzte auf den Kirchhof, die Dragoner sprangen ab und eilten den Kroaten in die Kirche nach, kein Mann von der Wache blieb am Leben. Man holte die Reiter lodend die Munitionswagen herbei, die auch in der Nähe standen, luden die Kanonen, kehrten sie auf die Stadt und schickten ihr demernde Grüße zu. Man wollte den Feind aus der Stadt auf seine Kampflänge locken und dann einen Hofen sein dem andern schlagen. Zitternd vor Schreden und Verstärkung eilten die Franzosen aus den Häusern und trappweise vor das Thor, Werth palverte lustig in die Haulen hinein, ansehnendlos flohen die Erschreckten in die Stadt zurück. Jetzt wußten sie, was für Wüste bei ihren Geschützen und Pulverwogen hantierten, und schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen. Bald unterdessen eilte mit kleinen Mäusetieren zu Schloß Homburg hinauf, eine Verteidigung wäre der Besatzung nicht schwer gefallen, aber sie ergab sich, ohne daß Geld einen Mann verlor. Werth aber und Hofseld waren im Geschwindschritte heran und entloseten ihre wohlgeordneten Scherren vor der Stadt. Hofseld war roth mit Werth rechts und links der Stadt vorbei durch die Donau geritten und bejagte die Wege auf der andern Seite. Vor allen Thoren trompeteten die Boten und forderten Übergabe, auf den zurückliegenden Höhen breitete der Lothringer seine Macht aus, die geängstigten Franzosen boten um Zeit.

Der Hauptort war gelungen. Man hatte das gesamte Geblüth des Feindes, seine Generäle mit sich in Tuttlingen gefast, und zugleich war eine solche Stellung zwischen den feindlichen Regimentern oberhalb und unterhalb der Stadt genommen, daß sie sich nicht mehr vereinigen konnten. Werth oder eilte, sobald er Tuttlingen sicher umstellt sah, mit 2000 Reitern in vollem Trobe auf Würtlingen los. Mit dampfenden Pferden stürzten sich die Topfner auf Würtlingen zurückgeworfen, und die Säbel richteten unter den Flüchtigen ein Gemetzel an. Die ganze Keiterei der Franzosen gab Herkenschlag und zerfiel ins weite Feld. Das Regiment Rogarin, spanische Kerntuppen nach aus dem Treffen bei Lerido her, welches die durchgegangene Keiterei decken wollte, wurde niedergebauen bis auf den letzten Mann, bloß der Oberst und ein paar Offizier

retteten sich durch Ergebung. Der Untergang dieses tapfern Regiments that später den Siegern leid, denn wahrscheinlich würde es sich auch ja gut gehalten haben, wenn man es nach der Gefangennahme deutschen Jähnen einverleibt hätte. Man sah die Franzosen auch in Wöringen seht, und da sie sich nach wehrten, ritt auch Hofsied herbei und ließ das Städtchen von der Keiterei eng umstellen, auch durch ein paar Stöße beschützen.

Es war noch der dritte französische Heeresheil übrig, welcher in Wülfen stand. Mit dem Dunkelwerden zeigte sich Kosen auch im Felde, als er aber des Feindes Heer in blauer Schlachtdämung sah, wandte er ohne Säumnis um und ritt aus mit allem, was ihm folgen wollte. Er hatte an der Wehlinger Nacht bereits genug gehabt. Mercy setzte ihm logisch nach, konnte ihn aber nicht mehr erreichen, vernichtete aber nach drei Brigaden Fußvolk bei Wülfen. Die ganze gut besetzte Bagage, welche in der Nähe stand, mußte Kosen ebenfalls in Feindes Hände lassen.

Das siegreiche Heer blieb nun guter Dinge die Nacht hindurch im Felde vor Tuttlingen stehen. Denn es war noch immer möglich, daß die ankommende starke Keiterei des Feindes wieder anrückte und den Eingeschlossenen auf irgend eine Weise Lust machte. Aber schon hatte Oberst Spard gefahrt, daß dies nicht mehr geschehen konnte. Er war mit 1000 Mann zum Nachhauen kommandiert und hatte Leute, die Stahl und Feuer waren. Bei Jützenberg trafen sie auf zehn von den blühendsten Keiterregimentern, die Hälfte Weimarer, welche sich wieder aufgestellt hatten. Wie der Sturmwind fielen sie darüber her, die Franzosen ließen es gar nicht mehr zu einem ordentlichen Treffen kommen, und die Weimorischen konnten allein das Feld nicht halten, der Schrecken war unübersehlich geworden, alle zehn Regimenter lösten sich in die wildeste Flucht auf. Jeder sprengte hin, wohin ihn gerade das Glück führte, Kosen flüchtete über Rothweil, andere nach Ulmberg, wieder andere nach der Schweiz. Aber bis tief in die Nacht hinein leiteten die Sporsischen, unterstützt von noch mehr kleinen Streikpartien, den Flüchtigen nach; was sich bilden ließ, wurde niedergeworfen, gefangen oder gesprengt, die Sporsischen rasteten nicht, bis ihre Pferde zu seufzen drohten. Auch die schwäbischen Bauern schlugen noch manchen Franzosen nieder.

Das war eine angsteinvolle Nacht für die Eingeschlossenen in Tuttlingen und Wöringen, kein Auge wurde zugethan. Wenige Muthige sprachen von Verteidigung oder am Durchschlagen, aber was wollten sie anfangen mit einem Heer, welches der Schrecken ohnmächtig gemacht hatte! Am Morgen kam auch Spard zurück mit 15 Standarten, Rankaus Heerpauken, 1200 Pferden und einer Menge von Gefangenen, unter welchen auch der Oberst Chambre und viele andere Offiziere waren. Die Franzosen erfuhren die Vernichtung oder Flucht ihrer ganzen Keiterei, und sie wollten sich nun auf die billigen Bedingungen ergeben, welche Mercy und Hofsied ihnen tags vorher gestellt hatten; dazu war es jetzt zu spät, es hieß: „Ergeben auf Gnade und Ungnade!“ Denn inzwischen war auch der tolle Rathlinger herangezogen und hatte die deutschen Feldherren so ihrer Würde verhöhnt. Diese Franzosen, sagte er, hätten verdient, daß man sie lieber gleich über die Klinge springen lasse. Auch den Soldaten „that es herzlich leid, daß sie nicht Fieberland gefunden, ihre Tapferkeit und Kraft mehr zu erweisen“, und sie waren

unmüdig, daß so viele Franzosen mit heiler Haut davankämen. Alle ergaben sich mit ihren Regimentern all die glänzenden Generale, Obersten, darunter Herrn und an 120 Kapitäne schimpflich auf Gnade und Ungnade.

Am Morgen des 25. November kamen sie alle hervor, die Soldaten ohne Fahnen und ohne Wehr und Waffen, die Generale ohne Degen und mit bleichen Gesichtern. Fast familiär nahm sich Rankau in seinen Ängern aus, den er schmer unterdrückte. Traurig war der Abschied, die Herren von ihren Damen nahmen; diese hatten Schlummerer-gesüchelt als ihnen wehrte, denn man behandelte sie mit ausgezeichneter Höflichkeit und ließ sie durch den ritterlichen Trudmüller in ihren Karossen nach Schaffhausen geleiten. Aber die ganze stolze Ausrüstung, die Kleinodien, das reiche Gold- und Silbergeschmück, alle Fahnen und Geschäfte, dazu die Menge beladener Postwagen, alles wurde gute Beute der Sieger. Manche Soldaten hatten Pferde erbeutet, für welche sie 1000 Thaler lösten. Über 6000 gefangene Franzosen wurden nach Tübingen und anderen Orten geführt, mehr als 3000 lagen tot auf den Feldern um Tuttlingen. Noch immer wurden in den nächsten Tagen Gefangene in Pfullendorf, Wülflach, Sigmaringen und Wüllingen von den streifenden Reitern eingeschleppt. Bereitete hatte sich nur der Rest von deutschen Keiterregimentern, welcher nach Rauffenburg entkommen war. Kosen hatte auf seiner Flucht aus Rothweil den kranken Laupobel mitgenommen, Guebriants Leiche und Regiment flüchteten häufig mit, die Leiche wurde auf einem Quaitiere bis nach Weisach geschleppt. Die in Rothweil noch zurückgelassene französische und deutsche Besatzung mußte sich am 3. Dezember ebenfalls auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Herzog von Württemberg aber, der Kommandant, hatte sich tapfer gewehrt, er und die Offiziere behielten Waffen und Gepäck, 2000 ihrer Soldaten, welche nach gefund waren, wurden unter bayerische Regimenter getheilt. Man fand in Rothweil auch noch 70 Jähnen, welche dorthin gerettet waren, und besonders ansehnlich war die Masse von Proviant, welche die Franzosen dorthin zusammengebracht hatten.

Süddeutschland war nun dem Feinde befreit. Die Bayern nahmen fröhliche Winterquartiere, und Hofsied und der Rathlinger konnten nach dem Main und Rhein aufbrechen, um andere feindliche Truppen zu verfolgen. Wer von den Soldaten bei dem großen Quartierausschlagen gewesen, erinnerte sich noch sein Lebtage mit Lachen daran.

Der Tuttlinger Tag war einer der glänzendsten in dem schlagentrichen Kriege, das vollstündigste Waffenglück über ein ganzes wohl ausgerüstetes Heer war erlauft mit kaum nennenswerthem Verluste. Die Franzosen konnten selbst nicht begreifen, wie alles so schnell und scharfsichtig hatte kommen können. Die Feinde, mit der sich Mercy, Hofsied, Herzog Karl und Werth unarmten, daß der Streich ja herrlich gelungen war, lang in ganz Deutschland wieder, das Tebeum, welches am 4. Dezember in Rothweil unter dem Donner all der genannten kräftigen Geschäfte begangen wurde, land in Wien, München, Brüssel und anderen Städten seine feilsche Wiederholung. Man trennt und feind wurde den Franzosen ihr Unglück herzlich gegönnt; wohin die Kunde kam, entstand heiteres Gelächter, und regnete es Wiße über die armen Geprellten. Die Soldaten machten lustige Lieder darauf, „that es herzlich leid, daß sie nicht Fieberland gefunden, ihre Tapferkeit und Kraft mehr zu erweisen“, und nach Rauffenburg appelliert“.

in Rathweil war nämlich ein kaiserliches Kriegsgewicht. Oberst Wolff, der die Siegesnachricht nach Wien brachte, erhielt königlichen Botenlohn, Kurfürst Maximilian gab jedem Soldaten ein Geldgeschenk und vergabte zum Andenken eine silberne Ampel nach St. Maria di Vittoria in Rom, der Kirche, welche von Deutschen erbaut war.

Am Tage zu Paris hatte man gejubelt, als die Nachricht von der Eroberung Rathweils eintraf, die ersten Wundärzte erhielten Befehl, sogleich dahin zu eilen, zum verwundeten Quebriant. Aber schon den Tag nachher kam die Plackpest an. Man war ruher sich vor Scham und Bestürzung, all die stolzen Sieger von Kairo und Kempen, welche so viel triumphiert hatten, waren tat aber aus Gnade und Ungnade gefangen, schmerzlos wurden sie bei den Haffesten vernichtet. Kälbaten flohen nach Piemont zu Turanne, daß er die Rheingrenze schützen solle. Er kam mit vielem Gelde

nach Deutschland, um neue Truppen anzuzwerben, da er persönlich bei den deutschen Soldaten beliebt war. So leicht sonst die Franzosen etwas Unangenehmes verächtlichen, die Tausender Schmach brachte ihnen noch lange auf der Erde, und die Erdbeute blutes, welche das Jahr darauf Prinz Eugénien, in der niederländischen Schlacht von Freiburg aufspicte, zeigten, wie gern man durch Siege das bittere Andenken verwischt hätte.

Auch dem berühmten Heere, welches der Herzog Bernhard von Weimar seinen Stolz, seine Hoffnung und Heimat nannte, waren Tausenden, Weisungen und Rothweil gründlich verderblich geworden. Es bestanden nur noch zwei Regimente Fußvolk und die Reiterhalslein, welche sich mit Rosen gerettet hatten. Auch dieser Rest verblutete bald zum Besten der französischen Waffen und zum lebenden Veneise, wo es dem Deutschen hilft, den Fremden gegen sein Vaterland zu dienen.

Die rollenden Fässer von Schwandorf (1760.)

Cheerpländische Sage von J. Müller.

Und harret still am stillen Ort,
Sis drouh' das Stöcklein schallt,
Sis Rösch an Rösch im Kloster dort
Zu Weil' und Kirchstuhl wallt.

Und nahe ist's am Witternacht,
Und 's Klosterschloßlein schreit,
Und all das Volk am Markt erschaut
Und grüßt den Ton erfreut.

Im hellen Wand- und Stranenlicht
Hebt dann sich Haus' an Haus',
Betrachtet sich und zieht und dreht
Zur stammem Fußsohrt auf.

Da geh'n aus einer Kellertür,
Tief aus des Berges Gang,
Vor wunderjam zwei Haß herfür
Und zieh'n den Markt entlang.

Kein Wütmner had sie aus der Pfort',
Kein Käufer wöhl't sie um,
Sie rollen von sich selber fort
Hinaus zum Heiligthum.

Und immer schneller zieh'n sie fort,
Sis zu dem Kirchlein klein
Und lösen an der Pforte dort
Sich auf in eillen Schein.

Zur dieie süänd'ge Jzewelthot
Wußt' er im Tod noch geh'n,
Wußt' jedesmal heut' aus der Stadt
Zu und zwei Fässer drey'n.

Tach heute ist's das letzte Mal;
Was er gesündigt schmer,
Er hat's gebüßt mit tausend Cuol
Und wöhl't zum keine mehr.*

Und alles Volk kommt hinterher
Und staut ob dem Geficht
Und sieht die Fässer voll und sämer
Bei Rösch und Stranenlicht.

Und ältend, jagend, leil' und still
Tritt es in Kirch' und Thor
Und trägt der Tonen Bankspiel
Den braunen Batera vor.

Die braunen Bäter herden zu
Und seh'n sich tragend an;
Da spricht in stiller Gatteden'
Mit Ernst der Gwardian:

„So hadt ihr heute auch gefeh'n,
Was ich schon seh' viel' Jahr'!
Seht ihr es auch zum Kloster geh'n
Das volle Fässerspor'?

Es ist nicht Traun, es ist nicht Wähe',
Was ihr gefeh'n zur Stund',
Die Fässer geben doll und schwer
Und alle Sünde lund.

Es war beriecht im Städtchen da
Ein Galswiel, reich und frin,
Der schenkt an Portiumfals
Des Wässers mehr als Wein.



Um an St. Portiumfals
Zu Schwandorf freilich zu sein,
Kommt nachts aus Dörfern fern und nah
Noch spät viel Volk herein.

Es geht nicht Schenk', nicht Wasthof zu,
Es geht nicht hin zum Wein,
Am Marktplatz lagert sich's zur Ruh'
Und schlüft auf horten Stein.

Kleine Mitteilungen.

Ein Tagebuch aus dem Dreißigjährigen Kriege. Vor einiger Zeit ist das in mehr als einer Beziehung merkwürdige Tagebuch der Augustinerin Maria Einiger, die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges als Priorin dem Kloster Mariaschein bei der alten Bischofsstadt Eichstätt dorthand, veröffentlicht worden

(Wichtigdt, Verlag der Bräunnerschen Buchhandlung). Da ihre Sprache auch heute noch ohne große Mühe verstanden werden kann, so möchten wir, indem wir hier einige besonders interessante Stellen aus diesem Tagebuch mitteilen, ihre Schreibweise beibehalten.

Am 30. August 1632 schrieb sie: „Unter dieser Zeit grüht der schwedische König mit seinem Volk für Rügenberg, unser Kaiserlich soll samt dem Churfürsten aus Bayern, Herzog aus Friedland, Weiskainer genannt, mit andern obersten, beschickhabern und vortummaer straffe auch; die unserigen sein umb vil vil 1000 mann starker gewesen, haben aber wenig ausgerüht, sonder nur laub und tent, wo sie hin kommen, beverbt, strechen und stöcher mehr als der feind selbstens bewacht hat sein bis ins dritte monat gegen einander vor Rügenberg gelegen.“

Über die Belagerung des Schlosses von Eickhödt durch Bernhard von Weimar, weislich sich die Weimarer mit ihrer Privatien gekühdert hatten, schrieb die Separat am 4. Mai 1633:

„Mittwoch den 4. april am h. aufertag obenß umb vesperzeit wot das Schloß von dem feind belagert, haben an gar starck gegen einander ja schüßen, ist aber zaver begert worden, ob man güetlich woll außgehen oder aber mit geudeiter hand geminnen laffen. Der commendant gibt antwort, sich ja wber lob auß den letzten mann. Der Blasfaher wird außgeschant, das schieszen gegen einander wort 10 tag und nacht mit großem lüden und mühen, die tagen, so ins schloß bald mehrertheils eintz sonderß großen schoben gangen, sein in der größte weissen eine kundtpost, haben gezogen 22, 24, 25, 26, 28 und bis auf die 30 pünnd, hatß alle wiederumb hinausgeschossen. Unter diesen tagen haben wir wohl vil tobdschreden eingenommen, mit schmergen mühen sehen auß unseren sieben closter alles heraufgantz, die tapstern rinnen den bödheren herabkommen, hden die preustelien außbrechen, tag und nacht sehen feuer und schlechter brennen, schüßeln und noch noch von gelügel geunden, strechen, sieben und brütchen, unsern schünen zugestien garten durch selbaten und pest verberben. haben stetigß unsezen hden in werden stöcken an den gloden lauten, aber noch immer hoffnung gehobt, ja werden doch schloß ungenommen verlassien mühen, weiln wir von Jugoslawt auß durch ir süßst. gaden von Eickhödt algenen lagaguen, der heimlich eingelassen werden, so starke Verdrüstung gehobt, es kam unser kriegsbeck hernach, welches aber durch die pestill verhintert worden. (Kaspelien auß den Berret des Jugoslawter Kommandanten, Obersten v. Schartzschlein.) ... Freitag, d. 13. maii: Um mittag kamen die schwedischen oder weimärischen offizianten 2 auf die schanzen. Nachdem der verglich gefeschen, fragt herzog Weimaynes heimlicher alsobald nach Herrn von Hutten seiner Besen, von derrer Schwester Maria Franciscia. Nachmittags kont ein Herr nach dem andern, beseschen und unser Zimner, so mir bewohnt. Ich hab die jüngsten bis an die par etischen bey mir gehalten, das mir keine solle verzußt (entföhrt) werden. Die alten hab ich, die tödt, claidir und anders zu nemmen, in die kammer geschick; dar, man die herren durchgangan, haben ire diener, was ihnen gefallen, nitgüht. Des andern tagß kont der süßz Weimayner (Herzog Bernhard von Weimar ist natürlich gemeint) selber, ich fre mit dem convent in der ordnung wir solle nie abstakt zu süßen und beseren gnab. Er fragt, ob mir in unser closter wöllen. Wir antworten, wenas sicher wäre. Sagt er, weis außershalb der stat, soln wir bei der besien. Berckschiffß auß salva quazi für unser bemoetß Zimner, das nicckung zu und dürft, der was löidß thät.“

Über Wallenstein's Berath und Ende schreibt die Privatien am 15. März 1634: „Unter dieser Zeit ist unserß generalobersten Herzog von Friedland und viel anderer offizlier salschheit an tag komen, dasß sy auß unsrer seiten dem feind alle antaltung geben, durniß ein laub und blötmuß nach dem andern eingenomen und gar den kaiser, kaiserin, uogerrichs künig, künigin, die junge herckschafft und alles verrathen, in lab und etliche geknuttuß wöllen bringen, die stat Wien untergraben und mit feur verbrannen wöllen. Und ir eben an dem auch schon alles beschloßen gewesen, das der feind d. 16. martii Jugoslawt soll wieder belagern, so wöllen unsrer verdrüht in gefühl der hilf konnen und innen die stat

übergeben wie dan der feind auß Eger zugegan und vernimmt, man wilß altha seine salschheit nit. Der commendant dinstelßten (Oberklientant von Gordon) hat auch nit vergießen thon, sonder die obersten (den Herzmarschalck Jlow, die Grafen Adam Trzka, Wilhelm Kinsky und den Rittmeister Komman) freimüthlich zu gult beruchen, aber haltslich und großer stille tragener bestell und zuerlet, als man das convent außtagten, der obersten diener in ein absonderlich zimmer thun und alles geschick und wölli traltitt. Unterdesen hat der commendant einen verdruß in geuohß ir kaiserlichen majestät lassen herabgeben, daß sy nit alle wöllen beschick thun, mit sich einen zant angehenen, die beselßen heringelassen, damit alle erkoden und wiebergemacht worden, bis an etliche wenige, so geschreyen: vivat rex! künig lebt! thon Friedländer hat ein hauptmann (Devereux) nach geritt, seine 2 diener, so ime einen schalktrunt getwach, vermannt und ihn mit seiner parisiäner durchschossen. Welche alle iren wolverdrühten tun empfungen“. (Vergl. Hantke, Wallenstein, S. 306 ff.)

Von einem andern, weniger bekannten Vertreter schreibt die Dame: „Den 19. juli (1634) sombt best geitung, das der feind Langburt mit sturmenter Knab eingenomen und die imwoner auß traltitt habe, noch von unserm wöl wof harte kinten sirtelmen werden, wena der general stringer nit mit salscher pratid dem feind hat lust gelassen, der ursachen er von einem gemainen selbaten erschossen und daturf erschoss ist. Gott vergelt in in ewigheit!“

Freitag, den 11. augusti ist der ungarisch künig vormittag nach 9 wör mit der ganzen armee bei 40000 starck zu Jugoslawt automen und mit etlich 1000 offizianten, unter weichen süßten, grafen, freyherrn mit viel 1000 dienern und pest gemien, ja mit ihren wocckswöden die stüben bis an 4 tag! Unter diesen tagen hat der durchzug an einander gewert und ist ein solche kleun gemelt, dasß nymand kein schick, mein, pier, bret oder andere speiß besosenen hat kinten; dasß mancher ein reichthömer oder gar sei pier mit einen last Best gerbe, wena man insß hat abstakt.“

Und wenige Tage später schreibt die Privatien in ihr Tagebuch: „Gott ist durchs räthelst, ist eine zeitung nach der andern komen, wie sy zu hant und leß alle verberbt, aber doch ein stat nach der andern eingenomen und goete besinnung gemacht, das selte besser werden, und wber kralid aber seindostt stude in laub bliesien, weil nicht ewo ja leben gewesen, Burger und Bauern gefortben, verberben, auß dem land und von haus jochen, und sein die güter so wöllen werden, dasß wanner ein haus, ader und wöllen und einen spott laß, wie von ein söhner zu R. einem nachbarn, so verbrannen gewesen, sein haub und 2 R. Blas verlassien mit dem gebing, wem er nymet kom, solle etß darumb behalten.“ C. W.

Astronom und Aufseher. Der bekannte Astronom Tycho de Brahe und Dänemerk kam einstmals nach Regensburg und ließ sich einer Gewehrschicht genäh als oft nachß von einem Aufseher heranzuföhren. Diefem machte er einmal die Zumutung, er solle sich, da er nächstherwöde sirtren müße, auch den Stemen richten, um sich zurecht ja finden; aber der Regensburger antwortete treuherzig: „Derr, auß den Himmel müß Ichr euch verberben, aber auß der Erde seß Ichr ein Starck!“

Biliges Getränk. Im Jahre 1453 galt nach einer Wapträtter Chronik de Maß Wein 7 Pfg., die Maß Bier 3½ Pfg.; im Jahre 1439 die Maß Weß 8 Pfg.

Wochel. Der Wochel von Weiskirchen. Eine oberbayerische Gedächtnisrede. Nach einer andern Gedächtnisrede erzählt von Otto v. Schöning (Berthelung). — Wochel König i. von Bayern v. seiner Weimar an Irren Jahn, den König Otto von Weiskirchen. Von Weiskirchen Lecker. — Der Weiskirchen v. Weiskirchen. Von Weiskirchen Richter. (Mit viel Schöningern). — Der letzte Schick von Weiskirchen am 21. November 1411. Von Dr. Jozse v. Ecker. (Schöning). — Der weiskirchen v. Weiskirchen (Otto). Christliche Gage von Dr. Müller. Mit einer Gedächtnisrede. — Keine Weiskirchen. Die Weiskirchen von den Weiskirchen v. Weiskirchen. — Weiskirchen und Aufseher. Weiskirchen



N. 7.

Erhöht insbesondere ihren Werth auch dann durch alle Verbesserungen zum Besten von Nr. 2 — (Es hat Caetera gesagt werden. — Ein neues breiteres Papier durch die Welt aber die Verlagsbeziehung wird die Vertheilung erleichtert.

3. Jahrgang 1892.

V. Marie vom Brandstättlerhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schading.
(Fortsetzung.)

VI.

Der Müllerleuz, mit seinem Familiennamen Rang Lorenz genannt, stammte aus Gmund am Tegernsee, wo sein Vater ein Mühlenwerk besaß. Lenz war der einzige Sohn, und dieser einzige war ein Taugenichts. Er hatte vier Jahre in München beim Militär gedient und sollte nach dieser Zeit die Mühle übernehmen, aber der Lenz war in die Arbeit noch nie verkehrt gewesen, und so that er seinem Vater — die Mutter war längst tot — kund und zu wissen, er wolle lieber in der Stadt bleiben, anstatt in Gmund draußen in der staubigen Mühle sich die Lungen zu verknüppeln. Diese Unbotmäßigkeit des Sohnes kränkte den alten Vater dermaßen, daß er die Mühle einem Schwesterjohnne vermachte, sich voll Gram aufs Bett legte und die Augen für immer schloß. Der Tod des Vaters rief Lenz heim.

Dieser brachte in die einsamen Sitten des Landes die Verderbenheit der Stadt. Sein Nachbar, der Geroldshauer, wurde sein erstes Opfer. Er nützte die Spielwut des thörichten Mannes, um sich in die Familie zu schleichen. Er lehrte ihm die Kränze des Faltschspiels, um den Mund des Betrogenen zu schließen. Die öffentliche Meinung auf dem Lande leunt nicht die sträfliche Duldbarkeit der großen Städte; Lenz mußte der sündlichen Empörung der Umgebung weichen und fand es gut und räthlich, zu seinen Verwandten, den Müllerleuten in Wörnismühle zu ziehen, bei welchen wie ihn bei Beginn dieser Erzählung gefunden haben.

Bei Nummer 7. 1.

Die guten, leichtgläubigen Verwandten schenken den Gerüchten, die über den Lenz umherschwärzten, keinen Glauben, denn der Lenz galt in den Augen der kurzschichtigen Eheleute alles, und der Burche wußte sich durch Schmeichelei und Heuchelei in der Gunst der beiden ordentlich warm zu setzen.

Aber bald sollten die Wörnismühle Weteroleute auf eine fürchterliche Weise zur Erkenntnis gelangen, von welcher Sorte der gehänselte Verbling war.

Es war der Tag, der auf die vom Müller gemachte schlimme Entdeckung des gefälschten Geldes folgte, ein Samstag. Lenz fühlte sich so wohl, daß er nicht nur das Bett verlassen, sondern auch seiner gewohnten Thätigkeit, dem „Steinbeben“, wieder obliegen konnte. Im Laufe des Nachmittags erschien Gichwendtner, der Gemeindevorsteher, auf der Wörnismühle und berichtete dem Müller, daß er, der Vorsteher, von dem gestrigen Funde droselben bereits Anzeige bei Gericht erstattet habe. Diese Dienstbescheidenheit des Brandstättlers schien dem Müller nicht recht zu behagen, doch that er, wie ihm derselbe riet, packte die gefälschten Geldstücke und die Papierrollen nebst dem Rentamtstempel zusammen und fuhr nach Wiesbad zu den Behörden. Dort wurde ihm die Ansicht des Brandstättlers bestätigt, daß auch das Siegel gefälscht sei. Mit dieser wenig erbaulichen Nachricht kam der Müller abends nach Hause. Lenz brannte vor Entrüstung ob solcher Kunde. Was für ein Lump das sein müsse, der ein derartiges Verbrechen begehen könne, und wie es nur möglich sei, so etwas aus-

13

zuführen, so ergrühte sich der Lenz und schmur bei unierm Herrgott am Kreuz, daß er alle Todtünden der ganzen Welt auf seinem Gewissen solle haben, wenn er selbst nicht gerade so anständig sei wie ein Vögelchen ober die Kinder von Bethlehem. Aber unbegreiflich sei und bleibe es. Man möchte eher an Turkei-Länder denken. Und es sollte nicht viel, und der manferrige Lenz hätte den Müller und die Müllerin zum Glauben an des Teufels Gaunerei bekehrt.

Nach am selben Abend gab's ein Wechör und eine Untersuchung bei den männlichen Diensthofen des Hauses, von dem meißten dachte man besser und sich sie unbehelligt. Das Ergebnis war Null, jeder betrauerte bei seiner und seines Großvaters, seiner Betern und Vätern Sehnsucht, daß er nichts wisse und nichts gethan habe. Die Bestürzung war eine allgemeine, schließlich hatte ungeheuer einer den andern in Verdacht, er könne der Spitzhube sein. Aber aus christlicher Nächstenliebe schwebten sie dazu und hatten bloß ja ihre eigenen Gedanken.

Es war Nacht geworden, eine finstere Nacht, kein Sternlein am schwarzen Himmel, kein Licht mehr in den wenigen Häusern von Wörnsnühle, das Wirtshaus nicht ausgenommen. Die Weizach wusch rauschend über die glatten Steine in ihrem Bette hin, und ein rauher Ost legte vom Gebirge her durchs Thal. Auf den Weizen am Flüsse lagerten kalte Nebelschichten, deren formlose graue Massen der Wind in leichtes Schwanzen brachte, so daß sie, von den Begleitern herab beschaunt, wie leicht wellendes Geflüge ausliefen.

Die Stunde machte um Mitternacht sein, da zuckte auf dem Hügel, an dessen Fuß die Wörnsnühle liegt, ein Laternenlicht durch die Dunkelheit. Fast unmittelbar hernach knirschte der sandige über die Weizachbrücke führende Weg unter vielen sich nähernden Schritten. Es waren Rämmergestalten, und das Ziel ihres Marsches war des schonwankende Licht auf dem Hügel. Wäre ein fremder, ahnungsloser Wanderer ihnen um diese Zeit begegnet, so hätte ihn Furcht und Schreden sicher befallen, und sein erster Gedanke würde der an Geisterherp gewesen sein. In Versicklungen, wie sie nur für den wildesten Jaitnachtsstaukel sich eignen, kamen die nächsten Gefellen heranzuschlichen. Die einen waren in Ruhshüte oder in Schaffelle gehendet, mit Töppern auf dem Kappe, andere trugen alte Uniformen, Wönschsklotten, Webercäde oder staken einfach in Strohhäden; Helme aus Silberpapier, großmächtige Landweckfabel, Berggeräden, zerlumtete Röhrtöpfe, Solbatentmützen, die gehörnte Kapihaut von Kindern — all' dies sah in buntschweifiger, gratesker Abwechslung auf den Köpfen.

Oben auf der Höhe stand eine harte Schar ähnlich Vermummter. Jeden Augenblick wackte ihre Fahel durch die Anhaust einzelner oder von Häufen. Alle hatten die Gefichter gefärbt, die einen weiß, die anderen schwarz, rot oder gelb, wie die Rothhäute auf dem Kriegespiele, allen wucherten Bärte aus Berg, Maos oder Kofshaar, und jeder war mit einem Werkzeu irgendwelcher Art ausgerüstet, mit Trommeln, Trompeten, Klirren, Ruffschellen, Gloden, blechernen Hölzen, hohlen Jäffern und Treichflegeln zum Drossschlagen, Gewehren, Handmählen, Ketten, Brettern mit Brägeln, kurz, was nur immer geeignet erscheint, eine fürchterlich schöne Ragemmusik hervorzubringen, was hier zusammengefloppelt beim Stellbüchlein der — Haberer. Es waren ihrer weit über hundert Mann. Die streng militärische Disziplin und Organisation der Habere-

heldtreiber fordert ihre Einteilung in Rotten, die unter zehn bis zwösf tätigen und unersäßigen Weichselhabern stehen. Vorposten werden an den Straßen und Wegen aufgestellt, und Lösungsworte ausgegeben. Die Vorposten, stets mit scharf geladenen Gewehren versehen, haben die Annäherung Unbekannter oder Verdächtiger zu hindern oder Reißenden, welche nachgedrungen weiter ziehen müssen, eine bewaffnete Begleitung mitzugeben, bis sie sich oam „Haberfeld“ genügend entweit haben.

Die Vorposten waren draußen, die Sicherheit schien durch nichts gefährdet, und nun erhob sich unter dem zurückgeliebten Hauven auf der Anhöhe eine Stimme. Das Verleien der Namen begann. Zuerst wurde, strengem Brauche gemäß, der Name Karls des Großen ausgerufen. „Hier!“ rief eine tiefe Stimme. „Der geitrenge Herr Landrichter von Tegernje!“ — „Hier!“ antwortete ein zweiter. „Der geitrenge Herr Landrichter von Wiesbach!“ — „Hier!“ ein dritter. „Der hochwürdige Herr Pfarrer von Fischbachau!“ — „Hier!“ „Der Herr Lehrer oon Kallstreu!“ — „Hier!“ „Der Semmeltepp von Parsberg!“ — „Hier!“ „Der boarisch' Diehl!“ — „Hier!“ Und so ging es fort, denn jeder Teilnehmer des Geheimbundes trägt einen erdichteten Namen. Er folgt beim Rufus keine Antwort, oder ist die Stimme des Antwortenden verdächtig, so gehen die Haberer sofort still auseinander. Auch geschieht es bisweilen, daß zugleich mit einem Ausrufenen noch eine andere Stimme antwortet, und das ist, wie die Sage geht, niemand anderer als der leibhaftige Gottschalken; den so Ausgezeichneten aber ercilt noch in demselben Jahre ein schlimmes Ende.

Die Besetzung war vorbei, es hatte keiner gefehlt und keiner zu viel geantwortet. Man setzte sich der Hause ruhig in Bewegung den Hügel hinab und stellte sich vor der Mühle im Viereck auf. Einer der Vermummten klopfte an das Fenster des Schuldigen. Es that sich auf.

„Was gibt's?“ wurde Lenzen's Stimme hörbar.

„Jaht land ma' da. Rühr bi' nit vom Hied. Is Dei' Haberfeld leer?“ sagte der Klopper in mahndem Tone.

Lenz vermoschte das vom Fragesteller erwartete „Ja“ nicht herauszumürgen. Er hatte nicht geglaubt, so unermutet zur Strafe gezogen zu werden. Aber er wußte auch, daß mit der Schar da draußen nicht zu spaßen war, auch sah er die Unmöglichkeit ein, zu entkommen, denn ein besatzter Versuch würde von den Habereern an Leib und Leben beitraht worden sein.

„Mach's es gnädi“, stöhnte Lenz wie ein zum Tode Verurteilter. Er schlug mit zitternder Hand Licht in seiner Kammer. Dann trat er ons fruster, um das Bericht über sich ergelien zu lassen. So ercheilt es die Gesplogtheit der Geheimbändler:

Jetzt schritt ein großer Mann mit einem riesigen Papierhelme auf dem Kappe und wie ein Robinson Crusoe gekleidet in das Viereck, mit ihm zwei Laternenräger. In der Hand hatte er einen langen Streifen Papier — das Sündenregister, abgesehen in lauter Knüttelverchen. Nun begann er mit weitbin schallender Stimme:

Wir sind abgriandt vom Kaiser Karl aus dem Unterberg, versehen mit Wolmscht und Urkand' von ihm und die Jöng', um dem Konig Lorenz den Teuf zu lesen, Weil er gegen alle Mahnung verpicht is' gewesen, T'rum mühen wir ihm jetzt verfühden Seine großen und ergen Sünden. Othens: oßhon der Konig Lorenz ist ein Wälder, So sind ihm lieber doch die Haffschlechter.

Der Barfener hielt inne und richtete an die Gewissen die Frage: „Wart's'n, hab i recht aber nôt?“

„Recht hast!“ klang's einstimmig zurück, und nun erhab sich zur Befruchtung dieses Ausspruchs ein abgrenzenderes Pfeifen, Zählen, Schreien, Belächler und Geheul, begleitet von einem geradezu unbeschreiblichen Hülfslärm; Trompeten schmetterten, Trummeln wickelten, Klagen bimmelten, alte Meschäten flirrten, Ketten rasfelten, Stöße und Dreschflügel bearbeiteten mit aller Wucht leere Fässer und Bretter, Handmöhlen saarrten, die Matschen freisetzten und Schälfe kratzten darein.

Der Barfener gebot mit der Hand Ruhe. Ein zweiter Knüttelvers galt den Beziehungen des Leuz zum Geralsbäuer.

„Dab' i recht aber nôt?“ „Recht hast!“ erdröhnte es in lautem Chor. Und wieder wurden die Instrumente zu einem Spiele gerührt, das geradezu betäubend war und alles übertraf, was von den wildesten Völkern an Lärm hätte geleistet werden können. Das sächterliche Getöse wurde noch verstärkt, indem es von den nahen Berglehnen und Waldungen abschlug, so daß man es in der


stillen Nacht wohl auf mehrere Stunden weit vernehmen mußte. Im Orte selbst und auf den benachbarten Einödhöfen war natürlich alles auf den Beinen. Koch nie hatten die Anlassen der Werdnächte eine sächterlichere Nacht erlebt. Die Mäckerin gar schien über dem unspödlig heringebrochenen Ereignis den Verstand verloren zu haben. Mitten in der Wahaufstade kniete sie, halb angekleidet, den Rosenkranz in der Hand, und jammerte und stammerte ahar Auslöser:

„Heilige Mutter Gottes! Heiliger Florian! Heiliger Anton!“ Der Mäcker aber raunte inzwischen wie verrückt auf und ab, fluchte über die Lampen, die Haberer, daß die Fenster hätten brechen mögen, verfluchte sich, sein Weib, den Leuz und sein ganzes Haus, vor allem aber seine Ohnmacht, denn der geringste Versuch einer Feindseligkeit hätte ihn verdorben. Die Haberer, so strenge sie sonst fremdes Eigen schäpden und ehren, würden ihm die ganze Wäule und das Haus gerstet haben, sogar sein Leben und das der Seinigen wäre bedroht gewesen, hätte er es gewagt, einen Schritt vor die Thür zu thun, um irgend welche Abweyr zu üben.

(Fortsetzung folgt.)

Aischaffenburg und seine neu erbaute Mainbrücke.

Von O. C. Dittler.

 Am 15. August d. Jz. wurde die bei Aischaffenburg über den Main neu erbaute steinerne Brücke eröffnet und durch den Bischof Dr. v. Stein in Würzburg feierlich eingeweiht. Die Patenstelle hatte Se. Igl. Hoheit Prinz Ludwig von Bayern, ältester Sohn unseres Prinzregenten, übernommen, weshalb durch den Vertreter des Prinzen, den Igl. Regierungspräsidenten Grafen von Lurguz in Würzburg, die Brücke als „Ludwigsträße“ getauft wurde.

Aischaffenburg schwamm in einem Meer von Festlichkeiten, war doch durch die Erbauung dieser Brücke und die Errichtung des großartigen Winter- und Flakhsens ein Werk geschaffen, das den Interessen der Stadt in hohem Maße gerecht wurde und dieselbe zum Hauptstapelplatz des bayerischen Floßverkehrs schuf.

Die neue Brücke ist an Stelle der seitherigen steinernen erbaut und wird durch unser Bild (Seite 76) und der durch ihre eminenten Leistungen bestens bekannten photographischen Anstalt von Samhaber, Aischaffenburg, veranschaulicht.

Das stattliche Gebäude auf diesem Bilde ist das Schloß des Mainzer Kurfürsten Suikard v. Craneberg (1605 bis 1614 erbaut). An dieses schließen sich die Pfarr-, sowie die Stiftskirche und zahlreiche Häuser an. Die Aufnahme dieses Bildes erfolgte im Jahre 1887.

Die alte Brücke stammt aus dem Jahre 1430, in welchem Kurfürst Konrad III. von Damm in Mainz den Bau begann, der unter seinem Nachfolger Dietrich v. Erbach vollendet wurde.

Doch war dies nicht die erste Mainbrücke; aermüthlich haben schon die Römer eine solche gebaut, welche zerfallen ist aber zerstört wurde.

Kurfürst Billegis von Mainz scheint die Trümmer dieser römischen Brücke aufgefunden und unter Benutzung derselben, etwa um das Jahr 989 eine neue Brücke gebaut zu haben. Diese stand bis zum Jahre 1408, in welchem sie am 29. Januar durch Eisgang zerstört wurde.

Nun bestand eine Reihe von Jahren hindurch keine direkte Verbindung über den Main, bis im Jahre 1430, wie oben bemerkt, Kurfürst Konrad III. den Bau einer Brücke, der zweiten, begann, welche nun jahrhundertlang allen Unbilden der Witterung, ebenso wie dem sich aufblühenden Flusse trugte und jetzt erst der neu zu erbauenden Brücke weichen mußte.

Die Kosten dieser Alten, der zweiten Brücke, wurde durch das Entgegen einer Sammlung, die genannter Kurfürst aus schrieb, sowie Beiträge der Stadt Aischaffenburg und der Gemeinden des sog. Hochtaues aufgebracht.

Die Unterhaltungspflicht wurde der Stadt Aischaffenburg aufgebürdet, und sie hatte derselben wiederholt nachzukommen; denn bereits im Jahre 1505 stürzte der 3. Bogen rechts ein, und im Bauernkriege wurde ein Teil der Brücke zerstört. Im Dreißigjährigen Kriege war sie fast beinahe, im Jahre 1784 riß der Eisgang die Wendelmaulspalte weg. Diese Spalte besand sich auf dem Pfeiler zwischen dem ersten und zweiten jenseitigen Bogen, und alljährlich strömten am 20. Oktober, dem Patronatstage, zahlreiche Ansdchtige herbei, dem Gottesdienste anzuzuhören.

Im Siebenjährigen Kriege wurden zwei Bogen der Brücke von den Franzosen gesprengt, jedoch wieder hergestellt. 1792 wurden zum Schutze gegen Hochwasser und Eisgang die Seitenkurvepfeiler angebracht, und in den Jahren 1867 und 1868 Ueberstürze um die ganzen Pfeiler angelegt.

Am 2. Januar 1889 wurde, nachdem im Vorrammer eine Ratbrücke angeschlagen worden war, mit dem Abbruch begannen. Die Arbeiten gingen nur langsam vor sich, da die massiven Gewölbe mit Reil und Hammer abgetragen, die Pfeiler mit Pulver und Dynamit gesprengt werden mußten. Die von den Franzosen zerstörten und alsdann wieder hergestellten Pfeiler bereiteten besonders Schwierigkeiten.

Hier regelt sich deutlich, wie viele Wandlungen die Brücke durchgemacht hatte, und gar mancher mag mit nehmütigen

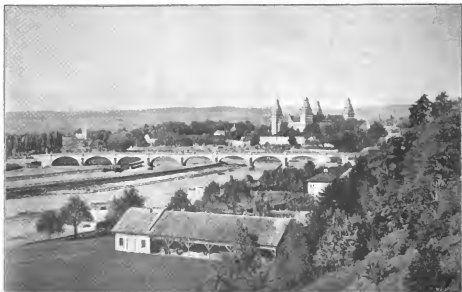
Gefühlen dem allmählichen Verschwinden der Brücke zugehört haben.

Einer ergötlichen Episode auf dieser alten Mainbrücke sei hier noch gedacht, die über die Grenzen Aschaffenburgs hinaus Witz und Humor erregte und zu vielen lustigen Auslassungen Veranlassung gab.

Es war an einem schönen Frühlingsabend zu Beginn der 40er Jahre, als ein langer, bagerer Schneidemeister aus Aschaffenburg, der sich an Speise und Trank in der Umgegend gütlich gethan hatte, zu keinen häßlichen Penaten zurückkehren wollte. Auf der Brücke trifft er mit einem Kollegen zusammen, und da zur Zeit der Gewerbe-Jamung der leidige Konkurrenzneid die Herzen der Meister noch nicht verbittert und deren

bringen, war dieser doch leicht und das Manteltuch bis und zähe. Sofort ging es an die Rettung des andern, die ebenso rasch und flott erfolgte. Tief atmend und ihrem Schöpfer dankend, schlugen die beiden den Heimweg ein. Mit Blüßschnelle aber verbreitete sich die Schauerwär in der Stadt, daß zwei Schneider die Brücke eingetreten hätten. Zahlreiche Spottverse erschienen, und nach heute pflegt man scherzweise einem Schneider auf der Brücke zuzurufen: „Nach te Sache, da, tret' die Brück' nit ein!“

Die angestellte Untersuchung ergab, daß ein Quaderstein infolge des Hochwassers sich verschoben, und dadurch das Riedgerälle in den Gewölbswinkeln nachgegeben hatte, so daß der Schaden leicht repariert werden konnte.



Die neue Brücke von Aschaffenburg. Nach einer Photographie von G. Gumbel.

Gefellen zu feindslichen Heteren und solennen Keilereien veranlaßt hatte, blieben die biedereren Schneidemeister beisammen stehen und tauschten in aller Liebe und Freundschaft ihre Meinungen aus. Da, während der eine dem andern die Nase reicht und dieser sich eben anstößt, mit lautem Geräusche die Fütterung seines umfangreichen Gesichtswarstunges vorzunehmen, wankt der Boden unter ihren Füßen, und sie versinken langsam in die Tiefe. Beide stoßen ein entsetzliches Hilsegeschrei aus, scheinen sie doch dem schrecklichsten Tode verfallen zu sein. Von allen Seiten kommen Leute, stehen aber tatlos, da man jeden Augenblick das Versten der Pfeiler und Untergerben im Mainie besichtigt. Endlich röhrt jemand Mut, und in der Weise, wie man Leuten zu Hilfe kommt, die auf dem Eise eingebrochen sind, wirft er sich platt zur Erde, und auf dem Boden fortstreichend, schiebt er einen vor sich ausgebreiteten Mantel bis zu den Verknüpfen. Der eine Meister ergreift denselben, und es gelingt bald, den Schneider in die Höhe zu

Was nun die neue Brücke anbelangt, welche unfer nach der Natur der einzigen Logen aufgenommenes Bild zeigt, so ist dieselbe auf Staatskosten erbaut, wofür die Kammer 750 000 Mark bewilligte, während 150 000 Mark durch die Stadt Aschaffenburg zu leisten waren. Die Mehrkosten für die Verbreiterung der Brücke beliefen sich auf 183 000 Mark, wovon die Stadt weitere 70 000 M. zuzuschuß und für 33 000 M. gutstand. Die Gesamtkosten dürften sich auf nahezu eine Million Mark stellen.

Die Vergebung der Arbeiten erfolgte im Herbst 1888 an die mindestensfordernde Firma Aug. Bernay & Grün von Mannheim, welche am 2. Januar 1889, mittags 1 Uly, den ersten Spatenstich zur neuen Brücke ausübten ließ.

Die Arbeiten am Hafen wie an der Brücke schritten rasch vorwärts, vom 15. Juni 1890 an konnten Schiffe und Flöße bereits durch den neuen Hafen fahren. Am 11. September dampfte zum ersten Male der Kettenfähler mit seinem Schiffs-

zuge durch einen Bogen der neuen Brücke. Am 21. Oktober wurde das Gerölle des letzten Brückenbogens geschlossen, am 27. Oktober die neue Ausladehalle am Hafen ihrem Zwecke übergeben. Am 23. März 1890 fand die feierliche Einsegnung der Urkunden, Plänen, Zeichnungen, u. in den Schlußstein statt, und zu Beginn des August war die Brücke vollständig fertig gestellt und bereit, dem Betriebe übergeben zu werden. Die Brücke ist 9,70 m breit, wovon 6 m auf die Fahrbahn, 1,57 m auf die Trottoire treffen, sie hat acht Strebepfeiler von 23,8 m, sowie drei Stützbogen von 12, 10 und 9 m Lichtweite. Die Gesamtlänge ist 324,75 m. (Die vor einigen Jahren zu Vohr aus südlichen Mitteln erbaute Mainbrücke hat sechs Bogen mit 25 in Lichtweite, zwei Stützbogen rechts, einen links und soll mit Hafen- und Uferbauten über eine Million Mark gekostet haben.)

Der neue Hafen liegt oberhalb der Brücke rechtsübrig, hat eine Länge von über 1 km, eine Breite im Mittel von 70 m und ist durch ein Hafenthor begrenzt, das mit Eintritt des Hochwassers und Eisdängen geschlossen werden kann. Leider ist dieser Hafen noch nicht ausgebaut — mangelnder Mittel halber —, die Dammtone liegt fast 3 m unter Hochwasser,

doch hofft man, daß in der nächsten Finanzperiode vom Staate auch die Ufer der hierzu genehmigt werden. Der Umschlagplatz für Floßholz ist 385 m lang, die zweifelhafte Böschung mit sog. Skritballen versehen, auf welchen die Bauhölzer mittels besonderer Kettenwinden direkt auf den Waggons geladen werden können, sobald die Verbindungsbahn zwischen Hafen und Staats-eisenbahn hergestellt ist.

An den Umschlagplatz schließt sich eine 50 m lange Ländeböschung und die Ausladehalle für Boden- und Bretterholz des Lokomotivsees, dann die Quaimauer für Kohlenumschlag mit Dampf- und Drehkränen.

Die Leitung des ganzen Banes war von der unternehmenden Firma dem Regierungsbaumeister Paul Bilfinger übertragen worden, dem sechs Bauführer zur Seite standen, welche die 250 bis 300 beschäftigten Arbeiter beaufsichtigten. Die staatliche Aufsicht führte der Igl. Bauamtmann Vetter und später dessen Nachfolger, der Igl. Bauamtmann Treichmann.

Wir schließen mit dem herzlichsten Wunsch, daß Brücke und Hafen, welche in der Geschichte des Minnerfestes ebenso wie in derjenigen der Stadt Rasthausen eine neue Epoche bedeuten, diese zu einer recht segensreichen gestalten mögen!

Ein bayerischer Schlachtenmaler.

Nur haben in Nr. 48 des „Bayerland“ die Lebensskizze des und durch den Tod austriffenen Schlachtenmalers, Professors Heinrich Lang, gebracht. Wir haben keine Bedeutung auf diesem Gebiete mit begeisterten Worten hervorgerufen und finden heute die freundliche Gemuthung, daß die hinterlassenen Skizzen des Künstlers vom Staate angekauft und den Sammlungen von Handzeichnungen des von Direktor Dr. Wilhelm Schmidt trefflich geleiteten Igl. Kupferstichkabinetts in München einverleibt wurde. Kunst und Geschichte haben diese Erwerbung befürwortet; der Staat hat mit der Sammlung ein so kostbares Besitztum erworben. Wir geben heute das Bild Heinrich Langs im Hauptblatte.

Wir können nicht umhin, unseren Lesern durch eine seiner Skizzen und die aus seiner eigenen Feder hierzu gelieferte Beschreibung den Beweis zu liefern, wie Heinrich Lang mitten aus dem blutigen Schlachtengetümmel den Wortwurf zu seinen Skizzen sammelte, wie er nicht minder geschieht mit der Feder als den Griffel das wilde Gemoge „der männermordenden Feldschlacht“ zu schildern verstand. Die Lebensskizze dieser Verlaganstalt für Kunst und Wissenschaft, vormalig Friedrich Brudmann, in welcher Langs „Erinnerungen eines Schlachtenmalerers“ erschienen, hat uns Bild und Text zur Verfügung gestellt.

Lang schreibt: „Wir waren an der östlichen Straße nach Jermois angelangt und ich bog nun westlich ab, den ich näheren Teil meines Weges zu verfolgen. Die Mannen waren mir durch das Dorf augenblicklich verdeckt; aus demselben zog eben im Schritt eine Munitionskolonne hervor. Wir saum in Sicht gekommen, hatte sie auch schon einen tüchtigen feindlichen Gruß ausgetauscht, indem gleich am ersten Fahrzeug das Vortrittsattel Pferd von einer Granate, die dessen Kopf traf, so zusammengeklungen wurde, daß sein Reiter in einem tiefen Sattelmortale weit nach vornwärts geschleudert wurde. Da ich der Kolonne entgegenstrabte, hatte sich der Mann kaum

wieder erhoben und war im Begriff, sich flüchtend abzuwenden, als ich bei ihm anlangte und ihn lächelnd fragte, was er sich denn eigentlich bei seiner Lustreise gedacht habe.

„Nun“, fuhr er mich an: „was werd' ich mir denkt hab'n. Obi hab' i mit halt fallen lassen.“

Lassen, in dem einen Wort lag ein großartiges bewundernswürdiges Selbstbewußtsein. Es war also seltene Weisheitsgegenwart, nicht die Gewalt des Sturzes, was diesen fatalblütigen Krieger sich zweimal durch die Luft überfliegen ließ. Ein wirklicher Teufelskerl, dieser Fuhrweiser. Ein paar Speichen hatte der Schuh am rechten Frosenrad gelöst; eben war der Führer, ein Leutnant auf einem hübschen Apfelschimmel, daran, zu unteruchen, ob das Rad hinaus bis zu den Batterien halten werde. Er glaubte ja, und wieder ging es vorwärts.

Ich aber zog auferhalb Jermois meines Weges und nun — die Augen zugeedrückt, ein paar letzte Eisen hinter den Gurt — und in einer großen kalten Wolke um die Wägenbrände herum! Aber die Wägen hätte ich mir und dem armen Berber sparen können. Die Richtung der einfallenden Granaten war eine komplette perspektivische Täuschung gewesen — das war so viel weiter abwärts, und ich bereute jetzt, die Jermois von den zweiten Wägen umgangen zu haben. Fast wäre ich wieder umgekehrt.

Erst sah ich mich um, wohin mich mein Eifer, die Granaten zu vermeiden, gebracht hatte — ich war ein tüchtiges Stück über die große Straße nach Seban gegen die Waas zu gekommen, hatte hinter mir eine elegante schloßartige Villa im gotischen Stil, wo nächsten Tages die Monarchen-Zusammenkunft stattfand (i links von den Batterien) und ein paar 100 Schritte weiter hinab mußte ich den Standpunkt finden,

1) Das näher so viel genannte Seban.

2) Dieselben, welche heute vorzüglich Oberst v. Horn und der Hinz gerüdergeführt hatte.

den ich mir dachte. Aber weit gefehlt! Auch hier bot sich nichts weniger als die gehoffte Dampfsicht von Vogelles und dem Gesicht — also umsonst! Ich sah ab, denn ich fand den Platz sehr bequem und — sicher; wohl lag nicht weit von mir der von einem Geschöß herobgeschleuderte Ast einer Pappel, aber im Augenblicke war nichts von Gefahr zu spüren. Ich hatte einen prächtigen ruhigen Platz gefunden, über welchen hoch in den Lüften — aber für mich obsolot ohne Belang — sich die gegnerischen Kugeln kreuzten. Ich hatte mich ins Gras gelegt und machte die merkwürdige Entdeckung, daß es sogar in einer Schlacht langweilige Momente geben könne. Mein guter Verber ließ den Kopf hängen wie ein italienischer Hungersvornehm om 40. Tage, und das mochte mich, ihm den erwähnten Pappelaß abzustreifen, dessen Blätter er wirklich begierig verzehrte. Das arme Tier! Astern und laute Pappelblätter! Mir ging's ja aber auch nicht viel besser; jetzt ungefähr wäre ebenfalls für Menschen Dinerzeit gewesen! Eine frische Cigarre und das Skizzenbuch heraus! Ich hatte so viel von heute vormitte zu notieren, dieser ruhige Moment eignete sich prächtig dazu; ich ging flott ins Zeug und hatte bald mehrere Blätter vollgeschmirt. Ab und zu guckte ich mit dem Feldstecher nach der Schlacht, hier wor's ja so leicht, den ruhigen Phitaphoppen und das „nil admirari“ zur Geltung zu bringen!

Die Batterien hinter mir schienen aber plötzlich rascher zu feuern — vielleicht ein neuer Gegner, aufgepaßt! Mir gerade vis-à-vis!) lag das Dorf Floing am Abhang einer ziemlich großen, leicht aufwärts steigenden Halde, deren Kamm auf der Seite des Dorfes, von welchem man nun den etwas plumpen Kirchthurm, eine große Erde und einige Dächer sehen konnte, mit mehreren charakteristischen Pappeln besetzt war. Ein paar preussische Bataillone waren im Begriffe, schräg über die Halde vorzugehen und hotten ihre Plänklerschwärme voraussendend. Ohne Zweifel waren dies die ersten Truppen jenes Armeekorps, das sich schon durch Stolz bemerkbar gemacht hatte, und dessen Front in dichten, tiefen Kolonnen ich über Floing weg hinter einem aus einer Kuppe liegenden Wäldchen hervorkommen sah. Als ich mein Auge von den erwähnten Plänkleren weiter noch rechts schweifen ließ, wo das Bois de la Garenne nördlich von Sedan das offene Gelände abschließt, sah ich plötzlich Kavallerie erscheinen; in den nächsten Augenblicken war eine imposante Masse derselben in vollster Angriffsbewegung gegen die preussischen Bataillone aufgetreten.

Es war prächtig anzusehen, gemäß eine ganze Division, den hellblauen Uniformen und vorherrschenden Schimmeln nach zu schließen, hauptsächlich Chasseurs-d'Afrique, im stärksten Marsch-Marsch über das freie Feld auf die amten dünnen Infanterielinien losziehend. Gewiß hatte die viel höher stehende Artillerie diese Reiterfähren dortin bemerkt und nach ihrer Art begräht!). Ich sah die Plänkler losen, Klumpen bilden, sie zum Teil schon von der Kavallerie überfallen — mir war es im Augenblick ganz möglich, ruhig hinüber zu schauen; ich stierte om ganzen Körper vor Aufregung und war ziemlich überzeugt, daß die schwache Infanterie diesen ungeheuren und mit einem herrlichen Esau bekommenen Stoß nicht würde aushalten können. Weit vor der Linie des ersten, größtentheils mit Schimmeln bevittenen Regiments, demselben vielleicht um 30 Gänge voran, jagte auf einem dunklen Pferde ein einzelner Führer mit größter Brauour. Jetzt kam er an die zwischen kleinen Böschungen thalabwärts fahrende Signalstraße vielleicht noch 200 Schritte vor den in Linie desorgierten Bataillonen, da begannen diese ihre Feuer: ich sah das Pferd zusammenknicken — im nächsten Moment hatte das Regiment den tapfern Führer überholt, er war nicht mehr zu sehen, schade um den tapfern Mann!)



† Heinrich Lang.

Aber nun die Wirkung des Schnellfeuers! Was ich da beobachtete, wird mir ewig unvergesslich bleiben, aber es zu schildern, ist schwer, wenn nicht unmöglich. Eine Masse Pferde waren gestürzt und wälzten sich am Boden, nach mehrere selbten getroffen, rapid um, teilweise ihre Reiter abgelenkend, die unterlegten blieben im Sagen. Das gab ein Zusammenpressen, Überlagern, Stößen und plötzliches Boetieren, und immer

wieder ein neuer Schock aufeinander gegen auf zurückdrängende Masse, immer wieder neue erbornungsföhe Geschäfte von entseßlicher Raschheit und Sicherheit! Jetzt hatte ich die Angst

) Wie man später erfuhr, auch mit Erfolg, denn der Führer derselben, General Marguerite, wurde hier der Unstetigkeit durch einen Ordonnanzführer verschwert, so daß im Augenblicke des Ansetzens zur Attacke der bekannte General Marquis de Wallist den Befehl übernehmen mußte.

) Auf eigentümliche Weise erfuhr ich noch Jahr und Tag, wer jener Führer gewesen. Ich hatte ein Bild dieser Attacke auf der Staffette, als sich Bentler Bronger aus Paris besuchte; begreiflicherweise kam ich dabei ins Gespräch und erwähnte mit Wärme und Bezaubern jenen großen Reiterführer. „Nun“, sagte Herr Bronger, „da freut es mich, Ihnen mitteilen zu können, daß der von Ihnen Beschriebene ganz unversehrt durchkam und noch lebt, und es wird Ihnen Spaß machen, zu erfahren, daß es sogar ein Ihnen persönlich Bekannter war, Wallist, dessen Sie sich ja gewiß von Floing und Vincennes her erinnern. Er darderte die preussischen Linien, nachdem sein Pferd in der erwähnten Straße nicht getroffen, sondern nur grauschwell war, und gelangte erst zum 15. Corps, das, wie Sie wissen unter Vinols die Reiterei geleitete.“

) Zusammen noch la entfernt, daß ich mich Beobachtung der im folgenden erzählten Episode das Glas brauchte.

wegen der „bunnen“ Bataillone verloren, aber ich sah den- noch zitternd dem großartigen Schauspiel zu, welches sich da vor mir abspielte. Eine riesige, hellgelbe Staubwolke hatte sich über die Kavallerie gebildet, auf welcher sich die herums- brechenden, größtenteils angeschossenen Reiter und Pferde sehr deutlich in allen ihren verzwirbelten Bewegungen wie Sil- houetten in einem Schattenspiel abhoben. Von diesem Reich- tume an Situationen hatte ich freilich keine Ahnung gehabt — aber es sollte noch mehr und Neues kommen.

Die Reitermasse schwenkte links von der Infanterie ab in die südlich von Hoing bisher freie Lücke nach Westen. Aber da war, was ich jetzt erst bemerkte, oder wirklich so plötzlich preußische Artillerie aufzutreten. Mit bewundernswürdiger Bravour gingen die tapferen Schwadronen auch auf diesen neuen Gegner los, und ich konnte deutlich ihre braven Verjuche beobachten, die zertrümmerten Glieder zu säfischen, freilich auf dem abfälligen Terrain mit vielen verwundeten Pferden umsonstiger erfolg-

paretend, den Reiter über den Hals weg in den Abgrund, unaußhaltbares Hinabrutschen und tolles Überschlagen — alles das erschien da in einem gräßlichen, aber großartigen, malerisch wilden Ensemble, wie es die kühnste Phantasie kaum erfinden könnte. Es war ein Rubensscher Engelsturz ins Kavalleristische überjept! Ich bin froh, daß ich das Auffslagen der Körper unten nicht sehen konnte, mitleidiges Gebüch und Baumkrone verdeckten mir das Schrecklichste. Der ganze Reitersturm war durch und an der Batterie vorbei (surdhor begimiert) über den Hüdenkamm erschwunden — für mich der Abschluß dieser großartigen Episode. Aber drüben vor dem Dorfe Hoing zer- schellten die Reite nach an den tapferen Thüringern, welcher Vorgang in dem bekannten ausgezeichneten Bilde von Franz Adam unvergleichlich geschildert ist.

Wir ging's im Kopf herum wie ein Mühlenrad, ich hatte etwas Einiges gesehen in tausenderlei Gestaltungen! Wie das behalten, wie das wiedergeben? Und nun, als ich den Feld-



Der Angriff der Division Marguerite in der Schlacht von Sedan. Von Heinrich Lang.

reich, als die Geschütze noch glücklich ein paar Kartätschen- lagen in die Angreifer schleudern konnten. Und doch sah ich einige Schimmel über der Batterie draußen, es waren also schon mehrere Reiter durchgetroffen! Weitere Beobachtungen in der Batterie waren durch Staub und Dampf abgeschwim- men. Desto interessanter ging es vor den Geschützen zu.

Die Kartätschen waren nicht wirkungslos gewesen, eine große Anzahl von Pferden drängte zurück und wogang die große Windbraut der nachstürmenden Schwadronen durch ihr blindes Entgegenprallen wiederholt zu weiterem Ausbürgen. In dem riesigen Plo-méle und der leidenschaftlichen Erregung, wie sie solche gewaltige Kampfszene mit sich bringt, wohl auch durch den Staub geblendet, hatten sie die Gefahr nicht bemerkt, welche die hier befindlichen Steinbrüche brachten, und so bot sich mir wiederholt das Entsetzliche, ganze Haufen Menschen und Pferde da hinunterstürzen zu sehen. Da waren einzelne, die in ganz verrücktem Durchgehen einfach hinunter- sprangen, wieder andere, die dem Boden unter den Füßen schwin- den fühlten und sich verzweifelt anklimmerten oder emporzuklim- men versuchten; manche schleuderten, plötzlich vor dem Präzipit

sther mechanisch wieder ansieht, dieses Feld voll Toter, Ver- wundeter, Ziehender. Eine ganze Welt neuer schrecklicher Er- scheinungen, als sich nach und nach Staub und Pulverdampf verzog. Die Bataillone aber gingen schon wieder vorwärts, hinter ihnen lagen viele Gefährte, die in letzter Verzweiflung nach das Glied durchbrachen; vor ihnen ganze Fetatamben übereinander gefallener Pferde und Reiter; bei allen Gruppen sah man nach einzelne sich rühren; hier liefen in höchster Auf- regung lose Pferde umher, dort schleppten sich welche mühsam weiter, einzelne Reitertruppe sah man zurückgehen, viele Ka- valleristen zu Fuß sich eiligst solbieren; solcher Szenen gab es Hunderte. Wer doch mitten darunter sein könnte, das alles ganz in der Nähe zu sehen und zu studieren!

Den Bataillonen kam aus dem Walde französische In- fanterie entgegen, es entspann sich wieder ein interessantes Gefecht, Schnellfeuer gegen Schnellfeuer ganzer Bataillone. Gegenüber dem Gehehenen machte es mir indessen keinen großen Eindruck; die Opfer, welche es kostete, konnte ich auch nicht

*) Es soll noch eine Kompanie mit Schnellfeuer aufzutreten sein.

so bedrohten, wie bei der Kavallerie, die auch viel näher war, und der Pulverdampf des Geschweisers machte kaum größere Wirkung, als ob jeder Mann einen tüchtigen Mund voll Tabakdampf löschte, gegenüber den riesigen Wällen, welche dahinter die Artillerie entwidete. Nach kurzem machten die Franzosen „Recht“, und die leichenbleiche Salve wurde bald von preussischen Infanteriemassen bedeckt.

Das war jetzt jedenfalls ein bedeutender Abschnitt der Schlacht; ein Durchbruchversuch entschied abgesehen. Ich sollte ich nicht lieber gleich daran gehen, das momentane Frische sofort zu notieren? Wohl hatte ich einzelne Motive ganz fertig vor dem innern Auge; aber ich wollte mir doch erst selbst Rechenschaft geben, was ich eigentlich alles gesehen, wie viel ich sicher wußte, und was mir teilweis wie ein fieberwüthender Traum vorkam. Ein recht fieberhaftes Gedanke war das erste, dessen ich mich in jenem Momente der beginnenden Rekapitulation entsinne: Wenn der Felschloß doch eine Art photographischer Maschine wäre, welche die gegebenen Bilder fixirt! Schon die Taxirung der beteiligten Truppen begann mit Schwierigkeiten. Zunächst hatte ich jedenfalls mehrere hellblau Regimenter gesehen, das konnten nur Chasseur d'Afrique und? oder? Anjahren gesehen sein, da entscheidet die Kopfbedeckung. „Siehst Du, Freund Spag, wie mangelhaft Du insalge des „Vampenschießers“ beobachtet? Du weißt also nicht einmal, was für Mützen oder Kappen die betreffenden Regimenter hatten!“ Durch den dichtsten Staub hatte ich wiederum geglaubt, ein starkes Mützen bemerkt zu haben, ziemlich hoch oben auf dem Plateau, das besetzt auf Kürassiere, und in der Mitte schien mir einmal eine dunklere Kavallerie-Abteilung erschienen zu sein — immer nur Vermuthungen, Hypothesen! Zum Zweck, jetzt hatte ich einmal endlich eine wichtige erste Axtidee gesehen, und schon bei der Bestimmung der teilnehmenden Reitergattungen haperte! Da ist es freilich vernünftiger, ich lasse diese specien und klassiere mit einfach die paar Hauptmotive, die mir gerade gegenwärtig sind. Das andere findet sich schon, und so ein gewaltiger Eindruck, das fühlte ich klar, geht mir so leicht nicht ganz verloren. Mit Kognakammer und Unzuverlässigkeit schon ich nach vollbrachter That mein Blutbuch wieder in die Tasche — nicht die blasse Idee, jetzt erfolgreich zu arbeiten; es ist gescheiter, ich trete wieder hinaus, um nichts von dem jetzt noch etwa Folgenden zu verlieren.

Diesem aber wird die gute Chaussee gewährt, die schon ja so bequem aus und wird, besonders bergauf, meinem ornaten Gaul bedeutend angenehmer sein, als die Fels. Nach wenigen Minuten kam ich zwischen ein paar Büschen hindurch auf die Straße und war kaum zehn Schritte auf derselben gegen Jernois getritten, als ich die neue, oder weniger angenehme als interessante Bemerkung machte, daß bis hither Filantuskeln reichten. Ein paar mal piffen welche an den Chausseebäumen hin, ich aber unterdrückte meine Reagierde und machte mich schlenkig davon. Hinter Jernois bog ich wieder hinüber zu meinen Freunden, den Bombardieren, fand auch gleich einen lieben alten Bekannten, den Hauptmann Voron Rassenbach, der mit seiner reitenden Batterie jetzt den äußersten Flügel der großen Geschütze bildete. Es war die „Fuchsenbatterie“, welche der kleinen Ulman-Brigade angeschlossen war und erst seit einer Stunde, wie mir der Chef erzählte, hier

mitarbeitete. Sie hatten von hier die Attade auch gut gesehen sogar ein paar Granaten hinübersehen können, und schon da fand ich, wie später bei allen betreffenden Beobachtern, das Bedauern mit dem schneidigen, vorontretenden Führer, der als das erste Opfer gefallen war. Jetzt, als wir mit den Gläsern hinüberblickten und über das Attadefeld weg die Höhenzüge gegen Westen ins Auge faßten, waren dieselben mit außerordentlich vielen weißen Punkten besetzt, den Überresten der „Schimmel-Regimenter“, die verzeigt durch und angekommen waren. Außerdem sah man schon auf allen waldreichen Stellen die französische Infanterie in hellen Haufen auf die Festung zurückgehen; die Schlacht neigte sich ihrer Entscheidung zu. Dieter Rassenbachs Batterie — zwischen dieser und der Batterie La Roche — fand ich ein hübsches, altes steinernes Feldkreuz, von Pappeln umgeben, ein ganz bequemes Sitzplätzchen, welches mir später, als ich nach ein paar Jahren das Schlachtfeld wieder besuchte, ein ganz sicherer topographischer Anhaltspunkt wurde.

Hier in der Nähe traf ich auch wieder mit dem Corpsstab zusammen, welcher sich auf einem kleinen Raum gelagert hatte, von dem aus sich ein sehr guter Überblick darbot. Alles war in gehobener Stimmung, die Schlacht war so viel wie entschieden, der eiserne Gürtel um die feindliche Armee geschlossen, denn brühen an den Höhen oberhalb Jond de Sironne veränderten dicke Wolken von Pulverdampf, daß dort, und direct gegenüber, ebenfalls eine mächtige Artillerie von rückwärts die französische Armee beschieße. Zum Ende herüber kamen wohl noch einzelne Granaten, im ganzen aber hatte sich die „Spitze des Reichs“ gegen heute vormittag bedrohend vermindert, obwohl unsere Batterien seitdem stetig von Zeit zu Zeit weiter vorgepusht worden waren.

General v. Hartmann war sehr erfreut, als ich ihm erzählte, wie glücklich ich in der Beobachtung der großen Attade gewesen; der liebenswürdige alte Herr hatte, als dieselbe erfolgte, Verdonnungen abgeschickt, welche mich auf diesen interessanten Fall aufmerksam machen sollten, und eben kam einer seiner Adjutanten zurück, dem er neben seiner dienstlichen Befehls den selben Auftrag für mich erneuelt gegeben hatte. Ich war wirklich ganz gerührt von solch aufmerksamer Freundschaft, welche indessen kein vereinzelter Ausnahmefall war; wiederholt hatte Et. Exzellenz die Güte, mich entweder direct oder indirect bei besonderen Gelegenheiten an den richtigen Punkt zu dirigieren.

Während wir so plaudernd da saßen, kam ein preussischer höherer Offizier (ich glaube General v. Tressow) mit einer Order von Wolff für den Kommandierenden, und es war ein origineller Zufall, daß gerade, als er abgefahren war und sich neben den Kommandierenden ins Gras gelagert hatte, noch ein großes Geschöß aus der Festung in unserer Nähe einschlug; es war für heute die letzte Granate, und auch diese hatte für uns keinerlei schlimme Wirkung. Nach einiger Zeit besah ich wieder mein Streifrohr; ich vermutete, von der Höhe, die ich heute gekreist hatte, noch einen schönen Blick so à la Beaumont zu gewinnen. Ich gewann aber noch mehr! Denn als ich den Berber, einen gewandten Kletterer, geradewegs den steilen Abhang hinuntertrieb und dabei vorgebeugt, nach Barthst in die Höhe grüßte, nur auf die Terrainschwierigkeiten achtete, erdrossel plötzlich von einer gewaltigen Stentortimme die, jaßt jätliche Anfrage: „Na, na, Wännchen,

wohin man so direktamang? Aufblickend, gewahrte ich einen Nischenort von einem preussischen Feldbarnamen, der mich belehrte, daß ich in der eingeflagelten Direction geradewegs auf Se. Majestät den König zustrudere, der hier mit dem großen Hauptquartier seinen Standpunkt genommen hatte. Ganz freundlich wies mich der Goliath nach links, wo ich „mang die Bängens“ ganz gut herum kommen könnte.

Es war eine malerische Scene, die ich bei diesem Umrgehen der königlichen Suite zu sehen bekam. Da waren Equipagen, Fourgons, Jagd- und Reiswagen, auch ein paar elegante Bierzüge, besonders ein brillanter mit Truchseher Kappen, Reithiechte in Livree und Trabanten in einer

Unzahl von Handpferden und die originell aus sämtlichen Kavallerie-Regimentern zusammengestellte Stadwache, welche abgetrieben in allen möglichen Gruppen ein abwechslungsreiches, kaleidoskopartiges Bild lieferte. Hier konnte ich nun mit Ruhe die Versammlung der edlen Fürsten, der genierten Denker und streitbaren Helden aus nächster Nähe mit ansehen, welche der staunenden und mißgünstigen Welt so gewaltig den Wert und die Bedeutung deutscher Tüchtigkeit bewiesen und im Begriffe waren, die lange ersehnte Einigkeit und Größe unseres Vaterlandes in einer Form „aero perennius“ herzustellen, die uns, will's Gott, kein Königler antasten, kein Feind über den Haufen werfen soll in Ewigkeit!

Himmelstreu. 1)

Von W. v. Bemming.



Himmelstreu.

In Abend war's. Eben da ich die Kirche betrat, ging die Sonne hinunter. Schon wuchsen in den tieferen Winkeln des hochgehobten Hauses dümmere Schatten, nur durch die hohen Fenster drangen noch goldrote Strahlen. Sachte glitten sie über die stillen Grabmäler hochgeborener, längst in Staub zerfallener Toten.

Selbstam lebendig spielten sie um das ernst-großartige, in satten Farben bemalte Steinbild des Grafen Otto von Crimlande. Sie glitten über Schwert, Panzer und Helm, jezt trafen sie das schöne Antlitz, das große dunkle Auge. Da geht ein atmendes Leben durch die edlen Jähe. Des Nitters

trafen sie das schöne Antlitz, das große dunkle Auge. Da geht ein atmendes Leben durch die edlen Jähe. Des Nitters

Gestalt richtet sich langsam aus der leicht auf das Schwert geneigten Haltung empor. Jetzt hebt er den Fuß, schwach klettert der Sporn und lebendig tritt er in das Schiff der Kirche heraus.

Leise, nur ganz leise hallt sein Schritt, aber schon wecke er an der Wand gegenüber ein steinernes Frauenbild: Agnes, die Witwe des Grafen, das Haupt mit dem Schleier umhüllt. Knisternd streift ihr Gewand die steinernen Fliesen, da wendet sich lauschend eine bezaubernde Gestalt neben ihr: Albrecht, Burggraf von Nürnberg, wachlich „der Schöne“ genannt. Ergreifend, fast weiblich anmutsvoll ist die Schönheit der Bildung und des Ausdrucks, süß und edel, wonnig und vornehm die Haltung des Hauptes, der schlanken Gestalt. Mit rührender Innigkeit beugt er sich über die schlummernde Gestalt, auf dem Sarkophage der Orlamündischen Grabstätte ruhend.

Wie ermachte sie nicht, dem bestridenden Geliebten zu folgen! Sie erhebet das feine, lodige, rosenbedante Haupt, hebet die schlanken Glieder im weich fließenden, steinweißen Gewande, und hoch aufgerichtet stehet vor ihm die „weiße Frau“ der Pfaffenburg, die Unheilkländerin der Hohenzollern.

Süßes Flüstern wird wach, Rosen duften; die beiden sprechen von Liebe und Treue und Verwählung. Ein Wort aus dem schönen Burggrafen Munde: „So lange vier Augen offen stehen, ist unrerem ehelichen Bunde ein Stein im Wege“, treffen das bang aufstorbende Ohr der Pfaffenburgerin. Ein dunkles Schweigen breitet sich starrend aus, zitternd getrauchen von leisen Wimmern, das von dem nächsten Gestirnalp herüber bringt. Da hüen zwei Kindein der Gräfin aus erster Ehe, hüen mit stehend erhobenen Händen. Kinn's nicht wie Blut hernieder zum Boden? Wehe, die eigene Mutter zieht die Nadel aus dem Haare und mordet — vier Augen zu schließen, die ihr Liebesglück hindern — der lebenden Kindein junges Leben.

Großes Entsetzen schauert durch die Kirche, scheu nur tönen fromme Gebete, hallen Gesänge, ruft die Glocke zur Besper. Scharsam folgt ihr der Kommen Schar; von den Grabsteinen am Boden, von Treppen und Thüren und Emporen des Klosters herein wollen im Schreier der Weltentagung Matronen mit stillgeborenem Antlitz, blühende Mädchen mit süßen Lippen, wallt Äbtissin auf Äbtissin herein. Es fällt

1) Kießer Himmelstreu (Corona Coeli) liegt etwa zwei Stunden von Rastbach und der Pfaffenburg, in den nun auch Himmelstreu, ein Freybruder genannter Dorf am Weihen Rain. Es wurde 1280 aus einem der Grafen von Crimlande, der demmaligen Herzog dieses Landes, verlehrend auf der Pfaffenburg, Lita II. als ein Eilbergräber für die abelige Frauen gestiftet. Im 14. Jahrhundert kam es nach dem Aussterben der Crimlande an die hochadelichen Burggrafen von Nürnberg. Im 16. Jahrhundert, als die Burggrafen sich längt zu Markgrafen von Brandenburg und Bayern angeschlossen hatten, wurde es in eine Erzbischofsstiftung umgewandelt. Noch später wurde es sich die Markgrafen zu einem persönlichen Lustschloß um, von wo sie den Besuchen der Jagd, insonderheit der Kräftebeize, abgaben. Nachdem das Schloß mit dem Dörrerth Land zu Bayern gekommen war, wurde es verkauft und kam so in die Hände einer jungen Ehe mit seinen Leuten (Tagelöhner, Weber u. s.). Viele von diesen Familien gehen aus ein Himmert, andere eine größere Abtheilung, eine beizt einen jungen Hügel. Dah unter solchen Verhältnissen die baulichen Gebäude des Schloßes immer schlechter werden müssen, verfiel sich von sehr. In ankrängelter Zeit will man in Himmelstreu etwas von einem Gerücht gehört haben, demnach der Staat des Schloß für ein Schloßherren zu gründen will. — Neben der schönen, hügeligen, lehrte später etwas weingärtigen Rinde, dem herrlichen Anzengung und Konzentration verbinden die Grabmäler besondere Beachtung. Die älteren derselben dürften wohl mit ja den schönsten Werken früherer deutscher Skulptur zu zählen sein.

sich der Raum, bis hin an die Grabmäler der gemordeten Kleinlein streifen die Gewänder. Sie streifen das Steinbild eines statlichen Ritters, geharnischt vom Kopf bis zu Füßen; nur das Haupt unbedekt vor dem Hächeln, vor dem er in Knudacht kniet. Langsam erhebt er sich, löst die gefalteten Hände und erzählt den lauschenden Frauen von seiner Kreuzfahrt, erzählt ihnen, daß er die Schritte geküßt hat von Jerusalem nach Bethlehem und deren ebenso viel geküßt habe, als von Himmeltrom nach der Pfaffenburg. Nachmittags 4 Uhr sei er in Jerusalem eingetret. Alsobald befehlt die Äbtissin, daß zur ewigen Wohnung daran von heute an alltäglich die Kirchenloge um 4 Uhr geküßt werde.

Törschend halten die ersten Schläge vom Turme. Zeit springen vor ihnen die Pforten der Jürstengruft auf, und in reichen, sternblinckenden Kleidern schreiten vier der Wartgrafen herein. Sie treten langsam in die Kirche voran — lautlos entschwindet der Klosterfrauen Schaar. Die Jürsten knien nieder vor dem goldströsenden Altare, bis brauchen ein Jagdhorn schallt, Kofse stampfen, das Gesieder der Falken, die der Reiberbeize harren, sich regt. Weit öffnet sich die Kirchthür vor den hohen Jögern — ein kalter Luftstrom streicht mir über die Stirn, ein streckend Gewand berührt meine Kniee, ich fahre empor.

Vor mir steht eine Touristen-gruppe, und die einjermige, rasch fliehende Stimme der Fremdenführerin erklärt eben also:

„Dieses Grabmal hier, darstellend Graf Otto von Orlamünde, den Stifter des Klosters, gestorben 1280, ist das älteste der Kirche. Es ruhte früher in liegender Stellung und wurde vor noch nicht langem, wie auch verschiedene andere, aufgerichtet. Das Steinbild an der Wand ihm gegenüber ist das seiner Witwe Agnes, welche nach seinem Tode in Himmeltrom den Schleier nahm. Dieses nächste hier ist Albrecht der Schöne, Burgraf von Rürnberg, daneben steht der hohe, steinerne Sarcophag, welcher die Begräbnisstätte der Orlamünde deckt. Die göttlichen Seitenstücke desselben wurden erst später eingefügt, in früherer Zeit war der Blick auf die Brust frei. Die ruhende Gestalt auf dem Sarcophage stellt den jüngeren Grafen von Orlamünde, † 1281, dar. Das lange Gewand, der Moxentanz in dem bis zur Schulter wallenden Paar, waren der Anlaß, daß man in dieser Jünglingsgestalt eine Gräfin von Orlamünde, die „weiße Frau“ der Pfaffenburg, erkennen wollte. Der Sarge nach soll dieselbe einen Ausdruck des von ihr zum zweiten Gemahl gewünschten Albrecht des

Schönen: „so lange vier Augen offen stehen, ist unserer ethischen Verbindung ein Stein im Wege“, unter welchen derselbe die seiner noch lebenden Eltern gemeint hatte, irrtümlicherweise auf ihre Kinder, deren Grabmal sich nebenan befindet, bezogen haben. Sie mordete deshalb dieselben mit einem Hoarspiel, wurde aber darob später von so heißer Reue erfaßt, daß sie auf den Knien von der Pfaffenburg zum Himmeltrom rutschte, von welcher Putschfahrt jetzt noch ein Kreuz bei Trebbis Zeugnis gibt“).

Das Grabmal dieses Ritters hier stellt einen Rünseberg, † 1643, dar, welcher eine Pilgerfahrt ins gelobte Land gethan hat. — Gleich daneben ist ein Teil eines uralten Wand-

gemäldes sichtbar, welches unter einem späteren Anwurf entdeckt wurde.

Die übrigen Grabmäler, welche sich am Fußboden, teils sonst in der Kirche, teils in den Kapellen befinden, stellen meist Äbtissinnen des Klosters aus den Hänsen der Burggrafen von Rürnberg, der Wirberg, Rünseberg und anderer Geschlechter dar.

Diese Kapelle ist die Jürstengruft, und ruhen hier in den mächtigen, prachtvollen Särgen vier Wartgrafen — ein Vater und seine drei Söhne. — Die prächtige, goldbeschmückte, mit einem roten Stadtmappen geschmückte Fahne, welche über dem einen Sarcophage aufgehängt ist, ist ein sogenanntes „Blutbanner“, welches Albrecht Wolfgang, gefallen 1734 beim Treffen in Parma, in Italien erkämpft hatte.

Noch ist in der Kirche ein großes Kreuzifix von Weiß Stof bemerktswert, desgleichen in der Sakristei eine unter Glas und Rahmen gebrachte Einzeichnung aus dem Fremden-

buche, lautend: Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen, 4. September 1873.



Grabmal aus der Klosterkirche von Himmeltrom.

!) Die Sage wird verschieden erzählt. Nach anderer Version war die Liebe der gräflichen Witwe eine einseitige, unversicherte, und hat Albrecht mit dem Ausspruch: „so lange vier Augen offen sehen.“ ihrer beiden Augen, die nicht zusammen kamen, gemeint. Auch hat in dieser Variation die Gräfin ihre Knielein nicht selbst ermodet, sondern dazu einen ihrer Dienstmannen gezwungen — Beliebiglich läßt sich für die ganze Sage feinereit historische Begründung herbeiführen. In, es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß die Sage erst durch die Irenenverfallen, in den Raum der Kirche zu einander gerathen Gelasten der Grabmäler selbst entstanden ist oder doch wenigstens sich zu ihrer jetzigen Gestalt entwickelt hat. Dichtereische Anhaltspunkte für die Sage bieten indes diese Grabmäler nicht nur keine, sondern widersprechen ihr sogar, da die vermittelnde Gräfin längst als ein Weib in der Jünglingsgestalt des Mittelalters, begehlichen nach die angeklachten Bilden als zwei Ritterjünglinge selbsteht wurden.

Von hier aus gelangt man zu dem hochberühmten Kreuzgang, welchen die Äbtissin Elisabeth von Künzberg 1473 erbauen ließ. Von demselben sieht nur noch die eine Seite, welche dem Staate gehört, aber auch schon sehr zerstückt ist. Von den schönen Statuen der Wirtzsheligen, welche einst zu dem reichen Schmucke des Bauwerkes gehörten, ist nur noch die eine oder andere, mehr oder minder beschädigte Figur übrig. In neuester Zeit wurde für diesen letzten Teil des Kreuzganges manches gethan, auch wurde er durch einen abschließenden Bretterverschlag vor weiterer Zerstörung geschützt.

Bei diesen Worten öffnete mir die Führerin eine Holztür, ließ mich hindustraten und schloß von innen wiederum ab. Ich trat nun einen Schritt in den Hof hinein, die Ruinen der anderen Teile des Kreuzganges, welcher einst in gleicher Schönheit um das Viereck des Klosterbaues gelauert war, zu betrachten.

Aber ach, welch ein Anblick! Wüst, bang und traurig! Nichts von verlassenem Klosterleben, darinnen die Poesie in stiller Schönheit rauschende Ephemeralien über Vergangenes breitet, darinnen die Geschichte ernste Mär kündigt und die Sage leise Lieder singt — nichts von Ruinen, davon die Zeit mit sanfter Hand Stein auf Stein gelöst hat.

Nein, hier röhrt der häßliche Alltag trüber Armut und Niedrigkeit, röhrt Menschenhand — von Feind und Feind — wüst und blind die Welt der hoher Kunst banaliter. Von diesen drei Seiten des Kreuzgangs ist nichts mehr zu erkennen, als die schwachen Umrisse der Gemölde-Spitzbogen an den Mauern des Klosters. Auch von den symbolischen Tiergestalten, rühend auf den in den Hof gebenden Treppentritten, zwischen den verbliebenen sechs, je einer mit einem andern Mahnwort geschmückten, Fensterbogen, sind nur noch ganz verstämmelte Reste übrig.

Und nun gar dieser Klosterhof selbst! Von Lumpen bebangen, mit Schmutz bedeckt, mit Papieren besetzt, da und dort zu halber Höhe vermauert, schauen die verfallenden Fenster des Klosterbaues herein. Wohl gibt es dazwischen hier und da ein Fensterlein, dessen freundliche, wohlgepflegte Blumenzier von Menschen erzählt, die neben des Lebens Nothdurft auch etwas von einem verschönernden Schmucke des Lebens wissen wollen, wohl sieht da unter der einen Thür ein modernes, fleißiges Schusterlein, dem alle Intelligenz, Lässigkeit, Gemüthsamkeit und Freundlichkeit, die den größten Teil der in und ums Fichtelgebirge wohnenden Bevölkerung auszeichnet, zu eigen sind und der uns mit zuvorkommender Herablässigkeit die besten Streie weist, auf welchen wir über die unbeschreiblichen Zustände des klosterföhlischen Terrains hindertommen können, den Eingang zu einem andern Teile der weitgedachten Bauten zu suchen, von wo uns doch vielleicht noch ein andres Bild dieser hochberühmten Stätte werde.

Wohlrecht hier durch diesen breitgewölbten Thorbogen, welchen ein prächtiges Reliefbildchen, eine Kreuzabnahme mit aller Innigkeit und Kraft der Renaissance in Bildung und Ausdruck darstellend, schmückt?

Die Frauengestalt, vorn am Bilde kniend, mag vielleicht dieselbe Äbtissin sein, welcher die Inschrift über der Innenseite des Thorbogens: 1536, Magdalena Wirspergk zu der Zeit Epitiffin ditz Closter vnt Conventz gibt.

Aber wehe, auch hier wecht nichts mehr, als diese, wohl erst jüngst in frischen Farben erneute Inschrift die Er-

innerung an obdiger Frauen Erscheinung, an Klosterfrauen und Klosterstille.

Wohl mag sich hier dem Auge des Malers, besonders dem, der gern moderne, realistische Stoffe liebt, manches echt malerische Bildchen bieten: mittelalterliches Gemüth, Wendeltreppchen und gotischen Thürwölbungen hervorragend, spitzbogige Fensterlein, an denen zwischen roten Nischen ein blaßes Mosaikengemälde herunterhängt, stinkende Mauern mit grün überwachsenem Kellerrösthungen, allerlei Thore, Pforten und Thürlein, der selts, reickgeschmückte, zerfallene Stiel des Jüngsten, des Markgrafenbaues.

Aber diese Bildchen muß er sich aufkaufen aus einem häßlichen Verweis von Ekel und Schmutz, um trotzloser Bewachtschung und Verkommenheit.

Am stark einmenden Brunnen stehen wenig amnuteude plaudernde Weiber, die uns, entgegen aller sonst hierheraus gebräuchlichen Freundlichkeit, ohne Gruß vorbeilaufen und müßigkeitsvollen Blickes uns betrachten. Daneben tollt und trölt eine heinägliche jährliche Schaar von Kindern, wohlhaft herabwendend vermahrt, von Schmutz und Lumpen bedekt, den Fremden anbetelnd und verzehrend. Dazwischen lüchelt wohl einmal lautlos die gebückte Gestalt eines blöden ernst blickenden Webers über den Hof, oder es sitzt ein klug und treuherrlich aufschauender Knabe unter der Thür, pugt die Stiefel der Familie für den morgigen Kirchtag blank und weiß gefällig und sorglich den Weg zum „Markgrafenhof“.

Wie, wie!sch! dahinein? Fast bänglich get's durch finstere, verstellte Gänge vorbei an offenen Thüren, mit dem Einbild in eine Menge winziger Hausweine, eingemietet in die ehemaligen Klosterzellen und studierzarten Schloßräume, daraus lautes Kindergeräusch schallt und lautende Weibjähle schmaeren.

Aber der Gang lohnt der Mühe. Gar lustig packt uns der wunderbare Kontrast des gestern und heute dieser einstigen Prunksaale, den ein Färber sich zu seiner Trodenlummer gewöhnt hat. Halb selbst uns noch die Frucht kunstreichen Zierdes des schönen, in den harmonischsten Verhältnissen gebauten Raumes, halb fiel sie misgünstig und gestürzt zwischen die blaugefärbten Wollenstränge nieder. Noch steht der hohe, stattliche Kamin, dessen reiche Ausschmückung die Ruhe und Klarheit der Renaissance mit dem Schmutz des Barock vereint zeigt, aber das Deckengemälde über ihm ist niedergerstürzt und läßt die bretterne Verhalsung sehen; noch glänzt der Wände heitere, grün-goldener Säulenrhythmus, noch schweben die Adler, den Adlerorden am breiten Bande in den Fängen tragend, in wohlfeilterer Vergoldung in den vier Eckenbillons der Decke, aber die Deckengemälde selbst lassen nur noch in wenig Resten die ornamente, der Jagd gewidmeten Vorstellungen von Reiterstreichen, die leicht und lächtig durch die Wollen dahinstreichen, erkennen.

Wozu denn auch noch? Durch die hohen, erbländeten Fenster tönt oben der Ruf eines Kindes, das sein arm' Goidlein ins Schloß noch Hause treibt, und wenn wir hämmert blicken, sehen wir den ehenenigen, einst prochtvollen Hofgarten in einen wilden, verwahrlosten Ploß, in zahlreiche Abteilungen von schlechthgehaltener Hausgärtchen kleiner Leute verwandelt.

Wie in der Verwirklichung eines sozialistischen Traumes, hat sich das Volk hier in obdigen und färllichen Besitz geteilt. Aber, ach, wach wüßte, lange Stätte ist daraus geworden!



Das Bayerland,

Illustrirte Wochenschrift
für Bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Geher, Trud und Verlag von H. Oldenbourg in München.

N^o 8.

Erstirrt wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2 — für das Quartal bezogen werden — Ein neues heftiges Heft für Juli steht zu Verfügung und wird zur Veranschaulichung erhalten.

3. Jahrgang 1892.

D' Marei vom Brandstättchhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schöning.
(Fortsetzung.)

Interdessen ging draußen das fürchterliche Gericht seinen unerbittlichen Gang. Nachdem der Hauptbeteiligte, der Müllerlein, in holprigen Knüttelreifen genügend gestäubt worden, wandte sich das gleiche Verfahren gegen den Geroldsbauer und sein Weib, beide mit der ganzen rätschellosten Verbwichtigkeit durchbeckend, welche die Gerichtsprache des Habererbundes auszeichnet, denn kam die Reihe an die Obermoseischen Eheleute, denen in beiführenden Worten geraten wurde:

„An Seant Rembach, den Viehopatron, müßt ihr euch wenden, damit er euch mehr Verstand soll heben, hältet ihr einen, müßtet ihr wohl hören, daß euch der Kreuz that an der Reut führen.“

Auf jeden Spruch folgte ein gräßlicher Tusch des Höllenorchesters, das selbst einem Teufel Ohrenschmerzen verursacht haben würde. Außer den genannten Personen wurden noch andere herabgelesen und verurteilt, die sich den Unwillen der Haberer zugezogen, denn bei einem Treiben wird über alles zu Gericht geiffen, was irgendwo im Habererbezirk öffentlichen Tadel herausfordert, und weder Schloß noch Hütte wird da geschont. Vor dem Tribunal der Haberfeldtreiber gilt, wie schon gesagt, kein Ansehen der Person.

Endlich war das nächste Gericht vorüber, und der Barleser ließ eben mit lauter Stimme zum Schluß die herkömmliche Aufforderung ergothen:

„Kaiser Karl muß noch kommen und 's Protokoll unterschreiben, daß wir das nächste Mal in H. M.) Haberfeld treiben.“

!) Sie werden die Orte genannt, welche der Bund demnächst zu besuchen geseht.

Das Bayerland. Nr. 8.

als er plötzlich durch zwei rasch nacheinander fallende Schüsse unterbrochen wurde. Sie kamen von der nahen Landstraße herüber, wo Vorposten aufgestellt waren.

„D' Schandarm! d' Schandarm!“ riefen die Haberer. Das Viereck löste sich auf, die Kottensführer kommandirten „Kneinonder!“ und mit erstaunlicher Schnelle verschlang das Dunkel der Nacht die verummumten Gestalten, die alle den nahen Höhen und Waldungen und den ihnen bekannten geheimen Zeigen zwelien. Von der Landstraße her rollte noch ein lange hallender Schuß, denn lag alles in starrer Stille begraben. Die Haberer waren wie vom Boden weggefegt.

In der Mühle hatte man sich von dem Schrecken und der Verwirrung noch gar nicht erholt, als draußer kräftige Hanttschläge auf die geschlossene Hausthür fielen.

„Aufgemocht im Namen des Gejezes!“ bejaß ein tiefer Baß. „Wer is drauh'n?“ ertönte es alsbald aus dem Hansflur zurück. Es war des Müllers Stimme.

„Die Gendarmmeric. Vornöris, aufgemocht ba!“ flang es barisch.

Ein Niesel flirrte, ein Schlüssel knarrte, und beim Schein einer mageren Lampschiffertze sah sich jetzt der Wödenmüller zwei Gendarmen gegenüber.

„Derr Kommanbant“, begann Obermaier, aber der also Angeredete unterbrach den Müller mit den zornigen Worten:

„Alle Wetter! Sind alle Teufel heut' los in Wödenmühl? Wetter nochmal! Wenn ist hier getrieben worden? Grijsch'n soll man sie alle, die Haberer, die verflucht'n!“

„Wir hob'n s' trüb'n, Herr Kommandant oder eigentli wein' Vettern“, berichtete der Müller zerknirscht.

„Dem Kauglengz?“ fragte der Kommandant. „Wo ist er? Ich hob' Befehl, ihn zu verhaften. Er ist der Faltschmünzerei ungefloht.“

„Wo— wo— was?“ stotterte Obermaier entsetzt, und wie trunken taumelte er einige Schritte zurück. Zugleich zerknirscht ein gelender Schrei aus weiblicher Kehle die Nachtluft. Die Müllerin war's, welche durch die laute Unterredung herbeygezogen worden.

„Heilige Maatter Gottes!“ rief sie, „dös is nit wahr, daß der Lenz a Faltschmünzer is. Dös is nit wahr! Dös hot calm hob' unzer G'moanboerfcher andächt' . . .“

Felsensteine Überzeugung durchdrang den Ton ihrer Worte. Thränen ersticken jetzt ihre Stimme. Aber der Kommandant kehrte sich an nichts.

„Geht mit, Obermaier“, befohl er dem Müller, „und zeigt mir den Weg zur Kammer von Lenz.“

Der Müller gehorchte. Der andere Genbarm blieb als Wache vor der Hausthür zurück, während sein Vorgesetzter mit dem Müller im Innern verschwand. Beide hatten die Kammer Lenzens bald erreicht. Sie traten ein — aber Lenz war nicht da. Der Müller ometete erleichtert auf.

„Wo ist der Rest?“ fragte der Kommandant mit lauten dem Blute aus Obermaier. „s Rest ist leet.“

„Was kann i dös wöiss'n, wo er is“, verjette der Müller etwas bitter. „Sach'n S' ihn hot, Herr Kommandant.“

„Her muß er, der Dursch, und wenn ich vierzehn Tag in der Mühl' da bleibe'n muh.“

So eiferte der dienstbefähigte Mann des Gesetzes und mochte sich sofort auf die Suche. Der Müller mußte mitsehen. Aber es ist nicht wohl, daß der immer fieber, welcher sucht. Zwei Stunden lang durchstöberte der Kommandant jeden, auch den kleinsten Raum in der Mühl' und den dazu gehörigen Gebäulichkeiten, selbst der Spornstein wurde nicht vergessen — aber Lenz war nirgends zu finden zur unangeborenen, heimlichen Freude der Obermaier'schen Eheleute. Der Dursche war einfach verschwunden, und man hätte ihn auch in der Mühl' nicht entdeckt, wenn man schon gleich ein ganzes Jahrhundert nach ihm gesucht haben würde.

Während der Kommandant von Wiesbad auf Lenz wie auf ein lostbares Wild vierzte, war dieser durch das Fenster seiner Kammer entwischt. Die letztere lag in der Nähe des Heineingangs, und Lenz hatte die ihm bekannte Stimme des Kommandanten schon vernommen, ehe die Hausthür noch geöffnet wurde. Das schlechte Gewissen mochte ihn, auf seiner Hut zu sein. Eilends vervollständigte er seinen Anzug, warf einen Rudel auf, ergriff eine an der Wand hängende Kugelbüchse und suchte nun durchs Schließloch auf den Vorgang in dem Hausflur. Jetzt hörte er seinen Namen. Blitzschnell eilte er aus niedrige Fenster, das noch offen stand, ein flinker Satz mit den sprunghaftesten Beinen — und Lenz war in Sicherheit.

Der Kommandant begriff wohl oder übel, daß er sein fähres Wort, vierzehn Tage lang in der Mühl' suchen zu wollen, nicht einlösen könne, und stehend kehrte er mit seinem Kameraden ohne den Kauglengz nach Wiesbad zurück.

War nun auch den Genbarmen der Kauglengz entgangen, so spielte ihnen der Zufall dennoch eine andere Beute in die

Hand. Über der Lejachsbrücke drüben sah der Kommandant auf dem Wege einen weißen Gegenstand schimmern. Er ließ ihn auf; es war eine aus Papier zusammengeklebte phantastische Mühe, die zweifelsohne einer der Hoberer, mit welchen die Genbarmen so gonz wider Vermuten zusammengeflohen, verlorene haben mußte. Der Finder besaß den Gegenstand, der unter Umständen ins Beweist fallen konnte.

Am andern Tage floß durch die ganze Gegend von Tegernsee und Wiesbad die Kunde von dem stattgehabten Hobererfeldtreiben und die Neugier, daß eine Faltschmünzerbande entdeckt worden sei, als deren rührigste Mitglieder der Geroldshausner von Gmund und der Kauglengz von Wödenmühle genannt wurden.

Was aber hatte zu dieser Entdeckung geführt? Zunächst die Vernehmung des Geroldshausner im Wohnbergrwald.

Der Kauglengz hatte wönllich am jenem Tage einen feiner üblichen Besuche in Gmund gemacht. Natürlich bekam er dort zu hören, daß der Geroldshausner als Faltschpieler entlarvt worden sei. Nun begleitete der Geroldshausner den heimkehrenden Lenz über Hausham hinaus, wo jener angetlich Geschäfte abzuwickeln hatte, bis auf den Wohnberg. Hier gerieten die beiden in Streit, weil Lenz dem Geroldshausner vorrückte, er selbst sei Schuld, daß seine Faltschpielererei offenbar geworden. Der Geroldshausner blieb dem Lenz nichts schuldig, und vom Streit kam es zu Tätlichkeiten, die für jenen in einer Verurteilung endigten, womit ihn der Rainhuber im Walde fand. Zu Hause erfuhr der Rainhuber, was ihm der Geroldshausner nicht hatte gesehen wollen, daß nämlich der Kauglengz sein Begleiter gewesen. Da mußte der Rainhuber genug. Er hatte den Westreit im Walde gehört und erachtete es für seine bürgerliche Pflicht, den Verfall mit allen ihm bekannten Einzelheiten beim Landgerichte Tegernsee zur Anzeige zu bringen. Koch am gleichen Tage wurde der Geroldshausner in Haft genommen, und die Behörde von Tegernsee erstattete sofort Bericht an das Landgericht Wiesbad über den in diesem Bezirke wohnenden und der Faltschmünzerei beschuldigten Kauglengz von Wödenmühle. Als am Samstag Nachmittag Vetter Obermaier mit den gefälligen Mägen auf dem Landgerichte in Wiesbad erschien, um, ohne es zu ahnen, den Behörden das erdrückende Beweismaterial gegen seinen Verwandten zu liefern, da war der Verhaftsbefehl gegen den Kauglengz bereits erlassen.

Daß Lenz in jener Nacht aber dennoch den Genbarmen nicht in die Hände fiel, das dankte er unmittelbar den Hoberern. Ohne sie wäre er von den Dienern des Gesetzes sicher in Schloße festgenommen worden.

VII.

Der Sonntag besuchte den Einwohnern von Wödenmühle und Umgebung eine neue Überraschung. Wegen Mittag erschien oberwärts ein Genbarm und suchte in dem Bauernhause, in welchem die westlichen Gementenscharbeiter wohnten, nach einem gewissen Francesco Lobini. Auch dieser sollte als Mitglied der Faltschmünzerbande eingezogen werden. Der Geroldshausner hatte als Mitschuldigen zuerst nur den Kauglengz angegeben, aber in einem Nachbericht auch noch den Bescheiden genannt, welchen er sogar als den Mittelpunkt der Verbrecherzweifelhaft bezeichnete. Koch den Erklärung des Geroldshausners war Francesco Lobini früher in der groß-

herzoglichen Münze zu Lodiaco als Formschneider beschäftigt gewesen. Von dort war er, aus unbekanntem Grunde, ins Bayerische und nach München gekommen, wo er mit dem Manglitz bekannt geworden, der ihn beredet, seinen Aufenthalt in Wdrnsmühle als Cementarbeiter zu nehmen. Niemand, den Angaber, habe der Manglitz zum Beitritte verführt.

Auf Grund dieser Darstellung also sollte Francesco Lobini verurteilt werden. Aber der Italiener hatte, sobald er das Schicksal seines Mitschuldigen mitzuerfahren, vorgezogen, umgehändelt und in aller Stille das Weite zu suchen. Niemand, auch seine in Wdrnsmühle zurückgebliebenen Lombarden nicht, konnte angeben, wohin er sich gewandt.

Am Sonntag Nachmittagen ist Wdrnsmühle ein von den Bauern der Umgegend gern besuchter Ort. Heute aber wim-

melte es hier von Raubvölk. Viele hatte die Neugierde hergetrieben, um an Ort und Stelle Erdkundigungen über die denkwürdigen Ereignisse der letzten Nacht einzuziehen, die meisten aber waren gekommen, um dem von der Schützen-gesellschaft Wdrnsmühle veranstalteten Preisesschen anzuschauen.

Auf einer langgestreckten Wiesenfläche hinter dem freundlichen Wirtshause besand sich der Schießstand, und am Ziele einer nahen Bergkette waren die Scheiben: die Grenzschneide, die Feldscheibe und der im bayerischen Oberlande so beliebte „springende Hirsch“, eine bewegliche, aus Holz gefertigte Tierfigur, angebracht. Lustig knatterten die Büchsen und der Knall rollte, fröhliches Echo wendend, an den waldigen Hängen des herrlichen Leizodthales dahin. (Fortsetzung folgt.)

Passau-Nöhrnbach.

Von Rectortroctor J. Zimmer in Passau.

Es war an einem echten, d. h. sonnigen Sonntag, Anfang Mai; um 8 Uhr morgens sohen wir in einem der hübschen und bequemen Wagen der neuen Bahndahn; ihr dormaliger Endpunkt Nöhrnbach war unser Ziel.

Eine kleine Strecke ging es an der Donau aufwärts, dann mit scharfer Wendung über die Brücke auf das linke Ufer des Stromes. Von der Haltestelle Stülzshof werten wir noch einen Blick auf die Stadt Passau; ihre architektonischen Kosturen, die sich immer wieder an Italien mahnen, schimmern jetzt schattenhaft im bujstigen Silberton des Morgens, während sie in den warmen Goldtinten des Abends mit scharfer Zeichnung hervortreten. Nun begann die Kletterfahrt auf das weit gestreckte Plateau des „Wormades“ hinauf, welches mit mehr oder minder steilem Abfall das ganze linke Donauufer begleitet. Wir bedauerten das langsame Fahrtempo nicht; gab es doch Mühe zu eingehender Betrachtung der Landschaft, zur Bewunderung jener Kleinalerri, wie sie die Natur um diese Zeit beschäftigt, zum Studium des erwachenden Naturlebens, das dem Vorkräftigen fast einen größeren Reiz verleiht, als ihn der Hochsommer mit seiner üppig entwickelten Triebkraft besitzt.

Nachts von und ist ein Wiefenthal in den Hang geschnitten, aber den der Zug hinaufflettet. Ein Wäldlein durchzieht dessen Sohle; in den biden Groatsteph sind bereits drei Blumenmuster eingewebt: Die schwefelgelbe Primel, die tiefgelbe Sumpfdotterblume und die weiße Anemone. Laubbäume säumen den Thalgrund, zum Teil noch laßl und erst mit Knospen bedekt, zum Teil aber bereits in einen dünnen Blätter-schleier geküllt, der goldgrün über den Silberhschaft der Birke, smaragdharbig über die platten Äste der Weiberle, in matten Olixionten über den grauen Stamm der Weide niederhängt. Auf der linken Seite des Wäldchensprad umstehen die dunklen Bäume und Bäume des Radelgehölzes sporadische Wiesenflächen, und dazwischen erschieen für einige Augenblicke das weiße Kirchslein von S. Corona. Ich kenne in Niederbayern mehrere dieser Heiligen geweihte Kapellen, und überall sind sie vom Volke mit seiner undwüsten Naturposie in so romantisch Abgeschiedenheit verlegt worden, daß sie die Stofflage zu einem der deutschen Märchenbilder von Schwand abgeben könnten.

Das Plateau ist erstiegen, und damit haben wir den ersten Abschnitt der Fahrt und den ersten Landschaftstypus hinter uns; die Scenerie ändert sich. Der erweiterte Umländ zeigt jenen Typus der Erdplastik, für den bereits ein Geograph des Altertums die glückliche Bezeichnung *orpelion* d. h. „Berg-ebene“ angewendet hat: ein welliger Flachboden, von Fels- und Trodenkläden schluchtenartig durchzissen. Letztere verschwinden indes vollständig für das über die Fläche schweifende Auge; erst dem wandernden Zuge treten sie als Demungen entgegen. Außer diesen tief eingeschnittenen Rinnen zeigt aber unfer Orpelion auch sonstige Bodenensenlungen in allen möglichen Formen: flache Mulden, tiefe Kessel; daneben dann die Bodenabhungen: schön geschnittene Terrassen, runde Wölbungen, lange Räden — kurz das reinste Studienfeld für die beiden Erdbildner, Wasser und Luft, aus dem diese gleichsam eine ganze Sammlung von Proben der Bodenplastik angelegt haben. Das von der Natur so eigenartig gestaltete Land bewirte auch eine eigenartige Verteilung der menschlichen Ansiedelungen auf demselben. Wer diese Gegend auf der Karte betrachtet, ist erstaunt, wenn er hier nicht wie anderwärts die Wohnorte neben den zahlreichen Gewässern angesetzt, sondern fast ausnahmslos auf dem übrigen Terrain zerstreut findet; wer aber das Plateau durchwandert oder auch auf der Bahn durchfährt, begreift sofort, daß diese Schluhten mit ihren Fels-wänden keine zahlreichen Siedelungen dulden, und daß somit Dörfer und Gehöfte eben liegen auf den Wellen und Flächen der Berg-ebene.

Leicht und flink glitt der Zug über die Hochfläche; auf einmal zog die Bremse an, und wir merkten, daß es steil abwärts gehe. Zunächst leuchtete aus der Tiefe ein schwarzer Wasserpiegel zum Fenster herein, und schließlich hatten wir den dritten Landschaftstypus unserer Strecke erreicht: das Nöhrthal. Es ist die breiteste jener Thalschnungen, von denen das eben geschilderte Plateau durchschnitten wird, aber ebenso spärlich bewohnt wie die übrigen; die zwei Siedelungen, welche die Bahn berührt, Fischhaus und Kalleneck, deuten schon durch ihre Namen auf Einjamkeit; jedoch es ist eine anmutvolle Ode, die sie umgibt, wie denn überhaupt die ganze Fahrt durch dieses kulturreiche Thal gar viele Reize bietet. Durch seinen Grund schlängelt sich das breite, dunkelbraune, glispernde

Band des Flusses, dessen Krümmungen und Schleifen wir folgen; zu beiden Seiten ziehen die Thalwände, zum Teil freilag, ja grotten in wahren Fels modelliert, in der Regel aber mit dem düstergrünen Moossteppe bedeckt; miteinander mildert ein züchtiger den Wäldern herabziehender Wiesestreifen das dunkle Kolorit oder eine fesselnde Erweiterung die strenge Kontur dieser Wände.

Den Endpunkt der Mythafahrt und zugleich den Grenzpunkt der ganzen Strecke Passau—Röhrnbach erreichen wir mit Jürsteneck. Gewaltig und turmbewehrt bilden die dunklen Mauern dieser einstigen passauischen Pfalzburg ins Thal nieder. Sie ragen auf einem bewaldeten Felsen, an dessen Fuß, das Schloß umarmend, die zwei Hauptquellflüsse der Ilz, die „Schönberger und Wolfsteiner Ehe“ oder die „bayerische und Passauer Ilz“ oder sonstige benannt, sich vereinigen. Vor sieben Jahren habe ich einmal eine Kugelhugel dort oben verlebt. Es ist kein extensiver Naturgenuss, den man sich da verschaffen kann: eine weite Landschaft, wie die Engsburg oder Jürsteneck bietet, fehlt; aber eine um so intensivere Naturbetrachtung läßt sich hier pflegen. Man schlendert auf den verschlungenen Waldpfaden, die von der Höhe zur Ilz hinabführen; man studiert das harmonische Kolorit, hervorgerufen durch das Wald- und Wiesengrün, das schwarzbraune Wasser und die dunkelgrauen Schloßwände, und freut sich der Kreise und Güter des Sonnenlichtes, die diesen etwas düstern Felsenrand freundlich beleben; man horcht auf die Sprache der Wellen, deren leises Rauschen dann auch in Schlaf und Traum hineinlingt.

Überwiegend neben der geistigen wurde die leibliche Erquickung neben dem philosophari das vivere daraus nicht veräußert. Es war erlaubt, die Klänge zu betreten und selber etwa die Äste zu bezeichnen, den Wäldchen in den tiefsten Gewässern hangenden Eoselzweig, der, verhältnismäßig getrocknet, das obgleich treffliche Wohl noch salustischer gestalten sollte. Schön waren auch die späten Nachmittagstunden unter den schattigen Büumen der Terrasse, neben dem in tiefen Felsenkeller gefüllten Biertrug und inmitten von froh gesinneten Männern — Frauen und Kinder wurden nämlich nach einem damals befolgten Prinzip in Jürsteneck nur oisobombenweise als Sommergäste beherbergt.

Nicht hinter Jürsteneck bei der Einmündung des Osterbaches in die Wolfsteiner Ehe biegt die Bahnlinie recht ab und führt dem ersten, von Nordost kommenden Gewässer entlang, an dem auch Röhrnbach liegt. Der Osterbach ist eine der jähströmigen Wasserwurzeln, die mit ihren nördlichen Enden auf einer langen aber kurzen und Kessel gezogenen Bogennlinie sich verästelnd und schließlich, von Jürsteneck ab vereinigt den bis Passau reichenden Hauptstamm des Ilzflusses bilden. So verworren wie die Verzweigungen, sind auch die Benennungen dieses Wurzelgelechtes der Ilz. Der Osterbach führt gegenwärtig auch die Bezeichnung „Kleine Ehe“ („Ehe“ ist bekanntlich die walderische Form des alpinen „Ach“); vor 350 Jahren, in Apian's Topographie von Bayern (p. 239) heißt aber dieses Gewässer die „lange Ch“ auch „Tiefenoch“ — Namen, die vielleicht noch im Volke fortleben.

Auf dieser letzten Bahnstrecke nun bewegten wir uns, wie es mir vorlam, in einem vierten Landschaftstypus. Die Ufer des Osterbaches sind zwar ebenfalls unbesiedelt, aber ihre wieder modellierten Hänge deckt nicht mehr bloß der Wald

und die Wiefe, sondern auch das Ackerfeld; wir sind aus der Naturandacht des Ilzthals in eine Kulturregio gekommen. Röhrnbach ist Röhrnbach und damit unser Ziel erreicht. Der Bahnhof liegt am rechten Ufer des Osterbades, aber ihm auf einer mäßigen Anhöhe der Markt. Nur einige architektonische Fragmente davon sind an der Bahn sichtbar; hat man aber auf bequemem Wege die Anhöhe erstiegen, so zeigt sich eine ansehnliche Siedelung mit großen städtischen Gebäuden. Was der Tourist in solchen Orten zunächst beachtet, ist Kirche und Wirtshaus. Erstere, von einem kräftigen Kaputtentwurf übertrug, erwieb sich als ein einfacher geräumiger Gewölbekonstruktion mit gut bemalten Wänden und reichem, nur etwas buntem Ausschmückung.

Ein treffliches Gasthäusern hat Röhrnbach keinen Mangel; außer dem viel geräumigen von Freimäder, wo wir ein durch den Humor des Hausheeren gemühtes Frühstück einnahmen, und dem gegenüber liegenden von Ilz, wo man uns ein vorzügliches Mittagessen vorsetzte, gibt es, wie ich hörte, auch noch ein paar andere, welche die beste Empfehlung verdienen. Doch wir müssen uns jetzt einen Überblick über die Lage und Umgebung von Röhrnbach verschaffen. Zu diesem Zwecke gehen wir nordwärts auf der Straße gegen Oberdorf zu, auf dessen Höhe der Röhrnbacher Pfarrhof als Westlich thronet, oder noch besser, wir steigen in westlicher Richtung zum Turm Hiderberg hinauf und halten von dort aus eine Umschau. In der Handlung des bereits geschilderten Normalplateaus, da, wo dieses ins eigentliche Gebirge übergeht, liegt Röhrnbach, auf den Grund eines weiten flachen Kessels gebettet. Daß eine Kirche in „Röhrnbach“, d. h. neben dem Röhrnbach des Osterbades, bereits 1076 erwähnt wird, daß also die ersten Besiedler des Landes diese Stätte frühzeitig ausgesucht haben, wird durch diese geschätzte Lage begründet, nicht minder, daß der Pfalz sich frühzeitig zu einem Marktflecken, d. h. zu einem Verkehrscentrum für die Umgegend entwickelte; denn in solchen tiefliegenden, von einem weiten Höhenkreis umpannten Punkten laufen die Ähren des menschlichen Verkehrs geradezu zusammen, wie die des rinnenden Wassers. Eben jener Höhenkreis nun ist es auch, der dem Ausbilde von Röhrnbach einen so großen Reiz verleiht, daß selbst das von den Alpen verordnete Auge nicht unbefriedigt bleibt. Vom weiten Kesselfrunde aus erhebt sich das Terrain in einem höchst mannigfaltigen und effektvollen Aufbau mit mächtigen, von größeren und kleineren Siedelungen malarisch punktierten Wölbungen und Terrassen bis zu den Höhen lang gestreckten, oft kuppelgekrönten Berggründen, die als dunkle Waldmauer den Vorpost umgrenzen. Vor allem interessieren uns die erdshnten Ausbildungen, und unter diesen wieder am meisten die größte derselben, Waldbrunn, das rechts drüben von einem leicht eingebogenen Sattel zwischen zwei Bergkuppen heruntersehend, so daß wir es natürlich finden, wenn die ältesten Ansiedler der Gegend das allem Anscheine nach schon vor dem Jahre 1000 hoch zwischen den Wäldern blanke Gotteshaus als „Kirche des Waldes“ bezeichnet haben.

Mit den letzten Bemerkungen sind wir eigentlich bei einem interessanten wissenschaftlichen Gebiete angelangt, nämlich bei der Besiedelungsgeschichte des Bayerischen Waldes. Oder wäre es nicht interessant, zu erforschen, in welchen verschiedenen Zeiten und in welchen wechselnden Formen die Bebauung mit Kulturgewächsen und Wohnstätten auf diesem eigenartigen

Ertraum begonnen und sich entwickelt hat? Was die chronologische Seite dieser Aufgabe betrifft, die Siedlungszeiten, so ist dafür bereits vor mehr als zehn Jahren eine grundlegende Arbeit geliefert worden in dem vom Pöfssauer Domkapitular Köhm veranlaßten und geleiteten und durch die damaligen Klammern des hiesigen Kreisfeminars ausgearbeiteten Werke: „Das historische Alter der Däyge Passau in ihrem gegenwärtigen Umfange“ (Passau 1880, 353 S.). Es sind das höchst verdienstvolle Forschungen für die Siedlungsgeschichte Niederbayerns und somit auch des Bayerischen Volkes, um so verdienstvoller, als in unserem Notionalswerte, der „Bovario“, gerade die niederbayerische Topographie eine der schwächeren Partien bildet. Von jedem Pfarreise und auch von kleineren Orten ist stets, soweit sie zu eruierten war, die erste urkundliche Bewegung angegeben. So konnten wir die obigen Zeitbestimmungen für Köhmabach und Waldbirch aus diesem Buche entnehmen; außerdem findet sich daselbst (S. 321) noch der Bestand von 29 Ortschaften in der Umgegend von Köhmabach für die Mitte des 13. Jahrhunderts nachgewiesen. Mit Hilfe solcher Nachweise läßt sich demnach ein Kartenbild der historischen Vorzeit für unsere Gegend herstellen. Aber aus dem Kartenbilde soll ein Landschaftsbild gestaltet werden, indem man außer den Siedlungszeiten auch die Siedlungs-

formen ersieht, d. h. die vegetative Physiognomie der Feldfluren und die architektonische Physiognomie der Wohnstätten. Die unschätzbare Urkunden Sammlung der Monumenta boica, die in dem erwähnten Werke fleißig ausgearbeitet wurde, bietet auch hierfür reiches Material, besonders in den bayerischen Urbarien aus dem 13. Jahrhundert (J. M. B. XXXVI¹, 429—535), wo man die Naturvolksbuden eines jeden einzelnen Bauernhofes sprichwörtlich finden kann. Für die letzteren Jahrhunderte dürften auch die Pfarrarchive manches Brauchbare enthalten. Alte Zehntregister mit ihren Angaben über Getreideorten belehren über die Formen des Feldbaues, alte Tauf- und Totenbücher mit ihrem topographischen Detail über den Bestand von Ämtern, alte Kirchenkaufakten über das Aussehen der Gotteshäuser und besonders der Kirchtürme, welche letztere bekanntlich in den architektonischen Geschichtsbüchern einer Gegend so charakteristisch hervortreten. Aus solchen zerstreuten Notizen läßt sich dann allmählich ein malerisches Gemälde von historischen Landschaften des Bayerischen Waldes zusammenfügen, ein zwar nicht maßstabes, aber dochbares Arbeitsfeld für den einen oder andern geistlichen Herrn, der Neigung und Spürsinn genug besäße, um seine fleißig oft sporadisch zugemessenen Ruhestunden auf derartige Forschungen zu verwenden.

Augsburger Kaufleute in Afrika und Vorderindien 1505.

Von H. Zaubler.

Die völlig neue Gestaltung der Handelsverhältnisse, wie sie durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien geschahen worden war, lenkte bald die Aufmerksamkeit aller sehenswerten Nationen auf sich. Vor allem begannen, zum großen Nachteil Portugals, Portugal den neuen Handelsweg einzuschlagen. So schreibt Sander in seiner Chronik aus anno 1503: „Es sind Brief von Venedig den Augsbürgern kommen, wie 23 Schiffe wären aus Calicut gen Libbona kommen, die Speerey führten. Diese Meerfahrt that der König von Portugal. Dene er lange Jahre gesucht hat mit großer Arbeit und Kosten, bis er den Weg gen Calicut, do der Pfeffer wächst, erlernt hat. Es war den Venedigen sojt wider.“

Wald er wurden auch die Kaufhäuser auf die Vorteile der neuen Lage aufmerksam, und nicht in letzter Linie jene großen deutschen Handlungshäuser, welche damals den deutschen Markt beherrschten und durch ihre neu erworbenen überseeischen Verbindungen allgemeines Ansehen in ganz Europa erlangten.

Mit besonderem Eifer beteiligte sich an dem indischen Handel die Augsbürger Kaufmannswelt, vor allem die Fugger und Welser.

Die Augsburger Kaufleute in Portugal.

Schon Anfang 1503 unterhandelt für das Haus Welser, Conrad Jän (Jöhm) und „ihrer Gesellschaft von andern edlen und berühmten Kaufleuten der kaiserlichen Reichsstadt Augsburg“ ein Augsburger Agent Simon Seig zu Lissabon mit dem König von Portugal über die von ihm zu begründende deutsche Gesellschaft von Kaufleuten und Niederlage in Lissabon.

Dieser deutschen Gesellschaft räumte der König, der sonst im allgemeinen, J. B. von den Genuesen, die Hälfte der Waren und später 40 % des Reingewinns verlangte, Vorrrechte bezüglich des indischen Handels ein, wie sie keinem seiner Untertanen gewährt wurden. 1. Spezereien, Pfefferholz und andere Waren sollte die Gesellschaft kaufen können, ohne Zoll oder Abgabe bei der Ausfuhr zu bezahlen. Nur wenn sie von den Flotten gekauft würden, sollten 5 % bezahlt werden. 2. Sie durfte Schiffe, welche im Lande gebaut wurden, von jeder Größe und mit allen Rechten gebrauchen, ebenso sich eigener Schiffe bedienen, wenn diese mit portugiesischen Seeleuten besetzt wären; nur Madeira „mit den übrigen Inseln“ wurde als bevorrechtet von dem Bereiche dieser Schifffahrt ausgeschlossen. 3. Sie durfte sowohl innerhalb wie außerhalb Lissabon Käufer und Warenmiederlagen errichten. 4. Durch kgl. Privileg vom 3. Okt. 1504 wurde ihr und allen deutschen Kaufleuten, welche sich bis zu 10000 Dukaten an dem indischen Handel beteiligen würden, ein privilegierter Gerichtsstand gewährt.

Freilich ist und die zweite der vorstehenden Bestimmungen ein Beweis für die traurige Chylnadit des damaligen Deutschland, welches freiweg hinter seinen Kaufleuten stand; aber diesen selbst fehlte es glücklicherweise weder an Geld und Ansehen, noch an Mut und Geschick, noch auch an tüchtigen Agenten, welche ihre Geschäfte in Portugal betrieben. Ein solcher ist außer Simon Seig auch der deutsche Wuchdrucker Valentin Ferdinand, der schon 1494 als Schiffbringer der portugiesischen Königin Leonore und als tüchtige, taugliche Persönlichkeit bezeichnet wird; ferner Lufas Rem, dessen

erster Aufenthalt in Bissabon in die Zeit vom 8. Mai 1503 bis 27. September 1508 fällt.

Schon vor 1503 hatte das Haus Welser das Vorrecht errungen, sich an der Fahrt nach Indien zu beteiligen und mit der kgl. Flotte eigene Frachtschiffe abgehen zu lassen. Anfang 1505 wurde von diesem Vorrechte wirklicher Gebrauch gemacht. Als in diesem Jahre Don Francisco d'Almeida, der erste portugiesische Vizekönig von Indien, seine berühmte Eraberungsfahrt nach Ostafrika und Vorderindien unternahm,

Die Namen der drei deutschen Schiffe waren: Jeronimo, Raphael und Leonhard.

Die Seefahrt von 1505 nach Afrika und Vorderindien.

Die Fahrt selbst beschreibt uns ein kurzer Reisebericht von 1505, der aus den Händen der Welser in den Nachlass des berühmten Dr. Konrad Peutinger gelangte; ausführlicher eine portugiesisch verfaßte Aufzeichnung des deutschen Hans



Fuchskraut im Bayerischen Walde. Originalzeichnung von H. Kaudner. (Zu Seite 96)

beteiligten sich an derselben auch drei große Schiffe, welche die Augsbürger Kaufhäuser „der Fuetreisen Kaufherren der Fugger, Welser, Hochstetter, Hyrdvogel, deren Im Hofe und anderer ihrer Gesellschaften“ ausgerüstet hatten. Lulus Rem jagt von diesem Unternehmen: „Juara (die 3 Schiffe) abj 25. Marzio 1505 auß. Die on was entzig mir, uberflüssig arbeit, groß widerwertigkeit mir damit genet, ist unerschreidenlich. Suma für die Compañie armirt 34^M ob 21^M Cruciani“ (d. h. 21 000 Cruciani — ca. 58 000 Mark).

Ragt, der dieselbe als Faktorenschreiber auf dem „Raphael“ mitmochte, am anerkennlichsten ober ein 1509 gedruckter Bericht des Walthasar Sprenger von Hils (Bils bei Jüssen), der als „Beichtäter des großmächtigen Kunigs zu Portugal“ und der oben genannten Augsbürger Kaufherren auf dem „Leonhard“ mitfuhr. Zu seinem Berichte hat im Auftrage des Hauses Welser der berühmte Augsbürger Maler Hans Burgkmair eine Reihe von Bildern gezeichnet und gestochen. Sprengers Bächlein trägt den Titel: „Die Werfart und erfarung nürer Schifffang und Wege zu vin onerkannten Inseln und Kunigreichen, von dem großmächtigen portugalißchen Kunig Emanuel

wird; darum gehen sie Ware um Ware und was sie haben und bei ihnen wäscht, Stück für Stück, nach ihrer Liebe und Wertschätzung der Dinge. — Sehr erkwant ist Sprenger, als er zum ersten Male Kofolospalten sieht; er schildert sie als große Bäume, wohl 4 Klafter (!) hoch, sie haben Blätter gleich den Fußbäumen und tragen Früchte gleich den Kürbissen. — Weiter im Innern ist ein anderes großes Königreich, Oeneä (Gencopä), das ist ein böses Land von Reuten und saurem Luft. Die Bekleidung der Eingebornen ist auch hier sehr mangelhaft, doch tragen sie goldene Ringe an Fingern und Beinen.

Die Weiterreise.

Als am 14. April die Schiffe zur Weiterfahrt wieder ins offene Meer hinausgefahren, begegnete dem „Leonhard“, auf welchem Sprenger fuhr, ein erster Unfall: bei einem Zusammenstoße mit anderen Schiffen brach ihm das Vinttrud. Bis der Schaden gutgemacht war, hatte die übrige Flotte die Reise fortgesetzt, und der „Leonhard“ muß den ganzen weiten Weg bis Oniloa in Südafrika allein zurücklegen. Es war eine einsame, traurige Fahrt, „ein Wüsten- und Ginde“. Sie segelten unter der Sonne und dem Monde (Skuator) durch so weite, daß sie den Polus arcticum nicht mehr sehen konnten und alsobald den Polus antarcticum ins Gesicht empfingen; sahen auch so tief in der See, daß sie nicht merken konnten, in welcher Gegend Meeres oder Landes sie wären. Da sie am Rohen de Speranger (Kap der guten Hoffnung) vorbeikamen, war es Juni und so kalt, als es in unsern Landen um Weihnachten ist. Bis zum Kap hatten sie weder Fisch noch kleinere Kreaturen mehr gesehen; jetzt zeigte doch das Meer wieder lebendige Wesen. Am Kap trafen sie viele kleine weiße Fische, welche flügel wie die Fledermäuse hatten und in großen Haufen gleich anderen Vögeln aufzuliegen, so zahlreich und unerwartet, daß sie „woll die Schiff umschweben, so man sich nit bei Zeit versicht“. Weiter ostwärts gab es viele Delfphine und Walzfische, die waren fast groß und übermann lang, dazu andere Fische, die auch grauulich lang und schmal waren.

In Südafrika.

Endlich nach langer trauriger Fahrt, nachdem sie 15 Wochen weder Land noch Sand erblickt, näherten sie sich im südöstlichen Afrika wieder bewohnten Geländen und landeten am 21. Juli, einen Tag früher als die Flotte, an der Küste von Kiloa, 9° s. Br., im heutigen Deutsch-Ostafrika. — Das Land südlich davon, an der Delagoabai (bei Sprenger „In Allago“ genannt), haben unsere Reisenden zwar nicht betreten, aber sie schildern es als noch fruchtiger Seen und Hörenjagen: „Da seyn auch Schwarze oder Mohren, ein halb wild Volk; und so du zu ihnen kommst, geben sie dir wohl einen Ochsen oder Schaf mit eine kleine Schelle oder Messer, denn es gibt viel Vieh im Land; Geld aber nehmen sie nicht. Es ist sonst ein lustig Land von guten Wässern und wohlriechenden Kräutern. Es gibt soviel Sand da, daß Mann und Weib unter an breitem Leder wie auf großen Pantostellen gehn.“ Die Bewohner scheinen nicht ohne Gütekeit zu sein; viele haben ihre Haare mit Gummi und Fett aufgestrichen und „zu einer Bier und Hohlheit viel und süßlich Oelgelein darin gehert und bebet“. Ihre Wohnung ist unter der Erde; sie haben eine schnalende, seltsam wunderliche Sprache.

1. Kiloa einst und jetzt.

Hier in Südafrika wartete der Flotte eine schwere Aufgabe: es galt, die portugiesische Herrschaft zu befestigen und wieder aufzurichten, und unsere deutschen Landesknechte konnten nicht umhin, an diesen Werke selbstthätigen Anteil zu nehmen. Das ging jedoch schon in Kiloa nicht ohne Widerstand vor sich. Der König, Scheich Ibrahim, folgte der Aufforderung zur Unterwerfung nicht, sondern ließ sich entschuldigen und sandte als Geschenk fünf Ziegen, eine kleine Kuh, viele Kofolospalten und Früchte. Am nächsten Tage, den 23. Juli, ließ Almeida die Kriegsschiffe in Bereitschaft halten. „Wir fuhren mit allen Voten spazieren in den Hafen vor des Königs Haus und begeherten von ihm zu wissen, ober er uns Friede oder Tribut wollt geben; aber wir konnten kein Frieden vernemen.“ Der König weicht abermals aus; er sendet fünf Mauren und läßt sagen, er sei durch Gasse verhindert, wolle aber den Tribut bezahlen, den er dem Könige von Portugal schulde. — Kummert „war keine andere Jureisdikt, als mit ihnen zu kriegen. Wir fuhren am 24. hin mit ganzer Macht ganz unversehens des Gegenteils morgens früh zu der Stadt und schossen etliche Heiden zu tot und plünderten die Stadt und fanden viel Reichthum an Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen, Was von allen Arten, baumwollene Tücher, Bettdecken und Wolfriz in großen Säcken.“ Der Wilar des Christenordens mit zwei Franziskanern empfing die Sieger, zwei Kreuze wurden aufgesteckt und geht, ein Lebrum gesungen und die Kreuze nachher in ein Haus gebracht, in welches auch der Bischof sich zurückzog. Einige Tage später wurde statt des entflohenen Ibrahim der Europäerfreund Mochamed mit großen Herrlichkeiten und Ehren als König eingesetzt und gekrönt, wogegen er verspricht, dem König von Portugal treu und hold und ihm mit seinem ganzen Königreich zu allerzeit unterthäniglich gehorsam zu sein. Das beste Haus wurde in eine Festung umgewandelt, die Häuser im Umkreise niedergeworfen und an ihrer Stelle Wälle mit Geschützen aufgeführt. Als Befehlshaber blieb Pedro Ferrera mit 80 Mann und Artilleria zurück.

Der Faktort Royer vom „Kapboel“ schildert uns das damalige Kiloa als ein blühendes Gebiet, Stadt und Insel zählten 4000 Seelen. Es muß, wie damals die ganze Südafrika, auf einer hohen Stufe der Kultur gestanden sein, der gegenüber die Verhältnisse des heutigen Kiloa als ein trauriger Verfall bezeichnet werden müssen. Die Stadt war reich, das Land fruchtbar, der Handel blühend, die Bewohner wohlhabend. Die Häuser waren von Stein, mit getäfelten Fußböden, ja sogar mit Wandmalereien geschmückt. Im Hafen konnten Schiffe von 500 Tonnen vor Anker gehen. Die Insel ist reich an Früchten, Mais, Butter, Honig und Wachs; die Bienenkörbe waren auf Bäumen in großen Gefäßen angebracht. Sehr viele Palmen; die Gärten, mit Brunnen bewässert, erzeugten süße Simonsen, Rüben, Erbsen, Bohnen, keine Zwiebel und Majoran, endlich eine Pflanze, Lambor genannt, welche von den Mauren sowohl zur Nahrung wie zur Heilung von Wunden gebraucht wird, sehr erfrischend ist und Mand und Pflume rot färbt. Reich war das Land an fettem Fleische, an Ochsen, Rügen, Hammeln, Ziegen und Schafen, nach Sprenger „selam obenreug Schaf mit breiten kurzen Schwänzen, darin tragen sie ihr Unschlitz und haben sonst in ihrem Leib gar kein Unschlitz“. Von den „Palmlinen“ haben die Leute sechsnerlei Frucht:

Bein, Effig, Ei, Wasser, Auf, Honig, Zucker u. a. Die Fahrzeuge liegen auf dem Lande und werden erst vor der Fahrt ins Meer geworfen; damit fuhren die Schwarzen bis in das 255 Meilen entfernte Sofala, wo sie Gold holen. Die Kassen waren Bogen mit Wurfspeisen, starke Schilde aus

Palmenholz mit Baumwolle durchflochten, Agogaien wie in der Guinea und noch bessere, Schwertier in geringer Zahl, endlich 4 Donnerbüchsen, doch wußten sie mit dem Pulver nicht gut umzugehen.

(Schubk folgt.)

Der Türmer des Grafen Eckhardt-Turmes zu Würzburg.

Eine Engl. Erzählung von E. Scherich



Es ist ein eigen Ding um die Sagen, die im Munde des Volkes gehen, nicht aufzuklären sind sie, nicht zu verdrängen; die Geschichte mag ihre Daten, die Wissenschaft ihre abschließenden Urteile dagegen stellen, die Religion ihren Bannfluch darüber schlendern — aber die einmal liebgewordene Überlieferung vom Straßpater zum Vater, vom Vater zum Sohn geht weiter, ohne sich aufhalten zu lassen, von Generation zu Generation bis zu den spätesten Enkeln. Und wer recht zusehen mag, es hängt ein gut Stück Volkspoesie an den alten Erzählungen, und sie klingen, trotz ihrem oft recht ungläublichen Inhalt lieblicher als die Wahrheit, die uns mit ihrer nüchternen Klarheit zuweilen hoet und fremdlos anstarrt, während die Sage ihren blüthenartigen, sternglänzenden Mantel darüber breitet.

Solch eine Mär, die freilich auch in keiner Chronik Verfertigung findet, will ich hier erzählen:

Es war im dreißigjährigen Kriege. Am 17. Oktober 1631 hatten die Schweden Würzburg eingenommen und den damaligen Herrn der Stadt und Burg, Fürstbischof Franz v. Hatzfeld vertrieben.

Seitdem waren drei Jahre ins Land gegangen. Schwer lastete des Feindes Hand auf der Bürgerchaft. Schier in jedem Hause war Einlagerung: Die Offiziere in ziemlicher Nähe beieinander auf dem alten Fischmarkt, die Soldaten verteilt im ganzen Bezirk der Stadt, selbst im Wainzer Viertel.

Da, es war just am 3. Jahrestag der Stadteinnahme, geschah es, daß der alte Bürgermeister von Würzburg aus den unteren Räumen des Rathauses in den daran gebauten Grafen Eckhardt-Turm emporstieg.

Selten nur war er hier herauf gekommen, solange er auch schon im Amte sah; den Türmer zwar konnte er wohl

denm der stieg oftmals zu ihm nieder — aber etwas bestemmte ihm doch die Brust — war's von dem hohen Treppensteigen, war's von dem, was ihm auf dem Heeren lag? kaum wußt' er's selber, aber einen schmerzlichen Blick warf er bei jedem der kleinen Fenster, dran er vorüber kam, auf die Stadt hinab, und seine Rechte ballte sich unwillkürlich zur Faust.

„Meine Heimat!“ zitterte es dabei über seine Lippen, „meine schöne, liebe Vaterstadt! wie haben sie Dich genüßig handelt, gehöht! Aber es soll ein Ende haben mit den Fremden, muß ein Ende haben!“ und schneller denn zuerst schritt er die Stufen empor.

Draßen sah der Türmer in seinem Wohnraum. Es war noch ein junger Gesell, der mit hellen Blicken in die Ferne lugte und um seiner scharfen, weitgehenden Augen willen zu dem Dienst gekommen war.

Wie er den Bürgermeister in seine Thür treten sah, sprang er ehrerbietig auf. War aber wohl zum Nachen, daß bei seiner beträchtlichen Größe sein dichtes Haar schier die Decke streifte.

„Geltrenger Herr, in was kann ich Euch zu Diensten sein?“ fragte der Türmer erwartungsvoll.

Der Bürgermeister aber ließ sich erschöpfen auf den einzigen Stuhl des kleinen Gemaches fallen und griff dann nach den Händen des Jünglings.

Ides, der Türmer, sah verwundert auf den vornehmen Herrn; der war sonst nie zu solcher Vertraulichkeit geneigt, zumal nicht gegen Untergeordnete. Daß er heute so auf Stand und Herrmann verlag, mußte eine außergewöhnliche Ursache haben.

Das säßten die beiden Männer jezt, wie sie so Hand in Hand gesäzt einander ins Auge sahen; der eine in Erwartungsvollem Schweigen, der andere in zagender Überlegung, ob und wie weit er ein schwerer auf ihm lastendes Geheimnis preisgeben dürfe.

Endlich hatte der Greis sich entschlossen; es mußte ja sein; und der Türmer sah treuerzig ehrlieh drein, wie kein anderer. So begann er:

„Es ist einmal ein klein Sandborn ins Rollen gekommen droben im Gebirg' und hat hernachmals eine ganze Steinlawine mit sich zu Thal gerissen, und ist das kleine Reichlein somit zu großer That geworden. So hab' ich auch für Euch ein Geschäzt heute zur Nacht, das klein und geringfügig von Ansehen und doch von schier unberechenbarer Tragweite ist!“ — dann plötzlich unterbroch er sich: „Ihr seid doch gut faierlich?“ Ides lachte.

„Bin dem Kaiser so treu ergeben, wie der Main drunten seinen Ufern, wie die Sommerwolken meinem Turm.“

Der Bürgermeister nickte.

„So ist's gut, so auch hab' ich's erewart. Darum, händst auf meine Worte. Den Schweden werden heute zum Abend allenthalben um des Jahrtages der Städteinnahme festliche Befehle gehalten. Die schwedische Generalität bewirkt der Art von St. Jakob jenseit der Brücke in der Wainzer Vorstadt; die übrigen Offiziere hat der Rat in den Rathausssaal hinunter geladen, den eingelagerten Soldaten aber wird jeder Quartiergeber ein Fest geben; und der Wein wird gut sein und süß — und lange bevor die zehnte Stunde geschlagen, werden sie alle den Schlaf der Obersten schlafen — dann aber, wenn Ihr heute, wie jede Nacht, das Werk der Uhr zum ersten Male anhebet!) und die zehn Schläge über die Stadt gerollt sind, dann wird es denen ein Zeichen sein, die vor dem aheren Raimthore warten, das Thot wird sich ihnen öffnen, die kaiserlichen Feldzeichen und Fahnen werden wieder in unsern Mauern wehen, und die Schweden, deren Amoenheit in den Häusern an den vorchristlichmäßig angezündeten Lichtern!) leicht erkennbar ist, werden dahinschwimmen unter unsrerer Faust, bevor die Sonne ihr Antlitz aus den Trübnellen hebt. Auf Euch aber, Jürg, und Eure sichere Hand müssen wir uns verlassen können, auf daß Eure Glode auch bestimmt zur rechten Zeit das Zeichen gibt.“

Jürg war indes der Erzählung des Bürgermeisters mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. Sehr bligte sein Auge, und um seine Lippen flog ein glücklicher Zug:

„Ihr habt vorher richtig geredet von dem kleinen Steinbröcklein, das einen großen Felssturz nach sich zu ziehen vermag; und ich freue mich herzlich, das Saadlock zu sein, das zu so Großen den Anstoß bietet. Denn oft, wenn ich hier in meiner Turmeinsamkeit gesessen, hat mich's überkommen, als sei ich trotz jungen Jahren und starken Gliedern doch ein recht herzlich unnütz und überzählig Geschöpf Gottes. Nun ich aber heute auch mein christlich Theil mit erringen darf an der Befreiung der Heimat — will ich so thörichte Gedanken fürder aus meiner Kammer jagen und ihnen keinen Einfluß mehr gewähren!“

Da ging der Bürgermeister getrübt hinab; er wußte, daß er die vertrauensfordernde Angelegenheit in die sichersten Hände gelegt hatte.

Jürg aber sah noch lange auf die Stadt zu seinen Füßen nieder; jenseits wollte ihn wohl all des Blutes dauern, das da unten vergossen werden sollte. Aber wieder dann dachte er an das Uebel der Fremdherrschaft und ein stilles Gesäht, überkam ihn, daß seine Hand das Zeichen geben sollte zu ihrer Betreibung. Vielleicht auch dachte er an jene, die er viele Jahre lang im Herzen trug. Als der Todter des früheren Thürmers hatte der Rat ihr, der vater- und mütterlosen Waise, ein Gemach in dem unteren Theile des Turmes befohlen; auch hielt sie des Jürgs kleine Wirtschaft in Ordnung.

Seidem hatte der Thürmer die blandhaarige Rieke liebgewonnen. Aber noch war sein Wort davon auf seine Lippen gekommen, denn plötzlich, wie ein scheuer Vogel, war sie ihm

immer entflattert, so oft er längere Zwiesprache mit ihr hatte halten wollen.

Draußen am Brunnen aber, wo sie, wie die anderen Mädchen das Wasser holte, blieb sie oft lange stehen, und wenn die schwedischen Reiter herzubeklangen, verweilte sie sich wohl nicht ungern; und wenn gleich ihr Gedächtnis nie frisch oder herausfordernd dabei gewesen, so hatte es dem Jürg doch oft wehe gethan, und seine Lippen hatten sich noch leiser geschloffen. Das mußte nun auch sein Ende haben, und der Jürg dachte auch daran und freute sich auch darüber.

So schwand der Rest des Tages. Dann stieg Jürg die Treppe hinunter, die Abendruhe zu machen und seinen Turm zu sperren und wohl zu vermauern. Da war ihm plötzlich, als vernehme er Geräusch unten; aufhorchend schlich er leise unhörbar hinab, da schlug Riekes Stimme an sein Ohr: „Glaub mir, Arel, ihr seid verloren, alle, alle, wie der zehnte Schlag verklingen! Darum hab' ich Dich zu mir heringewunken; nie sonst hät' ich's gethan — also, stieh, stieh, so gebrach es Zeit ist!“

Dann klang eine Männerstimme in lockendem Tonstuch darüber: „Woher weist Du's?“

„Ans des Bürgermeisters Munde selber, denn ich hab' ihn belauscht, wie er Jürg, dem Thürmer, den Anschlag vertrat.“

Noch wach't's der Schwede nicht glauben wollen, das bewies seine ägernde Antwort:

„Wär's wirklich also, müßt ich die Weinigen warnen, aber ich kann's nicht für möglich halten, solche Kühnheit!“

Doch Rieke bat und beschwor ihn mit vor Angst zitternder Stimme:

„Laß die andern, rette Dich, rette nur Dein junges, liebes Leben.“

Weiter hörte Jürg nimmer; er sprang die Stufen zu seiner Höhe mit Windeseile hinauf — ein einziger Gedanke stand in seinem Hirn: in einer Viertelstunde war der Plan verraten, der Feind gewarnt, die Hoffnung vernichtet. Wie er oben anlange, schlug eben die Donuhre dreiviertel auf zehn Uhr — da streckte der Jürg die Hand nach dem Schlagwerk, und zehn wohlgeschaltete Glockenstöße trugen ihre Schallwellen weit in die dunkle Nacht hinaus. Der Thürmer aber stand hochaufgerichtet wie ein Sieger. Wenn der Himmel seinen Segen gab, wenn die Stadt frei wurde — so war es seine Thot gewesen.

Freilich über sein und manch anderes Herz war die Stunde vernichtet hingegangen; aber was wag das Glück des einzelnen gegen das Wohl oder Wehe einer ganzen Stadt?

Am andern Morgen, da die Sonne die Spitze des Grafen Eckharts-Turmes hell beschaute, war Würzburg von den Schweden frei — der letzte Feind hatte verdröhelt, aber das gezerrne Blut stand dunkel auf Pläßen, Gassen und in den Häusern; und die Gruben mußten tief und umfangreich gegraben werden, denn die Schwedischen zur Erde bestattet wurden.

Jürg, der Thürmer, ward als Retter der Stadt vom Rat dreifach und nachmals vom zurückgekehrten Bischof hochgelobt und beschenkt, und ward ihm als besondere Ehre und Erinnerung an seine Westesgegenwart verliehen, daß er allnächstlich die zehnte Stunde eine Viertelstunde vor schlagen lassen dürfe; welcher Gebrauch auch später noch beibehalten wurde und bis in die letzte Zeit bestanden haben soll.

) So war den Thürmer aus dem Grafen Eckharts-Turm zur Pflicht gemacht, allnächstlich von 10 Uhr bis zum Morgengrauen die Schläge der Uhr durch persönliche Anwesenheit des Uhrwerkes zu bemerkthigen.

) Es war zur besserer Orientierung der schwedischen Besatzung verordnet, daß in festlicher Stunde, in dem Offiziere eingeleitet waren, nachst im Oberhof ein Licht brennte, während die Canzlei der gemeinen Soldaten durch Licht im Unterhofe gefenestert waren.

Des Jörg Herz aber war in jener Nacht eingelangt worden, da die Freiheit seiner Heimat aufstanden war. Die Kiele freilich hatte wohl nicht ungenügend genug vergessen und sie hätte wohl nicht ungenügend die fremdliche Türmerwohnung mit dem allseitig hochgedackten Jörg geteilt, der aber wies keine Lust mehr dazu; einsam und still

lebte er unter den Menschen, wie sein Turm sich über der Wiederung der Stadthäuser hob, und so blieb er bis zu seinem Tode.

Die Geschichte that seiner keine Erwähnung, die Sage aber hat sich seiner Person bemächtigt und ihm den Ehrenkranz gespendet, der seiner frischen That gebührt.

Kleine Mitteilungen.

Jürstenstein. Aus drei mößig hohen Kluppen des böhmischen Bormaldes, in der Nähe des freundlichen Karltes Tittling und in geringer Entfernung von einander erheben sich drei stattliche Burgen, Engelburg, Jürstenstein und Salzenburg, welche der Volksmund als die „drei Waldschlöffer“ bezeichnet. Wegen ihrer reizenden Lage, ihrer wahrprächtigen Umgebung und namentlich wegen der umfassenden Fernsicht, die sie gewähren, werden sie alljährlich von vielen Fremden des böhmischen Waldes besucht, zumal sie — besonders von Pössa aus — leicht zu erreichen sind.

1 1/2 Stunden von Tittling, 3 Stunden von der Station Jürsteneuf auf der Bahnhinie Pössa — Jürsteneuf entfernt, thront das Schloss auf einem breiten Berggrün, dessen Fuß mit herrlichen Buchenwäldern geschmückt ist. Mit seinen mächtigen Mauern und Türmen macht es auf den Besucher schon von fern einen imposanten Eindruck. Die Geschichte kennt die ursprünglichen Besitzer des Schlosses nicht; die Sage hielt es für die Stammburg der Grafen von Pöls. Durch Verfall, Kauf oder Tausch ging sie von den Herren v. Stein an das Geschlecht der Reudenberger, Puchberger und Schwarzsteinener über. In den Zeiten zwischen dem Papstherzog Heinrich dem Jüngeren und dem Grafen Aram von Pöls wurde es völlig zerstört, jedoch kurze Zeit darauf wieder aufgebaut. Ein späterer Eigentümer des Schlosses, Wilhelm Rothkopf von Bernberg, erbaute die Schlosskapelle und ließ sie ein Schlosskapell, die später in ein Kreuzeremium umgewandelt wurde. Eine Zeichnung aus damaliger Zeit zeigt das Schloss mit doppelter Ringmauer, zwei Thoren und sechs Türmen. 1836 wurde es an Pössa verkauft, 1848 durch einen Brand ganz verheert, so daß nur noch die Umfassungsmauern übrig blieben. 1860 erwarb es Bischof Heinrich von Pössa um 2200 fl., stellte es wieder her — allerdings nicht in der früheren Bauart — und verwandelte es in ein Erziehungsanstalt für verwaistete Knaben unter der Leitung englischer Bräulein.

Umeißel des Schlosses zeigt eine aus übereinander geschichteten Granitblöcken gebildete Felsenmauer, der sog. „Stein“, lateinisch empört. Zwischen Jürstenstein und Engelburg liegen mehrere Steinberge, welche vorzügliches Granit liefern, der feinsten gleichen ist.

Dem Schlosse genügt man eine überaus prächtige Fernsicht. Das Auge schweift über die fruchttragende Donauebene und die anmutigen Thäler des Inn und der Isar und hallet zuletzt an den Bergen der Salzburger Alpen, welche den Horizont begrenzen, während im Norden und Nordosten der ganze Bormal, sowie der untere Wald vom Dreifesselgebirge bis zum Neber sichtbar wird.

A. D.

Karl XI. in der Schlacht von Pultawa. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß die jetzt in Bayern regierende sog. russinische Linie des Mittelböhmisches Hauses der mit Max Joseph III., dem Witen, ausgelebten russinischen Linie an geschichtlicher Größe keineswegs nachsteht, so wir können sogar getrost sagen, dieselbe übertrifft. Wie gewandt ragen nicht in die Geschichte die drei Erpfaffen dieses Hauses, welche aus ihren Häuptern Schwedens Krone trugen, Karl Gustaf, Karl XI. und Karl XII. hervor. Sie und ihre Thaten gehören auch der böperischen Geschichte an. Wir bringen heute ein Bild aus dem Schicksale

Karl XII., eine Episode aus der Schlacht von Pultawa. 65000 Mann, angeführt von ihrem Jar Peter dem Großen, kämpften gegen 20000 Mann Schweden, deren körperliche Kräfte durch Hunger und Entbehrung erschöpft waren. Nur 48 Kanonen fanden ihnen zur Verfügung. Aber die tapferere Besatzung einer der kühnsten Schlachtenjähren aller Zeiten und Jahrbücher, der Mittelböhmer Karl XII. Am Fuße verwundet, ließ er sich in einer Sänfte, von welche zwei Pferde getragen, herumtragen. Wo das Getöse des Kampfes am heftigsten tobte, ergriff der König, in einer Hand eine Pistole, in der andern den Säbel; so eilte er umher, die Truppen zu ermuntern. Eine Kanonenkugel tödtete die Pferde, eine zweite Kugel geriet in die Sänfte. Es verstreute sich der Schwedensraj: „Der König ist tot“ und löst die Arme der Streiter. Der König rafft sich aus den Trümmern empor, aus Pölen wird eine Tragebühre zusammengefügt, und auf den Schultern von 24 Grenadiere löst er sich den Hülenden entgegen. Die Anstrengungen des kühnlichen Leuten sind vergebens, die russinischen Angeln treffen zu gut, 21 Grenadiere werden tot zu Boden gestreut. Das Unheil des Tages ist besiegelt.

Der Engelstein bei Bergen in Oberbayern. Große Bergformen haben stets das Volk ermannt, Sagen dazu zu erdichten. Der Engelstein ist ein schwerer Felsen mit zwei Spitzen. In diesem Felsen sind tiefe Höhlen, den Eingang in dieselben bildet eine tiefe, abwärts gehende Spalte, welche man das Hölloch nennt. Ein 7 Fuß langer, 5 Fuß breiter und ziemlich hoher Raum wird die Kirche genannt. In diesen Höhlen, so will die Sage wissen wohnen vor uralten Zeiten drei Bräulein, welche die wilden Frauen genannt wurden. Sie spannen von einer Felsrippe zur andern ein Seil, auf dem sie spielen und tanzen. Es gab noch vor kurzen alte Leute, die das mit eigenen Augen gesehen haben wollten. Eine der Frauen war dem Osefelbauer auf dem Bottenberge zugehört; sie gab ihm einen Stükel mit dem Bemerkten, er solle denselben seiner Frau umbinden. Der Bauer witterte Unheil und band ihm zuvor ein Eisenband, der sofort bis an die Wurzel geriet. Eine der wilden Frauen erkrankte, die Kranken zu heilen. Manaham vernahm man aus der Tiefe wunderbare süßen Gesang; die bei der Heuernte beschäftigten Bauern hörten manchmal aus der Höhle Dahnengesänge. In der Höhle soll ein großer Schatz in einer eisernen Kiste verborgen sein; auf ihr ruht eine Schlange, welche mit dem Kopfe den Schloßstein schließt, jedem bemacht den Schatz ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen, außerdem sah man auch ein schwarzes Pferd mit weißem Stirnband aus dem Hölloch kommen und auf die Weide gehen.

Ammeradenlebe. In der unglücklichen Schlacht bei Hölchstadt a. d. Donau im Jahre 1704, in welcher die Kaiserlichen unter Prinz Eugen siegen, und der Kurfürst Max Emanuel von Bayern mit den französischen Hülfstruppen geschlagen wurde, kämpften auch zwei böperische Soldaten. Sie waren mit einander ausgewacht, mit einander in die Schule gegangen und mit einander zum Witten getommen. Fröhlich hatten sie immer Treub und Leid, Wohl und Wehe mit einander geteilt. Sie wurden beide in der Schlacht verwundet und lagen nicht weit von



D' Maier vom Brandstättlerhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schackung.
(Fortsetzung.)

Wer sich nicht am Schießen betheiligte, der sah aber stand auf der Festwiese umher oder hatte unter den schattigen Kastanienblumen vor dem Wirtshause Platz genommen und plauderte beim Krüge Bier. Und es gab viel zu plaudern. Das Haberfeldtreiben, die Falschmünzerverbände, welche seit nahezu einem Jahre ihre Umwesen getrieben, ohne daß man auch nur die leiseste Ahnung gehabt hätte, wo ihr Sitz zu suchen — das waren Unterhaltungsgegenstände das ja ergebigen Umfange, daß sie unversehbaren Quellen glücken, an denen männlich wie weiblich in langen Zügen trinken konnte. Über viele Hunderte von Lippen kam dabei der Name der Obermaier'schen Leute, aber weder der Müller nach die Müllerin waren unter den Festgästen sichtbar, was jedermann begreiflich fand. Beide saßen daheim auf ihrer Stube in einer Laune, die alles eher als rosig war.

Unter den Schützen, die heute in Wörndsmühle ihre Kunst übten, war auch der Brandstättler. Er stand, und zwar mit Recht, im Rufe großer Treffsicherheit, gleichviel, ob er auf die Scheibe schuß oder das Wild in Wald und Feld jagte. Heute aber sahen sich Glück und Geschick gegen ihn verschworen zu haben. Zehn Schüsse hatte er auf die Ehrenscheibe bereits abgegeben und nicht einen einzigen Treffer noch konnte er verzeichnen. Das war für einen Schützen, der, wie der Brandstättler, sonst von keinem Feindschützen ohne wenigstens den zweiten Preis noch heimgeführt war, geradezu unerträglich. Was aber den Brandstättler mit nicht gelindem Jarn erfüllte, das war der Umstand, daß der Brammer Hiesel

bis jetzt unter allen Schützen auf der Ehrenscheibe die meisten Treffer und sogar zweimal hinter einander ins Schwarze geschossen hatte. Dem Brandstättler kam es fast vor, als ob ihm der Hiesel das zum Trost thue, um ihn recht zu ärgern.

„Heut' hast willst' Pech, Brandstättler“, sagte ein Schützenbruder zu dem Gemeindevorsteher von Wörndsmühle, der eben wieder einen Schuß ohne nennenswerten Erfolg abgegeben hatte. „Was is denn dös mit dir? Triffst' dengert' Junst' ja gut.“

„Da konnst' scho' glei aus der Haut Jahr'n vor Ärger“, schalt Gschwendtner und biß knirschend die Zähne zusammen.

„Brad is's, als wenn mei' Büch's'n verheert' war.“

„Is dir am End a Kap' begegnet aber an alt's Wei, wiaßt' zum Schloß'n ganga bist'“, sagte der andere scherzend.

„Geh' ja, mach' mi nit' suchst'“, versetzte der Brandstättler fuchtwild. „I woaß' scho', was' Schuld is'...“

„Nun, wie gehi's, Brandstättler? Schon recht viele Treffer g'macht?“ hörte Gschwendtner plötzlich neben sich eine Stimme. Er drehte sich hurtig um und riß den Hut zum Zeichen der Ehrfurcht vom Kopfe. Auch die übrigen anwesenden Schützen entblöheten sich.

Der Gschwendtner stand ein stattlicher Herr mit vornehmen, aber milden und gewinnenden Gesichtszügen, aus denen die reinste Seelengüte leuchtete.

„Habeit, heut' gehi's' schlecht mit'm' G'schütz'“, antwortete Gschwendtner, indem er sich auf einen Winkel des Fragstellers wieder bedeckte. „Nix is's mit meiner ganzen Schloserei,

gar niz. Koa Schulfua schiagt so schlecht wie i heut' und i bin scho' so gis'hwent, daß i mel' Wädh'n in tausend Stück aueimandschlag'n lauat."

Der vornehme Herr war kein anderer als der Herzog Max von Bayern, der von seinem Sommerfize, dem Schlosse zu Tegernsee, über die Berge herübergekommen war, um einige Stunden inmitten der Bismundhäuser Schützen zuzubringen. Der Herzog war inlolge seiner Keuschheit der Abgott der Bedrückteverleumdung in Wendelstingebiet; ihm waren diese treuen biederen Menschen in unbegrenzter Liebe angethan.

Mit einer Art teilnahmsvollen Miene hatte der hohe Herr der von Unmut durchdrungenen Äußerung des Brandstüters zugehört. Ein leichtes, aber einnehmendes Lächeln glitt jetzt um die Lippen des Herzogs.

"Das thut gar niz, mein lieber Brandstüter", sagte er mit einer angenehmen, ihm eigenen Mischung von Dialekt und Schriftsprache, "wenn Ihr noch nie troff'n habt. Laß's Euch nur Zeit, 's kommt schon. Ihr trefft'n Nag'l auf den Kopf und 's Schwärze'n in der Scheit'n, das wiß'i i schon."

Und Herzog Max klappte dem Bauern vertraulich auf die Schulter. Der Brandstüter aber versand wohl, was der Herzog mit dem Worte vom Nagel auf den Kopf treffen" sagen wollte. Es erinnerte ihn daran, wie er mit dem hohen Herrn bekannt geworden. Vor einigen Jahren war es, da hatte Herzog Max mit einem größeren Herrzugefolge in einem Gasthause zu Wiesloch Einkehr genommen. Während nun die vornehme Gesellschaft in einem Nebenzimmer of und traul und laulich war, öffnete sich die Thür und ein Bauer, in die Gehirgstracht gekleidet, trat unerwartet herein. Sobald er der Herren ansichtig wurde, wollte er sich zurückziehen; den Herzog Max aber erkannte er nicht gleich. Da fiel es einem jungen, offenbar von Weinedelst schon ziemlich übermäßig gewordenen Begleiter des Herzogs ein, beim Anblicke des Bauers das Wort fallen zu lassen: "Ah! die Bauernhose riecht aber gut." Auf das hin blieb der Bauer stehen, richtete sein schorfes Hallenauge auf den Schmäher des bauerlichen Standes und begann furchlos und mit einer überraschenden Redegewandtheit also: "Ja, meine Herren! der Bauer riecht nüt gut, dös is wahr. Und warum? Weil er sich 's ganze Jahr plag'n muß, damit die Stadtherr'n was zum Essen haben. 's is wahr, der Bauer riecht nüt gut. Aber das merkt man den Ralbs- und Schwendenduten in der Stadt drin nüt an, die der Bauer für die Herren lieert." "Sa spreubete es noch eine Weile über die Lippen des Mannes, wobei er es an derben und beißenden Bemerkungen nicht fehlen ließ, mit denen er jenes aus rägellosem Munde hingeschleuderte Wort heimgesahlte. Nachdem er die verletzte Würde des Bauernstandes nach seinem Ermessen genügend verteidigt, brach ein Verhalssturm ans dem Kreise der vornehmen Zuhörerchaft los. Herzog Max aber erhob sich von seinem Plage und ging auf den Bauern zu, dem er mit den Worten die Hand reichte: "Brau gesprochen, mein lieber Mann. Aber seid Ihr?" — "I bin der Gwandvorsteher von Wörnsmühl und hoch Schwendener." —

Von jener Stunde an hatte sich der Brandstüter die Gunst des Herzogs Max erobert, der sich bei jeder Gelegen-

heit mit dem wackeren Kavalier des Bauernstandes gern unterhielt.

Eine solche Gelegenheit hatte sich heute ergeben.

"Um was wollt Ihr wett'n, Brandstüter", sagte jetzt der Herzog laulich, "doß Ihr 's nächste Mal ins Centrum trefft? Was gilt's?"

"Herr Herzog, wenn S' aus Karolin drontog'n woll'n", veretzte der Brandstüter ohne ein Zucken seiner Miene, "i laß mi drauf ei'. Aber dös sog i Eahna im voraus, Herr Herzog, d'Wett verliern S'."

"An Karolin? Das ist ein teurer Schuß", meinte Herzog Max. "Meintweg'n. I g'winn ihn doch."

Der Herzog rief einen außerhalb des Schießstandes befindlichen Herrn herbei. Es war sein Begleiter.

"Baron Gumpenberg, setzen Sie 'mal einen Karolin für mich."

Der Baron that's. Der Brandstüter legte seinerseits das Geßbüch vor den Augen des Herzogs und einer Anzahl Schützen, welche mit Spannung dem Ausgange der Wette folgten, auf einen Tisch.

Der Brandstüter zahlte seinen Schuß, lud seine Wädh'e und legte sie an die Wange.

"Nehmt Euch in acht, sonst wi's um den Karolin und d'Schüpenne'r g'schehen", mahnte Herzog Max, indem er sich nicht an die Seite des Zielenden stellte und tiefen unvertieft im Auge behielt.

Der Brandstüter stand da, wie aus Erz gegossen, seine Hand zitterte nicht im geringsten. Doch zielte er ungewöhnlich lange. Endlich flammte der Blick aus dem Rohre, und jaht schon in denselben Augenblick stieg draußen an der Scheibe ein fröhliches "Juhu — — — uh — — — uh!" auf. Der Brandstüter hatte die Karolin verloren und der Herzog die Wette gewonnen.

"Nun, was sagt Ihr jetzt, he?" rief der Herzog fröhlich.

"Nemt Euch die Wetz', Brandstüter?"

Schwendener war über den unerwarteten Erfolg so verblüfft, daß er den Herzog anfangs sprachlos anstarrte. So etwas war ihm noch nicht begegnet. Das erste Wort, das sich ihm einwand, war:

"Sond sagt Sie a wirklicher Jauenerer, Herr Herzog?"

"Nemt Euch also die Wetz' nüt, Brandstüter?" wiederholte der Herzog seine Frage.

"W?' Wöcht'n S' ebea nomals wett'n, Herr Herzog? I bin dobei", sagte Schwendener und griff bereitwillig in die Hosentasche.

"Wo, na, dank schön", lehnte Herzog Max lachend ab. "I seh' schon, Ihr konnet ein g'fährlicher Schütz werd'n. Aber eine kleine Belohnung für den trefflich'n Schuß muß ich Euch doch geben, Brandstüter. Hier, nehmt den Karolin i'rad."

"Was?" rief der Brandstüter schier beleidigt. "Was glauben S' denn, Herr Herzog? Wenn i wett', nacha moom i's in Ernst. Herr Herzog, los Wörtl red' i mehr mit Eahna, wenn S' mir mein Karolin i'radog'n."

Ein anderer an des Herzogs Stelle hätte Schwendeners gedächtnige Rede vielleicht übel aufgenommen; nicht so aber der keusche Jücker, für den die Sprechweise seiner geliebten Oberländer nichts Verlegendes barg. Er schlug sogar eine heitere Laune auf, zum Beweise, daß ihm die treuherrigen Worte des Brandstüters durchaus nicht missfielen.

*) Die Worte sind getreu so wiedergegeben, wie sie dem Verfasser erzählt wurden.

Witten in die Fröhlichkeitsäußerung des Herzogs hinein erscholl plötzlich außerhalb des Schießstandes ein Schreier von Rußen.

„Da is er! Do is er! Da flücht er! Zapf hocht er nieder!“

„Sa rief's und ging's durcheinander.“

Herzog Max wurde aufmerksam. Er schritt mit seinem Begleiter ins Freie. Der Brandstifter und die anderen Schützen thaten ein Nicken.

Der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war ein ungewöhnlich großer Fischadler, der sich in der Entfernung von etwa dreihundert Schritten auf einem Baume des Leizschwerers niedergelassen hatte. Selbstamerweise schien sich der stattsche, sonst durch sein scheues Wesen bekannte Raubvogel von dem nahe zu seinen Füssen wogenden Treiben nicht berühren zu lassen; fast verächtlich blickte der stolze Lästegler herab, dessen weißes Brust- und Schreitelsgefieder in der Sonne glänzte.

„Dies ist der größte Fischadler, den ich je g'sehen hab“, bemerkte Herzog Max, zu den Umstehenden gewendet. „De Brandstifter, juck's Euch nüt, den schönen Vogel 'unter-zuschick'n?“

„Ja, Herr Herzog, kanna vor Laska“, antwortete Gschwendtner mit einem süßlichen Valsosprache, aber man soh es ihm wohl an, daß er Becklangen trage, sich vor den Augen des hohen Herrn auszuzeichnen.

„Das wär' ja eine prächtige G'legenheit, Euch den Karolin wieder zu verdienen“, redete der Herzog den Brandstifter an. „Aber schnell muö's geh'n, der Vogel kanna ja jedes Augenblick aufsteig'n, und dann ist's j'spät.“

Aber es war in der That schon zu spät. Der Fischadler spreizete seine Fittiche aus und schwang sich in die Lüfte, während der Herzog noch sprach.

Die Augen der Menge folgten dem langsam dahinschwebenden Weib.

„Hat laßt der nüt wort'n kanna?“ rüllte der Brandstifter vernehmlich. „Der Kaleskytropf flücht mir j'kommt mei'n Karolin hurt.“

Der Adler zog waldeinwärts und wiegte sich soeben in stolzem Fluge fast in gerade aufsteigender Linie über dem Dache des Schützenstandes. Mit einem Male fiel in der Nähe ein Schuß, der Vogel in der Luft schien einen Augenblick bewegungslos im Raume zu hängen, dann oder stärker er pfeilschnell mit matten Flügelschlägen zur Erde herab.

Alles eilte hin zur Stelle, wo der Schuß gefallen.

„Wer is der Meister?“ rief Herzog Max und drängte sich durch den Haufen, welcher den Schützen und seine am Boden liegende Beute bewundernd umgab.

„Da steht er“, meldeten einige Stimmen.

Der Herzog klickte in das hübsche Kugelnest eines hochgemachten kreisförmigen Bürschens in schmäuder Weitztracht. In der Rechten hielt er die Wäsche, mit der er den Fischadler aus der Höhe geholt.

„Wie heißt Du?“ lautete des Herzogs Frage, während sein Auge zwischen dem glücklichen Schützen und dem durch die Brust geschossenen Adler hin und her wanderte. Es war ein Urenkel von ganz seltener Größe, das nachzu seine vier Fuß kafferte, für einen Fischadler eine außerordentliche Spannweite.

Der Schütze wollte eben den Hut vor dem Fürsten ziehen. „I haab' Brauner Hiesel“, antwortete er auf die Frage des Herzogs.

„W'holt nur den Hut auf. Vor einem solch'n Schützen soll eher ich den meinig'n abnehmen. Bist wahrschajni Jäger van Professia?“

„Na, Hoheit. I bin a Holzrecht.“

„Holzrecht?“ wiederholte Herzog Max erstaunt. „Dann bist du am unrecht'n Platz. Wo bist her?“

„Von Willandren.“

Der Herzog blickte sich zu dem toten Adler herab. „Ein Bracketer und ein Bracktschütz“, sagte er im Tone warmsten Lobes. „Sa 'nen Vogel im Flug zu treff'n... wahrhaftig, das heißt 'was, nüt moht, Baron?“ lehnte er sich zu seinem Begleiter.

„Das möcht' ich meinen, Hoheit“, befähigte dieser.

„Ist Dir der Vogel feil?“ fragte Herzog Max den überglücklichen Hiesel, der da stand mit einem Gesicht van Freude übergossen. „Ich lauf ihn Dir ab. „Was soht' er?“

„Verkauf'n thua' i'n nüt, Hoheit. Aber schenda thua' i'n Wohn, wenn E' ihn mög'n“, antwortete Hiesel schlicht und kurz.

„So mag ich ihn nüt“, entschied der Herzog. „Hier kimm, da ist ein Karolin und dafür laß mir den Vogel.“

Bei diesen Worten zog Herzog Max den Karolin heraus, den er erst dem Brandstifter abgenommen und trichtete ihn Hiesel dar. Der nahm ihn zwar an, aber mit Widerstreben. „Das „Bieh' sei nüt so viel wert, meinte er.

„I jahl' nüt für'n Vogel, aber für'n Schütz“, erklärte Herzog Max. „Wie sieh't' aus, hoist nüt Lust, d' Holzrecht-arbeit an des Rigel j'hängen, recht? Ich hätt' ein Pläpchen für 'nen Jagdg'hilfen. Wärest recht dafür. Nun, wie meinst, Hiesel?“

Der Hiesel aber, ja, was meinte er? Was konnte er denn überhaupt nach meinen? Vor Ueberraschung, vor Freude stand ihm das Denken still. Er wußte nicht recht, ob er wollte oder träumte. Er wurde bis an die Stirn über und über rot, er murmelte einiges verwarrene Zeug für sich hin, aber zusammenhängende Worte gewann er nicht auf die Länge.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Buchdruckerei in Bayern.

Von J. GÖNNEL.

Das „Bayerland“ versprach seinen Lesern, stets in inniger Verbindung mit der Gegenwart zu bleiben, die Vergangenheit mit der Zeitgeist zu verknüpfen. Die Bewegung in Buchdruckergewerbe, der große Streik der Buchdruckergehilfen hat die Aufmerksamkeit des Publikums, das ja auch mitleidend ge-

worden ist, in so bedeutendem Maße auf sich gezogen, daß auch der Leser des „Bayerland“ daselbe neugierig durchblättert, ob er nicht irgend eine Nelkung daran finde. Er würde schwerlich zufrieden sein, fände er nur unsere Bitte um seine Nachsicht, wenn unter der Ungunst der Verhältnisse und dem Nachgebot

der Zeit vielleicht eine der in der Konklistsperiode fertiggestellten Kummern nicht seinen Wünschen entspräche. Wir wollen dafür berichten, wo in bayerischen Landen die erste Buchdruckerei errichtet und das erste deutsche Buch gedruckt wurde, und zwar vor 430 Jahren, im Jahre des Heils 1461. Wir folgen hierbei den Forschungen des bayerischen Historikers v. Sprenger. Er sagt: Um die Ehre, die Geburtsstätte der „Zürstern der

Schäfer von Gernsheim sie zuerst geblt. Die Kunst des Holzschnittes und des Abdruckes von Holzschnitten und Metallgravuren mit kurzen Unterschriften oder Spruchbändern führte von selbst auf die des Buchdrucks. Es lag so nahe, in derselben Weise nur mit Schrift bedeckte Holztafeln zu vervielfältigen und damit das Bedürfnis wohlfeiler und rascher Vermehrung von Büchern zu befriedigen. Der Donat, das



Bischof Georg von Schönberg besucht den Buchdrucker Albert Pfister in Bamberg. Nach einem Frescogemälde im f. Nationalmuseum.

Künste“, der Buchdruckerei, zu sein, stritten sich früher 17 deutsche Städte; größeres Anrecht wählten zuletzt vier derselben, Herten, Straßburg, Bamberg und Mainz in die Wagschale zu legen. Noch sind die Akten nicht völlig geschlossen, weil der Begriff des Anfanges der Kunst selbst noch schwankend ist. Handel es sich aber darum, wo und in welchem Geiste zuerst der Gedanke entsprang, mit beweglichen Lettern einen Satz zusammenzustellen und diesen durch den Abdruck zu vervielfältigen, so führt uns die Forschung in der Mitte des 15. Jahrhunderts an die Ufer des Rheins und in die Romern des goldenen Mainz, wo um 1440 der Patrikler Johann Gensfleisch zum Sulzloch, nach dem Urtheil seiner Mutter gemeinlich zum Gutenberg genannt, im Verein mit dem reichen Bürger Peter

beliebteste Schulbuch des ganzen Mittelalters, wurde zuerst in solcher Weise hergestellt. Der älteste, bekannte Holzschnitt mit Schrift und Jahreszahl ist ein hl. Christoph vom Jahre 1423. Sicherlich noch ältere, aber leider undatirte Denkmale der Holzschnittekunst mit dem bekannten Zeichen der Seerosenblätter, auf die oberbayerischen Klöster (Tegersee) hinweisend, bewahrt das f. Kupferstichkabinett in München. Die Betrachtung der in Holz geschnittenen Tafeln weckte nun den Gedanken, die einzelnen Buchstaben beweglich zu machen, weil der immer erneute Gebrauch eine weit leichtere und billigere Vermehrung der Bücher ermöglichte. So wurden denn die ersten Lettern in Birnbauholz geschnitten, in der Mitte durchlöchert und an Drähtchen aufgereiht, bald aber in eisernen Rohren zusammen-

gedraucht. Noch im verfloffenen Jahrhundert waren Proben derselben aus der ältesten Mainzer Cfsin vorhanden; sie sind jetzt verschwunden, weil man jedem dort freigeordneten Gesellen eines dieser Buchstaben zum Andenken mitgab. Jenes Verfahren war, da jeder Buchstabe besonders gearbeitet werden mußte, immer noch sehr zeitraubend und teuer. Auch das Schreiben von Metalltypen erforderte zu viele Zeit, und bei beiden gelang es überdies nicht, die Ungleichheit in der Zusammensetzung zu beseitigen. Da führte endlich raffines Nachdenken Gutenberg auf den entscheidenden Gedanken, der allein fähig war, seiner Kunst ihre welterschütternde Bedeutung zu verleihen, auf den Guss der Lettern. Aber welcher Versuche bedurfte es nach, um für das Material der Matrizen und Matrizen das passendste Metall, für die Gießform die tauglichste Einrichtung, für die Farbe die entsprechendsten Eigenschaften zu finden. Daß war die Behn getrocknet, und den drei Männern Johann Gutenberg, Johann Fust und dessen Schwiegersohn Peter Schöffer gehörte die Ehre, in dem zum „Jungen“ genannten Hause zu Mainz von 1450—1455 das erste Buch, die Bibel nach der Vulgata, gedruckt zu haben. Das 1457 erschienene Valerianum zeigt den ungemessenen Fortschritt, den in diesen wenigen Jahren schon die Kunst gemacht. Es ist das erste existierende Buch, welches Drucker und Druckort, Jahr und Tag seiner Erscheinung meldet, die ersten eingedruckt Initialen enthält und an Genauigkeit, Sauberkeit und Schönheit der Ausführung kaum von einem Druckerzeugnisse unserer Tage übertroffen wird.

Nach ehe aber die Erarbeitung von Mainz durch Adolf von Nassau 1465 Fusts und Schöffers Gesellen — durch niedrige Intrigen Fusts war es gelungen, den eigentlichen Erfinder Gutenberg zu verdrängen — zerstreute und das bisher sorgfältig gehütete Geheimnis in alle Welt verbreitete, löste schon Albrecht Pfister in Bamberg die Kunst, mit beweglichen Lettern zu drucken. War anders Gutenberg sein Meister, so hatte ihn Pfister doch schon lange vor Einnahme der Stadt Mainz verlassen, so wohl gar die Kunst, mit gegossenen beweglichen Metalltypen zu drucken, seinem eigenen Schatzkammer zu danken. So viel ist mindestens erwiesen, daß Pfister zu gleicher Zeit an seiner lateinischen sogenannten 36 teiligen Bibel arbeitete, wie Fust und Schöffer an ihrem Psalter. Trägt sie auch keine Angabe der Zeit und des Druckortes, so beweist doch, daß sie unstreitig von Pfister herrührt, der Umstand, daß D. Paulus von Prag sie schon vor 1450 gekauft hat und ihm zuschreibt, und daß der durch Pracht und Sorgfalt ausgezeichnete Druck die gleichen, aber von den Mainzeren völlig abweichenden Lettern hat, wie die im Jahre 1461 erschienene Boverische Fabelsammlung, welche in ihren Schlusszeilen:

Zu Bamberg dies buchlein erndet ist
Nach der Geburt unser Herrn ihesus erit
Da man zeit tausend und vierhundert ier
Da im ein und sechzigsten das ist wor
An sant Valentinstag
Gott behüt uns vor seiner plag

die genaue Angabe des Druckorts hat, und daß wir endlich ein bereits aus dem Jahre 1462 in klein Falia gedrucktes „Psalterium“ kennen, welches die biblischen Historien von Josef, Daniel, Esther und Judith gleichfalls in deutscher Sprache enthält und mit den Zeilen schließt:

Dem buchlein ist sein ende geben
Zu Bamberg in der selben stat
Das aldrecht pfister gedruckt hat
Da man zeit tausend und vierhundert ier
Im zweinbedyngsten das ist war
Nit lang nach sant Walpurgis tag
Die uns wol gnad erteilen mag
Frid und das ewige leben
Das wolle uns got allein geben Amen.

währen ausdrücklich den vollen Namen des Druckers und Druckortes angibt. Ist somit auch die Priorität der Erfindung des Druckes mit beweglichen und gegossenen Lettern vielleicht streitig und kann, wie geschehen, von Katalpatrioten für Pfister in Anspruch genommen werden, so gehört doch Bamberg und dessen Bürger, dem Form- und Stempelstecher, Buchdrucker, Übersetzer und selbst Dichter Albrecht Pfister unstreitig die Ehre, das erste Buch in unserer Muttersprache gedruckt zu haben, und sein geringerer als Leistung machte die gelehrte Welt auf diese Entdeckung aufmerksam. Pfister scheint überhaupt eine Ehre darin gesucht zu haben, die neue Kunst für die Verbreitung deutscher Werke nutzbar zu machen. Pfisters Familie war nach vorbandenen Urkunden eine sehr wohlhabende, und die rasche Folge seiner deutschen Drucke und deren weite Verbreitung wüchste ihm wohl die weitere Ehre sichern, vor Fust und Schöffer zuerst die Buchdruckerei im Straßen betrieben und deren Ergebnisse in die Ferne gesandt zu haben. Er darf somit auch als der Senior der deutschen Buchhändler gelten. Der energische und geistvolle Bischof Georg v. Schaumberg, der damals in Bamberg regierte, ist ihm nicht fremd geblieben, und der wissenschaftliche Geist des Kirchenfürsten wirkte mit zur Förderung. Der Künstler Rothbar schuf daher das schöne Bild im Nationalmuseum zu München, worin er den Bischof bei einem Besuche in Pfisters Werkstätte darstellt. Das Porträt Bischof Georgs ist möglichst treu seinem Grabdenkmale, die Form der ältesten Druckerpresse einem nach vorhandenen Holzschnitte entnommen.

Augsburger Kaufleute in Afrika und Vorderindien 1505.

Von H. Stauber. (Schluß.)

Seute gehet Kiloa zu unsern deutschen Besitzungen in Ostafrika. Auch in unseren Tagen war es wieder eine rebeiliche Stadt, und wie 1505 den Portugiesen, so hatte es 1890 seinen deutschen Herren den Gehorsam aufgebündigt und mußte mit Gewalt zurückerobert werden. Es möge hier gestattet sein, als Gegenstück zur Besetzung vom 24. Juli 1505 den Be-

richt eines Augenzeugens (Otto E. Ehlers) über die Einnahme Kiloa's am 27. Mai 1890 durch den deutschen Reichskommissar Major v. Wismann auszugeweihe anzuführen. „Major Wismann hatte mich als seinen alten Freund und Streikgenossen aufgefordert, ihn auf seinem Zuge nach dem Südr zu begleiten, und so fand ich mich denn eines scheinlichen Margens

— es war' der 29. April und regnete Sturzregen — an Bord *S. M. Kreuzer „Schwalbe“* ein, um vorerst nach Dur-es-Salaam zu gelangen. Aber je das Glück gehabt hat, auf unseren Kriegsschiffen zu verkehren, war die ohnegleichen bestehende Luftschiffahrt unserer Marineoffiziere kennt, der wird begreifen, wie beglücklich ich mich trotz des schlechten Wetters an Bord fühle. *Wismanns* Marine, zu der wir in Dur-es-Salaam stürzen, bestand aus „*Harmonie*“, „*Rag*“, „*Beiw*“ und dem gepartierten Sultansdampfer „*Barawa*“. Die „*München*“ mit Major *Wismann* an Bord wurde noch von Bagamaja erwartet. Am Lande herrschte bereits ein echt feierliches Leben und Treiben: Truppen wurden eingeschifft, Geschütze verladen, Vieh und Brocciant auf die verschiedenen Dampfer verteilt, und was betrieblige Arbeiten vor der Schlacht mehr sind. Abends gegen 7 Uhr kam der „*München*“ mit dem Kriegskommissär; die „*Schwalbe*“ schickte ihr Kavaliertroop ans Land, und bei reich besterter Tafel, bei gutem Wein und bestem Humar bereitete man sich auf die eventuellen Strapazen der nächsten Tage vor. Am folgenden Morgen in aller Frühe wurde die Einschiffung der letzten Truppen befragt, und um 6 Uhr lag unsere ganze Flotte zum Abbruch bereit.

Der Südweststurm hatte seit zwei Tagen mit ganzer Schärfe eingeströmt, Sturm, Wind und Wellen waren gegen uns, und ankunft 36 Stunden brauchten wir drei Tage, um Kiloa Kiruoni zu erreichen. Wir fuhren so nahe als möglich am Ufer und waren um 5 Uhr vor einem Palmenhain, etwa 1/2 Stunde südlich von Kiloa, Anker, um hier die Truppen zu erwarten. „*Carala*“ und „*Schwalbe*“ lagen nicht weit von uns und vor der Stadt und beschossen dieselbe. Schuß auf Schuß machte die Luft erdröhnen, und weiße Rauchwolken zeigten uns deutlich die Stelle der freispringenden Granaten. Mäßig steigt dichter, schwarzer Rauch auf, und wenige Minuten darauf jüngeln mächtige rote Flammen gegen den Himmel. Kiloa war in Brand geschossen! Über drei Stunden genossen wir nun in der Nähe des wunderbaren Schauspiel der brennenden Stadt, und nach drei Stunden Frenens in einer Kegerstadt mit Häusern aus Holz und Palmenblättern bedeuten will, daß kann nur der erweisen, der hier in Cisterna die Sturm- und Brandperiode mit erlebt hat.

Wir warteten die ganze Nacht vergeblich auf unsere Truppen, und als dieselben auch bis 7 Uhr morgens nicht erschienen waren, schalteten wir, daß Major *Wismann* einen andern Weg einzuschlagen sich genügt gesehen habe. Die „*München*“ meldete sich darauf bei der „*Carala*“ und erhielt Befehl, zurückzuführen und nach den Truppen *Wismanns* auszulassen. Das Bombardement war wieder in vollem Gange. Die große Kasse der Rebellen hatte es jedoch bereits verlassen, den Granaten aus dem Wege zu gehen und sich auf den hinter der Stadt gelegenen Singinaberg zurückzuziehen. Nur einige Kanäle machten, unbedenklich um alle ringsum einschlagenden Geschosse, mit der ihnen eigenen Mächtigkeith ihren Spaziergang am Strande. Um 8 Uhr steuerten fünf Bate von der „*Carala*“ und drei von der „*Schwalbe*“ mit sechs Revaloorlananen dem Ufer zu, um die Aufmerksamkeit der Besatzung der Stadt auf die Verseite zu konzentrieren und *Wismann* den Angriff von Süden zu erleichtern. Kurz darauf erschienen denn auch dessen Truppen, eine große Kinderherde vor sich her treibend, die schwarz-weiß-rote Flagge zeigend, am Strande. Die Geschütze verriethen, und zehn Minuten später wurde die an mächtigem Noize zwischen Kasopalmen

wegende rote Flagge heruntergeholt, und die deutlichen Farben stiegen an denselben empor. Kiloa war genommen! — Die Stadt wurde zerstört, soweit es zur Freilegung des Schiffsfeldes notwendig war, und aus einem Komplex von Steinhäusern mit Weidloch und Erde eine Belagerung hergestellt und mit oier Feldgeschützen armirt.“

2. Nombaja.

Einem nach härteren Kampf gab es in dem weiter nördlich liegt im englischen Gebiete gelegenen Nombaja, in dessen schönen Hafen zehn Schiffe unserer Flotte am 13. Juli einliefen. Der Oberbefehlshaber hatte beschlossen, die Stadt zu nehmen und zu zerstören, damit Kiloa an Stärke gewinne und die Kasse mehr als bisher herbeiziehen könne. Aber die Stadt war durch ein unglücklich starkes Bollwerk gegen die See geschützt, aus welchem die Bewohner „uns mit Schießen fast beleidigten und sehr gedrang theten, aber durch Verletzung Christi Jesu unerschrocken Schismachers nicht an und schüden, sondern wir legten uns davor und schloffen mit großer Ernst hinein und vertrieben unsere Feinde in die Stadt“.

In der Nacht darauf kam ein „*Ureit*“ an den Strand, ein Portugiese aber Spanier, der als Bombardier mit Antonio de Campo dorthin gekommen war und dort den Islam angenommen hatte. Er sagte den Portugiesern morgend, Nombaja sei nicht Casloa; sie sollten nicht glauben, hier Hühner essen zu können wie dort; wollten sie aber an das Land kommen, so sei ein Nachtmahl für sie bereit.

Erst am 14. August kam es zum förmlichen Sturm auf die Stadt. Die Stürmenden wurden mit einem Hagel von Pfeilen, Kugeln und Steinen überschüttet; sie schafften jedoch an zwei Orten Feuer in die Stadt und verbrannten ihnen viele Häuser. Aber die Stadt war sehr stark und mit engen Gassen — so eng, daß nur zwei Menschen nebeneinander gehen konnten, zudem waren noch überall steinene Bänke angebracht. Am nächsten Tage beginnt ein blutiger Strohenkampf. Als sie in die engen Straßen und Gassen der Stadt kamen, also daß keiner dem andern weichen mochte, wurden sie von den Töchern der Häuser (mehrere Steinhäuser und nach etwa 600 hölzernen, mit Palmzweigen gedeckt) angegriffen, viele Leute waren auf den Balkonen Zuschauer des Kampfes. Deshalb drangen die Europäer ebenfalls auf die Dächer, über welche sie mit mehr Erfolg vorwärts kamen, als es in den Straßen möglich gewesen wäre. In der Wohnung des Scheich erbtig Kapitän Vermeuz die Terrasse und pflanzte auf ihr unter dem Kne „*Portugal*“ seine Standarte auf.

Mit großer Frohdank und Dankbarkeit gegen Gott wurde die eroberte Stadt, deren König sich mit vielen Bewohnern und 500 schwarzen Bogenschützen zu einem nahen Palmenhaine geflüchtet hatte, befreit und geplündert. Die Beute waren Lebensmittel in großer Menge, wie Honig, Butter, Reis und Reis, ferner Kanäle und Küsten kleinen Viehe; auch viele Menschen wurden gefangen, meistens Weiber und Kinder, darunter auch einige Weiße und mehrere Kanäle aus Comba. Auch Tücher fand man, reich mit Seide und Gold geschmückt, seine Tapeten und Pferdedecken. Eine ausnehmend schöne Tapete wurde mit andern sehr reichen Gegenständen an den König von Portugal gesandt.

Der Gesamtwert der Beute zu Kiloa und Nombaja betrug 22000 Cruzats = 60000 Mark. Als aber unsere wieder

deutschen Handelsleute, welche redlich bei der blühenden Arbeit geblieben hatten, ihren Anteil an der Beute verlangten, verweigerten ihnen die Portugiesen alles und jedes. Sie wollten folches dem Könige von Portugal überlassen, jagten letztere; was dieser bestimmte, das solle fest und ungeschändet sein. Da gegen protestirten die Kaufleute und verlangten ihr Recht. Es scheint aber nicht, daß es ihnen geworden ist; denn wohl auf diese Angelegenheit beziehen sich die Worte des eingangs erwähnten Lafos Aem: „Da mehret sich erst mir, arbeit und angst. Sunder erhaschen sie noch viel große und schwere recht, den ich aus wartet ob 3 Jahr.“

Auf der Weiterfahrt nach Melinda hatte der „Leonhard“ abermals Unglück: er wurde durch des Windes Ungehämtheit „von der Fortunen ans Land geworfen“ mit solcher Heftigkeit, daß er das Ruder verlor und auf den Grund geriet; nur durch Gottes Hilf und Gnade, sagt unser frommer Reisende, wurde das Schiff nochmal frei, so daß es den andern nach Melinda, 25 Meilen von Mombasa, 20 j. Br., folgen konnte. Melinda nahm die Portugiesen freundlich auf. Es war ein eigenes Königreich; der König „war unser gütigster Freund und that unserm Volke große Ehre an; sein Hauptmann segelte und mit fünf Schiffen wohl fünf Meilen weit entgegen. Er selbst war ganz wohl zufrieden, daß wir Mombasa geplündert, geschleift und verbrannt hatten“. Der Scheich Ibrahim hatte ihm einen Brief geschickt, in welchem er ihm mit dem nachrichtigen Worten sein Unglück anzeigt, damit jener sich hüten könne.

Nach Vorderindien.

So lange die Flotte an der Küste von Südostafrika weilte, hatten unsere Landleute sich damit beschäftigen müssen, zur Wiederbeschaffung und Stärkung der portugiesischen Macht beizutragen. Erst in Ostindien, wohin sie die Fahrt weiter gingen, sollten sie ihrem lautmännlichen Auftrag, Pfeffer und Gewürze einzukaufen, getreut werden.

Am 27. August ging es über den großen Golfen von Mungen (= indischer Golf), um nach Indien zu fahren, „und ist 300 Meilen von Melinda bis in Indien“. Am 13. September landete man an der Inselgruppe Anchediva, an der Küste von Malabar. Diese Inseln, nahe am Festlande und jetzt unter englischer Herrschaft, sind heute ohne Bedeutung für die Schifffahrt, waren aber damals von großer Wichtigkeit, weil ein ausgezeichnetes Holz den Ballstuhlschiffen zum Gebrauche des Propellers als stürmsicherer Ankerpunkt diente; auch wurde sie sehr gut bewacht, der Baum wuchs dortselbst wild. Deshalb hatte Almeida schon in Ostindien Befehl erhalten, eine Feste zur Überwachung der Küste dort zu erbauen.

Nachdem das etwas südlicher gelegene Oare mit Gewalt unterworfen war, kamen die Schiffe am 22. Oktober noch dem noch südlicheren Cananore, dessen König die portugiesische Oberherrlichkeit anerkennt. Don Francisco de Almeida mochte ihm seine (Almeidas) Ernennung zum Vizekönig bekannt und vermachte den Herrscher, daß das schon begonnene Kastell St. Angelo ausgebaut werden sollte. Unsere Kaufleute aber „fanden hier um geringes Geld zu kaufen großen Schatz und Handel von Perlen, Edelsteinen, Ingwer und Cannel (d. i. Zimmt)“.

Abermals ging die Fahrt weiter südlich, an Calicut vorbei, nach Guhya (= Kottichin), dem Ziel der Reise. Der König von Kottichin kam zu Almeida, um ihn zu begrüßen, und dieser überreichte ihm eine goldene Krone im Werte von

900 Kruladen, welche ihm der König von Portugal bestimmt und die schon bei der Ordnung des Scheichs von Misco Dienste geleistet hatte; außerdem erhielt er auch ein Jahresgehalt von 600 Kruladen. Hier erhielt der Vizekönig auch die Nachricht von einem Anstöße in Cochin (Calicut), bei welchem der Faltor und 16 Portugiesen in einer Kirche verbrannt worden waren. Almeida jandte seinen Sohn Vortezjo mit großen Schiffen dahin, welche 24 mit Gewürzeln, Cannel und anderen Spezereien beladene Schiffe verbrannten.

Die Handelschiffe fingen nun an, in Kottichin Pfeffer und Gewürze zu laden, dem „Leonhard“ fehlten noch 1000 Zentner. „Wir lagen alle geladen bis auf den 20. Tag Dezember, und uff den Christabend kamen wir gen Cananore und blieben da bis sonst Dienstag. Da wurden wir genötigt, daß wir ausladen müßten in zwei andere Schiff, in den Kapthal und in den Conception; dieselben zwei Schiff nahmen uns mehr denn 2000 Zentner Pfeffers.“

Am 2. Tag Januarli 1503, da segelten sie im namen Gottes gegen Portugal und blieben wir allein vor Cananore liegen und unterstanden an dem Pfeffer und Spezerei zu laden, bis noch zwei Schiff von Guhya zu und kamen, die mit uns gen Portugal sollten segeln.“

Die Heimfahrt.

Die Heimreise der Schiffe erfolgte demnach in mehreren Abteilungen. Fünf Schiffe, darunter die zwei deutschen „Hieronymus“ und „Raphael“, „haid groß, worauf dann die Deutschen ain mombasten teil haben“, ferner „Botajago“, „Judis“ und „Conception“ verlassen Cananore am 2. Januar 1503 mit einer Ladung die „Conception“ ausgenommen von 10600 Zentner nürtenbergisches Gewicht mehrerlei Spezerei. Am 1. Febr. sah die Flotte Land, es war die Küste von Maboapor, der man vom 14.—24. j. Br. folgte. Da begegnete man zehn Mähnen mit Bewaffneten besetzt, die offenbar noch nie ein Schiff gesehen hatten. Ihrer 25 Mann bestiegen das Schiff des Befehlshabers, der ihnen Kleidung und Essen reichen ließ. Keiner verstand ihre Sprache. Nach der Mahlzeit nahmen sie die Schiffsleute mit sich, bestiegen ihre Röhne und begannen von da aus auf den Befehlshaber zu schießen. Man erwiderte von Schiffe aus das Feuer und verfolgte sie; sie warfen sich ins Meer, es gelang aber, 21 von ihnen gefangen zu nehmen. — Am 8. März umgasteten die Jährzeuge das Cap, am letzten des Monats die Himmelshöhnel, am 8. Mai bebanden sie sich auf der Höhe der Noren, am 22. liefen 4 Schiffe in den Hafen von Belem bei Lissabon ein. Die „Conception“, „des kings neue, hatten sie dahintu gelassen, dann sie machet fast wasser“.

Der „Leonhard“, der unsern Freund Sprenger trug, und zwei andere Schiffe liefen erst am 21. Januar von Cananore aus gen Portugal, das sie nicht ohne viele Gefahren und Schwierigkeiten erreichen sollten. Nachdem sie den indischen Ocean gekreuzt, kamen sie am 8. März an den Amironten und Comoren vorüber. Am 19. März wirft der „Leonhard“ Anker vor Mozambik, nimmt Wasser und Holz ein und bleibt bis 14. April. Invor war die „Magdalena“ auf den Grund gefahren, so daß man die ganze Spezerei ausladen mußte, um das Schiff wieder instandzusetzen. Zum Glück fanden sie auf der Küste Speis genug, Hüner, Weis, Fisch a. a., und verfahren die Schiffe reichlich.

Bei der Weiterfahrt nach dem Kapen de Iperanzzen hatten die Schiffe viel von einem heftigen Sturm zu leiden, dem „Kamhorb“ brach das Kastell, er legte sich auf die Seite, so daß die Mannschaft bis an die Schultern im Wasser stand. Zu allem Unglück brach auch ein Pallen Pfeffer aus, so daß man schwer zu dem Schoden konnte. Endlich wurden sie mit Hilfe der Königin aller Vornehmigkeit und des hl. Jakobus und durch fleißiges Pumpen wieder flott. Am 22. Mai konnte die Fahrt wieder weiter gehen; aber am 31. ging und aber an Speis und Wein doch wir mit mehr denn Wasser und Brot im Schiffe hatten“. Am 1. Juni kam ein so widriger Wind, daß „der oberst Hauptmann unserm Hauptmann, Meister und Pilot auf Reis und Gut besahl, mit den anderen Schiffen wieder gen Mozambik zurückzulegen. Das geschah auch. Da ruht am 8. Juni das Volk und der Faktor mit gemeiner Stimme zu unserm Hauptmann: Mikericordi, Mikericordi! und boten ihm an Gottes Willen, daß er sollt umwenden nach Portugal, da es hetz not. Es war auch nit mehr Speis dann Brot für drei Monat im Schiff und gang kein Trost noch Zuversicht Lebens, dann wären wir kommen gen Mossebid, so wären wir alle Hungers gestorben, auch Schiff und Gut verloren.“

So ging es denn am 11. Juni wieder vorwärts Portugal zu an La Bay de Raf und La Bay de allagoa (Algoa bei Port Elizabeth im Kapland) vorbei, wo sie viel Fische fingen. Abermals wütht sie widriger Wind, am 18. in letztere Nacht zurückzulegen, und erst am 26. fördert sie ein günstiger Wind nach Westen. Am 7. Juli doppelten sie das Kap, nicht ohne Sturm, Angst und Not; „wo das nicht glücklich geschehen, were es und sehr bald gelegen, selten wir widerumb in Portugal kommen sein.“

Die Flotte sieht St. Helena, Kergelen und verprovoziert sich auf den Inseln des grünen Vorgebirges; dort begegnet ihnen eine Caravelle, welche, aus Oreno kommend, ebenfalls nach Lissabon will. Von diesen Inseln sagt unser Freund Sprenger: „Und auf Hen de mayda werden die Sunderfischen wieder gesund, wenn sie 2 oder 3 Jahre darauf sein, oder aber sterben, und welche gesund werden, die ziehen vornach wiederum wohin sie wollen und bleiben gesund.“

Schon 100 Meilen waren die Seefahrer von den Inseln entfernt, als sie durch einen Sturm noch einmal dahin zurück-

geworfen werden. Im September bricht ein verheerendes Fieber aus, welchem im ganzen 123 Personen erliegen.

Doch endlich ist das Maß der Prüfungen voll. Am 12. November kam das Kap St. Vincent in Sicht, und „den 15. Tag November brach ich mit vier Anker vor die Stadt Lysibon und hielten damit diese Weise in dem Namen Gottes vollbracht und gedenkt, dem sei ere und glory immer und ewiglich. Amen.“

Sprenger wurde nicht ein Kind seiner Zeit, wenn er nicht in seiner Erzählung seiner Freude darüber Ausdruck gäbe, die Heimat der hl. drei Könige gesehen zu haben: „In Sofala ist der hl. drei Könige einer geboren; in Gochim ist einer von ihnen gewesen; in Persien da hat auch einer davon inne gewohnt.“ —

Denztutage, lieber Leser, fahret wir von Bremenhausen über Luz nach Ostfriesen mit den herrlichen Personendampfern des Norddeutschen Lloyd in 52 Tagen; von Hamburg nach Sankt Peter in 16 Tagen, von Lissabon nach der Kapstadt in 20 Tagen. — Welche Mühsal und Gefahren hatten dagegen Sprenger und Gefährten zu bestehen! An Trug und Not hat es ihnen nicht gefehlt; auch nicht an Streisigkeiten und Verdrag mit den Portugiesen. Aber sie führten ein großes kaufmännisches Unternehmen glücklich durch. Wohl gegen die 20000 Tzenter Pfeffer und Spezereien hat die Flotte nach Lissabon gebracht, und ein wesentlicher Teil davon ging auf Rechnung der Augsburger Kaufleute. Vereinfachterweise lehnte dem Unternehmen auch der Lohn nicht; Lukas Rem sagt über den Ausgang: „Und der Nutzen dieser Armation war gerechnet bei 150 pro cento.“

Höher noch als den Nutzen in Geld schlugen wir es jenen süßen Räumern an, daß sie, wenn auch unter portugiesischer Flagge, den Ruf deutschen Kluges und Augsburger Gedige in ferns Lande getragen. Wir stimmen von Dreyen dem großen Feutinger bei, wenn er umter 3. Januar 1505 an Lukas Rem nach Lissabon schreibt: „Meines Schwagers (Bartolomäus Welser) Brief wollet auch fertigen, dann die Schiff zu Portugal schier gen Indio fahret werden und uns Augsburger ein groß Lob ist, als für die ersten Deutschen, die Indio suchen.“

Die Schweine in der Älsee¹⁾.

Sage aus der Oberpfalz von 3 Wälfen.



Was der Wälf auf dem Lande,
Wo sein Tagewert er vollbracht.
Recht ein Schneider an der Elle
Freßlich kein in seiner Nacht.

Wanderlust ist Thal und Höhe,
Reichthümer und d' die Vahn.
Nur fünf Schweine, Bach und Berckel,
Nennen jahn gen ihn heran.

„Zind doch hoch vergess'ne Leute!“
Dreumt er zu dem Sternensichtl,
„Kümmert sich um's Vieh des Stalles
Wie um ihre Seelen nicht!“

„Wuß zur Warnung doch ein Zeichen
Trich in eins der Tiere hau'n,
Zeh die Wäp' zu andern Fristen
Besser auf die Bäden hau'n.“

Und er zeh die Jochre Schere
Aus dem Bündel erst hervor,

Trügl ein Schwein mit radtem Strich
Und nimmt ihn so Schwein und Lch.

Und mit Radem steht ins Bündel
Er die bla'n'gen Trümmer ein,
Zeh sie morgen jehes Wules
Wägen ihn ein Jenzahl sein.

Trich um Wägen pocht er wieslich
Mit der Kuzge ganze Kraft,
Wie er nachts als Zäp' der Huren,
Schwein um Lch und Schwein grimmt.

Und es schellen Wels und Rinder
Seiner Thut Tropfen kö'n;
Über lui — ins Bündel siegen
Reffen von der Elze Hü'n.

Und ein Straußen und Gänzen
Föhrt sie an so wunderlich;
Und sie freuzen vor den Reffen
Wie vor bösen Weßlern sich.

¹⁾ Die Älsee, ebenfalls ein Baurengel, ist eine alte Höhe an der Straße von Dronberg nach Schwanzenfeld.

Kleine Mittheilungen.

Die letzte und allerletzte öffentliche Bekehrung im Deutschen Reich. Groß war der Karfährten Haufen und Gemahl. Nicht minder prachtvoll wurden die ihrer Würde teilhaftig. Man hat in neuerer Zeit sich daran gewöhnt, alles Ceremoniell für Spitz zu achten, gleichwohl läßt sich das Gedächtniß derselben nicht unbedeutend leuchten. Wie dem sei, die älteren Zeitverhältnisse konnten und wollten ohne eine gewisse Form nicht bestehen. Es ist wohl nicht nötig, die Mannigfaltigkeit des Heeres Form und seines Zinnes in den verschiedensten Richtungen näher zu beleuchten. Von der gegenseitigen Freundschafts- und Eifersuchtsoberbühnung der Städte durch ein Pfand Gewürz oder ein paar lederne, weiße Hundschuhe, ja von unergleichlich niedriger stehenden Interessen des Volkes bis zur Kaiserkrönung hinauf, war jede Fruchtbringende, in das Leben eingreifende Idee einer Thätigkeit, eines Ansehens oder einer Gewalt von der Form der Erteilung unablösbar. Wir lassen denen, welche die Huterische bis zur Romierung der Menschen regieren möchten, gern ihre Ansichten, begründen aber, daß ein Töpler, der alles Schmuck der Außerlichkeit, in die Länge selbst ihnen angenehm sein könnte.

Kaiser Ferdinand I. war zu Wien gestorben, und Prinz Maximilian folgte ihm in der schönsten Reichthümlichkeit als Kaiser, seines Namens der Zweite. Ein paar Jahre später, 1566, ward ein Reichstag nach Augsburg anberufen, und wohl anderen wichtigen Dingen, welche verhandelt werden sollten, stand auch die Bekehrung des Herzogs Augustus von Sachsen mit der Kurwürde und die des Hochmeisters von Preußen, in Aussicht. Man lazu sich also die Aufregung der weltlichen, gewinn- und schaulustigen Augsburger denken. Was Treffliches in aller Art gefertigt war, wurde zur Schau gelegt, Vorräthe sammelten sich an Vorräthe, denn es ward sehr ein lustiges Leben geführt; die Fremden strömten von allen Seiten zu, den Kaiser, so viele große Herren, insbesondere auch den neuen Kurfürsten in Augenschein zu nehmen. Mancher, der im Heeresdienst soß, atmete leichter, denn es war Ehre, Mitberatung einzutreten zu lassen. Die Frauen sorgten für die reichsten Kleider und die Patrizierinnen nebst Töchtern sahen gute Gelegenheiten, ihren Schmuck zu zeigen, damit sie mancher Fürstin Kleinod verhandeln konnten. Die Gewerke, vom geringsten bis zum besten, sonderlich die Sammet- und Seiden- und die Rauchwarenhändler, zumeist aber die fahrenden Adreuteure, so mit Wohlthoren reisten, bis hinauf zu den hoch onfähigen Goldschmieden und Juwelieren träumten von großen Gewinnen, und der schönen Jungfrauen wiederer Stände, nicht zu vergessen, war auch da große Reglosigkeit. Denn sie hatten ihren Anteil an lustiger Reuegie und Schalkhaftigkeit, und hatte manche auch nichts an Kleinod, denn ihr freich und freudig schönes Geschick, wer weiß, mocht es den hohen Herren denn Vorüberreichen oder Schreiben doch besser zu Augen stehen, als der schönste Bedenkertrüblich oder Wohlensoll einer ehernwürdigen Patrizierin, oder ihres nicht erlangen Töchterchens. Kurz, alles war ein Leben, und die Zeit lang.

Zu Männer waren schon zwei Rathherren, der Herr Christoph Rehginger und Wolfgang Raller an den Kaiser gesandt worden, ihn nach Augsburg formell einzuladen, und am 20. des besten Monats kam er auch schon daher nebst seiner Gemahlin Maria und seinen Töchtern. An der Reichsbrücke wurde er von etlichen Hundert Augsburger Bürgern und den Stadtpflegern, sämtlich zu Fuß, empfangen. Beim roten Thor oder warchten seiner zwölf Senatoren mit einem goldbesetzten, weißseidenen Himmel. Die geistlichen Herren in Augsburg sehen das nicht gern, denn sie hätten den Kaiser lieber selbst hereinbegleitet. Weil aber die Senatoren auf ihrer Seite bestanden, blieb ihnen nichts, als den Maximilianum am Dom zu erwarten, wohin er den zwölf Senatoren

unter seinem weißseidenen Himmel willig und gnädig nebst Weib und Kindern folgte. Dasselbst zeigte er sich mit allen den Seinen gottesfürchtig, wie es nicht allein einem Kaiser, sondern jedermann wohl ziemt, betete demnach beim Gottesdienst ganz eifrig und fleißig, und als die hl. Handlung vorüber war, trat er wieder heraus unter seinen goldbesetzten Traghimeln und ließ sich in sein Logament nieder. Das war bei den Angern am Weinmarkt.

Also war es vorüber in der Stadt. Weil er nun wohl wußte, daß es am das Verbanntsein oder Gefangnwerden nichts Gutes sei, ergriff er die erste Gelegenheit zu einem geneigten Wort. Rom's darauf so, daß in kurzen 24 Bürger, so berrieben waren, die Ursachnis zur Heimkehr vernahmen und sieben Geheßen, so Gehelnschuldigten waren, wurden vom Habesbreiten getreut und statt in die Luft, aus Wasser gesandt, ist erst auf die Geleeren in welchen Landen. Nächsten Tags sand sich beim Kaiser eine ansehnliche Deputation ein und überbrachte ihm und seinen erlauchten Uebergepenen ein viel treffliches Geschenk. Das waren für den Kaiser drei herrlich getriebene, silberne und vergoldete Geschütze; das mittlere mit 200 nageleuten Augsburger Wohlthunden gefüllt. Biische, Kalkofner, Cretenier und Redoronein, ihrhalten sie ihm des Wenige nicht, und vier Wogen Faser waren auch dabei. Die haben sie aber unten stehen lassen und nur hindabgerhetet. Das haben der Herr Maximilianus gar nicht ungenen an, und da es sich um das Geschenk der Morio, seiner Frau, handelte, zeigte sie sich auch sehr zufrieden und vergnügt, glaub's gern, denn die besam eben seine kleine silber und verguldete Schüssel, democh 400 Wohlthunden. Die sind eine treffliche Seite für eine milde Frauenhand, orner Menschen Kummer und Sorge wegzumachen, und an Wein und Früchten ward ihr auch großer Ueberfluß zu teil. Weil nun beide gerne Gutes thaten, verging sein Tag, ohne daß sie einen heißen Teil Gell überreichten, vom Redoronein soll der Kaiser für die Kranken und kranken Leute was abgelassen haben, und die Kaiserin von den Früchten und ihrem Weine. Vom Waldvohler und dem Cretenier aber doch der Kaiser nichts her, weil er ihn selbst gerne trank, und die orner Leute hätten den Wert doch nicht verstanden. So wird des Kaiser jeder recht geben.

Wie nun die Augsburger meinten, jetzt ginge der Reichstag an, war's nichts, und mußten zwei Monate lang warten. Denn die Kurfürsten, Fürsten und Geheunden waren durch das und jenseit zurückgehalten, und erst zu Anfang März kam einer an den andern heringerrichten. Deswegen hatte aber doch der Kaiser Beschäfte genug — denn beim Regieren geht die Arbeit nicht aus, da mag ein hoher sein, wo er will. Töpler war er aber auch dabei, wo's mit Ehren sein konnte. Holnacht ward's auch, an Tanz und Kammeschaft hatte er viel Freude, und so der Fürsten und Herren etliche auf dem Weinmarkt ein kleines Ringelstücken geben, sah der Kaiser mit all den Zeigenden beim Zuger zu dem Fenster heraus und belustigte sich aufs beste, woran jedermann seine Freude hatte.

Wie nun Kaiser Maximilianus gegen alle gnädig war, unterließ er es auch nicht, gegen die, so von Augsburg zum Reichstag deputiert waren. Die hießen Zupfel, Poinzel, Trudel und Rehginger. Davon waren die letzten zwei Doktoren, die ersten zwei aber hatten doch nur so schöne Töchterlein, daß ihnen der Kaiser dazu insgehien mehr Glück wünschte, als den anderen zu ihren Volkstheilen. Item der Reichstag ward am 25. März eröffnet, und zwar in des Kaisers Namen durch untern Herzog Alberts den Ältesten, und fürhin gab's großes Geschäft und Hin- und Herreden über wichtige Dinge, die uns da auch unwillig. Das ist schon der Wunsch der Reichstagen und war von jeder so, weil mancher glaubt, es sei nichts, wenn er nicht mittrübe. So wußte

das vier Wochen lang — und nun kam die Bekehrung des Herzogs August.

Da war gerade über dem Jäger-Gang eine große Bühne aufgeschlagen, aller Orten mit prächtiger Tapete und Teppichen behangen und besetzt. Beim Tongang standen die Trompeter auf einem andern Gerüst, und gegen den Weinstock zu war eine lange Bretterbrücke.

Währendem nun der Kaiser im Ornat aus dem Tongang und zum Thron hinaufgeschritten war und rechts dem Kurfürsten Platz genommen hatte, ritt der Herzog Augustus von Sachsen mit viel Fürsten, Edlen und Reifigen auf den St. Michaels-Platz. Dort reisten sie sich auf. Die mit der Blut- und Mannsuhne, welche Herr Christoph v. Rogonitz führte, ritten bei Jäger-Gang hinaus und hatten alle Kleider von schwarzem Sammet, goldene Ketten, auf dem Hute gelbe Federn und in den Händen schwarzgelbe Fähnlein. Ihre Pferde waren auch trefflich gezieret, besonders waren die Treden von rotem goldgeziereten Sammet, die Troddeln von Gold, und auf den mächtigen Köpfen hatten die Kasse mächtige, gelbe Federbüsche. Die anderen mit der Rauschhaue, welche Philipp, Graf von Honon führte, zogen auf der andern Seite, wo der Kaiser saß. Drauf, und waren vieler Art Landesbesitzer dabei, die dem neuen Kurfürsten voranzgetragen wurden. Auf ihn selbst, dem der Fürst Ludwig Gaisir von Dohenslohe ein Schwert mit goldener Scheide voranbrang, folgten gar vornehme Herren, als der Bischof von Wollburg, der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Herzog Christoph von Württemberg, Herzog Johannes von Ostheim, Fürst Joachim von Anhalt, Herzog Heinrich von Liegnitz und hinterher kam noch der Graf von Seiwzen, des neuen Kurfürsten und anderer Räte, Kammerherren, der vielen Grafen, Herren und Reifigen nicht zu gedenken.

Als nun beide Haufen gleichüber hül standen, sprengten plötzlich die, welche die Einsohne führten, alle zugleich auf den Kaiser zu, dreimal um die Bahn und dann zu dem Ortelsof des neuen Kurfürsten hinüber, wo sie die Wüsthume unter die anderen Lebenssohnen ließen. Hieron begann die Werbung. Der Herzog Augustus schickte seine sechs fürstlichen Begleiter und den Reichsgrafen Hans Philipp nicht dem Befehden von Seiwzen an den Kaiser ab. Die sprengten auf den Thron zu, hielten rasch an, stiegen ab und die Stufen hinauf, ließen sich dreimal auf das Knie nieder und baten nun die Bekehrung des Herzogs von Sachsen, wobei der Bischof Wollburg den Sprecher machte.

Auf diese Bitte hin that der Kurfürst von Mainz eine Anstöße bei seinen fürstlichen Kollegen und ließ sich dann ernehmen, dem Herzoge wolle des Kaisers Majestät wohl widerfahren, wie es in seinen Wünschen sei, er möchte aber beim Reichsoberhaupt selbst um die Bekehrung werden.

Die Fürsten und der jacobinische Orden dachten sogleich auf das Beste und machten sich strosß zurück zum Herzog von Sachsen, dann folgten sie äußerst feierlich, was ihm der Kaiser durch den Kurfürsten von Mainz vermelden ließ.

Der Herzog August von Sachsen ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern gab ein Zeichen der größten Bereitwilligkeit, worauf die zwei Haufen zurücklich von ihm weg, wie der Wind auf den Kaiser zu sprengten und sich links und rechts vor der Bühne aufstellten.

Der Herzog August seinerseits folgte. Vor ihm trug der Fürst Gaisir von Dohenslohe das Schwert, der Graf Philipp von Honau die Lebenssohne, und hinter dem Herzog August rüdten die sechs fürstlichen Begleiter nach, auch etliche Räte und Kammerherren. Besonntlich fehlte es nicht an zwei Weibern, als man an der Kaiserstelt ankam. Der Herzog Augustus aber schritt hinauf, ließ sich vor dem Kaiser auf die Knie nieder, bot in kurzer Rede um die Bekehrung und ver sprach dabei, seine Pflicht und Schandigkeit in aller Art zu erfüllen.

Auf dies stand der Kurfürst und Erzbischof von Mainz, das Congerium in der Hand, und genodigte dem Herzog August auf des Kaisers Geheiß die Bekehrung, sprach ihm darauf den Lehenstein vor, und jener schwur ihn, indem er zwei Finger der rechten Hand auf das Ewig legte.

Nun war Herzog August schon Kurfürst, aber noch nicht ganz installiert. Deshalb gab ihm der Erzmarschall Poppenheim einen Augenblick das Hauke Schwert, darauf die Blut- und die Rauschhaue, und nach sechs neue Kurfürsten Würde ständlich in sich saß. Die kaiserlichen Herode aber nahmen ihm alles wechselweise ab, und zuletzt warfen sie sämtliche Reiden weit aus hinein in die juchzende Volkmenge. Der neue Kurfürst dankte dem Kaiser, ritt unter Trompeten- und Paukenschall mit seinem Juge davon und heim in sein Rosament, der Kaiser legte im Tonghause seinen Ornat ab, und die älteren Kurfürsten begleiteten ihn zu dem Hause der Jäger.

Dies war die letzte Bekehrung im Freien. Doch es an einem Sonntag nicht feierte, mag jeder leicht ermeßen. Am 9. Mai stand aber noch eines in Aussicht. An dem Tage ward der Hofmeister von Preußen beehrt, mit weniger Pracht und Rumor, aber doch in gleicher Weise — das war des Teutischen Reichs allerletzte Bekehrung vor dem Toll und unter freiem Wettkömmel.

Zwei andere Kurfürsten wurden desgleichen Morgens im Jäger-Gang beehrt — sie nahmen's eben ganz willig hin, waren eben auch zwei Herren der Kirche darunter und weltlichen und geistlichen Fürsten, an der Zahl volle 21, gab Kaiser Maximilian's eine Tafel. Selbige 21 Kur- und sonstige Fürsten, des Reichs Majestät und Ehegenosse Maria sollen dabei sehr geräusch und onfernbach geliebt haben, — und das ganze kaiserliche Essen bestand aus fünf Trachten. Aber jede Tracht bestand aus 125 Speisen — aber davon sagt ihr nichts nichts, doch sich der neue Kurfürst Kräfte sammeln mußte, weil er schon am nächsten Tage als Kommandant und der kaiserliche Stallmeister Rudolph v. Kuhn als Hector in der Stadt Augsburg heranzutreten mußten, um sämtliche Fürsten, Grafen, Barone und Herren zum großen Wunnschön, Ringelstechen einzuladen, das am 12. Mai auf dem Weinmarkt feststand.

Hals bei Passau. Dank der Mühsigkeit der verschiedenen Sectionen des Bayerischen Wald-Berrens mehr als zehn Jahr zu Jahr die Schot derv, welche das von der Natur so reich bedachte Gebiet des Bayerischen Waldes bereiten und Herz und Auge an dessen Schönheit erfreuen.

Passau ist das Eingangsthor zum andern Walde, das wie ein reizendes Schmuckstückchen der Natur vor und liegt, in welchem diese ihr herrlichstes Schmuckstück aufzubewahren scheint, und rühmt sich einer steta juchmehden Freuzung; und auch der Nachbarrort Dals beherbergt diese Sommer viel unbedeutende Wälder, namentlich seit es ihm gelungen ist, sich als Kurort Namen und Ruf zu verschaffen.

Der nächste Weg von der Dreifürststadt nach Dals führt über den 1870 von einer Aktiengesellschaft erbauten Drahtseil über die Donau durch ein in einen Felsen gehauenes Thor. Oberhalb desselben, auf dem maldbekanntem Georgsberge, thronet die ehemalige Festung Oberdals, die wie ein treuer Hüter der alten Bischofsstätt auf diese herüberblickt. Die sibirerglänzenden Wellen des mächtigen Donaustroms schlängeln sich schmeichelnd um den Fuß des Berges und eilen dann weiter; denn schon dort der lieblichen Donauumge voll Sehnsucht der wildrausche Sohn der Granitbänder Berge, der graue Jan, während sich links die dunkelgrüne Tochter des Böhmerwaldes, die schwarze M, dem hohen Paare beiseiten steht, um mit ihm die weite Fahrt nach dem Meer anzutreten. (Auser Bild weist die Feste Niederdals und die Mündung der M.)

Hauptstadt, eine halbe Stunde nur von der Königin des Donautraumes" entfernt (welch halbe Bezeichnung Passau mit Recht führt), dehnt sich der idyllisch gelegene Markt Hols aus, der durch die Hl. in zwei ungleiche Hälften getheilt wird. Da das Thal dieses Flusses, das von sonnen, im Schmelze üppiger Bienen und goldener Saatfelder prägnanten Höhen begrenzt wird, sich hier ziemlich verengt, so wird der Ort nicht gleich sichtbar. Den Blick des Wanderers fesselt zuerst ein gar liebliches Bild: ein schmuckes Kirchlein mit einem rotbedeckten, spitzigen Turm, inmitten eines kleinen Friedhofes, umgeben von einigen hohen Poppen, die Begräbnisstätte des Marktes. Die Kirche birgt die Reliquien des hl. Mathias. Zur sog. „Achselsöhle“, der vom 21. Juni bis 5. Juli dauernden Wallfahrt, strömen die Pilger von weit herbei.

Nun zeigt sich auch der übrige Teil des Marktes. Die größere, am rechten Ufer liegende Häusergruppe besiedelt den Berg sich zu einem bewaldeten Felskamm, auf welchem die Überreste der ehemali-



Die Mauer der Hl. bei Passau.

gen Grofenburg Hols thronen. Zur Zeit ihres Bestandes, sagt Müller-Grabler, muß die Burg einen Anblick erhabenen Stiles genährt haben. Die Zeit hat an ihren Überresten die Spuren der ehemaligen Großartigkeit noch nicht gänzlich verwischt. Die Ruinen breiten sich über einen von Süden gegen Norden langgestreckten Felskamm aus, der, zwischen den Krümmungen der Hl. eingeklemmt, seine Wände grell in den ihn umzingelnden Fluß abhängen läßt. An der Mittagsseite allein erhebt er sich mit majestätischer Steigung auf der Ebene, und hier wo die Serpentin des Flusses sich am weissen nähern, ist ein Wassergraben, jetzt als Mühlkanal benutz, quer durch die Landung gezogen, diese künstlich in eine Insel vermanbelnd. Gleich jenseit des Grabens beginnen mit einem ebnen wohlverwahrten und durch eine Lagerbrücke abgeperrten Thore die Vorwerke des Schlosses. Man klimmt den Felspfad aufwärts und findet zur Rechten eine von Schieferhöckern durchdrogene Wehramauer, links die einigen Wohnungen des Burgenlandes und die einstige Burgkapelle. Ungefähr in der Mitte des Bergabhanges steht ein Turmknopf, dessen Durchgangspforte in die zweite Abteilung der Burg führt. Hat man diese, ein Chaos unermesslicher Trümmer, hinter sich, so gelangt man endlich durch ein drittes Thor in den Vorhof des Hochschlosses. Es ragt aus schwindelnder Felsenmauer und zeigt wenig mehr als die Umrisslinien; auch in diese hat die Zeit gemaltige Wurzeln geworfen. Das Innere der Gebäude ist gänzlich zerstört; die frühere Einteilung, die Zahl und Lage der Gemächer lassen sich durchaus nicht mehr erraten. Zur Linken des Eintretens liegen die ehemaligen Vorgeläße, deren Gewölbe noch teilweise erhalten sind. Von dem im Ovidert erbauten Wartturm steht nur noch die gegen Nordosten gerichtete Ecke; das Weige stürzte bereits im Jahre 1818 unter suchtbarem Krachen ins Thal hinab. Die Sage, daß die Burg durch einen unterirdischen Gang mit dem gegenüberstehenden Keß-

lein verbunden war, widerlegt sich durch die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Baues. Durch den Felskamm des Schloßberges bis zur Hl. hind zu graben, unter dem Flusse zu verlaufen mittels eines Tunnels das sonstige Ufer zu erreichen, dann wieder aufwärts im Thale bis zum Keßstein durchzubrechen, wäre eine Aufgabe, welche ohne Beihilfe der Berggeist und Bergwerkzeile im Mittelalter schierbedinglich nicht hätte gelöst werden können. Die Geschichte der Burg und ihrer edlen Besucher sei einer späteren Nummer vorbehalten.

Sowohl von der Ruine als auch insbesondere von den umliegenden Höhen genießt man einen herrlichen Anblick des freundlichen Ortes mit seinen hübschen Häusern und der stattlichen Pfarrkirche. Dunkle Tannenswälder bilden den stimmungsvollen Abschluß der reizenden Landschaft, welche die Hl. elligen Laues durchmischt. Vor ihrer Vereinigung mit der Tona beschränkt sie nach wunderliche Krümmungen; es ist, als ob sie sich scheute, aus ihrer Waldensamkeit hervortreten. Daher umfließt sie in einem weiten Bogen den Felsenkegel, der die Krone Keßstein trägt, und krümmt sich dann am den Strahlenden, den die ehemalige Burg Hols krönt, so daß ihr Lauf fast einer liegenden arabischen Acht gleicht.

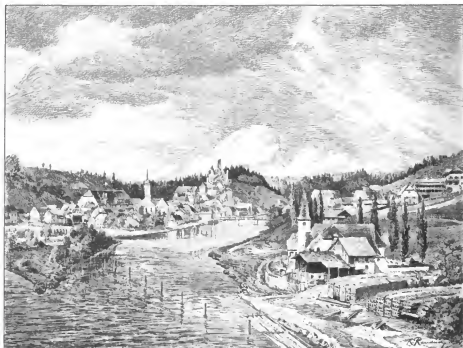
Die Umgebung von Hols ladet zu den herrlichsten Spaziergängen und Ausflügen ein. Fruchtbare Fläde, mit Anheubänken versehen, schlängeln sich durch das Grün der Tannen, durch welches nur hier und da ein Lichtstrahl bringt. Die Wege sind genau bezeichnet, so daß man nicht erst langen Fragen bedarf, um sich zurecht zu finden. Da das ist ein Werk des dattigen, von Herrn Lehrer Scheibenzuber gegründeten Verschönerungsvereins, der, von Herrn Pfarrer Einberger in Hols trefflich geleitet, die Leitung des Fremdenverkehrs daselbst bezeugt. Auch die von dem unermülich thätigen Vorstande des Waldvereins, Herrn Oberamtsrichter Riederleuther in Passau, ins Leben gerufene „Narcosmission“ sucht, dieser Aufgabe gerecht zu werden und Hols und dessen Umgebung den Sommergästen zu einem trautes Heim zu gestalten.

Die sponreiche Luft, die Nähe angedehnter Wälder, die geschützte Lage des Ortes und vor allem die heilkräftigen Lüfte, die bei Nicht, Rheumatischen und Nervenschiden von anerkannter Wirkung sind, lassen Hols als Kurort vorzüglich geeignet erscheinen. Wer gern „heippen“ will, kann dieser seiner Leidenschaft nach Drogenstahl frönen; denn seit zwei Jahren besteht daselbst eine Kneippische Wasserheilanstalt unter ärztlicher Leitung. Das dem Herrn Durac gebührige ansehnliche Gebäude erhebt sich auf einem Hügel am linken Ufer, der eine prächtige Ansicht des Marktes gewährt. Es enthält große, lustige Räume; die Verpflegung ist bei mäßigen Preisen vorzüglich.

Einer der interessantesten Spaziergänge von Hols aus ist wohl der Besuch der Trüpperte am Fuße des Keßstein. Durch eine der sechsten Darmschlänge wurde ein Stollen von 130 m Länge, 4 m Breite und 4' m Höhe gesprengt, aus welchem eine

bedeutende Wasserenge herabströmt. Über den Kanal läßt geföhrt ein breiter Steg mit einem Geländer. Dichte Finsternis umgibt uns, und der bedäube Säun der heroeerfürgenden Wassermaffen verfähngt jedes Wort, so daß wir uns einiger Verleumung laun erwehren können. Doch am Ausgange des Stollens herrt unter eine herrliche Ueberdehung, der Anblid der großartig angelegten Trißfperre, die auf neun Weilern und zwei Ueberlagern ruht. Ein quer durch die Hg gebauer Wehen hat die Bestimmung, das in großer Menge dahertommende Trißholz

Wfelz Palatium regium genant. 855, 858, 871, 979 und 1076 fanden hier Reichstercsammlungen statt; 872 beschloß in dessen Mauern Ludwig der Deutsche den Krieg gegen die Wägen, und 961 König Otto I. den Zag gegen den italienischen König Berengar. 897 ließ Kaiser Arnulf Krone, Scepter, Schwert und Speer, die Kaiserinsignien, aldo aufbewahren, und im Jahre 900 wurde Ludwig das Kind hier zum Deutschen Kaiser erwählt und gekrönt, während im Jahre 1078 Heinrich IV. im Königsstose Forchheim von den deutschen Fürsten für abgesetzt erklärt, und Rudolf von



Kaiser Haus bei Passau. Originalzeichnung von Robert Haubert.

zeitwahlen. Alljährlich nämlich trägt die Hg etwa 40000 Klafter aus dem Bayerischen Wald hinunter nach Passau. Der Trißzeit ist dann der ganze Fluß mit den Holzmaffen wie mit einem Mantel bedekt. Der gewaltige Bau wurde 1827 begonnen und 1831 vollendet; die Herstellung des Stollens erforderte allein schon ein volles Jahr. A. Dr.

Ein ehrwürdiges Gebäude. Mit Freuden wird in Forchheim das Projekt der Erbauung eines neuen Reichstags begrüßt, wobei dem kgl. Finanzministerium 600000 Mark in den Etat eingelegt wurden. Der Sitz des Reichstags befindet sich zur Zeit in einem der ehrwürdigsten Baudenkmale Deutschlands, der alt-historischen Kaiserpfalz Karls des Großen, welcher Bau natürlich den neuen Verhältnissen nicht mehr entspricht. Schon unter Pipin, dem Vater Karls des Großen, fand dieser Königsstos, und im Jahre 815 wird in den Kapitularien des großen Kaisers die

Schwaben zum König der Deutschen erwählt wurde. Als späterer Sitz der Fürstbischöfe Bamberg beschloß hier Lampert von Brunn sein thätereiches Leben. Das Schloß, welches nach eine mit bedeutenden Kosten verfehene Kapelle aus der Kaiserzeit Karls des Großen enthält, die im Jahre 1835 der hochberzige König Ludwig I. selbst besichtigte und restaurieren ließ, dürfte als das Wahrzeichen von Forchheim in südlichen Deßig gelangen, nachdem es vom Staate jebenfalls veräußert wird.

Inhalt. 2. Blatt von Brantlitzschel. Vier eckwärtliche Gedächtnisblätter. Nach einer mehrere Buchseiten raltst des Otto v. Schilling. (Pettigau). — Die erste Buchdruckerei in Passau. Von J. C. G. G. (Mit einer Illustration). — Kapuziner Kloster in Wrla und Bamberger 1200. Von H. G. G. (Schub). — Die Schwärze in der Cölz. Sage aus der Chronik von J. W. G. (Mit einer Illustration). — Ritter Hilteltinger. Die Sage aus der Chronik Hiltelinger in Treßden. — G. G. bei Passau. (Mit zwei Illustrationen). — Die eckwärtliche Gedächtnis.



N. 10.

Wirdes vollständig zum Gebrauche und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von 10 S. — für das Quartal bezogen werden — Die neuen Heften bringen auch die Welt nicht für Verlagsanstalten zum Besten der Verlagsanstalt München.

3. Jahrgang 1892.

Am Grabe Freyschlags.

Wem gilt des Juges düst'res Prangen,
Wem diese florverhang'ne Pracht?
Wem dieser Kränze mächt'ge Fülle,
Der Trauerfackeln stolze Nacht?

Wen führt der Fürst des Landes selber
Mit höchster Ehren Sold hinaus?
Sprich, ist ein Sproß dahingegangen
Von einem königlichen Haus?

Kein Fürst, kein Prinz ist hingegangen;
Der nur verschied, der stets aufs neu'
Dem Fürsten diente durch Jahrzehnte
In Pflicht und Ehren, Lieb' und Treu'.

Der seines Herrschers weisen, milden,
Gerechten Willen allzeit trug
Getreu hinaus, ihm stand zur Seite
Treu bis zum letzten Atemzug.

Treu bis zum letzten Atemzuge,
Getreu bis an das off'ne Grab
Ehrt ihn sein Fürst, mit eig'nen Händen
Wirft er die Schollen selbst hinab.

Hinab, hinab! — Schlaf wohl Getreuer! —
Der Sarg versinkt, die Erde fällt.
Wohl dir, mein Land und seinem Fürsten,
Der so dem Treuen Treue hält!

München, 13. November 1891.

Georg v. Bemming.

D' Marei vom Brandflätterhof.

Ein oberbayerische Hochlandsgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schöckling.
(Fortsetzung.)

Da war's totenküßl ringsum im Kreise. Die Bauern guckten sich beinahe die Augen aus dem Kopfe, vielen stoffte vor Spannung und Neugierde der Mund weit auf, denn der Antrag, welchen Herzog Max dem Branner Hiesel gestellt, war für sie wie eine Offenbarung.

Endlich fand der Hiesel einige Worte.

„Herr Herzog, döds is 's viel Ehr“, sammelte er.

„Weißt was?“ versetzte der Herzog. „Überleg Dir's bis morgen. Dann tragst mir 'n Vogel nach Tegernsee'n über, und wir können weiter über die Sach' red'n. Rät was?“

„Jo, Hoheit“, brachte Hiesel noch eben hervor, von unangenehmer Freude durchdrungen.

Darauf entwand sich der Herzog mit seinem Begleiter dem Kreise und verlor sich unter der übrigen Menge, durch welche wie ein elektrischer Funke die Nachricht vom dem Glücke lief, daß dem Branner Hiesel wie vom Himmel in den Schoß gefallen.

Der Branner Hiesel nahm den Hirschbaber vom Boden auf. Von allen Seiten regnete es Lobsprüche und Glückwünsche auf ihn ein, abson auch mehr als einer der Bursche und Männer mit stillschweigendem Reide auf den Selben des Tages blide.

Während sich Hiesel, umringt von einer Schar fragender und bewundernder Leute, langsam von der Stätte seines Ruhmes entfernte, traf sein Auge auf die Gestalt des Brandflätters, der ganz nahe dabei gesessen und alles gesehen und gehört hatte. Hiesel erhielt keinen besonders freundlichen Blick vom Gemeinbewerber der von Hörnömhöhe und darob wohnbete er sich nicht, abson Schwendtners zur Schau getragenes herbes Wesen nicht in letzter Reihe dadurch veranlaßt war, daß der Branner Hiesel vom Herzog Max denselben Karolin zum Geschenk erhalten, welchen der Brandflätter vor kaum einer halben Stunde verlor. Davon wußte nun freilich der Hiesel nichts, der für jezt überhaupt viel zu sehr mit seinem Glücke beschäftigt war, als daß er dem Brandflätter mehr als einen zufälligen Blick und nur eine ganz flüchtige Aufmerksamkeit gesollt hätte. Somit würde er bemerkt haben, wie jezt ein Knabe sich dem Brandflätter näherte und ihn am Rodärmel zapfte.

„Was gib's?“ fragte Schwendtners unwillig, indem er sich umkehrte. „Du bist's Knar?“ setzte er hinzu.

Es war ein Schächel des Brandflätters selbst.

„D' Maatter hot g'sagt, Du sollst glei' hoombgeh“, antwortete der Knabe, indem er sein Gesicht zu weinerlichen Falten verzog. „A Schandarm is da und will 'n Toni mitnehma.“

Schwendtners sah sprachlos vor Erstaunen auf den Kleinen.

„A Schandarm?“ gurgelte er endlich tonlos. „Und an Toni . . .?“

„Will er mitnehma“, wiederholte der kleine Bote und fuhr sich mit den Händen in die Augen, aus denen bereits die ersten Tränen eines kindlichen Ergusses rannen.

„Holt d' Maatter richti verstant'n, woß f' Dir ang'schafft hot?“ fragte der Brandflätter nachdrücklich, um sich zu ver-

gewissern, daß sein Sohn keine falsche Kunde hergetragen habe. Aber die erneute Aussage des Knaben begegnete jedem Zweifel an der Richtigkeit des Gehörten. Schwendtners begriff, daß er unverzüglich nach Hause müsse. Allein noch jagte er nicht den Zusammenhang der Dinge. Sein Sohn, der Toni, lag seit heute früh krank im Bette. Er war in der verwichenen Nacht, so gab er an, durch den Lärm der Habersfeldtreiber aus dem Schlafe gekweckt worden, und sei, um sich die Sache ein wenig näher anzusehen, auf die Bergknie hinausgeritt, von der man bequem ins Thal hinabschauen konnte. Da habe er sich denn eine Verfallung zugezogen. Was lang einischer und natürlicher als diese Erklärung?

Schwendtners begab sich zuerst zu dem Schützenossenschuß und teilte ihm mit, er könne, durch eine hässliche Angelegenheit heimgesessen, vorderhand am Schießen sich nicht weiter beteiligen, hoffe aber, bald wieder erscheinen zu können.

Der Brandflätter fand zu Hause die Dinge mit der Meldung seines Schützens überreicht; er trat richtig einen Gendarm anwesend, und ehe eine Bierstunde verstrichen war, hatte Schwendtners den Zusammenhang der Dinge deutlich genug begriffen. Sein ältester Sohn, der Toni, war beschuldigt, bei dem Habersfeldtreiben der letzten Nacht sich beteiligt zu haben. Und der Beweis für diese Anklage? Nichts war für die Behörde leichter gewesen als dieser Beweis.

Die papierenen Mätze, welche der Gendarmerrückenschandant in der letzten Nacht gefunden, war unweit des Fußes der Bergknie gelegen, auf welcher man zum Brandflätterhofe gelangte; die Mätze war aus den Blättern einer Münchener Zeitung verfertigt worden. Die bei dem Postamt Wiesbach durch die Gendarmen angestellten Nachforschungen führten zu dem Ergebnisse, daß im ganzen Postbezirk das betreffende Blatt nur zwei Abkommen zähle, von denen der eine ein Pjorret und der andere der Gemeinbewerber Schwendtners von Wörnbühle sei. Da sich sowohl bei einem Geistlichen wie auch bei Gemeinbeamten eine Teilnahme an einem Habersfeldtreiben von selbst ausschlöß, so lenkte sich der Verdacht zunächst auf Toni, den ältesten Sohn des Brandflätters. Dieser Verdacht wurde auf die Stufe unumstößlicher Gewißheit gehoben, als der nach dem Brandflätterhof abbejohlene Gendarm den Toni im Bett fand.

In Gegenwart des Vaters mußte sich Toni einer körperlichen Untersuchung durch den Gendarm unterwerfen.

„Mei' Kommandant und ich“, berichtete der Diener der Eiderbrüderbehörde, „sind gestern nachts zur Verhaftung des Ranglens beordert word'n. Der Zufall hat uns mit den Wachtpost'n der Habers zusammengeführt, die zuerst auf uns g'euert haben. Auf dies hin haben wir auch s'chorf g'schaffen. Bei einem von den Haberners hab' ich, daß weiß ich g'wiß, nach den Füßen geizelt, und . . . da seht, Brandflätter, das ist der Streifschuß.“

Richtig! Am linken Wadenbein Toni's war jezt eine ziemlich tiefe, blutige Wunde zu sehen, eine Kugelmunde.

„Halt Du geftern trieb'n, Toni?“ fragte der Brandflätter.

„Ja, i bin dabei g'wen“, gestand Toni ruhig die Wahrheit.
„Nachd' haßt Dir d' Holz'n selber zuaz'schreib'n“, sagte
Höschwendner ernst und streng. „W'chiest Dir recht, Bua.“

Toni sollte also von Gelehrschwegen mit dem Gendarmen
in die Unterjuchungshofst nach Wiesbach wandern; aber der
Brandhütter, so streng er auch sonst sein mochte, wollte doch
nicht zugeben, daß man seinen Sohn wie einen gemeinen Ver-
brecher am hellen Tage fortjuche.

„Herr Gendarm“, sagte er mit einer Entschiedenheit,
gegen die er, soweit man ihn konnte, keinen Widerspruch auf-
kommen ließ. „mei' Bua is schuld' und er muah g'straft
werd'n. Aber wie aa Spühwab'n laß i' n nöt transportir'n,
und sei Fuß is a nöt darnach, daß er marschir'n launt. I
seh' mit mei'n Nam und meiner Person ois Gmoandvorsitzer
guot für mein Bua'b'n und sorg' d'über, daß er si', wenn sei'
Fuß wieder g'recht is, beim W'richt selber stell'.“

Der Gendarm versuchte noch einige Einwendungen. Allein
Höschwendner wich keinen Zoll breit von dem, was er einmal
als sein Recht erkannt.

„I kem' s' G'lej' a“, betonte der Brandhütter mit Selbst-
bewußtsein. „und i woah, wie weit a Gendarm und wie
weit i geh' dah'.“

Domit war die Sache entschieden, und zwar um so mehr,
als der Gendarm noch keine formelle Vollmacht in Händen
hatte, eine Verhaftung vorzunehmen. Er hatte eigentlich mehr
auf eigene Faust und Verantwortlichkeit handeln wollen, wäre
ihn nicht die Fehlgelt des Gemeindevorstehers von Wörn-
mühle entgegengefallen.

Der Gendarm ging. Toni blieb in die Weite liegen, weil,
wie er bemerkte, der Fuß ihm schmerze, und er sprach die volle
Wahrheit. Der Brandhütter aber erschien bald wieder unten
im Thale bei den Schützenbrüdern. Er wollte dadurch den
Blauen ermahnen, daß seiner vorübergehenden Abwesenheit
nichts von Befang zu Grunde gelange, and in der That schien
dieselbe nicht weiter ausgefallen zu sein.

Am Abend kehrte der Brandhütter vom Schießen mit dem
zweiten Preis heim, bestehend aus einer seidnen Fahne und
elfschen zehn Guldenstücken daran. Aber sein Humor war
deswegen am nicht viel gehobener. Der Branner Hiesel hatte
auf dem „springenden Hirsch“ das Erste gewonnen, hatte sich
mit einem einzigen Schusse nicht nur eine stattliche Beute,
sondern auch einen Karolin geholt und, was noch schwerer
wog, die Aussicht auf einen Dienst beim Herzog War.

„Aber wenn der Hiesel g'ht der Herzog selber war“, mei'
Diamb' kriagt er dengert nit“, knurrte der Brandhütter finstler
in sich hinein und mit diesem verbissenen Vorfaß näherte er
sich jetzt seinem Gehöfte.

Um dieselbe Zeit sah der Branner Hiesel bereits daheim
in seinem Häuschen zu Risslodreuth und erzählte der verwundert
aufstorbenden Schwester von dem Glücke des heutigen Tages
and von seinen Plänen für die Zukunft. Und die frohe Zu-
versicht, die Hiesel in seiner Brust trug, fing an, auch die
Schwester zu becken.

VIII.

Südlich vom Leizachthal und südwestlich vom Wendel-
stein liegt der Riesing. Vom Fuße des Berges, der sog.
Wiesebene, schlängelt sich durch prächtigen Hochwald ein Saum-
weg empor, auf dem man nach dreißhalbhündigem Steigen zu

zwei Almshütten kommt, die auf der Südseite des Riesing
in einer breiten Thalmulde, Kleinieuthal genannt, eingebettet
liegen. Ringsum zieht sich ein Kranz von Bergen: Der
Jägerkamm, die Rote Wand, die Gieselspise, die Karold-
Schneid.

Die eine der beiden Almshütten gehörte dem Heiß von
Höschwendt. In der Nähe weidete auf seltiger Bergwiese
schönes Rindvieh, und das melodische Geläute der Kuhställen
drang in weichen Tönen heran.

Drinnen in der Hütte schauerte eine nicht mehr ganz
junge, aber kräftige Seandirne den großen Kessel überm Herde.
Sie war nicht hüßlich und nicht häßlich, aber stiel und ge-
wandt bei der Arbeit, und ihre bloßgelegten, fleischigen Arme
hätten ebenjogend einem Metzger gehören können.

Ein langgezogener Zuhörner seufzte jetzt plötzlich ihr Ohr.
Gundl erhob den Kopf von der Arbeit und trat unter den
Eingang der Thür.

„Was is der Heiß“, sagte sie und blickte hügelabwärts,
in derselben Richtung zugleich einen kräftigen Zuchler als Ant-
wort entsendend.

Gleich darauf bog um ein Felsen ein Mann, auf dem
Küden eine Krage (Bunte) tragend und vom Zeit zu Zeit die
scharfe Spitze des Bergstockes in den Boden stöckend.

„Gräß' Gott“, rief der Aufkommende der Dirne entgegen.
„Gräß' Di Gott, Bauer“, antwortete Gundl. „Büt
endli do? Und bist ollsams kemo?“

„Wah ollsams“, bekräftigte der Heiß von Höschwendt, der
Herr dieser Alm. „Bis geh'st ent da herob'n? Wo is denn
s' Worei?“

So redend schritt der Bauer in die Hütte hinein, ließ
die Krage vom Küden gleiten und lehnte den Bergstock in
die Ecke.

Unterdessen erhattete Gundl ihrem Brotherrn Bericht,
wobei sie die maßlossten Arme in die Hüften stemmte.

„Bei und is alles guot besandt, Gott sei Dank“, sagte
sie. „Der Gooabod hat sie neul' an Har'n verluacht, s'
geht eahm aber scho wieder besser, s' Sached is in a Luif'n
(Tiefe) einig'fall'n, hat si' aber aig' than, und s' Worei hat
viel Doamsch. So, laht wooh' die ganz' Almenuegheit, Bauer.“

„So, s' Worei hat Doamsch“, redete der Heiß. „Und
wo is s' Trendli?“

„Wasser holt i“, lautete Gundls Antwort. „Sie is
erit dorhin furt, Du woohst, zum Brunna is weit. A guate
Wiert'stand ward's scho' douern, eh' i' z'rad' kimmt.“

Jetzt machte der Heiß einen Gang durch die Hütte, be-
sichtigte den Wildkeller, die Vattervorräte und setzte sich dann
auf die Stroh draußen, sich der milden Herbstsonne erfreuend,
welche ins Thal hereinstrahlte. Er dachte an Worei, seine
Verwandte. Sie war seiner Schwester Kind. Worei waren
es bereits acht Tage, daß der strenge Vater sie da herauf
geschickt auf die einsame Alm, von wo sie selbst nach dem Ab-
trieb der Herde nicht nach Hause kehren, sondern nach Höschwendt
zum Bruder der Mutter gehen und dort bleiben sollte, bis sie
mit Bezug auf den Branner Hiesel eines andern Sinnes ge-
worden. Diese Botshaft hatte der Brandhütter seinem Schwager
an Worei geitern noch eigent' mitgegeben. Der Heiß, der
Worei sehr zugehan war, hatte wohl Härtsprache beim Schwager
für die verbannte Tochter eingelegt, aber den harten Kopf
dieselben nicht zu beugen vermocht.

Während der Bauer vor der Almenhütte saß, in Gedanken bei Karei weiland, besand sich diese weiter unten im Thale, wo zwischen Felsen an einer gewissen Stelle ein Brunnen plätscherte. Von hier mußte sie täglich das Wasser einige Male holen, eine ziemlich beschwerliche Verrichtung, da die Quelle gut gezählt zehn Minuten weit von der Hütte entfernt war, und der Weg von ihr zurück bergauf führte.

Eben wollte sich Karei mit ihren beiden gemähten Eimern entfernen, als es hinter ihrem Rücken im Gebüsch rauschelte. Sie sah sich um. Ein Mann, mit einer Jagdflinte bewaffnet, trat auf sie zu.

Der Ausdruck höchster Überraschung legte sich zuerst auf Kareis Züge. Dann bemächtigte sich ihrer lebhaftester Unwille.

„Was willst'n Du da Lenz? Was treibt denn Di aufa auf d' Alm? Mir brauchst nimma woter 's G'sicht z'hemma, Du solch' Tropf, Du.“

Es war der Haugleng, dem diese Worte galten. Noch mußte Karei nichts von dem, was seit ihrer Abwesenheit in Harnsmühle vorgefallen. Sie hatte keine Ahnung, daß ein Verbrecher vor ihr stehe, nach welchem die Gendarmen jahndeten.

Zert erst fiel dem Mädchen das verlotterte Kusschen des Wurden auf. Die Züge des Haugleng waren bleich und verstört, eine gewisse Angst lag in seinem Blicke. Seine Kleidung war schmutzig und zerlegt.

„Und was thust denn Du mit der Büch'n da?“ fragte Karei, auf die Flinte deutend. Ihre Stimme klang fast wie eine Anschuldigung.

„Spaß'n schiess'n“, lachte der Lenz in einer Weise, die lässig sein sollte, aber den Zwang nicht verhehlen konnte, den sich der Purische anthat. Das Lachen stand ihm sehr schlecht zu Gesichte.

„Du bist scho' z'weg'n ebbs andern da“, nahm Karei wieder das Wort, und der Unwille wogte heftiger in ihr auf. „I kenn' Di lazt, Lenz, i durchschau' Deine Zineff'n. Der Bannar Hiedl is mei' Bua und bleib't, und wenn i glei' mei' ganz Leb'n lang a Sennerin macha muoß. Mit Deiner Falschheit hast nix, gar nix gnomma, als daß i Di hass', wie ma' nur on Mensch'n hass'n kann.“

Kareis Gesicht glühte vor Zorn. Sie wandte sich von Lenz ab und wollte sich nach ihren beiden Eimern bücken, um aus solcher Gesellschaft hinweg zu kommen. Pflötzlich aber füllte sie sich plötzlich mit zwei Armen umfaßt. Sie sah sich in der Gewalt des Haugleng. Eine wilde Blut loderte in seinen Zügen. Karei erschrak bis ins Innerste bei dem Braus seiner Augen. Der vorjagende Atem seines Mundes streifte ihre Wangen wie der Atem eines Raubtieres.

„Woß mi aus, Lenz“, befahl sie mit flammendem Gesichte. Sie that einen gewaltigen Schrei, in der Hoffnung, Gundi werde sie droben in der Almhütte vernehmen.

„Mir muoßt g'hör'n, Karei, mir, oder i bring Di um“, kuckte Lenz von stürmender Leidenschaft getrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Malerische Rieße aus Franken an eine Münchnerin.

Von G. u. Gemming.

Vorwurt in Hützelgebirge.

Unädige Frau!

Sie wollen nach unserm Franken kommen, und ich soll Ihnen Eintrittskarten für den „Parfival“ besorgen? Glück auf! gnädige Frau, dabei werden Sie doch auch unsere Berge besuchen?

„Unsere Berge?“ — Sie lächeln spöttisch und denken leuchtenden Auges an Ihre Wendelstein, Wagnmann, Zugspitz, und wie Ihre Lieblinge der bayerischen Alpen alle heißen.

Nun ja, gnädige Frau, bayerische Alpen sind unsere Hützelgebirge Höden keine, aber doch Berge so eigenartig, eng und fest in sich abgeschlossen, daß sie auch alle nur mit dem einen Beinamen „Der Hützelberg“ bezeichnet werden — Berge voll eines ernsten, fesselnden Zaubers, voll herrlicher, wüchziger Wälder und mächtiger Einsamkeit, voll herrlicher Coellen und köstlicher Luft, voll wilder, tiefer, zerfallener Burgen, voll sinniger Sagen und wunderbaren Wohnens an eine untergegangene große, düstere germanische Hödenwelt, voll geheimnisvollen Klingens aus uralten Bergwerksschächten — Berge, die auch ihre Säng' haben und hatten, zu jeder — aber vor allem oor alter Zeit.

Ja, ihr blauen, duftigen, vielbesuchten Alpenpizel, die ihr euch unserer königlichen Bavaria im Süden als Schmel ihrer Jüde gelagert habt, die granitenen, dunklen, fichtengrünen Berge, welche ihr das schöne, ernste Haupt trönen, sie waren nicht immer so gering geachtet, wie heute. Mancherlei

Sänger und Lobredner priesen sie laut: „mons pinifer Germaniae altissimus“ nannte sie einer und ein anderer gar „Paradisus pinifer“ oder „Teutsches Paradies“ und sang dazu:

„Hier sprech' man schön's Weib,
Die Thiere sindn' Speiß.
Erz ist in gutem Froiß,
Schneigt aller Klein' Weiß.
Von Klein' man wenig Weiß,
Die Graden sind' mit Keiß
Und geht' 4 Maß' im Kreis
— Desß Teutsches Paradies.“

Kuch kann darüber kein Zweifel sein, daß, wenn ihr sie auch an reizvoller, mannigfaltiger Schönheit übertriff, sie euch doch entschieden an Bedeutunskeit und Vornehmheit der Stellung vorangehen. Denn erstens seid ihr nur eine bescheidene Seitenlinie der großen Familie „die Alpen“, während das Hützelgebirge einen eigenen, selbständigen, unabhängigen Stamm bildet. Zweitens kann es sich auch ohne Überhebung das Herz Teutschlands nennen, da es gerade im Mittelpunkte Teutschlands — fast kann man sagen Europas — gelegen ist. Drittens bildet es auf diesem erhabenen Standpunkte eine hochbedeutungsvolle Wassertheide und führt, den Junctionen des Pyrenäen getreu, den drei Hauptarmen unseres deutschen Landes, Donau, Rhein, Elbe, Nahrung zu.

Viertens aber — und dies ist für die gnädige Frau gewiß das Wichtigste — kann eine so begehrte Wagnnerin als Sie, für ihre „Pilgerfahrt“ zum „Parfival“ gar keinen hüblöeren

Jaß oder Linnweg wählen, als über die romantischen, dümmern und jauchenden Thore und Wrothen dieser granitnen Gipfel, den unzweifelhaften Vorkülden der „Wandelbeforation“ im „Parfifal“, wie einst wohl die rabeumrankten Höhlen und götterdurchwandelten Waldheiligthümer der „Ribelungen“.

Und darum also, gnädige Frau, lassen Sie denn von Weiden aus Ihre Münchener Freunde „infinwärts“ weiterjahren und rollen Sie noch Markt Redwitz weiter, von wo aus Sie dann mit einem Schritt —

Aber nein, — Sie wollen „den schnellsten Weg zu Ihrem Parfifal!“ — Nun auch gut — so lassen Sie denn zuerst auf goldenen, rauschenden Wogen das wunderbar läuende Traumbild an sich vorüberziehen. Um so lieber werden Sie danach Ihre selbstam gehobene, schönheits- und traumerstrunfene Stimmung nicht in dem lärmenden Getriebe eines Eisenbahnwagens sich verlaufen, sondern Sie werden sie um so lieber während einer erquickenden Fußwanderung durch eine stille, erufte, große Natur rein und voll ausfliegen lassen.

Wandern wir denn, mit möglichst beschränktem Wunderkündeln — Alpenausrüstung brauchen Sie keine, auch keine Bergschuhe, wiewohl wegen des scharfen Granitgesteins derbe Fußbekleidung rathsam ist — frischauf in die Berge hinein.

Zwei Wege stehen uns offen, von denen und jeder durch ein schönes, frisches Thal dem Herzen des Gebirges zuführt, dem eigentlichen Fichtelberg, der Centralgruppe¹⁾, gebildet aus einer weiligen Giesamergebirg, aus welcher als höchste Kuppen der Schnerberg und Ochsenkopf und die ebenfalls meist höherher gerechnete, aber durch einen breiten Sattel entrüstete Käffene hervortragen.

Der eine Weg führt uns über Weidenberg-Sophienthal durch das langgestreckte, hochgebirgisch schöne Steinachthal, der andere durch das weniger eigenartige, aber nicht weniger schöne Weismainthal.

Bei beiden Wegen müssen wir zuerst die hochgelegene, frischluftige, äußere Fichtelgebirg-Bergene, auf welcher Bayreuth liegt, überschreiten. Darum wählen wir den kürzeren der Wege über Goldfronach-Bened in das Rointhal. Fürchte ich doch, daß selbst auf diesen nicht Ihrer halb spöttelnden, halb gelangweilten Laune Beachtung ablocke, als etwa — wann blieben denn Damen gegen Toilettenfragen gleichgültig? — der eigentümliche Kopfschmuck, welcher als so ziemlich der letzte Rest einer wirklichen Tracht — die der Nitzelgauer ausgenommen — noch recht häufig hier herum sichtbar ist.

Dieser Kopfschmuck besteht aus einem hohen Kamm, welcher einen vielseitigen, hohnbreiten Zopf festsetzt, und um welchen die übrigen Haare vollständig verbergend, ein schwarzes, zusammengeflochtenes Tuch, gleich einem Turban, gekragt und mit breiter Stirnbinde gebunden ist.

¹⁾ Das ganze Gebirge, (14 Caudatmeilen außer den Vorlanden) theilt sich in einen Centraltheil und zwei Seiten: der Waldstein und Weissenhofer Kette, welches Dreieck die innere Kordelene (7 Caudatmeilen) — das weite Oberthal — umschließt. — Das Gebirge grüdete mit zu dem Körper, welchen Karl der Große Bayern übergab, der aber bald wieder abgetrennt wurde, um 1000 Jahre später wieder in die alte Gestalt zurückzuführen. — Die Bewohner des Gebirges werden als den Elanen (Erdeln, Wenden) und von Germanen herkommen angenommen, und zwar hätten, wenigstens nach Scherer, die Elanen in den Thälern, die Germanen auf den Höhen gesiebt.

Um nichts zu übergehen, was allernächst als bemerkbar güt, führe ich Sie den Umweg über den viegenannten Fichtelgebirger Bobort Bened. Nicht als ob ich Ihnen damit imponieren wollte — behüte! Ich will ihn auch nicht als einen direkten Repräsentanten meiner lieben Waldberge genommen sehen. Aber im Vorbeigehen möchte ich nur einen kurzen Blick erheben für das anmuthig-romantische Städtchen mit seinem alten, vom Wärenmoppen geschmückten Thurm, das in die hohen, ruinengetränkten Felsenände der perlenthaltigen Klönig eingebettet ist.

Also lassen wir die Klönig (es ist slawisch Hälstein) mit ihrem slawischen Anflang und steigen das urgermanische Rointhal hinauf. Mit dem letzten der luftwandelnden Kurgäste schwindet auch das Laubholz, und bald tritt das prächtige, hochstämmige Nadelholz mit seinen dunklen Farben, seinem machtvollen Nadeln, mit seinem würkigen Duft, welcher die von jezt an aufsteigend frische und reine Luft durchsetzt, in sein Recht — das ist das charakteristische Merkmal des Fichtelberges.

Ja, so sehr ist dieser Duft die Seele, sind diese Hochwälder dunkler Tannen und Fichten das Wesentliche dieser Berge, daß man gewöhnlich den Namen von „Fichte“ ableitet. Gewiß mit Unrecht; das wird auch der sagen, welcher mit den geistreichen Auseinandersetzungen Scherer's nicht einverstanden ist. Dieser läßt den Namen von alten deutschen Wort: vielteil = heilig, herkommen. Noch ihm wäre der „Fichtelberg“ eine Kultusstätte der Alten Deutschen gewesen; ja sogar jene Hauptkultusstätte, von welcher Tacitus in seiner Germania, Cap. XXXIX, also berichtet: „... zu einer festgesetzten Zeit kommen alle Stammverwandten Völker (der Semnonen, Haupt der Sueven) durch Gebirge vertreten, zusammen in einem durch der Rhnen Weihe und Götterdurst heiligem Alter heiligen Wald und beginnen da mit öffentlicher Menschenopferung ihres barbarischen Götterdienstes grauenhafte Feier. Niemand betritt ihn anders als gefesselt, um Zeichen der Untermüthigkeit vor der Gottheit Allmacht. Zählt jemand zu Boden, darf er weder aufstehen, noch sich aufrichten lassen: auf der Erde muß er sich hinwälzen. Bei diesen Gebirgshängen geht man von der Anschauung aus, daß hier die Weihe des Volkes, hier der alles beherrschende Gott, alles andere abhängig und unterthan sei.“ —

In der Pforte zu diesem geheimnißvollen Waldheiligthum liegt das Dörfchen Goldwühl, mit seinem Namen an die Fichtelberger Herrlichkeit mahnend und an das Bischofsgrüner Wäldchenlein:

„Von Gold und Silber ganz beschloßten
Ist mein altes Wäldchen.“
Wahns graues Alter reicht
Nicht an seine Frühlingszeit.“

Aber ach, die Goldwühle mahnt nur an verchwundene Schätze, an eine verunkunte Herrlichkeit.

O, lächeln Sie nicht ungläubig, gnädige Frau, wirklich gab es hier einst eine Herrlichkeit. Die Herrlichkeit eines Bergbauers, der anerkannt der Beste in Deutschland war, welcher so früh begann, daß ein tiefes Dunkel über die ersten Bergleute herrschte, daß aber die Wichtigstellung ihrer Kisten: Wahlen = Wälsche?, Wenden = Wäuter = Wänsiger? noch immer zweifelnd geachtet wird, und der doch noch bis zum Dreißigjährigen Krieg reiche Beute an Gold, Silber, Zinn,

Kupfer, Eisen &c. &c., selbst an edlen Gesteinen an das Licht brachte.

Jezt freilich sind diese Schachte ausgenommen, die in den blühlichen Gebirgsausläufern liegenden Keszberger Eisenwerke, in Schlummer gesunken, verschüttet, verwachsen sind die Einfahrten, und nur Sagen, reich quellende Sagen bringen die genaude Kunde auf den heutigen Tag.

Ja, die Sage mit dem traumhaft verschleierte Bild ist die Küberin dieses fest geschlossenen granitenen Hohlheiligtums,

darin „selbst die römischen Adler nicht horsteten“ — die Sage, nicht die klaräugige Geschichte, welche selbst die von den äußeren Abhängen aufragenden, verschalenen, längst zerfetzten wilden Burgen nur mit flüchtigem Griffel in ihre Tafeln aufgezeichnet hat.

Um so reicher quillt der Sage stets sich erneuernder Born; wunderbar vermischt sie Gestalten alter Götter, alter Kaiser, vermischt sie Alben, Schatzgräber und Bergleute. Wodan und seine Walfürten brausen als „wilde Jagd“ durch die Thäler, Karl der Große schläft im Berge, goldene Kirchen öffnen sich dem Sonntagssimbe.

Überall klingt es in diesem armen, larm gesegeten Lande von unerwünschten Schätzen von Gold und Silber und sunfteln den Gesteinen.

„Ach, wie gespannt Sie jezt aufstehen: „Einen Schand, o wie schön!“ Wollen Sie ein wenig schatzgraben? Dafür kann Rat werden — wofür gäbe es denn die betäubten Fichtelberger alten und uralten „geheimen Bergbüchlein“, deren älteste schon von den „Wahlen“ stammen sollen.

Aber, ob wir etwas finden werden, wenn wir den Ort suchen: „gegen den Berg, dafelbst steht eine Fischen, daran habe Ich ein + gehauen“, und dann den Rat befolgen: „raume die wurzel auff undt stah das wasser aus der Grube, so findestu einen mächtigen Goldgang“.

Viellecht würde und dann die Goldmühle weiter helfen können.

Aber nein, diese hat ja längst nichts mehr mit edlem Golde zu thun, jämmerlich ist sie zur Sägemühle begrabiert worden.

Auch alle die vielen übrigen Wasserwerke, die einst dem Bergbau gedient haben, alle ehemalige Hämmer und Hütten sind ähnlich umgewandelt worden, denn fleißig muß der junge Main trotz allem immer noch sein, fleißig, wie die unermüdlichen, intelligenten Bewohner dieses Berglandes, dessen unwilliger Boden und langer Winter sich nur läng-

liche Nahrung abringen läßt, und welche an sich des Geologen Gatto Wort voll bewahrheiten: „Jede Schwierigkeit, welche der Bodensbau dem Leben darbietet, regt zur Befigung, jeder Vorteil zu seiner Andnupung an. Das alles äbt und stärkt den Geist. Se man-nigfaltigere Gem-nisse &c. &c., um so mehr geistige An-terung.“

Ja, fleißig muß er sein, der kräftig strömende Main, — da stehen wir schon wieder vor einem Werke — (ein schönes deutsches Wort, wofür man anderwärts wohl gewiß „Zobril“ gebrauchen würde). Diesmal ist's eine Papiermühle geworden, die nicht aus Lampen, sondern aus Holz Papier fertigt. Nicht lange nachdem sie an uns vorüber, arbeiten seine Wellen in Glöschleien (Vollwerck).

Dazwischen freilich tauscht er oft lange Zeit einsam dahin und endlich bleibt er auch einsam, und nichts von Menschen regt sich mehr ringsum. Keine anderen Laute mehr sind hörbar, als das Wellenspiel des verborgenen im Waldesbüsch dahinspielenden Mains, als das Plaudern der frischen Quellen, die zu ihm hinunter rinnen, als das Rauschen des Hochwaldes, der die Bergwände hinaufsteigt, jenes wunder-volle Rauschen, leise heranziehend, mächtig aufschwellend, träumend verhallend, gleich einem Bogenschlag des geheimnis-voll anwachsenden, geheimnisvoll verklingenden Bognerschen Orchesters, gleich einem Wahren an Wodans Wahn.

Und wirklich dort im Dickicht, wie felsam liegen dort kräftige Stämme, zerplittert, gebrochen, als sei eben Wodan,



Jeneres der Kirche zu Neßlein. Eisenbüchlein. (Zu Seite 118)

der Wanderer, im flatternden Mantel durch den Wald geschritten und habe mit machtvollem Griff sie geknickt.

Freilich der Förster, der hier zu allen Zeiten, sein Pfeisden im Munde, das Revier abgeht oder das Balzen des Kuchhahns erlauschen will und des königlichen Hirschens mächtigen Schrei, der wunderbar von den Höhen durch die einsamen Täler bringt, freilich der wird Ihnen sagen, die Stimme habe nur ein Hindbrach wiedergeworfen.

Aber, nicht wahr, gnädige Frau, wir wissen es besser und lassen uns lieber von den rauschenden Wellen des Rheins Märchen erzählen, rastend hingelagert auf den köstlichen Waldböden.

Ah, dieser einzig schöne Fichtelberger Waldboden. Dieser tiefe leuchtend grüne Moosgrund! Wie lieblich lugt zwischen ihm das herbe, frische Fichtelberger Waldbodendöckchen, die eben sich rötende Preiselbeere (*Vaccinium Vitis idae L.*) die freundliche Nährerin der sammelnden Kinder und Frauen.

Ist sie erst einmal aus den emsigen Händen der kleinen Leutchen in die der zahlreichen Händler übergegangen, so wandert sie in riesigen Mengen weit, weit in die Lande, ja bis über das Meer, und trägt so ein Stück von der nützigen Frucht des stillen, verschlossenen Fichtelberges in die große Welt hinaus.

Aber ihr steht ihr dunkeläugiges Schwesterlein, die Schwarzbeere (*Vaccinium Vitis myrtillus L.*). Auch sie wird in dem armen Ländchen, da man jede, auch die feinste Gabe der Natur sorglich verwertet, gesammelt; teils eingelocht und teils getrocknet wandert auch sie bis über die See, wird auch in Apotheken zu Heilmitteln verbraucht und außerdem auch zu — hm — ja — sie hat ja ein süßes rotes Blut, die kleine Beere — aber ich will Ihnen doch die Freude an Ihrem nächsten Glas „echten Vorbeug“ nicht nehmen — ich schweige und pflücke Ihnen das Edelweiß, die

Alpenrose des Fichtelberges: die geheiligte Johannisblume (*Arnica Montana L.*, Bergwohlverleih).

Steht sie auf ihrem hohen, schönen Stengel nicht da, wie ein sonnengelbener, aus den leichten Haaren ihres gewobener Stern? Einzig hat sie bei der alten heimatischen Sonnenwendfeier, dem christlichen Johannisstage, dem Beginn ihrer Blütezeit, auch eine Rolle gespielt, und noch umschweift sie ein wunderkräftiger Zauber. Da ist jaft kein Haus oder Hüttchen, wo nicht die gelben Sterne getrocknet oder in Spiritus gesetzt werden, um ein heilfames Mittelchen, „das für alles gut ist“, im Hause abzugeben. Aber auch zum Verkauf wird die, medizinisch sehr geschätzte Blume gesammelt; ihre braune Wurzel wandelt sich den kleinen Leutchen zu ausgegebenen Schöpfen, ihre goldbarbenen Sterne zu klingenden Ränge — freilich hab's nur Wennige.

Run aber ist genug gerastet, steigen wir wieder zur Straße hinaus, die sich in gleicher einsamer Schönheit Viertelstunde auf Viertelstunde dahin zieht. Wie leicht geht es sich in dieser köstlichen, reinen tan-nenduftigen Frische, kaum merken wir, daß wir steigen und doch sind wir, da wir jetzt auf die Bischofsgräner Heutung her-

audtreten, seit Berned ganz beträchtlich „emporgekommen“: Berned liegt 290 m, Bischofsgrän 680 m.²⁾

Run stehen wir vor der Bischofsgräner Furr, nicht eine blühende, reiche foatengoldene, wie sie sich am altbayrische



Innere der Kirche zu Kellheim. Weisaussicht. (Zu Seite 114.)

²⁾ Bischofsgrän, an einem Abhang des Ochsenkopfs, ist der köstlichste gelegene grüner (1400 Ellen) und veranlaßt die Höhe der des Schloßes, seine Gärten und Gärten schon vor 800 Jahren. Der Name ist nicht geachtet; die slowische Endung „grän“ = Baum, weist auf die slowische Umlandung hin; doch ist hieran germanische Fortbildung v. vorhergehend. Der Kapit Schreier, daß die Gärten seit die Täler, nicht die Höhen juchten, widerspricht Bischofsgrän nicht, da es zwar hoch, aber immerhin an dem zum Mainthal gehenden Hang des Ochsenkopfs liegt. Im Jahre 1867 ist der Ort zum großen Teile abgetrennt.

Dörfer lagert. Wein, die Getreidefelder, welche hier reifen zu einer Zeit, da in anderen fruchtbareren Gegenden längst nur mehr Stoppeln stehen, sind gar dünn, klein, lüchlich bestellt. Nur der bessere Gafel und der heimische Wein, welcher besonders in den nördlichen Vorlanden, am Rindberg, das bescheid' stille Völkchen der Weber geschossen hat, sieht gedehlich. Am üppigsten aber breiten sich die Kartoffeln aus, welche mit ihrem dunkeln Grün wesentlich zu dem früheren, erst gedrückten Röde des Rindbergs gehören, wie ihre Frucht das bedeutsamste Nahrungsmittel bildet, und deren Wachsen, Gebeihen, Reifen allzeit und überall die große Frage des Tages ist.

Durch diese stille Flur führt der Versuch einer Ake zum Orte hinan, eine Ake aus der Vogelbeere, dem Zierbaum des Fichtelbergers, welchen er wohl auch um der farbigen Punkte willen, die seine gestreckte Frucht in die einfarbig dunkle Laubfärbung malt, besonders liebt. Der Obstbaum ist ihm ja ohnehin verjagt. Nur in einzelnen besonders günstigen Plätzen gedeiht, oder besser verblüht hier und da einer, und wenn Sie dem kleinen Jungen, der dort drüben am Böhlein *Πηλεονία* Weihen hütet, von den süßen Pflaumen, welche die schwelende Frucht empfängt wie Kinder anderer Gegenden die jählich-strenge Orange.

Wir verschmähen die Ake und steigen lieber, dem Wein noch etwas nachgehend, über den einjamen „Kongen“ hinweg. Es ist dümmrig gemorden und ebenjo roth auch sehr läßt — in diesen bergumschlossenen Weinbergen dunkelt der frühe Abend so früh! Ein kleines Häufchen von Häusern steht am hoch kirchlein geschickt, die anderen — besser Hütlchen genannt — liegen weit, weit nach echter Fichtelberger Art von einander entfernt, über die Weiden und Dünge in schweigender Einsamkeit hingestreut. Zerrißene, leise wallende Wolken hängen tief über die Berge in die weite Klentung herein und umziehen das dunkle Haupt des ernst und mächtig sich wölbenden Schichtenkopfs.

Als ich früher einmal durch dieses Waldland wanderte, ging ein Freund mit mir, der vor verliedt damals — und mir's wohl noch — in ein dunkeläugiges Frauenbild seiner sonnigen Heimat. Drum wird es ihm abends gar oft ein hübschen schmerzmäßig, und da er etwas — Sie kennen ihn sicher, gnädige Frau — von einer Dichterseite ist, so wendet sich ihm jede äußere Stimmung, auch die der Abendstimm, zur lauten, tönenden Stimmung eines Liebchens. Besser als aus meinen unklarerer Worten werden Sie aus diesen kleinen, heimisch-wollen Ding, das ich auf der Rückseite eines Stützenblattes getrigelt fand, das Bild des stillen Abends, desselben stillen

Abends wie er sich um alle Fichtelberger Anstiedlungen lagert, wieder erkennen.

„Nun ist die Sonne schon hinunter
In weinem Thal,
Da sie noch Zeiten kennen Höfen
Wird wohl den Nacht.
Nichts regt sich mehr, nur Asten Rattern
Dem Winde zu;
Dort lauchet schon aus schauern Schatten
Die mähr'ge Kuh!'
Die Einsamkeit, der Berge hier
Abwehret,
Sie schreiet größer noch und stiller
Zurück Dämmert hin.
Nings in den armen niedern Hütlchen
Wird abgemacht
Da, dort und hier ein kleines Hütlchen
Kein gültend noch
Dort eins am Wald, ein dort am Dünge,
Eine näher her.
Jezt eins am Fink, den ich betrete —
Wenn's Zeilen wär'!

„Melancholisch“, murmeln Sie verdrießlich, „nichts als melancholisch!“

Nun ja freilich, ernst und still ist die Stimmung, ist der Charakter — es ist aber doch wenigstens einer! — dieser Waldberge; ernst und still wie seine Bewahner überall, wo sie nicht durch Bauten re. mit großstädtischen Profetariat-Glementen zusammenhängen. Wenn Sie aber diese Stimmung nicht lieben, nun gut, dann suchen wir das Bartschülein! Es freut mich, daß der Abend die Strohe schon verdundelt, denn ich liebe das neue Bischofsgrün, das nach dem letzten Brande entzünd, nicht — weder das plumpe, charakterlose kirchlein, noch die stöhnischen Neubauten, noch der Naßlich des neuen Dudenwirthschaftes — oder muß ich Gasthof sagen?

Aber gut aufgehoben sind wir doran. Während man uns ein Gericht der herrlichen Fichtelberger Forellen bereitet, will ich Ihnen die Bischofsgrüner „Merkwürdigkeiten“ vorzeigen. Leider sind seit kurzem die Glasbläseries eingegangen, welche johtwunderbelang, besonders durch die altherühmten Bischofsgrüner Biergläser, so hell klingendes Lob hinaustragen. Keinen geringeren als den Venezianern, den Rüstern kunstvoller Glaswaren, will man ihren Ursprung zuschreiben — noch anderen ist freilich statt „Venediger“ „Wenden“ zu lesen.

Wie dem auch sei, — jedenfalls bliesen die Deutschen tapfer weiter und behielten ihre Gläser so fein und herrlich mit Bildern und Reimen, daß uns die Kunde: Seit Firschevogel, der berühmte Rärnberger Glasmaker des 15. Jahrhunderts, sei hierorts geboren, ganz harmonisch zusammenstimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Vernhard Franz Friedrich v. Hess.

Defert am Römig und Vaterland hochverdiente Romm, der besondere Freund und Wohlthäter der Stadt Hammelburg, war daselbst am 22. Mai 1792 als der jüngste von drei Söhnen des salzbüchigen Hofrathes und Gutsbesizers Philipp v. Hess und seiner Gemahlin Vertraud, geb. Wankel, geboren.

Den ersten Unterricht erhielt er an dem damals noch bestehenden, von Franziskanern des nahen Klosters Albstadt geleiteten Hammelburger Gymnasium und besuchte dann die Universität Würzburg, wo er sich besonders dem Studium der Rhetorik und anderer Hülfswissenschaften der Kriegskunst hingab.

Es war zu Anfang dieses Jahrhunderts, als der türkische Tyrann mit seinen blutgierigen und raubfüchtigen Franzosen unser deutsches Vaterland durch fortgesetzte Kriege immer wieder aufs neue verwüstete. Endlich war im Jahre 1812 seine große Armee auf den Schneeflecken Russlands erlegen; der Frühling des folgenden Jahres erweckte mit warmem Hauche die Begeisterung der deutschen Jugend, welche sich sammelte, das Vaterland vom Übermuth des fremden Unterdrückers zu befreien. Unter ihnen war auch unser Hef.

Dem Aufste der damaligen Regierung von Frankfurt folgend, trat er, auf eigene Kosten ausgerüstet und bewitten gemacht, in das freiwillige Jägerbataillon der Husaren Landwehr und ward hier alsbald durch das Vertrauen der Kameraden zum Hauptmann erwählt, als welcher er 1814 unter Fürst Schwarzenberg über den Oberrhein ging, über Lyon und Grenoble gegen den Warschauer Küngereau vorbrang und den Feldzug der Verbündeten in Süd- und Mittelfrankreich mit mehrfacher Auszeichnung mitmachte.

Nachdem Husa an die Krone Bayern gekommen war, trat er in bayerische Dienste und war Hauptmann im 2. Jägerbataillon, als der bayerische Prinz Otto zum König von Griechenland berufen wurde.

Hef begleitete das nun mit dem jungen König nach Griechenland ziehende bayerische Truppencorps als Freiwilliger und erwarb sich dort in Gemeinschaft mit dem späteren Generalleutnant v. Feber durch kluge Umsicht, Unerschrockenheit und Energie bei Unterdrückung des Aufstandes in der Morea, fast mehr noch aber durch die Menschenfreundlichkeit und Milde, mit der er die zur Ruhe gebrachte Feindung behandelte, so große Verdienste und so hohe Anerkennung, daß ihn König Otto von Stufe zu Stufe beförderte; er ernannte ihn zum Kommandanten von Athen, zum Flügel- und dann zum General-Adjutanten, zum Hofmarschall, zum Kommandanten der gesamten griechischen Streitkräfte und zum Kriegsminister.

Aber die bittere Enttäuschung, welche die Griechenfreunde erleben, mußte auch Hef teilen. Infolge des Aufstandes vom 3. September 1843 mußten alle Bayern die griechischen Civil- und Militärdienste verlassen. Hef zeigte in jenen Tagen seine ganze Unerschrockenheit; er wurde in seiner Wohnung förmlich belagert und wich erst, nachdem der Wille seines Königs es ihm zur Pflicht gemacht hatte.

Nach zehnjähriger Abwesenheit lehrte er wieder nach Bayern zurück und sah auch seine Vaterstadt Hammelburg wieder. Bald trat er aufs neue in das bayerische Heer, und zwar abermals als Hauptmann, der er schon vor 30 Jahren gewesen.

Indes konnten seine Verdienste nicht lange unberücksichtigt bleiben. Am 18. October 1844 wurde H. v. Hef zum Major im 8. Infanterieregimente und am 7. April 1847 zum Oberstleutnant im 3. Jägerbataillon befördert. Mit diesem kam er nach Aichaffenburg und 1848 nach Frankfurt. Seit October 1849 Oberst im 1. Infanterieregimente, nahm er an den Operationen in Baden, später in Kurheffen teil und wurde am 11. October 1863 Generalmajor und Brigadier der Infanterie.

Im Jahre 1861 wurde er zum Vizepräsidenten des Generalauditorats ernannt, woran seit 23. Januar 1862, als Generalleutnant charakterisirt, Beweiser des Kriegsministeriums, wurde am 26. November 1863 zum wirklichen Generalleutnant befördert und endlich am 16. März 1863 zum Präsidenten des Generalauditorats ernannt. Auf Ansuchen ward er dann am 17. Juli 1867 unter allergnädigster (öniglicher Anerkennung der langjährigen, mit Treue und Hingebung geleisteten Dienste pensionirt.

Nach einem vielbewegten Leben und insbesondere nach den in Griechenland ausgestandenen Strapazen war der Körper hinfällig geworden, und auch die beste und liebevollste Pflege, welche H. v. Hef nun bei seinem Bruder Karl v. Hef



Denkmal des Generals Bernhard Franz Friedrich v. Hef in Hammelburg.

zu Kissingen erhielt, vermochte die sterbenden Kräfte nicht zu erregen. Er starb am 20. April 1869 zu Kissingen. Seine Leiche wurde am 24. April in feierlichem Zuge nach Hammelburg gebracht, dort in der Spitalkirche ausgesetzt und am 26. d. M. auf dem Friedhofe beerdigt. Jetzt ruht sie neben den Leichen seiner zwei Brüder in der Gruft der auf dem Hammelburger Kirchhofe auf Kosten der Erben v. Hef erbauten schönen gotischen Kapelle, in der sich die Standbilder der drei Brüder v. Hef, aus weißem Sandstein gemischt, befinden. Mit der Statue des Bernhard v. Hef hatte der Bildhauer einen harten Stand, da der Verlebte sich niemals hatte porträtieren lassen. Endlich trieb man doch ein Porträt von ihm auf, und zwar im obeligen Damenstifte zu Weizenbach. Hef war nämlich einmal da auf Besuch gewesen, und bei dieser Gelegenheit hatte eines der Stiftsfräulein unbemerkt den Gost abgezeichnet.

Bernhard v. Hefz war Ritter des Verdienstordens der bayerischen Krone, Komtur des Verdienstordens vom heil. Michael, Inhaber des Militärdenkzeichens, Inhaber des Dienstalterszeichens für 40 Jahre, Großkomtur des griechischen Erbherrenordens, Inhaber des griechischen Denzzeichens für

Zweijährige, Kommandeur II. Klasse des kurbeynischen Wilhelmordens, Inhaber des kgl. preuß. Orden Adlerordens II. Klasse, Komtur II. Klasse des kgl. sächs. Militärdenkordens und Inhaber des sächs. schwarzburgischen Ehrenkreuzes I. Klasse.

Kleine Mitteilungen.

Die Pfarrkirche zu Kelheim. Das „Vogelstanz“ hat in Wort und Bild manches herrliche Gotteshaus, manchen stolzen Dom beschreiben, den der stolze Sinn unserer Vorfahren erbaut. Fast könnte es dünken, als seien wir in dieser Beziehung auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst kein geworden; wie können den Bauwerk nicht vollständig zurückweisen, aber wir wollen ihn wenigstens etwas entkräften, indem wir heute eine Kirche beschreiben, welche in ihrer Ausübung mit den besten Werken der Alten vergleichen werden kann. Es ist die katholische Stadtpfarrkirche in Kelheim. Würde es nicht die Pläne des großen Königs Ludwig I. in ihrer Ruhe stören, daß unmittelbar vor dem erhabenen Marienempel, welchem er die Kelheim den Heiden der Befreiungskriege errichtete, heute die Schöte und Kamine einer Gekunsteltheit qualmen und dampfen. War es da nicht eine schuldige Säule, wenn man im Geiste des Königs, des Beschierers der kirchlichen Kunst, die Hauptkirche der uralten Herzogthum in neuer Beacht ersehen ließ. Das Werk ist in großartiger Weise gelungen; die neue Kirche ist das Vorbild für Kunst- und sitzgerechte Restaurierungen. Demzufolge Dengler war der Meister, welcher die Pläne schuf, zu deren Ausführung die Cooperativität und Hochherzigkeit hervorragender Mitglieder der Bürgerchaft sowie die ganze Gewerbe die Mittel beschaffte. Der Meister sand auch den Mann, welcher seine Pläne verstand und ihnen Verwirklichung zu geben wußte. Er in Kelheim unergiebliche Landtags- und Reichstagsabgeordnete Karl Anton Lang, Welcher der weltberühmten Kaiserinmutter Äbtissin, führte die Geldmittel. Die alte Kirche war ein kleiner ärmliches Bau; der im Jahre 1464 erbaute Turm stand, von der Kirche getrennt, vereinzelt da. Die Kirche selbst war nieder, gedrückt und beengt. Ihr Umbau ist ein Meisterwerk, das einer neuen Schöpfung gleich zu schäpen ist. Das alte ärmliche Kirchen ist ein Prachtbau, eine Blüte polygotischen Stiles geworden. Als merkwürdig heben wir hervor, daß es ausschließlich bayerische und vorzüglich kelheimer Meister waren, welche an dem Bau, sowie an den einzelnen Theilen mitwirkten. Wir geben in zwei Bildern die Ansicht des Innern der Kirche von Osten und Westen. Man ist nur zu geneigt, den polygotischen Stil obflüchtig zu beurtheilen; unsere Bilder widerlegen die Klage. Wälderische Behandlung der Formen, Kühnheit und Trockenheit der Überladung in der Dekoration, leichte Wandflächen, bedeutungsvolle Formen, so rufen die Wegner der Spätstil; von alle dem ist hier nichts zu bemerken. Beim Eintreten in die Kirche wenden wir uns unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Predigerstuhle mit dem unvergleichlich schönen Hochaltar zu. Ein Sohn kelheim, der in München erstehende Bildhauer Hans Oberwieser, entwarf die Komposition und vollzog die Ausführung. Seine „Königin Koenig“ zählt zu den bedeutendsten Werken kirchlicher Kunst und bildet für einige Zeiten das schönste Denkmal für den zu leib verchiedenen Künstler. Nach dem Hochaltare setzt unsere Aufmerksamkeit die Kanzel, ein Werk des kelheimischen Kunstgeräths. Den unteren Teil fertigte Schreinermeister Nibel, den oberen Teil Schreinermeister Schreiner. Die Eborfläche des Predigerstuhles, der Kreuzstuhl, die Zedellienröhre rührt von Schreiner August Kmann. Die sämtlichen Stimmorgeldecken hängen aus dem G. A. Langens Werkstätten, die Ausführung leitete

der Steinmetzmeister Grundl. Der prächtige gotische Kronleuchter ist ein Werk des Bildhauers Schropp aus Bamberg und gehörte einst der Franziskanerkirche zu Tölz. An einem Seitenaltar finden wir eine Pietä, welche dem großen Holzschneider Veit Stosch zugeschrieben wird, während am gegenüberliegenden Altare eine Statue der hl. Anna von dem berühmten Bildhauer Professor Knobel herrührt. Die Wandflächen unter den Fenstern sind mit Fresken bedeckt, die Stationen des Kreuzwegs nach Professor Herberich in Düsseldorf. Die Originale befinden sich im Dome zu Antwerpen. Sie wurden von Maler Ronge in Regensburg in Wachsmalerei angefertigt. Der wunderbarste Schmuck gotischer Kirchen sind die Glasmalereien. Die Kirche kelheim besitzt hierin außerordentliche, die Kostens zu den Feinsten im Predigerstuhle sind von dem bekannten Professor Klein in Wien. Die edlen Farben des Gotteshauses gewähren einen unvergleichlich schönen Anblick, wenn die Strahlen der Sonne in den leuchtenden Fenstern sich brechen, und die säulenartigen Säulen, Halle, Altäre und Säulen mit zauberhaftem Schimmer überziehen.

Der Winaufseßer von Jorf. Eine neue plötzliche Sage. Vor laagen, langen Zeiten lebte und jagte in der Pilsz Dagobert, der Frankenkönig. Und er liebte das Raub und dessen Leute und schenkte ihnen große Gerechtigkeiten und Befehungen. So schickte er sich ein dauerndes Ansehen in den Armen seines Volkes, und dieses ließ keine Freieitheit vorübergehen, ohne Dagoberts, des Königs, sich zu erinnern. Nicht Schenk, noch Lohn, nicht Tauch, noch Kauf, nicht Gericht, noch Gebot wurde geschloffen, ehe man durch einen herzhaften, angemessenen Trank vom feurigen Raub der Harder Hugel des edlen Frauen gedacht. Geschlechter kamen und gingen, und die Erinnerung an den König trat zurück; doch der Braut, der alte, schöne Trank, er blieb und lebte weiter in allen Weltkriegen und Hauptstädern als Winauß, d. i. Winauß, Rotariell wurde die (Windeil)-Summe des plichtmäßigen Winaußgebets im Alte bestimmt, der Verkäufer zahlte und oft, besonders bei geringen Käufen, ging die ganze Kaufsumme in Winauß auf. Denn die Jungen, die Raubräuber, die Fremde, die Gerichtsteine, so zum ganze Gemeinde traut sich in unsere Gedanken herauf mit zum Winauß.

Im Laufe des Jahrhunderts nun fand sich allgemach eine städtische Zahl solcher plötzlichen Bauerngeller in den Höhen des Dinnels ein. St. Peter, der die Raub der plötzlichen Winaußung noch nicht konnte, ließ die sonst Erben arglos passieren. So dauerte es nicht lange, bis dort oben eine städtische plötzliche Kolonie sich ansiedelte, die ihr Dasein durch eine unermüdlich laute Trübseligkeit dach. Vergebend wethete St. Petrus, vergebens wies man die ganze Sippe unter besondern Aufsicht in die Verlobt St. Peter; dergleichen speer der himmlische Kommander persönlich bei seinen neuen Wägen vor; sobald auch nur zwei „Krieger“ beklommen waren, ging der „Höllentörn“ von neuem los.

Erstliche Wägenregeln schienen angezeigt, doch welche? Trennung war gegen die himmlische Freiheit, Ausweisung verließ gegen das Dinnelrecht, und freiwillig ging keiner. In dieser Not kam unerwarteter Hilfe.

Eines Tages wurde Petrus zur Vertheidigung eines schwierigen Falles ins himmlische Synodienhaus gerufen; ein ehrwürdiger Klerikermeister aus Jorik ließ sich zur großen Aemee gestellt. Wichtig rangelte der Heilige die Aemee, denn die Weltproduzenten sind aus der Kleinplatz haben bei ihm nicht im Gewerbe der ungetriebenen Reinkheit, und das Personale unseres Klerikermeisters lautete nicht zum glänzenden. Doch plötzlich heitern sich die Aemee des himmlischen Synodienhaus aus.

„Hör, Freund“, sprach er, und den ornen Säuber durchriefste es wie Engelstimme bei dieser Aemee. „Hör, Du sollst Gelegenheit haben, das Dir noch schändliche Verdienst zur Seligkeit zu erwerben. Schaffe mir Ruhe vor Deinen Landsleuten drinnen, und meine Wohnungen sollen Dir offen stehen!“

Der Klerikermeister lächelte verschämpt und erbat sich eine Stütze, eine hohe schwarzeidene Schmiedeklappe und einen weißen Küferschurz. Mit beiden angethan, die leere Aemee nach Wingerort auf der Schulter, verfiel er sich in die pfälzische Aemee. Keckerlich schaute ihm St. Peter noch und noch zuehriger die bereits erschlagene Aemee der metaphysischen Polizei.

Am Ziele nun angekommen, öffnete der Schloße die Thüre und ruf mit Stenortoroffen, in den Redeschwall das erschlagene der Wörter: „Winguff!“ und noch einmal „Winguff!“

Romantische Geisse! Dann oder post's und reiß's wie mit Feuerkraft, das wrokte, löngt nicht mehr gedürte „Winguff!“ Und ein noch als hundertfaches Echo tönt noch, und Winguff! rief's im Aemee, Winguff! im Aemee, Winguff! im Worten, Winguff! in allen Wollen und Winguff! Winguff! lodte der Stügen-träger. Da strömen sie herbei, die edlen Winguffstrände alle, in der Aemee oft nur nothdürftig gefleitet; so überall kommen sie, treiben sich an den Aemee-träger, und eine lange Prozession bildet sich. Denn vom Aemee zu Aemee schwillt es fort der alten Wölger Aemeeort: „Winguff, Winguff!“ Wie leuchten die Gesichter da unter dem Aemee oder Treimoster, unter Rebellischer und Bummelstiel! Die Aemee spielen sich, und oof der besonnenen Aemeeortstische taucht, einem Aemee in der Sommerstipe ergleichenort, ledgend und schmalen, die Weinzuage erwartungs-ungeheulig auf. In Winguff's Aemee schmalen die Aemee, überlassen sie sich selbst, veressen sie St. Peter und sein Amt, überlassen sie für den Augenblick Himmel und Hölle. Mit Winguff! geht's an den erschauten Aemeeortstische vorüber und eilig zum Thore hinaus; denn eben verschwindet um die Aemee Aemee, der Winguffsträger von Jorik!

Da — ein dröhnender Schall! Des letzten Winguff's Aemeeortstische war kaum in der Aemeeortstische verdrückt, als die Aemeeortstische sich knurrend schloß. Die Wölger Aemeeortstische waren draußen!

Spät in der Nacht gelangte der Klerikermeister zurück. Winguff aber kam nicht wieder und angelegt blieb es, wochin sich die überlieferten Aemeeortstische gesandt. Doch, wenn die Aemee kommen und das Aemeeortstische und das Aemeeortstische, wenn der Aemeeortstische „Worchschmerz“ löst und der Aemeeortstische: Dann zeigt an den Bergen der Aemeeortstische ein geheimnißvoll nächtlich Treiben, und dunkle Gestalten ziehen in scheinbar intentionalen Bögen über Aemeeortstische und Aemeeortstische: Die Winguffsträger hoch und finden Wohnung und Aemeeortstische. L. Kid.

Warum die Schuhmacher von München den Mönch im Wappen führen. Vier Häute Münchens sind es, von deren Kriegs- und Felderboten man die Erinnerung die auf den heiligen Tag erhalten findet, das sind die Wölger, Kupferschmiede, Tuchmacher und die Aemeeortstische. Die ersten beiden hochten nämlich in der Kaiserkrone zum Aemeeortstische im Jahre 1322. Dafür hat ihnen Kaiser Ludwig große Ehren angedeihen lassen. Man sieht auch bis zur Stunde den kaiserlichen Aemeeortstische auf ihren Fahnen. Die

Tuchmacher, oder Seiten Aemeeortstischegenannt genannt, besitzen auch den alten Aemeeortstische und die Aemee, die sie im Jahre 1422 den Aemeeortstische abgenommen. Nächstlich am Aemeeortstischeortstische erströmten sie in ihrer Aemeeortstische, die Aemeeortstische tragend, den Tag.

So sieht man auch auf der Aemeeortstische der Aemeeortstische neben dem Bilde der heiligen Jungfrau und dem hl. Petrus Ursinus und Ursinon das „Aemeeortstische Kind“ abgemalt. Aber die Aemeeortstische und Aemee, wie sich die Aemeeortstische in einem alten Pergamentbuche von 1440, das die Sage löblichen Aemeeortstische enthält, folgende, wozu auch etwas im Aemeeortstische gelehrt Aemeeortstische gefunden.

„Kochte zu einer Gedächtniß des Aemeeortstische Freiheit des Aemeeortstische verglichen. Item es ist zu wissen, warum das Aemeeortstische der Aemeeortstische den Aemeeortstische führt wie die Aemeeortstische in dem Aemeeortstische. Das ist wohl wissenschaftlich, daß bei einem Aemeeortstische, dem Aemeeortstische gnädig sei, ein Aemeeortstische gefochten ist worden. Da ging kein Aemeeortstische weiter und alle Aemeeortstische, denn das der Aemeeortstische, das blieb. Da ward der Aemeeortstische unter genommen und behobt. Darum begab der Aemeeortstische die Aemeeortstische von Aemeeortstische mit dem Aemeeortstische, daß sie ihn Aemeeortstische ewiglich führen sollten mit der Aemeeortstische. So steht in dem Aemeeortstische Buch geschrieben, daß mein Aemeeortstische von einem Aemeeortstische haben. Item mein Aemeeortstische von ganzen Aemeeortstische haben geordnet zu dem Aemeeortstische unsern Aemeeortstische, daß die Aemeeortstische und ihr Aemeeortstische sollen geben das Aemeeortstische.“

Auf einer andern alten Tafel fanden folgende Verse:

„Als sich zu Kaiser Ludwig Zeit
Erleben that ein harter Streit,
Vertraffen, daß in kurzer Aemeeortstische
Alle Aemeeortstische gingen zu Grund
Ausgenommen die Aemeeortstische Aemeeortstische
Aemeeortstische Aemeeortstische und ganz unversehrt
Der Aemeeortstische kein Aemeeortstische und Aemeeortstische mit spart
Diesem Aemeeortstische Aemeeortstische vor.
Mit aller Aemeeortstische zu unterdrücken
Aemeeortstische that es oor ihm bleiben
Mit herzholt mächtigster Aemeeortstische
Und löndt so großen Aemeeortstische
Die Aemeeortstische sich lagen ob
Den Sieg erhielt mit Preis und Lob
Von wegen dieser Aemeeortstische Aemeeortstische
Begab kostliche Aemeeortstische
Die Aemeeortstische Aemeeortstische
mit einer ewigen Aemeeortstische
daß sie dürfen an Aemeeortstische Aemeeortstische
den Aemeeortstische in ihrem Aemeeortstische Aemeeortstische
und die Aemeeortstische Aemeeortstische, weil sie so fern
Aemeeortstische Aemeeortstische Aemeeortstische Aemeeortstische
und dargebracht Jahr Leib und Leben
Hat Aemeeortstische Aemeeortstische ihnen geben
Auch eine ewige Aemeeortstische Aemeeortstische
daß sie zu Aemeeortstische alle Aemeeortstische
in der Aemeeortstische Aemeeortstische Aemeeortstische
Aemeeortstische Aemeeortstische Aemeeortstische Aemeeortstische
Ein ewig Aemeeortstische Aemeeortstische Aemeeortstische
Aemeeortstische Aemeeortstische Aemeeortstische Aemeeortstische
Dies ist geschrieben offenbar,
Als nun nach Aemeeortstische Aemeeortstische
Aemeeortstische 1200 Jahr
und 95 Jahr und Aemeeortstische.“

Das Jahr 1295 ist nun wohl nicht zu Kaiser Ludwig Zeit wie der Aemeeortstische sagt. In diesem Jahre regierte in Bayern Herzog Rudolph, des Kaisers Aemeeortstische Aemeeortstische, der hatte eine harthe und langwierige Hebe mit den Aemeeortstische und verbrannte ihnen

*) Aemeeortstische.

mit seinem Volke ihr Schloß Neuzemshau. Bei diesem Kampfe wird es wohl gewesen sein, daß sich die Tapferkeit der Mündener Schützen den „Münder“ erkämpfte.

Bayerische Nationaltrachten. Unsere Suche nach den malerischen Trachten des Landes führt uns fast in jeder Kammer in einen andern Regierungskreis. Heute halten wir wieder in Schwaben Rast und befehen die erste Gruppe des Bezirksamts Körtlingen, welches sich außerordentlich zahlreich am Festzuge der 70. Geburtstagfeier S. M. G. des Prinz-Regenten betheiligte. Die ausführliche Beschreibung der Tracht folgt bei dem Rinde der zweiten Gruppe.

Gillenben aus alter Zeit. In Schwabing befand sich einst im Spital eine Stube, darin man der armen „funderfischen“ Kindlein pflegte, die man aus Gottes Willen dort aufgenommen

Rinde alle Custemer und zu je nachdem mal am Trinten gut Laubweins oder Reiterweins und jedem Kind ein Pfennig gut Brot. Und dann zu der Custemer in der Fasten zu der ersten Nicht ein gut Schüsselbrenn voller guter Rühspinnen oder Rühspinnen wol gemacht mit Stupp, Eib und Schmalz und jedem Kind bekommt ein Hellerwerth Pöpen in die Suppen. Hund man aber nit Pöpen, so soll man jedem Kind ein Hellerwerth Semmel Broie geben. Zu der andern Nicht einen gut Schüsselbrenn voll Kraut und Fisch daranz um 40 Pfennig gebaden, gefalten oder gefulzt. Zu der dritten Nicht ein gut Schüsselbrenn voll gut Semmelmaus. Zu der vierten Nicht ein gut Gebadenes von einem ganzen Biering Mehl und abermal je nachdem Rinde Wein und Brat als vorgeschrieben seht. Kinderstube, Stieghaus und Stützung bedehen längh nicht mehr.



Nationaltracht aus dem Ries.

hatte. Wuberrige Leute besetzten sich, durch orteilliche Gaben das Leben dieser sieben Kleinen zu verschöneren. Solch eine milde Stützung ward auch von einem reichen, frommen Bürger Wälschens, Ludwig Sankt, und Hefels, seiner Hausfrau, im Jahre 1482 am Freitag nach St. Thomanstag gemacht worden. Hiermal im Jahre an jedem Custemer fallen nach dem Willen der beiden Eheleute alle Kinder in den Birschnaben zu Schwabing ausgespeist werden. Die beiden Pfleger des Hauses und ein Rättslieb der Sanktischen Familie warteten eigenhändig den armen Kleinen auf. Die Speisen und Getränke, so den Kindern gereicht werden mußten, sind von dem Wälscher mit großer fürsorgender Mennigheit angegeben, und es wird genöth von Interesse sein, wenn wir den Spreizettel sowohl in, als außer der Fasten nach dem Wortlaute der Stiftungsurkunde hier einsehen.

Item zu der ersten Nicht zehn Pfund Rindfleisch zu einer guten Suppen. Zu der andern Nicht ein gut Schüsselbrenn voll gut Kraut mit schweinem oder coltränen Fisch. Zu der dritten Nicht ein gut Braten um 24 Pfennige; zu der vierten Nicht ein gut Schüsselbrenn voll Semmelmaus wohlbreit. Auch je nachdem

Alle Sinnprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Unter einer Wocherin seht:

Waschen, waschen ich mein Leben,
Meine Brude, meine Lust.

Unter der dauebrennenden Fischträgerin seht:

Wie der Fisch der Hut ergeben,
So ist waschen mir bewußt.

Unter einer Harbträgerin seht:

Wie der Harb das Wasser hält,
So verhält ich, was ich weiß.
Waschen, waschen ich gefüllt,
Das ist vieler Wäde Heiß!

Beleg: Im Buche Beschreibung von Georg v. Brenning. — 2. Blatt vom Buchstaben C. Was erteilte die Stiftungsurkunde. Nach einer andern Beschreibung erzählt von Otto v. Schöding (Herrmann). — Historische Beschreibung von Branten in einer Mündener. Von G. v. Brenning. — Bericht von Frau Brantke v. G. (Mit einer Abbildung). — Eine Willkür. Die Geschichte zu Berlin. (Mit zwei Abbildungen). — Der Wunderritter von Joch. Von L. G. — Warum die Schwärmer von Wälsch den Fisch in Suppen kochen. — Bayerische Nationaltrachten. (Mit einer Abbildung). — Gillenben aus alter Zeit. — Mit Geschichte aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Digitized by Google



Das Bayerland,

Illustrirte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von G. Leher, Text und Verlag von H. Oldenbourg in München.

N^o 11.

Erklärung: In dem Titel steht die Angabe, dass das Bayerland eine Wochenschrift ist, welche am Sonntag herauskommt. Bei dem Titel steht die Angabe, dass das Bayerland eine Wochenschrift ist, welche am Sonntag herauskommt.

3. Jahrgang 1892.

D' Marei vom Brandstätterhof.

Eine oberbayerische Hochlandsgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schöning.
(Fortsetzung.)

Mit aller Gewalt suchte Lenz das sich verzweifelnd wachende Mädchen zu fassen. Aber er kannte Marei doch nicht zur Genüge. Wüthlich empfieng er von ihrer Faust einen so wuchtigen Schlag ins rechte Auge, daß er vor Schmerz aufschrie und das Mädchen freiließ.

„So, iagt woast, was Dir g'hört“, rief sie in lodernder Entrüstung. „Du rührst mi nimmer an, Du schlechter Tropf, Du!“

Sie täuschte sich. Lenz stürzte jetzt abermals, schraubend vor Wut, auf Marei los. Es war voranzusehen, daß sie diesmal unterliegen müsse, absehn sie sich zu thatkräftiger Verteidigung ansetzte, denn eben erlosch sie einen Wasser-eimer in der festen Absicht, ihn samt Inhalt ihrem Gegner an den Kopf zu schleudern.

Aber es bedurte dessen nicht. Auf einmal dröhnte eine laute, kräftige Männerstimme, die im gebotendem Tone rief: „Was is da los? Wer hat um Hül' g'schrie'n?“

Erschrocken wandte sich Lenz, übertrafjt Marei um. Von beiden unbemerkt, hatte sich ihnen vom nahen Saumweg her ein Jäger genähert. Ihn sehen und mit einem Gewaltsstöße davonspringen, war für den Ranglitz das Best eines Augenblicks: er verschwand, als hätten ihn die Felspalten verschlungen.

„Wer is denn dös gwen?“ fragte der Jäger, eine hohe, kräftige Gestalt, im reinsten Geshirgsdialekt, absehn ein schwarzes Auge scharf heranzusehn, daß die Sprache und die Hochland-

tracht des Jägers mit seinem ursprünglichen Gesellschaftstränge sich nicht deckten. Aber Marei fiel nichts auf.

„A Lump is er, an elender Lump!“ antwortete sie glühend und leuchend vor Entrüstung über den niederträchtigen Angriff, dessen Ziel sie gewesen. „Schau, Jäger, wennst iagt Du nit kemma warst, nacha war's mir heilig schlecht ganga. I dank' Dir halt recht vielmal. Aber'm Ranglitz fall sei' Lumperei teuer j' steha kemma.“

„Was? Dös is der Ranglitz von Wörnismühl' gwen?“ stieß der Jäger hervor. „Woast Du denn, Deandl, was 's mit eahn is?“

„Mit dem? Nit is 's mit eahn, a Lump is er“, versetzte Marei erbozt.

„Ja, dös is er“, bestätigte der Weidmann. „Der Ranglitz wird stedbrüskl verfolgt wegen Münzfälschung.“

„Der Lenz?“ ... schrie Marei mit stoßender Stimme und überwältigt von falsch ungehörter Kunde.

Der Jäger erzählte, was er von der Sache wußte, und daß Lenz flüchtig sei. Jedes Wort mehrte das Erstauern Mareis, und ihr häufiges Kopfschütteln bewies, wie schwer es ihr wurde, dem Berichte mit ihrem Glauben zu folgen.

„Aber wie kimm's, Deandl“, fragte der Jäger jetzt, „daß Du 'n Ranglitz kennst? Bist ebba gar selber von Wörnismühl'?“

„I bin d' Tochter vom Brandstätter, vom Gmaandvorfesher in Wörnismühl“, versetzte Marei. „Und wo bist



nach Du her, Jaga, wenn a 'Frug' erlaubt is? I waascht, wo i Di hin thun soll, Du nimmt mir so bekannt wär."

"I bin a Jager vom Herzog Max in Tegernsee. I und der Herzog sand heut' fröhlich vom Tegernsee weg'fahr'n und hab'n in Weitaun draunt unser Fuhrwerk eing'legt. Woacht, in a paar Tag'n geht der Herzog nach Münsa und bleibt dort an g'man's Winter; vorher möcht' er aber no a bißel auf'n Berg'n umanandafahren und nach de Gams schau'n."

"Und wo is nacha der Herzog?" forschte Marci begierig. "I möcht' n gern wieder seh'n. Bin i no' in d' Schul ganga bin, als a Moan's Drandl, hab' i 'n amal g'feh'n, aber seit der Zeit nimmer. I glaub', daß i 'n nimmer kennet."

"Er hat ja mei Groß', sagte der Jäger und ein leichtes Schmunzeln huschte um seine Mundwinkel. "Wenn Dir ebba a Jager begegnet mit an Schmutzbar und an saubern Gesicht, der sell is der Herzog Max. Was i jag'n wil, Drandl — bißt g'wiss auf der Alm vom Heiß von Gschwendt, gelt?"

Marci bejahte.

"I kenn' den Heiß, den alten Schönl, guat", redete der Jäger weiter. "Er hoacht 'n Herzog Max alleweil an Herzgatt Max."

"Recht' nüt a bißel ei' auf der Almhütt'n, Jager?" fragte Marci. "Dat mi scho' verschmacha', wennst mein Schmarren nüt verschmacha' willst."

Der Weidmann nickte zustehend und bemerkte mit einem launigen Kniff der Stimme:

"Soviel i wass', kimmt der Herzog zu der Almhütt'n. Und i kimn a' hin."

"Is recht, aber sei' g'wiss", mahnte Marci, die mit dem Jäger gern noch länger geplaudert hätte, denn in seinem ganzen Wesen lag etwas unwiderstehlich Anziehendes.

Der Jäger verschwand in der Richtung nach links, während Marci mit ihren zwei Einern jetzt den geraden Weg aufwärts einschlug. Kaum war sie jedoch einige Schritte gegangen, als ihr ein Mann entgegenkam, in dem sie sogleich den Heiß von Gschwendt erkannte.

Eine kurze, aber warme Begrüßung der beiden Verwandten erfolgte. Seit mehreren Tagen schon hatte man auf der Alm die Ankunft des Bauern erwartet; Marci war daher durch diese Begegnung keineswegs überrascht.

Umsomehr war es der Heiß, als ihm Marci erzählte, was ihr zugestoßen, und seine Überraschung gedieh bis zu einem solchen Grade, daß er für den Augenblick verzag, seiner jungen Verwandten all' die Neuigkeiten zu eröffnen, deren Träger er war. Und er hätte so viel zu melden gehabt vom Branner Hiesel, der Jagdgehilfe beim Herzog Max geworden, vom Haberfeldtreiben, vom Marci's Bruder, dem Toni, der wegen Anteilnahme an demselben in Wiesbach in Untersuchungsbüß' siße. Aber er kam nicht zum Reden.

Plötzlich brach durch die hehre Stille dieser Höhen ein „Tu — hu — hu — hu — hu!“

Marci antwortete mit einem lauten Freudenschrei, unter dem die innerste Faser ihres Herzens so erklingen schien. So jauchzte nur einer — und das war ihr Hiesel. Den Bauer und ihre Eimer stehend lassend, flag sie nach der Richtung, welche das Jauchzen entfenet hatte. Aber, was war das? Ein Jäger erschien vor ihren Blicken. War denn das ihr

Hiesel? Marci starrte, sie blieb stehen, mit weit geöffneten Augen sah sie dem Ankömmling entgegen, der den Stumpfschuh herausstießerte. Und dennoch! Es ist keine Täuschung! Das ist das Gesicht, die Gestalt ihres Hiesels. Und nun erklang auch schon die alte, liebe Stimme.

"Groß' Di Gott, Marci!" rief der Bursche und schwang jubelnd den grünen Jägerhut. "Was schaust denn so? Gelt, kennst ni nimmer! 's Schwand mach' d' Leut, hoacht's im Sprichwort. Dent Dir nur, Marci, i bin iagt Jagdg'hilf' beim Herzog Max in Tegernsee."

"A Jager?" kam es in höchstem Erstaunen von Marci's Lippen. "Und beim Herzog Max?"

"Ja", bekräftigte Hiesel. "Warum machst denn so a spößig's G'sicht? Is Dir's ebba gar nüt amal recht? Schau, die G'sicht is die —", und mit einigen Worten weichte er das Räthchen in die Entwidlung seiner jüngsten Verhältnisse ein. Sie horchte fast atemlos auf, ihre Sinne gefangen gebend.

"Und wie schaut nacha der Herzog aus?" forschte Marci etwas bekümmert, denn ein sonderbarer Gebanke durchzuckte sie jetzt.

Hiesel wollte eben antworten, da kam der Heiß mit seinem „Groß' Di Gott, Hiesel!“ dazwischen, um sogleich fortzufahren:

"Hab's scho' g'hört, was D' für a Glück g'habt hast. Aber des muos i Dir scho' sag'n, wenn der Brandblätter' mach', daß Du bei je'm Drandl auf der Alm ierst, nacha gab's a schrich' Dannerwetter. Brauchtst aber loo Angst g'hab'n, i verrat' nix."

Der Bauer hatte das letzte Wort auch den Lippen, als Hiesel halblaut rief:

"Da is der Herzog!"

Hinter einer Hügel'schwelung, welche sich der Almhütte vorlagerte, kam derselbe Jäger hervor, welcher sich der Tochter des Brandblätters gegenüber vorhin als Jagdgehilfe des Herzogs Max ausgegeben hatte.

Der Heiß begrüßte den Fürsten in biederer, treuherziger Weise. Marci aber, tief erröthend, stotterte in ärgster Verlegenheit eine Entschuldigung heraus. Klein der Herzog fiel ihr lachend in die Rede:

"Da brauchst' ke' Entschuldigung, Marci. Ds is mir scho' hters passiert, daß mi d' Leut nüt kenn' hab'n; so 'was freut mich jedamal, wenn i für 'was anders g'halten werd', als für an Herzog."

Hierauf wandte sich der hohle Herr an den Bauer.

"So, mei' lieber Heiß, iagt geh' n'ir gelt' zur Almhütt'n, i komm' a'rab' davon her, weil i glaub' hab', i fin' mein' Jagdg'hilfen schon dort. Wir zwei marschier'n schon stad voraus, und die zwei verliesnen Leut' da" — der Herzog widmete bei diesen Worten dem Hiesel einen verständnißvollen Blick — „laß'n wir hint'n drei' marschier'n."

"So mach' ma's, Herr Herzog", entgegnete der Heiß, und sein ehrliches, treues Gesicht glänzte vor Freude über das Glück, den edlen Fürsten bewirten zu dürfen. "Woacht, Herr Herzog", setzte er, in seiner naturwüchsigen, aber goldbürtigen Weise sich gebend, hinzu, „wenn i so laut schreie konnt, nacha steiget i g' höchst auf'n Krieger an und schreit, daß ma's bis nach Münsa ein höret; der Herzog Max is herob'n auf der Kloantief'nstaler Alm."

*) beteiligen.

So ging's der Almhütte zu, der Herzog Max und der Heiß von Gschwendt vorans, Hiesel und Marei folgten in einiger Entfernung. Wie glücklich doch die beiden letzteren waren! Jetzt erst konnten sie ausatmen, was in ihrem Innern an Fragen, an Reuefragen, an Gefühlen und Regungen aufgesprungen lag, da quoll Wort für Wort hervor aus den heißen Herzen, und der Reuefaden spann nicht ab. In rascher Folge drängte sich der Wechsel der Empfindungen in Hiesel's Brust, jetzt durchglühte ihn tiefste Dankbarkeit gegen den Fürsten, der ihm die Geliebte aus den Händen eines Verworfenen gerettet, dann wieder schlug die Lohr brennenden Hasses gegen den elenden Vbden auf, der sich vermessend, an Marei's Hand zu legen.

„Gnad eahn Gott“, rief Hiesel mit bebender Lippe, „wenn mir der Lump in mein Weg kimmt! Wo an Hund schieß i'n 'lamm.“

Marei suchte den Geliebten zu beschwichtigen. Hiesel erwiderte ihr jedoch, daß er den Herzog auf dessen Befragen, warum er aus dem Dienst des Beamtsführers geschieden, alles gebrüht habe; jagar über seiner Schmeisler Verhältnisse zu Marei's Bruder sei der Herzog unterrichtet. Ferner betante Hiesel, daß es kein Zufall sei, wenn der Herzog heute seinen letzten Jagdausflug, auf dem man übrigens doch seinen Schutz gethan, bis auf den von Tegernsee ziemlich weit entlegenen Riefing ausgebeht. Es sei des Herzogs Absicht gewesen, früher als Hiesel und, wie er hoffte, unerkannt in der Almhütte zu erscheinen, denn es mache ihm jedesmal viel Spaß, wenn er mit den Leuten verkehren könne, und diese ihm seinen Rang nicht anmerken.

„Ja, Marei“, schloß Hiesel begeistert, „i hon a Glüd g'habt, an solch'n Herrn 'g'triag'n. Es gibt nur oas Herzog Max, und 's Herz liasset mir glei aus 'm Leib für eahn schänd'n, wenn er's hab'n wollt.“

„Geh weiter“, that Marei zum Scheine ein wenig erbost, „was häit denn nacha i no? An Hiesel ohne Herz mag i nit.“

„No ja, der Herzog hot a' an Einseh'n“, lachte Hiesel heiter, „und verlangt 's Herzogschafschneid'n nit.“

Jetzt tauchte Herzog Max und sein Begleiter hinter den Hügel vor der Almhütte hinab. Diese löstliche Gelegenheit durften die beiden Geliebten nicht verpassen, und wie auf ein gegebenes Zeichen lagen sie einander in den Armen, den Augenblick durch einen Kuß reichend.

In der Almhütte wurde alles aufgeboten, um den hohen Gast nach Kräften zu ehren. Marei mußte einen fetten Schmarren kochen, welchen der Herzog gern aß. Butter, Käse, würziges Bret und alter Emjan wurden aufgetragen, der Herzog selber entnahm dem Kuchlade seines Jagdgeschützen eine Faßche Wein und kaltes Fleisch und bot seine Vorräte in leutseligster Weise an.

Bald waltete eine ungewollene, gemüthlich heitere Stimmung, denn wo immer Herzog Max erschien, da lebten Frohsinn und Freude auf. Eine verstaubte Zither wurde aus der Hütte geholt, und der fürstliche Herr, bekanntlich selbst ein vorzüglicher Meister auf diesem Instrumente, welches ihm auch seine historische Salonfähigkeit verdankt, griff in die Seiten, während auf sein Geheiß hin, Hiesel und Marei zum „Schußplattler“ sich vereinen mußten. Der ersaunte Spielmann folgte mit sichtlichem Vergnügen den geschmeidigen und dennoch kraftvollen Bewegungen des hübschen Paares.

Endlich brach der Herzog mit seinem Begleitter auf. Marei und Hiesel gelobten sich beim Abschied ewige Treue, möge kommen, was auch wolle; Hiesel insbesondere ließ durchblicken, daß er all' sein Hoffen auf seinen fürstlichen Herrn und Vbden setze, und auf Marei's Herz träufelten diese Worte wie stärkender Balsam.

Nach einer Strecke weit geleitete der Heiß seinen vornehmen Gast. Dann kehrte er nach der Almhütte zurück, wo er bis zu dem in einigen Tagen erfolgenden Abtrieb der Herbe bleiben wollte. Dem Hiesel geriet die dies' Vorhaben des Bauern zu erheblicher Beruhigung, denn er hätte sonst für Marei geklagt, wäre sie, so lange der Kauglengz die Berge unsicher machte, ohne männlichen Schutz gewesen.

Immer bergab kletternd, erreichte Herzog Max mit seinem Jagdgeschützen nach einer Viertelstunde eine Stelle, wo rechts der zerfallene Felsen schlag emporwächst, während links vom schmalen Steige das Berggewände zu tiefem Abstieg jäh sich neigt.

Der Herzog war etwa zehn Schritte vorans, schweigend seinen Gedanken nachfolgend. Plötzlich bemerkte Hiesel, daß vom Felsenhang links Steine hinabrollten. Er warf einen hurtigen Blick aufwärts und sah über dem Rande oben ein menschliches Gesicht schauen.

„Der Kauglengz!“ entschloßte er in heller Überraschung dem Rande Hiesel's.

In dem nämlichen Augenblicke aber löste sich ein gewaltiger Stein von der Höhe und polterte, das ihm entgegenstehende Strauchwerk niederreißend, gerade nach dem Steig herab. Mit einem einzigen Wacke erkannte Hiesel die fürstliche Lage. Ohne Besinnen that er einen Sprung vorwärts, wie die Gewisse, wenn sie über den gähnenden Spalt schmeilt, ersahste mit bebendem Geiste den Herzog, der das drohende Geheiß nicht zu brachten schien, und riß ihn ja heilig zurück, daß der Fürst fast zu Boden taumelte.

„Hohet!“ schrie Hiesel, blick wie der Tod.

Da raute auch schon das offenbar in leutseliger Absicht losgelassene Felsstück, in drohendem Knirschklage den Steig berührend, sich an des Herzogs Fuß vorbei, mit schwindel-erregendem Wirbel in die Tiefe fahrend. Noch einen Schritt vorwärts, und Herzog Max von Bayern lag zerstückt in einem Abgrunde des Riefing.

„Was war dies?“ rief der Fürst erregt, und sein entsetzter Blick fuhr wie eine graulige Frage in den Felsklund vor ihm.

„Der Stoa hot mir gold'n, Hohet“, belehrte Hiesel, und seine breite Brust arbeitete ungemüth. „Da drob'n“, — er wies nach der Höhe — „hab' i 'grab' vorhin 'n Kauglengz g'leb'n. Raum hab' i'n erküdt, is der Stoa scho' daherkommen. Der Lump hot uns den Weg abspat, Hohet, er hot si rächa woll'n weg'n 'm Marei.“

„Glaubst Du, Hiesel? Ja, Du magst recht hab'n“, versetzte Herzog Max tiefenst. „I dank' Dir, i bin Dei Schuldner von heut' an.“

„Schuldner bin i“, sagte Hiesel mit glänzenden Augen, „für dds, was Sie, Hohet, 'm Marei 'than hab'n.“

An eine Verfolgung des Schurken Zeug, wie Hiesel sie wünschte, war bei der Unzulänglichkeit der Höhe nicht zu denken. Im stillen erneuerte Hiesel den Schwur, den Eiden, den Eiden, wo immer er ihn treffen würde, fürstlich zu strafen.

Der Herzog Max setzte den Weg fort, und noch zweijähriger Wanderung langten die beiden zu Weita in Thole unten an.

IX.

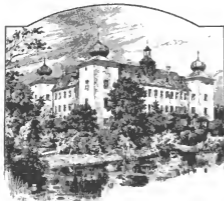
Einige Tage später schob ein grünniger Nordwind über Land und Kies glühende Schneeflecken ins Thal und auf die Berge. Die Herden wurden von den Almen getrieben. Auch der Heiß von Gschwendt wanderte mit seinen Nindern herüber, Karri und Gindl mit ihm. Karri blieb natürlich bei ihrem Verwandten in Gschwendt, denn die Liebesgedanken hielten ihr noch immer kein Wind aus dem Kopfe zu blasen vermocht, und sie wußte, an welche Bedingung ihre Rückkehr ins Vaterhaus geknüpft war. Sie zog es also vor, eine gehorsame Tochter und verbannt zu bleiben.

Am nämlichen Tage, an welchem der Heiß zu Thal stieg, wurde der Königsleg an der bayerisch-tirolischen Grenze verhaftet. Die Berge waren winterlich unwirtlich geworden und stießen den flüchtig Umherirrenden aus. So suchte er den Wächtern der öffentlichen Sicherheit zur Beute werden.

Zwei Wochen waren seit dem Haberfeldtreiben in Wörnschmühle verstrichen. Eines Abends wollte der Braubstatter, dessen Stimmung in der letzten Zeit eine sehr faure geworden war, eben sein Bett aufsuchen, als jemand aus Jenseit klopfte. Ein Bote aus Wiesloch mit einem wichtigen Schreiben sei draußen, rief eine jugendliche Stimme. Für den ersten Augenblick wühlte Gschwendtner, es handle sich um seinen Sohn Toni, der am Ende in seiner Unterjochungshof zu Wiesloch erkrankt sei, oder mit dem sich irgend etwas anderes zugetragen habe. (Schluß folgt.)

Der Ehrensaal der Freysinger.

Hilfliche Skizze von Heinrich Leber.



5466 Hess. Originalzeichnung von Robert Raabner.

Es war im Juni des Jahres 1891, als Seine Königliche Hoheit Prinz Ludwig Niederbayern mit einem längeren Besuche beehrte und hierbei göttlichen Abstieg auf Schloß Wood, dem Sitze des Grafen Rottbad von Freysing, nahm. Welche Bedeutung Seine Königliche Hoheit diesem Besuche beimes, tritt aus den Worten zu Tage, mit welchen der Prinz die Begrüßungssprache des hochw. Herrn Pfarrer Hartl erwiderte. Er sprach:

„Schon lange habe ich mich gefreut, dem Haupte des uralten Hauses Freysing einen Besuch abtrotten zu können. Ich verehere in ihm nicht nur einen Jugendfreund — ich kenne ihn von Kindheit an —, sondern auch einen der treuesten Anhänger des Königsbaues, der zu jeder Zeit für dasselbe gethan, soviel in seinen Kräften stand. Es freut mich, in diesem alten Schlosse Einkehr zu halten; es freut mich von der Umgebung, daß sie sich in so großer Anzahl versammelt hat, mich festlich zu begrüßen. Die Bestimmungen, denen der

Herr Pfarrer Ausdruck gegeben, belanden vor jedermann nicht nur die bayerische, sondern auch die deutsche Geschichte. Wie das Volk für das Haus Mittelbach, so treten auch die Mittelbacher für ihr Volk ein. Möge es so bleiben für und für!“

Die Worte Seiner Königlichen Hoheit sind eine Auforderung für das „Vaterland“, die Geschichte des Hauses Freysing seinen Blättern einzufügen.

Es ist verweissenes Beginnen, in die wenigen Zeilen eines Essays die Geschichte eines Hauses drängen zu wollen, über welches ein Quellen- und Urkundenmaterial vorliegt, das die volle Kraft und die ganze Lebensdauer eines Gelehrten zur Bearbeitung erforderte. Das Schicksal des Geschlechtes ist so innig mit der Geschichte des Landes verflochten, daß eine Geschichte der Freysinger schreiben zu gleicher Zeit eine Geschichte Bayerns verfaßen heißt.

Es kann sich in vorliegender Arbeit nur darum handeln, um sichtlich zu sprechen, einige Strahlen zu lassen, damit der Leser aus denselben den Glanz des Ganzen ahnen möge.

Wann und wo haben wir die ersten Freysinger zu suchen? Wir finden sie in einem großartigen Augenblicke der Geschichte, wo die Donner des Weltgewitters der Völkerveränderung langsam verhallen, das wilde Chaos sich zu ordnen, das Reich der Karolinger zu entstehen begann. Es ist hier aus räumlichen Rücksichten nicht gestattet, die historischen Beweigründe für die Wichtigkeit dieser Annahme aufzuführen.

Freysingerische Urkunden frommer Schenkungen nennen uns den Namen Freysing betriß in den Jahren 770—824 zur Zeit Pipin des Kleinen und Karl des Großen.

Die noch heute stehenden Namen der Orte sind uns ein sicherer Leitstern, wo wir den Stammstift der Freysinger zu suchen haben; Langenperysing, Freysingberg, Freysingdorf sind die Hauptorte des von der Fzar, der Fien, Kmpfer, Bild und Sempt umschloßen, vom Sundergau und Wengau begrenzten Freysinggaues.

Dieselben Ortsnamen geben auch einer seit Jahrhunderten im Hause Freysing gepflegten Sage historische Begründung, daß nämlich das Geschlecht einst vom Westen gekommen sei. Die Freysinger zählen wie die Thüringer zu jenen frühslawischen oder

alemanischen Geschlechtern, welche als gewaltige Hüter des Land gegen die Einfälle der Aaren und ähnlischer wilder Völker des Ostens zu schirmen hatten.

Wiel gestritten wurde über die Frage, ob die Freysing als ein Dynastengeschlecht zu betrachten seien.

Es gibt Historiker, wie von der Barch, welche die Frage bejahen, andere, welche sie verneinen. Die letzteren haben immerhin unrecht, sich zu ängstlich an das Wort zu klammern. Sie können allerdings für sich auführen, daß das Geschlecht früher in einer gewissen Abhängigkeit zum Stifte Freysing, zum Herzogtum Bayern stand, Ämter übernahm; wir finden die Freysing sehr bald als Erbschenken des Stiftes Freysing und im Herzogtum Bayern. — Weit entfernt, hierin eine Herabminderung des Ranges der Familie zu sehen, erblicken wir nur den Beweis einer gefunden klugen Anspaltzeit. Alle, wenn auch noch so mächtigen Geschlechter, welche verstanden, ihre Dynastieherrlichkeit aufrecht zu erhalten, gingen in Kampf mit den Mächtigeren zu Grunde. Wie bezeichnend und bezüglich der Genealogie des Hauses darauf, mitzutheilen, daß die Erhebung in den Reichsfürstentumstand 1465 erfolgte, das Diplom lautet für Joachim Albert v. Freysing, herzogl. bayerischen Rat, späteren Stadtschreiber zu Landshut.

Das Grafendiplom stammt vom 15. März 1645 für Joh. Barwand Freyherrn v. Freysing, genannt zu Kraumwiel aus dem Äste der Familie zu Raos, Pfleger zu Vilshofen — vom 10. Februar 1664 für Joh. Christof Freyherrn v. Freysing aus dem Äste Hohenschau, kurbayerischen Hofrat und Erbschenk von Ober- und Niederbayern, vom 30. Juli 1768 für den gesamten Väterstamm des Ästes des Geschlechtes. Die Teilung in drei Linien Kraumwiel — Kapfberg — Wolzsch, welche beide letztere schon lange ausgefallen sind, geschah schon in früherer Zeit. Die Linie Kraumwiel löschte sich später in drei Äste: Raos — Hohenschau — Wichtenegg.

Der Äst in Raos erlosch mit dem Urenkel des Grafen Johann Barwand, mit dem Grafen Johann Maximilian Nikolaus, geb. 1760, gest. 25. November 1806, f. bayer. General. Das Majorat desselben ging auf einen Nebenweig des Ästes Wichtenegg über. Der Äst Hohenschau — früher als erste Linie aufgeführt — erlosch im Rammesstamme, 5. Februar 1853, mit dem Grafen Christian Karl, geb. 1775 — von dem Empfänger des Grafendiploms Joh. Christian im dritten Gliede abstammend. — Der erste Äst Wichtenegg hatte sich durch zwei Söhne des Freyherrn Joh. Konrad Adam, geb. 1628, gest. 1697, wieder in zwei Äste geteilt. Der ältere Sohn Johann Philipp Jakob gründete den älteren, Johann Sigmund Paul den jüngeren Zweig. Aus dem älteren trat Ferdinand, geb. 1704, gest. 1782, in die l. preussische Armee und vererbte den Stamm in Schlesien, wo er bis in unsere Tage fortbistete und erst mit dem Grafen Friedrich Wilhelm Heinrich Martin Franz Kaver (geb. 3. Dezember 1792, gest. 20. Oktober 1850) l. preussischer Major der Kavallerie, erlosch. Der ältere Äst oder der Äst in Bayern schied sich mit zwei Söhnen des Grafen Jozaf Lubwig Georg, geb. 1765, gest. 1836, wieder in zwei Zweige. Es folgten nämlich der letzte Sohn Maximilian, welcher 1836 die Majoratsgüter der ausgefallenen Grafen von Raos erbte, einen neuen älteren Zweig „Freysing-Wichtenegg-Raos“ und der jüngere Antan den andern jüngeren Zweig „Freysing-Wichtenegg“. Die Häupter der Äste „Freysing-Raos“ und „Freysing-Hohenschau“ wurden

1818 zu erblichen Reichsräten der Krone Bayerns erhoben, und die erbliche Reichsratswürde ging später von „Freysing im Raos“ auf „Freysing-Wichtenegg-Raos“ über.

Das Stammwappen des Geschlechtes hat in Rot eine silberne Mauer mit zwei Zinnen, auf dem Helm zwei Hümer, ein weißer und ein schwarzer.

Ein hervorragender bayerischer Historiker sagt: „Das Freysingische Geschlecht erscheint mir als das geeignetste, einer Monographie über die Entwicklung des landständischen Adels, sein Wirken, seine Verdienste um das Land und die Kirche als Grundlage zu dienen. Im Krieg wie im Frieden als Träger von Würden im Dienste des Herrscherhauses wie der Kirche findet sich fast in jeder Periode eines hervorragende, die Zeit charakterisierende Persönlichkeit.“

In der That, es wird dem Historiker eine leichte Aufgabe, circa Etwaend dieses Geschlechtes aufzubauen.

Wir wollen nur die Betrachtung der vorzüglichsten Männer des edlen Hauses werten. Wir grüßen zuerst Held Adelsbald und Grimbold, die Waffengenossen Ottos von Wittelsbach bei seinen glorreichen Thaten in Italien 1155, als das bayerische Schwert in Rom und an der Veroneserflaube den Kaiser Rothart vor dem Untergange bewachte. Welch gewaltige Erinnerung! Aus dem Dunkel der fernem Jahre steigt eine seltsame Jünglingsgestalt empor, Konradin der letzte Hohenstaufe, der Traum von Königskrone, von Herrschermacht endet auf dem Schafott zu Neapel. Auch in dieser erschütternden Tragödie finden wir einen Freysing, Heinrich, der mit ihm über die Alpen zog, in die Gefangenschaft der Böhmen geriet und nur mit schwerem Lösegeld seine Freiheit wieder erlangen konnte.

Die glorreiche Epoche Bayerns im 14. Jahrhundert, als Ludwig der Bayer die deutsche Kaiserkrone trug, ist auch reich an Ehren und Werten für die Freysing, die dem Herzog und den Kaisern gegen seine zahlreichen Feinde in unentwegter Treue stets zur Seite standen.

Eine Belohnung an Heinrich den Freysinger von Walmtusch, gegeben zu Rom, 28. Januar 1328, drückt es in folgenden treuherrigen Worten aus: „Für die getreuen gememen und ruhobren Dienst, die er uns als Herzog und frut Wir zu dem Reich thumen sein, gran und täglich tut“.

Während der bayerische Adel vielfach in lebhafter Opposition gegen die Fürsten trat, finden wir die Freysing stets auf der Seite des Landesherren und vergebens suchen wir ihre Einzelnen da 1392 an unter den „Einigungen“ und „Handbrieffen“. Die meisterlichen Bürger von Landshut fallen sogar Erasmus Freysing in den Löwenzinger der Trautwitz geworfen haben, auf dem er wunderbar gerettet wurde. Leider stimmen die Jahrzahlen mit der Sage nicht überein.

Weder führt das Schwert eines Freysings des deutschen Kaisers Majestät. Friedrich IV. wird 1465 in seiner Burg zu Wiener-Neustadt von seinem Bruder Albrecht dem Verschwender und den rebellischen Bürgern von Wien hart bedrängt. Leben und Freiheit des Kaisers und seiner Gemahlin und seines Sohnes stehen in höchster Gefahr. Sie verdanken ihre Rettung nur dem Mute des Burghauptmanns Hans v. Freysing.

Der von Kaiser Rudolf II. 1607 zu Prag ausgeheltete Freyherrnbrief gebent anderrücklich dieses Heiden. Auch dieser Hans v. Freysing unternahm eine Romfahrt; er geleitete

Friedrich IV. in die ewige Stadt; dieser Kaiser war der letzte, der zu Raam gekrönt wurde.

Das 16. Jahrhundert ist für das Geschlecht der Freysing reich an Vorkeren des Kriegsraums, die mit manchem teuern Leben bezahlt wurden. In Regensburg bei den Predigern liegt Thamoß Freysinger zu Kapitzpurg und Gramainkel begaden, der im Kampfe gegen die Böhmen fiel.

Bar Algiar erbielt Michael v. Freysing von Kaiser Karls V. eigener Hand den Ritterschlag für seine Tapferkeit im Kampfe gegen die Muelmänner. Auch er fiel auf blutiger Heide. Wignicus Hund erzählt uns: „Michael, des Wolfen Sohn, ein redlicher Mann, war Herrn Hans Christoph's von Bern Oberster-Lieutenant über ein Regiment Knecht, ist mit ihm und vielen anderen redlichen guten Leuten, sonderlich Bayern, in der Schlacht von Ragnana im Piemont anblammen Anno 1544“. Das war ein Trauertag für den bayerischen Adel, da saß die Blüte seiner krieglustigen Jugend unter den Speeren der Knechte des französischen Felsherrn Grafen von Esghien; wir nennen nur flüchtig zwei Herren v. Bern, einen Rathsraimer, Tharer zu Feinspurch, jezt

Carolsburg, Rohrbach-Sondelshausen u. s. w. 1572 stirbt zu Mexina an seinen im Kampfe gegen die Türken erlittenen Wunden Hans Georg Freysing, venezianischer Felshauptmann.

Im 17. Jahrhundert, welches die Grauel des Dreißigjährigen Krieges und des spanischen Erbfolgekrieges sah, finden wir die Freysing der verschiedenen Linien in heroarragenden Stellungen, als Berater der Fürsten, als Krieger, als Befizier hoher geistlicher Würden. Von den letzteren ragt insbesondere Johann Franz Graf von Freysing-Habensajschau hervor. Mitglied der Domkapitel von Passau und Salzburg, Oberstkapmeister des Salzburger Fürst-Erzbischofs Guidoald Grafen von Thun, wurde er 1670 zum Fürstbischöf an Otiemeser

ernannt, der 36. in der Reihe dieser Prälaten. Siebzehn Jahre lang bekleidete er die Würde. Sein Bruder Graf Johann Jakob trug das Kleid des hl. Benedikt im Kloster zu Tegernsee. Die gemale Gestalt des Bischofs verdiente eine eigene Beschreibung, ja großartig ist seine Erscheinung. Heute noch ist sein Name im legendreichen Andenken in jenen Gegenden, welche sich seiner weizen Regierung erfreuten.

Gleich zu Beginn des nächsten Jahrhunderts finden wir (1715) einen Grafen Freysing in hoher Weise ausgezeichnet. Kurfürst Max Emanuel ernennet durch Defret vom 16. Januar 1715 seinen Oberst-Hajmeister Grafen Johann Maximilian von Freysing zum Landesadministrator in Bayern; das Defret ist im Schlosse von St. Claud unterzeichnet.

Reichen Anteil nahm das Geschlecht an der bewegten Regierungsepöche des Kurfürsten Karl Albrecht, dem zweiten Wittelsbacher, welcher als Karl VII. die deutsche Kaiserkrone trug. Die Freysing sind im Besitze der höchsten Hof-, Staats- und Militärämter.

Wir wollen zur Illustration einem zeitgenössischen Werke die Titulaturen entnehmen.

„Ihro Exzellenz der Hochgedarrie

Herr, Herr Johann Maximilian Emanuel Franz Adam Xaverius Rancarz Graf von Freysing, Freiherr zu Althenspreysing, genannt Gramsinnl, Herr der Herrschaft Habensajschau, dann der Hofmark Reichenspreygen, Sachsentam, Greiling, Hornach, Alt- und Neuwendeuren, Kinschen. Frauenberg und Kedenfelden &c. In Ober- und Niederbayern, des kaiserlichen Stijts Freysing Erbschenk, des Churbaierischen hohen Rittersorden St. Georgii Großkreuz und Großkammer, weyländ Kaiserl. Majestät Karl des 7ten würklicher wie auch Churbaierischer geheimer Rath und Conferenzminister dann Pfleger zu Idß.

Sein Bruder wurde also tituliert:



Eingangsthor des größten Freysingischen Schlosses Moos.

Ihro Excellenz der Hochgeborne Herr Johann Carl Joseph Clement Maria, des hl. römischen Reichs Graf von Freytag, Freiherr von Altenpreysing, genannt Kromwitt, Herr der freyen Reichsherrschäften Reysbergshausen und Komspurg, dann Schenkensau, Fein- und Adlyshausen, Sr. Churfürstlichen Durchlaucht in Bayern wirklicher geheimer Rath, Kammerer des hochadeligen Ritterordens St. Georgi Comensthur General-Feldmarschallslieutenant und Oberst über ein Regiment zu Fuß, Statthalter zu Ingolstadt, in Ober- und Niederbayern auch des Hochfürstl. Hochstiftes Freytag Erbschenl, Verordneter des Rentamts München.

peusheim, Hörmansdorf, Fortia, Töding, Rogelstein, Freyherrn v. Fraunhojen, Fromberg, Gumpenberg, Reysberg, Haslang, Rothst, Rothbock, Tonberg, Thurn, Fiensmoma, Clofen, Franking, Etabian, Hounberg, Baumgarten, Kolord, Wenin, Weber, Springenstein, Leibling, Freunberg, Freyberg, Seiboldsdorf, Taufkirchen, Muggenthal, Weich, Spett, Bloorer, Layming, Velben, Wolfstein, Ropt, Hillerthausen, Waldek, Jenger, Faltenegg, Aheim, Boggt, Morichall zu Oberndorf, Schaumburg, Hirtstein, Kchberg zu Wood, Trainner, Judmann, Fluog, Hofstätten, Peuschen, Jitwiz, Landdorf, Reudweg, Kraiz zu Gruenbach, Massenbach, Schminnen,



Innere Hof im geistlich Freysingischen Schlosse Moos.

Über 80 Burgen, Städte und Flecke zählte man im Londe, welche die Freysing als Eigen, Lehen, Pfandhschaft oder Verpfandung für längere oder kürzere Zeit inne gehabt hatten.

Die Zahl der vornehmen Geschlechter, mit denen sie in Blutsverwandtschaft getreten waren, belief sich auf weit über hundert.

Eine Aufzeichnung aus den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts nennt folgende:

Herzoge von Ted, Grafen von Zollern, Truchses, Thun, Khuen, Wollenstein, Haag, Abendberg, Spaur, Fugger, Pap-

Sapenstosen, Freudenberg, Meiffenthol, Moroldingen, Adlyshausen, Ruhdorf, Khan, Auer von Winkel, Schlamerödorf, Prandt, Waldorf, Weismoser, Ruttenua, Hundt, Rydersheim, Waller, Waidegg, Lampolding, Kärgl, Ruffberg, Pusch, Dz, Ehinger, Zilhardt, Jenings, Sandijell, Ueberander, Welterig, Breiten-Landenberg, Staujen, Eder, Steinrich, Lojer, Bayerbrunn, Kammerau, Kuchler, Gundelfing, Morichall von Vogberg, Eigersthofen, Schwarzenstein, Faltenegg, Wöhlin zu Neuburg, Stamm, Tattendach. (Schink 1613.)

Malevische Briefe aus Franken an eine Münchenerin.

Von W. v. Brauning. (Fortsetzung.)

Die zweite der Wertwürdigkeiten aber, die ebenso als berühmten Vaterkstätten (Paternoster aus Glasperlen) blühen lebensvoll weiter; seit Jahrhunderten, gleich der älteren Wannensteinmocher, bestehend, hat sich nur in der Art der Ver-

wertung der gläsernen Dingerehen mancher verschoben; ursprünglich Knöpfe, dann Paternoster, dann schon im vorigen Jahrhundert „zu den Wilden“ als Schmuckgegenstände gefandt, sind jetzt die Knöpfe ganz verschwunden, die Paternoster nur

noch unweithinlich, während die Hauptmassen allüberall in die weite Welt und in alle, auch in der neuen Zeit sich öffnenden überseeischen Absatzgebiete, wandern.

Treten wir ein, die mächtigen Gluthäfen leuchten uns aus der offenen Dattentür lodend entgegen. Hier ist trotz des Feuertodes stille, aber eifrigste Thätigkeit, denn die einmal in Fluß gebrachte Massee, das „Gemeng“, darf im Schmelzen nicht unterbrochen werden, und so arbeiten denn die Männer, sich von zwölf zu zwölf Stunden ablassend, Tag und Nacht.

Ihrer etwa 20 sitzen auf Schmelzen vor je einer kleinen Öffnung des riesigen, gemöblten Ofens. In dieser Öffnung steht in der leuchtenden Feuerflut je ein Hojen, worinnen das schmelzende Gemeng, bestehend aus einem feinen Fichtelberger Quarzsand, aus Salpeter, Soda und einem Metalloryd (Kobalt u.), sich befindet. Aus dieser Masse nimmt der Arbeiter mit einer langen, riesigen eisernen Kadel einen Tropfen, dreht ihn mit merkwürdiger Behendigkeit um die Kadel, und die Perle ist fertig. In dem Zeitraum von nicht einer Minute ist etwa schon ein Duzend entstanden und rasch, zu großen, runden, roten, blauen, gelben, schwarzen, weißen, grünen Perlen erhärtet, in den Abkühlungshöfen getrocknet. Der allerschicklichste Arbeiter macht den Tag 36 Stunden, die Woche hat 5 Stränge, ein Strang 100 Perlen. Für eine Woche bekommt er 9 Pfennige, das ist freilich nicht viel, wenn auch der Kern voll der Tausende Perlen, die er gearbeitet hat, der Frau und den Kindern noch etwas Verdienst gibt, da sie diesen Kern zum „Anfassen“, Aufreihen in Stränge und Borden, nach Hause bekommen. Zudem ist die Arbeit wenig gesund, die Männer sehen bleich und verpöcht aus, und die Augen leiden meist trotz der blauen Brillen, welche manche tragen. Nichtsdestoweniger liebt der Fichtelberger, der in seinem unerschütteren Bergland, dem jeder eigelegte Bauernstand abgeht, auf dieser Beschäftigung: Wehen, Glasblasen, Steinhauen u. angewiesen ist, gerade diesen Erwerb, welcher ihm in dem langen, harten Winter sein Plätzchen am warmen Ofen anweilt.

Nun aber zurück zu unseren Fortellen und dann schleunigst zur Ruhe! Morgen müssen Sie gar zeitig aus den Federn, denn die Bischofsgräner machen Ansprüche auf hochgebirgische Sonnenanfangsgefeste und schwärzliche Neigische Wespfliegenbrüten und werden Sie unbarmherzig beim ersten Grauen des Tages „zur Besteigung des Ochsentopfes“ werden, wenn auch Ihnen, der kühnen Bergsteigerin, der Weg nichts als ein langer, sanft ansteigender Spaziergang ist.

Aber folgen Sie nur der hausnechtlichen Mahnung — es ist ja doch schön, im waldenden Morgennebel dem Hochwald zuzuschreiten.

In den kleinen wüßigen Häuschen regt sich's hier und da, und dort sitzt und klopert schon der Werkstuhl eines überfliegigen Plüschwebers. Wollen wir in eines der Häuschen eintreten? Aber halt doch! — wehrlich auf dem schmalen gewundenen Pfädchen bleiben, nicht quer über die Wiege! Natürlich, da haben wir's — bis über die Knöchel im Raffen! Ja, die Fichtelberger Wiegen, die so harmlos aussehen und voll von anellenden, kumpfigen Läden sind.

Das ärmliche Häuschen, eines gleicht in diesen Bergen dem andern genau, nüderten, völlig schmudlos, nur ein Stodwerk hoch aus Steinbrocken aufgemauert, von seinem blühenden Gärten umgeben, schaut aus wüßigen Fimretchen in

die kahle Wiege hinaus. Drinnen wohnt auf der einen aus Zimmer und Weichstall bestehenden Hälfte der Hausbesitzer, ein Holzhauer, der klagt auf den Schmeberg zur Arbeit ging, und dessen Frau und blondhaarige, klug aus blauen Augen blühende Kinderchen, Ketten auf Ketten bersteinengelber Perlen ansoffen (anreihen). In der anderen Hälfte, einem niedern, bemerkenswerter reinlichen Stübchen arbeitet unser Weber, während sein schmähliches Frauchen eine Suppe im riesigen Ofen kocht und aus einer an der Decke sich wiegenden, aus einem Tuch gefertigten Hängematte zwei Kinderstimmchen ein, für die hierorts fast allgemeine Schweißgasseit übertröpfend mitteljämes Geschrei erheben.

Dem Vater, trotz unseres Besundes emsig an einem Stück Möbelpfäst weiter arbeitend, scheint eine gleiche Mittelgasseit weniger geläufig, nur von dem Frauchen erfahren wir, daß er für eine Kulmbacher Jodrif arbeitet, in ungefähr 14 Tagen ein Stück fertig, für das er 25 Mark bekommt.

„Ja, wenn man dafür alles kaufen muß!“ sagt sie hin- und, und erzählt uns mit einer gewissen, halb unbenutzten Bitterkeit, welche schlecht zu der stillen, fast philosophischen Genügsamkeit des Mannes stimmt, daß sie beide eben „zwei Blutarne“ seien. Doch horcht sie müßig und lächelnd auf die Lobprüche, die Sie ihren schreienden Kindern geben — natürlich, wann diese der Mutterstolz unempfindlich, besonders hierorts in diesem Gebirge, wo Vater und Mutter mit einer geradezu rührenden zarten, innigen Liebe an ihren Kindern hängen. Ganz bereit selbst überzeugt, wiederholt sie mit einem gewissen Behagen, in dessen der Weber ersthaft dazu nicht, Ihre Darlegung daß auch der Reichste keine schöneren Kinder haben und ihnen keine gejunbete, fröhlichere Lust geben könne, als sie. Die ächte Fichtelberger Fremdblichkeit, um nicht zu sagen Liebloswürdigkeit, ist bereits ganz zum Durchbruch gekommen, als sie Ihnen für „das Andenken“ dankt, das Sie den schreienden „Schönheiten“ in die „hohe“ Wiege gelegt haben.

Immerhin aber beweist uns dies kleine Familienbildchen wieder einmal, daß die Frauen im allgemeinen entschiedener mehr zur Unzufriedenheit neigen, wie ja auch schon Klammutter Eva kundthat, als sie nicht einmal mit dem Zustand im Paradiese zufrieden war, sondern ihn durch den Kpfeßiß noch besser haben wollte und — —

Oh, oh, wie blitzen Sie mich zornmütig an! — Verzeihung, das kommt davon, wenn man sich zu lange bei den Weischen verhält und sich auf soziale Zustände und kritische Bemerkungen einläßt. Schnell wieder hinaus in die un-kritische Natur!

An einem herrlichen Waldwege weisen uns Begleiter des „Alpenberrens“ (Sektion Fichtelgebirg) zur Weismainquelle und bald stehen wir vor der Wiege des „hochentpöffenen, langgemessenen, vielverpöffenen Wams“.

Ein edler Gebirgssohn, quillt er aus einer Gneisspalte hervor. Weil er aber eine so bedeutende Persönlichkeit ist, fand man es für gut, schon dem frischen Jungen eine repräsentationsfähige Gewöndung zu geben, ihm eine steife „Jassung“ anzuzutropfieren.

Auch der schwächere Versuch einer künstlichen Anlage, bestehend in Wank und Tisch und Akerobäumen, stört den Anblick der Waldheimat des „hochentpöffenen“. Aber es rüht sich doch gut auf der Wank, und der Blick über eine

Waldbüße hinüber zu der höchsten Erhebung des zwei Meilen langen Bergrückens des Ochsenkopfes ist schön und fesselnd. Deutlich ragen hier zwischen Tannen und Fichten seine höchsten Granitgruppen, der Dreieckers- und Friedrichshöhe, stützenden, gewaltigen Kanten gleich, empor und verraten die wilde Natur des alten Bergkönigs, der nur dem fernen Auge sich in den unerschreibaren dunklen Mantel einfügender, stumpfer Wälder hält.

Einen Becher deiner frischen Mainquelle auf dein Wohl, du grauer Gewaltiger, und dann weiter den Waldweg hinan!

Die Granitblöcke, die überall in diesen Wäldern, Denkmalern gleich, da und dort zwischen den Bäumen hervorlugen, werden von Schritt zu Schritt mächtiger und treten näher und näher an uns heran. Immer wunderbarer wird es um uns, und wir würden wohl kaum mehr erstaunen, wenn Rime, der schmiedende Zwerg aus dem düstern Waldgestalt austauchte, oder wenn uns das erste Klauschen des Morgenwindes den ersten Gesang der Rorven zutrüge. Wahrlich, diese wilden, mächtigen Felsenhöre, die uns jetzt zum Weismannsfelsen hineinführen, erscheinen uns so wunderbar, als habe sie nur eine lächne Phantasie aufgebaut, als seien sie nur die Wandeldecoration, durch welcher Guemanz den Parfissal geleitet. Mit einem leisen Schauer treten

wie in den feierlich-düsteren Felsenaal, und leicht ist's, sich hierher die schicksalsspinnenden Schwestern, die großen, gewaltig finsternen Gestalten germanischer Götterwelt zu träumen. Rein, nicht nur zu träumen, auch trübsie Forscher sehen hier eine dem Götterdienste geweihte Stätte, und Scherer, der „Wätersprohe“) will, daß der Felsenaal als ein Auenthalt germanischer Priester genammen und demnach der Name von viz (weiß) und manius (Mann) abgeleitet werde.

Wie dem auch sei, wir glauben ihm gern, alles leicht weckt der düstere Zauber des wunderbaren Ortes uns den schweren, tiefinnigen Sang germanischer Götterlieder.

Kun aber genug — es habe neben den „uralten Träumen“ auch der junge Morgen sein Teil! Besteigen wir die Höhen dieser Felsen, jetzt eben, da das strahlende Lächeln Freyas den nebligen Morgenhimmel durchbricht. Ist es nicht schön hier oben? Unter uns, neben uns, rings hinaus ruht, leise von weißen Schleiern umjogen, ein Meer dunkler Wolbedwogen, — erst ganz fern hin liegen bewohnte Täler, blauen düstige Höhen. Ist es nicht schön hier, ernst, still und groß?

Sie schauen mit weit offenen Augen hinans in das dunkelschöne Bild und versichern mir endlich gnädig: dieser Bild allein sei der ganzen Wanderung wert. (Fortsetzung folgt.)

Ruß armen Land.

Ein Nachstück nach dem Leben.

Von Ludwig Bapf.

„Du Märtyr Land! — nicht recht dein Ziel,
Der Armut Wähe zu verweilen,
Die Leide spiegeln rings ihr Leid,
Gleich Angen, welche Thränen fällen.

Ob fragt die Sterne jede Nacht,
Ob keiner zum Weisse geist,
Das Volk am Weidhüpf hart und wach,
Er harret und ähzt, ob alles schweige.

Doch sieh, wie morgens Berg und Thal
Ein Weidstrom leuchtig überfließt!
Und wie bei Abend Purpurstrahl
Der Schönheit Zauber ausgefließt!

Wie lächelnd nun dein Antlitz bildet!
Der Himmel sich bei Brodgerande,
Und auch das kranke Herz erwidert
Das heil'ge Licht, das gottgeleitet.“

So schrieb ich einst auf abendlichem Gange nieder, als Herbstide, umflüstert und wie verflissen das Bereich des östlichen Frankennandes vor meinen Augen lag, über die einsamen Waldtäler aber, wie ein trüblicher Strich aus himmlischen Höhen, noch ein verklärter Schimmer flog, und die Wolkensäume in wunderbarem Farbenpielern erglöhten.

Und in der dämmerigen, ergreifend stillen Landschaft bestand ein Lebens- und Todesbild aus harter Winterzeit vor meiner Seele, das ich einmal einer Gruppe von Weibern aus diesem Bereiche abgelauscht, und das tief sich mir eingepägt.

Von Weichenstein überflogen, starren die dunkeln, jädigen Stadelwipfel des breit hingelagerten Döbrabergs hinauf in den klaren, unendlichen Äther, der, bis zum Gemüth von Gold durchhaucht, ein weites, in einziges Weiß geleitetes Rund über-

wölbt. Die tiefliegende Landschaft umhüllt schon dämmeriges Grau, die Galben des gedehnten Berges aber prangen noch in dem milden Rosenlichte, das der Abend über die Schneefelder gleit, und die Fichten des östlichen Waldraumes zeichnen langgestreckte tiefblaue Schattenbilder in die sorgigstärkten Flächen. Erste Ruhe liegt über dem mächtigen Winterbilde. Nur eine Kreuze, die wohl noch das leblose Keivier nach Nahrung durchspäht, nach in der lichten, reinen Blut mäden Fingergelages dem Wipfelmeer und versinkt in denselben. Das Reich der Nacht beginnt; bald wird sie, ihr grünes Scepter schwingend, umwoben vom Demantglanz der Sterne, zu diesem Berggipfel emporströmen.

Und sieh, wie vorhin in den goldenen Wästen, so regt sich nun auf der winterlichen Erde ein lebendes Wesen. Ein Mann, den hohen gefüllten Saal auf dem Rücken, der ihn als einen Weber erkennen läßt, der vom Fährschiffste mit dem neuen Garndornat heimkehrt, wandert einem jener wenigen, zerstreut liegenden Hütchen zu, die dort drohen am Walde sichtbar sind. Der Mann scheint im Kampfe zu sein mit dem Gewichte der Last, die er trägt, mit der Ermattung, die der weite Weg, den er heute thät und her auf schmalen mähewollen Pfade zurückgelegt, nach sich gezogen. Sein Oberkörper ist vorgebeugt, ungleich sind seine Schritte, und häufig sinkt er in die Schneemasse bis an das Knie, um dann mit Mühe sich wieder herauszuarbeiten und, einen riesigen Schatten über das bestrahlte Fied werfen, den Weg in gleicher Weise fortzusetzen. Eben taucht die Sonne in unerschreiblicher Pracht unter den Westlichtkreis.

) Wilhelm Scherer, Regierungsrath, über die ethnographische und wäulge Bedeutung des Fährschiffes u. Eine Studie. Leipzig 1874.

Nicht aber die gewohnte, oft getragene Bürde, nicht die zeitweilige Erschöpfung ist es, die den Wanderer überwältigt; wohl gefördert durch beide, wuchs auf dem langen Marsche eine schon vonweilen gefühlte, sich täglich stärker geltend machende Krankheit rasch zur gefährlichsten Höhe. Dies wird der Mann mit jünger Qual gewohnt. Kaum vermag er noch, die heimatische Schwelle zu erreichen. Kein Weib erwartet ihn daheim — die Geschwister seines ärmlichen Vaters, die Arbeit und Sorge rüchlich mit ihm geteilt, liegt schon seit vier Jahren droben im Kirchhof des Dorfes — aber sein einziges Kind, ein Mädchen von neun Jahren, harret der Rückkehr dessen, der es väterlich liebt, der es ernährt und liebet, der allein sein Schutz und seine Stütze ist. Was soll nun mit der Kleinen werden?

Das Kind ist eben bemüht, die Flamme im kleinen Kochofen, welche die alte Spulerin vor ihrem Weggange entzündet, zu unterhalten; da hört es eine Hand an der Thüre rütteln, sie steigt auf, und ihren Blickes, totenbleich wandt der Vater herein, mit der Last auf das Bett sinkend, zu dem ihn seine Schritte noch tragen. Sprach- und ratlos sieht das zum Tode erschradene Mädchen vor ihm — dann aber bricht es in helle Klageklänge aus. „Der Vater ist krank, wer hilft dem Vater?“ Das ist der Ratschrei, der das kleine Herz durchbebt. Der Vater aber erhebt die Hand und deutet gegen das Fenster; sein Kind versteht den Wink und im Fluge eilt es in die Winternacht hinaus, der Hütte des „Nachbars“, zu, deren Umrisse sich dunkel von dem bleichen Schneefelde, von dem sternbesäten Himmel abheben.

Der „Nachbar“ — der nächstwohnende Weber — war auf den Angitruß des Kindes ohne Säumen gekommen, und mit ihm seine Frau. Es galt, Trost zu spenden und hilfreiche Hand anzulegen, und beides geschah in liebevollster Weise. Eine belebende Suppe wurde bald dem Chmadächtigen eingegeben, und dieser dann zu Bette gebracht. Erst nach stundenlangem Verweilen, und nachdem sie noch dieses und jenes dem Mädchen anempfahlen und Wiederkehr am frühesten Morgen versprochen, hatten beide das Haus verlassen.

Der Kranke liegt nun im Bette, vor ihm sitzt auf dem Schemel, das Gesicht mit den Händen bedekt, das leise weinende Kind. Es kann sich vor Furcht und Jammer nicht dazu bringen, sein Lager aufzuzuchen.

Die Stube ist niedrig, dumpf und zum größten Teil durch den Wertstein ausgefüllt, ohne allen, auch den geringsten Schmuck. Frucht schillern die Wände im matten Schein der Lampe, die auf dem Tische neben dem Spultrab steht, den Raum längs der Wand am Ofen nimmt das Bett ein, dessen Decke nun eine blasser Mannesstirn, ein geschlossenes Augenpaar umfängt. Der Pendel der Schwarzwalder Uhr dort im

Winkel, dessen regelmäßiger Schwingung sonst mit der eintigen Weberstühle weitesterte, ruht wie diese.

Immer düsterer wird es in der Stube, das Mädchen sieht die müden Aassen Kugen in die Decke und murmelt ein schönes Lied dabei, das es allnächtlich mit der seligen Mutter als Abendgebet gesprochen:

„Oder, Dein Kuge geht nicht unter,
Wenn es bei uns Abend wird,
Denn Du bistest ewig munter
Und bist wie ein guter Hir,
Der auch in der finstern Nacht
Über seine Herde wacht . . .“

Su, wie kalt ist die Nacht! Der Frost schüttelt das erregte Kind, es zieht die umgeschlagene Hülle fester an, sein Blick fällt dabei auf die Fenster, und sie glitzern wie aus kleinen Sternen zusammengesetzt, wie der Abglanz der Strahlenwelt, die draußen so wunderbar schön sich ausgebreitet hat in der Höhe. Das Kind gedankt am Krankenbette des Vaters mit sehnsüchtiger Liebe seiner guten toten Mutter droben im Himmel, es sieht dann wieder seine einstige Kameradin, die seit vorigem Sommer begrabene Bauerntochter von einem benachbarten Orte vor sich. Die kleine Freubin hatte abends auf dem Heimwege von diesem Hause den Totenvogel sein schauerliches „Komm! komm!“ rufen hören und sich derart entsetzt, daß sie bald darauf in Fieberfchauern ihr Leben aushauchte. Das Mädchen sieht sich wieder mit den anderen schwarz gekleideten Leuten an dem offenen Grabe stehen und hört die Kloden läuten, den Gesängern sprechen, die Bäuerin weinen.

Regungslos liegt der Vater inzwischen da. Das Kind sucht seinem Blicke zu begegnen — wenn der ja stille Mund doch nur ein Wortlein sagen wollte! — und ruhen soll sie den Kranken nicht, seinen Schlummer nicht stören, ja hat ihr die Nachbarin geheißen. Da — plötzlich tiefes Dunkel. Die Lampe hat den letzten Tropfen Öl verzehrt und ist erloschen. Grausen überfällt das junge Gemüt; zwei Händchen langen krampfhaft nach der Bettdecke, im Nu ist das Mädchen unter derselben verborgen. Mit beiden Armen umschlingt es den Hals des nach immer schweigenden Vaters, das thranenreiche Antlitz bückt es an seiner Brust. „Waters, schlafst noch?“ ringt es sich aus des Kindes Munde . . . Aber kein Ruf erweckt ihn mehr, selbst nicht die Stimme seines jugenden Liebings.

Der Morgen kommt heran. Sieh, das Totengemach ist mit Blumen geschmückt, silbernen Glänzes, überglüht vom Frührot, ranken sie empor an den kleinen Fensterstüben. Und das junge Licht breitet ihr Abbild, seltsame Blätter und Blüten, feierlich über das Lager, in dem die beiden nun ruhen, wie im Schimmer der Verklärung: der entsetzte Vater — und, innig an seine Brust geschmiegt, das schlummernde Kind.

Kleine Mitteilungen.

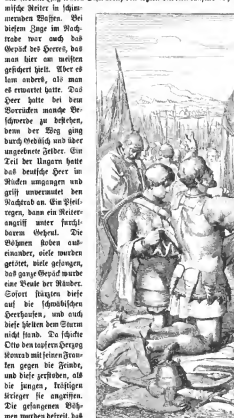
Des Törringers Nachtriff. Bevor wir auf die hier zu erwähnende Sage von Gotpar dem Törringer eingehen, soll uns vermindert sein, mit ein paar Worten dieses grösstlichen Geschlechtes, dessen chymobisches Alter weit in ferne Zeiten hinaufreicht, zu gedenken. Wenigen Adelsfamilien ist es vergönnt, sich in Vetreff des alten Adels mit den Törring zu messen. Als der erste Törringer wird Herzog Thibodius Jägermeister und Wärtmeister des Klosters Bessoltran (um 700) bezeichnet. König Törring führte das Gotzbueger

Welf in die große Ungarnschlacht auf das Lechfeld (955). Bei Kaiser Karls IV. Krönung in Rom gewann die unerschrockene Muthlosigkeit Selb Törringers den Boyern den Vorzug vor den Böhmen. Als dem ersten ertheilte ihm der Kaiser auf der Tiberbrücke den Ritterschlag. Weil derselbe Welfe in den Jorden am Tirol (1363—1369) das bayerische Bannern so sieghaft schlug, sollte jeberzeit, wenn die Jürsten vom Boyern so Felde zögen, ein Törring die Grenzjohne der Boyern führen.

Herzog Ludwig von Bayern-Ingolfstätt, den während des Kampfs zu Konstanz Herzog Heinrich auf öffentlicher Straße angefallen und verwundet, schloß sich an Caspar den Törringer an, unter dem sich schon 1416 die unzufriedene Ritterschaft vereinigte, und welchem Bunde 1420 auch die Städte und Märkte von Niederbayern beigetreten waren. Irene Rittervereingung hatte die Klause, daß, wenn ein Landesherr ihre Freireiten verlege und den Besessenen keine Abhilfe verschaffe, die Ritterschaft den andern Herzog von Bayern-Ingolfstätt aufrufen und künftig für ihren rechten Herrn halten müsse. Das war ein wenig demändelter Herzog, dem Herzog Heinrich zu Landshut unter dem Vorwande nicht abgestellter Klagen die ganze Ritterschaft von Niederbayern abzwäng zu machen. Das konnte Herzog Heinrich den Törringer nie vergeben und schenkte ihm fürchtbare Rache. Er entsetzte ihn des obersten Jägermeistersamts und ersahm im Vögteichentheile vor dem Stammbaue Törring anfrun des stillen Tschenssee, erhub es noch männlicher Gegenwehr in der Admirensitz Caspar, veränderte, benannte die alte Burg aus und ersahm ihm seine treuen Hande, um welche der Törringer am meisten jammete. Selbst die Steine sollten die Gültel dieser Burg nicht mehr bezeichnen, denn diese wurden größtentheils in das benachbarte Burghausen verschleppt. Umgefahr zu jener Zeit, als Herzog Ludwig von Ingolfstätt Pfleger in Land, Ulrich von Seiningen, die fürstliche Burg zu Würzburg überließ und in Klaus aufgehen ließ, während die nicht abhören Bürger aus dem Rathause langten, versteht das Volk jene eigenthümliche Sage von dem Radritte. Caspar der Törringer besuchte nicht ungen Kirchhöfe und betete da häufig für die Ruhe der abgefahrenen Seelen. Führte ihn sein Weg nachs vorbei, unentfernt er nie, hosen eine enge Kluft zu wünschden, auch schloß er die ammen Steine häufig in seine sonstigen Gebete ein und sprach sie um ihren Weisand an, wie dies heutzutage noch viele thun. Im Besse erhielt sich nun der Glaube, daß, als einstmals Caspar der Törringer um die Witternachtsstunde, nur von einem Knappen begleitet, heimtritt, er von überlegener Zahl angefallen wurde. Sein Knappe erlag den wüthenbrannten Streichen der Nachfolgenden. Caspar erlag sich, obwohl ihm sein Schwert im Gekämme abgehauen worden, durch den feindlichen Haufen und erreichte mit äußerster Not einen nahegelegenen Kirchhof, wo sein leidendes Roth stürzte. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, lag er unter dem schneubenden Gause. Hlugs erhoben sich aus ihren Gräbern die armen Seelen, deren der Törringer im Gebete sich ja oft gebodt, der ganze Friedhof betete sich, und die Helfer der Verstorbenen trieben die nachsehenden Scharen ab, die eben angejrenzt kamen. Wie Spreu zerstreut diese nach allen Seiten, und der von seinen Sturze deutliche Caspar konnte, wieder zu sich gekommen, ungehindert seinen Ritt vollenden. Als der tropfge Wiedermaul der Kaiser und Reich kein Recht fand, lud er den Herzog Heinrich von Landshut auf die rote Erde in Weßfalen dar die Wissenden des heimlichen Gerichts. Auch da wurde die Sage durch schändliche Klagen gegen ihn gewendet. Herzog Heinrich von Landshut säumte nicht, dort zu erscheinen, als ihn der Törring durch die Schiffe der Heme geboten. Er ritt noch Weßfalen, von seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg, und kaiserer Mannschaft begleitet. Am Tage der Heme fehlte aber Caspar von Törring dar dem heimlichen Stuhle. Nun ward der Beflagte kläger, der Admirende als Weineidiger zum Stränge verurteilt. Niemand hat wieder von ihm gehört. In einer Urkunde vom 26. März 1430 wird seiner schon als eines „seligen“ gebodt. Ein Unbekannter soll dem im Kloster Dom Werden durch einen Dolmetsch ins Grund getödet haben, ehe es ihm möglich war, sich dar dem heimlichen Gerichte zu stellen. Niemand weiß sein Grab. Kurfürst Friedrich von Brandenburg aber und der Herzog Heinrich von Landshut traten als Wissende in des Reiches heimliches Gericht.

Die Schlacht auf dem Teufelsfelde (10. August 956). Nachdem die Ungarn zu wiederholten Malen taudend und mordend in den deutschen Landen erschienen waren, schritten sie im Jahre 955 Besandte an den Hof des deutschen Königs Otto des Großen, scheinbar in freundschaftlicher Absicht, in der That aber, um zu sehen, wie es in Deutschland stehe, und ob sie nicht bald wieder einen Raubzug dahin wagen könnten. Kaum hatte Otto die Besandten entlassen, so meldete man aus Bayern, daß die Ungarn in diesem Lande eingedrungen seien. Sogleich brach der tapfere König nach Bayern auf. Die Ungarn hatten bereits dieses Land überzogen, waren in Schwaben eingedrungen, und einzeln ihrer Reiterhorden schürmten bis zum Schwarzwalde hinaus, während die Hauptmasse des Heeres sich in der großen Ebene am Uch oberhalb Augsburg gelagert hatte. Hunderttausend Mann stark sollen sie in Bayern eingetrochen sein, und sie prahlten, daß sie nicht auf der Welt fürchteten, außer wenu der Himmel einstürze oder die Erde sie verschlinge. Nie zuvor hatten sie schlimmer gehaust und größere Orcael verübt. Verwunderungswürdigen Mut zeigte in diesen Tagen der Not der heilige Bischof Ulrich von Augsburg, der treue Freund Otos. Augsburg war damals stark besetzt, aber nur schwach besetzt, daher schien die Vertreibung der Stadt unmöglich. Trunoch beschloß Ulrich im Vertrauen aus Gutes Willen, die Stadt zu halten. Als die Ungarn näher gegen die Stadt herandrücken, machte er mit den tapfersten seiner Ritter einen Ausfall. Es entspann sich ein hitziger Kampf. In der Mitte seiner Schaar ritt durch das Schlachtfeld Ulrich im bischöflichen Ornat ohne Helm und Panzer; aber es widerfuhr ihm nichts, obwohl es Steine und Pfeile rings um ihn regnete. Mit beispielloser Tapferkeit kämpften die Seiningen und schlugen die Feinde glänzlich zurück. Da der heilige Bischof wahrte, daß die Feinde am andern Tage den Kampf erneuen würden, so ließ er die Mauern in der Nacht eiligst aufheben. Die Frauen und Weiber beteten, er seht lag die ganze Kluft auf den Knien. Am frühen Morgen hielt er ein Hochamt, führte alle durch das heilige Abendmahl und sprach ihnen Mut und Gottvertrauen ein. Mit dem ersten Strahle der Morgensonne griffen die Ungarn von aller Seiten die Stadt an, kehrten aber bald um, da sie hörten, daß König Otto mit einem großen Heere herandrücke. Der deutsche König war, als er den Feind nicht mehr in Bayern fand, ihm zwei Uch nachgezogen. Aus dem Zuge sammelten sich immer mehr Streiter um seine Fahnen, aber doch war kein Heer nicht von Ferne zu vergleichen mit den unermeßlichen Scharen der Ungarn. Als er diese jureh sah, meinte er, eine solche Unzahl könne nicht besiegt werden, wenn nicht Gott der Herr selbst dazuschlage. Daher verschob er besorgte den Kampf, bis er nach mehr Mannschaft an sich gezogen hätte. Aber den Seiningen wußte, je mehr ihrer wurden, der Mut und die Kampfeslust. Am liebsten der König einen Heer- und Raubzug verfühndigen, um Gottes Willen zu erlösen und für den kommenden Tag alles zum Kampf zu rüsten. Als es am 10. August, am Tage des heiligen Laurentius, morgens dümmerte, wachte das Heer einem Gottesdienste bei. Als die Sonne am wolkenlosen Himmel strahlte, stellten sich beide Heere zur Schlacht auf, zur Mittelzeit, den feindwürdigsten und folgenschwersten Schlacht, die in aller Zeit auf deutschem Boden geschehen worden. Der König warf sich auf die Kniee und that unter Thränen das Gebühde, daß er, wenn ihm Gott den Sieg über den Feind des Reiches verleihe, in Vergebung dem heiligen Laurentius zu Ehren ein Bistum errichten wolle, denn wohn er aus der Hand des Bischofs Ulrich das heilige Abendmahl. Alle im Heere entsagten freiwillig aller Hebe und Reichthum untereinander und gelobten sich Willen in jeder Not und ihren Jähren Treue. Die Fahnen wurden erhoben, nicht zürten sie in den Wänten, und müg verließen Otos Krieger das Lager. Wie waren in acht Jüge geteilt. Die drei ersten waren Bayern, die am glücklichsten erschienen waren.

Der vierte Zug waren die Franken unter Anführung des Herzogs Konrad, des geistlichen Felden im ganzen Heere. Der fünfte Zug war der fürste, von Otto selbst befehligt. Bei diesem wurde die Lanze des heiligen Engelst Michael getragen, und wo die war, da hatte noch nie der Sieg gefehlt; nicht anginge sie und den König eine Schar heldenthümer, todesmüthiger Jünglinge, die Auswahl der Tapfersten aus jedem Zuge des Heeres. Der sechste und siebente Zug waren Schwaben; den letzten bildeten tausend böhmische Reiter in schimmernden Waffen. Bei diesem Zuge im Nachtrabe war auch das Gepäck des Heeres, das man hier am meisten geschätzt hielt. Aber es kam anders, als man es erwartet hatte. Das Heer hatte bei dem Vorrücken manche Verheerung zu bekämpfen, denn der Weg ging durch Weidbüsch und über unebene Felder. Ein Teil der Ungarn hatte die deutsche Heer im Rücken umgangen und griff unversehrt den Nachtrab an. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter furchtbarem Getöse, die Böjahren stoben aufeinander, viele wurden getötet, viele gefangen, daß ganzes Gepäck wurde eine Beute der Räuber. Sofort häuften diese auf die schmählichen Heerheeren, und auch diese hielten dem Sturm nicht stand. Da schickte Otto den tapfern Herzog Konrad mit seinen Franken gegen die Feinde, und diese zerstreuten, als die jungen, kräftigen Krieger sie angriffen. Die gefangenen Böjahren wurden befreit, das Gepäck wieder gewonnen, und mit siegreich wehenden Fahnen stieß Konrad wieder zum Hauptheer.



Der hl. Ulrich spendet Kaiser Otto I. vor der Schlacht auf dem Reichsfelde bei St. Adenau. Von J. N. P. Weiger.

nicht mehr zu fürchten war, ordnete Otto sein Heer zum eigentlichen entscheidenden Kampfe und sprach seinen Kriegern Mut zu. Dazumal ergriff er den Schild und die heilige Lanze und sprengte allen vorauf gegen die Feinde. Das ganze Heer stürzte ihm nach, und sofort entsponn sich der Kampf nach allen Seiten. Bald wuiden die Ungarn, nur die Verwundeten hielten noch einige Zeit stand, bezogen sich eadlich ober auch auf die Flucht. Viele eilten in die unliegenden Dörfer und wurden da von den Bauern erschlagen, viele eilten zum See und ertranken. Das Lager der Ungarn fiel noch am selben Tage in Ottes Gewalt. Schon läuteten die Abendglocken, als der siegreiche König Otto und

der heilige Bischof Ulrich in das jubelnde Augsburg einzogen. Am andern Morgen empfing der König abermals das Abendmahl aus den Händen seines bischöflichen Freundes, dann brach er auf, um den sichenden Feind zu verfolgen. Seitdem verzog den Ungarn die Lust, in die deutschen Länder einzubrechen. Später gaben sie ihr wildes Leben auf und gründeten sich in dem fruchtbareren Ungarn bleibenden Wohnsitz. Auch stand es kein Jahrhundert mehr an, bis die Voten des Evangeliums zu ihnen kamen und ihnen mit dem Lichte des Glaubens mildere Sitten brachten.

Jahrende Heilkünnstler. Das 15. und 16. Jahrhundert war ein besonders fruchtbarer Heben für Wundermänner aller Art. Die einen bereiteten den Stein der Weisen, gruben Schätze aus der Erde, beschworen des Teufels Hilfe oder machten noch gar das laute Gold; andere kuzierten die Leiden und Krankheiten ihrer Mitmenschen durch die seltsamsten Mittel. Je unbegreiflicher ihr Wust war, desto ersuaulicher und anziehender für das unwissende Volk. Unter allen aber die gefährlichsten für die Menschheit waren jene Wunderdokoren, Quackalber und Heilbesen, denn ihre Kunst ging an die liebe Leben. Da hatte jeder wenigstens ein Universalmittel, das alle bisher gemessenen übertraf, sei es ein Goldwasser, ein Balsam, ein Elixirium Paracelsi oder eine seltsame Wurzel. Das Land war reich gefangen mit fahrenden Ärzten. Amoz suchten fürstliche Verordnungen dahin zu wirken, daß jedweder fremde Doktor durch bestimmte Ärzte vorher sollte seine Mittel untersuchen und befähigen lassen, allein das Gebot fand wenig Beachtung, sonst wäre es nicht nötig gewesen, es zu wiederholen. Wurde aber einmal so ein Wundermann auf offenem Betrage erfaßt, so mochte er Gott um Verstand zu seiner Nacht ansehen. So fingen z. B. die Würstener i. J. 1529 den loszirenden Doktor Hans Goldstein von Antwerpen und mochten ihm mit seinem Polakpotos ein schnelles Ende durch den Strang.

Jahrl: 2 Mann von Pommern. Eine oberwärtliche polenärztliche: Nach einer neuen Ausgabe erzählt von Otto v. S. 16. (Herrmann). — Die Wüstener bei der Wüstener. (1811 bei (Herrmann). — Wüstener: Nach dem Wüstener an einer Wüstener. Von O. v. Herrmann. — Was waren die. Die Wüstener und von den Jahren. Von Johann Hoff. — Wüstener: Wüstener. Von Wüstener. — Die Wüstener auf dem Wüstener. (Von einer Wüstener). — (Herrmann: Herrmann).



N^o 12.

Erhalten wöchentlich ohne Entgelt und kann auch als Pachtverleihen zum Preise von 2^{fl.} für das Quartal bezogen werden — Bei einem halbjährigen Bezuge durch die Post ohne die Verlagsanstalt zum die Verlagsanstalt erhalten

3. Jahrgang 1892.

D' Maerei vom Brandstättlerhof.

Eine oberbayerische Hochlandgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Otto v. Schackling.

(Schluß.)

Der Gemeindevorsteher von Wörnismühle empfing den Boten, einen dem Knabenalter kaum erst entwachsenen jungen Menschen, der ihm ein Schreiben vom Bürgermeister Wiesbachs überreichte. In demselben wurde dem Brandstättler mitgeteilt, er möge sich mit dem Überbringer scheinigst nach Wiesbach verfügen, denn im Laufe des Abends sei dort die Nachricht eingetroffen, daß auf Veranlassung des Landgerichts Wiesbach eine Kompagnie Soldaten aus München in den Bezirk Wiesbach zur Strafe für das letzte Haberfeldtreiben gelegt werden solle, und zwar auf Kosten der einzelnen Gemeinden. Dieser für den Weidwädel so schwer empfindlichen Maßregel vorzubeugen, müsse unverzüglich eine Deputation nach München zum Könige; dieselbe solle aus dreien der angesehensten und bereitesten Männer des Landgerichts bestehen, und er, Schwendner, sei als einer von ihnen auszureisen.

Was wollte der Brandstättler thun? Er durfte das in ihn gesetzte, ehrende Vertrauen nicht täuschen, und zudem glaubte gerade er, die Verpflichtung zu haben, eine Maßregelung abzuwenden zu helfen, welche sein eigener Sohn mitverantwortlich hatte.

Übrigens war Schwendner für eine solche Sendung wie geschaffen. Er besaß Unerfahrenheit, einen sehr breiten Mund und vermachte in der Darstellung der Dinge einen überraschenden Scharfsinn zu entfalten.

Der Brandstättler machte sich reisefertig, nahm von seinem Weibe Abschied und wenderte mit seinem jugendlichen Gefährten in die kalte Nacht hinaus und dem hoch schnaubenden

Winde entgegen über Berg und Thal und durch langgestreckte Wälder.

In Wiesbach traf er seine Reijegenossen, zwei angegebene Bürger des Ortes, bereits zur Abfahrt gerüstet. Auf seinen Vorschlag, man möge vorher nach Tegernsee zum Herzog Max gehen und ihn um seine Vermittlung in der Sache bitten, erhielt er zur Antwort, der Herzog sei schon nach München übergesiebelt. Also festigte die dreihauptige Abordnung die Reijesitze, denn damals wiederholte noch nicht wie jetzt der schnelle Pfiff des Dampfzuges an den Geländen jener Bergwelt, und fort ging's in die Nacht hinein.

Aber der Morgen brachte den Reisenden eine höchst unangenehme Ueberraschung, denn außerhalb des Dorfes Souerslach, einige Stunden von München, stiegen sie bereits auf die nach Wiesbach unter der Führung eines Leutnants v. Gumpenberg entsandte Kompagnie. Begarren konnte der Brandstättler zufällig und er rief ihm vom Bogen aus zu:

„Derr Leutnant, keh'n S' nur glei' wieder um. Wir jahn' grad' zum Köni, weil ma' enk nüt brauchn kanna!“

In München angekommen, verfügte sich die Deputation sofort in die Regierung, dann ins Justiz- und ins Kriegsministerium — aber es war merkwürdig, nirgends wollte man um die angeordnete Maßregelung ein Wöjen tragen. Es blieb also nichts übrig als eine Audienz beim Könige. Das war aber nun keine gar so leichte Sache. Zwar hatte König Max II. auch für den geringsten seiner Untertanen ein

geneigte Ohr; allein die Schwierigkeit für die Deputation lag darin, morgen schon Zutritt zum Landesherrn zu erlangen. Es war heute bereits spät am Nachmittag, und eine Anmeldung für morgen zu einer Audienz nicht mehr angänglich. Andererseits sollte aber kein Tag verloren werden, um die Aufhebung der schädlichen Maßregel zu bewerkstelligen.

Da wußte der Gichwendtner Rat nur Einßchlag.

„Zum Herzog Mag geh' mo'“, sagte er, „der muß ich uns an Audienz erwirke. Und der thut's, daß bezweift' i nit.“

Das Wort ließ sich hören und gewann Beifall. Baldals feuerten die drei Männer in die Ludwigstraße und nach dem Palais des Herzogs Mag. Aber der Herzog war eben ausgehten und kam erst in einer Stunde wieder. Nach Verlauf derselben fanden sich die drei Oberländer neuerdings im Palais ein, diesmal mit mehr Erfolg. Sie wurden vor den Herzog geführt, der jeden von ihnen kannte, grüßte und wohl Verablassung nach ihren Wünschen fragte.

„Königliche Hoheit“, begann Gichwendtner, dem die Rolle des Sprechers zugefallen war, „o wichtige Angelegenheit bringt uns zu Cahna.“

Herzog Mag herrschte aufmerksam auf den nun folgenden Bericht. Sein Gesicht wurde sehr ernst, und als der Brandstatter fertig war, sagte er:

„Keine solchen Männer, das is kein leichter Fall. Es fragt sich, ob Seine Majestät in der Angelegenheit eine Audienz bewilligt.“

„Aber, Hoheit, Sie müäh'n uns helfo“, drängte Gichwendtner, dem es bei dem Gedanken, unverrichteter Dinge heimzukehren zu sollen, sich selbst überhändeln lie. Er sah die sein gonges Aushen auf dem Spiel stehen.

„Wie müäh'n zu Seiner Majestät, m' König“, betonte er aus hartnäckigste. „Hoheit, es laß't Cahna jo bloß a Wort.“

„Meint Ihr?“ lachte der Herzog kurz, aber eigenständig. Er durchmaß sinnen einige Male das Gemach.

„Kommt in einer halb'n Stund' zurück, meine lieben Männer“, sagte er jetzt. „Ich muß mir die Sach' erst besser überleg'n, wie ich 'was thun kann für euch.“

Die Deputation schied mit zwischen Hoffnung und Befürchtung schwebenden Gefühlen. Als sie gemäß der ihr gegebenen Weisung wieder im Palais des Herzogs erschien, wurde Gichwendtner von einem Kammerdiener aufgefordert, ihm allein ins Privatgemach des Herzogs zu folgen; die anderen sollten einwärts in den Vorzimmer warten.

„Nagt is 's Spiel scho g'moana“, meinte der eine von ihnen. „Der Herzog kann den Brandstatter gnat lieb'n, und der reißt's durch. Wenn der Gichwendtner was anpackt, lezt er soon Fried neb'n 's Loch.“

Aber die Zuversicht der beiden sank rasch, als der Brandstatter lange nicht wiederkehren wollte. Er hatte also einen harten Stand mit dem Herzog. Ja, das hatte er in der That. Endlich, nach dreiviertel Stunden, kam er zurück. Er schien sehr erregt, seine Gesichtsfarbe war um ein Beträchtliches dunkler.

„Gott nu bezweckt? Was is 's gonga?“ fragten ihn erwartungsvoll die anderen.

„Wora' um zehi in der Frisch müäh'n mo' in der Residenz lei, d' Audienz kriag'n mo“, antwortete Gichwendtner kurz und mit sonderbarer Barschheit.

Das war eine Freudenbotschaft. Nun konnte es nicht mehr fehl gehen.

Des andern Tags zur sechzigsten Stunde befand sich die Deputation in der Residenz. Ein in glänzende Vivere gekleideter Diener empfing sie und geleitete sie durch eine Menge von Gängen und Gemächern zu einem prächtigen Saale. Hier hatten vornehme Hofherren, Staatsbeamte, Generäle, hohe kirchliche Würdenträger, jeder des Augenblids, in welchem er vor den Herrscher erscheinen würde.

„Die hob'n d' Aug'n weiter nit aufg'riß'n“, erzählte der Brandstatter hernach launig, „wie i' s' drei Bauernrad hob'n durch'n Saal steig'n ich'n.“

Die läudliche Deputation wurde in ein Vorzimmer geführt, mit der Weisung, hier der ferneren Dinge zu harren.

Eine Viertelstunde verrieth, da that sich vor den Wartenden eine hohe Flügelthür auf, und ein stofflicher Offizier in reicher Uniform erschien, der Adjutant des Königs.

„Wo ist der Herr Gichwendtner?“ lautete seine Frage.

„Hier bin i, Herr Adjutant“, antwortete der Gemeindevorsteher von Münsenbühl und wozf sich, eingebend seiner soldatischen Vergangenheit, stramm in die Brust.

„Seine Majestät der König läßt Ihnen sagen“, eröffnete der Adjutant, zu Gichwendtner redend, den regungslos aufstehenden Männern, „die Deputation möge nur getroßt nach Hause gehen, es ist alles in Ordnung.“

Der Offizier verneigte sich leicht und war aus dem Gemache, ehe der Brandstatter noch die Lippen zu einem Dankesworte lösen konnte.

So verließ, wie Gichwendtner selbst dem Erzähler dieser Geschichte mittheilte, die „Audienz“, die zwar die Deputation nicht bis vor den König, aber doch ans Ziel brachte.

Die wackeren Oberländer empfanden wohl, wenn sie den raschen Sieg zu danken hatten. Im Vollgefühl dieser bedeutungsvollen Ergrünnung verließen sie freudetrübend aus mit Herzen, die von inniger Dankbarkeit für ihren erhabenen Gönner, Herzog Mag, überströmten, die königliche Residenz.

Und demnach war dieser schwerwiegende Erfolg nicht ohne Opfer erlangt worden. Dies sah die Brandstatter, wie kein Sterblicher außer ihm.

Am darauf folgenden Sonntag — drei Tage nach der Münchener Fahrt — lag der Brandstatter nachmittags mit seinem Weibe allein in der Stube. Beide redeten viel und eifrig, beider Gesicht war über alle Maßen ernst, und so waren auch die Tinge, denen ihr Gespräch galt.

„Der' Brader, der Heiß“, sprach der Gichwendtner zu seiner Ehehälfte, „hat 's Kraut no' jett g'macht. Der Herzog selber hat mir 's g'sagt, daß 'n Del' Brader muß auf der Kam drab'n bitt' hat, er mücht halt für 'n Hiesel und 's Rarei a Wort einleg'n bei mir.“

Die Brandstatterin entgegnete nichts; sie saß mit verhaltenen Armen auf der Dienbank und beobachtete scheinbar das graue Köpfchen, das sich zu ihren Füßen im niedrigen Stuhle streckte und wälzte.

„Mein'weg'n i thunt, was D' magt“, fuhr sie heftig aus ihrem Sinnen aus. „Güt'ti Di nit jo weit einlass'n.“

„Jo, moant' ebba, Du müst d' Sach' besser 'weg' draugt beim Herzog?“ verjehrte Gichwendtner ärgerlich. „Du moantst, es braucht weiter nit als nach Müns' einig'fahr'n und zum

Nimi s' lants, der woart natürl' jech' auf Di. I hab' 'u Herzog nüt bloß weg'n der Andez bit, sondern a' weg'n 'm Toni, damit der Wu an Eub' dengert a' bisei gut wegkemma war weg'n der Haberfeldbreerei, denn es hat si' bei eam nüt nur um's Haberfeldtreib'n, sondern a' um Wiberstand geg'n die Staatsgewalt g'handelt. „Ja“, hat der Herzog g'sagt, „i will thuu, was i kann, unter der Bedingung, Brandstücker, daß Ihr mei'm Jagdgl'usen Branner Hiesel Eure Karei und seiner Schwester Euren Toni gebt. Wenn Ihr mir dös verspricht, nachher bin i a' bereit zu Eurer Hil'.“ So, g'rad' so hat er g'sagt. Und wenni mir's nüt glaublich, nacha frägt' a' jebber. Der Toni war nüt frei word'n, und die andere Sach' hätt'n ma' a' nüt durdg'jetzt, wenn nüt...“

Der Brandstücker wurde hier durch das Geräusch der sich öffnenden Stubenthür unterbrochen. Eine hohe, blühende Mädchengestalt schritt über die Schwelle — es war Karei. Ihr auf der Ferse folgte Toni. Seit gestern besand sich dieser wieder auf freiem Fuße, dank des weitreichenden Einflusses des Herzogs Mag. Heute war Toni vom Vater nach Schwenden gelangt worden, um die Schwester aus der Verbannung heimzuführen.

„Grüß Gott, Vater! Grüß Gott Mutter!“

Das waren des Mädchens erste Worte.

„Grüß Di Gott“, sagte der Brandstücker trocken.

„So, bist du?“ sagte die Mutter ziemlich frostig, ein Empfang, der auf Karei wie ein Eisenschlag wirkte.

Einige Minuten hindurch brütete in der Stube eine Lautlosigkeit, die nur streifweise durch irgend ein flüchtiges oder abgegriffenes Wort seitens der Brandstückerischen Eheleute unterbrochen wurde. Schwendenbier erlaubte sich ein wenig nach dem Blicklande und der Almenwirtschaft seines Schwagers, die Bäuerin ein wenig nach Weib und Kind deselben. Wie es Karei die Zeit über ergangen, danach fragte niemand. Dem Mädchen wurde so wehe zu Mut, sie hätte sich am liebsten wieder fern dem Elternhause gehen; auf eine derartige Behandlung hätte sie nicht gerechnet. Wozu hatte man sie denn eigentlich zurückgerufen? Karei schwärte es die Brust zusammen, sie mußte sich anstrengen, den Thränen zu wehren. Hätte man sie doch viel lieber gefesselt, geknast, es wäre ihr noch immer wünschenswerther gewesen als diese fürchterliche Gleichgültigkeit, diese martervolle, unheimliche Kälte gegen sie.

Da erschollen auf der Haustür draußen Schritte. Abermals ging die Thür auf, und vor beschriftet Karei's Ueberstuhlung, vor ihren freudigen Schreie, der ihren ganzen Körper durchbebt? Der Branner Hiesel, ihr Hiesel, stand lebhaftig wie ihr und neben ihm seine Schwester Veni. Und wie der Karei, so erging es dem Hiesel, so erging es dem Toni und der Veni, als sie sich unvermutet hier trafen. Erschauern, Verlegenheit, Wonne und dann wieder geheime Befürchtung, geheimes Wangen löthen sich in den Herzen der vier jungen Leute ab. Keines war über den Zweck dieser Zusammenkunft vorher verständigt worden. Karei und Veni wurden bald rot wie Pfingstrosen, dann wieder blaß wie Nähnädchen, Hiesel und Toni sahen bald sich einander, bald die Mädchen an, nach Worten hochhub und sie nicht findend. Dazu eine Grabesfülle, wie dranhin in der Natur vor dem Ausbruche eines Gewitterorkans. Doch der Sturm brach nicht los. Wohl aber erhob sich jetzt der Brandstücker von seinem Stuhl und sprach zu Hiesel und dessen Schwester:

„I hob enl' zwos hol'n lass'n, nüt recht gern, dös muoch i glei' b'sich', aber i hab's an g'wiff'n hob'n Herrn s'lieb thun, und dös is der Herzog Mag. Hiesel, Du hast mei' Karei gern — nimma' l' von mir aus, mehr sag i nüt. Und Du, Toni, Du hast mir in der leg'n Zeit so viel Betrach' g'macht, daß mir 's ganz deutliche Wüsterbuch nüt anreidert, wenn i Di schimpfa' wollt'; aber i mag mi' nimmer ärgern, i se' s'cho', 's bilst dengert nig. Wenni moanht, Du muochst d' Veni hob'n, bricat zuu meineweg'n, i will Dir too Beil'g' unter d' Jiloh' weria. Aber aus mirst' Dir, Wuu, übergeb'n thuu i no' nüt, auf dös brauchst nüt z'rechnen. So, i hab' mei' Sach' g'sagt, isst' wi's's, wi'a's dran leid's. Wenn der Herzog Mag nüt gwen war, nacha hätt' enl' Ica Gott Vater s'kommen bracht.“

In feineren Streifen hätten diejenigen, welche ein derartiger Augenblick zum höchsten irdischen Glücke vereinnigt, Thränen der Freude und der Rührung vergossen, hätte man einem Vater, der seines Sohnes, seiner Tochter Liebevollsehen durch eine Verlobung stülte, Worte des heifsten Dankes gestammelt, wäre man ihm zu Füßen, der Mutter um den Hals oder umgelenkt je nach der Reizung des einzelnen gefallen und hätte man eine herzbeugende Scene sich abspielen lassen. Nicht so diese unersäthlichen Naturmenschen. So lange der Brandstücker redete, war alles so ruhig, daß man fast ein Haar hätte fallen hören. Kam aber hatte er das letzte Wort aus dem Munde, da riß der Hiesel seinen schmüden Jägerhut vom Kopfe, that einen Sprung bis an die Stubenende und schrie, daß die Wände zitterten:

„Juba — ha — hu!“ Der Herzog Mag soll leben!“

Und wie der Hiesel, so jangte der Toni, und auch die Mädchen machten ihren vor Freude höher schlagenden Herzen in begehrten Ruf an den guten Herzog Mag von Bayern Lust. Selbst die Brandstückerin, die sich innerlich am längsten gegen diese Wendung der Dinge sträubte, konnte nicht umhin, ihr unzufriedenes Gesicht nun endlich in eines milderen Ausdruck umzuändern, und che noch viele Minuten verstrichen waren, lächelte sie, als echte Mutter, das Herzogsglied ihrer Kinder, Toni und Karei, mit und war sie ausgeföhnt mit der vollendeten Thatfache.

Kurze Zeit hernach wurde derjenige, der in seiner Weise, ob zwar auch unbewußt und sicher gegen seinen Willen, daran mitgearbeitet, vier junge Herzen glücklich zu machen, zu zehn Jahren Zuchthausstrafe verurteilt. Die Klage gegen den Königsleh hatte auf Vorverurtheil und auf Mängelklärung gekauet. In beiden Fällen war er, von der Hoffnung auf eines milderen Richterpruch bestimmt, geständig. Er räumte unumwunden die Absicht ein, daß er den verhafteten Jagdgeschillen Branner Hiesel töten wollen, er gestand ferner, daß er als Mitglied der Mängelklärerbeband ein dem Rentamtstiegel von Wiesloch nachgemachtes Siegel besessen; mit demselben verließ er, so oft er aus den Heideorten seines Vaters, des Rükler's Chermair, echte Halbhandstüde gegen gefälschte umgetauscht, die Papierhüllen wieder, so daß der Better nie etwas von der Sache gemerkt. Francesco Lodini, dessen man übrigens niemals habhaft wurde, betrieb hauptsächlich die Herstellung der Mängel, wobei ihm als Mängelstüde eine alte verfallene Kohlenrennertheite tief im Walde diente, in welcher bei einer Untersuchung sorgfältig gearbeitete Formen, Gießlöföel, Prägeschüde, Formwand, Pappender und sonstiges Zubehör

gesunden wurden; der Kauglantz und der Geraldshauer verlegten sich überseits fleißig darauf, das Jadril in Unlauf zu setzen, was ihnen unter den Bauern beim Spiele, auf den Jahr- und Viehmärkten nicht besonders schwer fiel, vorzugsweise wenn bei letzteren im Wirthshause durch geistige Getränke das Unerfahrenheitübermaß beinträchtigt war.

Der edle Herzog Max kam, als er im Sommer wieder seinen Aufenthalt nach Tegernsee verlegte, seinen Jagdgehilfen Spiel und Mari bereits als ein glückliches Paar vor.

Und Loni und Leni? wird der freundliche Leser fragen. Ach, es ist ein eigen Ding um des Menschen Schicksal, und nichts ist unbeschädigter, treuloser als das Glück. Heute erhebt es den Sterblichen bis an den Himmel, morgen zerfällt es ihn in tiefsten Abgrund.

Tonis und Lenis Verheiratung mußte aus Familiengründen noch um zwei Jahre verschoben werden. Und diesmal war verschoben so viel wie aufgehoben. An einem Wintertage des zweiten Jahres betheiligte sich Toni einmal am Holzstehen im Gebirge, besandlich eine sehr anstrengende und auch gefährliche Arbeit. Was brauche ich denn noch mehr zu sagen? Dener Tag war Tonis letzter — der rasend niederstürzende, jaher beladene Schlitten schleuderte seinen Lenker, den armen Loni, gegen einen Baumstamm — und dahin war Liebe und Leben.

Im waldherrlichen sogenannten Draehenthal bei Wörns-mühle, besaß dem Wauwercr ein „Marterl“ zur linken Seite des Leisachflusses, daß an dieser Stelle der Bauerssohn Anton Gschwendner beim Holzstehen verunglückte. Leni, die bejammernswürdige Braut, starb zwar erst nach vielen Jahren, aber treu ihrem Loni bis zum letzten Atemzuge.

Am 15. November 1888 jagnete auch der vielgeliebte Herzog Max von Bayern das Jadrilch, ausdrücklich betauert von einem ganzen Volke und insbesondere von seinen ihm allzeit treuen Oberländern, in deren Herzen er fortleben wird.

So lang der Alpen Wandercron
Mit seinen glühenden Himmeln strebt
Zum Vespersternlein noch und klar.

Seitdem ist ihm gar mancher treue Begleiter ins Jentseits nachgefollt, der den hohen Herrn und seine genommene Aufmerksamkeit gekannt hat, unter ihnen auch der hieberse, gerad-sinnige Herr von Gschwendt und, als der letzte von denen, die in dieser Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt, der Brandstatter selbst. Er starb drei Jahre nach dem Eintritte seines fürstlichen Öronners, und während diese schmerzliche Er-zählung, die seinen mündlichen Mittheilungen ihr Entstehen verdankt, niedergeschrieben wurde. Gschwendtner war ein kerniger, obzwar etwas derber Oberländer, besaß von glühender Liebe zu seinem Vaterlande und seinem Fürstenthume. Nach glaube ich ihn zu setzen, den Achtzigjährigen, dessen umfangreiche Belesenheit, unterstützt von einem wirklich erstaunlichen Gedächtnisse, einem geradezu Hochachtung abnötigte. Es war dem alten, halb erblindeten Manne ein Leidtes, entlegene Geschichtsbücher mit einer Genauigkeit wiederzugeben, als hätte er ein Buch aus seiner reichhaltigen Bibliothek, die seinen Stolz bildete und fast alle Wissensgebiete umfaßte, vor sich. Das allein bereicherte ihm das Herz, daß ihm die verfallene Ehrkraft nicht mehr gestattete, Wägen und Zeitungen zu lesen. „A Mensch, der nie mehr sieht, is überläßig auf der Welt“, behauptete er. „I bin froh, wenn 's gar is mit mir, 'n Tod sächt' i nit.“ So lebte eine starke Seele in diesem schlichten, reich veranlagten Sohn der Berge, dessen Name zu seinen Lebzeiten weit und breit mit hoher Achtung genannt wurde und noch lange genannt werden wird.

Führt Dich, lieber Leser, Dein Weg einmal in die Gegend von Nirsbach, so veräume nicht, dem schönen Leisachthale und seiner „Wörns-mühle“ einen Besuch abzustatten. Auf letzterer, sowie auf dem Brandstatterhof hausten heute jüngere Brüder des armen Toni. Es sind würdige Nachkommen des alten Gschwendtners, krautvolle Sproßlinge desselben und unverfälschte Träger eines durch Jahrhunderte in Tüchtigkeit fortgererbten Namens, der menschlicher Berechnung nach durch eine reichgegliederte Verwandschaft vor dem Aussterben gesichert ist.

Malerische Briefe aus Franken an eine Münchenerin.

Von G. v. Serrnng. (Fortsetzung.)

Sie dem, dann weiter, mit getrübetem Mute, zum Gipfel des Ochsenkopfes! Nicht als ob der Nubstid dort schöner sei, nein, er ist sogar weniger himmungsvooll. Aber wie müssen doch oben gewesen sein und das ist genannte, in den Stein gehauene Sinnbild des Ochsenkopfes gesehen haben.

Das Jellenstüd, welches dieses Sinnbild trägt, ist freilich von seinem alten Plaze abgeklüsst, und so können wir noch schwerer die schwachen, von unbekannter Hand eingeschauenen, stetig verschwindenden Umrisse eines Ochsenkopfes erkennen.

In früherer Zeit, noch bis 1491, wußte man von dem betrüblichen Namen, mit welchem man den alten, ehrwürdigen Berggipfel beleset hat, nichts. Immer wurde die Höhe um Bischofsgrün, also die eigentliche Centralgruppe, mit dem Gesamt-namen, „der Wistelberg“ bezeichnet.

Kurzlich geben sich die verschiedenen Nichtelegebirsbeschreiber, besonders Altzer, wie Westrech (1799) die größte Mühe, den Namen oft auf das obersteuereichste zu erklären. Auch eruzte

Gelehrte beschästigen sich damit, und so wird denn von einer Seite Ochsenkopf von Hstet, dem obersten Galt der Elawen, abgeleitet, von der andern Seite von os = osei = Wodan (Kopf bedeutet selbsterhöhten Kuppe).

Ich meinerseits, gnädige Frau, glaube, ganz bescheiden und ganz unter uns gefügt, daß hinter dem Namen weder etwas Geheimnißvolles, noch etwas Tiefinniges steck, sondern, daß auch hier, wie überall bei Bergnamen, welche das Volk, meist sehr treffend charakterisierend, gibt, die einfachste Erklärung als die nächstliegende zu nehmen sei. Nach Grimm oder hat im Gotischen os dreierlei analoge Bedeutung: hoch (erhaben), Gott, Berg. Ochsenkopf mag demnach vielleicht nichts weiter als der Bergkopf (Kuppe) oder auch der hohe (große) Kopf bedeuten. Diese Erklärung liegt um so näher, als in der That der Ochsenkopf allseits beherrschend über die Berge des Gebirges seinen mächtigen Rücken emporschiebt. Zwar sind ihm wie, der Westkunst erlesene Männer mit ihren haarscharfen

Instrumenten auf den Leib gerächt und haben ihm von seinem altergebrachten Ruhm der „Höchste im Lande“ zu sein, manchen Fuß abgezwickelt, und erklärt, daß der Dänenlopf nur 1026 m, der Schneberg aber 1063 m hoch sei. Diese betäubende Degradierung ist aber nur für Starten zu entscheidend; für das Auge — und das allein gibt bei Bergnamensbildung die Lösung — bleibt nach wie vor der Dänenlopf der König und Herr. Gleich neben dem genannten abgetriebenen Felsenstück, finden wir jenes alt erwähnte Schneefloch, worin sich bis tief in den Sommer Schnee erhält. Es ist der verschüttete Eingang zu einem verfallenen Schachte, von welchem schon vor hundert Jahren nichts mehr als nur lagenhafte Kunde herausdrang. In grubestiefen Schummer ist er gesunken, nichts hören wir mehr von dem geheimen Vögel rätselhafter Bergleute, nichts von dem Woffenlärm, den ein unermüdliches Heer zu Gewitterzeit in seiner Tiefe ertregt, selbst Barbarossa (das gewandelte Bild Wodan und der ihm geheiligten Haken) ist nicht erwacht von dem Siegesjubel des großen deutschen Völkchens und schlummeret weiter, bis sein Fort dreimal um den Tisch gewachsen ist, die Götterdämmerung naht, und er zu einem letzten Streite hervorbricht.

Ja, wenn wir Sonntagsgedanken wären und sünden gerade hier an Vorkammlage oder am güldenen Sonntag, wenn es in Bischofsgrün zur Kirche läutet! Dann springt der Berg weit auf, und offen läge vor uns eine schimmernde Halle, funkelnd von Gold und Ebsstein.

Einem armen Weibe, das hier, kein kleines Mädchen am Arme, Beeren sammelte, dem geschah es also, er eilte hinein, setzte das Kindchen zu Boden und raffte an Schätzen zusammen, was es lassen konnte. Da verhallte der letzte Ton des Geläutes, ein Donnererschlag fuhr durch die Halle, es stürzte erschrocken hinaus — und die Mutter hat ihr Kindlein vergessen! Was sind ihr nun Gold und alle Schätze der Welt? Jammernd lehrte sie Tag für Tag zu derselben Stelle, vergebens; nirgends ist mehr eine Spur von dem Eingang zu finden. Erst als ein Jahr um und wieder es zur Kirche läutet, springt der Berg wieder auf, die Halle liegt wieder offen da im jankelnden Schimmer, und das Kindchen sitzt schlafend am Boden. Sie stürzt hinein, nimmt ihr Kindchen empor und eilt hinaus ohne einen Blick für alle Schätze ringsum.

Uns selbst fast unmerkelt sind wir, dervoilen wir uns also mit „alten Wären“ den Weg verspauberten, auf kleinen Hohen zum „Trossmann“ gelangen. Sie versehen mir schon, gnädige Frau, den keinen Hohen und die unseidbaren Winkel abseits von der getretenen Straße? Schreibe ich Ihnen doch keinen „Tantistilcher“, sondern wir schauen aus nach „malerschen“ Momenten, zu welchen aus auch die stillsten Winkel, und oft gerade diese, die charakteristischen Läne leihen können.

Und gerade diese winzige Ansehbung von nicht einem Tagend kleiner Wohnstätten hat, trotzdem die Häuserchen auch hier von Steinbraden aufgemauert sind, etwas so Ursprüngliches, etwas so entschiedenes Germanisches, daß auch Sie der Worte Lantias gedenken: daß die germanischen Völker keine Städte bemengen, ja, daß sie nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze lieben, ist allbekannt. Einfach und abgegrenzt siedeln sie sich an, was gerade eine Quelle, eine Ru, ein Gefäß einlabet. Ihre Dörfer bestehen nicht wie die

unferen aus verbundenen zusammenhängenden Häuereichen; jeder umgibt sein Haus ringsum mit einem freien Platz —“
(Germania, Kap. 16, Oberversteher Uebersetzung).

Wirklich es ist, als sei eben erst eine Sippe Germanen durch das Nichts des endlosen, aber festes blaue Auge, das stolze blonde Haar, den mächtigen Busch, befrist, welche zu des alten Römern Schilderungen germanischer Ureinwohner gehören. Nur das „Trospige“ der blauen Augen müssen wir beschränken, gar zu hell und herzerfreuend ist die natürliche Fremdblickheit, mit welcher uns der „German“ den Weg zum Steinschthal weist.

Aber kaum sind wir ein paar hundert Schritt von ihm weitergewandert, so hören wir ihn ebenfalls Schritt von ihm kommen. Fürchten Sie aber nicht — Landstrafenströche gibt es in diesem armen Wäldchen nicht —; er hat sich einzig deshalb außer Atem gelaufen, um uns zu sagen, daß wir irren gegangen seien und uns mehr linkswärts halten müssen! Es wäre auch schade, wenn wir das Steinschthal, wohl das schönste Unsees keinen Obirgke, verfehlt hätten. In romantischer Wildheit räden dessen hohe Felswände ein zusammen. Raum der Straße, geschweige einer Fiedlung Raum gebend, schäben sie der in harten Felle abwärts eilenden, laut rauschenden Steinach die maldische Bergengienfheit und hüten den geheimnisvollen Tümmelplatz — sästend erdicht sich der Fichtelberger — des „wäldenden Heres“ —

Horch, kommt nicht aus der Ferne, mahnen sie schwacher Donner etwas hinter uns heran? Der Himmel verbunkelt sich, schwarze Wollen ballen sich, holtend dahinsiehend, flüster zusammen, in den Bäumen beginnt es zu rauschen, erst leise, dann mächtiger und mächtiger, Staub wirbelt auf, heurig juckt es, Äste knicken vom sausenenden Winde zerklüngen, — so beault sie heran, die „wilde Jagd“, voran Wodan in flatterndem Mantel und seine Walfären in fliegenden Haaren.

Windsturm, geschwind, daß wir dem Thale und seinen Göttern entziehen! — Gottab, daß am Ausgang ein ehemaliger Woffenhammer aus ein schühendes Dach bietet. Ist hier die Heimstätte des Fichtelberger namenlosen Schmiedes, der in der Edda „Wieland“, in nordischen Nibelungen „Meister Lutz“, bei Jarem Freund Wagner „Rime“ heißt? Rechte es hier mit gewaltigen Dröhnen um Witternacht den Schmied aus dem Schloß, und da er öffnete, stand ein riesiger Reiter auf riesigem Haken vor ihm und hielt ihn, sein Ross beschlagen. Und als es geschah:

Der Reiter sibt auf, es flert sein Schwert:
„Wun, Meister Lutz, gute Nacht!
Woh! bald du beschlagen dichs Pferd;
Ich eile hinüber zur blutgen Schacht.“

Ah, sich da — das Gewitter ist vorüber, Jreus lächelt wieder aus vergehenden Wollen. Schnell wieder hinaus!

C, wie wenig ist jetzt der Atem des Waldes, wie wenig! Und doch gehen wir nicht in das Dunkel der Feile noch ätzernden, tropfenden Bäume zurück — wir treten hinaus in den weiten Kessel, da sich die schöne Steinach mit ihrer fleißigen Schwester, der Hornsteinach, vereinigt und das Dorf Warmensteinach, gern „das Prototop des Fischelgebirgsdorfes“ genannt, sich anebreitert.

Unten in der Thalsohle glücken die Lärchen der hiesigen alpbäumten Paarelhütten, eine kleine Zahl Häuser hat sich darum gelagert, die anderen liegen, wie immer, weit umhergestreut in Heutungen, die hohen waldigen Berge des Steffels hinauf und ziehen sich in gleicher Vereinzeltung auch dort, wo die Höhen sich wieder zum engen Thale schließen, noch lange — der Fischelberger nennt Warmensteinach das „längste Dorf der Welt“ — Viertelstände auf Viertelstände dahin.

Alles übersehend, streckt hoch oben auf dem Berge das kleine Kirchlein sein Lärchen gen Himmel und ruft — 's ist Sonntag heute — mit hellem beidseitigen Glöcklein zum Gotteslobest.

Steigen wir empor, das fleißige Föllchen auch in seiner Sonntagstruhe zu sehen! Tracht zwar werden Sie — es gibt ja hierlands keinen eigentlichen Bauernstand — am all den Leuten, welche aus den nahen und fernem Häuschen und aus den wägen, weit umherliegenden, hieher einpfortrenden Erden

den schmalen Kirchsteig dahervandeln, nicht entzeden. Alles ist städtisch, beidseitig, besser drütsch gekleidet, die jüngeren Mädchen, weißt Anzäcchinnen, durchgehends wie einfache Dienstmädchen, spaurige Zofenbrotweizeninnen.

Aber vielleicht werden Sie aus den u ist kein gleichmütigen Gesichtern der Frauen, irammen Gemeinde nicht weniger Charakteristisches herauslesen. Bemerken Sie dort den weißhaarigen, ernst und flug blühenden Alten und neben ihm den jüngeren Mann, dem die Sorge und Arbeit wohl die Stirne gefurcht, aber nicht den Ausdruck feiter Geduld und gelöster Ergebung verleiht, nicht das klare Auge getrübt hat? Trübseligen Thuen die Gesichter der beiden, do sie mit heiliger Frömmigkeit das Lied aus ihrem Gesangbuche absingen, nicht, als spiegle sich in ihnen das Bild des stillen, ernstes Landes? Überkommt es nicht auch Sie mit einer Leiden, fast beidseitigen Nührung, da wir die beiden, gleich der ganzen kleinen Gemeinde, in tief überzeugter, inniger Anbacht den Worten des Predigers — wohl selbst ein Rad dieser Berge — lauschen sehen, welcher, Welt dankend, die Frucht des Sommertages brauchen, die Herrlichkeit der reisenden Hirten preis? Und wie belagten, da wir heraufsteigen, die lange drütsche Dürftigkeit dieser ferdennatten, so spät vom Frühling getrübert, so bald vom Winter verlassenem Thale! (Fortsetzung folgt.)

Der Ehrensaal der Preysinger.

Historische Skizze von Heinrich Leber. (Schluß.)



Schloß Rosenau.

Kurf Johann Maximilian hat sich in der Stadtgeschichte Münchens ein dauerndes Denkmal durch die Erbauung der nunmehrigen Hypothek- und Wechselbank gesetzt. Die Entstehung dieses Palastes ist so eigentümlich, daß sie der Erinnerung überliefert werden muß. Noch a Sternfeld erzählt sie in seinem verdienstvollen Büchlein „Johann Maximilian V., Graf von Hofenauischen“ folgendermaßen: Der Kurfürst Karl Albert hatte öfter den Grafen Maximilian über der Preysinger einfache Wohnung an der Residenz aufgezogen. Da lich dieser inögeheim alle Vorbereitungen zur schnellsten Er-

banung eines Palastes treffen, schon während Karl Alberts Siegeszug nach Böhmen. Und als der Kaiser 1742 nach einigen zu Mannheim und Frankfurt den Festen der Kaiserwahl und der Krönung gedauerten Monaten nach München zurückkehrte, erblidte er der Residenz gegenüber den großen, im Äußern ganz vollendeten Palast der Preysinger. Durch ein Angebot von Hausmüllern und Räuflern war, selbst in den Nächten bei Fadelstein, das Werk gefördert worden. Im Innern währte die kostbare und reiche Ausführung freilich noch mehrere Jahre. Arch., Amigon und andere Künstler fertigten darin die Malereien. Aber die große, von Karnatiden getragene Doppeltreppe von Marmor, welche die Hauptwand hinaufbrachte, mußte mit einer hölzernen in gleicher Gestalt veranicht werden. Die ungeheuren Summen, die der Kon verschlungen, erkund niemand, nur der Erbauer wußte sie. Sein Nachfolger, Graf Max V. suchte neugierig nach den Rechnungen, sie waren vernichtet bis auf den zufällig verlegten quittierten Konto des Schlossermeisters, der die Summe von 25 000 Gulden betrug.

Ehe wir von dem 18. Jahrhundert scheiden, haben wir zu erwähnen, daß der bereits oben genannte Graf Johann Karl Klemens auf all den zahlreichen Schloßfeldern Max Emanuel und Karl Alberts sich mit hohem Ruhme bedeckte.

In den letzten Tagen des scheidenden Jahrhunderts sehen wir Graf Johann Maximilian in der verortmattungsollen Stelle eines bayerischen Gesandten beim Kongresse zu Mastat; fürwahr Graf Maximilian nimmt einen hervorragenden Platz im Ehrensaale der Preysinger ein. Wir wissen nicht, was wir am meisten zu rühmen haben, die staatsmännliche Geschicklichkeit, den Schwebelid, mit welchem er inmitten der dunklen Intriquen und Nänke dieses Kongresses, welchem die traurige

Aufgabe geworden war, den deutschen Hosierrantel zu zerstückeln und zu verhochern, das Interesse seines Fürsten und Landes zu schälen verstand, die Energie, mit welcher er den perfiden Plänen des österreichischen Gefandten Grafen Lehndach entgegentrat, welcher mit jomischer Bosheit Bayern zu vernichten drohte. Die hier genannten Eigenschaften hoben dem Grafen Maximilian V. den Ruhm des Stoßmannes gesichert, aber es ist noch hinzuweisen auf die patriotische Aufopferung, mit welcher er die ungeheuren Kosten dieser Sendung im Hinblick auf die erschöpften Staatsschassen aus eigener Tasche bestritt, obwohl die Kosten eine ganze Hofmahl veranschlagten. Fürwahr, Graf Maximilian V. verdient es, daß sein Bayer seinen Namen vergesse, er, der Patriot und Edelmann in des Wortes schönster Bedeutung war.

Wir stehen an der Schwelle des gegenwärtigen Jahrhunderts, bei den blutgetränkten Jahren der napoleonischen Ära. Auch in diesem Zeitpunkt nimmt das Haus Freysing jenen Anteil an der Geschichte Bayerns, der, wie wir anfangs bemerkten, die Geschichte der Freysinger zur Landesgeschichte macht.

Die Glorie jener Zeiten gebührt der Armee, und in ihr kämpfte als einer der ersten Führer Johann Maximilian Nikolaus Graf von Freysing-Moos. Seine Lebensgeschichte ist ein Heldentum zu nennen, und gern wünschten wir, daß das treffliche Büchlein, in welchem unser hochverdienstvoller bayerischer Weichschäufelischer Oberstleutnant Würdinger in der ihm eigenen Meisterhaftigkeit das Kriegesleben des Grafen Moos von Freysing-Moos schildert, in allen Reiterregimenten unserer Armee zum Gemeingute der Mannschaft werde und nicht verstaubt in den Bibliotheken liegen bleibe. Wenn wir das Wort Heldenthaten gebrauchten, so geschieht es vollbewußt, wer vermog es einem General zu weigern, der 3. B. in der Schlacht bei Jglou mit 800 Reitern die Angriffe von 20.000 Österreichern zurückwies, in der Schlacht von Heilsberg kühnmal die russischen Angriffe zurückwarf. Zwei Drittel verlor das von Freysing kommandierte erste bayerische Chevroualger-Regiment in den Kämpfen gegen Preußen und Rußland 1807. Wie viel wäre zu erzählen von Freysings Reitern und ihren Thaten im Kriege von 1809; wir erwähnen nur die brillante Attacke in der Schlacht von Znaim, in der Freysing vor den Augen des kühnen Marschalls Marmont die österreichischen Grenadiere an der Spitze durch die Feindschwärme niedertrifft, die der bayerischen Infanterie in vierfacher Übermacht gegenüber gestanden waren.

Wir sind beim Drama des russischen Krieges angelangt. Graf Freysing übernahm hierbei das Kommando über jene vier berühmten Reiterregimenter, (3., 4., 5., 6. Chevroualger-Regiment), welche Napoleon persönlich erlos, um sie seiner Horde zuzuwenden. Die Leiden und der tragische Untergang dieser Elitetruppe sind bekannt. Graf Freysing passierte glücklich die Beresina, dagegen brach er bei Ilse beim Uebertritten eines gefrorenen Teiches mit seinem Gefolge durch die Eisdecke. Pferde und Diener ertranken. Der General wurde im letzten Augenblicke durch die Aufopferung seines Adjutanten, Oberleutnants v. Flotow, gerettet. Noch am selben Tage fielen beide in die Gefangenschaft der Kosaken. Der General wurde von den Russen mit hoher Auszeichnung behandelt und in Jaroslaw interniert. Am 13. Februar 1814 kehrte der

General wieder nach Augsburg zurück, das er vor zwei Jahren weniger einer Woche verlassen hatte. Er hatte die Fahrt von Jaroslaw nach Nürnberg (800 Stunden) in ein und demselben Schlitten zurückgelegt. Ein anderer Sprosse seines Hauses war nicht mehr zurückgekehrt. Graf Friedrich v. Freysing-Ebenrothchen fiel als Oberst des 5. bayerischen Infanterie-Regiments in der Schlacht von Polozki. Eine Karatsche riß ihm den linken Arm weg. Treue Freunde brachten das Herz in silberner Urne dem trauernden Vater zurück.

General Graf Freysing nahm wieder frischen Anteil an dem Feldzuge von 1815 gegen den von Albu zurückgekehrten Napoleon. Am 10. August 1815 schlug der General sein Hauptquartier in Orleans auf. Am 25. November 1816 starb der greise Held auf Schloss Moos, nachdem seine dankbaren Könige Max Josef und Ludwig I. ihn mit den höchsten Auszeichnungen bedacht hatten. Am 2. Mai 1825 wurde er mit dem Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone geschmückt, den miträtischen Max-Josef-Orden hatte er bereits nach den Feldzügen in Böhmen für die Schlacht von Jglou erhalten, kurz vor seinem Tode wurde er als Ritter in den Housorden des hl. Hubertus aufgenommen. Nicht allein seine kriegerischen Thaten bewahren seinen Namen bei der Armee in Erinnerung, sondern auch seine großartige Schenkung, mit welcher er in seinem Testamente in acht Freysinger'scher Freigebigkeit ein ihm gehöriges Wohnhaus in München (es wurden dafür 83.000 Gulden gewiß) zu einer Wohlthätigkeitsanstalt bestimmte, aus der bedeutige Offiziere und Unteroffiziere der Armee unentgeltliche Vorlesungen, bezw. Unterstützungen erhalten sollten. König Ludwig I. mit seinem



General Maximilian Graf von Freysing-Moos. (Oct. 1760, † 1816.)

regen Sinn für die Bekämpfung der Vaterlandsliebe durch Förderung der großen Erinnerungen des Landes, arbeitete an, daß die Fronten 8—11 der Festung Ingolstadt den Namen Preysing tragen sollten.

Nach in den letzten Jahren sind die Preysing den Traditionen ihres Geschlechtes treu geblieben, in reger Arbeit sich

dem Walle des Staates zu widmen. Wir haben das politische Wirken der Grafen Rantau und Kaspar miterlebt. Der Gewähr für die Wacht historischer Erinnerungen hat, der muß herzlich Freude darüber empfinden, daß auch im deutschen Parlamente ein Wahlkreis Niederbayerns durch sein uraltes Straßengeschlecht vertreten ist.

Aus der Frühzeit des Tabaks in Bayern.

Von Hans Worch.

Es ist jetzt schon über 300 Jahre, daß aus der Neuen Welt ein Kraut nach Europa gelangte, das ob seiner Wirkung als Univerfalheilmittel für alle Krankheiten seiner Zeit beinahe ebenso viel Aufsehen erregte, als heutzutage das Kocain oder Tuberkulin. Dieses Kraut steht auch in der Gegenwart noch in größtem Ansehen, so sogar in viel höherer allgemeiner Verehrung als vor 300 Jahren, aber nicht mehr in seiner Eigenschaft als Arzneimittel, sondern als Genußmittel. Glaubte im 16. Jahrhundert das Abendland ein Allheilmittel in dem Tabak, denn von diesem Kraute reden wir, gefunden zu haben, so ist es heute als Genußmittel über alle Teile der Erde gleichmäßig verbreitet: civilisierte und wilde Völker, alte und junge, reiche und arme, Mann und — die schönen Befreiinnen bitten wir um Verzeihung — Frau, sie alle stellen eine große Anzahl von Verehrern des edlen Krautes „Tabak“ und sind eilig darüber, daß dasselbe ein unentbehrliches Genußmittel ist, in welcher Form und Weise immer es gebraucht werde.

Das Land Bayern, in dem Linsauge, wie es heute sich uns darstellt, war den übrigen deutschen Ländern in der Kenntnis des Tabaks in dessen Wiesenjahren um eine Kopf-länge voraus. Von Amerika aus gelangte der Tabak zuerst nach Spanien und Frankreich. Die älteste deutsche Koch-richt ist über denselben stammt aus dem Jahre 1565, in welchem Stadtphysikus Adolf Otto in Augsburg von einem Freunde in Frankreich getrocknete Tabakblätter erhielt. Sie waren ihm unbekant, weshalb er sich um Aufschluß u. a. an den berühmten Naturforscher Konrad Gesner in Zürich wandte, der zuerst vermutete und dann später feststellte, daß hier Tabak vorliege. Die Krönung, in dieser Pflanze das reinste Lebenselixir gefunden zu haben, trug sehr viel zu ihrer raschen Verbreitung bei. Aus einem an den Kurfürsten August von Sachsen im Jahre 1578 gerichteten Brief geht hervor, daß schon damals in Böhmen Tabak angebaut wurde. Kurfürst August, einer der größten Handelsherren seiner Zeit, erhielt von dem Augsburger Kaufmann Konrad Roth auf seine Anfrage über einen ihm zugegangenen Wandbalsam unterm 23. April 1579 folgenden Aufschluß: „Es ist ein indischer Samen vor wenig Jahren von Lissabon kommen, der tabaco genant wird, welchen ich allhier jährlich getiet und ist in gut Perfection kommen, von welchen die Indianer obemelten Balsam gemacht. Das es allhier den Balsam geben, die aus den Blättern ein Salz gemacht, damit sie alle Wunden und alte Schäden von Grund aus geheilt; darob sich zu verwundern. Ich hält Euch gern diesen Samen gesandt, aber meine Leute haben denselben in meiner Abwesenheit gänzlich verlor, daß er sich aufrecht; wollt Ihr Stöckchen oder grüne Blätter haben, werde ich Euch derselben in einem Köblein ein-

machen, bis mir Samen wieder von Lissabon zukommt, alsdann werd ich Euch davon mitteilen.“

Aber nicht allein gegen Wunden und alte Schäden sollte die Tabakpflanze helfen, auch die Lungenschwindsucht, den Husten, alle Arten Hautausschläge, die Wasserucht, den Krebs, alte Geschwüre, Magenleiden, Kopfschmerzen, Magenkrämpfe, Kolliken, Schichtschmerzen, Gicht, Eingeweidewürmer, Verstopfungen, Krämpfe und Gott was so fast noch sollte das Kraut vertreiben. Die Ärzte überboten sich im Ruhme und Lobe des Tabaks; sie erklärten ihn für das kostbarste Geschenk, das der Himmel jemals den Sterblichen zukommen ließ; ja, sie mochten der Natur sogar Vorwürfe, daß sie das köstliche Kraut den abgöttischen Indianern schon lange genährt, dem christlichen Abendlande aber verweigert habe.

Als das an Ueberschätzung so reiche 16. Jahrhundert zu Ende ging, sollte Europa, aber wenigstens dessen westliche Länder, noch durch eine ganz besondere, bis dahin unerhörte Verwendung des nur als Arzneimitel betrachteten Tabaks überrauscht werden; Seefahrer, die von der Neuen Welt heimkehrten, rollten die Blätter desselben und rauchten sie. Wie mag das Volk gestaunt, wie mag es Aua und Augen aufgeschrien haben, als es diese wandelnden Schornsteine zum ersten Male herumschnalzen sah!

Im allgemeinen sind angenommen, daß holländische und englische Truppen, welche der Dreißigjährige Krieg nach Deutschland führte, das Tabakrauchen dolesicht verbreitet hätten. Für manche Gegenden mag dies wohl richtig sein, daß aber größere Städte, mit weitverzweigten Handelsbeziehungen schon früher diese Sitte — oder auch Lüste — kennen gelernt hatten, zeigt das Beispiel Nürnberg's, das den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, daß aus ihr die älteste deutsche Nachricht über das Tabakrauchen herrührt. In einem Briefe des Nürnberger Arztes Bernhard Doldius an den hiesigen Leibarzt Wigand Schniper in Bamberg vom April 1601 wird erzählt, daß eine persische Gesandtschaft an den Kaiser Rudolf aus Nürnberg berichte und, saam dolesicht angekommen, nach Tabak fragte. Sie war hochbeglückt, daß sie solchen reichlicher als an anderen Orten vorfand. Wozu ihn die Berier benutzten, konnte Doldius nicht erfahren; er vermutet aber, daß sie ihn gebrauchten, um Rauch in Nahrung zu blasen; denn dieser Gebrauch hat schon so überhand genommen, daß man ihn auch bei uns fast täglich sehen kann. Er fragt, was Schniper von Gebrauche des Tabaks hält, und ähert, daß er sich nicht vorstellen könne, wozu das Rauchen gut sein solle, denn wenn es auch momentan vielleicht Schnupfen und Nahrung vertreibe, so scheint ihm doch, daß die Kopfschmerzen sich später steigern. — Das Volk hat die Befehle des Nürn-

berger Krates nicht geteilt: die Sitte des Tabakrauchens hielt ihren Triumphzug nicht allein durch Deutschland, sondern über den ganzen Erdball!

Einer der ersten, der über das Tabakrauchen sich äußerte, war der turkijische Abgesandte im Haag, J. J. v. Ruedorff, der in seiner „Metamorphosis Europaea“ vom Jahre 1627 schrieb: „Ich kann nicht umhin, mit einigen Worten meine neue erlauchende und vor wenigen Jahren aus Amerika nach unserm Europa eingeführte Mode zu tabeln, welche man eine Saunterei des Rebels nennen kann (man bezeichnete damals allgemein das Tabakrauchen mit Tabaktrinken), die alle alte und neue Trinkseligkeit übertrifft. Köstliche Menschen (merkt es euch, ihr Tabakraucher!) pflegen nämlich den Rauch von einer Pflanze, die sie Nicotiana oder Tabak nennen, mit unglaublicher Begierde und unerlässlichem Eifer zu trinken und einzuschlürfen, was sie folgendermaßen thun: Sie haben hohle Röhren von weißen Thon, die an dem Teile, wo sie in den Mund gestekt werden, sehr zulaufen; an dem andern Ende ist ein Anhang im Umfange einer Bollnuss, worin sie die gebrochnen Blätter der Nicotiana klein zerhackt oder zerkrümelt klopfen, dann mit einer Kohle oder irgend einem brennenden Zunder und Darmschinken ansetzen, das Röhren vorn zwischen die Lippen nehmen und zugleich mit Schlären und Spucken den Rauch zwischen Zähnen und Waden einziehen, und wenn letztere bis zum Stroge davon voll sind, ihn wiederum durch Mund und Nase von sich geben und gleichsam eine gretliche Pest, die alles mit Gestank erfüllt, anhängen.“

Kingsley'scher der neuen Sitte trift sich Europa in zwei Vögel: in eines, welches das Rauchen als einen Jagdgenuß betrachtete und fortwährend neue Anhänger gewann, und in ein zweites, das die Gegner des Tabakrauchens umfaßte, in welchen namentlich die hohen Obrigkeit, theilweise auch die Geistlichkeit stark vertreten waren. Der bekannte Münchener Jesuit, der „Weltberühmte Deutsche Horatius“ Jakob Walde, stand in letzterem Vögel und richtete in lateinischen Versen eine heftige Strofpredigt wider den Mißbrauch des Tabaks, von welcher im Jahre 1658 bei Michael Eubler in Nürnberg eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel „Die trunksene Trunksenheit“ — analog der Bezeichnung des Rauchens als Trinken — erschien. In der Vorrede heißt es von der Satyre: „Ein Edles Gedicht, und von dem großen Geist seines Urhebers stammend, voll herrlicher Red-Künste und Wohlredenheits-Blumen.“ Uns aber erinnert die deutsche Uebersetzung an die Predigten, wie sie etwas später Abraham a Sancto Claro von Stapel lief.

Wie fest der Tabak seine Anhänger an sich zu fesseln verstanden hatte, die ihn auch „Erfrölichungsgetraut“ nannten, lehrt folgende Stelle aus dem bezeichneten Werke: „Deckt ihnen eine lange Tafel und setzt sie voll der köstlichsten Speisen, daß sie sich biegen mächt, sie werden lieber beim Tabaktsichigen sitzen bleiben. Lasset Hirnhühner, Fasanen, Schapzen und ander Federwidder ihnen gebroden vor das Maul fliegen: sie werden die Pipe so lange mit Können abgeben, damit sie ihnen fallends mächten in den Hals fliegen. Setzt ihnen vor einen Federgestirnten Pflanz, in seinem Baustenckel, anstatt der Eyer auf Krametsoddelg breudend, sie werden lieber in die Tothen nach Tabak langen, als diese Vogel annehmen. Lasset Garben, Lamprent, Vögel, Fellehen und dergleichen Federfische haust den brühen sochtigen Küstern

ihnen zu Tische schwimmen: sie werden eher nach dem Klasterslangen Kal einer Tabak-Rolle greifen.“

Die Raucher werden mit allerlei schönen Namen bezeichnet, die wir den überigen Rauchklaub als Räucher für die Anepnamen ihrer Mitglieder nicht wahrenhalten wollen. Sie heißen: Rauchpfeifer und Tabakpfeifer, Pipenlanger, Rauchschlauch und Rauchgang, Rauchbart und Rauchkopf, Feuerhörer und Feuerwärmer, Tabaktrinken und Tabaktrinker. Der Tabak, der demals geraucht wurde, wird als *Barinas*, *Brasilischer Tabak* und *hanauisches Kräutergrüt* bezeichnet, die Tabakspfeifen oder „Tabaktrinkgeschirre“ als *Brasilische Rauchflöten*, als *Tabakflöten*, als *Rauchulden*. Wir erzählen, daß die gemeinsten derselben aus Thon, die besten aus englischer Kreide hergestellt waren, also wohl unseren sog. kölnischen Pfeifen entsprachen. In Köln stand auch in der That schon im Jahre 1628 der Hombel mit importierten und in der Stadt selbst gefertigten Tabakspfeifen in großer Blüte; ja, einige Kölner Bürger suchten sich sogar schon im genannten Jahre ein Privilegium auf ihre Zofbröte zu verschaffen, indem sie den Rat boten, seine ausherrlich der Stadt hergestellten Pfeifen aus dem Markt zu lassen. Die Pfeifenköpfe waren nicht immer einloch glatt, sondern oft von gestrecker Gestalt; noch Walde fanden sich Köpfe großer Türken — wohl den heutigen noch ähnlich, die also ein hohes Alter haben — wolle Perler, ein düstrier Jüdel, hundertfähr Köpfe von Löwen, Tigern, Drachen u. s. w., nach welchen die Pfeifenköpfe dann genannt wurden.

Das Schnupfen des Tabaks war nach Walde bereits ebenso verbreitet als das Rauchen; er nennt im Epitell den Schnupftabak eine köstliche Wohlheit für das Gehirn, welches durch denselben genährt und gemästet werde. Ebenso erfindungreich und vielseitig wie die Alten in Bezug auf die Form ihrer Trinkgeschirre waren, ebenso waren sie dies, wie Walde berichtet, bezüglich der Schnupftabaksdosen, die aus Eisenblech, Kupfer oder Eberndal, ja aus Silber gefertigt wurden: „Ihr soltet meinen, als lähet ihr keine Weinsegel, Sanduhren, Glock-, Pulver- und Posthörner, Kindelulden, Schreibhandbüchlein, Ofstenger, Krüschosen, Schredenbücher, Kärtsche, Muscheln u. dgl., aber es sind Tabakbüchlein. Da werden sich finden allerlei Thiere, Ballfische, Eseln, Meerfische, Jobianen, Affen, wie auch Rohren, Meerweibeln u. s. m.“ Auch die Gestalt des Pantoffels der Liebsten wird der Dose gegeben. „Am allerhöchlichsten oder bilden sie einen Stiefel: Dann die Sporen liegen oben, von welchen dieser Eiel einer sich genugsam gelassen lähet, wann ihm der Kopf anhebt zu schwanzen, zuweilen, zubeausen, und zujucken, und seine hohe Widde-Ohren, wie einem Schreden die Hörner beginnen hervor und enpar zu stürzen, gleich als wann sie den Rüssel wollen zu Hülfe kommen. Solche starke Wirkung hat dieses heilige, wolle sagen heillose, dieses himmlische Pulver.“

Ungleich vielen anderen katholischen Geistlichen, welche mit Leidenschaft namentlich dem Genuße des Schnupftabaks sich hingaben und ihn sogar vor dem Altare während der Messe nicht missen wollten, achtet Walde diegenigen, welche der „Rauchsaussatz“ frönten, den Selbsterbden gleich. V. d. der Hinterrückenhaft eines Rauchers denkt Walde sehr gering. „Wer aber bei ihm wolle saust etwas von Weid oder Geldeswerth finden, der würde Wasser im Sieb, Delfinen im Wald

und wilde Schweine in dem Meer suchen. Es würde, wer ihn beerden wollte, anders nichts finden, als etwas (welches noch das Beste von allen Stücken wäre) eine alte magre Kage, bey dem Meer liegend und den Hunger verschlingend. Doch, oben über der Tür stehet ein steinernes vierreichtiges Glas, aus welchem er pflanze die Wurzel zu waschen und anzufuchen, wann sie ihm vom Rauch more rauh und truden worden. Dorten, in einem Winkel, neben seinem Bette, welches vielmehr eine Steru zu nennen, als bestehend nicht in Gausichern, sondern in Strohhalmten) sind etliche Schwachteln über einen Haufen gesetzt. Womit meyn ich wohl, daß diese angefüllt sein? Vielleicht liegt hierinnen der Schatz verborgen? Wißet aber! Es ist eitel Kische von Tabak, welche er, vermutlich zu dem ende gesammelt, damit man daraus abnehmen könne, wieviel er sein Verlang Tabak verbrennet, und wie ein großer Schmücker er gemein.*

Der Verfeger und Truder unserer Büchlein, Herr Michael Gader in Nürnberg, aber wollte es mit keinem Teile verderben; nachdem in dem ersten Teile des Buches die Verzehrer des Tabaks gründlich hergenommen, nimmt er im zweiten das edle Kraut und diejenigen, welche es wüßig gebrauchen, in Schutz. Es gerücht uns an Raum, auf diesen zweiten Teil näher einzugehen, der auch wohl entfernt von der Originalität des ersten ist. Der Kampf zwischen Rauchern und Nichtrauchern ist übrigens auch heute noch nicht zu einem Ende gelangt; trotzdem die Zahl der Genieser des Tabaks ins Unendliche gestiegen ist, treten doch immer wieder neue Erzerer gegen den Tabaksgeuß auf den Plan, nicht eingedenk des alten „Tabaklied“:

„Gern ich streiteniß ich völig vergebens,
Schmeiz Tabak, der Wechsten Uners,
Freygehand der Samen, Weckze des Lebens,
Wirdich viel besser als Konckel-Rück samcht . . .“

Kleine Mitteilungen.

Ein Diebs- und Wollsegen. Zauberei und Aberglaube sind auch jetzt noch — im ausgeklärten 19. Jahrhundert — fast in Schwung; wir wollen es daher unferren naturwüßigeren Ältern nicht zu hoch anrechnen, wenn sie dieselben gleichfalls trieben. Die alten Gericht- und Malefizbücher des 15. und 16. Jahrhunderts verzeichnen eine Menge Straffälle wegen Zauberei, Wahrsageri und „anderer Käpperei“ und wegen dergleichen Dinge mehr. Bald ist es eine Frau, die ihrer Nachbarin und ihrem Vieh die Milch mit Zauberei nimmt oder „macht, daß sie alle gerinne“. Bald hinwieder sind es Manns- und Weibsbilder, welche die armen Sünder auf dem Wabenstein oder auf dem Rade eisiger Götter und Aelbungsstühle deuten, um Zauberei damit zu treiben. Ein ander Mal laßt eine Frau Wurzeln weihen, die sie dann einbüdel und „wider christliche Ordnung“ gebraucht. Auch treten wir Zauberbeschwörer und Segenspredher, die mit den Gebredachen der Kirche und mit heiligen Dingen und Worten Mißbrauch und Zauberei treiben. Und so ist das Weichleht der Zauberei und Aberglaubigen ein gar mannigfaltiges und unter allen Ständen verbreitet.

Zauberei wurde mit Gefangnis, Landesverweisung und in schweren Fällen mit dem Tode bestraft. Die Todesstrafe bestand darin, daß man den Zauberer in einen Sack steckte und ihn ertränkte. Das Verbrennen kamt auch vor, aber etwas später.

Wir haben es hier nur mit einem Segenspredher und seinem Weibsbildnis zu thun. Es ist Hanns Pfeffel von Leimbord bei Altdorf, der die Diebe und Wölfe mit seinem Segen weithen wollte. Dieses menschenfreundliche Bemühen brachte ihn in Konflikt mit der Justiz, die daselbste nicht gelten lassen wollte und ihn im Jahre 1480 in Gewahrsam nahm. Hier sein Weibsbildnis, das er im Gefangnis ablegte:

„Hanns Pfeffel von der Leimburg hat bekant, daß ungelüblichen bey dreien Wochen Hanns Schöpin des Weßlers Weib gen dem Türrenhof zu ihm kommen sey und ihm fürgehalten, wie sie einen Vatermörder verloren had, mit Wecht, ihr des mit seiner Kunst wieder zu helfen. Also hatt er aus einem Fleunen ein lauter Wasser in ein Schöpf gethan und diese Worte darüber gesprochen:

Es soll das Wasser so wohl geeignet sein
Als das Wasser und der Wein
Und als das heilig Himmelsbrod,
Als unser Herr Gott

Sein zwölf Jüngern an Gründensreißtag dat,
So kam (solme) der, den der Kaiserlocher genommen hat,
In das Wasser, in dem Namen des Vaters und Suns
Und des heiligen Weichs.

Und solchen Segen hatt er dreimal gesprochen, und allweg ein Kreuz darüber gethan, und den, der ihne als ungnüßig (verdächtig) angezeigt was (war), mit Namen genannt. Also hatt er die Weßeln des Schöpin Knecht, Feing genannt, den er von Angesticht kennet hatt, in demselben Wasser gesehen, und die Schöpin ehenamnt ihm drei Grosch daruon zu Lohn geben. Und vor drei Wochen hat er einer Wölblerin (Wölbpretkündlerin) bey Unser Fromen Kapellen (zu Nürnberg) mit solchem Segen verholten, daß ihr bey 150 Gulden, die verholten (gestohlen), wieder angezeigt wären.“

Item vor fünf Wochen hat er einem zum Goshenhoße etlicher Fämmel, die ihne verholten moren, mit solchem Segen wieder geholten:

Der Wassa-Segen:

Du Wassa (Wössa) und du Wod, (Wolff),
Ich verbeut dir drinen Weich (Flegelbe),
Mit den 14 Nothherren und dem lieben Herrn St. Veit,
Dah er mir kein Kuh, noch kein Kald nit beiff,
Nach ihr Dam zerriff,
Und ihr Blut nit lauff,
Als lang unser liebe Frau reine Maid (Jungfrau) ist.
Und soll das Viehe als wohl gegeben sein
Als das heilige Wasser und der Wein
Und als das heilig Himmelsbrod,
Das Unser lieber Herr sein 12 Jüngern dot,
Und wo ich had unter meinem Stod
Zu Dazf und zu Ferde und zu Wasche.
Im Namen des Vaters und Söuns
Und heiligen Weichs.

Ueber solchen Segen had nie kein Wolf dem Viehe, so er gehüet had, wie nicht gethan.

Er machte dies noch so sehr bewahren, es half ihm nicht. Er wurde des Landes verwiesen „ewiglich über Thunau (Donau) zu sein“; darauf machte er einen Eid und eine Urkunde (eidliches Weibsbildnis), daß er sich wegen der ihm auferlegten Strafe nicht rächen wolle) schwören.

Spezartjagd. Des freundliche Weinsbüchsen Vohr besitz ein bedeutenden Fodwast, welcher ca. 10000 Tagwerk groß ist und gemeint aus wertvolles Fischen und Wachsenbeständen besteht. Das Ertragnis aus demselben ist derart, daß es der Stadt ernählig ist war. Mitter der 70er Jahre aus eigenen Mitteln eine feinerne Brücke über den Wein zu bauen und damit das Frenkenland mit dem Spezfart zu verbinden. Der stättliche Ven erforderte mit Fren- und Kai-Anlagen nahezu eine Million Mark. Diese enorme Summe, welche den Vornachlag weit überschritt, bedingte zwar eine Erhöhung von Gemeinde- und Einführungs eines Artzies, welche jedoch nach einigen Jahren wieder in Wegfall kamen. Vohr gehört jetzt wieder zu den wüchsen Gemeinden Bayerns, die seine Gemeinde- und Einführungs erheben. Wie sehr übrigens schon in den frühesten Zeiten die Stadtverwaltung auf diesen ihren Wohlstand stolz war, wie sehr sie sich bemühte, denselben im besten Stande zu halten, geht u. a. auch daraus hervor, daß sie energisch darüber mochte, daß freie Stellen besetzt werden mußten, was durch Frenarbeiten der Bürger geschah. Noch im März des Jahres 1737 mußten sämtliche Bürger hundertviertelweise in den Feld, und hatte jeder ein Stück Fischen zu legen.

Währendlich Ende November kommt des Königreiches Bayern Bewerker — Sr. Kgl. Hoch Prinz Luitpold — zur Weibsen-Jagd in den Igl. Park im Spezfart, weshalb der Kuchtrunn ein reizendes Jagdschloßchen im Stile der Spezfarter Wohnhäuser des 17. Jahrhunderts erbaut wurde. In dem alleseitig mit einem Planzenzonne umgebenen, mit Parkthoren versehenen 17000 Tagwerke großen Park sind heute ca. 700 Bäume, von denen etwa ein Drittel abgeschossen wurden.

An diesen Jagden nehmen heute außer den Königl. Hoheiten, Prinzen Ludwig und Leopold, nur wenige Hofkavaliere und eingelobene Gäste teil, denen das entsprechende Frenpersonal beigegeben ist, während an den Bemühnen der nächstgelegenen Dörfer geeignete Leute gegen Bezahlung als Treiber angestellt sind.

Wie eben die Jagden im Spezfart abgehalten wurden, geht aus einer von Kurfürst-Erbbischof Johann Philipp von Mainz im Jahre 1666 erlassenen „Jagd-Willkür-Verordnungs-Ordnung“ hervor. Demnach mußten 3. B. bei den Weibsenjagen sämtliche Gemeindeglieder im „Jagdfren“ unter Führung ihrer Jagdschultheiße anwesend sein von Anfang bis Schluß. Ausgenommen war nur der Frenh (Schultheiß) oder Frenschäp, der Frenberger (Hirt) und der Dorschüter. Alle Leute und Wämen konnten sich durch einen Entschloß vertreten lassen. Wer zu spät kam oder sich zu früh entfernte, mußte 15 Albus (ein Albus gleich 2 Kreuzer = 6 S. deutsch. Reichsm.) zahlen, eine für damalige Verhältnisse sehr empfindliche Geldbuße.

Bei den übrigen Jagden („die für roth Wildpret von Trinidad bis Andros, schwarz Wildpret von Mexiquel bis Weynachern“ stattfinden dürfen), hatten, „die aus Wänden des Jagens befreit sein“, nicht zu erscheinen. Dagegen mußte sämtliches An-

spannisch der betreffenden Gemeinden, und zwar „um 8 Uhr früh“ bereit sein, an die „Fren-Wägen“ gespannt zu werden, und waren auch hier strenge Strafen gegen Zuwiderhandeln, ebenso gegen solche, welche „Fren“ von dem Wänd- oder anderen Feinen“ liehen oder bei Verdingung der Jagd nicht richtig abließen, festgesetzt.

Wolltaseln und Kostümkunde. Der fromme Sinn der Wolltaseln schmückt viel vielen Frenarbeiten die Wolltaselnfäden gen mit Wolltaseln, bildlichen Darstellungen der Erklärungen ihrer Wänsche und Gebete. — Die Wänsche sind durchgängig weit entfernt, den künstlerischen Sinn zu betriebligen; sie sind meistens das Werk eines jeder Dorfmalers. Es herrscht in den Darstellungen eine rührende Kindlichkeit, zu gleicher Zeit aber eine gewissenhafte Sorgfalt, die Treue des Frenstandes, wenn auch oft in großer Form, wiedergzugeben. Das so bilden diese von der Frenmännlichkeit zusammengetragenen Wänsche nicht allein ein Zeugnis des Glaubens und des religiösen Frenes, sie geben zugleich eine fortlaufende Bildergalerie der Frenarbeiten, eine Chronik der Kriegszüge, der Überzinnungen, Teuerungen, Frenverbrünte, Seuchen, Frenschläge, Frenz oder Frenschörungen, mit welchen das Land, die betreffende Umgebung gerührt wurde. Diese Wolltaseln sind eine unerschöpfliche Frengrube für den Frenforscher, insbesondere für die Frenkulturgefichte. Tracht und Sitte des Volkes werden und in rauber, aber überaus anschaulicher Weise überficht. Es ist leider unendlich viel gefehlt worden, indem man in undramatischer Frenverkennung des historischen Wertes dieser Wänsche gerade in neuem Frenjahrn eine Frenrenstörung vornahm. Was damit vernichtet wurde, demüßte das Frengebild einer kritischen Frenge unter den Frenen in zweiwänschen Frenber-



Niederbayerisches Kostüm. Nach einer Wolltasel in der Kapelle zu Stollsd Anno 1665.

bayern, einer der hl. Anno geweihten Kapelle zu Stollsd und der Frenkirche zu Kirchdorf, beide bei Simbach am Inn. Wir vertragen an der Hand dieser Frenen, welche der verbienstvolle Alterramsforscher Hauptkonsultantverwalter Wrenk, nimmehr in Menningen, im Jahre 1860 genau kopierte, eine fortlaufende, ununterbrochene Bildergalerie zu formen, welche uns in der gründlichsten Weise die mannigfachen Veränderungen vor Augen fñrt, die die Frentracht jener Gegend seit 350 Jahren erfuhr. Die Zusammenfassung gibt die überausgenüßten und merkwürdigsten Ergebnisse. — Wie behäbig und würdig schreitet doch das erste Paar einher; die Frensorgfalt und Korbwerke des Kostüms ließe uns den Stand der Leute nicht erraten. Es ist der Frenhaber Anbosi Besser zu Frensdorf und seine Frenfrau Regina, so sich noch Stollsd verweilt 1665. Die Frenkleidung der beiden zeigt hohen Wohlstand. Anbosi Besser ist fast kokett frisiert, er kreuzt weißer Frenbrunn gen wird mit Frenschönen zusammengeknüpft; der Frenknechtne Frenstochter ist am Frenbogen gefehlt und trägt die gelbe Frenge hervortreten. Seine Frengehatin Regina hat ihre Frenkleidung Frenschönen Frenkleidung. Ihre Frenschönen hat ist eine Frenschöne Frenkleidung der Frenge, welche sich nahezu 150 Jahre erhielt. Dieser

Hut, von dem mehrere Exemplare ausbewahrt sind, vor in Wirklichkeit kein Hut, nur Häret; er besaß keine Höhe, der Cylinder war nicht hoch, sah unmittelbar aus der ununterbrochenen Schärbe, die mit Bandern u. dgl. krautig an dem goldgefilzten Nubden befestigt war, welches die eigentliche Kopfbedeckung bildete. Die Botstafel dem Stalkoff ist eine der ältesten Darstellungen, und Fran Regina Kefier war mit den neuesten Erscheinungen der Mode wohl vertraut. Die Kleidung der Dame ist schwarz, der Schurz weiß; an der Seite hängt an zierlichem Gehänge der Köcher mit dem Gesäße.

Erst und schließlich trat und ein zweites Paar noch einem Vorbilde in der Kirche zu Ering entgegen; doch sind es nur einfache Bauerleute, „der Bauer Schmaldorfer von Geleispöden, so in schwerer Krankheit gelogen. Apollonia seine Frau und Kinder od. hieß Verlobniß sein“¹⁾ in hernach bößter worden im 1649 Jahr. Das Paar ist in tiefes Schwarz gekleidet und trägt die steife Halskrause mit dem Knistende gewähliger Patrizier irgend einer Reichsstadt.

Zwei Mittelbaltische Inschriften aus der Pflast. Bei einem wissenschaftlichen Streifzuge nach Altlettland gelangte Referent im September 1891 auch nach dem päpstlichen Städtchen Kirkel, das etwa 2 1/2 Stunden nordwestlich von Zweibrücken liegt. Witten im Fortie, dem ausgehenden „Kirkeiler Walle“, erhebt sich hier auf freistehendem Hügel²⁾ eine gedrochene Felsde der Mittelbaltische, Schloß Kirkel; noch tragen zwei Turmstümpfe zum Himmel empor. Das Schloß selbst sprengten die Franzosen 1689. — Am Eingang war von Herzog Johann I., des Sohnes von Herzog Wolfgang von Zweibrücken (Johann I. regierte 1569—1604), das Wappen der päpstlichen Mittelbaltische, der gekrönte Löwe, angebracht worden, mit zwei Inschriften, welche in deutscher und lateinischer Sprache des Wappens Ursprung in selbstgemachten Versen schilderten. Leider sind Wappen und Inschriften eine Beute der wüthigen Zerstörung geworden. Um so mehr war Referent erfreut, im Orte selbst noch zwei andere Inschriften zu entdecken, welche des gelehrten Herzogs Johann I. und seiner Gemahlin Magdalene (gestorben 1663 zu Weisenheim) Andenken auf die Hochwelt bringen.

Die eine Inschrift ist am Fuße der Burg neben einem Thore eingemauert. Der Besizer heißt Ludwig Berndt. Die Platte, aus Sandstein gefertigt und mit Hand versehen, hat 78 cm Breite und 40 cm Höhe. Die lateinische Aufschrift hat folgenden Wortlaut: MAGDALENAE · D · G · DUCISSA · IVLICENSIS · & CLIVENSIS · & BERGINS · COMITISSA · DE · MARK · & RAVENSB · DOMINA · IN · RAVENSTEIN · EIVS · CONIUNX · AO · CHRISTI · 1566 ·

Zu deutsch:

„Der Magdalene, von Gottes Gnaden Herzogin von Jülich Cleve und Berg, Gräfin von Mark und Ravensburg, Herrin in Ravensstein, seiner Gemahlin im Jahre Christi 1566.“ —

¹⁾ Dabei wohl der Name: circular = „Kirkel“ = Firtel.

Das Feudalort hierzu sind sich in einer noch Bekken zu ziehenden Zeitgenosse des Ertrahens am Hause des Kananen Spieler. Die Tafel ist farnovra der abigen getilbt und hat 70 cm Breite und 40 cm Höhe. Ihr Text lautet also:

IOHANNE · D · G · COM · PAL · RHINI · DUX · BAVA · ET · BIPON · COMES · IN · VELDENZ · ET · SPONHEIM · ANNO · CHRISTI · 1 · 5 · 9 · 5

In deutsch:

„Dem Johannes, von Gottes Gnaden Fürstbischof bei Rhein, Herzog von Bayern und Zweibrücken, Graf in Weibenz und Spouheim im Jahre Christi 1595.“ —

Der Tertio Magdalene und Johannes (für Johannes³⁾) auf beiden Inschriften deneit, daß beide Inschriften zum Andenken an die erlöschten Ehegatten hier am Eingang zum Schloß Kirkel gesetzt wurden, denn daß beide Inschriften vom Schloße her rühren, das weiß die mündliche Tradition noch sicher zu berichten. Nach J. W. Lehmanns „Geschichte des Herzogtums Zweibrücken“⁴⁾ S. 402 ließ Herzog Johann I. Burg Kirkel, seinen Verlobungsortenhalt, 1597 erneuern und teilweise erweitern. Nach obigen Inschriften fällt jedoch diese Arbeit schon ins Jahr 1595. — Horrer S. Jung bei in seinem „Küchlein Kirchel-Neuhübel“ S. 13 beide Inschriften schon 1874 veröffentlicht, jedoch nicht ganz richtig. —

Beide wohlerhaltene Inschriften verdienen, zum Andenken an den tüchtigen Herzog Johann, den Vater Karls I., des Stifteres der Birkelieder Linie, sowie an seine Gemahlin Magdalene, die würdige Mutter Johann Kohmirs, des Stifteres der Linie der Mittelbaltische Zweibrücken-Lieburg, die den schwedischen Thron bestiegen haben (Karl X., Gustav, Karl XI., Karl XII.) in ein öffentliches Museum des Königreichs Bayern verbracht zu werden. Dr. Mehlis.

Alte Sinsprüche aus einem alten Nürnbergger Trachtenbuche.

Unter dem Schürler, der eine der Leinwandfalten trägt, steht: Die Lust und Lieb zum Hören kann bringen mich zu Ehren.

Unter einen mit Schildchen besetzten Spruchsprücker⁵⁾ (bei Hochzeiten u. s. m.) steht: Schaut an mich eben

Ich kann euch schöne Reime geben.
 Das zeigen diese Schilm, wie ich hat verkommen
 Ich hab sie all von denen iblehen Handwerken
 überkommen.

⁵⁾ Der Romanische der Titel ist eine Ungenauigkeit bei Zeit.

Beilagt: 1) Zwei cm Durchmesser. Eine oberhalb der Verlobungstafel. Nach einer letzten Begreiflichkeit nach des H. v. Schilling. (Schil) — Wälder der Wälder aus Berlin als eine Wälder. Des H. v. Schilling. (Schilling) — Ein Wälder des Wälder. Schilke. Schilke des Wälder. (Mit zwei Wäldern) (Schil) — Hat der Schilke bei Schilke in Bayern. Des zwei Wälder. — Eine Wälder. Ein Wälder und Wälder. — Schilke und Schilke. (Mit zwei Wäldern) — Zwei Wälder der Wälder hat der Wälder. — Wie Wälder hat man ein Wälder Trachtenbuche.



N^o. 13.

Wieder abwärts über Gumbach und dann durch die Buchbäume zum Thale des St. 3. für das Caserol besorgt werden. — Bei einem künftigen Besuche wird der Verf. über die Verhältnisse nach ein Gutachten abgeben.

3. Jahrgang 1892.

Im Jahre 894.

Von Lubwig Hopf.

1.

Die Sonne hat den höchsten Stand erreicht, die Natur ihren reichsten Schmuck entzohlet. In üppiger Regensfülle wogen die Fluren, das duftende Korn, der hellgrüne Flauch, in dem da und dort die milchblauen Blüten prangen. Die Wiesen sind mit einem bunten Flor überzogen, Sterne, Dolben, Hippen schwanen in der jächelnden Sommerluft durcheinander, überragt von dem Abbilde des Tagesgefürns, der heißspendenden, die Saat schühenden goldgelben Blume, die zur Sommerwendzeit aufgeföhrt, der Landmohn an seinen Beeten und in der Wohnung aufsteht, damit alles Übel ihnen fern bleibe¹⁾.

Nun wird der sonnige Einzug der Regenszeit des Jahres nach alter Sitte von der dankbaren Menschheit gefeiert. Dem Walde abgerungen ist das reich bebaut Ackerland und der Wiesengrund, den ein vielgebumenes Wäldlein, die Losnig, durchplätshert; die alten von mächtigen Laubbäumen überwölkten Höhe des wendischen Dorfes lassen erkennen, daß hier schon seit Jahrhunderten der Pflug durch das Land geht. Inmitten der einzeln liegenden Gehöfte, die aus Ulmen- und Lindengrün die moosigen Fiebel strecken, auf freier Pflanz, steht ein hoher, kahler Fichtenbaum aufgerichtet, mit rotem Bande bewimpelt, und um den Stamm ist aus Brettern ein geräumiger Tanzboden aufgeschlagen, dessen Einfassung, gleich den Pfosten der Eingangstür, ein Gewinde von Fichtengrün umhüllt, das in der Sonne angenehmen Duft verbreitet. Pfeifen- und Saitenklang tönt lustig aus dem überdachten Aufbau, in dem die Spielleute sitzen.

Der freudige Ruf der Dorfjugend ist längst vorüber, der Lantanz derselben mit dem behänderten Lauchweide, der mit jedem Paare der Reihe nach herumgewirbelt, beendet, und eine dicke Menge fällt den Bretterboden, bald im sanfter wogenden Tanze sich bewegend, bald schreitend. Immer sind die Glieder nach dem Takte der Musik in Regelmäßigkeit, die Tänzer — stampfend, singend oder jauchzend — und die Tänzerinnen trennen sich und drehen sich einzeln im Kreise, lassen sich wieder, und do und dort wird eines der Mädchen hoch emporgehoben²⁾.

Nicht allein aus den umliegenden wendischen Dörfern, auch aus den zwischen diesen zerstreuten einzelnen fränkischen Niederlassungen haben sich die jungen Leute zu der Lustbarkeit eingefunden, lebhafte freilich größtenteils nur als Zuschauer. Denn es scheint ein besonders freundliches Einvernehmen zwischen den beiderseitigen Volksgenossen nicht zu bestehen. Die Wenden, denen das Fest gehört, bewegen sich mit Selbstgefühl, ja Übermut, und bei dem kleinsten Anlasse ist aus wendischem Munde das Scheltwort: „Du wäster Ueist!“ vernehmbar³⁾.

Eben endet die Musik mit einem schrillen Klang. Die Jünglinge entlassen die Mädchen bis zum Beginn des nächsten Tanzes mit einem kräftigen, laut schallenden Houbtschlag, und die dicke Reibe der Paare löst sich in eine durcheinanderwogende Masse auf.

Drei Mädchen, die Arme gegenseitig um die Hüften oder über die Schultern gelegt, suchen sich den Weidenbaum zur

¹⁾ Tanzweise, wie sie noch heute bei den „Waldtänzen“ üblich ist.

²⁾ Koch in neuerer Zeit im bayerischen Regenzland gebräuchlich gewesen.

³⁾ Insonnblüthe (Arnica montana).

Dedung auf, um hier die letzte Pause unbeschäftigt verbringen zu können. Es sind schmale Dorfkiner, welche die weibliche Festtracht wohl kleidet. Ein dunstlos Kopfstuch mit hellfarbigen Blumen, wie sie kunstfertige Hände überall in der slavischen Welt zu wicken verstehen, umstößt um dem Tanze gedrehten Gesichter, die Schläfen zieren silberne, an einem Bande befestigte Ringe, das weiße Bindengewand mit bauschigen Armen ist am Halse geschlossen und hier mit einem bunten Saume verziert, während von einer Kette von Perlen, wie sie aus der Lidschneidung geflochten werden, dergleichen zierliche Schreien von Erz auf den Wafen herabfallen, den auch ein ausgebreiteter Blumenkranz schmückt. Um das Kleid ist von den Hüften abwärts ein kurzer brauner Überwurf geschlungen, in den wiederum Armbänder eingewoben sind¹⁾.

Es läßt diese fast morgenländische Gewandung die Zudinner sofort von den draußen um den Tanzplatz geschritten oder insolge der Aufmerksamkeit eines weiblichen Burschen hier und da in Reihen befindlichen Frauenmädchen unterscheiden.

Während aber zwei der Jungfrauen mit dem Ausdruck vollster Festesruhe die Augen über das Gemüth hinstreifen lassen, ist der inmitten derselben stehenden dritten anzusehen, daß sie die Belegung ihrer Gesichtsmiene nicht theilt. Ein fast schwermüthiger Zug ruht auf dem garten Antlitz und die Blicke des Mädchens schweifen wie im Traume hinaus in die Ferne.

Ein junger Mann tritt auf sie zu. Aus dem gedrückten Gesichte von echt slavischem Typus blicken ein paar dunkle Augen in wilder Laune, ein schwarzer Bart säumt die aufgeworfenen Lippen. Auf der Nüze von Wardenfell steckt eine Geierfeder und ein knapper Hock umschließt die gedrungene Gestalt. Das Mädchen schert sich nicht zusammen, als sich diese stehenden Augen in die ihren bohren.

„Nun Lada“, spricht der junge Weibe, „was ist mit Dir? Schon wieder träumen und schweigen, statt lachen und jubeln wie die anderen! — Mädchen“, raunt er ihr leiser zu und seine Augen glänzen unheimlich auf, während er sie am Arme faßt und einen Schritt seitwärts zieht — „Dir fehlt der atzige Flachspol von Friedmannsdorf droben, der Frankenhund, den ich erwürgen könnte vor Deinen Augen! Dorum freilich durfte Dich Bogol nicht zum Tanze führen — das Zartenkind, psi! hängt an einem Christen! — Laß Dir etwas jagen, Lada“, fährt er kochhaft fort, „Din Vergnügen scheint heute nicht groß zu sein, ich werde Dir daher wohl mit der neuesten Nachricht den Tag nicht verderben. Wir werden heuer viel zu thun bekommen. Nach dem Karnschmitt gibt es — Christen zu mähen. Da heißt's, die Sichel schleifen! — Snotoplus, der große Fürst und Held im Lande Wozozna“, ist im Anzuge, untrer Brüder zeichnen und über die Sala betrübt die Hand, und den vernünftigen Franken, die sich zwischen und herein gedrängt, ist der Untergang geschworen. Mit Feuer und Schwert werden sie vernichtet, ihr Name wird ausgesöhnt werden, bevor noch der Winter ins Land kommt. Den hochhaarigen Schächer aber, den werde ich, Bogol, dann mit eigener Faust fassen, mir sei er vorbehalten — und

statt der schwachenden Lada wird ihn* — er deutet dabei häßlich auf den haben dunkelbraunrothen Gehirnzug, der die Landhüfte nach Süden zu abschließt — „ja, erschröde nur, atztrünnege Sordin, weid ihn der Schere!“ empfangen. Wehe dann aber auch Dir, wenn das Gericht kommt, Du Heuchlerin, soeren Du Deinen Sinn nicht bald ändert. Dente an Bogol, den Verkschämten!“

Die Musik beginnt — ein Jahrgrei der antretenden Tänzer, an deren Arm sich im Nu ihre Mädchen hängen, unterbricht den Fornen. Er ist im Gedränge verschunden — Lada steht allein, una Jähren rullen ihr über die Wangen. Unbewußt verläßt sie den Tanzplatz, um das eierliche Haus auszuweichen. —

Am Saume des Fichtenwaldes liegt er, von einer mächtigen Ulme, von Linden und Ahornbüschen überschattet, der langgestreckte Bauernhof, in dem Ladas Vater mit seinen drei Kindern haushält. Das Mädchen weiß hier die Einsamkeit zu finden, deren sie bedarf — der Vater sitzt in der auf dem Festplage erbauten Strohütte, in der die älteren Dorfbewohner bei einem Trunk, wie er aus Gerste bereitet wird, sich vergnügen, die kleinen Brüder treiben sich mit andern Kindern herum. Sie läßt sich in das beschattete Grün nieder und ergibt sich stillen Sinnen.

Ihre Mutter, deren Ebenbild Lada ist, hat sie bereits vor sechs Jahren verloren. Sie ersetzt am deren Stelle im Hausweien und in der Landwirthschaft. Der Vater, ein gutmüthiger Mann und der ruhigen Dorfbewohner einer, kümmert sich nur um sein Viehstam, dessen Erhaltung und Vermehrung seine einzige Sorge ist. Von der Mutter aber hat Lada ebenso wohl die geistige Regelmäßigkeit als die Güte des Herzens und vor allem die innige Liebe zum Christentum geerbt. Ihr Ahrue war Christ geworden und hatte ein Frauenmädchen um Weibe genommen; während aber die heilige Lehre unter den Slawen durch die unausgesetzte Einwanderung heidnischer Siedler und bei dem Mangel eines die Glaubensgenossen vereinigenden und festigenden Gotteshauses bald wieder brach vom Heidentame überwacht war, daß die männlichen Familienglieder sich offen zu den alten Göttern bekamen, glom im sonstigen Frauenherzen der empfangene göttliche Funke, sorgsam vermahen, fort bis zur Enkelin Lada, die nun seine treueste Väterin wurde.

Wie konnte sie da einem wilden, heißblütigen Wenden, wie es Bogol war, ihr Herz zuwenden? — Bogol haßte die Christen, um so mehr aber, seitdem er die tiefe Reizung Ladas zu Gorbomar, einem Bauerjohne der fränkischen Siedelung Friedmannsdorf, entdeckt hatte.

Die Franken feiern das gliche Sommerfest wie die Wenden. Die Sitten beider Völker haben sich in solchen vermischt. Mit dem Symbol des entfalteten Reichthums der Natur: des geschmückten Laubzweiges, mit dem der Felsbaum umtanzt wird, wurde die amnütige weibliche Tanzweise von den Franken angenommen, während das Umschreiten des Plages seitens derjenigen, welche eben vom Tanze aufstiegen, so daß abwechselnd immer ein Teil der Poare tanzt und ein anderer schreitet, ein altgermanischer Brauch ist. Bei Franken und Wenden wird der Maientanz alljährlich in einem andern Dorfe abgehalten, in Zeiten einträchtigen Zusammenlebens,

¹⁾ Hier wurde zum Teil das Bild der Scleriana aus dem Osmogor Barium Kaiser Friedrichs II. (s. Schlotter zu München) zur Grundlage genommen.

²⁾ Mädchen.

¹⁾ Heidnischer Epikopriete.

wie während der letzten Jahrzehnte, wurde auch das Fest gemeinsam von den beiderseitigen Volksgenossen begangen. Nun aber begannen die Elemente sich zu fahnen.

Es war im vorigen Sommer, am Waientang in Friedemannsdorf, als Garbomar und Lada sich kennen und lieben lernten. Der fränkische Bauernjahn, ein schlanker, elastischer Bursche mit blauen Haaren und blauen Augen, wie sie Lada

bejaß, hatte sich die schmutze Wendin zur Tänzerin erkoren und sie auch in lauer stiller Nacht, unter Sterndurchfuntem Himmel, zur Heimat geleitet. Wie sich da die beiden Herzen verstanden, wie sie erkannten, daß sie zusammengehören fallen für immer — in jedes war es mit galbener Schrift unauflöslich eingepreßt!

(Fortsetzung folgt.)

Die Grafen Wrbna zu Freudenthal.

Historische Skizze von Heinrich Leber.

Das Hand benevel und yreit ich laut
Das empfangen hat eine liebliche Braut.

Die sieben Worte eines alten deutschen Hochzeitsliedes, sie können in diesen Tagen froh im Munde. Eine Tochter unseres erlauchten Königs. Hawes schmückt sich mit dem besten Kranze der Myrte, um zum Traualtar zu schreiten. Ihre Königl. Hoheit Prinzessin Elvira vermählt sich mit dem Grafen Rudolf Wrbna zu Freudenthal.

Das Land fühlt sich mit seinem Königshause zu innig verbunden, um nicht mit lebhaftem Interesse nähere Mittheilungen über das alte Grafengeschlecht zu vernehmen, welches soeben in seiner Reihe eine Prinzessin des Wittelsbachschen Königstammes empfängt.

Die Geschichte der Grafen Wrbna verliert sich in die fernsten Jahrhunderte. Lange bevor Schrift, Pergament und Inschriften auf Denkmalen u. dgl. uns die Namen des Geschlechtes überlieferten, ist es Frau Soge, aus deren Märgen und Nieren der Name und entgegenstamm.

Die Wrbna führen im Wappen einen goldenen Luerwallen im blauen Schilde; aber und unter dem Wallen stehen jedesmal drei goldene Ästen nebeneinander. Auf dem Schilde trägt der gekrönte Helm eine goldene Säule, durch welche ein schräger, links in die Höhe geleiteter Pfeil hindurch geht. Während nun die Heraldiker in der Säule den Weidenbaumstamm als sprechendes Namenssymbol der in Polen verbreiteten Wrbna, die sich dort Wrbna und Wrbzöna nannten, erblickten, hat Frau Soge sich eine ganz häßliche Dystarie erkoren, die von Mund zu Mund ging, bis sie endlich in die Bücher ihren Eingang fand.

Ein Ahe des Geschlechtes, Held Weboßlaw, habe wahrscheinlich unter Kaiser Otto I. in Italien und Frankreich mit großem Ruhme gekämpft; sein Wurfspieß streckte in den Straßen Roms den römischen Feldherrn aus dem Hause der Colonna nieder. Zum ewigen Andenken verließ ihm der Kaiser die durchbohrte Säule (colonna) als Helmzier. Und der französische König ehrte die Tapferkeit des kühnen Helden, indem er nach Weise der Tafelrunde den Brudernamen mit ihm wechselte und die drei Königstitel Frankreichs unter die Säulen setzte, worauf der Kaiser die drei Ästen oberhalb beifügte. Der Historiker, welcher Frau Soge in ein Kreuzverhör nimmt, wird allerdings ihre Angaben insbesondere bei einer Prüfung an der Hand der Jahreszahlen als nicht beweiskräftig gelten lassen können; aber er wird zugestehen, daß das Wappenschild und die Soge gewöhnliche Anbetungen bieten, daß die Wrbna einem alten Dynastienhause entstammen. Er wird Frau Soge aus dem Verhöre mit der dringenden Mah-

nung entlassen, in Zukunft mit den Jahreszahlen gewissenhafter zu sein. — Wären wir ein genealogisches oder heraldisches Fachjournal, so müßten wir genau über das Verkommen des Wappens und seine Wandlungen berichten. So verzeihen wir nur, daß sich der erste Siegelgebrauch im Jahre 1250 findet, bei einer Urkunde für die Stadt Breg. Wir registriren die sinige Wappenbezeichnung (Heinrich) v. Wärben, Oberlandkammerer des Fürstentums Trappau; „Wassecky vcezy do Czinnu“. (Alles währt nur eine Zeit).

Die Grafen Weyzel, Georg, Stefan und Bernhard zu Wärben und Freudenthal erhielten 1624 das Verrecht, über ihrem Wappenschild eine königliche Krone zu führen.

Es würde die Leier ermüden, wenn wir sie einladen wollten, mit uns in Urkunden nach dem ersten Vorkommen des Namens Wrbna zu suchen und nach dem Zusammenhang der thüringischen und schlesischen „Wärben“ zu forschen. Zahlreich tritt uns der Name in schlesischen Urkunden des 13. Jahrhunderts entgegen. Ein Mikalaud de Wrbina war am 26. Oktober 1202 Zeuge bei der Heiligigsprechung der hl. Hedwig von Schlesien. Die Urkunden des 13. Jahrhunderts zeigen uns die Familie in regem Verkehr mit den schlesischen Landesfürsten, bei denen sie in Kastellan- und Hajmarschallämtern bedienstet standen. Gegenüber ihren Vasallen und Unterthanen bedienen sich die Comites (Grafen) de Wrbina des Titels „Wir“ in den Urkunden. Das Endergebnis der Forschungen führt der Genealoge Graf Ebdner treffend in folgende Worte: Die Grafen von Wrbna lassen sich in ihrem Verstande mit dem Familiennamen und dem Grafentitel als ein Dynastengeschlecht höchst wahrscheinlich im Burggrafentum Weifen, ferner zuverlässig als das älteste schlesische Grafenhaus über die Epoche von 700 Jahren bis 1147 bezeugen, mit der Führung ihres beinahe unveränderlichen Wappens am 620 Jahre bis 1261 vollständig nachweisen. Das Geschlecht der Wrbna hat seiner Bedeutung gemäß an den Ereignissen der Geschichte hervorragenden Anteil genommen. Wir wollen in gedrängtester Kürze die merkwürdigsten Bilder ihrer Ahnreihe betrachten.

Im Jahre 1241 wälzt sich wie eine verderbende Sturmflut ein ungezähltes Heer der Mangalen unter Batu-Chan an die deutsche Grenze. Nur ein Häuflein schlesischer und polnischer Ritter unter Herzog Heinrich II. weilt sich ihnen entgegen und findet in der Schlacht bei Wobbslitz, nahe bei Biegnitz, seinen Untergang. Ihre fast abermalige Tapferkeit hätte vielleicht den Sieg errungen, wenn nicht die Mangalen eine Kriegsmaschine hätten spielen lassen, welche „Wendensantzig bröck, Feuer spie und erstickenden Rauch und Qualm verbreitete“. Ersticktoden über den Heldenstern der deutschen

Männer lehrte der Chan wieder gen Osten zurück. Auf dem Felde der Ehre lagen die Leichen von Stephan und Andreß Werbna. 1536 verteidigt Hieronymus von Würben Stadt und Schloß Ritsch gegen König Johann von Böhmen, 1586 wird Johann v. Werbna an den Pal von Nagorn geandt, damit er und sein Vetter Johann v. Weßlein Weßlein sein für die Königtochter Hedwig, die Braut Jagellus von Litauen. 1454 fällt Graf Johann von Werbna mit dem polnischen Reichsfeldanzler und vielen Starosten in der Schlacht von Chonih gegen die Deutschherren. Albert Graf von Werbna getöt in Gefangenschaft der Tataren und trägt viele Jahre die Sklavenfesseln. Die Hussiten empfangen wiederholt die Schärfe des Schwertes der Werbna; insbesondere wird Hynfa v. Werbna genannt, der mit Erfolg seine kleine, aber kühne Schar gegen Protop den Großen führte (1431). 1522 wird bei Uffegg in einem Treffen gegen Sultan Soliman Albert Graf v. Werbna von den Türken geangen.

Mit Georg Grafen Werbna tritt die Familie zum ersten Male in Beziehung zu den Bittelöbadoern. Er wird einfluß der Günstling Kaiser Rudolfs II., des Erzherzogs Maximilian, gewesen, welcher dem schwedischen Prinzen Sigismund die polnische Königskrone streitig machen wollte, aber in der Schlacht von Wisnypic, 25. November 1588, aufs Haupt geschlagen und gefangen genommen wurde. Georg v. Werbna teilt sein Schicksal. Als die böhmischen Biren ausbrechen, da erheben sich auch Währern und Schlesiens Stände gegen Habsburg, und Georg v. Würben trat an ihrer Spitze als ihr „Direktor und Defensar“ und erschien als ihr Abgeordneter vor dem Bittelöbadoer Friedrich V. von der Pöls, ihm Böhmens Krone zu bringen. Als Kaiser Ferdinand nach der Schlacht am Weißen Berge in Böhmen juchbares Gerücht hielt, wurde Georg in den Kerker geworfen, das Todesurteil und Konfiskation der Güter gegen ihn ausgesprochen. Die Hinrichtung fand nicht statt, denn Georg starb zuvor im Gefängnisse am 20. Mai 1625. Sein Sohn Johann Georg trat in den Orden der Jesuiten; seine Tochter Judith Hedvka Eleonara wurde die Abbtin der Fürstin Lamberg. Sein Bruder Johann zog in die Verbannung, lebte dürftig und kümmerlich in Holland und Brandenburg; dessen Sohn glänzte durch Gelehrsamkeit und wurde Rektor Magnificus der Universität zu Jronsfurt a. d. Ober. Im Gegenjage zu den beiden Vorfahren stand Wenzel v. Werbna in unerschütterlicher Treue zum Kaiser, dessen Guld an ihm süßte, was die Strenge an den anderen Zweigen

der Familie geschädigt hatte. Kaiser Ferdinand II. erhol ihn am 6. August 1642 in den Reichsgrafenstand, „da er in der ganzen Rebellion standhaft geblieben, dann wegen seines uralt angehehenen Geschlechts, auch weil dessen Vorfahren früher schon sich des Grafenstandes bedient und ihre Vettern in Polen sich nach demselben erfreuen“. Am 20. September 1648 erfolgte ein neues Diplom, die galdene Bulle. Sie besteht aus 28 Punkten, welchen die einjigen geschloßlichen Palatinatsfreisreiten und Privilegien, wie sie ehemals den höchsten Adelsfamilien erteilt wurden, zu Grunde liegen. Sein Sohn Johann Franz vermählte sich mit Gräfin Theresia Mariniq. Sie erhielt 5000 fl. rheinisch Heiratgut; der Bräutigam widerlegte die Gabe mit 12500 fl. und machte der Braut 37500 fl. zum Geschenk. Er sicherte ihr zur Kleidung monatlich 1000 Reichsthaler, ferner 10000 fl. Kleinodien und Schmud zu. Johann Franz starb als oberster Kaugler von Böhmen am 22. August 1706.

Ein kühner Degen war Georg Stefan, f. l. Generalfeldmarschall-Lieutenant, † 9. Februar 1692. Er hatte im Dreißigjährigen Kriege unter Wercz, Hapsfeld und Rantecucci, dann im schwedisch-polnischen Kriege und gegen die Türken gekämpft. Von seinen neun Söhnen starben zwei in den Türkenkriegen. Sein Sohn Ferdinand Christian vermählte sich mit Maria Sibylla, Herzogin zu Haltsien-Sanderburg, Urentelin des Königs Christian III. von Dänemark.

1745 findet die erste Verbindung der Grafen Werbna mit bayerischen Geschlechtern statt, indem sich der Feldzeugmeister Ludwig Wilhelm mit Maria Anna, verwitweten Gräfin von Dünigen-Wallerslein, geborenen Gräfin Fugger-Jinneberg, vermählte. Im Dreißigjährigen Kriege zählte das gräfliche Haus dem Vaterlande den Blutopf, indem Graf Karl Wenzel als Generalmajor in der Schlacht von Breßlau am 22. November 1757 den Heldentod starb. Einer der bedeutendsten Männer des edlen Hauses ist Graf Rudolf, Oberstkämmerer, gestorben am 30. Januar 1823. Die Schilderung seiner Verdienste, insbesondere als Landeshöfkommissar bei dem Einjalle der Franzosen 1805, würde einen getanderten Artikel beanspruchen. Als Kaiser Franz seinen Tod erfuhr, am 22. er tief erschütterter: „Ach verliere an ihm einen Freund, der durch 20 Jahre seiner Ehre dorein setzt, mir im Glücke wie im Unglücke unverwunden die Wahrheit zu sagen“. Es verdient, bemerkt zu werden, daß Graf Rudolf Ritter des Goldenen Nfisses und des bayerischen



Wappen der Grafen Werbna zu Freudensthal.
Originalzeichnung von L. v. Holzschauer Reg. Ober

Huberts-Ordens war. Das goldene Blech trugen im Laufe der Jahre vier Grafen Wrbna. Nicht unerwähnt bleibe Graf Ladislaus Wrbna, der am 7. Juli 1793 bei Longville den Heldentod fand, nachdem er an der Spitze von 60 Kavallerie-Dragnern 500 Franzosen niederschloß und ein österreichisches Bataillon aus der Gefangenhaft befreit hatte.

Diese wenigen Zeilen bieten nur ein ansehendes Bild der Größe des Hauses. Dieje ergibt sich aus der, wenn auch unvollständigen Zusammenstellung der edlen Familien, mit welchen die Wrbnas in Blutsverwandtschaft getreten sind. Wir nennen die Adensperg und Traun, Aretzperg, Chorinski, Chotel, Colredo, Dahna, Erdedy, Fürstenberg, Gallas, Harberg, Hangwig, Holstein-Sonderburg, Hoyos, Kagenetz, Komny, Kinsky, Kalowrat, Lamberg, Pechtenstein, Lubkowitz, Marzini, Ruffo, Walczel, Hierotin.

Wir begannen mit einer Sage und wollen mit einer Sage schließen. Der Historiker Erni lebte nach Wallensteins Tode auf dem Schlosse des Grafen Max Waldstein. Er wurde aufgefodert, einem jungen Grafen Wrbna das Horoskop zu stellen. Er prophezeite ihm, er werde nach drei Jahren in Währen durch einen Löwen seinen Tod finden. Man lachte ab der kuziosen Weissagung, aber als die Frist sich nahte, verschloß man den Grafen sorglich in seine Zimmer. Jörnig und erbittert, nicht mehr an den Freunden der Jagd teilnehmen zu können, hieb er mit der Faust auf ein im Zimmer hängendes Bild. In der Ecke unten war ein von Löwen gehaltenes Wappen, die Leinwand riß und ein verborgener Nagel drang hervor und verletzte die Hand. Die Wunde verschlimmerte sich rasch, und der Tod durch Blutvergiftung bewährte seine Prophezeiung.

Wir scheiden von dem edlen Hanse der Wrbna, um eine kleine Wanderung durch die Kriemhilde des Königs Hauses der Wittelsbacher anzutreten. Kaiser Jued ist hierbei ein besonderer. Von der Größe und Erhabenheit des Wittelsbacher Stammes erzählt ja jede Nummer des „Bayerland“. Der Genius der Genealogie soll diesmal unser Führer sein.

Wir haben längst die Verbindungen des Hauses Wittelsbach mit dem Hanse Bourbon aufgezählt und heute wollen wir den mittelalterlichen Stammbaum durchforschen, wie oft das hohe Herrscherhaus mit geistlichen Familien in Blutsverwandtschaft trat.

Wir beginnen mit Otto I. Er selbst führt Agnes, die Tochter des Grafen Ludwig II. von Loos, zum Altare; seine Töchter wecheln die Hände mit den Grafen von Wasserburg, Blain, Weiden und Jätzpen, Dillingen, Soburg und Cham, Ortenburg. In glühender Leidenschaft wirt Ludwig der Reimer um Ludmilla, die reizungslose Witwe des Grafen Konrad III. von Bogen und löst seiner Liebe Schwur am Traualtar. Seine Enkelin Sophie vermählt sich mit dem Grafen Gebhard von Sulzbach und Kirchberg. Margaretha, die Tochter Kaiser Ludwigs des Bayern, Witwe des ungarischen Königs Johannes Estjan von Anjou, Herzog von Kroatien und Slavonien, findet in der Verbindung mit dem Grafen Gerlach von Hohenlohe neues Lebensglück. Die Tochter

Erzbis des Saftmütigen einigen Wittelsbach mit den Grafengeherten von Gilly und Leininger; am niederbayerischen Herzogshofe zu Landshut werden um Weizsianen Graf Poppon von Penneberg, Graf Albrecht von Dols, Graf Heinrich von Ruroch und Ortenburg, die Grafen Heinrich und Johann Heinrich von Würz, und Herzog Friedrich der Weise erklärt Gräfin Anna von Neuffen, Griebach und Warstein als sein ehelich Gemahl. Wilhelm I. der Talle von Straubing-Holland vermählt sich mit Anna, Gräfin



Herzogin Agnes Prinzessin Maria von Bayern mit ihrem künftigen Gemahl Grafen Rudolf von Scharfstein.

von Dersch und Linteln aus dem Herzogshause Lancaster; Isabella, die stürmische Tochter Wilhelms II. erhebt als vierten Gemahl Franz von Borselen, Grafen von Overmantel zu sich. Estjan der Kurfürst von Bayers-Ingolsstadt ehelicht Elisabeth, Gräfin von Ulree, Witwe Reinolds von Hohenbuck, Borne, Sittert und Kowentzen. Unsäglicher Reichthum erwirbt Ludwig der Gebartete mit der Hand Annas, Gräfin von Roetagen. Ludwig des Haders Witwe, Margaretha von Brandenburg, vermählt sich morganatisch mit dem Grafen Martin von Waldsees. Auch Max Philipp, der Bruder des Kurfürsten Max I., wählte seine Gattin aus Frankreichs Adel, Mauritia Jébrovia de la Tour d'Auvergne. Dies die Verbindungen der 1777 erfolgten Ludovigischen Linie.

Jetzt erschreckt bilden wir auf den vielfach verzweigten Stammbaum der Rudolfigischen Linie. Wie sollen wir hier den Leser führen, daß er nicht durch die Wanderung ermüdet werde? Er möge und getroßt folgen; die Geschichte dieses Zweiges überträgt durch die Großartigheit ihrer Schicksale

die Ludowigische Linie bedeutend, und nimmer müde wird der Hübcr, ihrer Erzählung zu lauschen.

Den Reigen eröffnet bei der Hauptlinie eine Gestalt im ersten Gewande der Dominikanerinnen, Inngard, Gräfin zu Öttingen, Adolf des Reichlichen Witwe. In Kloster Liebenau bei Werns nahm sie den Schleier.

Die Linie Rosobach verbindet sich mit Hanau-Münzenberg und Riensel. Simmern-Sponheim vereint sich mit Nürs und Sarverden; Margaretha, Tochter Etians des Zweibrückers, wird als zweijähriges Kind mit Graf Emich VII. von Leiningen-Gartenburg verlobt, im Jahre 1426 entführt der Tod die achtjährige Braut. Wir finden ferner bei dieser Linie die edlen Namen Öttingen, Schwarzenberg, Erboch, Honau, Wied, Kuntel und Hienburg. Aus Thürnen und Stut starrt ein Kame entgegen, Sabina*, die edle Sabina von Bayern, Gemahlin Amaraël, Fürstin von Savre, Grafen von Egmond, enthauptet 5. Juli 1568.

Eine Prinzessin der L. Sulzbacher Linie verbindet sich mit Böhmen's Adel, die 17 jährige Prinzessin Sabine, Tochter Otto Heinrichs von Sulzbach-Hilpoltstein, Enkelin des großen Kriegshelden Palgraf Georg Wolfgang, vermählte sich mit Johann Georg Freyherrn v. Wartenberg, oberstem Erbschenken des Königreichs Böhmen, Herrn zu Rahrtsch, Reulshof und Böhmisck-Lippa. Ein Bündnis des Herzens war die Vermählung der Prinzessin Amalia Saboda, Tochter des Pfalzgrafen Johann I. des Districters, mit Jakob Franz, Vornam von Belharado, spanischer Gouverneur von Trix (2. Dec. 1638). Nach getreut wurde Charlotte Amalie, Tochter Friedrich Ludwig von Zweibrücken-Landenberg. Sie wurde am 19. Juli 1678 mit dem Grafen Johann Philipp von Hensburg-Offenbach verlobt, und schon 5 Tage später, am 24. Juli, fand die Vermählung statt. Wir finden die oben genannten Vornamen ferner verschmolzen mit Porcien-Braunmont, Hohenlohe, Rietberg, Öttingen, Leiningen, Dahn.

Auf drei Häuptern der Linie Zweibrücken-Kleeberg ruhte Schwedens Krone; der wittelsbachische Stamm schenkte in dieser Linie dem nordischen Heldenvolke drei seiner größten Könige, Karl Gustav, Karl XI. und Karl XII. Die Verbindung mit dem Nordlande tritt folgegemaß in den Heiraten der Linie wirksam zu Tage. Der Begründer der Linie, Joh. Kasimir der Schwede, vermählte sich zu Stockholm mit der schwedischen Königstochter Katharina, an deren Seite er im Dome zu Strensund ruht. Seine Tochter Maria Euphrasina wurde die Gemahlin des berühmten Reichsfürsten Grafen

Magnus de la Gardie zu Lofck und Arenöberg. Die innigen Beziehungen mit der schwedischen Aristokratie werden bekräftigt, indem Adolf Johann, Bruder König Karls X. zuerst Elisabetha Westa, Tochter des schwedischen Reichstruchsesses Grafen Peter Brahe zu Wisingenöberg, und dann Elsi Elisabetha, Tochter des Grafen Nikolaus Brahe, Witwe des schwedischen Reichsfürstend Erich Twingsterna ehelicht. Von den Kindern zweiter Ehe vermählte sich Prinzessin Katharina mit dem Grafen Christof von Spillentjerna und Maria Luise mit dem kurländischen und kungl. polnischen Oberrechnungsrat Christian Gattlad v. Gerodorf auf Lypach. Da wir bei Schweden verweilen, wollen wir hier die Verbindung des Pfalzgrafen Christian von Sulzbach mit Amalia Magdalena, Gräfin von Nassau-Siegen, Witwe des schwedischen Feldmarschalls Hermann Grafen Wrangel registriren.

Mit polnischen Familien verband sich Witeltsbach durch die beiden Gemahlinnen des Kurfürsten Karl III. Philipp von der Pfalz, Luise Charlotte, Fürstin Radwinick und Theresia Katharina, Fürstin Lubomirski.

Eine Prinzessin der Linie Sulzbach, Augusta Sophia, Tochter des Herzogs August, reichte am 6. Februar 1653 ihre Hand dem Fürsten Bezestowod Czeslaw von Lubomir, Herzog zu Sagan.

In strenger, historischer Gewissenhaftigkeit registriren wir die Verbindungen der Linie Weibenz mit Hanau-Öttingen, Falkenstein und den Wild- und Rheingrafen zu Kyrburg; Palz-Neuburg mit Fürstentum-Heiligenberg, Birkenfeld mit Hohenlohe-Neuenstein. Palgraf Georg Wilhelm von Birkenfeld vermählte sich mit drei Gräfinnen, mit Dorothea zu Solms-Sonnenwalde, Julia, Wild- und Rheingräfin von Daun zu Grambach, und in dritter Ehe führte er Anna Elisabetha zum Altare, geborene Gräfin v. Öttingen, Witwe des berühmten Reitergenerals des Dreißigjährigen Krieges, Grafen Walfriedrich Heinrich van Pappenheim. Nach dessen Tode in der Schlacht bei Lützen vermählte sie sich mit dem Grafen Johann Philipp von Leiningen-Gartenburg als dessen einziger Frau, um nach sechsjähriger Wittwenchaft von dem Pfalzgrafen getreut zu werden, den sie ebenfalls um vier Jahre überlebte. Birkenfeld-Bischweiler verbindet sich mit Helsenstein und Rechtenberg, Hanau-Richtenberg, Hohenlohe-Neuenstein und Gleichen und Happelstein.

Unser Wanderzug ist zu Ende; eine lange Reihe hoher Paare ist an uns vorübergezogen, möge alles Glück und alle Freude, die sie auf ihrer Verbendbahn empfanden, von Gott dem neuen Bunde befehlen sein.

Materielle Briefe aus Franken an eine Münznerin.

Von G. v. Verming. (Fortsetzung)

Wie mag es erst hier sein zur Winterzeit, wenn das ganze Thal, das wir dem Kirchhof aus vor uns sehen, bis jetzt an die Dächer der Häuschen versteinert ist? Wie viele werden dann dem Auf des Glöckleins folgen können?

Und doch ist der Ausblick von dieser Kirchhofmauer zwar kein heiterer, lachender, sonnengelbener, doch voll eines beschiedenen stillen Reizes, voll des ersten Friedens genüßsam bequämter Weltabgeschiedenheit.

Freilich die Steinach, die schöne, will — welche Schönheit wählte das auch? — nicht im Verborgenen bleiben, sie

eilt, was sie kann, aus dem hochumschlossenen Kessel und weiter aus dem engen, fälschlich einzigen Thale hinaus zu kommen. Aber sie muß noch mehr als ein Ständlein laufen, bis sie endlich bei Sophienthal eine breite, von Menschen bebante Ebene erreicht. Durch diese treibt unser eitles Bergkind jetzt mit stetig geschämter Hast ihrer Vereinerung mit dem klaren Maino und dem erlesenen „Stadtleben“ Bayreuth zu.

Wir folgen ihr nicht in ihrem Lauf, sondern wenden uns wieder in die Berge hinein, das schöne Thal der Wärmsteinach hinauf. Wirklich, das ist die fleißige Schopfer: emsig treiben

ihre klar rauschenden Wellen mancherlei einsam gelegene Werke — Ah! warum jähren Sie erschreckt zurück? Ist's wegen der großen Männergestalt, die von Kopf bis zu Füßen feurig rot daher kommt, als wäre sie eben der Hölle entflohen? Fürchten Sie nichts, der Mann hat nichts mit dem Bösen zu thun; das ist gerade der Bräutigam einer im Ländchen, der Pallastmeister der vor uns liegenden Glasfabrik (Pottierwerk). Wollen Sie einmal zusehen, wie hier Spiegelglasfabriken mittels Schmelz, Sand und jenem roten Thon, dessen malacisch leuchtende Farbe Sie eben erschreckt, durch die Kraft unseres Flüssigkeitsplatt geschliffen werden?

Füglich sollten wir freilich, bevor wir dem Schleißen der Scheiben zusehen, das Hofen derselben im nahen Ortchen Fichtelberg geschaut haben. Also denn frisch hinter in das Thal der Fichtelnaab geschritten. Wir kommen an einem zweiten, in friebamer Abwechslung diesmal katholischen Kirchlein vorbei, zur zweiten Hälfte der langen Thalanstiedelung, „Oberwauweineck“ genannt, gebüdig; wir werfen einen Blick in das prächtige Parkhaus der großen „Dorren“ des Thales, der Besitzer der Paterschütten, Trauselt, woselbst in einem Jahre mehr als eine halbe Million Unsig janzufinden, und worinnen von den Anwohnerinnen die bunten Perlen nicht nur als Vorben, sondern auch als Körbchen, Arm- und Halsketten, Paternoster zc. angereicht werden.

Weiter kommen wir bei dem wittlichen Gehöft eines echten Großgrundbesizers (240 Tagewerk, hauptsächlich Wald, da Feldbau nicht rentiert) vorbei, einer ganz verzweigten Erschließung in dieser Berggegend, deren größere Hälfte dem Staate gehört. Sorgen wir „glücklicherweise“, denn schwerlich möchte außerdem der Reichthum und die Schönheit der herrlichen Wäldungen erpöleten gelassen sein.

Nun nochmals eine Paterschütte, mit ihrem Wirtschaftsin, woselbst Sie sich zu einem Gläschen des hell-würzigen Fichtelberger Preiselbeerweins herablassen, und dann noch eine kleine Begleitende, die uns der von einem nahen Hüchchen herüberfliegende, sehr amnuttige, vierstimmige Gesang Sonntagmorgens haltender Anwohnerinnen kündigt, und wir sehen in dem weiten Kessel der Fichtelnaab, in welchem das Dorf Fichtelberg sich lagert, ein überraschend schönes Landschaftsbild vor uns ausgebreitet.

Schnell jahren wir die Fichtelberger Wertwürdigkeit, die Spiegelglashütte, auf, sehen zu, wie die Scheiben als große Cylinder gelassen, wenn erkaltet, aufgeschnitten und dann auf dem Streckofen „gestreckt“ und „gebügelt“, später in den Pottierwerken geschliffen werden.

Von der Gint der heutigen Öfen, die ebenfalls keine Sonntagmorgens gestatten, flüchten wir in die Frische der Wälder und juchen den süßen Windel des jagennunponnenen Fichtelwees.

Umgeschlossen von den Bergen der Centralgruppe liegt vor uns die weite Fläche eines dunklen Moorgrundes, dessen Hüten längst, längst verkommen sind. Nur ein kleiner Spiegel blau-schimmernden Wassers gibt noch Kunde von dem „mächtigen, ungeheuren“ See, der einst hier mochte, und von dem „alten Wären des Wunderes viel gesagt ist“. „O, der ist tief!“ sagt der junge Fingeborene, der uns den Weg wies, mit einem Ausdruck geheimnisvoller Ehrfurcht, da Sie ihn fragen, ob der stille blaue Wasserpiegel noch irgend welche Tiefe habe.

In den kleinen Hütchen der Torfstecherinnen, welche den Moorgrund zu ihrer Weite gemacht haben, ist heute Ruhetag,

und so jüdt keinerlei menschliches Regen und Bewegen die schlummertrunkene Einsamkeit, die über der verlassen Stätte weht. Nur leise, ganz leise spielen die kaum bewegten Wellen an den Waldsaum, daran wir ruhen, leise und trübennd wie die Weile eines süß-schmerzauswollten Lenzmorgens Wieder. — Da horch! ein Pfiff, der schrille Pfiff einer Locomotive! Vorbei das Räumen an einer vergangenen Berggängen-Lichtle, „das Leben hat uns wieder“. Ja, leider, leider, gnädige Frau, hat sich die eiserne Schlange der neuen Zeit jetzt auch bis an das Herz des verschlossenen Fichtelberges geschlichen, Fichtelberg, das kleine verborgene Nestchen hat einen Bahnhof und damit die Aussicht auf eine Zukunft bekommen.

Freilich, oam praktischen Standpunkte aus sollte sich nasser „leider“ in ein „glücklicherweise“ verwandeln, ein „glücklicherweise“, welches das hiege Röherrücken des Schienen-verkehrsweges preist, durch welchen der armen Gegend die bessere Verwertung ihrer industriellen Erzeugnisse, ihrer Steine, ihres Torfes, Holzes zc., ja selbst ihrer löstlichen, nervenstärkenden Lust möglich gemacht wird. Ja, ja, wer weiß, wie bald die eiserne Schlange der Neuzeit unser stilles Waldland um seinen eigenartigen Reiz, den seiner abgeschiedenen Einsamkeit, betrogen und diese hochgelegenen, tannentrichen Bergeslöcher zu komfortablen Sommerfrischen mit lauten, gepuzten Menschenfindern gewandelt haben wird!

Leider, leider jagen wir trotz aller Vernunft, wenden dem bahnhofsbeschränkten Zukunftsorte den Rücken und juchen die dunklen Urwälder, die unwirtschaftlichen Höhen des Schneebergs.

„Urwälder?“ wiederholen Sie jpotend, mit einem bedenklichen Seitenblick auf meine Wahrhaftigkeit. „Urwälder nun auch gar noch! Ihre übertriebene, sonderliche Vorliebe für diese höchst bestehenden Waldberge scheint Sie zu einer immer freieren Anwendung des besten Jägerlateins zu verleiten.“

Aber — aber, gnädige Frau! Denken Sie dem, ich fürchtete mich nicht vor Ihnen und vor unserem gestrengen Herrn Redakteur? Ei, wenn Sie mir nicht glauben, so begleiten Sie doch einmal den Förster aus dem einsamen „Silberhaus“ oder aus dem noch einsameren „Zechenhaus“ (wieder Anklänge an die alte Bergmannsbettlästigkeit) in einer mond hellen Septemberrunde auf den Anstehen. Lassen Sie sich es aber nur nicht einfallen, wenn Ihnen einer der königlichen Herrsche, die hier ihre Heimath haben, „kommen“ sollten, ihm durch das Dichtst nachzujucheligen, darinnen doch jeder Fußtritt, jede Bewegung durch knackernde, knisternde Zweige Sie dem Wilde verrät. Bald möchten Sie sich also verlassen haben, daß Sie stundenlang in der Irre gehen und an Stellen geraten, wo welchen Sie Ihrem Förster gern glauben, daß die dicht verwachsene Widnis dieses Hochwaldes noch von keinem menschlichen Fuße betreten wurde.

Fürchten Sie aber nicht, daß ich Sie selbst unwirtschaftliche Wade führe, o mein, ich jähre Sie ganz civilisirte Alpenvereinsjabe. Über die Höhen der Farnleiten und des Russert, mitten durch dessen wunderbare Felsenhöhlen, die wir müßig als die Verhauung Jammers oder des namenlosen Lindwurmes der Fichtelberger Sage annehmen würden, steigen wir zum Gipfel des Schneeberges empor.

Ich konstatiere bei diesem Anstiege mit stolzer Genugthuung, daß Sie selbst den Weg „ganz unausichtlich feurig“ finden, konstatiere, daß die Räume immer hochgebirglicher zusammenjchrumpfen, daß sogar Latzigen sich erigen, das endlich

die Vegetation vollständig erstickt und wir, auf der Höhe angekommen, nur mehr vor einem weiten, eine halbe Stunde ringsum ausgebreiteten Strömmeer stehen.

In diesem Strömmeer, dem transizierenden Bilde des sprichwörtlichen Steinreichthums unseres Ländchens steht ein Wetter-

bäuschen des Alpenvereins, daneben türmt sich von Granit-schichten der höchste Punkt des Schneeberges und damit des ganzen Gebirges auf, einen weiten Ausblick über Wälder, Thäler und Dörfer bis nach Thüringen und Böhmen eröffnend.

(Fortsetzung folgt.)

Nürnberg's Wochenmarkt.

Von Georg Lehmann.

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht die Welt dem Morgen entgegen, da beginnt eine ameisenartige Geschäftigkeit vor Nürnberg's Thoren und innerhalb seiner Mauern, eine Weichästigkeit, welche zum Zwecke hat, den am

Wir denken an das auf der Stange befestigte Fährndchen zurück, vor dessen Fall der Freude nicht laufen durfte.

Ein von diesem Dämmerungsbild grundverchiedenes gewährt unser Wochenmarkt, wenn er sich uns fig und fertig



Der große Markt zu Nürnberg. Nach Delfenboch's Sammlung von Nürnberger Fresken 1716.

a. Hofener'sches Brauerey-Gebräude. — b. St. Seb. Kirche. — c. Der alte Brunnen. — d. Der Weg zur Hofkirche. — e. Weg zur Hofkirche.

Dienstag, Donnerstag und Samstag, und zwar am lehteren als Haupttag, stattfindenden Wochenmarkt mit allen seinen Bedürfnissen rechtzeitig zu versehen, und von welcher Hasländer am Eingang seines „Eugen Stillefried“ ein so getreues Bild entworfen hat, daß man glaubt, es habe ihm der Nürnberger Markt Modell gestanden. Leider dienen diese frühen Morgenstunden nicht bloß dazu, die Waren zum Verkauf an die Verbraucher aufzulapeln und herzurichten, sondern es gilt von ihnen vorzüglich, was Hasländer an der angegebenen Stelle sagt:

„Da sind Verkäufer und Käufer, die ganze Ladungen übernehmen, um sie in kleineren Partien wieder an andere zu verkaufen, von welchen sie erst das Publikum erhält. So verfeuert sich die Ware nach und nach, und das Ei und das Gemüse, welches sehr hartnäckig und so wahrhaft zum Thore herentrommelt, ist wohl auf das doppelte des ursprünglichen Preises gestiegen, ehe es in die rechte Küche gelangt.“

im hellen Tageslicht in seiner vollen Höhe zeigt. Am lebhaftesten geht es zweifellos auf demjenigen Teile des Hauptmarktes zu, welcher auf drei Seiten von den Samstagvormittags eingeleitet ist, welche sich jetzt in einem so hübschwürdigen Zustande befinden, daß man dem Zeitpunkte, in welchem sie zu sein aufgehört haben werden, nur mit Freuden entgegensehen kann. Hier sieht sie beieinander die große Schaar der „Gutsbesitzer'sgattinnen“ vulgo „Kraut- und Rübenfrauen“¹⁾, wie hier entgegen aller Kultur und allem Fortschritt der Volksmund sie immer noch zu benennen sich erlaubt, hier sitzen sie bei einander mit den runden, rathen, wohlgenährten Gesichtern, welche die weibliche Abstammung immer noch unschwer erkennen lassen, den meist violetten Kapstüchern — die burgundische Haube ist ein Theil des Samstagskostüms und

¹⁾ Kraut- und Rübenfrauen, von Kraut- und Rüben, wie die große und Gemüthe debaseute Hölze zwischen Nürnberg und Erlangen heißt.

wird deshalb zur Marktzeit nicht ausgelegt —, den an den Schüssen glott herunter gekomnten, keimige die hervorleuchtenden Bodentauschen betäubenden Haaren und mit der Zolle unter den Nägeln, die ganze Erscheinung mehr quadratisch als lang, mit einem Wort „hitzschrot“¹⁾ umgeben von ihren Kraut- und Kohlsprossen, „Weiterlo“²⁾ und „Söllerrouben“³⁾, „Kesselh“⁴⁾ und Storzjünderlo“⁵⁾ u. s. w. und stets bereit, einen womöglich noch höheren Preis aus ihrer Wozze herauszuschlagen, als er sich aus dem wirklichen und richtigen Verhältnis zwischen Nachfrage und Angebot ergibt, ein Versuch, welcher um so eher das Gebiet der vollendeten Handlung beschreiten kann, als er auf keinen Widerstand mehr stößt, wie er früher wohl derartigen potenzierten eigenmächtigen Bestrebungen, sei es von der Behörde, sei es von dem Publikum, und zwar mondmal in sehr drastischer Weise entgegengekehrt wurde. Wir erinnern hier nur an den „Bauerpranger“, dessen

Vorhandensein allein schon lange Zeit hindurch genügt, den Ausbeutungsgelüsten der ländlichen Produzenten einen Dämpfer aufzusetzen, ohne daß dessen Anwendung notwendig geworden wäre. Die Chronik sagt hierüber:

„Am 28. Juni 1622 hat der Rat mitten aus dem Noth einen hohen hölzernen Pranger mit einem breiten Fußtritt und zweien Hals-eisen eingra- ben und auf- richten lassen, die- jenigen Manns- und Weibspersonen, welche sich mürri- sch und un- gehor- sam zeig- en, das Flei- sch, Eier, Schmolz, Soltz, Zimmet, Wex, auch grüne Sortenfrüchte, Rüben, Salat, Peterle, Kofel, Kofel, Kraut den Reuten ver- legen oder nicht nach dem Soß und Tar geben, auch das kupferne Geld nicht nehmen würden oder wollten, daran zu stellen und dazu in die Hals- eisen zu schließ- en.“

Er scheint in der Folge entfernt worden zu sein und wurde erst im Jahre 1693 wieder aufgerichtet, „als die Gärnersteute und das Bauernwoll ihrer Ware wieder überteuer verkauft wollten“. Erst am 9. September 1704 wurde derselbe wegen der bevorstehenden Ankunft des römischen Königs Josef I. weggenommen.

Ferner ist hier zu gedenken des „Toz- und Exekutionsamtes“, welches im Jahre 1621 eröffnet wurde, weil um diese Zeit die Lebensmittel und das Holz zu sehr im Preise gestiegen waren. Es war mit sechs Rathsherren und einem Schreiber besetzt. Denselben fanden als Vollzugsorgane außer den zwei Stadtpfändnern noch vier Marktloshalter zu Gebote,

wovon zwei am Wehmarkt, zwei unter den Fleischbänken, zwei am Obstmarte darüber zu wachen hatten, daß die Konjumenten von den Verkäufern nicht im Preise übernommen wurden. Von diesen Ausschreibern hatten die zwei Stadtpfändner als Amtseigenen schwarze Stäbe mit dem silbernen Adler darauf, die vier anderen Ausschreiber lange rot und weiße Stäbe mit dem Nürnbergischen gemolten Adler darauf. Das Volk hieß sie deshalb die „Stadenmänner“.

Von den Preisfestsetzungen, wie sie vom Rote besonders zu Zeiten der Teuerung gemacht wurden, können wir nicht umhin, eine Aufzählung aus verschiedenen Jahrhunderten zu geben, da dieselbe besonders die Hausfrauen interessieren dürfte:

1632 nach dem Abzug Gustav Adolfs und Wallenstein kostete: das Simmer Korn 36 Thlr., 1 Metz Soltz 1 fl 30 kr., 1 Diethäuslein Gerste 36 kr., Hirse 28 kr., Wehl 24 kr., Sinsen 20 kr., Heidel 26 kr., Erbsen 24 kr., Erbsemehl 26 kr.,

Höbermehl 20 kr., Gerstengries 24 kr., die Wofh hiesiges rotes und weißes Bier 3 1/2 kr., fremdes Bier 9 bis 10 kr., das Pfund Fleisch 9 bis 12 kr., ein Ei 3 bis 4 kr., 2 gelbe Rüben 1 kr., 1 Maß Eichenholz 8 fl., 1 Maß Föhrenholz 5 fl., ein Sechserlaib wog 1 Pfund, ein Krautglaiblein 2 Lot. Ein junges Huhn kostete 45 kr., ein altes Huhn 1 fl., ein Kapau 3 bis 4 fl., die Wofh schledtes Weins 24 bis 28 kr.



Der große Markt zu Nürnberg in der Gegenwart.

1693 am 26. Oktober wurde befohlen, daß die grüne Ware und das Küchet höher nicht gekauft und verkauft werden soll, als nachher folgt: Weiße Rüben der größten Gattung das Hundert um 8 kr., die kleineren Gattung 6 kr., gelbe Rüben das Hundert um 4 kr., Kohlstauden das Stück um 1 Pfg., Krautbündel das Stück um 2 Pfg., Peterlein des größeren 2 Büchel um 1 Pfg., Milchraum (gerädelte Milch) die Maß um 8 kr., Milch die Maß um 5 Pfg., Eier 10 Stück bei jezo gelindem Wetter um 6 kr., ganz Erbsen das Diethäuslein um 9 kr., Sinsen das Diethäuslein um 8 kr., Woesdorfer Äpfel das Stück höchstens 1 kr., Äpfeln das Hundert um 10 kr., die kleineren das Hundert um 8 kr. Wer diesen Soß überschreitet soll, Käufer und Verkäufer, um 10 fl. gestraft werden.

1701. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts waren die Viktualienpreise folgende: Das Simmer Korn 6 fl., das Simmer Hofer 7 fl., das Simmer Gerste 10 fl., das Hundert Äpfel 1 fl. bis 1 fl. 30 kr., das Hundert Birn 30 kr. bis 45 kr., das Pfd. Rindfleisch 5 kr., Schweinefleisch 5 1/2 kr., das rote Bier die Maß 10 Pfg., das weiße 9 Pfg., Weizenbier 11 Pfg.

¹⁾ Hitzschrot, so breit, wie ein Fisch. ²⁾ Weiterlo mit „Schwammwoll“ (Schwammwollen), das Nürnberg'sche Nationallosh. ³⁾ Gelbe Rüben. ⁴⁾ Eichenholz. ⁵⁾ Schwarzwurz.

1702. Dierher gehört auch das Senatsdekret vom 20. Oktober 1702, wodurch allen „Waldbeweranden und Waldbegenen“, d. h. Waldbals-Besagberechtigten auf dem Lande geboren wurde, daß ein jeder von allem seinem gehaltenen Brennholz, es sei in Schräben oder aufgeschichtet vorhanden, jedoch in seiner gehörigen Länge vom Tage der Affigierung dieses Dekretes an bis Richtige 1703 den halben Theil herein in die Stadt zu offnem Markt und sonst nirgendwo hin führen durften, und zwar um den billigen Wert von: „Das harte höchstens 2 fl., das löhere und geschält sichtene um 1—2 fl. oder höchstens 24 Wagen, das samene oder ungeschälte sichtene um 20—21 Wagen verlaufen zu fallen bei unaussprechlicher Strafe von 10 fl. für jeden Zuwiderhandlungsfall und Sperung des Wolkes. Auch bezüglich der Herren Dalzhauer, deren Übergriße in diesem Dekrete schon damals erwähnt sind, wurde festgesetzt: „als ist auch diesen, daß sie von einem Maß horten Holzes mehr nicht, denn 14 fr., von weidern aber nur 10 fr. bis 12 fr. zu hauen nehmen salten, bicmit von Alters her gemöhnliche Tag wiederholt und gesetzt worden“.

1701. Am Anfang dieses Jahres galt das Zimmer Korn 5 1/2 fl. und Korn 9 1/2 fl., es wog nach grober Reitung ein Sechsfreuzerloß 4 Pund, 18 Lot, 3 Luint 2 s., nach der klaren Reitung 3 Pund, 20 Lot, 2 Luint 2 s. In Ende dieses Jahres aber galt das Korn 11 fl., der Kern 14 1/2 fl., ein Sechsfreuzerloß wie der klaren Reitung nach 2 Pfd., 30 Lot, 2 Luint 3 s., nach der klaren 2 Pfd., 15 Lot, 1 Luint 9 s., das Brennholz wurde vom Rot auf 22 1/2 bis 25 Wagen für ein Maß Fichtenholz, auf 25 bis 28 Wagen für ein Maß Föhrenholz und auf 2 1/2 fl. für hartes Holz gesetzt.

1740 wog ein Sechsfreuzerloß 1 1/2 Pfd., und die Maß Bier fastete 3 fr.

1748 kostete das Pfd. Kalbfleisch 6 fr., Rindfleisch 6 fr die Maß Bier 2 1/2 fr., Korn 7 fl. und Kern 11 1/2 fl.

1762 fastete das Zimmer Korn 24 fl., ein Sechsfreuzerloß wog 1 1/2 Pfd., die Maß Brauntwein fastete 20 fr.

1764 kostete das Zimmer Korn 33 bis 24 fl., ein Sechsfreuzerloß wog 1 Pfd. 17 Lot.

1771 im Mai fastete das Zimmer Korn 68 fl., Kern 78 fl., die Gerste 106 fl., Haber 48 bis 52 fl., ein Zwölf freuzerloß wog 1 Pfd. 13 Lot, 1 Pfd. Kalbfleisch fastete 8 fr., Schweinefleisch 8 fr., Schöpfenfleisch 6 1/2 fr., Schmalz 1 Pfd. 18 bis 19 fr., Butter 28 fr.

1774 fastete das Zimmer Korn 8 bis 9 fl., wog der Sechsfreuzerloß 3 Pfd. 14 Lot, fastete die Maß Braumbier 10 Pfd., das Weizenbier 13 Pfd.

1795 kostete das Zimmer Korn 18 bis 20 fl., der Kern 26 bis 30 fl., eine Maß Braumbier 3 1/2 fr., Weizenbier 4 fr., 1 Pund Schmalz 20 fr., ein Ei 1 bis 2 fr., das Maß Salz 6 fl., das Pfd. Butter 23 bis 24 fr., das Pfd. Schmalz 24 bis 30 fr.

Aber auch das Publikum fügte sich nicht immer gutwilling den oft unannehmeren Preissteigerungen unserer waderen Landbesahner. So haben am 16. November 1793 die Ratshämde Brot, Fleisch und Bier von Lande in die Stadt geschafft trag den Schüßen (Sabbtstreden), und der Rot sich fe geschrien. Am 19. haben denn die Ratshämde und Zirkelschmiede den Bauern den Obpreis dargeschrieben, so daß z. B. wenn die Bauern für das Hundert Äpfel 1 fl. verlangten, sie den Preis auf 24 fr. herabsetzten und, wenn

die Bauern es nicht geben wollten, die Mäde außschütteten, so daß bis Nachmittag kein Äpfel mehr auf dem Markt zu sehen war. Dersumtag ist freilich das umgekehrte Verhältniß eingetreten.

Hier (sien¹⁾) nun, wie gesagt, die Verkäuferinnen vom Lande, wie die großen Kreuzspinnen, horrend der harmlosen Stadtflieden, welche sich in ihrem Nege jungen. Zuerst häupt, gelangt von kräftigen, weiblichen Dienboten, heran des „gut-situirten“ Hauses janz, liebliche, kaum 15 Kenze zählende Tochter, im Arme das niedliche Strahlbüchsen wiegend, im Händchen das elegant Selbstdüchsen, sie, die vor wenig Monaten nach die Schulbank brüchte, nun in „Vertretung“ der Hausfrau bereit, die Markteinkäufe zu „leiten“. Das janz so trugig dreinschauende Gesicht der Verkäuferin erhellte sich sichtlich. Wilt es doch hier, einen guten Jang zu thun, und weiß sie nur zu gut, daß die „junge Dame“ es mit dem guten Tone gänzlich unvereinbar und tief unter ihrer gesellschaftlichen und sonstigen Würde hält, zu „handeln“. Man zählet den geordneten Preis, ohne zu „juden“, und raucht vornehm weiter. Nicht lange, so furt eine zweite Fiege an, etwas älter, aber nicht viel erfahrener. Es ist dies die moderne „junge Frau“, derjenige Schmetterling, welcher sich mit Roturnotwendigkeit aus der vorgeführten Mädchenraupe entzuppen muß. Ihre Erscheinung ist dünn, glänzend, reizend, wie die eines tropischen Falters. Auch sie ist eine nicht minder gern gefehene Kundin der Bäuerin. Auch sie weiß dem ungeheuerlichen Übergebot keinen willkähren, mit Gränden versehenen Widerstand entgegenzusetzen, begnügt sich, der Jarm halber mit einem der Hausfraustellung Rechnung tragenden kleinen Abgabt, welches in der Regel nicht derständigst wird, und — „heroppt“. Folgt hierauf eine von der Bäuerin weniger gern gefehene Aushamerin, nämlich der selbstständig einlaufende weibliche Dienbote, besahnder, wenn er älteren Datums ist. Gemwöhlich mit allen Wassern, vollkommen fanbig der niedrigsten Sätze des heutigen Marktpreises, ausgerüstet mit einer Saude, welche in Bezug auf Gewandtheit einer- und euentuell Derbheit andererseits der Jange der Verkäuferin zum mindesten die Wage hält, gewohnt, „sich etwas zu machen“, d. h. die Differenz zwischen dem von ihm wirklich gezahlten Preis und dem höchsten Satz des Marktpreises für sein wohlverdientes und gewöhnlichrechtlich zu beanspruchendes Extrahonorar zu halten, und endlich beiteret, diese Differenz im Verlaufe des Kaufes zur thumlichsten Höhe emparzuschreiben, nimmt er den Feilschkaupf mit dem ländlichen Weibe mit einer solchen Theatral auf, daß er aus denselben nicht selten als Sieger hervorgeht, was bei der Hartköpfigkeit unierter Bäuerinnen etwas heißen will. Graben Hergens sieht legiere endlich die hardnäckige Feilscherin abziehen, und schon wieder kommt ein „Nachsich mit Geizolge“ in Sicht. To schiet sich, wie schwarzes Gewölck vor die Sonne, plötzlich dazwischen der schredlichste ihrer Schreden, ihre geschlerliche Jenbin, die ihr in allen Kniffen und Praxitten vollkommen ebenbürtige Gegenin, mit einem Bart, „jagt alles nur in allem“, die „Hage verständige Hausfrau“ von der Species, welche leider auf dem Aukerbetort nicht. Will scharum fräligen Bild mist

¹⁾ Und zwar sien sie auf Stühden (Dreihüden ohne Weidner), welche, als der Stuhl geteilt, in einem den Marktpolse benachbarten Hause aufbewahrt werden. Für jede Verkaufsstelle ist eine Kammer in einen Wäherthen eingegraben.

die Stüblerin des ländliche Weib und ihre Wirt, besonders, ob bierliche frisch und nicht „aufgedöseln“¹⁾ ist. Es erhebt sich zwischen den beiden ein ernstliches Ringen darum, wer den besten Handel macht, ein wahrer Kampf, gegen welchen der vorige nur ein Geplänkel war. Die Hausfrau weiß, daß sie der Produzentin, bzm. Händlerin gegenüber nicht bloß die heiligsten Interessen ihrer eigenen Wirtschaft, sondern der städtischen Verbrauch, als solcher, vertritt, erachtet es auch außerdem für einen Ehrenpunkt, der städtischen Intelligenz die ländliche „Dummbauerei“ nicht „über“ sein zu lassen, und so folgen Schlag auf Schlag, Gebot und Abgebot. Wir wünschen der müthigen Kämpferin, der braven Hausfrau von ganzem Herzen einen glänzenden Sieg! Von den wüthlichen Habitus des Marktes fällt uns vor allem in das Auge die wohlgenäherte Gestalt des Gastwirts oder Wirths, der mit festglänzenden Anzug, welcher „in 'grüßlichen Sod“²⁾ sich sammelt, was er zu seines Geschäftes Nothdurft und seiner eigenen Nahrung braucht, sich natürlich auf den Handel versteht und keineswegs gattmäßig den Preisforderungen des Produzenten folgt. Hierher gehört auch als ein Erzeugniß der neuzeitlichen Kultur der Kellner aus der nahen Kaiserresidenz, welcher mit der Serviette über dem Arm auf dem Kaffeetisch den süßduftenden Mokka und „moß Gour's“³⁾ den Damenweibern, welche übrigens noch „gemachtem Markt“ noch ein Gabelstüchlein, namentlich mit Wein, darauf setzen, an den Verkaufstischen präsentiert. Ein ständiger Besucher des Wochenmarktes ist natürlich auch der Marktreporter, welchen man eifrig die Preise der verschiedenen Nahrungsmittel für irgend eine Zeitung notiren sieht. Außerdem erblickt man besonders in der Zeit kurz vor Beginn der Wetzzeit und Kompotois eine große Anzahl Fleuraurs, welche oft einen Lammz machen, um den Marktplatz zu posieren, natürlich nicht, um sich von der auf- und abwogenden Menge herumhocken zu lassen, sondern um das Auge an den verschiedenen Formationen, welche hier in die Erscheinung treten, zu weiden. Und sie finden vollauf ihre Rechnung, diese verschiedenen Stillbewanderer, denn Nürnberg hat seinen alten Ruf, die Wiege von Frauen mit schönen Gesichtern und plattischen Gestalten zu sein, wohl bewahrt, und es gibt nichts Reizenderes, als an einem sonoth lauten- als verkaufenberiecht wohl besuchten Samstagsmarkt der Menschheit „zartere Hälfte“ hier ihrem eigensüßigen Berufe, der Sorge für des Hauses Nahrung und Nothdurft, nachgehen zu sehen. Man hat zu beachtigen

Beobachtungen eine um so bequemere Gelegenheit, als sich deren Gegenstände bei Ausübung ihres oben erwähnten Berufes manchmal Unterbrechungen gestatten, welche, im Anzuge für ein Zeitgeringstes berechnet, bei einem hervorragenden wichtigen Gesprächsstoff und einer besonders vertrauten Partnerin gegenüber ungeahnte Umfänge annehmen im stunde und verschrien sind, die Schuld daran zu tragen, daß es der den Hauptbestandteil der Mittagskost bildenden Speise nicht mehr möglich ist, diejenige Garbeit zu erlangen, welche für einen sich nicht gerade eines Wollgebisses erfreuenden Gemahl eine nicht zu unterschätzende Annehmlichkeit des Daseins bildet. Der alles entscheidende Volksmund hat für derartige Pausenrinnen die ungalante Bezeichnung „Marktschönen“ erfunden, und einer unserer alten Nürnberger hat von ihnen und von dem, was eine gut situierte Nürnberger Bürgerfrau auf einem Samstagsmarkt einkauft, eine lammige Einzelmalerei in der heimischen Wirthstube gegeben, welche wir unter „Kleine Mittheilungen“ unseren Lesern bringen werden.

Will man, nachdem man sich diese Einzelbilder mit Typen des Wochenmarktes betrachtet hat, sich einen Gesamtüberblick über denselben verschaffen, so wird man gut thun, hierzu einen Samstagsmarkt und als Standpunkt die höchste Höhe des Nürnberger Ponte Nialta⁴⁾ zu wählen. Von hier aus hat man erstens die oft besuchte, in dieser eigenartigen Mischung von Mittelalterlichem und Modernem sonst in keiner zweiten Stadt Deutschlands zu treffende Sennerie bis zur Burg hinaus, und zweitens ist diese Sennerie so belebt von einem Gemenge und Gemimmel fliehender, gehender, fahrender, schwebender, drängender, redender, schreiender und freichender Menschen, rollender, haltender und sich schauender Wagen, weichernder Kofse und brüllenden Kindviehs u. i. w., daß das Auge stundenlang, ohne zu ermüden, auf dem laledostjohndigen Bilde verweilen kann. Will man aber über das Herz des Marktes, dem von den sonnendarmförmigen Kränen auf drei Seiten umschlossenen Wlog, Umschau halten, so wird man gut thun, auf den vor den Löden am Sandelshause befindlichen Stufen Posto zu lassen. Keinesfalls ist es rüthlich, sich länger als die schnelle Fortbewegung mit sich bringt, an dem Straßenkreuzungspunkte nächst dem Wobenhof oder dem „Krebsfuß“ aufzuhalten, denn dort ist, wenn der Markt seine Höhe erreicht hat, der Zusammenfluß von Menschen und Fuhrwerken ein so ungarheurer, daß ein längeres Verweilen daseibst unbedingt mit Lebensgefahr verbunden ist. (Fortsetzung folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Frankösisches in der Pfalz. Ein sehr merkwürdiges schätzbares Stücklein ist loben der Nebenpfalz gegeben worden: „Frankösisches Familiennamen in der Pfalz und Frankösisches im Pfälzer Mund“ von Prof. Dr. Philipp Keiper in Zweibrücken (Kaiserlexikon, August Gutschotts Verlag). Der Verfasser hat seine Zusammenstellungen so gründlich gemacht, daß wenige Wohlleser im Pfälzer Munde ihnen entgangen sein mögen. Höchst interessant ist der Inhalt des Werchens für den

Pfälzer schon deshalb, weil er eine große Anzahl von gut frankösischen Ausdrücken tagtäglich im Munde führt, ohne ihren frankösischen Ursprung zu ahnen. Einige derartige Sprachbrände können ihre Abstammung nicht verleugnen, da sie das ursprüngliche Gewand fast gar nicht verändert, während andere sich so umgewandelt haben, daß sie erst bei genauer Prüfung als Fremden, die sich gut zu naturalisiren verstanden, erkannt werden. Daß gerade die Pfalz viele Anklänge an die frankösische Sprache aufzuweisen hat, ist leicht erklärlich. Schon der jahrhundertlange unmittelbare Verkehr mit dem frankösischen Elb-Lothringen bewirkte, daß sogar frankösischer Art in dem Pfälzer einen recht willigen Nachahmer fand. Und als nun gar der Raub der frankösischen

¹⁾ D. h. vom vorigen Marke herrührend und durch Regen in das Wasser u. i. w. mit einer klüßlichen Brüche versehen, wie dies z. B. von den ländlichen Beschäftigten mit Beiseite der Spargel und Rettig gescht wird. ²⁾ Dummbauerei gleich Schamtheit mit Selbstlosigkeit gemischt. ³⁾ Tragnoy. ⁴⁾ Groat Groat, d. h. seines Gebäd.

⁴⁾ Hingebäude nach dem Ponte Nialta mit einem Bogen gebaut.



Nr. 11.

Erleidet mehrerlei beim Gedruckt und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von 10. — für halbes Jahr bezogen werden. — Mit neuen Illustrationen durch die Welt über die Verlagsanstalt wird ein Fortschritt erhalten.

3. Jahrgang 1892.

Im Jahre 894.

Von Ludwig Bopp. (Fortsetzung.)

So manches Mal war der Franke seitdem ins Wendendorf gekommen zu heimlichem Gesplauder. Er harrete still, aber sehnsüchtig der Zeit — und die feste Hoffnung besetzte ihn, daß diese Zeit kommen müsse —, wo das Kreuz triumphiere, und die Erwählte, durch die Taufe geweiht, ihm als sein innigstgeliebtes Weib angetraut werde.

Bogol hatte der schön erblühten Dorfgensin, mit der er als Kind so oft gespielt, längst besondere Aufmerksamkeit erwiesen, seit er aber von einem Glücklicheren — überdies einem Franken! — vernommen, war er durch offene Liebeswerbungen ernstlich bedacht, diesen zu verdrängen, und er hätte sich, als er mehr und mehr von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt wurde, in seinem Jagzimme wohl nicht gekümmert, durch einen seiner schwarzen Pfeile, wie er sie, der eifrige Jäger, fast stets bei sich trug, den verhassten Christen aus dem Wege zu räumen, wenn er nicht erwogen hätte, daß Loba dann um so sicherer für immer auch für ihn selbst verloren sein würde.

„Loba“, tönt es plötzlich hellstark, und erschreckt und doch erfreut sieht das Mädchen den Geliebten zwischen den Fichtenstämmen hervortreten. „Derziges Mädchen“, spricht Gardomor in liebevollem Tone, und seine Hände umschließen die ihm gereichte Rechte, „ich blieb heute weg vom Fest, auf daß dich niemand Anseh habe, Dir Deine Freude zu schmälern. Nur oben, vom Waldhügel aus, wollte ich mich an Deiner Lust weiden — und siehe da, Du bist fern vom Tanzplog, und Dein Auge blickt traurig — wagte der wilde Geier doch, seine Krallen nach Dir auszustrecken, Du Täubchen?“

Vol. XXXVIII. Nr. 14.

„Nicht, daß mir der Uahold in den Weg getreten, hat mich betrübt, Gardomor! — aber Schlimmeres hat er mir zugerout. Swotopluf, von dem alle Zungen reden, ist mit einem großen Heere nahe, die Franken und das Christentum auszurouten auf diesem Boden, so jagte mir Bogol. Und an Dir will Bogol dann grausame Rache üben. — O Gardomor!“ — und das Mädchen verfüllt das Antlitz mit beiden Händen — „Schreckliches hat er Dir zugebadt!“

„Beruhige Dich, meine Liebe“, erwidert der Jüngling mit heiterem Lächeln. „Ich weiß Besseres zu sagen. Swotopluf kann nicht kommen, so laut man ihn auch rufe; er, der Herrschsüchtige, liegt im Nährland in heischem Kompe mit König Arnulf. Aber — sichere Kunde ist eingelangt! — der Frankenherzog, er wird seinen Arm erheben, die Ohrgrenze der Wendan für immer zu entreißen. Sie nennen uns Eindringlinge und haben vergessen, daß der Boden unser ist, daß vor ihnen Seidler germanischen Stammes ihn besessen. Der Herzog wird sie, deren der Vogt zu Kellenhof nicht mehr mächtig ist, den sie verdrängen und ohne Hind und Steuer lassen, zu Booren treiben. Mit dem Herzog kommt ein Diener des Herrn, und die Heiden müssen zum Kreuz schwören oder Haus und Hof verlassen und über die Salo ziehen.“

„Dann Loba“, fährt Gardomor fröhlich erregt fort, „dann wird auch uns das Glück erblühen, und Friede und Freude werden einkehren in unsere Häuser und Herden. Du wirst die Meine werden!“ —

Die Worte Gardomors fließen wie süße Musik in Lobas Ohr. Was von seinem Munde kam, es konnte nicht täuschen —

27

ein felsenharter Grund, auf den sicher zu bauen war. Wie verflücht leuchteten die Augen des Mädchens zu ihm empor, und in traulichem Zweigespräch ruhten zwei Glücklich in blühmigen, schattentäulichen Grün, während aus dem Dorche die Fiedel heraufklang und der milde Jubel der dort den Bescher der Freude auslösenden Jugend.

„Geh nicht mehr in den Wald hinaus, Gurdomar!“ hob Lada auf einmal an, und ihr hell gewordenes Antlitz überglüht abermals ein Schatten — „ich weiß, Du liebst es, von den Felsen in die Lände zu schauen. Bogol jagt häufig da oben.“

„Wohl komme ich zuweilen gern die gewaltigen Steine empor“, entgegnete Gurdomar mit seinem milden Lächeln, „bis die Weite sich aufthut, und drüben gen Mittag die Thäler der Baienwäner vor mir liegen, während gen Mitternacht die Berge, um welche die Durlingel wohnen, in blauem Dufte aufragen. Vor wenigen Tagen erst erzwang ich es mit harter Mühe, mich auf die höchste Kuppe zu schwingen, wo Rute Deines Volkes manchmal ein Festschauer entzündet. O, es war ein prächtiges Schauspiel! Ich kam unten auch an dem Götzentempel vorbei, um den sich eine hohe Mauer zieht. Er lag still und wie verlassen da, und sah wie Schauer ergriß mich.“ Ich eilte vorüber.“

„Der Cysterplatz!“ fiel Lada erjuchend ein, „bleibe dieser Stätte fern, ich bitte Dich!“

„Warum nicht, wenn es Dein Wille ist? Wenn ich will es Dir versprechen, obwohl mir räthelhaft bleibt, was plötzlich Dich bewegt. Nie trat im Wald ich Bogol, und wenn immer — auch er steht unter unserem Recht, und dies heißt das Blut des Ruchelnders. Das weiß der Schläue. Im Zweikampf aber läuft ich Bogol nicht — die kurze Waffe, die mir Här und Woll vom Leibe hält, sie reicht auch wohl für jenen! — Jetzt aber, Lada, geh fedschiger hin zum Wäikentang, wie Du ihn verlassst. Wohl mir, daß es mir vergdumt gewesen, Dich zu lehen und den Stein Dir vom Herzen zu nehmen. Holte gehem, was ich Dir vertraut, denn noch ist die Zeit nicht gekommen; Deiner Freude aber, die Dir eben aus den holden Jügen geluchtet wie seliger Sonnenschein, lege keinen Zwang an. Ihn es Bogol zu Leide!“ Und in herzlichster Uarmung schieden die beiden.

2.

Der Herbst war eingetreten. In geistigerer Erregung hatte sich seither bei den Slaven die Zworsicht kundgegeben, daß nun die Zeit der Erfüllung ihrer Wünsche da sei — in stiller, freudiger Hoffnung barrten die Franken den Befreier von nordlichem Druck entgegen. So verging Woche um Woche.

Auf dem Hochwald droben hatte sich das Laub der Büschen mit einem Male schlagelb gefärbt, in milden Tönen vom satten Grün der Fichten und Tannen sich abhebend, und über der Salaniederung bis zu den Thüringer Bergen hinüber lag, vom Gebirgskamm aus gesehen, ein blauer Schleier, wie ihn nur die Jahreszeit zu wehen vermag.

Da, wo riesige graue Granitmassen, an- und aneinandergeschichtet, sich kühn zum Himmel erheben, umgrünt von mächtigen Bäumen, die noch auf den höchsten Lagen ihren Lebensbedarf gefunden haben, und zwar auf der Nordseite der Felsen, steht seit alter Zeit ein Tempel, den die Wenden ihrem höchsten Gott errichtet haben. Und wahrlich, es ist eine erhabene Stätte! — Hoch über dem Thale, in tiefer Waldwildnis

gelegene, den gewaltigen Felsmassen beschirmt und gen Mitternacht durch die Wipfel und Schweirge der jäh abfallenden Bergflanke den Wind auf die Seidelungen der Volksgemessen gestattend und wiederum diesen schützend, konnte sie nicht geschädigt ausgemüht, nicht wehrlosler gefunden werden.

Von dem westlichen Abfall der höchsten Felswand, die wie eine gerade, eben pyramidal zulauende Mauer in den Äther aufsteigt und wegen ihrer eingetieften Ruppe „die Schüssel“ genannt wird, bis zu einem am östlichen Ende derselben gegen Norden zu herausstretenden Vorprung des Gefeinde zieht sich ein aus mächtigen Quadern errichteter Steinwall im Halbbogen um die heilige Stätte. Der Boden des inneren Raumes senkt sich von der erodierten gewaltigen Rückenwand, welche die unübersteigliche Deckung derselben gegen Süden bildet, bis zum Walle jäh ab. Den größten Theil desselben nimmt der Tempelbau ein, dessen Holzbach oben auf dem Felsgrunde aufliegt, während es unten gegen den Wall zu durch Mauerwerk aus zugehauenen Quadern gestützt wird und auf diese Weise eine angenehme Halle bildet.

Es ähnelt solche freilich in keinem ihrer Theile den marmornen, säulengekrönten Kunstschöpfungen der Hellenen, in denen diese ihren Göttern dienen. Aus den Steinen und dem Holze dieser Berge geformt, ist das Gebäude in seiner rauen, einfachen Erscheinung dem Charakter des Landes und Volkes angemessen. Am westlichen Ende der Halle öffnet sich eine in die Felsen führende natürliche Höhle, während oben im Sockel des Schüsselfelsens eine felsenhöle bemerkbar ist, vor der ein länglicher großer Granitblock liegt. Den oberen Teil derselben durchschneiden zwei tiefe Rinnen, die in nördlicher Richtung abfallende Seite zeigt eine muldenförmige Aushöhlung. Es hat dieser Block eine höhere Lage als der gegen Westen gerichtete Eingang zur Halle, zu welchem einige Stufen herabführen.

Am Hintergrunde des Tempels steht ein Steinaltar. Auf demselben thront ein silbernes Idol, Swantenwid, den Vater des Lichtes, darstellend. Er ist hier als ein in einem Sessel sitzender Mannesgestalt mit unschönen, altlichen Jügen aufgesetzt, die in der rechten, aufwärts gestreckten Hand einen Stab emporhält.

Der westliche Teil des Hallraumes, über den die Quadermauer herabzieht, um sich jedoch in gerader Linie gen Osten zu wenden, besteht aus felsigem Gestein, zwischen dem da und dort alte Bäume aufragen.)

Dem Sturme, wie er oft um diese Bergkuppe braust, ist die Stätte unzugänglich, aber auch die Sonne hat hierher selten Zutritt. Nur die Schüssel oben leuchtet eben in mildem goldenen Glanze.

Ein Mann, bewehrt mit Bogen und Pfeil, schreitet durch den dümmrigen Wald eilig dem Steinwall zu. Wendend, mit sicherem Tritte, übersteigt der Jäger die Felsentrümmer, die den Pfad verlegen. Dann verschwindet er im Dunkel

*) In Nr. 29 Jahrg. I des „Bayerland“, welches über die im Jahre 1881 begonnene Aufgrabung dieser Wallstätte berichtet wurde, ist die Ortlichkeit bereits beschrieben. — Es hat jene Unternehmung der alten slavischen Niederlassung mit ihrem hochentwickelten Ausbildeten die Bewegung zu gegenseitiger Achtung gegeben; und wenn auch die Zertrümmerung der ersten und die Entdeckung der Feste Walkstein (diese durch einen Stein von Bohlung) wohl wichtiger in das erste Jahrtausend zu verlegen ist, so glaubte der Verf. die Richtung doch zu widersprechen zu dürfen, wie sie nach dem besten Einblicke entsteht.

mächtiger Stämme, um bald darauf im Balkraum, zwischen der Umfassungsmauer und dem Tempelgebäude, zu erscheinen. Vor der in Nacht gehüllten Felsengrotte hält er an und schlägt dreimal die Hände zusammen.

Nach einer Weile wird im Inneren der Höhle ein schwacher Schimmer sichtbar, der sich rasch verstärkt. Ich erblickt sich nun der Vordergrund, und ein Greis, in langen kuttendähnlichen Gewand, eine Fackel in der Hand, erscheint in solchem „Hier bin ich, Schrey!“ spricht der Jäger, indem er die Rechte zum Orakel erhebt, „gewärtig Deines Befehles. Du hast mich erboten.“

„Hylbog, der Herr der Welt, möge Dir's lohnen, Bogol“, erwidert der Alte, dessen achtzigjähriges, runzliges Gesicht ein langer weißer Bart umgibt, „daß Du willig dem Rufe eines Dieners folgest. Ich habe Dich zu Wichtigen ersehen“, führt er fort, indem er die Fackel in eine Felsspalte steckt und sich auf einen Schemel, der am Eingang der Grotte steht, niederläßt. „Bogol, schwarze Wolken stehen über uns — höre das Schreckliche!“ — „Wasopstuf, unser Stoß und unsre Hoffnung — er ist tot!“

Bogol war unwillkürlich einen Schritt näher getreten, so hatte ihn diese unerwartete Botschaft ergriffen.

„Ja, sanne und teile meinen Schmerz. Der siegreiche Streiter Hylbogs, der kommen wollte, um die Unterdrücker zu verderben — sein tapferes Herz steht still, das Schwert entsank seiner Hand, und wir sind unseren Feinden preisgegeben. Sie werden uns nun überfallen und tollend tödten. Unsere Götter werden sie verdrängen — schon sehe ich, wie hier im alten Festraum der Christ einjocht statt unser, wie er an Suantennis Altar seinem Gotte dient. Das Herbstfest steht bevor, das Volk wird hoffnungsvoll zur Feier erscheinen, nicht ahnend, daß wohl zum letzten Male dem Vater des Volkes hier das heilige Feuer lobet. Bogol, hoch schlage die Flamme auf, der Christenheit ein Schrecken! Dem Gotte möchte ich ein Fest bereiten, wie seit den Tagen der Väter seines mehr gefeiert worden. Nicht das stolze Pferd bläse ihm, nicht das Rind mit den geschmackten Hörnern — Bogol! — was könnten wir Suantenn's Gefälligeres bieten, als einen der Feinde, die ihn stoch verhöhnen? — Drum, ein Christ lasse ihm sein Leben! Es gilt, schnell zu handeln. Dir, Bogol, dem klugen und tapfern, dem schlauen und gewandten, dem volk- und glaubensreuen Jüngling, Dir übertrage ich die ehren- und ruhmvolle Aufgabe, und die Stimme des Priesters wird hier zum halbsakralen Murmeln, als suchtest er, von einem unbewussten Zuschauer vernommen zu werden, „dem Schwertennick!“ das Opfer zu liefern. Wer vermöchte das, wenn nicht Du? Willst Du mir Deine Hilfe zusagen? — Die Zeit ist kurz, aber — Dein die Wahl!“

Bogols Auge bligte im roten Fackellichte wieder auf, wie damals unter dem Noienbaum in Loosig. Das er dort ohne nähere Überlegung, ohne Aussicht auf Erfüllung hingeworfen, nur um ein liebendes Mädchenherz mit dem scharfen Pfeile des Wortes zu verwunden — es konnte, es sollte nun zur schrecklichen Wahrheit werden. Welche Gelegenheit, an seinem Lobende und zugleich an Loba Nach zu nehmen! — Schon war ein reiflicher Plan in ihm gereift.

„Ich lege Dir es zu, mit Hand und Mund, und danke Dir für Dein überläßlich Vertrauen, Schrey! Noch heute will

ich mit verlässigen Freunden Rath pflegen, denn ihrer Hilfe bedarf ich. Du sollst nicht lange ohne Nachricht sein.“

„So gehe, mein Sohn, mit meinem Segen! Ich vertraue auf Deine Klugheit und Entschlossenheit. — Noch eins! — es Schweige, wer du weih! Überausen will ich das Volk — das Wünschen des Opfers soll sein Jubelschrei überlärmen.“

Der Schrey bewegte die Rechte als Zeichen der Verabschiedung, und Bogol verließ den Balkraum auf demselben Wege, auf dem er in solchen eingetreten war. „Wein ist die Wahl — die Wahl ist schon getroffen!“ murmelte er in wilder Freude im Abgehen vor sich hin.

Es war inzwischen dunkler geworden, finst aber glitt der ortslaubige Wanderer am Fuße der hochgetürmten Granitwände durch das Gestrüpp und über die Felsblöcke, die allenthalben in Wege lagen. Nun benannte er unwillkürlich den Fuß. Er war an der letzten großen gegen Abend gelegenen Felsengruppe angelangt, und diese stand in freierem Lichte tiefer über dem finstern Walde — ein ergreifender Anblick! — Nur auf Bogol hatte er weiter seine Wirkung — eilig setzte er seine Wanderung auf dem nun wohl zugänglichen Gebirgsrücken fort. Wie schwarze Gerippe hoben sich da, wo er den Ort verließ, um sich dem Thale zuzuwenden, die schon dümmel belaubten, vielstängigen Buchen ad von dem bloßen Abendhimmel und von bunten Waldkräutern, die, purpurn und golden, in langen Linien über der tiefschwarzen Niederung sich hinzogen.

Ja Bogols Gemüte aber lochte und gährte es — die hehre herbliche Abendfeier ließ ihn unberührt. Schwarz wie die Umgebung des Ruhelosen waren die Gedanken, die ihn durchflogen, und das stille, weiße Rot am Himmel — es wurde ihm zum Blute des armen Gardomar, den er sich nun überliefert wußte.

3.

Auf den grünen Auen, inmitten deren die beiden Arme des Mainstroms zusammenfluten, herrschte buntes Treiben. Jette waren aufgeschlagen, Pferde wiehrten, und kriegerisch gerüstete Männer trieben sich umher.

Hier lagerte der Frankenherzog Waldrie, um die zur Niederdrückung der unbotmäßigen Wenden im Gebiete der oberen Sala bestimmte Herredmacht an sich zu ziehen. Fürchtete man auch nicht einen bewussten Widerstand, eine offene Empörung der Solwenden, so war an einen durchschlagenden Erfolg der Mission des Herzogs doch nur zu denken, wenn derselbe sich im stande zeigte, seinen Forderungen einen entsprechenden Nachdruck zu geben, die Widersprechenden zu zwingen. Überdies waren die aus dem Wendensande rechts der Sala herüberbringenden Nachrichten bewert, daß man auf einen Einbruch fortwährender Streitkräfte gefaßt sein mußte.

Die Bewohner der im Raingebiet zerstreuten einzelnen Wendenniederlassungen zeigten sich den Franken gegenüber durchaus unterwürfig; sie schienen den Verlaß der Dinge ruhig abwarten zu wollen.

Der Herzog, ein stattlicher, breitschulteriger Fünfziger mit dunklem Vollbarte, der bis auf die Brust herniederwuchs, und wohlwollenden Zügen, ließ die Hände am Schwertknopf, vor seinem Jette, ihm gegenüber ein wohl zanzig Jahre jüngerer Priester, mit dem er sich lebhaft unterhält.

„Für alle Fälle wird es gut sein“, fährt der Herzog fort, „dem Wendenvolk mit dem Kreuze auch das Schwert

9) Cyriacus.

zu zeigen. Das Befahren wird dann leichter gehen“, fügt er lächelnd bei, „die starren Räder werden sich williger bewegen. Gewiß aber kenne ich die Spathe ruhig in der Scheibe lassen, wenn der aus geträumt gemeldete Tod des Wendenabgottes Swatopluk sich beständigen sollte. Der wilde Trog würde sich im Handumdrehen in Tannat verschören — denn das ist Slawenart.“

„Göbe Gott, daß uns Gewalt und Zwang erspart bleibe“, entgegnet der Priester, „ich hoffe beides. Allein es scheint mir jenes Volk, sowie ich es vom Hörtensagen kennen gelernt, nicht so nachgiebig zu sein, wie Euch, Herr Herzog. Es soll

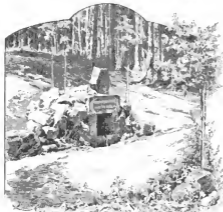
blutige Grausamkeit lieben und Schwert und Bogen nicht minder, wie den Pflug.“

Hoch droben im Gebirge, in schauerlichem Felsgefäß, so hört' ich, hat es einen Tempel stehen und dort opfert es seinen Götzen. In alter Zeit ritt ein frommer Bruder hinauf, nur mit dem heiligen Zeichen bewehrt, den Götzen wollt' er vom Stuhle stürzen und den Opferplatz zur gottgeweihten Erde wandeln — aber niemals hat man mehr von ihm vernommen. Sie haben ihn wohl wie frisk Eisen ihrem Moloch hingeschlachtet!

„Armer Bruder!“ lächelte der Herzog, „wer wird sich auch allein in die Löwenhöhle wagen?“ (Fortsetzung folgt.)

Malerische Briefe aus Franken an eine Münchenerin.

Von G. v. Hermann. (Fortsetzung.)



Die Quelle des Reichen Maines. (Zu Seite 128.)

In dem Namen der den Gipfel des Schnebergs bildenden Felsgruppe, das *Badölle* — das einzige, was von einem, während der Zeit der Vaucentriege hier errichteten Wartturm noch übrig blieb —, wäre recht eigentlich eine der „etymologischen Mäule“ einzuziehen, welchen Robert Kleinpaul so gern nachsteht. Zur Erklärung dieses Namens hat sich nämlich allmählich die behagliche Mär gebildet, es habe allmächtig während des Dreißigjährigen Krieges die hier herausgeschüttete Einwohnerzahl der Umgegend ihr Brot gebacken. Damit aber auch die Suppe dazu nicht fehle, erklärt das Märlein die runderlichen Vertiefungen¹⁾ auf mehreren der umherliegenden Granitblöcke für Schöpfstein, aus welchen die Wächter ihre Suppe aßen.

Zweifellos hat Scherer recht, wenn er „*Badölle*“ von *bac* — Mäden (Berggräben) und *ull* — Gipfel herleitet. Ob

¹⁾ Zerlettschüsselartige, ziemlich regelmäßig gebildete Vertiefungen haben sich an verschiedenen Stellen im ganzen Gebirge. Sie wurden lange als von Steinwägen her kommend betrachtet und sollten, nach einigen Vermutungen, nach anderen germanischen ursprünglichen Ursprung gelehrt haben. Immer mehr kommt man aber jetzt zu der viel wahrscheinlicheren Annahme, daß solche Vertiefungen nur Wässerungsteilchen zuzuschreiben seien.

aber seine weitere Behauptung: Schneberg müsse eigentlich „*Suwendin*“ heißen (siehe die eingangs erwähnte Stelle der *Germania*), auch zutreffend ist, ist eine andere Frage. Zwar sagen wir uns selbst, daß nicht der Schnee der Tauspote gewesen ist. Schwereich komme dieser, gegenüber dem unslegenden, nur ganz unwesentlich unterschiedenen Götzen, ein hervorstechendes, charakterisierendes Merkmal gerade dieses Berges abgeben. Indessen liegen sich auch außerdem noch mancherlei andere etymologische Ableitungen denken, auf welche näher einzugehen uns jedoch heute zu weit führen würde.

Scherer zieht übrigens auch die ganze Umgebung mit zur Begründung seiner Ansicht heran. Die Farnleiten ist ihm der Ort, wo die Pyrenäen bereit gehalten, der Ruffert die Stätte, wo Menschenopfer hingeschlachtet (ausseren) wurden.

Trotz aller Mühe und Phantasie, mit welcher Scherer einen Stein nach dem andern zum Aufbau seines „Nationalheiligtums“ herbeiträgt, und zu dem wir leicht, folgen wir einmal seinem Gedankengange, selbst noch da und dort ein Ständchen dazulegen könnten, sehen wir doch nicht ein, warum wir die Ruinen *Kudolfs* oder *Kollenstein*, auf welche wir jetzt zuhören, „gar so weit her“, nämlich von *Gotte Eru* (der bayerische Name für *Ziu* oder *Zao*) herkommen lassen sollen und nicht lieber viel einfacher von einem Grafen *Kudolf*, für den oder von dem im 9. Jahrhundert diese Burg, eine Worte gegen die Sorgen, errichtet wurde.

Um so weniger ärgern wir, die adlige Sitte des Mittelalters, Burgen nach dem Namen der Erbauer oder der ersten Herren zu benennen, für die Namensgeberin zu halten, als und ohnehin der östliche Abhang des Schneberges, welcher diese Burgreste trägt, aus dem eng verschlossenen Kreise der Centralgruppe mit ihren Mythen und Sagen aus dunkler Vorzeit heraus in die innere Bergebene und das weite Egerthal und damit wieder zu *Geisach* und *Zahlen* leitet, vor allem mit greifbarer Deutlichkeit in die mittelalterliche Zeit des wildensten Faustrechts, des ältesten Raubrittertums.

Wohl gehörte der *Kudolfsstein* eine Zeit lang dem Kloster *Waldhaffen* und erwarb sich damals (1346) den friedlichen Namen, ein ausgedehntes metairie'sches Bier aus Honig und Habermalz zu brauen. Bald aber wurde die Burg, wieder an ihre alten Herren, die *Dirichberge*, gekommen, zum vielgeschätztesten *Naubenstein*. Herabgehend auf die große *Deerstraße*, welche von *Frauen* nach *Wöhmen* führte, lagen die Herren, im edlen *Berrene* mit denen vom nahen *Epprechtstein*, *Wald-*

stein, Vogberg z. — sieben Burgen, so sagt der Volksmund, verständigten sich durch Zeichen vom Rudolfsstein aus untereinander — ob's eifrig dem ritterlichen Strofantau ob, daß sich endlich die Egerer Bürger, 1412, aufmachten, die Burg überfielen und ausbrannten. Freilich, meint ein älterer Reisebeschreiber nachschickend, der Landbau trag wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens doch auch gar zu wenig ein!

Bild und gewaltig, ein lebendiges Bild jener wilden, gewolltamen Zeit, ragen die massigen Trümmer am Horizonte in den Abendhimmel hinein. Noch sind sie von dem düster brennenden Glanz der untergehenden Sonne beleuchtet, da aus dem Wald, in dem unsere Straße jetzt verschwindet, schon dunkle Schatten lauern. Wohl mögen einst die Reisenden mit bangem Schauer den Weg gezogen sein.

Und glücklichen Kindern eines kühneren Jahrhunderts begegnet im dümmern Walde nichts anderes mehr, als die schwarze Gestalt eines Koboldenwebers, der seinen rauschenden Weiler hütet, ober ein paar Kinderlein, die mit hochgehäuften Holzstößen Weihenstadt zuwobern, dazwischen wie zum Schloßberg hinaufziehen.

Die Flammen, die einst die Egerer Bürger ansuchten, und die stetig fallenden Tropfen des ewigen Berges haben nur wenig mehr von dem einstigen Bau von Menschenhand übrig gelassen. Und doch geben uns die ragenden Trümmer noch ein furchtbares Bild einer wilden Burg, eines schier unbewinglichen Festes für Raubvögel. In die gewaltigen Mauern, welche die Natur selbst aus mächtigen, 1 m hohen Granitblöcken bis zu 90 m Höhe aufgestürzt hat, war es leicht, durch eingefügtes Bauwerk eine sichere Burg auszurichten, einen stützenartigen Zuganker hindan auf die Straße im Thal und hinüber zu dem nördlichen Gehirgsweg, der Waldsteinlette, der Heimat der sächsischen Seele.

Schier grausig schaute von dort das ungeheure „Rote Schloß“ des Wolfsteins herüber. Auch seine düsteren riesigen Trümmer geben von drüben, selbst in dem schwermühen Nahmen der darüber empornachenden dunklen Wälder gesehen, ein übermächtig stimmungsvolles, großartiges Bild. Doch aber bietet diese ganze Wolfsteinette im allgemeinen für Sie zu wenig anderes, als was Sie schon diesseits kennen lernten, so daß ich es unterlasse, Sie zu diesen entrückten Höhen hinüber zu führen.

Hier, wie dort, sind die Burgen längst, längst gesunken. Über die Brandstätte rings um das Schloß Rudolfsstein hat sich die milchfarbige Blüthenede des süßstehenden Fichtelberger Heidekrautes gebreitet.

„Wie Honig!“ rufen Sie, tief einatmend.

Kotzlich, wie Honig. Tragen ja doch die ewigen Bienen gerade aus dieser Blüte den meisten Honiglein nach Hause.

Die ewigen Bienen, die recht eigentlich zu den alt-eingefressenen Fichtelbergern gehören! Ja, die Bienenzucht (Zieldob) — wohl von den Sorben eingeführt — war hierorts schon vor Jahrhunderten dazumal heimisch, daß dort unten in dem nahen Städtchen Weihenstadt ein eigenes „Zieldergewicht“ faß.

Erst der Dreißigjährige Krieg brach die Blüte der süßen Junst. Aber der schnellende Duft des Fichtelberger Heidekrautes weht uns auch heute noch reich und weich von Waldböden, Waldwiesen, Waldsäumen entgegen. Auch in dem

weiten Egerthale, das wir jetzt, Weihenstadt zuwobern, durchschreiten, breitet sich der liebliche Blütennepp über einen großen Teil des granitdurchbrochenen Bodens, welchen einst ein 300 Morgen großer See überflutete.

Jetzt spielen nur noch leise Wellen des Abendwindes darüber — das Schlummerlied träumender Einsamkeit. Niemand regt sich ringum; nur ein Schöpfer im weiten dunklen Romel, groß und ruhig vom Abendhimmel sich abhebend, steht still in Mitte seiner friedlichen Herde, seinen Stab auf die am Boden liegenden Säulen eines antiken römischen Tempels gestützt.

Die Säulen eines antiken römischen Tempels? Seltsam schauen sie uns an in diesem armen, düstern Ländchen, das der Kunstgeschichte keinerlei Bilder bietet. Auch diese Säulen sind keine Ruinen eines hier heimischen Baues, sie sind nichts als die übriggelieblichen Fichtelberger Granitblöcke, deren Schwelern an der Beireinigungshalle stehen, und die hier einst gemeißelt wurden.

Ja, wir stehen hier vor einer der Vorwerkstätten der rühmlich bekantenen Adermannschen Steinhauerei, um bereutwillen wir jetzt Weihenstadt zu streben.

Ja, wäre das alte Städtchen — vor Jahrhunderten hauptsächlich durch Verarbeitung des in der Nähe an das Licht geförderten Zinnes und durch seine Bierbrauerei reich und blühend — nicht 1823 vollständig abgebrannt und hätte das hauber-nächtere Kleid der neuen oberländischen Städtchen angezogen, so möchte es Ihnen wohl „ganz interessant“ vorkommen. So aber bin ich froh, Ihnen hier wenigstens etwas sehr Interessantes, eine der bedeutsamsten Unternehmungen des ganzen Ländchens, zeigen zu können, ein Unternehmen, welches seine Erzeugnisse weit und breit durch alle Lande, selbst über das Meer schleppt.

Nur ein einfacher, beschneider Steinbohrer war er, der alte Adermann, als er vor mehr als 50 Jahren anfang, den Steinreichtum des Landes zu verwerten¹⁾, anfang, diese un-gehobenen Schätze des Bodens, die ihn, trotz des Schlammers des erschlüpften Bergbaues noch geliebt waren, auszugraben, anfang, diese Gesteine — wertvoll, wenn auch keine Edelsteine — zu schleifen und ihnen jenen Glanz zu verleihen, der allein in der Welt den Dingen die rechte Geltung verschafft.

Das Unternehmen wuchs geistlich empor. Jetzt beschäftigen die Adermannschen Erben mehr als 200 Arbeiter. Ein Teil von diesen bricht draußen in den Bergen und Thälern die brauchbaren Gesteine, bricht oft zu unserm Leide die natürlichen Jenseitürme und Burgen, welche die stillen Höhen so reizvoll schmücken. Da ist kein Waldwinkel einsam, kein Weg abseits genug, daß Sie nicht das Pochen und Weihen des Steinbohrers erschallen hören, der des Weilein dem heimischen Boden abringt und ihm den ersten Reiz gibt. Hier in Weihenstadt wandert der also roh behauene Block, oft von riesigen Umjog und Gewicht, von Hand zu Hand, bis in die mit Dampf betriebenen Polierwerkstätten und verläßt endlich in handerleilei Formen: als Dekoral-Bödel, Denksteine, Grabmäler, Säulen, Thürschwände z. seine Heimat.

(Schluß folgt.)

¹⁾ Eigentlich müssen wir sagen, wieder zu verwerten, denn vor dem Fichtelberger Kriege wurden Granitblöcke vom Fichtelberg hauptsächlich nach Nürnberg geliefert.

Nürnberg's Woffenmarkt.

Von Georg Lehmann. (Fortsetzung.)

„vom „grünen Markt“¹⁾, welchen wir bisher betrachten, wenden wir uns zu den Nebenmärkten, und zwar zu dem zur Herbstzeit unbedingt größten derselben, dem Obstmarkt. Hier fallen uns sofort die verschiedenen Klassen der verkaufenden Personen auf. Die Verkäuferinnen teilen sich in solche mit roten Kopftüchern und in solche ohne diese. Von den ersteren hat wieder ein Teil unverkennbar die ganze Tracht, die Sprache, kurz das ganze Gepräge der Land-

ihnen, welcher die zwar alte, aber in hohem Grade streitbare Garde repräsentiert, daß sie nächst unseren „Käuffinnen“ sich in Deutschland einer nicht geringeren Berühmtheit erfreuen, als die Pariser „Damen der Halle“. Wer kennt sie nicht, diese wandelnden Regis aller desjenigen, was in dem bekannten illustrierten Buch „Nürnberger Schimpfwörter“ von Ambrosius Gubler niedergelegt ist? Wehe, dreimal wehe über denjenigen, welcher den Unwillen eines Krepoggs von solchen Weisgerinnen



Der Woffenmarkt zu Nürnberg. Nach Tellenbods Nürnberger Prospekten 1719.

bevölkerung aus Ober- und Unterfranken. Dann sehen wir aber auch einen Teil da sitzen, welcher zwar mit dem erwähnten Kopftuch behaftet ist, aber auch bloß hierdurch an ober- und unterfränkische Volksbevölkerung erinnert. Es sind dies „imitierte Bambergerinnen“. Sobald sie den Mund öffnen, hört man die reine „Peterstüte“, und zwar mit portreifer Föhrung an das Ohr schlagen. Zweck dieser seit einigen Jahren besonders von unseren jüngeren und hübscheren „Siglerinnen“²⁾ geübten „Kassenselbstschöpfung“ ist offenbar der, den tausenden Publikum, welches den ländlichen Verkäuferinnen wegen deren wirtlich oder vermeintlich ursprünglicheren Preise beim Einkauf größeres Vertrauen entgegenbringt, hinsichtlich der landsmännischen Identität Sand in die Augen zu streuen, eine Liebesmühe, welche sich jedoch bei den eingeborenen Nürnbergern in der Regel als eine verlorene erweist. Unser „Siglerinnen“³⁾ Wer kennt sie nicht, besonders denjenigen Teil von

erregt hat! Die Lage eines Verbrechers, welchem eben die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt worden sind, ist beneidenswert gegen die heilige! Nur durch die Glucke, durch schlauestes „Verbasten“ kann er sich dem Jörn der nachsichtigen Götinnen entziehen, welche sich von den Furien bloß dadurch unterscheiden, daß sie sich nicht „an die Schalen des flüchtigen Verbrechers heften“ können, sondern, mehr der delphischen Scherin ähnelnd, wie diese auf ihrem Dreifuß, so über ihrem „Kuhlenhofen“⁴⁾ festgebannet sitzen bleiben müssen. So wird manches Augenlicht gerettet. Stand hält hier nur der oberfränkische Obstbauer, welcher allein es fertig bringt, durch unwüßige Grobheit oder faulchen Gleichmut die weibliche Weisheit zu dämpfen oder ihr die Spitze abzubringen. Die bei den „Siglerinnen“ beliebtesten und mit den süßesten Lockkönen, wie „Schöner Herr, löbi ich nig?“⁵⁾ oder „Dau kröig'n S' was

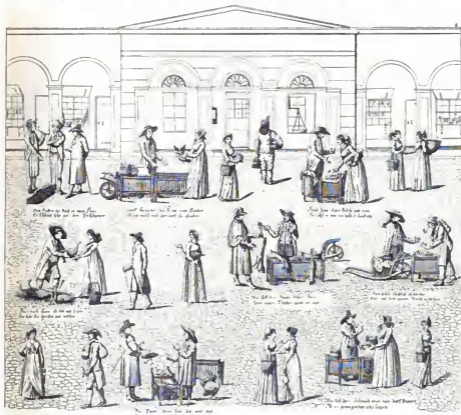
¹⁾ Gemäßenmarkt, auch „Hauptmarkt“ genannt. ²⁾ Siglerinnen.

³⁾ Kufenhosen.

⁴⁾ Schöner Herr, löbi ich nicht?

Schäns und Billigs¹⁾ oder „Da mir verlosen Sie si niet“²⁾ herumgeschmeichelten Kunden sind die „Herren, welche nicht handeln“. Denn durch ein zu heftiges Angebot erleidet verkaufenseitig die „Milch der frommen Denkart“ rasch eine bedenkliche Trübung, und Beharren darauf hat mit fast mathematischer Sicherheit die oben geschilderten furchtlichen Folgen in der Richtung gegen den ansehnlichen Kaufsiebhaber

Vom Plage, wo Pomona ihre Gaben in so reicher Fülle deut, nach einer dieser Woffen, dem Hans Sachjengählichen zuschleudernd, bleiben wir plötzlich, wie gebannt, stehen. Ein Ton, „herzzerreißend, markdurchbohrend“, trifft unser Ohr, der aber keineswegs ein ihm entsprechend widerliches Gefühl, sondern jart dajstige Betragengebansen in uns wachruft. Und richtig, da kommt es heran, ein niedliches Zerfel, getragen von



Rürberger Markttypen aus dem Jahre 1890.

zur Folge. Doch genug, diese Höderinnen sind, wie sie sind, und darum spielt nicht mit dem Feuer. Am reichsten ist der Rürberger Obstmarkt Ende September und Anfang Oktober bestellt und, mit Ausnahme von Kirschen und Aprikosen, dürfte es um diese Zeit nicht leicht eine Obstsorte geben, welche auf ihm nicht vertreten ist; auch reichen die Stände der Verkäufer dann weit in die auf den hinter der Frauenkirche nordöstlich und östlich von derselben um das „Gänsemännchen“ herum befindlichen Platz mündenden Straßen hinein. Der Beeren- und Bilsmarkt ist dicht hinter der Frauenkirche.

einer dienenden Jungfrau, und zwar dank den Bemühungen des Tierfachvereins nicht an dem Fuße nach abwärts gehalten, sondern streng in der vorgezeichneten wagerechten Lage, das Köpfchen sanft auf die volle Wüste der Trägerin gebettet. Ein wirklich rührendes und anmutendes Bild! Ein Schritt, und wir befinden uns an dem Orte, wo der eben geschilderte Tan und aus Hunderten von jarten Schweinefleisch entgegenköhlt — dem Saumarkt³⁾. Hier tritt mehr der Männer-

³⁾ Zerfel befindet sich jetzt auf dem Hans Sachjen- oder Spitalplatz nördlich von der Spitalstraße, während er bis vor einigen Jahren seinen Platz östlich vom Schinencunnen hatte, wo er den Zerfelchen weiden mußte.

¹⁾ Da bekommen Sie etwas Schäns und Billigs.

²⁾ Bei mir verkaufen Sie sich nicht, d. h. kaufen Sie nicht leicht ein

welt „handelsab“ auf, und insbesondere sind hier in großer Anzahl die Gostwürte vertreten. Da gibt es Handschläge herüber und hinüber, ein gegenseitiges Betrauern bei allem, was hoch, heilig oder schrecklich ist, ein ungefähres Prüfen der Tieren dem Gemüthe nach, ein Geschrei von Tieren und Menschen zu den Füßen des Meisterjägers, daß wir wohl

inne werden, es herrsche auch auf diesem Teile des Wortes ein so reges Leben wie auf dem andern. Wohl dem Wanne, der endlich nach manchem Drängen und Stoßen, Händeln und Zeilischen seine „Spohjan“ im Triumphe nach Hause trägt zu der Gattin und den hartenden Kleinen!

(Schluß folgt.)

Die erste Aufführung des Don Juan in München.

In Mozarts 100jährigem Todestage.

Von Wilbert Clement.

Es war Abend — ganz München befand sich in nicht geringer Aufregung. Seit langer Zeit hatte unter den friedlichen Einwohnern der bayerischen Hauptstadt keine gleiche Bewegung stattgefunden. Männer und Frauen aller Stände füllten in ihren Sonntagsgewändern die Straßen. Equipagen mit ihren glänzenden Inoffen rollten eilig über das Pflaster, einfachere Lehnwagen folgten ihnen. Jedermann war festlich geschmückt. . . . Alles bewegte sich nach ein und derselben Richtung. Wer nicht selbst mitkonnte, stand wenigstens an seinem Fenster oder in seiner Hausthür und blickte den anderen nach.

Es handelte sich um nichts Geringes. Man gab diesen Abend in München zum ersten Male den „Don Juan“, das unsterbliche Meisterwerk, dessen Schöpfer selbst des Morgens von Wien angekommen war, die letzte Probe zu leiten und der Aufführung beizuwohnen.

Deshalb strömte man noch dem Theater, gierig, die berühmte Musik zu vernehmen, den großen Meister zu sehen, dessen Name als ein glänzendes Geleit für Deutschland, für ganz Europa aufgegangen war: Wolfgang Amobus Mozart.

Nur mit Mühe konnten die Herren und Damen der Houtervole sowohl wie die Bürgerstöken und Mädchen mit ihren Begleitern in die Logen gelangen, denn am Eingang des Hauses rissen sich die Leute der unteren Klassen um die wenigen Willkür, die noch übrig waren, so daß es beinahe unmöglich schien, an dem Feuertische des Kassierers vorbeizukommen.

Inbessen füllte sich das Haus, erst zur Hälfte erleuchtet, mit treibender Schnelligkeit. Die Logen garnierten sich rings mit Personen, die sich auf ihre Stühle niederließen und ihre Bekannten neben sich oder gegenüber zu erkennen suchten. Fast alle waren durch das Gell, das sie eben verlossen, und das rötliche Lampenlicht, in das sie getreten, gelendet. Begrüßungen herüber und hinüber, Freundschafts- und Höflichkeitsbezeugungen; man wünschte sich den Nachbarn Glück, der großen Feier beizuwohnen zu können.

Jedermann war freudig erregt, außer einem armen geplogten Tropf, dem Gehilfen des Theaterregisseurs, dem insolentem Worterhol, dessen Funktionen darin bestanden, eines Teils verantwortlich für die Verdöße seines Vorgesetzten zu sein, andern Teils sich für diesen anschnauzen zu lassen, denn da man sich fürchtete, die betreffenden Grobheiten diesem im Gesicht zu sagen, so entschädigte man sich im vollsten Maße an seinem Stellvertreter.

Hatte einer der Arbeiter eine Coullisse zu nahe an die andere gesetzt, rief der Direktor gleich nach Sennefelder;

dompften die Lampen etwas, daß die kleinen, mollischen Chorjängerinnen die Spizentücher vor die Lippen drückten, und behaupteten, keinen Ton singen zu können — Sennefelder mußte helfen; gefiel einem Sänger sein Kostüm nicht, fuhr er Sennefelder an; kam eine Sängerin zu spät in die Probe, so hatte Sennefelder sie unrichtig bestellt. — An ihm ließ man die ähnen Paanen, die man gegen sich oder andere hätte richten müssen, aus.

Kein Wärterer hatte jemals unter so geschickten und unbarmherzigen Direktorsdächten gestitten. War es so bei gewöhnlichen Vorstellungen, so kann man sich leicht die Bestimmung des armen Leases an diesen festlichen, ereignisvollen Abend denken. Man hatte nur dafür gesorgt, daß die Musik mit ihrer Begleitung würdig ausfiel, wie sie in Scene gesetzt werden sollte, hatte man ganz dem Regisseur überlassen. Dieser in seiner grenzenlosen Faulheit hat sich damit begnügt, nur wenige unbestimmte Instruktionen den unvermeidlichen Sennefelder zu geben und diesem noch dazu die Liste der zum Stücke nötigen Erfordernisse erst den letzten Tag, so in der letzten Stunde erst zuzustellen lassen.

Hinter dem noch heruntergelassenen Vorhang ließ dieser man rechts und links, bald hinter die Coullissen, bald zurück die Laternen des Leporello, in der andern hobrigierte er die Papierrolle, welche die Namen der verlassenen Geliebten Don Giovanni enthalten sollte, doan schoss er die Kugel herbei, die Bauernburischen zu bewoiffnen, und kimmte die Seiten der Guitorre. Jetzt unterfuchte er den Balken, von dem Elvira der falschen Szenende ihres treulosen Paulen lauschen mußte, worf noch einen letzten prüfenden Blick auf die Figuranten, justete hier und da einen Anzug zurecht, schminnte seine Schoten, kletterte ihnen die Bärte an und gab ihnen einige Ordres über ihr Verhalten im Stuck.

Endlich war der große Augenblick gekommen.

Man hörte, wie die Musik auf ihren Sigen in Orchester Ploß nahm. Der Souffleur streckte sein lahles Haupt aus seinem Lustloch, und man sah den berühmten Tonrichter in Begleitung des Direktors und eines jungen Regierungsassessors aus Posen, eines bedeutenden Dilettanten, eintreten.

Besteter war eigens nach München gekommen, um sich Mozart vorzustellen und der Aufführung der Oper beizuwohnen. Es war Theodor Hoffmann.

Der Oberregisseur folgte der Gruppe und erwartete, daß der Direktor das Zeichen zum Anloß geben werde. Dieser, nachdem er mit Mozart gesprochen und sich durch ein Wortloch im Vorhang versichert, daß sich die Musik auf ihren Plätzen

befanden, der Kapellmeister an seinem Pulse bereit stand, winkte dem Regisseur. Der Regisseur nahm aus den Händen Semsefelders einen kurzen Stod, und die drei feierlichen Schläge ertönten.

Sogleich begann die große ergreifende Ouvertüre, die so wunderbar den Zuhörer in die Geheimnisse der Hölle führt. Thränen und Klagen hört man dröhnen, abscheulichen Hohn und schallendes Gelächter, und dahinsiechend dröhnen die marmornen Fußritte des Komturs auf den marmornen Treppentufen. Die Akteure standen und tauchten den wunderbar schönen Klängen — sie vergaßen die Wirklichkeit über das herrliche Meisterwerk; sie athmeten kaum und hoben keinen Fuß, hinter die Coulissen zu treten, und der Vorhang mußte im Augenblick ausgehen.

Semsefelder befiel eine schreckliche Angst; er vernahm die letzten Töne der Ouvertüre, er sah den Vorhang sich schon bewegen, bereit, emporgezogen zu werden, und niemand tätschte sich, selbst der Regisseur war ganz ruhig, er beschäftigte sich angelegentlich mit einer kleinen Figurantin, auf die er Ansprüche hatte. Semsefelder glitt also in höchster Verzückung auf die Bühne zwischen die Hammen, unbeweglichen Gruppen.

„Was auf der Scene!“ schrie er leise, aber durchdringend. „Der Vorhang hebt sich!“

Wie durch einen Zauberschlag schnellten alle in die Höhe und rücketen hinter die Coulissen. Semsefelder folgte — oder er stieß mit dem Fuße an ein schlecht gelegtes Brett und stürzte der Länge nach mit dem Kopf an eine Coulisse, in dem Augenblicke, wo die Lampen ihr Licht über die Bühne warfen. Der Vorhang wurde langsam, feierlich in die Höhe gezogen. Semsefelder raffte sich noch rechtzeitig genug auf und verschwand, ohne von dem Publikum gesehen zu werden. Hinter der Coulisse wurde er ohnmächtig.

„So geht's, wenn man sich in Dinge mischt, die einen nichts angehen“, sagte der Regisseur, indem er dem leblosen Körper mit dem Fuße einen Stoß gab.

Einer der Maschinisten war mitleidigerer Natur; er bejüngerte den Besinnungslosen mit kaltem Wasser und wuschte das Blut ab von der Stirn des armen Geistes. So brachte er ihn einigermaßen wieder in den Zustand, seine Geschäfte weiter besorgen zu können, den Chor anzuführen und seine Figuranten zu leiten. Er ist es nämlich, der mit den Fackeln herbeieilen wird auf das Befehl der Donna Anna, der den toten Komtur aufrichten und, darauf verschwinden, als Bauernbursch ein hübsches Mädchen am Arm, die Evolutionen der Korymben dirigierend, sich im Tanze drehen wird.

Wie war eine Aufführung Don Giovanni's besser als diese! Hoffmann hat sie uns in einem seiner Phantastiestücke vergewissernd, und man wird mir gestatten, einige seiner seltsamen Notizen über die Hauptmitleidenden hier einzuschalten:

Don Juan stürzt heraus; hinter ihm Donna Anna, bei dem Mantel den Frevler festhaltend. Welches Ansehen! Sie könnte höher, schlanker gewachsen, majestätischer im Gange sein: aber welche ein Kopf! — Augen, aus denen Liebe, Hohn, Hoß, Verzweiflung, wie aus einem Brennpunkt, eine Strahlenpyramide blinkender Funken werfen, die, wie ein griechisches Feuer unaussprechlich, das Innerste durchbrennen; des dunkeln Haars aufgelöste Flechten wallen in Wellenringen den Nacken hinab. Von der menschlichen Thut umtrallt, zuckt das Oetz in gewaltsamen Schlägen. — — — Und nun — welche Stimme! Nou-

sperar so non m'avevdi. Durch den Sturm der Instrumente leuchten, wie glühende Blige, die aus ätherischem Metall gegossenen Töne!

Don Juan und Leporello treten im regitierenden Gespräch weiter vor ins Proscenium. Don Juan winkt sich aus dem Mantel und steht da, in rotem, gerissnem Sammet mit silberner Stickerei, prächtig gekleidet. Eine kräftige, herrliche Gestalt: das Gesicht ist mächtig schön; eine erhabene Nase, durchbohrende Augen, weich geformte Lippen, das saubere Spiel des Stirnmuskels über den Augenbrauen bringt schandenlang etwas vom Rephithopheles in die Physiognomie, das, ohne dem Gesichte die Schönheit zu rauben, einen unwillkürlichen Schauer erregt. Es ist, als könnte er die mächtigste Kunst der Klapperfchlange üben, es ist, als könnten die Weiber, von ihm angeblickt, nicht mehr von ihm lassen und müßten, von der unheimlichen Gewalt gepackt, selbst ihr Verderben vollenden. Lang und dürr, in rot und weiß gestreifter Weste, kleinem roten Mantel, welchem Hut mit roter Feder, trippelt Leporello um ihn her. Die Buge seines Gesichtes mischen sich seltsam zu dem Ausdruck von Gutherzigkeit, Schmelzeri, Käuzerei und ironisirender Freiheit. Man merkt es, der alte Bursche verdient, Don Juans helfender Diener zu sein. — Glückselig sind sie über die Mauer geschlüchtet. — Fackeln — Donna Anna und Don Octavio erscheinen, ein zierliches, gepflegtes, gelehrtes Mägdlein von einundzwanzig Jahren höchstens.

Die lange, hagere Donna Elvira, mit sichtlich Spuren von großer, aber verblähter Schönheit schilt den Verräther Don Juan, und der mitleidige Leporello bemerkt ganz klug: *Parla come un libro stampato.*

Die kleine, verstaubte Jerusa tröstet mit gar lieblichen Tönen und Weisen den gutmüthigen Tölpel Rafoetto.

Mozart, in den Fesseln jener langwierigen Krankheit, der er schon im 35. Jahre erlag, genoss hier das Vergnügen, sein Werk mit Geißt vorgetragen zu sehen. Er sah melancholisch lächelnd hinter den Coulissen. Von Zeit zu Zeit drang das Applaudieren der entzückten Menge zu ihm. Als die Primadonna die große Arie beendet, so voll von unaussprechlichem Schmerz, jene Arie, in der sie entseht erkennt, daß sie den Körper ihres Vaters liebt, und daß der Tod allein sie von diesem Flecken, der sie verunreinigt, reinigen kann, nähert sich die Künstlerin, noch Thränen in den Augen, welche, die umschauernd, seltsam die griechische Mut dämpften, dem Meister, und dieser sprang auf und hielt in seinen abgemagerten Fingern die leuchtenden, bebenden Hände der Sängerin.

„Dank Ihnen!“ sagte er, „Sie haben mir Gewißheit gegeben über mein Genie. Ich werde ruhiger sterben, denn ich weiß jetzt, daß mein Name nicht ganz mit zu Grabe getragen wird.“

„Sterben! Sterben! Sie so jung, so talentvoll, so berühmte . . . und dieser schreckliche Gedanke!“

„Jugend, Talent, Ruhm hindern nicht am Sterben, Donna Anna. Die beiden letzteren töden die erste. Ach! und dann versetzt mich auch eine Ahnung meines nahe bevorstehenden Todes auf Schritt und Tritt! Sie klammert sich an meine Fersen, neckt mich gräßlich in der heitersten Gesellschaft, hält meine Seele, meinen Geißt in ihren grauen Teufelskralen und läßt mich nicht mehr los! Es ist entsetzlich!“

Und Mozart erzählte der Sängerin von jenem Unbekannten, der ein Requiem bei ihm bestellt habe. Vor einigen Tagen

habe er ihn daran gemahnt und heute habe er ihn in München gesehen, wie er in seinen Wagen geliegen sei.

Wozart war bei dieser Erzählung bleich geworden, aber Donna Anna's Ausfluß übertrug das seine noch in dem Ausdruck des Entsetzens. Es hatte sich sichtlich verändert!

„Ihre Geschichte gleicht der meinen“, sagte sie, sich fassend. „Zwei Tage bin ich in dem Augenblick aufgewacht, als sich ein schwarzes Phantom, daß wie ein Leichnam, grinsend über mein Bett beugte und mir zuflüsterte: Donna Anna ist tot! Donna Anna ist tot!“

„Gib, als ich die letzten Noten meiner Rolle sang, erhab es sich im Parterre und machte mir ein schaurig düstres Gesabzeschreiben. „Gott erbarme sich meiner!“

„Gott erbarme sich unser, Donna Anna!“

Wozart verließ die junge Sängerin, und weder die Bitten des Direktors, noch das Weinen der Menge, die ihn zu sehen wünschte, konnten ihn im Theater festhalten. Er eilte nach Hause, verschloß sich in sein Kabinett und brauchte die halbe Nacht, an seiner Messe schreibend, zu.

Während dem trug Sennefelder sein möglichstes dazu bei, die Vorstellung des Don Juan zu einem glänzenden Ende zu bringen; er verschwand von der Bühne und stieg in die unterirdischen Klüfte hinunter, wo er sich unter der Verankerung schlangte, um Don Giovanni dort zu empfangen und dann durch die Öffnung in die Flammen zu schleudern, welche die brennende Hölle herausspeit.

Als die Oper beendet war, stieg er wieder hinauf, um die Ratheten des Stückes, d. h. Laternen, Gaudere, Anstetel u. s. w. in Empfang zu nehmen, dann legte er die Kostüme der Figuren zusammen, ordnete sie, versicherte sich, daß keine Feuergefahr vorhanden, und wanderte ermüdet und abgesehen nach seinem arbeitsamen Kämmerlein. Dort hätte er

sich nun auch gern schlafen gelegt wie die anderen Leute, aber er mußte noch die Kontremarten für die nächste Vorstellung stampeln und sie mit einem Zeichen versehen, um zu verhüten, daß sich jemand mit einer früheren Karte einschmuggeln konnte.

Als Sennefelder am andern Morgen zum Direktor kam, um ihm die Karten abzuliefern, fand er diesen in Verwirrung. Die Wiederholung des Unfalls war für diesen Abend unmöglich. Die Actrice, welche die Donna Anna gesungen hatte, war diese Nacht plötzlich gestorben. Die Anstrengung der Rolle hatte ihr ein Herzgeißig zerprengt. Man hatte sie lebend und tot am Fußende ihres Bettes gefunden.

Gott erbarme sich Deiner, Donna Anna!

Wozart schlüpfte gerade mit dem jungen Regierungsassessor, als ihm die traurige Nachricht hinterbracht wurde. Aus den Augen des Reichers rannen zwei Thränen.

„Die Engel hatten eine süße Stimme mehr nötig“, sagte er, „um die himmlischen Gesänge zu singen, und sie haben ihre Schwerter zu sich geholt. Bald werden sie auch einen Bruder haben, der sie neue Lieder lehren wird.“

Er arbeitete sogleich alles an, um nach Prag reisen zu können.

Der junge Assessor aus Fosen aber machte aus dem wunderbaren Tod der Donna Anna eine Geschichte, der er den Titel: „Don Juan“ gab. Im ersten Teile seiner Phantastische ist sie zu lesen, und obige Stellen sind aus ihr entnommen. Soll Hysterie und Empfindsamkeit machte sie dennoch den Namen Theodor Amadeus Hoffmann's zu einem der gelehrtesten in ganz Deutschland.

Was das arme Märdel, Sennefelder betrifft, den Chorfänger und Unterregisseur des Münchener Theaters, so hat er bekanntlich später die Lithographie erfunden.

Der Traghimmel in der Kirche von Parsberg.

(Chorherrliche Sage von J. Müller. 1888.)



Es schlugen die Deutschen auf Sava's Band,
Sie wollen Jesu' Selg'ad in Kaiser's Hand.
Mit „Jesus, Maria!“, dem Lösungswort,
Wacht's stürmend hinein zum Türkenmord.

) Stürmung von Parsberg.

Der jugendlich' Starfisch aus Bayern thut
Schier Wunder auf Wunder mit kaltem Blut;
Petard' und Kartbaum, sie öffnen Fluß,
Und siegend nimmt Beuten die Türkenfuch.

Für Kühe und Bunden, für Blut und Schweiß
Wird Mag' d'rauf die Helle der Wänderung preis
Da rucht sich die Keng' mit Gewalt und List,
Und leer sich's Gewölbe, leer Schaum und Mist!
Doch einer der Krieger verschmäht all' Muth,
Und nimmt sich zum Lohn dort ein Volksgest.
Er reißt von den Wänden die Türkenent,
Die seidenen Hände, voll Iron' und Quajl'.

Und glücklich bringt er nach Jahreszeit
Der pöhlischen Heimat die Türkenent,
Und opfert er voto im Votierort
Der Kirche die Seide mit Quajl' und Bort!

Da werden zum Himmel und Waldadin
Die seidenen Hände hochrot und grün.
Und ist wolk' jetzt unter dem Türkenent
An festlichen Tagen der Herr der Welt.



N 15,

Erstausgabe jährlich Sonntag und dann noch alle Halbwochen zum Preise von 2 — für das Ganze bezogen werden. — Ein neues, breiteres Format wird bei No 16 mit der Vergrößerung und ein Fortsetzung erhalten

3. Jahrgang 1892.

Im Jahre 894.

Von Lubwig Kapl. (Fortsetzung.)

Da tritt ein Kriegermann vor und meldet eine Botschaft aus dem Wendenslande. — Der Herzog erhebt sich — ein Kross mit vergrüntem Sägen fällt vor ihm auf die Kniee, mit ihm ein Mädchen in wendischer Tracht.

„Laß Dir mein Leid klagen, edler Herr“ — beginnt der Knieende — „Unerschrockt ist geschehen! Mein einziger Sohn Gardomar wurde mir von der eiterlichen Schwelle weggeraubt — er ist verschunden, und niemand vermag, eine Spur von ihm zu finden. In finsterner Nacht hörten wir Stimmen vor unserm Hofe, wie Rostkrei — Gardomar ging vor's Haus und kehrte nicht wieder. Ich vernahm Getöse und den unterdrückten Ruf meines Sohnes, und als ich hinzugeeilt, sah ich nur noch ein Koss in der Dunkelheit dabonjagen, während drei Gesellen seitwärts flüchteten. Der Knode hat einen Todfeind unter den Wenden dieses Mädchens holber, die, dem Herzen noch eine Christin, bereinst unsrer werden sollte. Wer anders hätte ihn überfallen, als dieser mit seinen Helfershelfern? Wenn die Sonne oberwärts aufgeht aber begeben die Wenden ihr heidnisches Fest auf dem Walde — meinen Sohn werden sie ihrem Widgen schlachten, Herr, und Dich steh ich an um Deine Hilfe!

In alle Dörfer walle ich laufen und unser Volk aufbieten, oßein Lado, dies Mädchen, hat mir anderes geraten. Statt meinem Rinde zu helfen, würde ich hierdurch es dem sichern Verderben überliefern, denn wer weiß, wo Gardomar in Ketten und Bonden schmachtet? — Heimlich würde ihn die Wädersauß durchbohren, ehe wir zu ihm zu gelangen vermöchten. Lado nun hieß mich zu Dir eilen, Herr, wir

wählten von dem Voten, den Du dem Bogt geschickt, daß Du nahe seiest mit Deinem Heere. Sende einen Teil Deiner Krieger auf den Wald vor Beginn des Heidenfestes. Ich werde ihnen Weg und Steg zeigen und die Stelle, wo sie sich in Hinterhalt legen, bis und ein Zeichen wird, van Witting her ausdemert die Sturmreiter anzulegen und in den Oxyerpfloß einzudringen. Dies Zeichen gibt uns Lado. Sie wird zum Scheine dem Feste ihres Belles heimgehen wie andere Wendinnen — weiß niemand doch, daß sie den Plan durchschaut, und ihr Hergeleid wird sie tapfer bekämpfen — sa wird mein Sohn gerettet werden, bevor ihn der Wodstloß berührt.

Willhohere edler Herr, dem Fischen des alten Wilsried. Nicht allein ich, der arme Vater, dem Du seine Altersstätte juridschicht, nicht allein die wechslagende Mutter doheim und diese Knode, deren Herz der Gram zerfleischt wie das meine — gong Fronkenland wird Dir Lob und Preis wissen ob solcher That!“

Mit steigendem Interesse hatten Herzog und Priester den Worten des Alten gelauscht. Nun sah die Waldris Lada ins Auge.

„Was host Du zu sagen, Wädchen? — Du schienst die Franken mehr zu lieben, wie Dein eigen Volk. Wist ihr denn auch so sicher, daß der Burche dem Heidengott sterben soll, und ob nicht Räuber ihn erschlagen hoben?“

„Herr“, erwiderte Lado, „in meinen Adern fließt so gut fränkisches Blut wie wendisches. Die Mutter meiner Mutter war eine Fronkin, und fränkische Sprache und Sitte leben in unserm Hause fort neben dem Wendentum. Nicht oßein Sprache und Sitte ober — auch der Glaube! Ich verabscheue

den blutigen Götterdienst und sehne mich, ganz und voll in christliche Gemeinschaft einzugehen."

"Dein Verlangen gilt erfüllt werden, Tochter", fällt nun der Priester ein, "früher vielleicht, als Du es ahst!" — und er legte seine Hand wie segnend auf das blonde Haupt des Mädchens. Dann hebt er sie sanft empor, und auch Wilfried sieht auf, nachdem ihm der Herzog zugewinkt.

"Und was nun den Raub Gorbodaws anbelangt", berichtet Edo weiter, "so hat schon im Sommer Bogol zu Lodwig mir gedroht, den von ihm Begehnten dem Schrey zu liefern. Was ihm damals unbedacht entfahren, das hat er nun geplant und angefaßt, und mit dem Vater setze ich um Hilfe."

"Auch ich möchte Euch ersuchen, Herr Herzog", fällt der Priester ein, "den beiden Gehör zu schenken. Was auch der Schrey ihnen ein Trugbild vorgegaukelt haben, so zeigen sie uns doch den Weg, ein Zeit, das unrettbar schlüssigen Boden nur schändet, durch unsere Gegenwart zu hindern. Sollte aber Wahrheit an der Sache sein, so würde sich die Eile doppelt verlohnen — es wäre doch allzu traurig, wenn dieser Jüngling nun jenem Bruder nachfolgen sollte. Gestattet mir, mit zum Heidentempel zu ziehen, ich möchte die Schauerstätte sehen, wo jener schlichte Glaubensbote sein Leben aushauchte, vielleicht kann ich noch seine Spuren entdecken."

"Wie weit ist's noch dem Opferplat, Mann?" fragt der Herzog nun Wilfried.

"Wir können ihn recht wohl vor Tag erreichen, Herr. Das Thal aufwärts ziehend, gelangen wir schon nachmittags zum Bärendel, wie wir den Kessel nennen, da der Berelbach einmündet — die Thäler sind heren ihn die Wenden. Von da führt unser Weg durch Mägelad bis an den Fuß des Bergzuges, den wir auf mühsamem Anstieg betreten. Den Rücken entlang sind wir denn holt am Ziele. Das Rondlicht wird uns durch den Wald an die Felsen weisen. Der Wendentempel liegt drüben auf der mittlernächtigen Seite, sein Späherauge wird uns erblicken, kein Ohr von uns vernehmen, bis die Zeit gekommen."

"Nicht diesen Leuten Speise und Trank!" ruft der Herzog seitwärts. — "Es sei", fährt er dann fort. "Ohne Stimmen soll eine Abtheilung meiner Leute mit euch dem Gebirge sich zuwenden, während das Heer morgen nachfolgt. Wer aber werden mitreiten — der fromme Mann da mit dem Kreuz, ich mit dem Schwert. Es soll den wendischen Teufelsplan zerhauen, daß dem Volk die Thoren gelte, und einen Opferstoß will ich entzünden, der weit in die Lande leuchtet. — Nun pflegt der Ruhe, bis ich zum Aufbruch blasen lasse."

4.

Das große Herbst-Opferfest der Slaven war gekommen. Es ist ein düsterer Tag. Unauslöschlich schienen sich lüchzige Nebelmassen aus dem Thale in die Zweige, um hier zu zerflattern.

Trotz des unshönen Tages aber ist das wendische Volk aus allen Dörfern herbeigeströmt; die Kunde, daß heute Kupfer-ordentliches stattfinden, war in jede Hütte gedrungen. Die Umfassungsmauer des Tempelplatzes ist gleich den Felsen ringsum dicht mit Schaulustigen besetzt.

Auf dem Altar am Bilde Zwanzentwils liegt das blinkende Schloßmesser: eine große dickwandige Schüssel, im Innern

mit erhabener wellenförmiger Verzierung geschmückt, steht ihm zu Füßen!).

In der Felsenhöhle droben erscheint der Schrey. — "Wob-sitwo!" ertönt es holdlaut, das Stimmengewirr verflummt, und ein Gebet eröffnet die Handlung.

Der Schrey bittet den Vater des Lichts, statt der herkömmlichen Opfertiere eine vornehmere Gabe anzunehmen — das Christenweib möge ihr Haar zerlassen, dessen Sohn heute dem Gotte bluten werde zur Sühne des schmerzlichen Leides, welches das Wendentorb von den Franken zu erdulden habe. Wie die Rebel heute das Haus des Gottes umlogern, so lasse tiefe Trauer auf des Priesters Herz. Eratosplaf, der Arm Bielbogs, auf den die wendischen Brüder gehofft, er sei nicht mehr — nach so vielen ruhmreichen Thaten werde er für immer. Ratlos sei das Volk der Wenden, der Herde gleich, deren Hirten der goldene Sperl Fernus¹⁾ erschlagen, während sie gierig der Wolk umkreist. Möge der Vater des Lichtes den Gläubigen einen Felder senden, der sie errette aus den Händen der Ungläubigen.

"Kimm hin das Opfer, großer Gott, und sei dafür Deinem Volke gnädig", schloß der Priester. "Und können wir Dir nicht mehr leben, laß uns sterben für Dich!"

Ein dumpfes Gemurmel durchflutet die Volksmenge. Die Kunde von dem Tode des Führers, dem die slavischen Stämme als dem Erlöser aus aller Noth entgegengeharrt, hatte mächtig gewirkt und die dem Priester für die vorbereitete Opfertiere erwiderte Stimmung im Ra hervorgerufen.

Der Schrey winkt. Es erscheinen zwei Diener, und mit ihnen schreitet er selbst die Treppe zum Tempel hinauf, um alsobald mit dem Opfersmesser und dem großen Gefäße, welche beide von den Dienern getragen werden, wiederzukehren. Denn nur der Priester darf das Allerheiligste betreten, wo die Gesträte niedergelegt waren. Das Messer legen die Diener auf den Block, die Schüssel stellen sie unter demselben auf, da, wo die Ninnen herabfließen.

Abermals winkt der Schrey. Die beiden bewegen sich am Opferstein darüber einige Schritte abwärts und mochen an einer Felsenpalte Halt.

Diese ist mit drei Quadern verblockt, von denen die Männer die zwei unteren mit einem Eisenpfel herauslösen und zur Seite werfen²⁾.

Der eine Diener verschwindet sodann in der nun offenen schmalen Kluft — wenige Augenblicke vergehen, und statt seiner erscheint ein blaßes Antlitz und ein schlanker Körper in derselben, den alsobald die Hände des Jurädgebliebenen in Empfang nehmen. Hinter dem bleichen Jüngling, dessen Hände gefesselt sind, schwingt sich der erste Opferswürter aus der engen Höhle empor, und jener wird nun zum Schrey geleitet.

Lauter Hurle und Vermahnungen werden in der Volksmenge laut, wüde Freude an dem zu erwartenden schrecklichen Schauspiel gibt sich kund — nur ein Mädchenherz möchte zerpringen vor Behmut. (Schluß folgt.)

¹⁾ Urachspide solcher Gefäße wurden bei den Ausgrabungen gefunden.

²⁾ Der Stein.

³⁾ In dieser Weise wurde die Stelle bei den Ausgrabungen im Jahre 1881 hergestellt gefunden, s. Nr. 29, 1890

Nürnberg's Wochenmarkt.

Von Georg Lehmann (Schluß.)

Wir schreiten weiter nach Osten am „Grübelbrännchen“ vorbei und „am Sand“ und gelangen so, die Grübelstraße anstreichend, auf den Kaufplatz, wo on den geschäftlichen Wochenmarktagen auch abgehalten wird der — Holzmarkt. Von ihm haben die Nürnberger ein ihn besser als eine langatmige Beschreibung kennzeichnendes Bild hergenommen, nämlich das Sprichwort: „Des Bödler köcht, woi der Bauer oft Holzmarkt“¹⁾, wenn sie ein Wetter bezeichnen wollen, von dem man nicht sagen kann, was aus ihm werden wird. So weiß auch der Holzbauer nie so sicher, wie ein Marktvorkäufer anderer, an jedem Markttage abgehender Lebensbedürfnisse, seinen Marktpreis und kann bei geringem Kaufbedürfnis, welches z. B. vor den großen kirchlichen Festtagen oder den Fiesterminen u. s. w. einzutrufen pflegt, den um Kauf des Marktes geforderten Preis nicht bis zu Ende ontrecht erhalten. Ist nun ein Tag, wo der Markt nicht von Abnehmern überflutet ist, oder sind letztere gar rar, dann beginnt dem biedern Bäuerlein „die Rag den Buckel hinauszulassen“ und ruft in ihm diejenige Anschafflichkeit in Abgabe seiner Ware hervor, welche zu obigem Sprichworte Veranlassung gab. Eine wahre Wohlthat für die Verbraucher ist diesem Marke gegenüber der Ludwigstank. Wäre dieser nicht, so hätten die Nürnberger wohl Grund, nach einem Wiederaufleben des obigen Ernstedekretes vom Jahre 1702 zu seufzen, denn die amtliche Zusammenstellung thut ergeben, daß die Preise uns fraglichem Holzmarke gleich sind den Preisen der Holzhändler am Kanale plus Fuhrlohn von dort zu den Wohnungen der Verbraucher, also die Preise der Produzenten diejenigen der Händler überschreiten! Darum ein Hoch, Mäßen, Leben und Gedeihen genannter Verkehrsmittel. Von außersitzen Ufernde des Marktes wenden wir uns wieder zum erstensten Besten, zum Kaufplatz zur — Fleischbank, zur großen und zur kleinen. Erhiere, im Jahre 1551 erbaut und an der Fleischbrücke gelegen, ist es, die uns hauptsächlich interessiert. Hier residieren Metzger während des Wochenmarktes. Ehe wir uns in die Höhle des Löwen wagen, betrachten wir noch einen Augenblick den Eingang, über welchen die besonnenen, auf den Ochsen, der nie ein Kalb gewies, bezüglichen Worte stehen. Treten wir nun ein in die Halle, genannt „die große Bänk“²⁾. Beim Herausgehen von der Cajenstiege uns bekehrt uns ein Blick noch links, doch wir leider gerade dazu gelangen sind, dem Alte einer Cajenstiege beizuhören zu müssen³⁾. Die Ordnung geschieht natürlich streng nach alter Sitte durch die bekannte Manipulation mit dem Handbül. Treten wir nun endlich in den Verkaufsaum ein, so sehen wir die Herren Verkäufer bzw. Verkäuferinnen stolz und trugig in ihren Abteilungen hantieren und den Zeremonien der Hönsekräuen, z. B. über die schranke los vorhanden und in der ausgiebigsten Weise ungenutzte Befähigung der Knochengewoge entweder mit „dreifachem Erz um die Brust“, d. h. mit unermüßlichen stoischer Ruhe oder mit den ihnen so ungemein reizend lassenden Urwürschigkeiten oder endlich mit manch sinnigem Scherzwort, z. B. dem

berühmten und geistreichen „der Och löst mit as Brautwörchtchen“⁴⁾ begegnen. Man sollte glauben, wir hätten in diesem Gesahnten der Metzger eine historisch berechtigte Eigentümlichkeit vor uns. Trieben es doch ihre Gewerbeverfahren in hiesiger Stadt um kein Haar besser. So heißt es von ihnen in Eichenfels, Materialica zur Nürnberg Geschichte, „daß der Rat im Jahre 1021, weil sie mit dem Fleisch der Rinder und Köber zurückhielten und es zu einem ungewöhnlich hohen Preis auswogen, in den Fleischbänken Tärselchen anhängen ließ, worauf die Fleischpreise festgesetzt waren, und eigene Kuescher zur Kontrolle legte, daß auch eine Strafe für die Preisüberschreitung sowohl dem Verkäufer als Käufer angedroht war, daß aber die Metzger dennoch thaten, was ihnen gefiel, und die Tage bedorrtlich in der Weise überschritten, daß sie für das Pfund Schweinefleisch anstatt 8 kr. verlangten 15 kr. und für das Pfund Rindfleisch anstatt 6 kr. forderten 12 kr. und für Kalbfleisch anstatt 8 kr. ebenfals 12 kr., so daß sich die Bürger bloß durch eigene Einkäufe größerer Vorräte helfen konnten! Überschreiten wir hinter der großen Wand den den Verkehr zwischen der Lorenzer und Sebolder Stadthüre in höchst frequenter Weise vermittelnden Schleierring, so gelangen wir zur „kleinen Bänk“. Während in der „großen Bänk“ bezüglich des vom Rinde zusammenen Fleisches bloß Kalbsfleisch „angefündigt“ wird, gibt es in der kleinen das Fleisch des Rindes überhaupt, und ist sie deshalb der Ort, wo sich besonders viele der sogenannten „kleinen Leute“ ihrem Fleischbedarf holen. Jedemfalls soust man hier billiger und nicht immer geringwertiger⁵⁾. Hier sind auch die „Kuttler“, welche die Eingeweide des Rindes, z. B. die sogenannte „Ruttelmanns“ (Magen) und Extremitäten, wie Fuß und Waul, welche zu dem berühmten Nürnberger „Ochjossou“⁶⁾ verarbeitet werden, verkaufen.

Getreuen von den drei Haupt-Wochenmärkten werden am Freitag abgehalten der Fisch-, Krebs- und Reismarkt. Wer mancher, der im Vorkügehen sich den von der Hauptwoche bis zur Waaggasse hinabgehenden Fischmarkt bloß im Vorbeigehen betrautet und einer der vielen Neugierigen sein wollte, welche zwischen den Fischhänden hindurch sich den schmalzenden Inhalt der Bettische und Schächer lästern befehen sowie den Stand der Preise beharnden, wurde, plötzlich mit unwillkürlicher Gemolt erfüllt von dem so wohlthuernden Gedanken an das noch wohlthuerendere Wohl, das ihm hier wünte, im Ru in einen „Bandel“ verstrickt und trug, ehe er sich's versch, einen „Zoojwämbin“⁷⁾ im „Schußdügl“⁸⁾ nach Hause.

¹⁾ Der Och löst nicht mit Brautwörchtchen. ²⁾ Die einzelnen Stüde des Rindes, welche in der großen und kleinen Bänk verkauft werden, haben im Volkstum nachstehende originale Bezeichnungen: „Schwäzchen“ (Stück von Rindgen), „Zwerchschinken“ (Stück vom Bauch), hande und niedere Kerp“ und „Kantenhäute“ (Stüde vom Brustkorb), „Trubenhäutn“ oder „Brustlecken“ (Stück vom Hals, wo der Rücken anhebt), „Härtlecken“, „Dollerbretchen“ und „Schollen“, sämtlich Stüde in der und um die Aeste, „Mäusle“ (Stück von den Füßen bei den Schenkeln), Besondere Stüde vom Schwanz sind „Brantenhäutle“ (Kippentheil), „Bändele“ (Stück vom Bauch), „Geite“ (Stück von den Füßen). ³⁾ Cajenmausel, welches es grüßt und geschälten gibt. Der letztere ist der feiner. ⁴⁾ Zwojwämbin. ⁵⁾ Schußdügl, als improvisiertes Tragny.

¹⁾ Das Wetter stellt, wie der Bauer auf dem Holzmarkt. ²⁾ Die große Bänk. ³⁾ Die betreffenden Schätzungen finden vom 17. September 1851 auf dem neuen Schätzhof an der Straße nach Schwanberg zwischen Kanaltischen und St. Leonhard statt.

Eine große Beruhigung auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet muß auch die Betrachtung der äußeren Erscheinung des fischelassenden Publikums genöthigen, denn gut zur Hälfte gehört es keineswegs den „oberen Zehntausend“ an, sondern den „Unterbrten“, und liefert den schlagenden Beweis, daß auch für die minder gut Situirten der „Fisch des Lebens gedeckt ist“. Am besten befaßert ist der Fischmarkt während des Oktober. Ob man aber auf ihm gerade besser und billiger kauft als bei den hiesigen Fischern wollen wir dahingestellt sein lassen, es sind eben auch die Fische der Bauern ardentlich „geschmalzen“¹⁾. Zum Fischmarkt gehört auch der in der nächsten Nähe befindliche Markt von Seefischen in totem, aber

Frischwassermärkte für Gemüse werden an den gewöhnlichen Markttagen seit einigen fünf Jahren abgehalten auf dem Plage hinter der Lorenzstraße, dem inneren Käuferplage und dem Pflerr. Berühmt ist auch der ungefähr 14 Tage vor Weihnachten beginnende große Markt von Christbäumen, welcher sich hauptsächlich um die Sebalduskirche herum gruppiert und den Burgberg hinauszieht, das Material hierzu, bestehend in den prachtvollsten Tzschendäumen jeder Größe, liefert der benachbarte Reichsmald.

Hat man ja den Wochenmarkt nach der ganzen Windrose durchstreift, so macht sich ja gegen zehn Uhr in unserm Innern das Ragen eines Wurm's so intensiv fühlbar, daß



Der Fischmarkt zu Nürnberg. Aus Tiefenbach's Nürnberger Straßen 1716.

lebenfrischem Zustand, welcher in der Reuzzeit um den „schönen Brannen“ herum stabilisiert wurde, eine sehr verdienstvolle Unternehmung, welcher nur der beste Fortgang zu wünschen ist. Weiter gehört zum Fischmarkt auch derjenige Markt, welchen die Salzfisher hinter der Frauensirche mit eingefoltem Stockfisch und in Tonnen oder einzeln mit Feringen abhalten. Schließlich sei noch bemerkt, daß auf dem Wochenmarkt Krebsle am „Krebsbad“ feilgehalten werden. Der Blumenverkauf wird an den drei Wochenmarkt-Haupttagen von den Kunstgärtnern auf der Stroßenstrecke von der Waag, bis zur Tuchgasse und außerdem von Händlerinnen auf dem von den Kolonnenbäumen umgebenen eingeschlossenen Platz dann abgehalten, wenn derselbe von den Bäuerinnen geräumt ist, was ja ziemlich von Mittag an der Fall ist. Auf der nördlichen Seite dieses Platzes wird Freitag nachmittags der Messmarkt abgehalten, von Geflügel, Schmalz, Butter, Eier, geduckertes Fleisch u. s. w. in reichster Auswahl feilgehalten wird.

¹⁾ Zencr.

man sich bereit, denselben mit einem sehr probaten Mittel abzutöten, welches in drei den Markt umgebenden Gartchen in vorzüglichster Weise geliefert wird, wie meinen nämlich mit den berühten, in gleicher Güte sonst nirgends im ganzen Deutschen Reich zu bekommenen Kaffbratwürste n, deren drei Quellen benannt sind „Herzlein“, „Drei Köstlein“ und „Glücklein“. Die beiden erigenannten haben mehr einen örtlichen Charakter, während das Glückleinpuschum besonders während der Reuzzeit ein vollständig internationales Kastrieh aufweist. Im Herzlein herrscht an Wochentagen ein „Gemenge und Getriebe“, welches lebhaft an eine der Münchener Augenbildrestaurations erinnert, jedoch sind die örtlichen Bestandteile viel mit Elementen aus den nahen Landstädtchen gemischt. Ein Hauptvorzug des Lokals ist, daß man außer mit trefflichen Bratwürsten, welche ihren Glückleinsehnern durchaus nichts nachgeben, auch mit einem Sapplein, das „die Tauben aufweckt“¹⁾ aber auch mit

¹⁾ Die Zoten aufweckt.

dem Fleische des Schweins in Gestalt von Gefottenem, Gebratenem, Pechfisch u. s. f. m aber des Rindes den vorerwähnten Magen wieder einzurichten in der vorräthigen Lage ist. Ein wunderbares Knackchen sind „Die drei Rädlein“ hinter dem „Strefferbause“) am Obstmarkt. Auch dieses thut sein Möglichstes, um in der Qualität — die Quantität ist natürlich nicht der Rede wert — die Güte der Erzeugnisse seiner vorbelobten Schwestern zu erreichen, und sucht außerdem auch das „Glädlein“ in möglichst altertümlichem Aussehen nachzuahmen. Und nun zu dem „Glädlein“, welchem als der berühmtesten unter den Nürnberger Bratwurfsquellen in späterer Besprechung ein größerer Raum gebührt. Es ist vor allem auch unbestritten die „Reiztrix“ derselben. Ist doch schon in der Chronik über dasselbe zu lesen: „1592. Am 26. December

starb Hans Stromer, der vor Zeiten Stadtrichter gewesen und in markgräflichen Krieg dem Rat mit etlichen Pferden gebient, aber bald hernach wegen einiger Frevelreden auf einem verperrten Turm verbannt worden, auf welchem er, nachdem er 38 Jahre auf demselben gefessen, gestorben; dem hat man allemal neben andrer Speis eine Bratwurst aus dem „Glädlein“ bei St. Sebald aufsetzen müssen, daß er die Zeit über 28000 Bratwürst gegessen.“ Wahrscheinlich ein satirischer Witz von Würsten, wenn man bedenkt, daß die damaligen Ähren der maherischen Erzeugnisse dieses Etablissements sich vor diesen ihren „Erugininnen“, welche dem undemossineten Auge gerade noch erkennbar sind, durch Mächtigkeit des Körpers ausgezeichnet haben sollen, worauf auch die tägliche Menge der Stromerschen Wurst schließen läßt.

Malerische Briefe aus Franken an eine Münchnerin.

Von G. v. Gemming. (Schluß.)



Raffin.

Gnädige Frau, betrachten Sie den Fichtelberger Syenit, der hier in drei Spielarten verarbeitet wird: grau, weiß, rot, und dessen feinkörnige Gattungen, geschliffen, an Schönheit dem Marmor nachfolunem, und den Fichtelberger Syenit, ebenfalls in drei Spielarten: schwarz, grau, rötlich, aber halten Sie sich nicht zu lange bei dem ichenen, mühsam großen, griechischstillicierten Grabdenkmal aus schwarzen Ebnit, welches für einen Berliner Friedhof bestimmt ist, auf, denn schon legen die Arbeiter die Steilen, welche sie zum Schutze gegen die Stein splitterchen tragen, ab, und die Werkstätten werden geschlossen. Suchen auch wir uns ein Abendbrot und ein Nachtquartier in der „Kost“.

Wir treffen hier zwar reichliche, aber immerhin fremdländische Gäfte, besonders Sachsen, welche fleißige Besucher des Fichtelgebirges sind. Wir horten, befraglich vor einem Bericht böstlicher Fottellen stehend, vergnüglich zu, wie sie laut freudig die Gegend „hochst merkwürdig“ und „ganz wundersehene“ finden, und freuen uns des frohen Tuncels, mit dem eine wandernde Fortschule, und des heftstimmigen Besanges der „Wacht am Rhein“, mit dem eine Leipziger Knaben schule, von Waldheim kommend, einmarschirt.

*) Das Abbild von der Frauenkirche befindet sich, einen ganzen Meil südlich große Haus.

Freilich am andern Morgen, nicht mehr, gnädige Frau, da schenken Sie entrückt über den jugendlichen, thatenartigen, lauten Reijnsel, mit dem sich die munteren Gesellen schon beim ersten Tagesgrauen auf die Socken machen. Da bleibt Ihnen auch nichts andres übrig, als selbst das Hinablie zu schänken! Erst das Wandern in der ersten goldenen Morgenfrühe, das Erwachen des jungen, hoffenden Tages löst Ihre Verstimung und verklärt uns den etwas steilen Weg, welcher uns durch eine mahlebannte Ebene von einer andern Seite zu den Höhen der Centralgruppe führt, nämlich zu der zweigipfeligen Räflein mit ihrem hochberühmten Abhang, der Ansenburg, dem Glanz- und Schlußpunkt unserer Wanderung.

Wald haben wir Lunjiedel, das freundliche Gebertschädtchen Jean Pauls, erreicht. Doch lassen wir uns von den lustigen, schwebenden Tannenbüscheln, welche von den Dachlinden aus über viele der Häuser herabhängen, nicht verlocken, der Einladung zu einem privatim geschenkten Mafe Bier zu folgen. So uralt auch des Städtchens Ursprung ist, so nennenswerth auch seine einflige Bedeutung als Hauptstadt des Brandenburgischen Uferlandes und der Sechsämter und seine frühere, teilweise jetzt noch nachblühende Betriebsamkeit, so rühmlich es sich auch in den Hussitenkriegen hervorgethan hat, so haben doch auch hier große Brände jegliches Altertümliche zerstört, und wir wohnen, den süßen Wok, welcher eine Schwantmalersche Jean Paul Büste trägt, überfahrend, nur durch neue, fernergende Straßen zum Städtchen hinaus, dem nahen Alexanderbade am Fuße der Luisenburg zu.

W, diesmal kommt kein verächtliches „Badeneffchen!“ über Ihre Lippen. Ja, ich bemerke, da wir in herrlicher Lindendalle dem Stahlbrannen zuschreizen, mit Genugthuung, daß Sie es der Mühe wert halten, Ihr Reichthümlein ein wenig zurecht zu schreiben und die Stulpen Ihrer Wälderhandstücke strammer auszustreuen. Auch Sie sind ungenutet von dem vornehm süßen Charakter, der dieses Bad vor hundert andern auszeichnet, und süßen sich gefestelt von dem wählstehenden Eindruck, welchen dasselbe durch die große, weite Art seiner Anlagen und seiner schönen Gebühflichsten, durch die tiefe Ruhe, welche über allem liegt und auch den gefunden Menschen zu stiller, sommerfrischlicher Erholung einladet, macht. Unmittel-

bar aus den herrlichen Parks, welche in eins mit prachtvollen Rabelholzmauern ver wachsen sind, führt uns der Weg sanft und unbefangenes zur Luifenburg hinan.

Unter Luifenburg versteht man heute nicht mehr nur die spätklassische Reste der einst überherrschenden Ruos- oder Luzburg, der Schwefelburg des Rudolfsstein, sondern man versteht darunter die ganze zusammengefallene Bergkuppe der östlichen Absehung der Höffen, das gesamte granitene, vulkanische Felienwürfel, welches in einer Länge von über 600 m und einer Breite von 200 m den ganzen Berggürtel in wildster Gestalt bedeckt, und sozusagen die gesamte Prachtausgabe aller Schönheiten, Eigenartigkeiten und Werthwürdigkeiten, welche wir bisher auf verschiedenen Höhen unseres Gebirges kennen lernten, bildet.

Juchendbar und mächtig, wie in grauer Gewalt von einem ungeheuren Niekergeschlecht hermitbergschleudert, liegen die Felsentrümmer in erdrückender Größe übereinandergeworfen und bilden, überwachen von Ruosen und Gärten, überwippen vom geheimnisvollen Dämmen eines dunkeln Hochwaldes eine wunderliche, finstern Jambres volle Welt von leuchten Höhlen und bogen Klüften, schwarzen Spalten und drohenden Fässen, ragenden Wänden, hängenden Tüchern und stützenden Werten, aber auch von lauschigen Brettern, reizvollen Winkeln, träumerischen Versteinen.

Von der alten Luzburg finden wir nur noch spätklassische Reste. Nur ein paar von unten heraufsteigende umrahmte Fensterhöhlen, ein paar halberhöhlte Gräben, nur eine über hundert Stufen hohe, schmale, in den Fels gebauene wahrhaft schaurig zwischen die wilden Wände hineingezwängte Treppe lassen noch etwas Deutliches von dem einstigen Dasein erkennen. Und doch baut sich hier in dieser wilden düstern Umgebung die Phantasie noch leichter als am Rudolfsstein das Bild einer jähren unbegreiflichen, in das natürliche Weis- und Rauwerk der granitnen Massen hineingefügten Ritterburg aus einer rohen Zeit finstern Gewaltthat und blutiger Willkür.

Von wem und wann die Burg erbaut wurde, weiß man nicht, nur so viel ist bekannt, daß auch in ihr ein streit- und beutefüchtiges Geschlecht hauste, das, in edler Gemeinschaft mit denen vom Rudolfsstein und andern, ebenfalls fröhlich und guter Dinge sich von Straßenraub ernährte.

Erst im 13. Jahrhundert wurde dem Treiben von dem Burggrafen von Rieneberg und von der Stadt Eger ein Ende gemacht und die Burg zerstört. Menschenthümmern und Wasserlärm verhalten; in die Trümmer zurück, aus denen es emporgewachsen war, sank das Gemäuer, das alte Chaos brach wieder herein.

Nur sagenhaft klingt aus späteren Jahrhunderten, aus der Zeit, da in dieser Gegend der Bergbau noch blühte, der Name der Burg in einem Holentbüchlein wieder. „Dort“ — so meldet das Büchlein — „liegt im Keller ein großer Stein, darinnen liegt ein eiserner Kessel mit einem ungläublichen Schatz von Gold, Silber, Kleinodien. Dieser steht auf einem vierseitigen kupfernen Kessel, der ist voll gemählter Gulden einer Ellen hoch und breiter denn einer Ellen, oben auf steht ein kupfernes Gefäß, darinnen ist eine goldene Krone und schöne Kleinodien und Edelgesteine, so ehemals die Herren von Looburg einem Könige abgeraubt und darin vergewalt, wie das Schloß zerstört worden ist. Wenn du ihn suchen willst, so

suche ihn unter der Staffel, da ist ein viertzig Loch, darinnen ein Schatz steht. Darum müssen die Staffel von oben herab abgetrieben werden. Am Sonntag am besten. Probatum est. Carnero.“

Am Sonntag Epiphanius ist unter Ratgraf Friedrich von Bayersuth 1504 nachgegraben worden (mitgeteilt von alten Pauchel).

Das Ding märchenhaft aus der verfallenen Burg, über die tiefes Schweigen gesunken, und über die das Verben des Waldes verbergt und verschleiend langsam und stetig weiter spinnet.

Erst in später Zeit — vom Ende des vorigen Jahrhunderts an — meldet die Geschichte des Berges wieder wirkliche Namen und Daten. Und zwar das sei Jhnen, der Fichtelgebirg-ungläubigen, vor allem gesagt, große, weltberühmte Namen.

Dumboldt ist der erste davon. Derselbe war von der preussischen Regierung in den Jahren 1792—96 im Interesse des Bergbaues in das Fichtelgebirge gesandt worden und soll, so wird von einigen berichtet, hier auf dem wunderbaren Berge „seine eigentliche Lebensaufgabe erkannt haben.“

Goethe ist der zweite der Namen. Die Jahre 1785 und 1820 melden seinen Besuch. Er hat des Berges des öfteren in seinen Werken als etwas ihm sehr Bedeutsames und Werthwärtigen gedacht. Ihn zog das großartige Wirrwahl nicht nur um seiner machtvollen romantischen Schönheit willen an, ihm war daselbe auch wissenschaftlich sehr bemerkenswert, wie es ja auch in seinem ausführlicheren geognostischen und geologischen Werke unermüdet bleibt. Platonischen und Reptilianen, die verschiedensten gedeuteten Herren, welche der Frau Natur bei der Zubereitung unseres Erdbodens so gern in die Läden guden mächtigen und auch wirklich schon manchem kleinen Häseln das Deckelchen aufgehoben und ihm ein klein wenig in das Innere geschaut haben, stehen mit allerlei Ansichten vor dieser granitnen Welt und sprechen von Wasser- und Feuerergewalt, von mächtigen Katastrophen und leise wirkenden Verwitterungen.

Goethe, der selbst immer Wäpöelle, stellt sich auch hier gegen die Erklärung, daß dies wunderfame Naturspiel durch gewaltfame Ereignisse entstanden sei, und will es durch langjames Verwittern einzelner Teile und dadurch herbeigeführtes Voneinanderlösen und Zusammenfügen der verschiedenen Massen und Schichten erklärt wissen.

Über diesen beiden gewaltigen Namen muß ich Jhnen nun einen dritten nennen: Dr. Joh. Georg Schmidt¹⁾ Stadtpfarrer zu Wunsiedel — welcher Jhnen zwar recht unbedeutend dünken mag, dem Berg selbst aber hochbedeutsam ist. Dieser Schmidt unternahm es im Jahre 1790, das merkwürdige Felienwürfel, welches bis dahin nicht ohne wirkliche Gefahr, gleichwohl noch ohne die größte Mühsal ja durchbringen war, der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Infolge dieser Entzifferung des wunden Bergesellen wurde der dritte große Name in die Annalen der Luzburg eingetraget, der Name der Königin Luise, der Mutter des heimgegangenen Feldensfürsten Wilhelm.

Luise weihte 1805, da das Land noch zu Preußen gehörte, im Alexantherbad und mochte von da aus die Luzburg

¹⁾ Im Nachtrage dieses Schmidt, Apostel Schmidt in Wunsiedel, hat eine ebenje erschienenen, als angehende Monographie der Luifenburg benutzte.

mit ihren einsamen, waldbegehrigen Wägen zu ihrem Lieblingsaufenthalte. Oera wurde sie bei einem glänzenden Taufesse, das die Banfiedler hierzu veranstalteten, die Patin des milden von Burgurg in Lützenburg umgetauschten Berges.

Freilich hat die Civilisation — wann nähme sie denn nicht auch zugleich, da sie gibt! — durch hölzerne Treppen und Geländer, durch Rindensböden und niedrige Brüdchen, und allerlei feine und zierliche Namen dem Berg manch's von feiner milden, großen Raturgewalt genommen, und hat manchmal den übermächtigen Eindruck, welchen der Blick auf dies elementare Sein und Werden gibt, gestört. Auch wird wohl manch'er es beklagen, daß die mächtigen Felswände als Blätter eines Fremdenbuchs behandelt wurden, in welche die Namen, (ach, oft mit blauer, leuchtender Farbe!) eingezeichnet sind.

Andern gibt es ja auch viele, welche einen eigenen Reiz finden, in Fremdenbüchern zu lesen, ja, wie ich sehe, macht es auch Ihnen ein wirkliches Vergnügen in diesem Fremdenbuch, sicher dem wunderlichsten von allen, ein bißchen zu blättern.

Als gute Bayern entdecken wir natürlich jarrt die vertrauten Namen unserer Wittelsbacher, seit langem durch Bande der Verwandtschaft und Freundschaft mit den Hohenollern verbunden. Wir lesen auf dem größten Raume, welchen die Felsen freigelassen haben, und welchen die Banfiedler sich zur Bühne eines seit voiegem Jahre eingerichteten Festspiele: „Die Loosburg“ erhalten, den Namen: Maximilian Joseph; Wir lesen auf hoch aufragender Wand: König Ludwig Heil! wir lesen auf einem sichtbar drohenden Koloße, just neben dem merkwürdigen, riesigen, auf einer verhältnismäßig winzigen Felsfläche aufliegenden und doch unerklärlichen Felsblock, welcher Rapolosthüt oder das Schiff getauft wurde: Maximilian Maria am 10. Juli 1851, wir lesen auf einer lauschigen Höhe: Prinz Ludwig von Bayern 1878, wir lesen auf einer ungeheuerlichen Felsgruppe: Thereso, Otto, Amalie am 17. August 1836.

Gleich neben dieser Gruppe, genannt „das Kleeblatt“, kommen wir zu dem vielbekanntem „Luisenfuß“, einem köstlichen, eherartig umfangenen Raume voll schöner Waldensamkeit, welchen ein ungeheuerlicher Erguß jetzt verdichtener, über-schwenglicher Poesie also geziert hat:

Was wir den milden Strahl der golden Frühlingsonne
Auf diesem Bergesfeste glüh'n,
So denken wir des Bildes der sanften Erd' und Sonne,
Mit dem Luise hea't am Hüßlichen stehen;
Und bei dem Felskoloße denken wir
An uns're Lieb' und Treu' zu dir.

Wagner 1865.

Überhaupt finden wir die eigentümliche Sentimentalität, die nahrungreiche Gefühlseligkeit, welche Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts ja üppig wucherte, uns auch sonst noch fast auf Schritt und Tritt entgegenblüh'n. Da wird eine Grotte, welche die Inschrift trägt: Die trauernde Schwester der Verklärten am 13. August 1816, Thereso (Fürstin von Thurn und Taxis, Schwester der Königin Luise), die Thraüengrotte“ genannt, ein anderer Platz heißt „die Dianenquelle“, ein dritter, „der Bundesstein“, trägt die Wohnung: Findet, ihr Freunde, jo Zwiat unter Euch statt, Besteiget diesen Felsen, Blickt um Euch und fraget Euer Herz, Söhnt Ihr Euch dann nicht aus, so seid Ihr niemals Freunde gewesen.

Randmal wurden, zu Ihrer Entlastung, von einzelnen, sich jedenfalls bebautam äufnernden Menschen, die armen Felsen dazu benutzt, ganz private schöne Gefühle auszudrücken und uns mitzutheilen: Ich liebe Gott, nobst Gott die Tugend-haften, oder sie müssen gar pädagogischen Zwecken dienen und uns — von dem natürlichen Dach eines reizenden Wasser-bekens herab — höfmeisterlich ermahnen: Tief vorzubogen im Fels erquicket die Nympho des Brunnenquells, Lorne, o Mousch, so gebou und so den Geber verbergen.

Wieder eine andere Gruppe — aber wie? Sie wollen nichts mehr dergleichen wissen? Willigstimmig erklären Sie mir, nicht deshalb diese Felsreize mitgemacht zu haben, um sich in Namen und Berje mad Daten zu vertiefen. Auch gut, gade-bige Frau! Der wunderfame Berg kann getrost aller menschlichen Zier und Verschmückelung enteehen. Er wird um feiner gewaltigen Ratur weillen auch den, welcher auf den Reiz, in Fremdenbüchern zu blättern, verzichtet, welchen der Nimbus großer Namen nicht blendet und welcher feinerlei geologischen und geognostischen Deuten nachgeht, nicht ohne schöne, bedeutsame Einbrüche, nicht ohne reichlichen Lohn für die Netteerde Mühsal entlassen.

Also nur immer weiter hinein bis zum höchsten Punkte, dem „Wurgstein“. Reite durch gigantische Höhlen und Hallen, den deutlichsten Vorbildern Wagnerischer Dekorationen, weiter durch all den Zauber einer düster-großen Welt, burianen und verständlicher als je die Gestalten germanischer Mythe lebendig werden. Viertelstunde auf Wurgstein geht es hinan, steigend und gleitend, springend und schlüpfend.

Aber Sie dringen mit frohem Mute vorwärts, leichten Fußes, mit leuchtendem Nag. Sie sind gefeßt von dem überraschend großen Charakter einer aufs höchste gesteigerten echten Romantik, entzückt von der malerischen Schönheit der süßen gelagerten, reizend von Farnen und Moosen umpon-nenen granitnen Massen, sie fühlen sich lebhaft angezogen zu einem reichlohnenden Streifzug in die kleine Welt dieser Noofe, mit ihren zahllosen Arten von der befeidensten Flechte bis zum wunderbar leuchtenden *Soldmosaß*, Sie erfreuen sich, ausruhend, an dem schönen Bild, der da und dort durch die dunklen Zweige hindurch in das friedliche Thal hinab sich er-öfnet; Sie sind begeistert von der Umfassung auf dem Berg-stein, welcher die gegenwärtige düstere, gemwitterhafte Weltung einen wahrhaft großartigen Zauber verleiht; Sie bes-lauschen mit Wonne das wundervolle Leben und Weben eines ersten deutschen Hochwaldes prachtvoller Tannen und Fichten, das geheimnißvolle Rauschen, Meerestwogen gleich durch die mächtigen Zweige heranschwellend, das liebliche Spiel des Sonnenlichtes, gelbig durch das waldige Dämmer brechend; Sie sind felsam angemutet von der eigenartigen, in abend-lichen Momenten fast baugen und grauen Belustigungsmoment, von der tiefen Einsamkeit, welche wir da und dort in einem woglos von Wälden umharrten Felsengemach schlummern finden.

Immer ober, ja Schöner auch hier oben sei, können wir staubebohrene Reifenskinden uns eines leisen, bedeutsamen Schmers nicht erwehren. Es ist uns, als ob diese sich hier vor uns ein Bild in die erdrückende Größe der Werkstatt der Natur, ein Bild auf die langsam, langsam schreitende Uhr unserer Erdengzeit. Welche Thoren auch recht haben mögen über die Entstehung dieses Werks, immer ist der Blick auf

ein Werden und Vergehen, auf ein Wechseln und Wandeln, das nicht nach Menschenjahren, nein nach Jahrtausenden zählt.

Jung, wie das Stein eines Kindes weilt das Leben der Pflanzenwelt über dieser Welt der Gesteine; jung, wie Kinder, umschlingen und durchdringen uralte Tannen das ergraute Urgelein.

Da, hoch ein Pfiff, ein greller scharfer Pfiff! Was weilt und aus unseren dümmern Träumen, darinnen wir dem Willen der Klimmter Erde, dem Gesang der schicksalsspinnenden Narnen lauschten? Dort unten im Thal wüthet sich heftig dampfend und rollend der eiserne Drache unseres Erdentages dahin und mahnt uns, daß unsere Zeit nach Minuten rechnet, und wir uns sehr, sehr eilen müssen, wollen wir heute noch einen Zug erreichen, der Sie heimwärts trägt.

Also hinunter! Die Besteigung der Köpfe, 1442 m., erlaube ich Ihnen. Wohl ist der Müd dort oben über die Berge und Lunde ein ja weiter, daß sich die Volksjage hierher die Verjüngung Christi durch den Sossan belegt hat, aber der

Berg bietet uns doch nichts, was wir nicht schon bisher ganz ähnlich, aber schöner sogar, gesehen haben.

Auch die ganze süßliche Kette des Gebirges: die Weissensteiner Kette sei Ihnen geschenkt. Ich könnte Ihnen, außer dem Erzberger Eisenbergwerk, dem einzigen, das von dem Fichtelberger Bergbau übrig blieb und sogar seit kurzem wieder lebhafter betrieben wird, wenig Eigenartiges und Heroatragendes zeigen.

Es wandern wir denn in einem kurzen Wegstübchen der Eisenbahnstation Markt Redwitz zu. Eisen reicht es noch, daß wir einen Blick auf das Schloß werfen — übrigens schon seit 1383 zum Rathhaus umgewandelt — welches, meines Wissens, die Stammschlacht jenes Geschlechts ist, dem unser jüngstverstorbenener lieb- und lieberreicher Sängler Oskar v. Redwitz angehört.

Und dann rasch hinein in den Bogen! Noch einen frischen Waldesstrauch auf die staubige Fahrt und für Ihr Hütlein einen Flügel von Wobans heiligen Raben!

Som Bazern-Plateau vor Paris.

Von Otto Eigt.

V.

Der erste Tag.

Am 18. September 1870 waren wir durch das Städtchen Langjumeau, dessen Name sich in der Opernwelt so guten Klanges erfreut, marschirt und hatten in Chilly Rantonnerie zu beziehen, dem ersten gänzlich verlassenen Ort, den wir trafen. Die Einwohner, welche vor den Barbaren geflohen waren, hatten in ungeschickter Weise die Hausthüren versperrt, so daß wir, um von unsren Quartieren Besitz nehmen zu können, uns des selbstthätigen Hauptgeschloßes bedienen mußten. Schon vor Sonnenaufgang waren wir wieder zum Aufbruch bereit — im Morgengraue des ersten Tages vor Paris, welcher mit einer Enttäuschung begann und mit einem Siege endete. Noch den erfolgreichen Schlachten glaubten wir nicht mehr an ernstlichen Widerstand, und wenn uns ein Blick auf die Stärke zeigte, wir nahe wie schon der feindlichen Hauptstadt gerückt waren, so meinten wir wohl, wie der alte Blücher im Krutischen Gebüdt:

„Wo liegt Paris? Paris daheir.
Ten Zinger v'raul, des nehmen wir.“

Und nicht einmal an Nehmen dachten wir, sondern hofften, daß uns die schöne Stadt, wenn auch widerwillig, doch ohne Kampf ihre Thore öffnen würde. In solcher Zuversicht verließen wir das ungeschickte Chilly und marschirten auf der nach Versailles führenden Straße; dicht uns zur Rechten bewegte sich Infanterie und Artillerie der 9. preussischen Division.

Es war dies eine ungewöhnliche Marschordnung — Abtheilungen zweier Corps neben einander auf derselben Chaussee — aber es handelte sich auch um Ungewöhnliches. Walt es doch nichts Oeringeres, als die im voraus genau bezeichnete Einschließung der feindlichen Hauptstadt zu vollziehen. Ein prachvoller Sonnenaufgang erhöhte die allgemeine frohe Stimmung und mit den neben uns ziehenden Freuten ward mancher kameradschaftliche Gruß, manch Scherzwort gewechselt, mitunter auch „Kaj Wödrerchen in Paris!“ zugerufen.

Man trat der Kammer der Enttäuschung ein; plötzlich schlugen unverkennbare Thore an unser Ohr, immer stärker werdendes Geschrei,er, zwischen Kanonenschüsse, und schon zeigten sich nicht mehr fern, vom blauen Himmel markirt sich abhebend, die weißen Wölkchen planzender französischer Granaten.

Daß die Franzosen noch im stande waren, außerhalb ihrer Befestigungen und entgegenzutreten, kam uns höchst überraschend. Es sah nicht ganz danach aus, als ob uns die Wäler der Stadt die Schlüssel auf sammetnen Kissen überreichen wollten. Das Feuer nahm an Heftigkeit zu; ein Zeitendetachment der nach Versailles bestimmten 10. preussischen Division war von weit überlegenen Streitkräften angegriffen worden. Diese wurde von General Ducrot befehligt, welcher in Pont a Mausson sein als Gefangener von Sedan gegebenes Ehrenwort so unerröthlich zu „umgehen“ verstanden hatte.

So ging denn unser Marsch weiter, nunmehr in erster Stimmung, aber in dem beschleunigten Schritt, den der Soldat von selbst annimmt, wenn es gilt, bedrohlichen Woffensgefahren Hilfe zu bringen. Von der Chaussee nordwärts in die nach Paris führende Straße abbiegend, trafen wir bei Bievres bereits auf Kernbataillon des 3. hochkräftigen Jägerbataillons, welches dem tapfer kämpfenden preussischen Detachment, das sich kaum mehr der Übermacht zu erwehren vermochte, die erste fruchtig begrüßte Unterstützung gebracht hatte. Immerhin blieb die Lage hier noch ernst genug. Nachdem wir das stattliche Bievres, welches wir später eingehend kennen lernen sollten, durchschritten, gelangten wir an den Fuß der ausgebeuteten Hochfläche. Auf Befehl des Brigadiers hatte das Regiment van der Straße abzugehen, um auf dem kürzesten Wege in die feindliche Pflanze zu gelangen. Dieser kürzeste Weg war ein sehr steiler, der Hang der Hochfläche westlich vom Gehölz von Verrières. „Unser“ Plateau bereitete und von allem Anfang schon einen unselben Empfang, denn kaum oben, begrüßten uns Granaten und etliche Geschosspeschosse.

Eine ausgiebige Beschützung des Geschlechtes, das in zwei durch kurzen Zeitraum getrennte Abschnitte zerfiel, würde

aufser den Rahmen dieser Darstellung weichen, und ich beschränke mich nach feierlicher Beflagung damit, nur Selbstgeschaltetes zu erzählen. Während des ersten Gefechts-Nach war meiner Kompagnie abnehmend eine besondere Aufgabe zugewiesen, die Deckung der linken Flanke, wobei wir bald an die große, das Plateau durchziehende Straße Chevreaux-Paris gelangten. Die prächtigen schattenspendenden Bäume, welche, wie überall in Frankreich, die Chaussee zieren, waren zum Teil umgehauen und stürzten, quer über die Straße gemorren, unpassierbare Berge — für uns Infanteristen allerdings kein Hindernis, da wir über die Felder nebenaan vorrücken konnten. Nachdem zu beiden Seiten sogar Kavallerie und Artillerie leicht hätte passieren können, so mußte man solch zweifelhafte Zerstückung für die betreffenden Einwohner bebauern.

Nach einer Viertelstunde hielten wir auf Plänklertrupp, zuerst vom bayerischen 14., dann vom preussischen nieder-sächsischen Regiment Nr. 47, welches namentlich den Namen Sr. Kgl. Hoheit unseres Prinzen Ludwig führt. Hier hatte ich zum ersten und einzigen Male Preußen unter meinem Befehl, indem ein jugendlicher Leutnant des genannten Regiments, ein frischeg Soldatenblut, sich mit seinem Juge meiner Kompagnie angeschlossen. Unsere neuen Kameraden, welche zu dem schon erwähnten Seitenbataillon gehörten, waren seit dem frühen Morgen in heissem Kampfe gestanden. Etwa in der Höhe des Kirchhofes vom Plessis-Biquet wurde unserm rastlosen Vorwärts Halt geboten, da wir sonst in den Bereich der eigenen Batterien geraten wären, welche gegen die Nordseite des Plateaus und die Weidste bei Caputlin ihr Feuer eröffneten. Gleich darauf wurde Kavallerie in Sicht gemeldet, und wir besetzten im Verein mit dem preussischen Juge eine lebendige Hecke, welche aus drei Seiten den Gatten neben einem kleinen Hause umschloß. Zu unserm Bedauern ging die Kavallerie nicht weiter vor, denn hinter der dichten Hecke, den Rücken dem Gebirge gebend, hätten wir ihr schon die Wege gemieien. Unwillkürlich mußte ich des Moments gedenken, wo wir zum ersten Male gegen Keiterei Stellung genommen hatten; es war eben im Jahre 1806 gegen Husaren bei Helmstadt. Jetzt, nur vier Jahre später, fanden wir Schulter an Schulter mit den preussischen Waffenbrüdern gegen den gemeinsamen Feind! Gleich darauf konnte sich die junge Kameradschaft im Infanteriefeuer bewähren, da wir gleiches in der rechten Flanke aus einem Hauf von Plessis-Biquet erhielten und uns zur Abwehr dagegen im Chaussee-garten einmischten. Bayerische Granaten, welche in die Parkmauer einschlugen, schafften uns von dieser Seite einigermaßen Ruhe. Sehr gefiel uns, wie der junge Leutnant der 47er die Gefechtsaufgabe dazu benutzte, die Gewehre, welche wargend gar heiße Arbeit gethan, so rasch wie in der Kaserne von seiner Mannschaft nachsehen zu lassen, obwohl immer noch Kugeln herüberflogen. Nun trat bei den preussischen Plänklern der Befehl ein, bei ihrem Regiment einzurücken, welches, wie ursprünglich bestimmt, nach Versailles zu marchieren hatte. Ein kurzer warmer Abschied, nach ein Nimmerwiedersehen, und die Glücklichsten zogen ab, den wohlverdienten Fleischtopfen von Versailles entgegen, während wir selbst noch ohne Nahrung waren, wach' magere Monate aus bevorstehen sollten.

Eine Viertelstunde darauf erging auch an uns die Ordre, zu unserm Regiment einzurücken, was nicht ganz glatt auszuführen war. Der Feind hatte von der Schanze aus, welche

halb die bayerische heißen sollte, ein heftiges, die Pariser Straße der Länge nach bestreichendes Geschützfeuer begonnen, doch erreichten wir trotz bedenklicher Einschläge wohlbehalten das Bataillon, welches bei dem in der Frühe heftig unrittrischen Petit-Vicêtre hielt. Der erste Akt des Gefechtes war vorbei, und uns eine kurze Rast vergönnt; dagegen fanden die Ärzte blutige Arbeit in dem genannten, von Granaten durchlöchernten Gehölz, worin ein Verbandplatz eingerichtet ward. Der erste Erfolg vor Paris war ertrungen, und der gegen den Plateaurand zurückgebrachte Feind hielt südwärts nur nach die wie eine Bastion vorbringenden festen Umfassungsmauern des Parks von Plessis-Biquet besetzt. Es galt jetzt, ihn auch daraus zu vertreiben. Nachdem die 6. Brigade in dem Wald von Verrières gerückt und Anschluß an die 5. gefunden, hatte mein Bataillon vorerst mit einer Batterie und dem halben 5. Chevreaux-Regiment auf der Straße nach Chateaux in Abzweigung zu bleiben. Wir blieben nur kurze Zeit in Abzweigung, denn bald mußten wir an dem umfassenden Angriff teilnehmen. Der Zufall fügte es, daß wir in Plessis-Biquet nebst anderen auch unsere eigene Regimentsummer zu bekämpfen hatten, das 15. Marschregiment. Dieses Vorgehen über völlig freies Feld gegen die ausgebeugte und feste Stellung war ein gemagtes Unternehmen, das einem zum äußersten Widerstand entschlossenen Feinde gegenüber weit größerer Opfer erforderte hätte, als uns glückliche Seligen kostete.

Unser Oberst, Freiherr v. Treuberg, erhielt hierbei das Kommando über den rechten Flügel der Brigade. Man gibt nur der Wahrheit die Ehre, wenn man diesen bewährten Offizier, der sich an die Spitze des ersten Bataillons gestellt hatte, als die Seele des Angriffs bezeichnet. Teils durch Erbennanzen, teils persönlich gleich einem Feld-Obst aus Frandsbergs Zeit mit seiner weithin schallenden Stimme anjenernd und vorwärtstreibend, leitete er nicht nur unser Bataillon, sondern auch die zu beiden Seiten befindlichen Abteilungen und gab schließlich den Anstoß zu dem allgemeinen, mit überraschendem Erfolg gekrönten Anlauf. Zuerst wurde, Plänkler voraus, sprunghaft mit kurzem Halten vorgegangen, unter heftigem, aber schlecht gezieltem Feuer des Feindes. Auf 300 Schritt war der, unten durch Schießsinnanen, oben mittels Gerüsten zur Verteidigung eingerichteten Mauer angekommen, erfolgte der unaussprechliche Ansturm. Mit schlagenden Tambours, unter brausendem Durrah ging es im Laufschritt vorwärts; zur Deckung der linken Flanke galappierte in dem freien Terrain die Chevreauxer-Division eine Strecke vor.

Nach war von den vorbersten Infanteriegruppen die Mauer erreicht, aber nun trat eine unheimliche Stodung ein. Die Angreifer standen nicht auf der hohen Mauer, aber zunächst bot sich kein Zugang zu derselben, und von der noch besetzten Gartenumfassung erhielten die dicht gedrängten Plänkler Flankenfeuer. Es handelte sich zwar nur um eine Anzahl von Sekunden, die aber in solcher Lage unheimlich lang erschienen. Glücklicherweise fand sich bald eine Einbruchstelle an einem von unsren Geschützen in Trümmer gezeigten Gartenhäuschen, und auch über rasch hinweggeräumte Vorwahlen der Parkengänge drangen die Angreifer ein. Der Feind räumte scheinung die noch besetzt gehaltenen Stellungen, von Abteilungen beider Brigaden auf seinem fluchtartigen Rückzuge verfolgt. Die spätere Feldwache II, nämlich meine und die 3. Kompagnie, mußten als Rückhalt für alle Fälle

an der Mauer vorbeiziehn. Wir durften schon an dem ausgiebigen Fallasi, das dem Regiment, namentlich einem auf eine Mitrailleuse anstürmenden Zuge, noch einige Opfer kostete, nicht teilnehmen. Für den unfehligen Halt ward den beiden Kompanien eine kleine, wenn auch provisorische Entschäbigung zu teil, denn hinter der Parkmauer fanden sich Hunderte von Tornüstern, welche, aus dem neogotischen Inhalt zu schließend, höchstens den zweifelhafteu Feldzug von Paris bis Versailles mitgemacht hatten. Somit konnten unsere Soldaten ihre strapazierte Wäsche und Fußbekleidung gegen frische umtauschen und noch manche während der Belagerung dienliche Gegenstände, wie Decken, Halsbinden u. s. w. erlangen. Ich selbst nahm eine der malakischen Kauen Kapoten an mich, welcher fortan in den vielen bettlosen Nächten mich schlüpfend umhüllte.

Wir waren noch nicht lange im Rückhalt gestanden, so kam die hocherfreuliche Kunde, daß die Reboute von Chatillon in die Hände unserer Brigadeflamme rathen, der 14er, gefallen sei, und der Feind sich auf der ganzen Linie hinter die schützenden Wälle zurückziehen beginne. So war durch lähmen und thatkräftig ausgeführten Entschluß die für die Vernichtung so wichtige Hochfläche in unseren Händen, und

auch die IV. Division zur Rechten nach glücklichen Besetzt in ihre fernstehende Stellung eingerückt. Abends wurde die ganze Brigade zunächst der eroberten Reboute, der Bayernschanze, im Divouac vereinigt. Welch ein Anblick, der sich unserm Gedächtnis unauflöslich eingegraben, als wir vom

Höhlenrand aus das Lichtmeer der, wie wir wähten, schon bezwungenen Hauptstadt erschauten! Solche Momente sind die Silberblitze im kriegerischen Dasein, welche alle vorhergegangenen Drangsale vergessen lassen.

Die Einrichtung unseres ersten Freilagers vor Paris, welches die Reize der feuerlosen Divouacs eröffnerte, erforderte nicht viele Umstände. Die Nacht war nicht kalt, und für



Aus dem Höhlenhals bei Nails.

innere Heizung sowie für kalte Küche war durch ein vorgefundenes, reichlich gefülltes Proviantmagazin gesorgt. Gleich mir verbrachten viele in freudiger Erregung schlaflos die Nacht und harrten mit Sehnsucht des Sonnenaufgangs, der uns die geheimnisvoll durch Lichtpunkte angebeutete Kienstadt in ihrer stolzen Schönheit enthüllen sollte. Die Nacht verlief ohne die geringste Störung, nicht einmal ein Gewehrschuß, geschweige einer aus den Geschützen ertönte. Waren auch die Forts noch nicht völlig armirt, so hätten doch schon etliche auf gut Glück gegen das dichtbelegte Plateau abgefeuerte Granaten die sorglose Siegestimmung beeinträchtigen können. Indessen an eine solche Möglichkeit dachten wir in jenen Stunden der überschwenglichen Hoffnungen natürlich nicht, welche sogar die Kapitulation von Paris

schon am folgenden Tage als nicht undenkbar erscheinen ließen.

„Es war ja schon gemessen, es hat nicht sollen sein“, und es war auch besser so, denn sonst wäre Frankreich nicht so gründlich besetzt worden, und wir — wären wir unsere reichen Plateau-Erinnerungen gekommen!

Eine Höllensahrt.

Von H. Lippert.

Wir verlassen den Zug, der uns von Hof nach Marzgrün, Exstation der Lokalbahn Hof-Nails-Marzgrün gebracht hat und steuern, dem Laufe der Selbig folgend, der „Hölle“ mutig zu. Einer Volksfage nach stand hier vordem,

etwa 200 Schritt unterhalb der Mühle an der Selbig, der Steinische Hammer, welcher im 17. Jahrhundert von einem Wollendrude zerstört und fortgerissen wurde, weil die Hammerhämmer von ihrem harten und gottlosen Herrn gezwungen

worden waren, das Himmelfahrtstfest durch Arbeit zu unterstützen.

Dorf und Thal sollen davon ihren Namen haben.

In geognostischer Beziehung gehört das Höllethal ganz der älteren Grauwackenformation an, vermischt mit rotem und gelbem Thonschiefer, der auch mit Diabas und Löss verbunden ist und in gemoltenen Felsmassen hier zu Tage tritt. Sie enthalten bis zu 60 Prozent Thon- und Spateisenstein und die Stahlquellen, welche im Dorje Hölle, wie im Höllethal vorhanden sind, sie weisen die Eisenhaltigkeit des Westens augenscheinlich nach.

Im Jahre 1866/67 baute das königliche Forstamt durch das Thal eine Kunststraße, welche am letzten Hanse des „Hölle“ genannten Ortes beginnt und deren Ende sich in der Nähe der Selbignühle befindet.

In ihrer ganzen Länge führt sie den Touristen, welcher zu Fuß oder im Wagen das Höllethal bereist, eine Reihe hoch interessanter Landschaftsbilder vor Augen. Unter dem Brausen der durch wildes Gestein sich windenden Selbignüsse bald reizende Waldpartien, bald barocke Felsgruppen zeigen sich die Hand.

Von den einzelnen Felsbergen sind der Teufelsfels, die sogenannte Kangel, der Strappen, Stufen, Uhu- und Spitzfelsen, der Zunderhut, der große und kleine Hirschkprung besonders bemerkenswert.

Kußerdem hat das königl. Forstamt Steden seine Waldungen zu beiden Seiten des Flusses durch Fußwege erschlossen und auf der linken Uferseite reizende Ansehenspunkte wie die Höllethalquelle, den Wolfslauer, Fuchsweghölz und die Schutzwand geschaffen, während rechts der Selbign der „König David“ mit seiner herrlichen Felsficht den Fußgänger anzieht und festhält.

Der rasche Fall der Selbign, der am letzten Hanse des Dorjes Hölle bis zur Selbignühle 51 m beträgt, hat in neuester Zeit die Industrie bestimmt, inmitten des Höllethales eine Holzschleiferei zu erbauen. Die Fabrik wurde im Jahre 1886 nach den neuesten technischen Erfahrungen und Maschinen eingerichtet, ist elektrisch beleuchtet und wird von drei Turbinen mit 500 Pferdekraften getrieben, die ihr Wasser in einer 1402 m langen und 1,60 m weiten Rohrleitung erhalten.

Natürlich die Romantik des Thales dadurch etwas gelitten, so bildet das Etablissement nicht minder eine neue Zierde, dessen Besitzer, Herr Bergwerksdirektor H. Wiebe, in zuvorkommendster Weise nicht nur Fremden den Besuch der Fabrik gestattet, sondern während der Saison des benachbarten königlichen Winterlabes Steden an jedem Sonn- und Feiertage eine herrliche Fontäne springen läßt, deren mächtiger Stroh sich zu einer Höhe von vielen Metern emporhebt. —

So haben denn Kunst und Natur hier sich vereint, um den Betrachter eines der schönsten Punkte im ganzen Frankenthal zu erhöhen und zu neuem Besuche immer wieder einzuladen.

Nach einstündigem Marsche gelangen wir an das Ende des Thales, von welchem wir und westlich nach Lichtenberg wenden, das wir auf schattiger Pflanz in wenigen Minuten erreichen, oder nördlich der Saale zu, jenen viel besungenen Flusse, der Bopern von Neuß j. U. und von Preußen trennt.

Wäge am die Wahl fallen, wie sie immer wolle, wir sind fest davon überzeugt, daß die Erinnerung an jene herrliche Toor für jeden Naturfreund eine der angenehmsten sein wird.

Kleine Mitteilungen.

Eine Totschlagsühne. Hans von und Jönnlein Weber ermordeten im Jahre 1472 den Knecht des Pfarrers in Adelsdorf an der Aisch, Namens Zug. Die Mörder schlüpfen sich auf bei in der Nähe gelegene Schloß Rehus, das Tobias v. Hefberg vom Bischof zu Bamberg zu Lehen hatte. Hier erstickten sie Schutz, und einer von ihnen wurde sogar als Schloßknecht aufgenommen. Aber nicht zufrieden damit, verlangte Darius v. Hefberg, die beiden Söhne des Ermordeten sollten sich mit den Mördern vertragen. Als diese darauf nicht eingingen, fiel Darius eines Abends mit einer starken Mannschaft zu Fuß und Huf in Adelsdorf ein. Er ließ den Pfarrhof stürmen und erbrechen, den Pfarrer und seine Leute in das Taubehaus treiben, die Söhne des ermordeten Zug, obwohl sie des Bischofs freies und hartes Geleit hatten, gefangen nehmen und auf das Schloß Rehus schleppen, wo sie in harter Gefangenschaft gehalten wurden. Der über die Ermordung des Zug und die Gewaltthatigkeiten seines Lehnsmannes angebrachte Bischof schickte seinen Hofmeister mit mehreren Gefolgsmännern und Reitern nach Rehus, um mit Darius vor der Hand in Güte zu reden und Befriedung der Gefangenen und Vergeltung zu verlangen. Als der Hofmeister in der Nähe des Schloßes kam und Einlaß begehrte, schrien die auf den Wehern, sie wollten schießen, wenn er nicht abginge. Er ließ sich aber nicht abschrecken, sondern beharrte auf seinem Begehren.

„Iht äüntet sie“, wie der Bischof schreibt, „die Wächter an und schufen ab auf unsern Befehle und die manern, das die Engeln auf der wisen sprangen und unterhanden sich, die unsern mit dem Neug (Gefassen) zu marben, den wir im vormalis zu gute und behaltung seines lödes (Schloßes) gnädiglich geschickt hatten.“ Als der Bischof Wiene machte, diese Handlungsweise seines Lehnsmannes gebührend zu ahnden, gab Darius die Gefangenen herans, indem er zugleich bewährte war, die Sache durch Vermittelung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg und seiner Statthalter und Räte in Güte auszutragen.

Das geschah, und in dem Vertrag ward den Mördern des Zug zur Sühne aufgelegt, sie sollten den des Totschlags wegen auf einen bestimmten Tag, der des ermordeten Witwe und Söhnen zu verklären, der armen Seele ein junges Seelamt samt fünf Messen in der Kirche zu Adelsdorf lesen lassen, und dabei bestellen, daß zwanzig ihrer Freunde und Weibern je eine halbpfündige Wochstorte zum Altare tragen und opfern, und nach dem Fast, wenn man für die Seelen bittet, wilsamt den Thätern und ihren Helfern des Lugen Witwe und Söhne bitten, ihnen die That durch Gottes Willen zu vergehen. Die Ketzen sollen dann der Kirche verbleiben, und die Thäter der Seele zu Trost eine Kap- und eine Kammer machen, d. i. nach Lagen und Ram wahlhaben. Überdies sollen sie drei Winterkassen des Zug 30 fl.



N^o. 16.

Erhöhter Inhaltlich jedes Heftes und kann auch alle Buchbestellungen zum Preise von M 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem andern Bezuge durch die Post wird die Verlagsanstalt durch ein Verlagsblatt erhalten.

3. Jahrgang 1892.

Im Jahre 894.

Von Ludwig Banz. (Schluß.)

Der da zum Tode geföhrt wird, es ist — Garbamar. Vogel hat Wort gehalten. Eine — so kurz sie gewesen — ihm unendlich lang dünkende Zeit schon hat der Arme in der vermauerten Festszelle des weubischen Wüsterhains als Gefangener zugebracht — das Schredliche, das ihm bevorstand, ahnend, von unbeschreiblichen Geföhlen geföhrt. Wie viele Tage, wie viele Nächte es waren — er konnte es nicht bemessen, immer war es tiefe Nacht um ihn. Nur ein schwacher Dämmerchein fiel heilich in die Steinlammer — war es der Abgang des Tages, war es Morgenlicht? — Was ihm dort, zwischen den Steinen hindurch, zur Fröstling des Lebens gereicht worden, Speise und Trank, es war fast unberöhrt geblieben. Der Gedanke an sein zerstücktes Glüd, an Lada, an den martervollsten Tod hatte ihn überwältigt. Nun aber, angefehrt seiner Feinde und seines Endes, richtet er sich wie geföhlt empar. Nicht als Feigling stirbt der Franke. So schreitet er zwischen den Schergen elastisch die kleine Anhöhe hinan.

Der Schrey, dessen kleine Augen unruhig hin- und herrollen, sahst gierig nach seinem Opfer, um es von der Mauer aus dem Walde zu zeigen.

Da, wie Wetterleuchten fährt es dort, wo der Steinwall oben an der Feldwand beginnt, und drüben der südliche Abhang steil absfällt, durch die neblige Luft — es war der Blitz einer Schwertflange. Ein bewaffneter Krieger springt über die Mauer in den Raum. Zwei, drei, sechs, zehn andere folgen. Der Schrey sieht sich den Jüngling von starker Faust entrisen, er hat die Lage im Augenblicke erkannt und mit dem

Messer, das er vom Opferblat an sich rafft, stürzt er hinab zum Tempel und vor des Gortes Bild.

„Die Franken!“ erndt es mit Wehgeschrei unter den Wenden, sie springen dem Walde zu in eiliger Flucht.

Und sich — eine neue Erscheinung! Eine hohe Gestalt im Priesterkleide der Christen, das Zeichen des Heils, ein goldenes Kreuz, hoch ausredend, und ihm zur Seite ein Wendenmädchen — Lada! — das den befreiten blaffen Garbamar umschlungen hält, neben beiden aber der ritterliche Führer der Franken mit erhobenem Schwerte! Da bricht der Wendenpriester am Altar zusammen. Er hat sich das Opferrmesser in das Herz gestöhen. Zwischen der Tempelhalle und der Wallmauer aber tauchen dunkle Gestalten auf, und ein Hagel von Pfeilen schiviert nach der Gruppe auf dem Felsen. Nicht eines der Geschosse jedoch trifft, wie machlos dem Kreuze gegenüber schlagen sie kitzend auf Gestein und fallen in die Tiefe.

Die Schützen schwingen sich über die Mauer und springen hinab, flinke Frankenkrieger folgen ihnen, allein, der Ortlichkeit kundig, sind jene bald im Walde und zwischen den Felsen unsichtbar geworden. Nur einer wendet sich links und schießt über Wälle und Gesträuche einer Felsgruppe zu, in der sich ein großes, von der Natur gebildetes Thor aufstah. Hier hält er an und nach einer spöttischen Geberde, mit der er sich gegen seinen Verfolger wendet, ist er wie im Boden versunken.

Nach sind die Franken unschlüssig, ob eine weitere Nachstellung zu versuchen sei, da deutet einer von ihnen lautlos

in die Waldbestie. Unten am Fuße der hoch aufgetourten Felsklippe, inmitten deren der Rüstling plötzlich verschwand, wüthet sich dieser nun einem Karder gleich am Boden hin — ein fränkischer Kurpfaff steht, und mit einem dumphen Aufseher, das tödliche Eisen im Nacken, rollt die Gestalt in die Hornschiffe. Es ist Bogal — das Geschick hat ihn erreicht. Der Tag, an dem Gorbador verleben sollte, war ihm selbst zum Todestag geworden. Selbst hatte er sich das Verberben bereitet.

Feurige Rache schlägt den Zurückkehrenden entgegen. Auf das Geheiß des Herzogs war der Stenentempel an vier Ecken in Brand gesteckt worden. „In Wähe zerfalle sie, die Burg des Heidentums, den alten Götterdienen begrabe die stürzende Decke, und zu Schanden schmelze das Götzenbild!“ — so lautete sein Wachtwort, und geschäftige Hände bereiteten sich, es zu vollziehen.

„Eine Kapelle will ich hier erbauen“, spricht der Herzog, „und mit ihr eine fränkische Burg auf diesem Stein im Walde — Waldstreu sei sie gehalten! — Kreuz und Schwert sollen hier Wacht halten an der Wendengrenze. Dort unten aber“, und sein Schwert zeigt in das Thal hinab, „will ich Gericht halten. Die Wenden werden des heutigen Tages gebeten — weithin im Lande verkünden diese Klachschädel das Ende ihres Glaubens, ihres Volkstums. Enkel und Urenkel werden zu sagen wissen von dem letzten Opfersfest der Wenden! Du aber, Wädhin, habe Dank — Deine Liebe und Treue hat, weßt Gott, und zur rechten Stunde hierhergeführt. Erfüllung in Freude wird alles werden, was Du in Wangen ersehnt — ihr glaubt zu träumen — Welch ein schöner Traum!“

5.

Das ungestohnte Ereignis am Tempel des Stenentwies, die Vernichtung des letzteren und der Tod des alten Wendenpriesters hatten die Lage der fränkischen Volksgenossen mit einem Male umgewandelt. Sie waren es, die jetzt siegesfroh, voll Vertrauen in die Zukunft, das Haupt erhoben, während die Bägelsichtigkeit der Wenden sich in namenlosen Schrecken, in Muthlosigkeit und tiefste Untermüthigkeit verwandelt hatte. Energisch führte Herzog Udo die seine Sendung ihrem Ziele zu. Wer nun nicht den heidnischen Göttern entsagte für immer, dem Reiches Gehorham schmar und Freide und Demut gelobte, der sollte, wie einst Gorbador vorausgesetzt, „von Haus und Hof über die Sola getrieben werden“.

An einen Brannen, der unten vor dem Waldhain in sprudelnden Quellen aus einer Biefe bricht, waren die Wenden heute entboten worden. Und sie waren, Mann, Weib und Kind, erschienen aus jedem Dorfe des Gebietes rechts der Sola, in weitem Halbkreise Kopf an Kopf um den Born gehort, den sie so oft besacht, um hier zu weichen und

zu opfern. Auf der andern Seite stand der Frankenherzog und seine vereinigten, wohlbewehrten Streiter — kaum wagten die Sorben, den Wind zu ihm zu erheben — Gorbador und Labo ihm zur Seite, vor allen aber im schlichten Priestergewande der milde Apostel mit dem Zeichen der Befekener Christi, des Heils, das er nun Tausenden spenden sollte. Auch die fränkischen Weiber waren herbeigekitt und bedeckten die Anhöhen ringsum, den Anblick des denkmüthigen Vorganges, von dem in später Zeit noch die Enkel sagen würden, sich nicht entgehen zu lassen.

Järend und doch wieder mild verkehend war die Rede des Dieners Gottes. „Die Quelle hier“, so schloß er seine Worte, „sie heiße der Taufelbrannen für und für zum Gedächtnis eurer Abgötterei, die Kue aber, auf der ihr euch heute rewig versammelt, sei sie die Himmelstiefe genannt, zum Zeugnis der Vergebung der Sünden und der Spendung des ewigen Heils, das euch heute Gott in seiner Gnade zu teil werden läßt. Komm meine Tochter, die du schon längst eine Christin dem Herzen nach“ — er winkte, und Labo trat vor und freudig leuchtend, wenn auch gesenkten Auges tauchte sie den entblöhen Fuß, nach fräuchristlichem Taufgebrauch, in die klare Quelle, während die Hand des Priesters auf ihrem Schenkel ruhte — „Christiana, die Christin, ja fällt Du fortan genannt werden.“ Dann beugte sich der würdige Mann zur Quelle, schöpft mit der hohen Hand das kristallhelle Wasser und ließ es niederrieseln auf das blande Wädhinshaupt. Eben stieg die Sonne über die Bodenwelle im Osten, und wie Perlen in den Jordan des Regenbogens stämmerten die rinnenden Tropfen gleich einem Heiligenschein, während die Lippen der Jungfrau das ihr vorgehaltene kleine goldene Kreuz berührten, das im ersten Strahle weüßin erglänzte. Christiana sank auf die Knie nieder und mit ihr Gorbador, und der Priester segnete beide, deren Klagen nun heiße Thränen der tiefsten Bewegung entquollen, und verbond sie als ein gottgeliebtes Paar vor dem Angesicht des Herrn, vor allem versammelten Volk.

Und auch viele der Wenden hatte Nührung ergriffen. Sie drängten sich herbei, jeder wollte zuerst in die Quelle treten und die Loufe empfangen. Das Kreuz hatte gesiegt für immer.

Ein Jahrtausend ist seitdem dahingeflossen im Strome der Zeit. Die Burg Waldstein liegt, nachdem sie lange der Wohnsitz eines edlen Geschlechtes gewesen, seit 368 Jahren in Trümmern, von Wendentum reden nur noch die Kamen von Dörfem, Wädhin und Bergen, es ist voll und gonz ausgegangen im deutschen Volkselement, aber heute noch kennt und nennt man den Taufelbrannen und die Himmelstiefe, gelegen unweit des Dorfes Brogenau am Abhange des Waldsteinguges.

Die Sägger.

Von Professor Dr. Dieppel.

Wohl jedes Geschlecht mag sich gern in kräftigen Söhnen und blühenden Töchtern vererben, und was von ihm entpfehl, zu Glück und Ehre gebracht sehen. Solch edler Stolz gab den deutschen Städten der mittleren Jahrhunderte große Kraft bei geringen Unfrieden; die Geschlechter

in den Reichsstädten, die in den lombardischen zur fast gleichen Zeit wie die von Rom in früheren Jahrhunderten, haben sich in den Räumlichverfassungen mit nicht unähnlicher Gebiegenheit ausgedrückt, der Adel neuerer Zeiten sich aber zumeist durch das Gefühl erhalten. Der Ursprung, wie gering er

auch je, beschämt nie, wenn das Geschlecht nur in gleicher Würde bleibe oder höher steigt; und so mag ein erlauchter Nachkomme mit demselben Stolze auf seinen geringen, wenn nur modernen Ahnen zurück sehen, mit welchem dieser, wenn er's vermöchte, auf Kinder und Kindeskinder blicken würde, die mit jeder Generation höher gestiegen. In solchem Geiste haben auch der Sängler von Mantua, wie der göttliche Meister von Reggio sümreich von Wachsthum und Größe des Geschlechtes prophezeien lassen, unter dessen Jütich sie sangen: Virgil löst seinen Helden in den Seligen Inseln die Ahnen Augustus schauen, und Ariosto das erlauchte Hans Ferraro in Geschlechtern der Vorzeit als zukünftig verherrlichen. Sie sangen als prophetisch, was bereits in der Zeit erfüllt worden; wenn aber je vergönnt wurde, seines Geschlechtes glorireiche Zukunft, seines Namens lange Reize und unverhofftes stetes Strögen in Wille voranzutreiben oder nach Jahrhunderten auf einen Augenblick wieder zu kennen, so daß er sich in der fruchtbareren, ruhmvolleren und glanzvollen Nachkommenschaft kaum selbst erkenne und wiederfände, der müßte staunen, wie Hans Jagger, der arme Weirwebler, staunen würde, dessen Geschlecht sich binnen einhundert und sechzig Jahren Siz und Stimme auf den Reichthogen erworben. Er, der Ahne, besaß einige Morgen Landes bei Augsburg, sie, die Nachkommen, gebieten über eine ganze Grafschaft am östlichen Ufer der Donau, der übrigen Güter und Schätze nicht zu gedenken. Er war froh des täglichen Unterhalts und trug seines Fleißes Frucht selbst zur nothen Stadt; sie lebten in Fülle, schafften Königen und Kaisern, welche die Welt erschütterten, vor und liehen die Fluggen ihrer Schiffe, im Mittelmeer wie auf der Ostsee, auf dem Ocean bis zu beiden Indien wehen. Er trieb ein geringes Gewerbe, noch alter Weise, sie hegten alle Künste in neuem Aufblühen und thaten für sie und die Wissenschäften mehr als manch gekröntes Haupt. Unser Jahrhundert hat durch merkwürdige Schicksale, durch das Glück der Waffen das Gesehen einer Familie Bonaparte emporsteigen sehen, wie so ganz anders das Emporkblühen des Hauses Jagger. Die Jagger sind ohne Kriegsglück, ohne Sturz der Stooten, nur durch friedlich Gewerbe und des Handels blutlose Künste zu solcher Höhe gestiegen, in Zeiten, wo die Weise des Handels mählsamer, die Scheidung der Stände schärfer war.

Ursich von Augsburg, jenseit des Lech, dehnt sich nach Witting eine weite Steppe, das Wechfel, hin, allbekannt durch Schlachten, die dort über das Schicksal von Tausenden entschieden. Da, im Dorfe Groben, an der vormaligen Straße wehte Hans Jagger an seinem Wechfel, außer welchem er einige Tagewerke Wiedwachs, sonst wenig besaß. Er zeugte mit Anna Weidner aus Kirchheim zwei Söhne, Hans und Ulrich. Hansen mochte das Stadtleben besser behagen, und die erbsame Junst der Weber, die als solche schon Kaiser Ottos Sieg über die Ungarn auf dem Wechfel mit errungen, auch eines feindlichen Heerführers Schild erbeutet haben wollte, ihn nicht minder in die Mauern loden. Darum veranste er sein Erbteil, erheirathete sich das Bürgerrecht mit Clara Wibelph im Jahre 1370 und verhofft auch seinem Weidner zu einer guten Heirat und zum Bürgerrecht. Als Clara gestorben, strebte Hans schon höher empor: er ehelichte eines Rathherns Tochter, Elisabeth Wotermann, im Jahre 1382, mit der er zwei Söhne und vier Töchter zeugte.

Unter den siebzehn Jänsten der Stadt in damaliger Zeit werden die Kaussteu, die Kramer, die Weber genannt. Jede hatte ihre Junstmeister und Jüweller, von deren einigen Kat und Gericht befragt mo. Einer dieser Jüweller war nun Hans; also sah er mit im Kate und trieb dabei des Vaters Gewerbe mit solchem Fleiß und Geschick fort, daß er sich mit Weberei und Handel dreitausend Gulden, damals schon viel, erworb. Er mochte ein stattlicher Bürger, auch sonst ein schlauer Kopf, rüstig und betriebsam sein; denn er war Freischöffe der wechfelsischen Jeme, und diese wählte keine Untauglichen. Möglich ist, daß sich auch dadurch sein Vermögen mehrete. Er starb 1409. Von seinen zwei Söhnen handelte der Ältere, Andreas, schon so glücklich, daß er nur der reiche Jagger hieß, auch mit Barbara, aus dem alten Geschlechte der Stammer vom Aft, die adelige Familie der Jagger vom Aft (1462) — dies das Wappen, das Kaiser Friedrich III. den Söhnen gab — stiftete. Angehien, mit namhaften Geschlechtern befreundet und dessen nicht wenig stolz, versiel sie durch Unglück im Handel doch so, daß sie von den Wohlthäten ihrer verodheten Betten leben und zuletzt wieder handwoerfen mußte. Sie starb nach 1683 ganz aus. Den zweiten, Jakob, hat man als eigentlichen, obwohl dritten Stifter des Hauses anzusehen. Auch er war Jüweller der Weberkunst, von dieser im Kat, sonst ein stattlicher Handelsmann, der den Armen viel Gutes that und ein Mittel zu erfinden gedachte, wie das Korn auf ewige Zeiten um gleiche Preise zu verkaufen wäre. Also ruhete des Vaters mildthätiger, betriebsamer Geist auf ihm, und sein Thun war segnet in alle Wege. Mit seiner Frau Barbara Wälinger, eines Wäzmeisters Tochter, ererbte er ein Haus am Spüppinger Thore, das erste in Augsburg, so die Jagger ihr eigen nannten. Barbara gebar ihm unter elf Kindern drei Söhne, Ulrich, Georg und Jakob, die bei dem in ihrem Hauje erblischen Kaiserthum noch höher als die Väter wollten und sich an die vornehmsten Geschlechter verheiratheten. Inwar stammen alle Jagger nur von Georg und seinem schönen Ehegemahl, der Regina Imhof, ab, da Jakob gar keine, Ulrich keine männlichen Erben hinterlassen; ober des Geschlechtes Größe, Reichthum und Einflus haben alle drei inestamm begünstet, sie, die Kaiser Friedrich als die Jagger von der Jigen (Wille) in den Adelsstand erhob (1473). Wie und wodurch sie das geworden, werden wir osthalb hören.

Augsburg hatte vor dem Jahre 1318 wenig oder gar keinen Handel. In Köln, Kagen, Mainz gab's fast zweihundert Jahre früher schon Gewerbe, und bereits im Jahre 1214 bezog man die große Messe zu Frankfurt, den großen Jahrmarkt zu Sprier. Aber diese Städte lagen zum Teil am Rheim, zum Teil ihm doch noch näher als Augsburg. Also war auch Augsburg weder im rheinischen Bunde, noch hatte es an der ebenso gewolltsamen, als reichen und weit verbreiteten Hanfa teil. Selbst die Natur schien nichts für den Handel gethan zu haben. Diese vormal's freie Reichsstadt, vor altere eine Kolonie des Römers Trajanus, ist gesund und anmutig zwischen zwei Flüssen gelegen, die unweit dreckelben ihre reichenden Wellen mischen. Den Morgen stürzt der Lech, ein feisches Wasser, das den Riesel am Boden sehen läßt, gen Abend die Wertach vorbei, aber keine ist schiffbar, und die Donau ziemlich entlegen. In der Nähe gibt's weder Bergwerke, noch sonst einen Natarschatz; am besten mochte noch

nach der Donau zu der Flößerei geüben. Damit half sich der Ort auf, gewebet wurde fleißig, an gutem Wasser war kein Mangel, Gräben und Kanäle waren bald gezogen, und auf den weichen Angern um die hügelige Stadt machte man die Leinwand bequem breiten. Der feinen Leinwand geschieht schon im Jahre 1282, der Weber sechs Jahre später Erwähnung. Aber nach etlichen dreißig Jahren war der Webstuhl schon sehr in Aufnahme. Die Stadt nahm einen Leinwandholl, der beträchtlich war, und hatte Rangen (Waschinen zur Glättung der Weberwaren, durch ein Pferd getrieben), Bleichen, Bleich-

Kochdärftige. Der Handel mit Italien begann auf zwei Wegen. Einen zeigte die Natur, zu Schiffen auf dem Rhein, den andern fand die Liebe zum Gewinn, die jeglich Hindernis überwindet. Am Lech hinauf über Füssen, dann durch finstere Wälder, aber das steile Tyroler Alpengebirge, über Meran und Bagen zog sich die neue Handelsstraße nach Venedig, auf der es bald von Krämer und Treibern wimmelte. Nürnberg trug nun das Rautier des Orient's Spezereien und Gewürze, die Gold- und Silberarbeiten, die seidnenen Borten weisser Künstler über die hohen Finnen und



Kaiser Papst vor dem Kaiser Maximilian V. nach H. Huber's Freskogemälde im f. b. Nationalmuseum.

meister und Knechte, alles auf öffentliche Kosten, zu öffentlichen Kup. So ward die Weberkunst die zahlreichste, zwar die zweite der Dornung nach, aber die wichtigste, einflussreichste, wie denn selbst das päpstliche Stadregiment von Leinwebern durchgeführt wurde.

Nürnberg hätte ohne Verkehr den Ruhm trefflichen Gewebes umsonst gehabt. Aber der fand sich um dieselbe Zeit. Am Oberrhein war ein emsiger Handelsgeist reg, und Italien hatte in seinen freien Städten den Reichthum morgenländischer Kotur, wie Erzeugnisse eigener Kunst ausgeschuft. Zu allen Zeiten hat der Mensch, wenn nicht ganz Barbar oder Tier, ein Gelüste nach dem Fremden gehabt, und ein Volk das erst seit kurzem die Wohlthat bürgerlicher und städtischer Verfassung genossen, mag nun gern mehr haben, als das

Forsten in das gewerbfließige Deutschland hinab, und von Füssen mochte dem reichenden Lech zum Trag mancher belastete Fahrzeug bis Augsburg oder bis zum Donaustrom hinab rudern. Bald lag Augsburg voll levantinischer und italienischer Waren; die brachte es mit seiner Leinwand, seinem Hausgerät, Worten, Gürteln, Schleiern, seinen schwarz oder schön gefärbten Zeugen, die berühmt waren, späterhin mit seiner berühmten, beliebten Voullier-Arbeit, auf Lastwagen nach Frankfurt am Main und Nürnberg. Für alles, was hier oder in Augsburg gefertigt oder gereißelt wurde, eröffneten sie zu Erfurt und Braunschweig neue Lagerstädte, und so zog sich nun ein neuer belebender Handelsweg vom adriatischen Golf bis an Niederachens Räten durch das Herz von Deutschland hinab.

Der Städte wie des Handels größten Flor haben die verschiedenen Handwerker herbeigeführt, und wenn auch die Kaiser im 13. Jahrhundert die Macht der Bänke und Gilden nicht begünstigten, so erwiesen sie sich doch im 14. und 15. freigiebig mit Vergünstigungen, zumal gegen Augsburg (1349). Sie machten es tollfrei in allen Reichsstädten (1352), gaben ihm durch ganz Bayern freien Handel mit Salz und anderen Waren (1361), wie auch das Weite durch Böhmen, Mähren und Schlesien. So war Augsburg wie zum zweiten Male erbaut, als der rheinische Städtebund das große Beispiel gegeben, wie der Bürger vereintes Geschick mit Mut und Kraft durchzusetzen vermöge,

was bis dahin weder Königen noch Kaisern gelungen. Die Herren und Barone, dem niederen Gewerbe wie dem Handel gleich feind, die ihrem Stolz unedel dünkten, streiften jehdelustig im Lande umher, warzen unbewehrte Krämer nieder und schleppten mit ritterlichem Jubel Schätze auf ihre Alnerneiter hinaus, die sie durch Fleiß nicht gewinnen, doch auch nicht mehr entbehren mochten. Da traten die schwäbischen Städte, 33 an der Zahl, nach der rheinischen Weise in einen Bund zusammen, Augsburg war an der Spitze. Der Gedick so glücklich, daß er im Jahre 1391 mit dem rheinischen, den er an Macht übertroffen, einig ward. Binnen sieben Jahren war er bis auf 70 Städte angewachsen, unter welchen Nürnberg, Ulm und Augsburg vor allen glänzten, und war dem Kaiser Wenzel so fürchtbar geworden, daß dieser seine Trennung befohl. Reinwand, Barchent, Zwilling, Pochlermeister wurden allenthalben gesucht; die vielen Mühlen, Betriebe



Durchschnitt Fürst Carl Maria Ludwig Jagger-Dobelenhausen.

und Hammerwerke am Vech wolkten und hämmerten so fleißig, und mit fremden Werkzeugen, wohl auch Abreimweinen, ward solcher Verkehr getrieben, daß Kardinal Aneas Sylvius Piccolomini, nachmals Papst, wohl schreiben mochte: „Augsburg übertreffe an Reichthum alle Städte der Welt.“ — Unter Maximilian I. und Karl V. geblüht sein Handel zur höchsten Vollkommenheit. Jährlich kamen 350 000 Stück Barchent zur obrigkeitlichen Schau, 70 000 Stück Reinwand auf die Weide, die Zähltafel lieferte 60 000 Stück, 6000 Webermeister hatten vollauf an ihrem Werkstücken zu thun, und ein Kapital von 300 000 Gulden, wohl so viel als jetzt vier Millionen, ward jährlich im Umlauf. Die Stadt hielt sich, wie andere große Städte, reitende Boten und fahrende Landkutschen aus eigenen Mitteln.

Solchen Flor hatten die Jagger begründet, sie hinwegzerrum wurden groß durch Augsburgs Kunstfleiß und Ver-

sehr. Hans schon besah 3000 Gulden, wie oben gemeldet, sein ältester Sohn hieß der Reich, und seine drei Enkel vom jüngsten, Ulrich, Georg und Jakob, betrieben der Väter Gewerbe lebhaft. Ulrich gab der Größe seines Hauses ein bleibendes Unterspand: er fing den Handel mit Österreich an. Als Kaiser Friedrich III. Zwiesprach halten wollte mit dem stolzen und lähnen Karl von Burgund zu Trient (1473), wobei es Bruch galt, verschah Ulrich Jagger ihn und sein ganzes Hofgesinde mit Röden und Mänteln von Wolle, Seide, Gold und Silber. Ulrich handelte ins Große und weithin; in Deutschland, Polen, Italien und den Niederlanden machte er

Geschäfte, er hatte schon eine Schreibstube, die wegen ihrer Kostbarkeit nur die goldene hieß, und Kräder und Erdne liehen und lieferten sonder den Fürsten von Österreich. Demals schon mochten sie alles, was käuflich war, in ihren Verkehr ziehen; Hans Jagger hatte nur Reinwand selbgeboten, sie verstanden, wie andere Augsburger, fast alle Stücke Albrecht Dürers nach Italien. Betriebsam geriet neues Verlangen, und wer Ehre oder Gewinn sucht, thut sich selten Genüge. So die Jagger. Wie weit auch ihre Waren und Beschick nun schon gingen, allüberall suchten sie neuen größeren Verkehr. Im Jahre 1503 zogen sie mit den Belsern nach Antwerpen, dessen damalige Blüte und Reichthum aus Unglaubliche grenzte, um auch am ostindischen Handel teilzuhaben, weshalb sie auch ein eigenes Handelshaus in dieser Stadt gründeten. Drei Jahre nachher rüsteten sie mit etlichen von Nürnberg, Florenz und Genoa drei Schiffe für 60 000 Dukaten, schickten sie mit der Posttagieser Flotte nach Coeluttia, und als sie zurückkehrten, und der König Emanuel von Portugal den viernten (1509) und über das noch den zwanzigsten Teil behielten, hatten die Jagger doch 175 Prozent Reingewinn. Auch die Belsler, Fölsin, Gassenbratt und Hoffstetter legten über 30 000 Dukaten zum indischen Handel an, wodurch Augsburg in große Aufnahme gekommen. Nun war nicht leicht eine Handelsstraße, ein beschifftes Meer, wo man nicht Jaggerische Güter gesehen. Die Hanse, zur Zeit immer noch mächtig, nahm ihnen auf einmal 20 Schiffe, mit ungarischem Kupfer besetzt, weg, das sie auf der Weichsel über Kralau nach Danzig hatten verschiffen lassen (1510). Und als die Holländer abermals 60 Schiffe durch die Hanse einbühten, erhielt niemand etwas von Gütern wieder, als die Jagger, auf Vorschlag des Königs von Polen und des Kaisers. Wenn Graf Anton Jagger, Georgs und der Anhof Sohn,

allein 6 Millionen Goldkronen bar, Kasparsteinen und Juwelen in Menge und Güter in allen Theilen Europas, wie in den beiden Indien befeßen, so kann Kaiser Karl, als er den königlichen Schatz in Paris beschaute, wohl gesagt haben: „Zu Augsburg ist ein Weinweber, der kann das alles mit Gold beschaun!“

Österreich, das unerchöpflich reiche Österreich, außerdem so freimüthig von der Natur begabt, die seine Fürsten groß machen half, erhob auch unsere Kaufleute unter jenen drei Brüdern. Ulrich erhandelte groß Gut, Georg pflanzte das Weichselthort, Jakob gab den Handel auf und verlegte sich auf den Bergbau. Damals war Tyrol überaus reich an Gold- und Silbergruben; die Erzeugnisse an der Etsch galten als die ergiebigsten Goldquellen in ganz Deutschland, und Italien, Frankreich und Spanien entsaßen ihre Silber aus den Händen deutscher Kaufleute. Zuerst packte Jagger die kostbaren Erzküden zu Schwaz in Tyrol. Bald wurde seine Gewerkschaft die vornehmste in den dortigen Galden und Gruben. Schwaz besetzte das beste Berggold, jährlich 55 855 Mark Silber, bei 20000 Zentner Kupfer, also nach damaliger Währung etwa 700 000 Gulden. Hiervon zogen die Jagger allein 200 000 Gulden reinen Gewinns, obwohl sie monatlich 200 Mark Bauhilber abliefern mußten (1488). Also konnten sie wohl den Erzherzogen von Österreich 150 000 Gulden vorstrecken und ein prächtiges Schloß, Jaggerhaus, in den Tyroler Gebirgen auführen. Nach heutigen Tages werden die ehernen und steinernen Grabmäler etlicher Jagger in der Pfarrkirche von Schwaz gesehen. Zu Zell liegt Jakob begraben, einer der glücklichsten Greise seiner Zeit, der viele Kinder und Enkel vor seinem Ende sah, in hohem Alter starb (1503) und von Kaiser Max selbst, dessen Rat er gewesen, mit zur Erde bestattet wurde.

Zu den Tyroler Gruben kamen noch die in Kärnten, Krain und Ungarn. Wie ergiebig die letzteren gewesen, mag man aus jener Schiffseladung, welcher dorthin gedacht wurde, wie aus der Strafe von 60 000 Dukaten ersehen, die sie und ihr Schwager Georg Thurzo v. Pettenkofen an König Ludwig als des schlechtesten Goldes zahlen mußten, das sie dort eingeführt (1514). Zwanzig Jahre trieben sie mit diesem Schwager unter mancherlei Mühe und Gefährlichkeit den Kupferbau zu Reusohl in Ungarn, wo sie Spießeuhnen und Hämmer besaßen. Selbst die Kammer zu Kremnitz hatten sie eine Zeitlang inne, und im Jahr 1526 nahm Anton, der nach Jakobs Tode den Bau und Handel in Ungarn nicht mehr fortsetzen mochte, doch die Reusohler Gewerkschaft gegen 20 000 ungarische Gulden jährlich wieder auf 15 Jahre von König Ludwig zur Miete, streckte dabei auch zum Türkenkriege 5000 ungarische Gulden vor.

Wenn man in den Geschichten jener Zeit liest, wird man zu glauben versucht, daß außer den Juggern niemand etwas Bedeutendes an Geld und Gut besaßen. Für sie war die Erde außen und innen allermüths ergiebig, die See nicht arm, und wie reich sich ein Flug angelegtes Gut in des Handels vielfacher Verfertigung bei Fleiß, Geschick und Glück verzinsle, sieht man an ihnen. Kaiser Max, dieser liebenswürdige Abenteuerer, hätte nichts vermocht ohne die Jagger, da sein Schatz nicht selten leer war. Für 70 000 Goldgulden verpfändete er ihnen die Grafschaft Kirchberg und Weichenhorn auf zehn Jahre (1507), und als ihm Papst Julius II. samt den Königen von Spanien und Frankreich, Ferdinand und Ludwig (1509), 170 000 Dukaten zum Venedigerkriege bewilligt, zahlte das Jaggerhaus die Summe binnen 8 Wochen durch Wechsel. Auch dem Kaiser Karl streckte es bar, namentlich zum Seerzuge nach Tunis (1573), und so konnte Graf Karl Jagger dem Herzoge Alva in die Niederlande (1619), Graf Otto Heinrich dem Kaiser Ferdinand nach Böhmen, ein Regiment zuführen, das sie auf eigene Kosten geworben.

Bisher mag geschienen haben, als sei die dieselte Beschleht nur auf Erwerb und Gewinn bedacht gewesen. Aber es verdiente sich schon früh durch Wohlthätigkeit jenen überschwenglichen Segen nach der Altvordern frommen Glauben, daß ein allschonender, allgerechter Gott auf vielen, unversehnten Wegen vergütet, was ohne Rücksicht auf Vergeltung gethan werde. Daraus sagt der Ehrenspiegel: „An ihnen sei des Heilands Zusage erfüllt worden: gebet, so wird euch gegeben!“ Schon Hansens jüngerer Sohn, Jakob, wird hierinnen gepriesen. Wehr vermochten und thaten dessen Söhne, Ulrich, Georg und Jakob. Sie kauften in der Jofobor Vorstadt von Augsburg mehreren Bürgern am Kapfenrad und Sammarth ihre Häuser ab, trafen sie nieder und bauten 106 kleine, in welche sie arme Bürger gegen geringen Zins aufnahmen (1619). Jakob vollendete diese kleine Stadt, die Jaggerrei, die, mit Mauern und Thor versehen, noch bis auf den heutigen Tag unverändert unter dem Namen besteht. Er stiftete auch im selben Jahre nicht weit davon das Hofhaus für 32 Fremde, die mit den bösen Blattern behaftet waren, welche in jener Zeit viel Menschen hinstraffen (1538). Hieronymus, bei Lebzeiten milthütig, erwarbte sterbend den Kernen 2000 Gulden und eine namhafte Summe zu einem Spital für 500 Juggerrische Unterthanen zu Walterhausen. Anton stiftete zu Babenhausen eine Schule, ein Jofgerth für Studierende, ein Legat zur Aussteuer dreier junger Mädchen, das Schneidhaus auf dem Roßmarkt zu Augsburg (1571), und dessen Söhne brachten das Hofhaus am Münzfuß für Ausläpige zu stande.

(Fortsetzung folgt.)

Die Salzbürg.

Von Friedrich Richter.

SWenn der Goldschmied eine Münze, ein Geschmeide auf den Wert des Metalles prüft, ob es auch lauterer, edleres Gold oder Silber sei, so trüpfelt er einen Tropfen ächten Wassers drauf, um daraus die Art des Metalles zu erkennen, oder er prüft es durch Reiben an einem harten

Steine, um aus der Spiegelfläche sein Urtheil geben zu können.

Was soll dies Gleichniß an dieser Stelle?

Der Name „Salzbürg“ ist ein Prüffstein für die Kenntnis der Geschichte und Verfassung. Im Nordwesten des König-

reichs erhebt sich am Strande der Saale eine Ruine, welche mit Heidelberg und Werthheim weeglichen werden kann. Wer kennt sie, wer weiß ihren Namen im Lande? In den fränkischen Kreisen ist er noch etwas bekannt, aber wir müßten in weiterer Ferne nicht forschen, man würde gar oft die Antwort und schuldig bleiben. Die Burg aber sollte vor allen im Lande gefamnt sein. Wir haben zwar zwei Ruinen genannt, welche für Saldenstschloß bedeuten, naah für Spanien die Alhambra, und haben gesagt, daß die Salzbürg ihnen zur Seite gestellt werden kann; wir dürften sie also Unterfrankens Alhambra nennen. Der Wanderer, der aus dem Saalgrunde von Bad Neuhaus zu ihr hinauf pilgert, wird reich belohnt. Seinem Blicke öffnet sich ein entzückender Ausblick ins Thal der Saale, nach Neustadt, Neuhaus, Mühlbach, Sely, auf die Berge der Rhön, den Kreuzberg, Gierant, Käßberg, Himmelstankberg, die Hohe Rhön. Er erfreut sich bei dem Gange durch die Trümmer der Bueg an prächtigen Architekturkünden, welche zum Studium der Bau-

geschichte einladen; doch noch gewaltiger sind die Erinnerungen der Geschichte, sie abeln und erheben die Städte zu einer der bedeutendsten des Königreiches. Die Riesengiganten der ersten Karolinger steigen aus dem Nebel der Vorzeit herauf. Der Frankenkönig Pharamund soll die Burg im 5. Jahrhundert noch Theitus erbaut haben, und Koel Martell, der die Mauer in der Schlacht

von Tours vernichtete und Jeanreich dadurch vor der Herrschaft des Halbmonds errichtete, soll sie im 8. Jahrhundert erweitert haben. Pipin der Kleine hielt hier Hof. Von hier aus strahlte das Licht des Christentums in die heidnische Finsternis, und der große Apostel der Deutschen, der hl. Bonifazius, weihte hier die ersten Bischöfe Frankens und übertrug den Stuhl von Würzburg dem hl. Burkard, den Stuhl von Eichsfeld dem hl. Willibald 742.

König Ludwig I., unermüdet thätig, den Sinn für Geschichte im Volk zu erwecken, hat zum Gedächtnis des Ereignisses am 12. Juli 1841 im Hofe der Salzbürg in Gegenwart der Bischöfe von Fulda, Eichsfeld, Würzburg, den Grundstein zu einer Kapelle gelegt, welche 1848 vollendet und eingeweiht wurde. In den Räumen der Bueg weilte mit Vorliebe Karl der Große. Er hielt hier Hoflager im Jahre 790. Seine Reise von Worms nach der Salzbürg verdient in unseren Tagen besondere Bemerkung. Wir wissen, welche Sorgfalt der große Kaiser, seinem Jahrhundert vorausweisend, den Wasserstraßen zuwendete, wie er es war, wie durch sein Nachfolge die

Verbindung der Donau mit dem Rheine herbeiführen wollte. Unter ihm wurde der erste Spatenstich zu dem Werke gethan, welches erst nach 1100 Jahren durch Bayerns König Ludwig I. vollendet werden sollte, der Donau-Rain-Kanal. Und ein Enkel des großen Königs, Sr. Kgl. Hoheit Prinz Ludwig, hat vor wenigen Tagen in der Kammer der Reichsräte in Aufnahme der Gedanken der beiden großen Fürsten dem Lande die Wichtigkeit seiner natürlichen Verkehrswege bewiesen.

Der Kaiser kam zu Schiffe nach der Salzbürg; der Chronist Eginhard erzählt — „um die Zeit nicht müßig hinzubringen, fuhr er zu Schiffe von Worms den Rain hinauf nach dem Palsat, den er zu Sely in Deutschland an der Saale erbaut hatte“. Diese Reise bekundet die Vorliebe des Kaisers für den Weg zu Schiffe, und schon damals mag sein genialer Geist den zuvor genannten Nicompon erwoagen haben, drei Jahre später begann die Ausföhrung desselben.



Die Salzbürg bei Neustadt a. d. Saale. Nach R. Weiff

Hier auf dem fränkischen Berge empfing der Kaiser die Gesandten des Kaisers Rikihardus von Byzanz (803). Eginhard erzählt, „Karl sei bei ihrem Eintritte am hellen Fenster gestanden, frohsend wie die Sonne beim Aufgang, mit Gold und edlen Steinen geschmückt“. Hier nahm Karl die Unterwerfung Bittelinds entgegen.

Eine süße, minnige Sage verulüpft Karls Namen mit der

Entstehung Neustadts. Der Kaiser sei mit seiner Gemahlin am Festen der Wodens gestanden, der noch heutzutage als sein Gemach gezeigt wird. Da habe die Kaiserin, erfreut von dem Anblick des schönen, gelegneten Saalhofes gedußert, es wäre ein Wunsch ihres Herzens, daß am jenseitigen Ufer des Flusses angefsichts der Hofburg eine Stadt entstände und eine Kirche zur Ehre Gottes errichtet würde. Der Kaiser habe den Wunsch seiner Gattin erfüllt und eine Stadt in Gestalt eines Berges erbauen lassen.

Außer Koel dem Großen weilten hier die Kaiser Ludwig der Fromme, Ludwig der Deutsche; ferner Arnulf von Kärnten, Ludwig III. der Kind und Kaiser Otto I. der Große. Otto III. schenkte im Jahre 1000 die Burg dem Bischof Heinrich von Würzburg; die Bischöfe gaben sie Bögten zum Lehen. Mit dem 15. Jahrhundert beginnt der Verfall der Burg. Ende des vorigen Jahrhunderts erhielten sie die Grafen von Harthausen, von welchen die Familie v. Brenten und jetzt v. Guttenberg das Besitztum ererbt hat.

Der alte Welf.

Ein Gedrucktblatt zum 13. December.

Von Lorenz Werner

Als das Jahr 1000 der christlichen Zeitrechnung heranrückte, nach welchem gemäß der Anschauung damaliger Zeit die sichtbare Welt untergehen und das himmlische Zion errichtet werden sollte, da hatte sich der Gemüther der Menschen eine furchtbare Angst bemächtigt. Dieselbe wurde nicht gemindert durch das Eintreten außerordentlicher Naturereignisse, wie Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Verdüsterungen und Kometen. Überdies hatten die Menschen schon von gewöhnlichen Schrecknissen, den Folgen des Krieges wie Hunger und Pest zu leiden. Kein Wunder, wenn man an den allgemeinen Weltuntergang glaubte, und ein jeder der Netteer seiner Seele zu werden suchte. Die Armen legten sich Morter an, die Reichen machten fromme Stiftungen und gründeten Klöster.

So hielten es die damaligen Glieder der in schwäbischen und bayerischen Oberlande, auf Bobmann, in Remmingsen, Ravensburg und Kaufung sehrhäufigen reichbegüterten Welfenfamilie. Sie gründeten Kammern, dessen Mönche Altomünster besiedelten, Steingaden am See, wo sie nach ihrem Tode beigesetzt sein wollten, und Weingarten bei Ravensburg, nördlich vom Bodensee. Ähnlich wie die Familie der Schyren mit ihrer Burg in der Nähe der Elm verfahren, welche sie den Mönchen einräumten und zum Kloster umfassen, während sie selbst sich die Burg Wätelinspach an der Paar erbaute, so machten es die Welfen mit ihrer Stammburg Altdorf. Sie überließen dieselbe, welche namentlich den Namen Weingarten annahm, den Benediktinern und kauften fernerhin in hohen Ravensburg. In diesem Ravensburg nun ward im Jahre 1116 als der Sohn Herzog Heinrichs des Schwarzen von Bayern und der Waltsilbe, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, jener Welf geboren, der, obwohl nicht selbst regierend, aber für die Interessen seines Geschlechtes stets thatkräftig eintrat, in der Geschichte des Welfenhauses eine hervorragende Rolle spielt und gemeinlich den Namen „der alte Welf“ führt. Diese Bezeichnung wurde ihm mit Rücksicht darauf, daß er seinen Bruder, den Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern, lange überlebt hat und für dessen jugendlichen Sohn, den späteren Rönen, auf dem politischen Schauplatz erschien. Im Jahre 1126 verlor Welf, mit Einberechnung der älteren im Jahre 1056 angefallenen Linie der Sechste dieses Namens, seinen Vater, der sich der Sitte damaliger Zeit gemäß kurz vor seinem Tode in seinem Schloß zu Ravensburg als Mönch einschleiden ließ; im gleichen Jahre war auch sein ältester Bruder Konrad gestorben, der, in der Entfugung noch weiter gehend, schon in jugendlichen Jahren Ehren und Wärdien floh und in Clairvaux Mönch wurde, als welcher er in einem Kloster Interdialens, zu Bari, früh das Heilische legnete. Ein Jahr darauf wurde im großen Gegensatz zu solcher Weltverachtung auf der durch Lieb und Sage gefeierten Burg Gungentzer bei Augsburg jene prunkvolle Hochzeit gefeiert, welche dem Bräutigam in der Folge den Beinamen Superbus, der Stolz, eintrachte. Derselbe, Welfs ältester Bruder Heinrich, führte eine Kaisertochter Gertrud, die des Supplingerers Lothar II. heim. Mit dieser und bereits mit der Ehe Waltsilben kamen die Gebietsteile des Herzogtums Sachsen und dessen herzogliche Würde an das Welfenhaus, das schon

1070 über das Herzogtum Bayern herrschte. Welf VI. selbst verheiratete sich zwar mit seiner Tochter eines mächtigen Dynastengeschlechtes, doch brachte diese, Ota von Kälwo als die Erbin des reichen Pfalzgrafen Gottfried von Kälwo, am Schwarzwald, ihm eine Wittigst zu, durch welche sein ohnehin vorhandener Reichthum beträchtlich vergrößert wurde. Die Ehe war keine glückliche, und zwar lag die Schuld nicht auf Seite der Gattin. Welf huldigte der Frauenhübschheit, und so lebte die Gattin, nachdem sie ihm einen Sohn geboren, die ganze Zeit ihres Lebens von ihm getrennt. Neben dem lockern Lebensgenuss war Fehdelust das Hauptvergnügen Welfs, und sein ganzes Mannesalter fielen blutige Kämpfe aus. Bald bot sich schon dem Jüngling hierzu eine Gelegenheit. Als sein Bruder Heinrich 1138 eines frühzeitigen Todes gestorben war, und dessen Witwe, sich bald tröstend, sich mit dem Vohenberger Leopold von der Ostmark verheiratete, brachte sie diesem das Herzogtum Bayern zu, auf das ihr 13-jähriger Sohn Heinrich verjüngt sollte. Da war es der fehdelustige Oheim, der sofort bereit war, für den Winderjährigen das Schwert zu ziehen. Er führte es mit einem leidenschaftlichen Heldenmuth, der an den grimmen Hagen erinnert, allerdings auch nicht ohne dessen Neigung zu Häsken. Auch wußte er selten die Rechte anderer billig zu beurtheilen und den kaiserlichen Machtbefugnissen achtungsloses Verhältniß entgegenzubringen.

Es ist ein großartiges Geschichts-drama, der vielgenannte Kampf der Welfen mit den Hohenstaunen. Kaum glätteten sich einmal die Wogen des Bürgerkriegs, so schlugen sie alsbald mit vermehrter Gewalt empor. Erhabene Ideen neben rücksichtslosen Leidenschaften treten zu Tage. Häufig wurden die Schranken des Rechts und der Nothwehr durchbrochen. Auch die Hohenstaunen, die einen weischaudenden Blick besaßen, haben sich von Fehlern nicht freigehalten. Wenn Kaiser Konrad III. bei seinem Regierungsantritt von Heinrich dem Stolzen verlangte, eines seiner Herzogtümer herauszugeben, und — als der Welfe sich dessen weigerte — ihn beider Länder für verlostigt erklärte, so verzog er, daß unter der vorangehenden Regierung sein eigenes Haus eine ganz ähnliche Haltung angenommen hatte. Die Hohenstaunen hatten nämlich damals neben dem Herzogtum Schwaben auch das von Franken inne und setzten dem Reichsgerichte, daß zwei Herzogtümer nicht in einer Hand vereinigt sein dürfen, den beharrlichsten Widerstand entgegen. Damit begann im Grunde der große Streit zwischen den beiden Geschlechtern. Allerdings mußten die Hohenstaunen später ihre Interessen mit denen des Reiches zu verknüpfen, während die Welfen lebighig Hauspolitik trieben und das Gefühl der Nützlichkeit nie auf die Dauer vermindern konnten.

Die Welfen betrachteten jede Pflicht an den Gegner, zu welcher die Umstände einmal zwangen, als eine Art Schimpf, und grimmig und grausam wurde jedesmal das Werk der Rache vollzogen. Wie in die Gebiete der Hohenstaunen, so fielen sie in jene Gebiete ein, die ihnen einmal selbst zu eigen geworden. Nicht weniger als drei große Einfälle — von einzelnen zahlreichen Plünderungszügen abgesehen — unternahm der alte

Welf in das Gebiet, in welchem sein Bruder Heinrich als Herzog gewaltet hatte, und sein Knecht Heinrich nunmehr walteten sollte. Der erste Einfall geschah im Jahre 1140, nachdem Kaiser Konrad der Dritte den Stiefsohn des letzteren, den Bahenberge Leopold mit dem Herzogtum Bayern befehligt hatte. Welf vernahmte einen Teil des bayerischen Gebietes, während freilich auch Leopold es nicht daran fehlen ließ. Er verheerte Teile des eigenen Landes, soweit deren Herren, z. B. die Grafen von Salze, es mit den angestammten Welfen hielten. „So litt jene Provinz unter der geübten Kriegsmut“, sagt der König von Weingarten, der Geschichtschreiber der Welfen. Auch Pilsgrat Otto IV. von Wittelsbach ergriff gegen Leopold die Waffen, allerdings nicht gerade den Welfen zuliebe. Kaiser Konrad hatte ihm auf Bitte seines Halbbruders, des Bischofs Otto von Freising, genannt der Große, die Schirmvogtei über dessen Bistum geschenkt. Dies führte eine Spannung zwischen Wittelsbach und dem Bischof herbei, welche den Grund zu den unglücklichen Auerungen des Geschichtschreibers über die Pilsgraten bilden dürfte. Nach mehrfachen Beehrungen that der Tod Leopolds der Erste einigen Einhalt; allein er beachte keinen Rücksicht, im Gegenteil, er wurde durch mehrere Jahre mit größter Erbitterung weitergeführt. Erst als Kaiser Konrad dem Bahenberge Heinrich Salzmirgolt, Leopolds Bruder und Nachfolger, zu Hülfe eilte, endete der unselige Kampf, und zwar durch eine Versöhnung, die i. J. 1147 der Abt Beinhard von Clairvaux herbeiführte. Dieser hatte schon einmal an den hohenstaufischen Brüdern Konrad und Friedrich einen Feind und den Kaiser Lothar anberaumt ein ähnliches Friedenswort vollzogen. Ein Jahr nach jener Versöhnung nahm der alte Welf sogar an einem Kreuzzuge teil, den Konrad III. in Verbindung mit dem König von Frankreich unternahm. Auf diesem Zuge, der übrigens den gewünschten Erfolg nicht hatte, erkrankte Welf in Jerusalem, und auch der Kaiser lag an einer Verwundung danieder. Dieser kostete seinem Waffengebrüder, wie er Welf nannte, alle mögliche Hilfe und teilte ihm von allem mit, was der griechische Kaiser (Manuel) ihm dargeboten hatte. „Nachdem Welf über das Meer gefahren“, berichtet der König weiter, „kam er als Wiedergeliebter nach Sizilien, doet empfing ihn Roger unter dem größten Jubel seines Hauses, und nachdem er ihn mit den reichsten Geschenken zur Wiederabreise gegen Konrad bestimmt hatte, entließ er ihn mit Ehre.“

Nun ging der Waffenzug aufs neue, zum dritten Male, los. Anfang Februar, also zur Strenge der Winterzeit, fiel Welf in hohenstaufisches Gebiet ein, wurde aber diesmal weidlich geschlagen. Er war froh, als Herzog Friedrich von Schwaben, sein Schwager- und Kaiser Konrads Brudersohn, den Frieden vermitteln. Nachdem dieser selbst Kaiser geworden, als welcher er den untergänglichen Ehrennamen Barbarossa führt, gab er in seiner Besinnung dem Welfen die Mark Toscana, das Herzogtum Spoleto und das Fürstentum Sarbinien als Erbgut von Seite Mathildens von Tuscien zurück, die mit Welf II. vermählt gewesen war. Auch der Löwe erhielt zu Sachsen, in dessen Besitz er bereits wieder war, das Herzogtum Bayern¹⁾ zurück und erob bald darauf (1158)

die Villa Muniha zur Stadt. Der alte Welf aber freute sich seiner italienischen Besitzungen, führte mit Beileide deren Titel und erscheint mehrmals in denselben, um seine Heeresrechte zu üben; auch leitete er einmal Barbarossa Heeresfolge auf einem Römzuge 1160.

Von seiner unbeherrschbaren Abenteuerlust und Willenskraft zeugt es übrigens, daß der streitbare Welf, trotz seiner früheren Erkrankung in Palästina eine wiederholte Fahrt gen Jerusalem unternimmt. Im Jahre 1167 feierte Welf das Osterfest am Grabe des Herrn. Aber auch diesmal sollte seine Heimfahrt nicht ohne ein Mißgeschick geschehen. Nachdem er in Italien gelandet, trifft er seinen Sohn der mit dem Hohenstaufen vor Rom gezogen war, um den Gegenpapst darauf zu vertreiben. Dieser, sein einziger Nachkomme, erlag jener suchbaren Krankheit, welche auch Ansficht der sichtlich gekümmerten Chroniken jener Tage als Strafgericht Gottes für die Minderung der Kirchen und des Volkes in der ewigen Stadt über das kaiserliche Heer herabgebrochen war. Der größte Teil des Heeres ging hierbei zugrunde. Scharflich wüthete die Gurre der Pest. In weniger als einer Stunde war der kräftigste Mann eine Leiche. Keiner fielen leblos vom Pferde; ja, diejenigen, welche die Peste befallenen, sanken am offenen Grabe an und wurden von denselben selbst aufgenommen. Unter den Toten befanden sich außer dem jungen Welf die Bischöfe von Speyer und Regensburg, sowie ein Knecht des Kaisers. Den Leichen der Edlen wurde durch Kochen des Fleisches von den Bedienen genommen und die letztere wurden in das Heimatland übergeführt. Der siebente Welf fand seine Ruhestätte in der Familiengruft zu Steingaden.

Seit dieser Zeit tritt ein Umsturz im Leben des Alten ein. Er verliert alle Lust an Kampf und Streit; seht ihm doch, da sein einziger Sohn gefahren, ein Ziel, für das er sich schlagen konnte. Da ludte er sich nun durch die Genüsse des Lebens zu entschädigen. Mit der offenen Hand des Verschwenders theilte er von seinem Reichthum jedem mit, der sich ihm nur zu nahe wußte. Abenteuerler beiderlei Geschlechts, Sängler und Spielteute erschienen an seinem Hof zu Memmingen und auf Gunzenlee. Am letzteren Orte feierte er die Pfingsttage des Jahres 1175 mit außerordentlicher Pracht, wozu er die Großen aus Bayern und aus Schwaben geladen hatte; außerdem bewirthete er die von allen Seiten zusammengeströmte Menge. Den Rittern, die bei ihm vesperechen, vertheilte er pedigliche Waffen und kostbare Kleider. Sogar Wälder von der Vogelweide verschmähte es nicht, bei ihm zu erscheinen und sein Lob zu singen. Allerdings vergaß Welf bei Verteilung seiner Schätze auch die Armen nicht und insbesondere wandte er sich bei Ausübung seiner Wohlthätigkeit den Klöstern zu, die ihrerseits auch ihn nicht vergaßen und ihren Dank in nachdrücklichen Lobsprächen entrichteten. So mosen ihn die Ottobauer Annalen den Freigebigsten der Sterblichen.

Daß solche Ausgaben auch bei großem Reichthum süßbitter werden, ist natürlich. Welfs Schätze schmolzen zusammen; es trat Ebbe und schließlich Mangel ein. Er wandte sich daher

¹⁾ Salzmirgolt erhielt als Entschädigung die zu einem Herzogtum erhobene Cönnst, d. i. das Land von der Enns bis zur Elbe, das nachmalige Österreich. Hohenstaufisches Heer hatte ergriffen sich jener Bergung im Gebirgen Raab, an welchen die Enge die Einziehung des österreichischen Wappens half. Leopold von Österreich, der sich bei der Be-

lagerung von Wien rühmlich hervorthat, ließ nach beendigtem Kampfe den dritten Theil von seinem blutgetränkten Harnrock; die weisgerührende Spur trat wie ein Durcheinan in roten Felle hervor, und seinen Hüft Österreich denselben im Wappen. Tod war der 700 Jahre, am 12. Juni 1191, in Giezenberg erstarb.

nach Braunschweig und hat seinen Neffen Heinrich den Löwen, für den er so viel geleistet hatte, gegen Verpfändung seiner Allodien um ein Vorleben. Allein dieser, dem nach dem Tode des alten Mannes dieselben ohnehin zufließen mußten, hatte sich geringe Ehr und reichte nur spärliche Gaben. Da sollte sich im alten Bels noch eine weitere Änderung vollziehen: er ruft den Vertreter des hohenstaufischen Geschlechts, das er einst so sehr gehaßt, um Hilfe an und legt für den Fall des Gewährens dieser den Kaiser Barbarossa zum Erben seiner deutschen und italienischen Hausgüter ein. Der Kaiser nimmt seinen Anstand, zu gewähren, und so entgehen dem großen Löwen in Braunschweig seine süddeutschen Stammlande.

Von dem erborgten Geld besitzt der Alte weiter die großen Ausgaben, welche seine Verschwendungssucht erheischte. Erst als ihm „durch Gottes Vorherbestimmung eine Prüfung zu seinem Heile auferlegt war“, indem er erblindete, da ging er in sich und verwandte seine Mittel lediglich zur Übung frommer Tugenden. Auch ließ er seine Gemahlin, die „hochgebte und ganz unbescholtene Frau Cate“, zu sich kommen und söhnte sich mit ihr aus. Vold darauf versiel er in Memmingen, wo er sich geru aufhielt, in eine schwere Krankheit, von der ihn im 76. Jahre seines Lebens der Tod erlöste.

Das war am 15. Dezember des Säcularjahres 1191. Und gleich als ob das Schicksal selbst an dem Linschmmege hätte teilnehmen wollen, der sich im alten Bels vollzogen hatte, so ereignete sich noch vor der Bestattung des Toten ein Vorgang, der verdient, nicht vergessen zu werden. Bels hatte vor seinem Verschiden seinen Ministerialen das Versprechen obgenommen, ihn nirgend anders als in dem von ihm gegründeten Steingobden zu begraben. Als nun der Leichenzug sich dorthin bewegte, begehrte er ungehörig auf der Hälfte des Weges einem andern Zuge, der von den klänslichen Bergen im Süden herzu-

komte. Es war Kaiser Heinrich VII., der Sohn des kurz vorher im fernem Orient verstorbenen Barbarossa, der eben von Italien nach Deutschland zog. Belsch ein Gegenzug: hier der lebensfrische, mutig aufstrebende Hofenstaule, nahe der Höhe seines irdischen Glüds; dort der tote Bels, der frühere grimmige Gegner des Hohenstaufengeschlechts, der schon vor seinem Ende die schönsten Hoffnungen des Lebens begraben hatte! Bei Krousbuett in Schwanen war es, wo das denkwürdige Zusammentreffen stattfand.

Der Hohenstaule, der seinen Groll mehr gegen den Belschen kannte, empfand eine tiefe Rührung. Und wie es die den Zug begleitenden Mönche und Ritter als eine Zügnng des Himmels und eine Ehre, welche Gott selbst dem Toten erwies, betrachteten, indem derselbe von dem Kaiser angetroffen wurde, so erblickte dieser hierin eine Pflicht, demselben die letzte Ehre zu erwiesen. Der ehrwürdige Leich der Steingobener Fortsetzung (des Mönchs von Weingorten) möge in deutscher Uebersetzung zum Schluß hier eine Stelle finden.

„Von Nennungen wurde er von seinen Ministerialen, welche er noch lebend auf ihr Wort dazu verpflichtet hatte, nach Steingoben gebracht. Bei dieser Uebersetzung begehrte ihm bei Buescon Kaiser Heinrich auf dem Rückwege aus Italien, eine Ehr, welche nach unserm Dajährhalten die Gottheit selbst dem würdigen Fürsten antzuteilwerden ließ; der Reichum wurde dahin gebracht, und der Kaiser nahm in würdiger Weise an den Gezeugen teil. Als aber der Kaiser weiterzog, wurde der ehrwürdige Reichum unter jählicher Begleitung von Äbten, Präpsten, Klerikern, Adelsigen und Rittersn, sowohl von seinem eigenen Hause als auch aus der Nachbarschaft, an den bestimmten Plog gebracht, wozulst er von dem Bischof Udalshalk von Augsburg, seinem vertrautenen Freunde, neben seinem Gehae beerdigt wurde und ruht.“

Die Meldungsstöße vom Kreuzberg¹⁾.

Cherbstliche Sage von J. Wüller.



Bei dem Vater auf der Höhe
Wor ein Pilger eingelehrt,
Hatte do von Schmerz und Wehe
Weidend all sein Herz entfert.

Und bei seinem frommen Scheiden
Woh mit ihm der Vater dort,
Woll den Pilger noch begleiten
Ja des stillen Hauses Pfort'.

Und in trauer Nachstehede,
Rausen sie bis an die Thür,
Die von innen, still und spöde,
Heiligschlossen für und für.

Dort am Wäldlein silberhell,
Das von auß' die Fremden ziehn,
Stehn sie jetzt mit warmer Seele
Und die hellen Augen glühn.

Da rüht's mit dem Blodenzuge
Dreimal tröst die Wäde an,
Und die Thür springt auf im Fluge
Aber — niemand hat's gethan.

Während sinnt der Pilger drüber,
Sundern schaut der Vater drein,
Und die Augen gehn ihm über,
Und der Pilger jehet öftrin.

Und nach dreien trüb'n Tagen
Liegt der Vater tot im Haus,
Und die Leichenträger tragen
Ihn zum Friedhof betend 'raus.

Kleine Mitteilungen.

Kirchen- und Gottesdienstordnungen bei St. Lorenz zu Nürnberg. Ich habe eine alte Handschrift vor mir liegen. Sie ist vor 400 Jahren verfaßt und enthält einige Vorschriften für den Kirchner bei St. Lorenzen zu Nürnberg und für seine Knechte, ins-

¹⁾ Kreuzberg, eine Wallfahrtsstätte bei der Stadt Schwandorf.

besondere ober enthält sie viele schöne Ordnungen, wie die Kirche, ihre Älteste und Kapellen an den verschiedenen Fest- und Feiertagen des Kirchenjahres geziert, wie der Gottesdienst gehalten, welcher Ernst dazu genommen, und wie gelauert werden soll. Einige kurze Anfügige dazuwollen wir hier mitteilen:

„Zu dem Erben soll ein Kirchner haben den halben Theil von dem Weidernmachen in der Kirche, auf dem Kirchhof und in den Klüften, als das bei der Ordnung ausweist. Den Zeug zum Erben soll er selbst schaffen und bessern. Von jeder Hundstout soll er haben vier Pfennig, von dem großen Totengelint 24 Pfg., wovon er den Knachten 4 oder 5 Pfennig gibt, und von dem kleinen Totengelint 18 Pfennig. Von dem Begräbniß (Wotterdienst) am dem Begräbnißtag, von dem Siebenten, Dreißigsten, von den Jahrtagen und dem Kaufläden der Leide soll er haben den altherkömmlichen Lohn und von dem Weidernmachen über die Gräber von jedem Erbe jährlich 32 Pfennig, wovon 4 Pfennig dem Kirchenrecht gehören. Von dem Aushub der Wänter, Klüfte und Tosen (Hägelaltäre) und dem Sepp der Wänter soll er haben den altherkömmlichen Lohn und bei den Hochzeiten die Hälfte des Weines. Die andere Hälfte gehört den Knachten. — Der Schaffer (zweite Forrer) gibt ihm etliche Gerichten, wie von Alters herkömmlich; auch soll der Kirchner und sein Knacht etliche Tage im Jahre im Pfortsch essen, wie auch von Alters herkömmlich. Aber die Maßzeiten, Vortagen und Prüfenen (Reichnisse an Speisen und Geld), die er vorher von dem Kirchenmeister (Kirchenpfleger) an etlichen Festtagen erhalten hat, sollen absein und aufhören. Für dies Alles aber soll ihm der Kirchenmeister aus dem Einkommen des Gotteshauses zu jeder Caustener 22 Pfund, je 30 Pfennig für 1 Pfund geben. Von dem Allen gibt der Kirchner dem Großrecht alle Caustener 60 Pfennige. Auch soll er den Kirchenrecht bei sich in der Kof haben.“

„Der Kirchenrecht soll alle Nacht in der Kirche liegen, die altherkömmliche Ordnung halten und den Lohn haben von dem Sepp der Wänter und Wänter in der Kirche. Von dem Kaufläden der gestifteten Kirchenstompen und dem Weidernmachen über die Gräber gebührt ihm nach altem Verkommen der halbe Lohn. Dage soll ihm der Kirchenmeister für etliche Maßzeiten, Schindungen (Schüttungen) und Prüfenen alle Caustener 6 Pfund Pfennige reichen. Auch soll er haben die Prägung von den Bürgern und gestifteten Jahrtagen, wie in dem Jahrtagsbuch des Sogers (der Sakristen) bestimmt ist.“

„Der Großrecht soll seine eigene Kof haben und in dem Thümlen wohnen, das ihm der Zinsmeister von Roths wegen um einen Zins löst. Er soll auch alle Nacht in der Kirche liegen und dem andern Knacht klären helfen, es sey Tag oder Nacht, und ihm helfen die Lampen anzuzünden. Dafür hat er den Lohn von den gestifteten Lampen mit dem Kirchenrecht zu theilen. Er soll alle Gräber, groß und klein, in der Kirche, auf dem Kirchhof und in den Klüften versorgen und groben nach alter Nothdurft und so tief, als ihm befohlen wird. Und ob ihm das allein zu viel wäre, mag er sich einen Weislichen dazu bestellen auf eigene Kosten, dafür soll er haben das halbe Grabsrecht, den Zeug aber muß er selbst schaffen und bessern. Er soll auch alle Wänter und Wänter zu den Weislichen in die Dänter und von dannen wieder in die Kirche tragen und woszu den Lohn allein haben. Der Kirchner gibt ihm alle Caustener 60 Pfennige; darum soll er ein Aufsehen auf denselben haben und ihm geborsam seyn; der Kirchenmeister aber soll ihm für etliche Maßzeiten, Schindungen und Prüfenen alle Caustener 8 Pfund geben. In dem Sogere soll der Großrecht nichts zu schaffen haben, es sey denn, daß er von dem Kirchenmeister oder Kirchner zu Weisliche eineingesetzt würde. Der Kirchner soll Kirchenhunde halten, und dafür soll ihm der Kirchenmeister aus Grund und Wänter denselben Kirchenhunden zugut jährlich auf St. Lorenzestag 2 Sämer Korn geben.“

Nach dieser Instruction folgt noch eine andere, wie nämlich der Kirchner an den Feiern und Festtagen des Jahres die Kirche und Klüfte jieren, und wie es mit dem Käuten und Gottesdienst bei St. Lorenz geboten werden soll. Nach diesen Ordnungen haben wir hier einige aus:

„Am U. S. Frauen Lichtmess (Abend (Vorabend) bereitet man alle Klüfte mit den gemeinen (gewöhnlichen) Luchten, stellt aber die silbernen Tafeln (Silber) nicht auf die Klüfte. Man läßt das Abend Scherz (Ankommen) mit allen Wänter. Die Thümler klären die Sturmgläden. Auch stehen alle Prüfabner des Abends zu Ehor, und der Forrer soll auch zu Ehor stehen. Er trägt weiße Mäntel und geht mit dem Handschuh zu der Beiser um; und man nimmt das beste Rauchsch, bedeckt alle Fulle mit Zepfiden und that den Festschiff auf den Altar. Auch that man die großen weißen Zähnen und die kleinen gelben Zähne hervor.“

„Am St. Kunigunden-Abend setzt man die Kapelle und hebt an Kirchmess zu klären. Man singt und liest in Weiß (weissen Ornat). Man that auch St. Kunigunden Bild auf den Altar setzt ihr einen Schleiter und auf den Schleiter eine Krone aus. Dann gibt man ihr eine Kirche mit 2 Thüren aus die Hand, und that den Altar auf und bereitet ihn ganz lustig (schön). Auch setzt man zwei Engel neben das Bild in der Kapelle. St. Katharinen-Altar that man auch auf und belegt ihn mit dem schönen Tuch. Dann geht man unter der Beiser vor den Altar und singt das Magnificat und nimmt den weißen gelben Mantel dazu. Auch nimmt man das schlecht (gewöhnlich) silberne Rauchsch und setzt 6 oder 7 Stück Heiligthum (Reliquien) heraus zu St. Kunigunden Kapelle.“

Am Mariä Verkündigung that man St. Lorenzen und U. S. Frauen Altar ganz auf und hängt unten schöne Tücher vor; an allen Klüften werden die Stäge aufgemacht; oben liest man sie bedekt, unten hängt man schöne Tücher. Und die Prüfabner sind alle in der Beiser mit ihren Choranteln, und der Schulmeister singt die Metten mit den Knachten, und die Prüfabner gehen alle um mit dem Weidernmachen. Im Ehor steht man die weißen Zähnen und die gewöhnlichen gelben Zähne auf; und der Wehner und sein Knacht essen im Hof (Pfortsch).“

„Am Pringtag (Donnerstag) vor dem Palmtag macht man die Schranken auf dem Kirchhof bei des Holzschuhers Haus zu dem Esel (Holmesel), und that den Esel herab und löst allen seinen Zeug und sieht, ob ihm etwas gebracht. Dann fährt man ihn 2 ober 3 Tag vor dem Palmtag in des Hallers Haus bis zum Palmtag; an diesem aber führt man ihn gejert in die Kirche und vor St. Johannisaltar; also setzt man 2 Schützen und 4 große Zinnleuchter und 4 große Kerzen darauf, auch 2 Jähnelein mit weißen Kreuzen, und sodann singt man die Tagmesse. Am dem Palmabend klärt man mit der Sturmglade zu der Beiser und schickt auch damit zusammen, begleichen zu der Metten, und der Forrer steht an dem Palmabend zu der Beiser allein mit seinen Weislichen im Hof (Pfortsch) zu Ehor. Des Morgens an dem Palmtag soll man bei Zeiten eine Kofe anmachen zu dem Rauch und das kleine Fellelein mit dem Weidernmachen und einen Nebel nehmen und dieselben tragen auf den Predigtstuhl. Auch soll man nicht vergeffen, daß man an dem Palmabend um 10 oder 15 bl. Palmen löse. Am dem Palmabend setzt man die großen Palmen, die in dem Chörlein sind, auf St. Lorenzen Altar, und man trägt keinen Rauch hinaus an dem Palmtag, wenn der Forrer auf den Kirchhof geht, und man gibt den Herrn die Palmen vor St. Lorenzen Altar in die Hand.“

„Am dem Gründonnerstag zu Nacht zu der Complet und zu dem Memoria, und am dem Gooderitag zu der Metten, Messe und Complet und am Chreabend zu der Complet tafelt (Hoppert) man allem nach dem Kirchhof. Am dem Donnerstag zu Nacht soll man das Grob aufmachen in der Kirche auf der Kreffin Stein (Weidengstein) und einen Stein der Barmherzigkeit dareinlegen, auch 4 rotte Schrägen aus das Grob sepp und 4 neue Zinnleuchter mit Kerzen und 1 silberne Engel auf das Grob stellen. Item an dem Donnerstag soll der Kirchner von dem Gewölbe das Seil herablassen, an dem man das Kreuz auf- und abläßt. Am dem Ehor-



Illustrirte Wochenschrift
für Bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von H. Oldenbourg in München.

A. 17.

Erhöhet sich durch jeden Sonntag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für halbes Jahr bezogen werden. — Bei einem strengen Bezuge kann bei Willen der Verlagsanstalt auch ein Vierteljahr bestellt werden.

3. Jahrgang 1892.

Nach schwerem Leid.

Erzählung von Dr. Alphonse Steinberger.

„Hier gilt nun gar überaus ungewöhnlich ein schön meter breites, das die Pflanze in jener plühen.“

(Avent. Chron. VII, 76)

„Gehre, wenn Ehre gebührt“, sprach der alte Kammerlader zu seinem Sohne Jörg, „aber seitdem der Kaiser die Zeitung überkommen hat, sieht man unsern Dam ardentlich wachsen!“

„Besonders mit dem Turme auf der nördlichen Seite geht es rasch vorwärts“, bemerkte der Sohn, ein schöner, hochgewachsener Mann Anfang der dreißiger Jahre, „das dritte Stochwerk ist fast vollendet.“

„Und, was die Hauptsache ist“, jubte der Vater mit steigendem Interesse an dem Weiprache fort, nachdem er, sich beglücklich in seine Bekleidung setzend, einen Teufel rheinischen Gewächses zu sich genommen hatte, „auch im Innern geht es rasch vorwärts; wenn man das prächtige Sakramentshäuschen — eigentlich ist's freilich ein Haus — betrachtet, wie es sich mit seinen Türmchen und Säulen und seinem Laubwerk so lustig emporreckt, möchte man schier selber mit zum Himmel emparsteigen — für einen alten Mann, wie ich bin, ein sehr naheliegender Wunsch!“

„Den auch jüngere gern teilen“, erwiderte Jörg lächelnd.

„Jüngere?“ versetzte der alte Kammerlader, „das mag ich nicht recht glauben! Wenn die jüngeren vom Himmel sprechen, da denken sie sich auch immer ein gutes Stück irdischen Glückes dabei; kann's ihnen nicht verargen, habe es in meiner Jugend gerade so gemacht.“

Red. Beiblatt. Nr. 17.

Jörg gab keine Antwort darauf, er sah durch die runden, mit Blei umfahnen Fensterleiden in den Garten hinaus, welcher das stattliche Haus seines Vaters auf der Längsseite gegen die Straße zu abschloß.

Die Apfel- und Aprikosenblume hatten schon ihre weißen, ratzweißen Blüten entfaltet, und fleißige, summende Bienen luden sich bereit bei ihnen zu Gaste.

Der Vater hatte ja wohl recht! Vor zehn Jahren, da der Sohn noch auf der Wanderschaft war, hatte er auch ja ein Stück irdischen Glückes zwar nicht kosten, aber ahnen lernen und in zwei blauen Augen, wenn ihre Blicke auch nur sekundenlang die seinen trafen, viel von Glück und Himmel geschaut!

Und während der junge Mann damals so träumte und hoffte, da war jenes Mädchen mit ihrem Vater, einem ehrbaren, aber wenig vermögenden Bürger, aus dem freundlichen Alm auf einmal hinweggezogen, und Jörg mußte nun verwunden und verzweifeln lernen; aber es kam ihm schwer an, besonders des Abends, wenn er von der Arbeit des Tages befreit war, und nun der Lauf seiner Gedanken freie Bahn erhielt.

Eines Morgens aber, es war an einem Sonntage, bekam der fleißige Wandergeselle von seinem Vater aus der alten Donaustadt durch Vermittlung eines Schiffers einen Brief, in dem stand, daß sich sein Freund, der weitberühmte Dombaumeister Krieger, mit einem schönen, braven Mädchen aus der schwäbischen Reichsstadt verheiratet habe. „Du kennst vielleicht die junge Frau Weisnerin bereits von Alm her“, hieß es am Ende des langen Briefes, „dann brauchst sie Dir unser guter

22

brecherin, alle Kälten und Trüben wurden durchwühlt, und, ob ich in stummer Klage hier am Boden liege oder stehend am Auskunft, um Erbarmen bitte — man bleibt stumm wie das Grab und schaut auf mich wie eine Beerdigte!“

„Seid geßt, Frau Anna“, erwiderte Jörg, der beim Anblicke all' dieses Jammers selber nur mit Mühe nach Fassung rang, „es wird schon recht werden!“

„Was wird recht werden, Meister, o sprecht, ich beschwöre Euch auf den Knieen! Ein schreckliches Geheimniß, scheint es, wird mir verborgen. . . Ihr wißt davon, ja, — leugnet es nicht, Eure bestürzte Nieme verrät Euch!“

Im selben Augenblicke vernahm man draußen auf der Thür eine Art Wortwechsel, der rasch heftiger wurde und dabei der Thür der Wohnstube immer näher kam. Atemlos lauschte Anna Korrig auf den Ton der verschiedenen Stim-

men, da leuchtete auf einmal hohe Freude aus den trüb-gemeinten, sonst so hell blickenden Augen der armen Frau, sie hatte die Stimme Wollgangs, ihres Mannes, vernommen. O, jetzt wird alles gut! rief es jubelnd in der Brust des liebenden Weibes, ein Wort nur von ihm, und diese Schreden-szene hier wird wie ein häßliches Traumbild verschwinden!

Ob sie aber noch im Stande war, dem Sturme dieser inneren Empfindungen nach außen hin einen Ausdruck zu geben, öffnete sich die Thür, und der Dombaumeister erschien auf der Schwelle derselben. Sein Blick war gebrochen, die Kniee zitterten ihm heftig, und Totenblässe bedeckte das Antlitz.

„Bei allen Heiligen“, schrie bei diesem Anblicke Anna auf, „rede, Woll, nicht wahr, . . . es ist ein Verstum, was da geschieht?“

(Schluß folgt.)

Die Jügger.

Von Professor Dr. Dieppold. (Fortsetzung.)

Jügger der Präbende bei St. Korrig, über welche die Jügger das von Leo X. (1513) für 1000 Dukaten erkaufte Vergebungrecht dem Kapitel zum Trug behaupteten, außer den Begräbniskapellen bei St. Anna und Ulrich (1578) stifteten sie noch, in weniger denn 20 Jahren (1596), die Michaeliskapelle, die St. Andreaskapelle und St. Marienkirche in der Jüggerei, die Kapelle des heil. Benedict und Franziskus bei St. Ulrich und die des heil. Bartholomäus am selben Orte. In der väter Glauben unterwies, hingeweiht ist an der katholischen Kirche und blieben unerschütterlich, als sich die christliche Gemeinde in zwei feindliche schied, mitten im Schoße einer Stadt, wo die neue Lehre höchlich gekilligt, belohnt, mit Mund und Hand verfochten ward. Als daher Kaiser Karl der Storb, wie dem ganzen Schmalzfelder Bunde heilig zürnte und besonders über den verwegenen wackern Schärtlin, wirkte Graf Anton, Georgens Sohn, der des Staderegiments Veränderung am eifrigsten betrieb (1538), der Stadt Verjöhnung mit ihm aus, dessen Feindschaft jedem so fürchterlich ward. Anton liebte seiner väter Biere, der Kaiser ihn, also daß man den Grafen an die Spitze der Rathsherren stellte, welche mit dem moonhaftesten Dr. Claudius Peutingen dem hochfahrenden in Chingers Hause zu Ulm feierlichen Zusfall thaten (29. Januar 1548). Augsburg ward um 150 000 Gulden und 12 Etüd Weisküh gestiftet; da erwiderte Graf Anton knickfällig mit aufgeschobenen Händen, nicht ohne Thränen, den Kaiser, daß er 50 000 Gulden an der Strafe erließ, welches zum ewigen Gedächtniß ins Rathsbuch eingetragen wurde. Nach der Hand sollte ein neuer Orden die Bunden wieder heilen, die man der latholischen Partei geschlossen, es waren die Jesuiten. Diese kamen durch die Jügger nach Augsburg (1580). Christophhe Orden, zumal Philipp Euerb, gaben ihnen ein ansehnlich Kapital, was jener zu milden Stiftungen ausgeworfen. Dessen Häuser in der Kolleggasse wurden ihnen zu Kollegium, Kirche und Schule eingeräumt (1581), dazu zwei Zünner an der Stadtmauer, auch sonst viel väter geschenkt. Gleicherweise wurden die minderen Brüder des heil. Franziskus von Johann, Georg Hieronymus und Woz Jügger begünstigt (1588). Bisher hatten diese Religionen nur einen Dombos in Augsburg gehabt (1609). Da kauften — im

Jahre 1609 — jene drei Herren die Rheinischen Häuser auf dem Gänsebühl, brachten sie aus der Stadtsteuer, rissen sie nieder und bauten Kirche und Kloster von Grund aus. Den Kapuzinern schenkte die Brüder Woz und Christoph ihr Haus in der Schönauengasse, und deren Vetter Georg, Anton und Albrecht richteten Kirche und Kloster auf. Die Carpus Christi-Brüderschaft wurde von Woz erneut und noch im allverheerenden (1631) Dreißigjährigen Kriege traten die Grafen Johann, Ernst und Cui Heinrich den Barfüßerkamerleuten einen Garten vor dem Rothenthor zum Kloster, halb durch Schenkung, halb durch Kauf ab, abson die Absicht, wie auch des Werks Vollenbung durch den Krieg vereitelt ward.

Nicht leicht sind einem einzelnen, einem Geschlecht Dienst und Hilfe so durch fürstliche Gnade vergolten worden, als den Jüggern. Wenn die Erde durch Geld und Waffen beherrschet wird, so hatten sie, die Konstante, durch jenes die Gewalt der Herrscher und wankende Throne fest, unmöglich Scheinendes möglich gemacht. Die Kaiser waren ebenja groß in ihrem Danke, als sie in geleisteter Hilfe. Friedrich III. gab doch wohl dafür, daß sie den kaiserlichen Glanz in wichtigen Augenblicke erhöhet (1473), den Wappentrieb der zwei Ailen und Büschelöhner an Ulrich, Georg und Jakob; Maximilian erhob sie förmlich in den Reichstag. Daher ward Jakob des Rats, in welchem er von den Jünsten gewesen, wie dieser, und des Steuerreides auf kaiserliche Kamtutung entlassen. Als sie darauf noch wie var in Truwe gegen das Haus Esterreich und den latholischen Glauben verhart, wurden sie von Karl V. mit der Grahmüt eines Spaniers belohnt. Eben ward jener denkwürdige Reichstag zu Augsburg gehalten (1530). Do lag der Kaiser Jahr und Tag in Antons Bebauung am Weinmarkt, die mit Kupfer gedeckt ist; Anton aber hatte freien Zutritt. Als erhob Karl ihn und seinen Bruder Raimund in den Grafen- und Bannerstand, gab ihnen das verpfändete Kirchberg und Weiskühorn erb- und eigentümlich, nahm sie auf der schwebischen Grafenbank unter die Reichsfürsten auf (14. November) und stellte ihnen einen Siegelbrief des Inhalts zuhanden:

1. Alles, was Maximilian versichert, wird bestätigt.
2. Das Geschlecht wird zu Grafen und Freirettern erhoben.

3. Sie und ihre Nachkommen stehen für Sob und Gut in kaiserlichem Schutze, weder sie, noch ihre Diener und Bedienten sollen vor ein fremdes, besonders römischsches oder weisbüchliches Gericht geladen werden.

4. Frei von bürgerlichen Beschränkungen sind die Vorrrechte ihres Wohnortes so weit für sie aufgehoben, als sie den ihren zuzuer.

5. Sie sind bloß zu belangen vor dem Stadtgerichte zu Augsburg, in der Stadt bürgerlichen oder peinlichen Ansprüchen, in die aber nur vor dem Kaiser rechtsfähig.

Dieser Freiheiten sollten sie sich alsbald oder in Zukunft bedienen, die Unterschrift niemals herausgeben, und des Gnadenbriefes Übertreter um hundert Mark Geldes gestraft werden; zu Richtern, Jüristen und Beschränkern des Verlichenen wurden Bischöfe, Herzoge, Äbte, Grafen, Präpöste und Reichsfürsten, vor allen der römische König Ferdinand gesetzt. Und obgleich Karl im Gefühle seiner stolzen Gnade ausrief: „Nach niemals habe er dergleichen verlichen, sei auch nicht gesonnen, es jemals wieder zu thun!“ gab er ihnen doch noch vier Jahren das Vortrecht, goldene und silberne Münzen zu schlagen, welches sie auch fünfmal ausübten!

Am 1. Jahre darauf (1538), als Karl das jüngste Regiment der Stadt wieder aufhob, kam Anton sogleich in den neuen geheimen Rat, in welchen ihm zwölf seines Geschlechtes folgten. In den an den Rat gerichteten Schreiben wurden sie insonder als „Wohlgeborne“ angeredet, und war bei neuer Wahl eben ein Fugger zu Augsburg, so fragte man vorerst an, ob er sie wohl annehme. Aber den letzten und größten Gnadenbrief, welcher nichts übrig ließ, gab Kaiser Ferdinand II. den Grafen Hans und Hieronymus zu Augsburg (10. Nov. 1620). Nach aller vorigen Freiheiten Bestätigung erhielten sie das sogenannte große Comitio mit allen Rechten für die beiden Aeltern der Familie. Sie durften Bezwerke in ihren Herrschaften anlegen, Freirungen, Jahrs- und Wochenmärkte anrichten, Lehen und Ritterlehen reichen, Untertanen betreiben oder deren vom Reiche eingezogene Güter nehmen, jagen, fischen, Wälden anlegen, Schenkstätten errichten, Ungeld, Aufgeld, Ein- und Abzug fordern und über das alles erhielten sie ein besondriges Geleit, durch Beschränker verweigert.

Wegnet waren die Fugger an Ehre, Kindern, Geld und Gut, alles gedieh und mehrte sich unter ihren Händen. Fast jede ihrer Ehen war fruchtbar, und die Aeltern schalksten nicht selten Urentel auf den Aeltern. Raymund, Georgens mittlerer Sohn, Kaiser Karls V. und Ferdinands I. Rat, ein schöner Mann, stark am Leib und Gemüt, jungte mit Rotharina von Sellenbach aus Ungarn 13, sein jüngster Bruder Anton mit Anna Kelingen von Borgau 11 Kinder. Alle aber übertraf Hans Jakob, Raymunds Aelterer, der, noch nicht 60 Jahre alt, starb (1576) und doch von seinen zwei Frauen, Feulstein Ursel v. Harach, und Feulstein Sidonie v. Golaud 13 Söhne und 5 Töchter sah. Also stammen von einem Namen binnen drei Generationen 79 Nachkommen ab, von welchen 28 jung gestorben. In fünf Hauptstäm — sagt der Spiegel der Ehren — zweigte der edle Stomom so um sich, daß er im Jahre 1619 bei 47 Grafen und Gräfinnen und junger und alter Nachkommen, beiderlei Geschlechtes, so viel als das Jahr Tage zählte. Man denke sich ein so reich fortgeplanztes Geschlecht, mit solchen Geldquellen — denn Raymund und

Anton handelten als Grafen fort — solchen Freiheiten und solchem Ehrtrieb, und man findet begrifflich, wie sie binnen 94 Jahren an liegenden Gütern 941000 Gulden zusammengekauft — somit die Summen nämlich angegeben — und im Jahre 1702 noch zwei ganze Grafschaften, sechs Herrschaften und fünfzig andere Ortshaupten besaßen, die Häuser und Gütern in und um Augsburg nicht einmal gerechnet. Von je waren sie durch Testamente, Vergleiche und Fideicommissie bedacht, alles Erwarbene bei der Familie zu erhalten und zu wehren, so daß ihre eigenen Ranzler und Notendauer zu Augsburg genug hatten. Nun ist nicht mehr beschränkend, soem wir Stodtpfleger zu Augsburg und Landshut, Landbüdte in Schwaben, hertzoglich-bayerische, erzhertzoglich-österreichische und kaiserliche Äbte und Kämmerer, Vorsitzer des Reichshofrates, des Reichskammergerichts, Kommandanten, Generale, Ritter von Orden de l'Espada und Calatrava unter ihnen erblichen. Nicht anders mit den geistlichen Würden. Da waren Domherren zu Augsburg und Regensburg, Dechanten zu Salzburg, Präpöste zu Augsburg, Freising, Regensburg, Speyer, Bamberg und Würzburg, päpstliche Kämmerlinge, Bischöfe zu Konstanz, gefürchtete Präpöste zu Elmangen — alle aus Fuggercher Geblüt. Eleonora's Zögner, Hans Josobs Tochter, war allein zweier gefürsteten Bischöfe, zu Prag und zu Carl, Mutter: verwohnt und verwichenart ward ihre Haus zu höherem Glanze mit Grafen und Fürsten; unter anderen mit den Hohenzollern, Sichtenstein, Pappenheim, Fürstenberg und Schwanberg. Eine geborene Fugger, die Gräfin Rotharina von Montfort, war Kaiser Ferdinands II. Oberhofmeisterin.

„Er ist reich wie ein Fugger“, pflegte man unter Karl V. jenseit der Pyrenäen zu sagen, denn selbst im „Don Quixote“ sonnet die Nebenart vor. Um wie viel mehr ward ihre Pracht, ihr Aufwand in Augsburg zum Sprichwort, wo sie ständige Laubforen, glänzende Hochzeiten und Galsterieen, Mummereien, Tänze und Schlachtenfesten anstellten, wo viele Genossen, jeder Zeuge ihrer Herrlichkeit war. Als Ulrich eine seiner Töchter an den von Bubenhofen verheiratete, kam dieser zur Hochzeit mit 160 Pferden und ward mit 200 von Augsburg eingeschloß (1590). Groß Hans Jakob Fugger hielt mit Feulstein Sidonie Weinger in der Herzogin von Bayern und ihrer Mutter, der römischen Kaiserin, Ogemwart. Herzog Albrecht von Bayern stund nachmals bei ihm Genwart. Hans des Jüngeren Braut, ein Feulstein v. Pienzenau aus Bayern, (1466) soll von 400 Pferden heimgeführt worden sein (1570). Bei der Doppelhochzeit des Octavian Secundus und eines Freiherrn v. Nechberg zogen 548 Gäste und Bediente auf, die ganze vier Tage an jedem von 200 Schüsseln schmausfen. Die Vermählung von Margens Sohne Anton mit der Gräfin von Montfort dauerte vier Tage, 24.—28. Januar (1590), am ersten zogen mehr als 700 Pferde und etliche Sechshämmer auf. Am dritten gab man ein Ritterspiel zu Ross und zu Fuß; am vierten ward — gleich spohst und bedeutung — ein Raufenberg von weißer Reinwand auf dem Weinmarke herangezogen: oben auf saßen und standen Raufenanten, die wacker aufzuzierten. Um folgte ein bretternes Schloß, das am ganzen Weinwurfl geführt und, nachdem man aus kleinen Stücken dorans Treubenschieße gethan, zu männlichem Ergöhen den Flammen preisgegeben wurde. Ein zweites Ritterspiel am fünften Tage beschloß das Fest. Am März darauf gaben die Fugger ein Fischingspiel auf

demselben Plage. Da ritten drei Haufen, jeder zu zwölf Herren, alle in Seide gekleidet, den Markt auf und rannten nach einem hölzernen Manne, der, am rechten Flecke getroffen, sich umdrehte und dem Reiter, wenn er nicht schnell entrannt, eine tüchtige Ohrfeige gab. Anten gewann den Preis. Darauf sprangen die edlen Herren nach einer lebenden Gans, die am Seile aufgeknapft hing. Augsburg war besücht durch jene Lustbarkeiten, die an die Kampfspiele der Alten mahnen, wo der feierliche Würge sein Geschick alljährlich einmal in einer Waffe erprobt, als wollte er sich des früheren Lebens, ehe er die Städte bezog, erinnern und bei ruhigem Gewerbe, hinter der Stadtmauer sitzend machenden Behe sein Geschick wie seinen Mut nicht ganz verrosten lassen. Wir meinen jene

großen Schiessen mit Bächje und Armbrast. Bei großer Herren Anwesenheit wueben sie freilich ausgeführt, die ganze Nachbarschaft eingeladen, und jenes herrliche von 1508 hat Dr. Konrad Peitinge einer eigenen Schilderung wert geachtet. Da eierten zu Ehren Herzog Wilhelm von Bayern 644 Armbrustschützen und 919 Bächjeschützen um den Preis. Zehn Jahre darauf wurd ein zu Maximilians Befehl gehalten, wogu er selbst eine silberne vergoldete Schale, einen Ochsen, sechs Ellen Sammt, einen Damast, des Kürfürst Joachims von Brandenburg aber 20 Gulden verzehte. Ein glänzendes Schiessen gab Graf Hieronymus Jagger, da waren 273 Schützen, und der beste Gewinn galt 80 Gulden; also immer viel, das auf eigene Kosten ging. (S. 666 folgt.)

Burg Falkenstein im Bayerwald.

Von Heinrich Lenz.



Burg Falkenstein. Originalzeichnung von H. E. Brunner.

von der herrlichen Königs-, Herzogs- und Bischofsstadt, vom vielstämmigen Regensbueg hindübereicht zur alterthumreichen Bergstadt an der böhmischen Mark, nach Cham.

Welliges Hügelgelände, mit breiten Rücken und runden Kuppen zu ansehnlichen Höhen und Bergen aufsteigend, füllt den Raum zwischen den Thälern des südbekleidenden Donaustrames und des dunkelblutenden Regenflusses. Leuchtende Wiesen und goldige Acker bereiten sich auf den Sohlen der Thäler und der Rückbreungen, dunkle Wälder bedecken die Hänge der Höhen und ihrer Kuppen und verleißen der Landschaft teoy einzelner lieblicher Buge meist ein ernstes Gepräge.

Die „Prähistorie“, die Uebersichte, macht an den Schwefeln dieser Thäler und vor diesen Bergen Halt. In der Urzeit war der finstere Wald wohl wenig gelichtet, und nur wenige Jäger wagten sich in das unwegsame Dickicht hinein. Die weltbeherrschenden Römer, die über den ganzen damals bekannten Weltball ihre Adler trugen, fanden die Wildnis nicht weert der Besiznahme, von Regensbueg ab endete ihr Reich am Gestade der Donau, und sorglos äugten die Posten auf den Wällen der Uferstätte und die Soldaten auf den Borden der von Rordch aus aufwärts leuzenden Ruderboote wohl hinüber in den schwachen tiefsunkten Lann jenseit des Stromes.

Erst die aus dem Bergflusse des Böhmerwaldes herüberwandelnden Bajuwaren drangen in den Wald ein, lichtigten das Dickicht und hanteln hier ihre Eideckungen. Später, als das Land urbar und bewohnbar gemacht worden war und einen beuteluftigen Feind zu toden vermochte, türmten die Adelsgeschlechter ihre festen Burgen an sicheren Orten. Ein Dorf auf steiler Felsenklippe war Falkenstein. Ungebrochen stehen noch die aus dem Felsen emporwachsenden Mauern von Palas und Remerale, und von der höchsten Kuppe ragt der verwitterte, im Bireed trohig aufsteigende, vom Zinnenkranze getönte Bergfried, an den eine kleine Kapelle mit niedereem Kuppelturm sich schmiegt. Die Gebäude sind nicht bewohnt, nur im alten Pflegerhaus, das sich an die Ziegelmauer lehnt, haust ein fürstlicher Forstbeamter. Ueberden was hier das Bildnis eines Ritters zu sehen mit dem Fohale in der Hand, und darum sangen das Volk und die Stadterben ihm das Lied zu:

„Da bist der Herr von Falkenstein,
Euch' maß und schiedt ein!“

Der schoeßlunge und scharfbewehrte Falke war ein edles Liege im Faudhale unserer Altvordern, mit dem Kunde ihre liebster Gefährte auf der Jagd nach Federwild; neben dem königlichen Kne galt er als des obdligte Vogel. Dorem darf es nicht wundernehmen, daß er in den Wappen gar vieler edler Geschlechter prangt, daß eine ganze Reihe von ritterlichen Burgen nach ihm den Namen empfing, die wie seine Harste hochragende Berge oder stürze Felsen krönten: Falkenstein, Falkenberg und Falkenfels wiederholten sich unzählige Male in den deutschen Gauen, und ihre Herren rechneten zu den vornehmsten Geschlechtern in deutschen Landen. Auch im schönen Bayerlande erhaben sich einst viele nach dem edlen Falken benannte Festen von der stolzen Grafenburg am eauschenden Inn bis zum verädeten Bergschloß in der rheinischen Pfalz; sie sind in Trümmer gesunken, und nur eine einzige hat, wenn auch von Wettersturm und Kriegsunbill mitunter hart mitgenommen ihre Dusen bis auf unsere Tage gerettet: Falkenstein im Bayerwald an der uralten Straße, die

Die Erbauer der Burg sind die mächtigen Grafen von Bogen und Windberg, deren Grafschaft sich von der Donau bis nördlich über den Regen hinaus erstreckt, und denen auch Güter über die Grenze des Stauenenlandes hin in nach Böhmen gehörten; ein Zweig von ihnen, welcher der Regensburger Domvogtei waltete, sah auf Falkenstein, und seine Sprossen trugen meist den Namen Friedrich. — Der Burghalt warteten Dienstmannen, welche den Namen nach der Burg führten, sie waren mit vielen Familien des niederbayerischen Adels verwandt und besaßen ihr Erbgut in der Gegend um die Metten. Zum ersten Male begegnet uns in der Geschichte die Burg Falkenstein unter dem Bayernherzog Heinrich X., dem Stolzen, aus dem Welfensgeschlechte. Er zog die Hügel seiner landesfürstlichen Herrschaft strenger an als seine Vorgänger auf dem Herzogstuhle und rief dadurch den Widerstand der vornehmen Adeligen hervor, die in ihrem bisherigen eigenmächtigen Schutze sich keine Einschränkung gefallen lassen wollten. Zu diesen gehörte der Regensburger Bagt Friedrich II., dem Herzog Heinrich die sehr einträgliche Vogtei entzog und an sich nahm, wofür derselbe sich dadurch rächte, daß er einen adeligen Dienstmann (Ministerialen) der Regensburger Kirche, der dem Herzoge als Stellvertreter oder Untervogt mit aller Treue diente, hinterlistig an sich lockte und ermordete. Auf die Kunde von diesem Verbrechen eilte der gerade aus Bayern abwesende Herzog zurück, sammelte seine Macht, zu der außer den meisten bayerischen Grafen auch Friedrichs eigener Stammvater Graf Adalbert von Bogen stieß, und rühte vor den schein Falkenstein (Juli 1129). Als ihn ein Befehl König Lothars zum Angriff auf das von dem Staufer verteidigte Speiertrieb, eilte er mit 600 Rittern an den Rhein und übertrug die Fortsetzung der Belagerung seiner streitbaren Schmeier Gulphe, die durch den Tod ihres Gemahls, des Markgrafen Sulpiz von Steiermark, Witwe geworden und mit 800 Geharnzten eben in die Heimat heimgekehrt war. Nach dem Fall von Speier ersahen Heinrich wiederum vor der Feste, und nun fiel (bold nach Neujahr 1130) der jäh verthätigte Falkenstein in seine Hände. Der Burgherr Friedrich entkam nach Italien, wo er sich dem kaiserlichen Gegenkönig Konrad anschloß; Heinrich aber sicherte Falkenstein durch eine starke Besatzung.

Nach dem Aussterben der Grafen von Bogen (1242) befindet sich die Herrschaft Falkenstein in den Händen der Herren von Hohenfels, deren Stammesitz die gleichnamige Burg im Bezirksorte Parsberg ist. Sie waren mächtige, aber unruhige und raufsuchige Herren, deren Gewaltthätigkeit sie in eine Unruhe von Habel verwickelte. Die Lage der Burg Falkenstein an der weitläufigeren Straße benutzten sie zur Wegelagerung, sie überfielen und plünderten die wandernden Händler und Bürger der benachbarten Städte und wurden dadurch zum Schreden der ganzen Umgegend. Da, Konrad von Hohenfels besetzte seinen Schild mit hochverrätherischem Mordmord. Er war ein fanatischer Anhänger des Bischofs Albert von Regensburg, eines erbitterten Gegners des stauferischen Königs Konrad. Der Hohenfeler und nach einige seiner Dienstmannen ließen sich zu dem scheinlichen Gebanken der Ermordung des Königs hinreißern, als dieser nach alter Sitte im Kloster St. Emmeram Herberge genommen hatte. In der Nacht des 28. December 1250 drangen die Verführer in das Stübchen ein, sprengten die Thür des königlichen Schlafgemaches, trafen dort fünf Personen, wie man ihnen gelagt hatte, hieben zwei davon

nieder, darunter, wie sie glaubten, den König, und schleppten die drei andern als Gefangene fort; vor der Stadtmauer harrten ihrer bewaffneten Irrende auf den Ausgang des Treuels. Aber durch Zufall war auch ein sechster Mann von des Königs Leuten während der Nacht in die Stube gekommen, und diesen hatten die Mörder statt des unter einer Bank verborgenen Königs getödtet. —

Die Bruchthoten der Hohenfeler auf Falkenstein veranlaßten die bayerischen Herzoge wie die Regensburger Bischöfe, einzuschreiten, woraus die Mauthritter sich auch freiwillig verpflichteten, niemand mehr zu schädigen. Als ober Konrad, dem für seinen Mordmordversuch keine Strafe widerfahren war, trotzdem seine Wegelagerung fortsetzte, sandte Bischof Leo seine Mannen aus, ließ Konrad gefangen nehmen und gab ihn nur gegen Verpfändung von Burg und Markt Falkenstein nebst der Gegend Wegensberg und Schünberg frei (1270).

Schon 1232 hatten die Hohenfeler die Burg Falkenstein dem Hochstift Regensburg zu Lehen aufgetragen, 1250 schworen sie von neuem dem Bischof ewige Treue und Dienstmannschaft. Indessen währte es nicht mehr lange, bis ihrem Unwesen das Ende blühte. Heinrich v. Hohenfels geriet in neue Händel, erhab gegen den Grafen Alton von Hals und die Ritter Keimar v. Vrennberg, den Künnefänger, und Hartwig v. Wegensberg die jähliche Anschuldnung, sie hätten den Herzog Heinrich von Niederbayern dem Kaiser Ludwig dem Bayern verraten und als Gefangenen ausgeliefert wollen. Darüber verließ er in die Reichsstadt (1322) und verkaufte, um dem Verluste seiner Güter zuvorzukommen, die Burg zu Falkenstein und sein Erbe als Hohenfels an den Kaiser selbst um 4000 Pfund Regensburger Pfennige, nur den lebenslänglichen Nießbrauch des am Färsterberge (an der Donau) wachsenden Weines behielt er sich vor. — Sein Kontersei soll das oben erwähnte Waldais der Nachwelt überliefert, und auf diese Kaufbedingung und seinen gemäßigten Turst soll sich der mächtige Humpen bezogen haben, den er dort in der Hand hielt. — Nun, heute erfreut der an den Hügeln des Donauufers gezogene Wein insolge unserer Geschmacksverfeinerung sich keiner sonderlichen Werthschätzung mehr, obwohl der Volksmund behauptet, daß er in manchen Weintuben als rheinisches Traubenblatt verhandelt werde.

Dieser Verkauf an den Kaiser scheint jedoch nicht zum Vollzuge gekommen zu sein, denn Herr Heinrich v. Hohenfels verkaufte seine Herrschaft Hohenfels nochmals an den Landgrafen Ulrich von Leuchtenberg und dieser veräußerte sie gegen die Burg Pfreimt an den Herzog Heinrich XV. von Niederbayern (1332). Als nach dem Tode des letzteren (1339) und seines minderjährigen Sohnes Johann (1340) Niederbayern wieder mit Oberbayern vereinigt wurde, fiel Falkenstein nun wirklich an Kaiser Ludwig, der es aber nicht lange behielt, sondern (1344) beim Abfusse der Verjährung mit Regensburg an diese „Freie Stadt“ nebst Weistain, Abensberg und Kalmütz verlegte. Kurz darauf (1349) wurde Falkenstein an die Herren v. Sogenhofen verpfändet, von denen es Herzog Albrecht I. von Bayern-Straubing-Falkland (1379) einlöste. Nach dem Erlöschen der Straubinger Linie (1425) entfielen um die Teilung ihres Erbes vielfache Streitigkeiten, insalge deren die Feste und das Landgericht Falkenstein an Herzog Wilhelm III. von der Pfalzener Linie fielen (1429).

Inzwischen hatte Falkenstein böse Tage gesehen. In Böhmen war das fast mehr noch auf nationaler wie auf

religiöser Heubloger entstandene Hussitentum zum gefährlichen Gegner der Deutschen geworden, und Jahre um Jahr widerhalten die fanatisirten Schwärme Jähos ihre räuberischen Einfälle in die deutschen Grenzlande. Auf einem solchen Plünderzuge erschien ein hussitischer Haufe 1425 vor der Burg und dem Markte Falkenstein, aber die Weibse verteidigte bei der Belagerung den Zugang zur Burg mit Deschstegeu und Steinwürfen so heldenmüthig, daß die Feinde abzuziehen mußten, und die behauptete Stelle heute noch davon den Namen „Weiberwuch“ trägt. Der äußere Feind war jedoch nicht von einem inneren gerufen worden. Ein Ritter Treifram Jenger zum Schneeberg hatte behauptet, daß ihm durch den verstorbenen Herzog Johann Unrecht widerfahren sei, er griff tragig zur Selbsthilfe, eroberte und plünderte im offenen Lande und veranlaßte den Einfall der Hussiten. Auf die Klagen des Landes nahmen die Münchener Herzoge den Kampf mit dem Raufhüter auf, Herzog Ernst belagerte im April 1427 die Burg Falkenstein, in die jener sich geworfen hatte. Die Belagerung währte noch zwei Jahre und wurde durch einen Schiedsspruch des Pfälzgrafen Johann 1429 friedlich beendet.

Fast ein Jahrhundert hindurch befand sich Falkenstein im Besitze der bayerischen Fürsten; dann verkaufte es Herzog Wilhelm IV. 1514 an den Hofmeister Hieronymus Stauffer Freiherrn v. Ehrenfels, der nach einer glänzenden Laufbahn wegen Hochverrats 1516 sein Haupt zu Ingolstadt auf den Schaf legen mußte; von dessen Sohn Hans Ruppert erwarb Herzog Ludwig die Herrschaft (1526) zurück und trat sie seinem Marschall Ludwig v. Pienzenau ab. Von nun an ging die Burg in raschem Wechsel durch verschiedene Hände: der Herren v. Pörsching, Seibaldsdorf, Rhun-Deßau, Marlein, Postlang, Lörring-Zettenbach; endlich 1829 gelangte sie durch Kauf an den Fürsten Maximilian von Thurn und Taxis und gehört seitdem zu dem reichen Krone schöne Besizungen, welche das kaiserliche Haus sein eigen nennt.

Mancherlei Ungemach suchte den Ort heim. Raum hatte er sich van den Hussitendrangsalen erholt, verheerten ihn in den 50er Jahren des 15. Jahrhunderts heftige Beiden, nach deren einem mitgeteilt wird, daß „der Markt ganz ausgebrant woe bis an zwei Zimmer“. — Schredlich litt der Markt unter dem Einfall der schwedischen Heere, die General Bigham befehligte (Februar 1634). In der Burg lag eine Besatzung van 70 Mann; der Oberstleutenant Balbau erkürnte das Schloß und ließ die Besatzung Mann für Mann über die Klänge springen. Als die zur Hilfe herbeigekommenen Bauern den Markt verteidigen wollten, umringte sie Balbau, meißelte alle nieder, die Widerstand leisteten, plünderte den Ort und steckte ihn darauf in Brand, wobei viele der in den Keller geflüchteten Einwohner im Rauche erstickten. — Nach einem Jahrhundert verübten die wilden Schwärme des Pandurenführers Freiherrn van der Trenk im österrichischen Erbfolgekriege (1742) wiederum aoge Oruel im Markte, und große Opfer mußte (1809) die Bürgerchaft beim Durchmarsch der französischen Reiterer unter General Rantbran bringen, welche die Tyroler auf den Rückzuge nach Böhmen nach den Schloßchen der Regensburg verfolge. Noch einmal litt der Ort schwer durch Brand 1847, doch seitdem ist er verjüngt mit schönen und wohnlichen Gebäuden aus der Höhe entstanden, und traut schmiegeln sich seine Häuser an den Fuß des Felsenstades an, van dem die verwitterte Burg in das anmutige Thal herabsieht.

Freigelegt, wie das Uegetium des Granit, aus dessen gewaltigem Klod sie mächtig emporwächst, bildet die stolze Feste, um deren blutgerbete Mauern so oft das Wüten des Kampfes tobt, das Wahreichen und den Stolz des Ortes. Doch während ihrer Erinnerungen nur van Streit und Fehde erzählen, erstreckt sich zu ihren Füßen ein Landschaftsbild mit dem Charakter ersterer und lieblichster Duelle, das an malerischem Reize mit dem altereragenen Pyrenäen van den Wettberren aufnimmt. In einem weiten Halbkreise umschließt die Burg, die unter Deutschlands alten Ritterhöfen nur wenige an pittoresker Erscheinung überbieten können, ein prächtiger Wald, van künstlerischer Hand mit weiserer Benugung der natürlichen Schöpfung zum wundervollsten Parke umgeschaffen. Läge Falkenstein in der Nähe einer Schienenstraße, so wäde es längst durch die Wade ein Wellfahrtsziel schaulustiger Touristenströme geworden, und in der That ist es auf die Kenner landschaftlicher Schönheit, die den Bartenwald aufsuchen, eine stolze Anziehungskraft aus; die große Menge aber, welche die Wähen eines Marktes zu Fuß oder den Kufwagen für ein Fahrwerk scheut, verirrt sich nicht auf die Pfade, die durch eine entzückende Gegend, durch herrliche Waldthäler van Donaustraube dorthin führen.

Wir lassen zur Schilderung einem feinsinnigen Dichter das Wort, dem Staatsmannen Enoch v. Schenk, der als Regierungspräsident der Oberpfalz eudem auch Falkenstein zu seinem Verwaltungssprengel zählte. Er schreibt in dem van ihm herausgegebenen Almanach „Chocitas“, Jahrgang 1836, folgendermaßen: „Schloß Falkenstein ist löhu auf einen hohen Berg hingebaut, der vor Tausenden gleich einem Vulkan eine Menge Trümmer aus seinem Innern herausgetobt und um sich geworfen zu haben scheint, so daß sein Fuß jetzt wie van einem Felsenmeere umgeben ist. Diese taten Steinmassen aber hat die eifolste bildende Natur teils mit alten herrlichen Tannen und Eichen durchstößt, teils mit jüngerem Buchenmeere überzogen. Aus der Tiefe erhebt sich ein durchlichteter Wald, dessen Bäume ein mächtiges Gewölbe, gewaltige Bogengänge bilden, in deren Öffnungen das Sonnenlicht mit den Zweigen spielt, das Grün der Blätter zu den mannigfaltigsten Tönen verklärt und so in das Innere jenes lebigen Domes wie durch farbige Fenster hinabfällt. Van diesem Daine aus leiten vielfache Wege und Stege zu der Burg empor, die bald auseinanderlaufen, bald sich wieder vereinigen oder lauterlich verschlingen. Sie führen teils über hervorpringende Felsen, auf denen sich ein lachender Anblick in das Thal öffnet, teils durch enge Felsenhöhlen oder weite Felsenothre, über die Wurzeln mächtiger Bäume, welche wie Niesenschlangen die mit Wurzeln überdeckten Steinmassen durchwinden und umklammern, über kleine Cneleimen, die bald mit leinem Gropfauer ruhig in die Tiefe hinabwandern, bald, wie van Angst getrieben, sich über Felsen stürzen, um an ihrem Fuße in weißen Schaum zu zerfallen. Und in diesen vollen, oft weiten Reichtum der Natur hat die Hand des Besizers nirgend auf störende Weise eingegriffen; die Kunst hat nur nachgeholfen, Hemmnisse beseitigt, das Steigen erleichtert, dem Auge die schönsten Anblicke geöffnet, die Wege gezogen, die Wassergerinne mit schlichten Brücken van Baumstämmen überbóbt, einzelne Felsen sprengt und die an Abgründen vorüberfließenden Pfade mit einfachen schützenden Geländern umgeben oder feine sogenannte Anlage schaffen wollen, nichts Wesentliches gesammelt, nichts Fremdartiges hinzugehan.“

Wanderungen in bayerischen Bergen.

Von Otto Grafley.

I.

Der Hirchenprung im Allgäu.

Vom Bodensee hinweg, von der alpehrudigen Inselstadt Lindau, dem bayerischen Benedig, steigt, aufsteigt das Land gekommen, durch rebenangewandte Hügel die Bahn in langen Schlangenlinien hinan den Höhrer Berg. Rings umgeben herrliche, ganze Waldungen bildende Obstanlagen, den Waldkörper, und liebliche Villen, mit äppig blühenden Blumenparterren reich ausgestattet, winkeln halb verdeckt in schattigen Parks dem vorübergehenden Wanderer den Gruß zu. Ist der Höhepunkt des langgestreckten Berges erreicht, wo die Bahn nach rechts abbiegt, da nimmt die Landschaft einen andern Charakter an, den des Alpenvorlandes mit dem tiefergelegenen Garten des Bodensees veranschaulicht.

Reis nicht man da hinein in die felsgeadten Berge des Rheinthaales, und der Säms begleitet uns mit seiner bewölkten Spitze nach ein gut Stüd Weges, bis endlich die maligen Berge des Bergener Waldes und Sorauerberge, sowie jene des Allgäu den weiteren Fernblick abschließen. Tief eingeschnittene grüne Wiesentäler mit saftigen Alpenweiden und vorzellanweise hinanziehenden Fichtenwäldern, lebhaft unterbrochen durch zahlreiche Einzelgehöfte, schließen mit hochgelegenen Nagelfluhschichten ab und charakterisieren den Gebirgsstock zwischen Bodensee und Iller und bilden einen geognostisch für sich abgeschlossenen Gebirgsstock, welcher, am Janachgrat (5786') beginnend, sich bis zum Steinberg (5429') bei Immenstadt fortzieht und der tertiären Nagelfluhbildung angehöret.

Mit diesem Gebirgsstock beginnt der Zug der bayerischen Hochalpen — von hier aus reist sich Berg an Berg, größere und kleinere, oft hochromantisch gelegene Hochthäler einschließend, die teilweise durch freundliche Gebirgsdüdchen, teilweise durch saubere Dörfer und im Allgäu namentlich durch Hunderte reizlich und schön gehaltener stattlicher Einzelgehöfte belebt sind. Zwischen hinein dräuen von vorspringenden Felsmassen mehr oder weniger gut erhaltene Ruinen der alten Zwingerherren ins Thal hinab, statlich thronen die Königshöflicher bayerischen, und im unteren Thalbeden glänzen gar oft die spiegelblanken Fischen Karer Bergern — ein schönes Stüd Welt, der Stolz, die Freude jedes Bayern! Und wie viele überwältigend schöne Einzelpartien birgt dieses Land vom Anjan bis zum Ende der weihäuten Grenzspähle, die am Bodensee beginnen und hinten im fernem Osten an den mächtigen Felswänden des Unterberges und den Bergriesen des Berchtesgaberer Ländchens ihren Abschluß finden.

In vertikaler Richtung dehnen sich immer mehr neue Eisenbahnstränge hinein in die Hochthäler der Alpen bis zum Fuße ihrer Bergriesen, hier dem Wanderer überlassend, weiter hinein oder nach links und rechts vorzudringen.

Und wenn wir nun, dem angelegenen Zuge folgend durch die grünmächtigen Hügel der Allgäuer Berberge am den stillen melancholisch gelegenen Kyffer bei Immenstadt herumziehen, an dessen östlichem Ufer das hüfentlich bekannte, namentlich aber aus der Schneebeneil berühmte Dörchen Wühl materlich gelegen ist, und am Westabende der rauschenden Iller

angekommen sind, da stehen wir im eigentlichen Herzen des bayerischen Allgäu. —

Wir wandern hinout durch das breite Allertal. Gedröhre und kleinere, jährlich am Gelände hin verteilte Erdschichten, weiter oben Tufende von Einzelgehöften, das Gebimmel der Glocken von vielen hundert Stüd des herrlichsten Alpenviehs, das ringum weidet, Sprache und Eigenart des dortigen kernigen Volksschlags, sie drücken in Verbindung mit dem ersten Charakter der ganzen Umgebung, diesem Ländchen einen so eigenartigen Stempel auf, daß wir ihn ähnlich in der Fortsetzung der bayerischen Gebirge gen Osten hin nirgends mehr wiederfinden.

Nach eine kurze Strecke benutzen wir die von Sonthofen nach dem bekannten Oberstorf fährende Lokalbahn, verlassen aber dieselbe bei dem großen, am Fuße des Ruhhorn gelegenen, weit ausgebreiteten Orte Fischen und wenden uns gegen Westen; so sieht uns eine Reihe bis zum Gipfel bewaldeter Berge vor Augen, deren mächtigste Erhebung der randsliche Kluden des „Volgen“ (5325') bildet. Dieser Berg, von Sagen über sein Inneres im Volkstumde reich umwoben, ist durch seine mineralogischen zu Tage tretenden Fragmente in der Gelehrtenwelt berühmt und hat viele Männer der Wissenschaft beschäftigt. Der von den Höhen des Volgen herausfallende wilde Bergbach, die „Schönbergerach“, führt gar viele Verzweigungen mit sich. Mit der Wendung des Weges gegen das Dörchen Obermaifstein ist uns das freie breite Allertal entrückt, und wir stehen am Beginne der wüden wolbungüterten Seitenhändler, dem eigentlichen Ziele unserer heutigen Wanderung.

Ein breiter, langgedehnter Berggraben, bestreut mit dem schönsten, aber tiefen Fichtenwalde an steiler Hänge, legt sich quer in das Thal hinein — es ist der Schwarzenberg, mit Recht so genannt. Einzelne Felswände unterbrechen das monotone Dunkelgrün des Waldes, und in diesen Wänden findet sich manche interessanteste Höhle, so das sog. „Sturmannsloch“, eine Höhle, welche mehrere hundert Fuß in den Schwarzenberg hineinführt; im Anfang ziemlich hoch und weit, wird der Spacht immer enger, bis ein laminariger Schlund in die Tiefe des Berges zu führen scheint. — Es ist wohl nicht viel über diese Höhle bekannt, denn mit war es nicht möglich, etwas Genaueres hierüber zu erfahren, obgleich ich bei Jägern und Anwohnern der Umgegend diesloch Nachfrage hielt. Es scheint überhaupt, daß an diesen Berge eine große Umwälzung stattgefunden hat, denn als mich bei einer Gernsjagd der Weg zunächst auf jenem schön planierten Reitwege, welchen König Max II. in hübschen Serpentinan anlegen ließ, um zu Pferd zu den dort sehr lohnenden Gernsjagden gelangen zu können, dann über den Kamm des Berges steil aufwärts führte, da trotz ich oben eine eigene Wildnis an. Der Grund des Plateaus, obgleich mit mächtigen Fichten bestreut, ist nichts als ein Meer von übereinandergerworfenen Felsblöden, welche Edöcher und Erhebungen bilden, die mit Moos und Farnkrautern im Laufe der Jahrhunderte überwuchert sind, so daß man sehr vorsichtig steigen muß, um nicht in die unter dem Unterwuche versteckten Edöcher und Spalten hineinzuwallen — eine recht liebliche Promenade. —

Allerdings bietet dieser Berg für den Jäger großes Interesse, denn der Stand an Gemen ist dort ein vorzüglicher, und diesem Genuße opfert ja der Jäger alle Mühsale der Wanderung.

Nach dieser kleinen Abweisung in das Gebiet des heiligen Hubertus lehren wir an den Fuß des Berges zurück, wo wir ihn plötzlich wie durch eine mächtige laute Felswand gespalten antreffen. Wir stehen vor dem „Hirschenprung“; rechts der Zug des Schwarzenberges, links jener des Ochsenberges und zwischen durch führt ein Felsensteg, so eng, daß gerade zwei Fuhrwerke nacheinander vorbeikommen. Am Fuße der westlichen Wand steht, teilweise in den Felsen hineingeleit, ein unscheinbares Kapellchen und an der gegenüberliegenden Wand ist ein Krupf in denselben eingelassen, den Wanderer einladend, frommen Betrachtungen sich hinzugeben. Einstens mag der Rücken des Schwarzenberges sich im Ochsenberg fortgesetzt haben, bis irgend eine schau erwähnte Umwälzung diesen Riß in die Weichen des Berges gemacht hat und die jetzt verchieden genannten Berge trennte.

Der „Hirschenprung“ ist eigentlich heutzutage nichts als eine Trodenklamm, auf deren Sohle dann die Fahrstraße künstlich hindurchgeführt wurde. Früher mag es anders gewesen sein, denn wenn man durch diese Klamm hindurchgeschritten ist, breitet sich eine felsartige Ebene in den rings jäh abfallenden Berghängen aus. Der Grund dieser Ebene ist moorig und nach größerem Regen teils mit Wasser gefüllt und mag einst einen See gebildet haben, welcher sich durch den Berg gewaltsam den Weg hinaus zur reißenden Älter bahnte und den sog. Hirschenprung gebildet und erweitert haben mag.

Die Klamm wird „Hirschenprung“ genannt, weil im Volksmunde die Sage geht, daß einst über dieses Felsensteg vom Ochsenberge her, durch einen Luchs verfaßt, ein Hirsch den Sprung über die Klamm, der allerdings bedeuten

gewesen wäre, in seiner Angst gemagt hätte und so den Nachstellungen dieses Räubers entgangen wäre. Allerdings war gerade das Algau seinerzeit sehr mit diesen gefährlichen Raubtieren gesegnet. Noch in den fünfziger Jahren wurden hin und wieder Luchs gespürt und gesehen. Doch erlegten wohl die letzten die königl. Förster Zeller in Fischen und Agerer in Hindelang. Heute noch prangen ein Duzend vermittelte Luchshädel über der Thüre des Agererschen Forsthauses

in Hindelang als die schwachen Fragmente einer früheren reichlicheren Fauna dieser Berge.

Vor dem Hirschenprung ist das Hügel-land freundlicher und tieflicher, sobald wir aber die Klamm passiert haben, nimmt die Landschaft einen ganz andern Charakter an, und wir stehen in einem wilden, finstern Berg- und Waldesfel, gegen welchen steile Berg- halben sich herabhängen, häufig von Felsblöcken und Geröll- halben unterbrochen. Gegen Süden rufen die Nordwände ihre scharfen lahlen Spitzen in die Höhe, wo noch einzelne Wände des Falkenberges herüberblicken. Das ist der „Hirschenprung“ und ungleich der Eingang in das hoch gelegene Tiefenbacher Thal, und so wild und unwirtlich, aber doch grotesk und interessant er dem übertrafsten Wanderer erscheint, so sehr mildert



Der Hirschenprung bei Eisenbach im Algen mit den Kosmüben.
Originalzeichnung von Otto Graebner.

sich der Charakter der Gegend, wenn wir nach ein paar hundert Schritt weiter wandern und, plötzlich um eine Fels- ede biegen, ins eigentliche Tiefenbach eintreten.

Friedlich still liegt das Kirchlein mit einigen zerstreuten Häuschen an sanft anstiegender Wiesenschang, und zwischen durch schlängelt sich die Straße hinaus nach der Schlucht des Falkenbaches. Versteckt in einem Einschnitte liegt hier das „Bad Tiefenbach“ mit seiner altberühmten Schwefelquelle, welche schon um das Jahr 1644 dadurch berühmt wurde, daß sie den bekannten Grafen Haug von Königsdorf, den Sprößling eines der berühmtesten Algauer Geschlechter, von seinen Leiden heilte. —

Wenn wir uns gegen Süden wenden, grüßen und die Spitzen der Engenköpfe, Kreterköpfe und der Wolladertünde und schließlich mit der Spitze des Hohenfer (6871') gleichzeitig auch mit der Landesgrenze gegen Voralberg das Panorama ab.

Viele reiche Alpen befinden sich in diesem Gebirgsstode und geben einem nach Tausenden von Stücken zählenden herrlichen Staote an Gebirgsreich Nahrung. Aber auch der Weidmann findet hier reichliche Befriedigung seiner Wünsche, denn in den tief eingerissenen Schluchten und rauhen Wäldern fählt sich der edle Gemeinträger, der stattliche Bergbirch,

heimisch, und auf den Finken und Schreien der Wänder stehen zahlreiche Rubel flüchtigen Gemüthbildes. Weite Kreise zieht im düstigen Aether der dort heimische Steinadler, und auch das geheimnißvolle Kranke läßt seinen schrüden Pfiff durch die Steinbalden des Moosberges ertönen. Schöne weidmännliche Erinnerungen ließen mich diesen hüßlichen Fied unferer heimischen Gebirge lieb gewinnen, und gleich mir wird jeder Freund großartiger Bergnatur aus jenen Thälern nur scheiden mit dankbarer Erinnerung an die Genüsse, welche seine Wanderung ihm bot.

Kleine Mittheilungen.

Die alten Handwerksgebräuche. „Gott ehre das Handwerk! Meister und Gesellen lassen Euch freundlich grüßen von wegen des Handwerks!“

Nach zu Anfang unseres Jahrhunderts konnte bei keiner Zünngung ein Lehrling aufgebürgt werden, wenn er nicht mütterlich seines Geburtsortes seine ehrlche und ehrlche Gebart nachzuweisen vermochte. Auch hatte er zwei Bürgen zu stellen, welche für seine Auführung und sein Verbleiben in der Lehre verantwortlich waren. Hatte er nun keine Lehrling, während her er in den meisten Fällen nur der Stube des Meisters und der Gesellen und der harten Behandlung schuldig preisgegeben war, glücklich überstanden, so ward er zwar von einem ehrbaren Genossen vor öffentlicher Rede freigesprochen, hatte aber damit nach Keuchwegs das Recht erlangt, sich Geselle zu nennen. Am in den Gesellenstand aufzunehmen zu werden, mußte er sich mit den Gesellen abfinden, sich „zum Gesellen machen“ lassen, welche Handlung mit möglichstem Ceremoniell vorgenommen ward, wozu er auch einer „Kranzjungfer“ bedurfte, und wobei schließlich auf seine Redung tüchtig getrunken wurde.

Das hässliche Gesellen auf dem Rücken, den unvernünftlichen, mit Nachstrich-Juttelack überzogenen Cylinder aus dem Kopfe, einen lässigen Kantenstod in der Hand und die in einer Blechtafel wohlverwahrte „Kundschaft“ umgehängt, zog der Handwerkskürsch, allen Unbilden der Bitterung tropend, seine Straße. In einer Stadt angekommen, wo Meister seines Gewerbes sich besaßen, wanderte er auf seine Herberge ein und begrüßte den Herbergsbrater, um ein freundlich Kostgänger bittend.

Sprach der Wanderte in einer Verkleidung seiner Junst ein, so hatte er sich itezig an gewisse Regeln zu halten. Er mußte J. B., je nachdem er diesen oder jenem Genossen angehörte, das Heilchen über die rechte oder linke Schulter hängen, den Stod in der rechten Hand und den Naf wenigstens mit zwei Knöpfen zugelenkt haben. Mit der linken Hand den Hut etwas lüftend, sprach er den üblichen „Gruß“, und letzterer galt den Meistern als genügende Beglimmung zur Verabreichung des „Gefchentes“.

Wenden wir jetzt einmal einen Blick auf die Aufnahme eines Kupferknechts in den Gesellenstand, wie sie nach im Jahre 1799 mit allen Ceremonien stattfand.

Der Junggeselle erschien nach damaliger Sitte wohlkürstet und gepudert, mit Haarzopf und Seitenlocken, auch mit dem von der Kranzjungfer ihm dargebrachten Kranzchen (wofür er sich bei letzterer mit einem Gefchäl abzufinden hatte) gezieret, in der Versammlung der Gesellen. War nun alles gehörig vorbereitet, der Willkommen mit Bier gefüllt und dieses mit Zucker, Kullate und Nimmert gemischt, so forderte der Willkommene die übrigen auf, sich zu setzen (wobei der Damm der rechten Hand auf dem Tische liegen mußte), und sprach:

Also mit Gnuß, glänzige Gesellen und Kupferknecht, diemeil mir die Sieb Gatt einen fremden Kummelmann besetzt hat, so

habe ich zum guten Willen bitten lassen. Ist einer ober der andere noch nicht gebeten, so werde ich's thun. (Antwort von allen: Bei mir ist's geschchen.) Ich bitte, ihr wolle mit heßen, meinen strengen Kummelmann sein köthig machen, und ihm aus dem ehrlchen Willkommen zuzinken. Also mit Gnuß, mein lieber Kummelmann, hiermit bringe ich Dir den ersten Jungferntanz auf diesem ehrlchen Willkommen, in Gesundheit meiner und Deiner und aller ehrlchen Kupferknecht, die auf grüner Heide gehen. Du sollst leben Friedlich u. A. (Jeder Welle trank nun dem Junggesellen zu, und dieses ward dreimal wiederholt.)

Es mögen nur noch wenige Sprüche wörtlich folgen, wie sie bei den Kammern gellen.

Beim Einwandern in die Herberge.

Also mit Gnuß! Gott grüße den ehrbaren Herrn Vater; ich soll den Herrn Vater grüßen vom Herrn Vater, Jean Mutter, Herrn Eraber und Jungfer Schreierin von der Stadt, wo ich herkomme, und wolle den Herrn Vater angesprochen haben um ein ehrbares Kostgänger.

Gebrauch beim „Willkommen“.

Also mit Gnuß, daß ich den ehrbaren Willkommen mit meiner Hand ergreifen und ihn von der ehrbaren Handwerksknecht aufheben und ihm sein Gnuß entlösen mag. Also mit Gnuß, daß ich den ehrbaren Willkommen an meinen Mund legen und einen Ehrentrank daraus trinken mag. Die Gesundheit des ganzen löblichen Handwerks, wie auch der ehrbaren Meister, der ehrbaren Knecht, wie auch einer ganzen ehrbaren Gesellschaft. Also mit Gnuß, daß ich den ehrbaren Willkommen auf die ehrbare Handwerksknecht niederlegen mag, mit Gnuß, daß ich den ehrbaren Willkommen sein Haupt bedecken mag; mit Gnuß, daß ich den ehrbaren Willkommen meinen Knechtellen zubringen mag, wie er mir ist zugebunden worden.

Beim Erüberbrings-Trinken.

Proßt, Bruder! auf Du und Du trin! ich Dir's zu; nicht aus großem Turst, sondern aus Lieb' und Lust; aus Lieb' und Zurendlichkeit, meine und Deine, auch oder davon Krautergesellen Gesundheit!

Soll unserm Bölig Söll! Unser Königsstamme ist ursprünglich ein englisches Volks- und Nationallied. Text und Weise wurden fast in allen deutschen Staaten angenommen. Ja, selbst in verschiedenen Kantonen der Schweiz sang man es mit möglichst angepaßten Worten. Lange war man der irrigen Meinung, die Melodie sei von Däned. Die sorgfältigsten Ermittlungen aber ergaben, daß Händels Beteiligung sich lediglich darauf beschränkt, daß er die ihm gegebene Melodie gelegentlich harmonisch und instrumentierte. Daher der Irrtum. Dandel kam erst 1710 nach London, wo er 1712 seinen stiebenden Botenjüng nach, eine große Anzahl Opern und Oratorien komponierte und 1759 farb. Unser Lied hingegen wurde zum ersten Male in London aufgeführt am

16. Juli 1607 bei einem Feste, welches die Janung der großen Kleiderhändler dem Könige Jakob I. gab, um ihn wegen der Errettung nach der Pulververfälschung zu beglückwünschen. Es ist also anzunehmen, daß es kurz zuvor, im selben Jahre, verstorben worden sei. Der Text ist von dem damals berühmten Dichter Ben Jonson, die Musik von Dr. John Bull. John Bull wurde geboren 1563 und starb 1622 zu Lübeck. Er war durch Verwendung der Königin Elisabeth Professor der Musik am Gravenhagischen Institut zu London und bezog als Honorar jährlich 40 Pfund Sterling jährlichen Gehalt. Der Text lautete damals: „God save great James our King“. Als durch Cromwells die Strafen gestürzt waren, wagte niemand mehr, es zu singen, und so kam es in Vergessenheit, bis es erst nach 100 Jahren wieder hervorgerufen und der Dynastie Hannover angepaßt wurde. Küstlich Göbber sang es im Drurylane-Theater — ihr Bruder Dr. Arne, der Komponist des Rulo Britania hatte das Lied fürs Orchester instrumentiert — nach der vorantastenden Unternehmung des Prätendenten in Schottland mit haremischem Brüll, und selber blieb es Voltstied. G. Rot.

Tagelöhnerhoff. Im 15. Jahrhundert belief sich in Augsburg der gemeine Tagelohn in gewöhnlichen Preisjahren auf den Wert von 5—6 Pfund des besten Fleisches. In wohlfeilsten Jahren konnte sich der Tagelöhner für seinen Lohn täglich ein Pfund Fleisch oder sieben Eier, ein Viertel Erbsen, eine Maß Wein und das nötige Brot dazu verschaffen und ertrügte doch noch die Hälfte der Einnahme für Wohnung, Kleidung und sonstige Bedürfnisse. Im Fürstentum Vorpommern verdiente ein Tagelöhner um 1464 täglich 18 Pfennige, während ein Pfund Bratwurst einen Pfennig, ein Pfund des besten Rindfleisches zwei Pfennige kostete. Nach einer Hausordnung des Grafen Josthin von Ohningen († 1520) erhielten die Tagelöhner und Fronbauern sowie die Dienstmädchen täglich folgendes Essen: „Des Morgens ein Suppen oder Gemes; ein Mittag den Arbeitern, den andern ein Suppen. Des Mittags: Suppen und Fleisch; ein Kraut; ein Pfeffer oder eingemacht Fleisch, ein Gemes oder Millich; 4 Eßen. Des Nachts: Suppen und Fleisch; Kruden und Fleisch oder eingemacht Fleisch; ein Gemes oder Millich; 3 Eßen.“ Den Frauen, die Hühner, Hühner oder Gier bräutet, sollte gegeben werden „ein Suppen, darzu zwanzig Brot“, wenn sie der oder eine halbe Meile weit herkommen, „nach ein Eßen zu der Suppen und ein Krautchen mit Weyn!“ — In Wittenberg galt das Pfund Fleisch durchschnittlich zwei Heller. Ein Meßstipendium war auf den Betrag von 4—5 Pfund Fleisch, neun Heller oder etwas mehr angesetzt.

Aus dem Bauernkriege. Eine der entsetzlichsten Episoden dieses beherrenlichen Krieges trug sich in Kippingen am Main zu. Diese fränkische Stadt gehörte zwar dem Fürstbischöf von Würzburg, war aber an die Markgrafen von Ansbach verpfändet. Die Bürger hielten es mit den anständigen Bauern, verjagten sich Chren 1552, „und das heil. Evangelium selbst zu vertheidigen“, und schlossen sich dem großen Haufen der fränkischen Bauern in

Freiburgfeld an. Als der Aufruhr gedämpft, Tausende von Bauern gefallen waren, kamen auch Abgesandte von Kippingen zum Markgrafen Kasimir und boten ihre Unterwerfung an gegen Schonung des Lebens. Letzteres wurde ihnen zugesandt. Auf Pfingsten rückte der Markgraf, der selbst der neuen Lehre zugewandt war, in Kippingen ein. Die ganze Bürgerlichkeit wurde aus Rathaus zur Halbtagung befohlen. Hieran wurden die, so trübselig waren, verlesen, die übrigen durften beigegeben. Die Verlesenen wurden in den starker eines Hofes geführt und — da ihnen das Leben versprochen war — ihnen durch den Dekan Augustin die Augen ausgehoben! Diese raffinierte Grausamkeit wurde an 57 Bürgern verübt, deren Namen noch aufbewahrt sind, wie auch der Hof noch immer den damals erhaltenen Namen „Leiden-Hof“ trägt.

Zur Charakteristik Wallenstein's. Im Jahre 1625 unterhandelte Rürnberg mit Wallenstein wegen Abwendung der Rüsterei und Sammelplätze des Kriegsvolkes, die derselbe in das Gebiet Rürnberg's verlegen wollte. Wille Rürnberg von demselben verschont bleiben, so mußte es 100000 Thaler bezahlen. Der markgräfliche Kämmler Urban Caspar v. Freilich und Graf Friedrich von Solms rieten der Reichsstadt, sie möge nur alle Mittel anwenden, um Wallenstein von ihrem Gebiete fernzuhalten, „denn er sei eines heiligen, tyrannischen Gemüths, also daß, wenn die Soldaten, die er hängen lassen, noch am Leben und besonnen wären, ein solches Regiment mochten würden; wie er denn seinen Kammersekretarius, der ein wohlqualifizierter Mann gemeh, mit erschossen, sondern denselben allein darob, daß er ihn voran eines angenehmen kaiserlichen Karrieres ansetzt auf dem Schloße aufgeweckt, aufbruten lassen“.

Botstolstein und Aostümhunde. Ganz anders als die vorhergehenden Bilder zeigen sich zwei Botstolstein an der Kirche zu Stubenberg bei Einbach am



Nach dem Bild des Mannes datiert an dem Jahre 1796. Er trägt einen mächtigen weiltrenpigen schwarzen Hühner, dessen Formen wir heute noch in einzelnen Tiroler Thälern finden. Die reuliche weiche Feineweiche tritt zurück, der Hemdtragen spitzt sich über das schwarze, in geschmacklosen Knoten geschlungene Halsstück hervor. Die jastensünrige Weite ist rot; eine Farbe, von welcher der grüne breite Hosensträger sich gefällig abhebt. Der Rock ist den blauem Tuch; die schwarze leberne Dose endet am Knie, wo die blauen derten Strümpfe beginnen. — Das Bild der Frau stammt aus dem Jahre 1793. Sie hat sich mit einem jierlichen aus Draht ausgebauten Hühnerhänden geschmückt. Um den Hals schlingt sich die im „Bogeland“ bei der Beschreibung der Oberaardter Tracht geschilberte, heute noch betriebene „Fiorlette“. Die Braut ist sittsam und jüdisch durch ein rotes Tuch verhöllt, welches in die braune Wallenstein eingestreut ist. Bauer Schutz und grüner Rock vollenden die reide, wenn auch nicht besonders geschmackvolle Zusammenstellung der Farben. — Im Gruppenbilde finden wir drei Jasthunderte zusammengedrängt. Das erste Mädchen zur Linken des Besonderen ist ein Bild aus dem Jahre 1668. Die Tracht ist überaus jierlich und elegant. Das Hühner macht

Jan. Das Bild des Mannes datiert an dem Jahre 1796. Er trägt einen mächtigen weiltrenpigen schwarzen Hühner, dessen Formen wir heute noch in einzelnen Tiroler Thälern finden. Die reuliche weiche Feineweiche tritt zurück, der Hemdtragen spitzt sich über das schwarze, in geschmacklosen Knoten geschlungene Halsstück hervor. Die jastensünrige Weite ist rot; eine Farbe, von welcher der grüne breite Hosensträger sich gefällig abhebt. Der Rock ist den blauem Tuch; die schwarze leberne Dose endet am Knie, wo die blauen derten Strümpfe beginnen. — Das Bild der Frau stammt aus dem Jahre 1793. Sie hat sich mit einem jierlichen aus Draht ausgebauten Hühnerhänden geschmückt. Um den Hals schlingt sich die im „Bogeland“ bei der Beschreibung der Oberaardter Tracht geschilberte, heute noch betriebene „Fiorlette“. Die Braut ist sittsam und jüdisch durch ein rotes Tuch verhöllt, welches in die braune Wallenstein eingestreut ist. Bauer Schutz und grüner Rock vollenden die reide, wenn auch nicht besonders geschmackvolle Zusammenstellung der Farben. — Im Gruppenbilde finden wir drei Jasthunderte zusammengedrängt. Das erste Mädchen zur Linken des Besonderen ist ein Bild aus dem Jahre 1668. Die Tracht ist überaus jierlich und elegant. Das Hühner macht

der weiblichen Eitelkeit alle Ehre, vorn aus schwarzer Seide und goldnen Spitzen, am Hinterkopfe ein Häppchen dunkelrot und goldgefärbt. Teu der Vorliebe jenes Jahrhunderts für blendendes Weißzeug trägt das Mädchen einen ärmeltragenden, feingestülpten Mantelchen, weiße Schürze. Das Kleid ist orangefarbig, die Jacke schwarz am Ärmelrand gefärbt, um die Wäsche hervorzuheben zu lassen. Ihre Nachbarin ist ein Kind unfers Jahrhunderts, Bild aus dem Jahre 1800. Crignell ist die Hantrockt und von einem Raffement, welches der heutigen laudlichen Bevölkerung völlig fremd ist. Der vor den beiden Mädchen stehende Burische ist einer Soldat aus dem Jahre 1791 nachgebildet. Der „Junker“ tritt und hier zum ersten Male entgegen. Sein Nachdoppo vorrepresentiert das Jahr 1820. Der lange Maw Zugrod, die kurze Weste,

über acht Gulden und nicht mehr als drei Schleier für eine Person, auch zur Weste in keinem mehr eingewickelt als eine Linse Goldes (ungefähr zwei Loo), seidene Zerklen an den Kleidern, aber keine von Fellen oder Gold; ein Hücker von Fellen, aber nicht über fünf Gulden an Wert, eine Fellekrust nicht über zwölf Gulden; ein Heiß von zwei Reichen Fellen um die Armeel, das Loo zu fünf Gulden; ein golden Ketten mit Hühnung zu fünfzehn, ein Halsband zu zwanzig Gulden, außer dem Veru- oder Ehe- ring keine anderen Ringe über vierundzwanzig Gulden an Preis. Paternoster drei oder vier, aber nicht über zehn Gulden; Hüchel von Seide oder goldenen Fülllein nicht mehr als drei.

Arbeitseinstellung der Beschäftigten in Nürnberg
Diese erreichte sich 1375. Als die Wirtschaftskrisen wagen



Kostüm. Nach niederösterreichischen Zeitmalern. 1668—1820.

die unter dem Kinn gebundene Halsbinde, der cylindrische Hüls- hut geben dem Manne eine gewisse spielsüchtige Behabigkeit; die Gattin trägt eine kostbare Felmütze, Jacke und Kleid aus feinem braunen Stoffe, die dunkelblau Schürze ist coja gefärbt. Inseer kleine Andacht hat unseren Lesern gezeigt, welsch kultur- geschichtliches Material aus den schlichten Täfelchen von einem fin- digen Ringe und einer geschickten Hand hervorgeholt werden kann.

Regensburger Kleiderordnung. Der Rat von Regensburg, der im Jahre 1485 „das hoffärtig übermäßig Wesen, das Wonen und Wesen im überflüssiger Rohbarkeit auf allerlei Kleidern und Kleidernd bisher getrieben“ hingen wollte, gestattete den vornehmen Bürgerweibern und Jungfrauen als erlaubt: acht Röcke, sechs lange Mäntel, drei Tanskleider und einen gefärbten Rod mit nicht mehr als drei Ärmeln von Sammet, Tamodcat oder anderer Seide. Jede durfte besitzen und tragen: zwei Haut- gebäude von Fellen, je zu zwölf Gulden (für 12 fl. bekam man damals etwa drei feste Dassen) an Wert; ein Kränzlein von Gold und Fellen, doch nicht über fünf Gulden; Schleier je einen nicht

Teuerung die Kost der Gesellen herabzubringen wollten, gaben die Gesellen sich damit nicht zufrieden, stellten die Arbeit ein und verließen die Stadt. Sie zogen nach Bunsibel und Dinkelsbühl, erklärten sämtliche Weiber in Verzug und ließen vermöge der Ver- bindungen ihrer Weiber denselben keinen Gesellen mehr zutommen, insfolgedessen kam das Handwerk der Bleichschmiede, in Nürnberg eines der ältesten und angesehensten, so herunter, daß aus den- selben kein Mitglied mehr zu Rate gezogen werden konnte. Mehrere Weiber begaben sich nach Augsburg und Donauwörth, die zurückgebliebenen verarmten, und allmählich ging das ganze Hand- werk ein.

Inhalt: Nach Harnen Erb. Spaltung von Dr. Jakob Oberberger. — Der Singer. Von Prof. Dr. Diegel. (Berichtigung.) — Berg Gottes in Bayern. Von Heinrich Erng. (Mit einer Illustration.) — Wanderungen in sächsischen Bayern. Von Otto Wecker. (Mit einer Illustration.) — Reine Mittelstellungen. Die alten Buchvertheilung. — Der kleine Ring. — Kapitulation. — Hat dem Wauer- freige. — Der Wauerfreige. — Wauerfreige. — Wauerfreige. (Mit zwei Illustrationen.) — Regensburger Kleiderordnung. — Vertheilung der Wirtschaftskrisen in Nürnberg.



Das Bayerland,

Illustrirte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von O. Kehler, Druck und Verlag von K. Oldenbourg in München.

N. 18.

Bezieht sich auf ihren Umfang und ihre Zahl alle Bestellungen zum Preis von M. 2.— für halbes Jahr, bezogen werden — Bei einem besten Besage kann die Post aber bei Verlangensstellung auch ein Vierteljährig erhalten.

3. Jahrgang 1892.

Nach Thierem Tod.

Erzählung von Dr. Alphonse Steinberger.

(Schluß)

Die Kinder drängten sich dicht an die Mutter heran, denn sie fürchteten sich vor den wilden Männern, die zugleich mit dem Vater ins Zimmer traten und ihn mit festem Griffe am Arme gefaßt hielten.

„Laßt mich los, Leute“, bat der Dombaumeister die Aemchte, während der Angstschweiß ihm auf die Stirn trat. „Laßt mich los, nur einen Augenblick, daß ich mit meinem Weibe rede!“

Der Führer der Bande gab seinen Leuten ein Zeichen, dem diese sofort im Sinne des Gefangenen willfährten; aber sie blieben dicht hinter demselben stehen.

„Macht es kurz, Meister“, befahl jener, „je länger, desto mehr Schmerz und Sejammer!“

Der Mann sprach in rauhem, barschem Tone, aber die Hand an dem Schwerthorbe zitterte leicht, man konnte unschwer entdecken, daß es ihm selber hart fiel, sein Mitleid zeigen zu dürfen.

„Sei gefaßt“, sprach Wolfgang Koriher, sein der Verzweiflung nahes Weib in die Arme schließend, „ich habe nichts Schlechtes gethan, — man wird mich bald wieder frei geben! Nimm Dich aber der Kinder wie bisher an, sie sollen . . .“ Da konnte der starke Mann nimmer weiter reden, die Thränen drangen ihm mit Gewalt aus den Augen; er lächelte eines nach dem andern, die kleine Barbara aber hob er zu sich empor und preßte die bleichen Lippen lange auf deren kleines Vorderhaupt.

Jetzt umringten ihn die Schergen des Gerichtes, noch einen letzten Blick auf sein im Schmerze zusammenbrechendes

Weib und einen Händedruck dem treuen Kammerlöcher, dann wurde der Gefangene ins „Haus“¹⁾ abgeführt.

Eine große Menschenmenge hatte sich auf den Straßen angesammelt, mit schauern, angstgefüllten Blicken sah man das unerhörte Ereigniß vor seinen Augen vorüberziehen.

Wolfgang Koriher, der berühmte, hochangesehene Dombaumeister und Künstler, der bisher so unbescholtene, brave Bürger, Gatte und Vater ins Gefängniß gebracht! Und warum? Weil er, der Mann voll des glühendsten Freiheitsfinnes und der treuesten Fürsorge für das Wohl seiner Mitbürger, dem unerträglichsten Regimente des kaiserlichen Stadthauptmanns und seines Anhangs ein Ende bereiten wollte!

Doch still, — daß kein Verräter lausche! Verrat war seit einiger Zeit an der Tagesordnung, es herrschten in der alten Reichsstadt gegenwärtig gar schlimme Verhältnisse!

Am 12. Mai des Jahres 1514 wurde am frühen Morgen vor dem Rathhause eine schauerliche Arbeit vollführt. Kaum daß sich im Osten die ersten Sonnenstrahlen zeigten — es schien ein heiterer, wolkenloser Frühlingstag zu werden —, so wurde die Pia²⁾ aufgeschlagen; um 1 Uhr sollte die Enthauptung des Dombaumeisters Wolfgang Koriher als eines Anstifters zu Aufruhr und Widersetzlichkeit gegen die kaiserliche Obrigkeit vollzogen werden.

¹⁾ Gefängniß unter dem Rathhause.
²⁾ Schaafst.

Nicht die Kerkerhölle hatte den Mann eigentlich getroffen, auch nicht das Bewußtsein einer aus bösem Herzen gekommenen That, denn derartige hatte er sich nicht vorgenommen; — aber der Gedanke, von Weib und Kind scheiden zu müssen — dieser Gedanke brachte den sonst so festen und willensstarken Meister der Verzweiflung nahe.

„Ihr werdet sie wiedersehen“, sagte ihm der Geistliche ein über das andere Mal, „seid getroßt, Meister, geht unverzagt dem Tode entgegen!“

Koriper aber starrte auf die feuchte Steinplatte des Kerkers, und tiefstes Seelenleid sprach aus den Zügen des todblaffen Gesichtes.

„Wiedersehen“, sagte er leise, „Ihr meint es ja gut mit Eurem Traute, ich weiß das! Aber Ihr wißt nicht, was es um Weib und Kind ist, nein — das wißt Ihr nicht! Wäre ich allein, das Sterben fielen mir — ich rufe den ewigen Richter als Zeugen für meine Worte an — nicht schwer! All' meine Sünden habe ich Euch bekant, sie breut in innerster Seele, was soll ich also das Sterben fürchten, denn ja doch kein Mensch entrinnen kann? Aber jetzt“, der Sprecher machte eine Pause, wie am erst Kraft zur Fortsetzung seiner Rede zu gewinnen, — „da tritt mein Weib an mich heran mit den drei Kinderleiden, sie haben die Augen rot geweint, und der Hunger und die Schande haben ihnen die stinke Fische von den sieben Gesichtern hinweggerafft! und dafür die Sorge und das Elend daraufgemalt!“

Der Mann schüttete vor Schmerz, die Thränen rannen ihm unaufhörlich hernieder und benetzten den grau gewordenen Baot und die abgemagerten Hände.

Da hörte man draußen vor dem Kerker mit einem Schlüsselbunde ruffeln; Koriper schreckte zusammen, und der Geistliche schloß nach der Hand des Verurtheilten, um ihm so nahe wie möglich zu sein.

Die Kerkerthür öffnete sich, doch trat der erwarteten Gerichtsperonen und des Henkers trat in Begleitung des Kerkermeisters Idag Kammerlöcher herein.

Koriper erhob sich beim Anblicke des Kammernden von seinem Strohlager; er konnte nichts sprechen, stumm sank er dem treuen Freunde an die Brust, die jeder den großen Jammer kann zu ertragen vermag.

„Idag“, sagte der Dombaumeister nach einiger Zeit, „Du — verzehst mir?“

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Wohl“, entgegnete der Frage mit halb erstickter Stimme, „ich soll Dich noch grüßen . . .“

„Was wem?“ schrie der Befangene auf, er sah den Boten nimmer erhofften Glückes an den beiden Armen und hing mit trankenen Blicken an den Lippen des Sprechenden.

„Von ihr“, erwiderte Kammerlöcher, „von Deinem Weibe und den Kindern, . . . sie wollen beten für Dich in alle Zeit und ich . . .“

„Und Du, Idag, was willst Du?“

„Werde die Deinen nicht verlassen!“

Da ließ Koriper die Arme des Mannes los, und auf die Knie sinkend, faltete er seine Hände und sprach ein heißes Dankgebet. Als er sich wieder erhob, trat eben das Gericht herein und forderte den Verurtheilten auf, sich zum letzten Gange bereit zu machen. Keine Angst sprach aus den Zügen Koripers, fast heitere Ruhe war über das bleiche Gesicht

gebreitet; eine halbe Stunde später war der Gerechtigkeit Genüge geschehen.

Der Winter des kommenden Jahres war so seltsam, daß sich alles darüber höchlich verwundete. War der Herbst kalt und unfreundlich gewesen, so änderte sich in den darauffolgenden Monaten die Witterung drart, daß im Dezember die kleinen Wäpflchen mit ihren weißen Blättern und den gelben Stenchen in der Mitte aus dem Boden kamen, und schon im Januar, noch mehr aber im Februar begannen die Knospen an den Apfel- und Apfelsenzbäumen aus dem Schloße zu erwachen und ihr weißes Jeskleid zum Empfange des Frühlings anzuziehen.

Des Frühlings! Die meisten Menschen erleben den rechten Frühling nur einmal und von diesem wiederum die größte Hälfte nur auf kurze Zeit; ja man sagt, daß es Herzen gebe, die überhaupt nicht wüßten, was es um den Frühling ist.

Die Witwe Anna Koriper saß am jene seltsame Jahreszeit wie gewöhnlich in der Stube der kleinen Wohnung, die sie nach dem schredlichen Ende ihres Mannes alsobald bezogen hatte, und war eusig mit Nadeln beschäftigt. Die Kinder aber spielten zu ihren Füßen mit runden Kieselsteinen, legten sie in Reihen schön geordnet zusammen oder bildeten mit ihnen verschiedene Figuren.

Jetzt giog ja die Mutter wieder der völligen Genesung entgegen, ach, monatelang, bald nach jenem traurigen Tage, an dem der gute Gott den Vater zu sich in den Himmel genommen hatte, war sie schwer krank gewesen, mit bleichen Wangen und erloschenen Blicken dagelegen am, wenn nicht ein meist unbekant bleibender Wohlthäter für die nöthigen Mittel zu Speise und Trank gesorgt haben würde, so hätten sie wohl alle hungern, ja selbst die bitterste Not leiden müssen. Aber nun verdiente die Mutter selbst wieder Weib, viel Geld, denn sie arbeitete den ganzen Tag, und der sechsjährige Dionys behauptete seinen Weisheitsern gegenüber, daß er die Mutter einmal sogar des Nachts habe arbeiten sehen.

Es war dies in der That einige Male der Fall gewesen, aber die Mutter hatte hiervon bald wieder absehen müssen, die Nacharbeit war ihr lebensgefährlich geworden. Lebensgefährlich? Für die arme Verlassene hatte dieses Wort nur mehr in dem Falle eine Bedeutung, wenn sie auf ihre Kinder blickte: für das Leben dieser süßen Jungen entschundenen Glückes betete sie alle Tage zu Gott, sie war die Mutter — auch ihr Leben mußte erhalten bleiben!

Somit aber war dies Döseln für sie von keiner Bedeutung mehr, und am liebsten hätte sie sich diejenige Ruhe gewünscht, welche nur das Grab zu bieten vermag! Wie war sie doch einstmal als Mädchen in den Tagen der Rosen so glücklich gewesen! Wie so heiter, so lebensfroh, als sie noch in Um des Sonntags mit ihren Eltern sitztem, und gesenkten Blicken zur Kirche ging und da gar moncher schmude Gesell den Hut aber die Mütze zog, wenn sie vorüberstrich und leise erröthend den Gruß erwiderte!

Ja, damals glaubte sie noch an Liebe und Glück, so fest, wie an die einstige Seligkeit und — eines Tags, als ihr ein gar treuer Gesell, der sie kaum von fern zu grüßen wagte, und dessen Namen sie nicht einmal kannte, einen Strauß von Primeln und Veilchen unermert durch Fenster gebracht als schüchternen Gruß der erwachenden Liebe — o damals hätte

sie nicht mit Feinzeffinnen tauschen mögen, denen doch — die Mutter hatte es seit des Abends erzählt — Feinhände Gold und Silber in die Wiege legen! Und sie war damals nur ein armes Bürgermädchen gewesen!

„Mutter“, unterbroch Dionys die schmerzlich-süßen Erinnerungen der Witwe, „bitte, erzähle uns doch die Geschichte von der armen Frau, wohnt Du, die immer weinen mußte, bis sie die schönen verzauberten Blumen fand!“

„Ja, Mutter, bitte, erzähle uns“, unterstülpten die anderen Kinder den Wunsch ihres Bräutigams.

„Später, Kinder“, versetzte die Mutter, „wenn es dunkel wird! Aber, ihr wißt ja, so lange der liebe Gott die Sonne scheinen läßt, muß die Mutter ardeiten!“

Amos schlante, fast mädchenhafte Gestalt erhob sich und trat einen Moment an das bleaunrahmte Fenster; der eine Flügel war leicht geöffnet, noch immer strömte warme, wärzige Luft durch den kleinen Zugang herein; kaum aber war sie wieder davon weggetreten, um ihr Arbeitzeug vom Tische zu holen und mit dem Stuhle dem Fenster näher zu rücken, als sich ein Geräusch wie von einem fliegenden oder geworfenen Gegenstand vernehmen ließ. Die Witwe, leicht erschreckend, wandte sich um und erblickte auf dem Boden, nahe der Stelle, wo sie eben gestanden war, einen kleinen Blumenstrauch, aus Primeln und Weiden gebunden. Während die Kinder jubelnd die kleinen Frühlingsboten begrüßten, wurde die Brust des jungen Weibes von einer unbeschreiblichen Empfindung durchströmt; „mein Gott“, sagte sie in einer Art süßen Schreckens zu sich selber, „was soll das? Welche Erinnerungen ruhen in mir diese kleinen Blumen wahr?“

Wenige Augenblicke darauf pochte es an die Thür, und dieselbe langsam öffnend, trat Jörg Kammerloher herein. „Vergelt, Frau Anna“, sprach er zu der etwas verwirrten Frau, „doh ich so spät noch bei Euch eintrete; ich wurde aber durch das Geschäft abgehalten, früher zu kommen! Die Blumen, die ich noch eigen in Worten pflückte, sollen statt meiner um Verzeihung bitten!“

„Von Euch stammt also die Überraschung?“ fragte Anna, indem eine leichte Röthe ihre blassen Wangen überzog, während sie zugleich den Reiter einlad, Platz zu nehmen.

„Ja, von mir“, antwortete Jörg in scheinbar absichtlich gleichgültigem Tone, zog die Kinder an sich und teilte an jedes ein kleines Spielzeug aus; „der Weg übrigens der Obmalstüche bis zum Weichspeter (Thor) ist nicht der nächste Weg“, fuhr der Reiter fort, er wollte dem Sprecher offenbar eine andere Wendung geben. „Aber ich muß Euch doch sagen“, sprach er nach einer kleinen Pause weiter, „weßhalb ich komme: es geschieht im Auftrage meines Vaters! Er hätte Euch selber aufgesucht, aber, Ihr wißt ja, sein Alter verbietet ihm, in dieser Jahreszeit, so schön sie auch heuer ist, die Stube zu verlassen. So hat er denn mich geschickt, um in seinem Auftrage an Euch die herzlichste Bitte zu richten, endlich einmal diese enge und dumpfe Wohnung zu verlassen und — zu uns, zu ihm zu ziehen!“

„Reister“, entgegnete die Witwe, „der Antrag Eures elden Vaters rührt mich in tiefster Seele, aber — vergeht, ich — kann nicht!“

„Und weßhalb nicht?“ fragte Jörg in nicht geringer Erregung, „was hindert Euch, diesem Wunsche des treuen Freundes Eures verstorbenen Vaters zu willfahren?“

Anna kämpfte sichtbar einen schweren Kampf. „Die Frau Korriger“, stieß sie endlich unter lautem Schluchzen heraus, „die Frau des enthaupteten Empfinders kann nicht . . .“

„Nicht weiter, Anna“, fiel Jörg der Sprechenden lebhaft, fast zornig in die Rede, „so sagt Ihr, solch niedriger Gesinnung geht Ihr an?“

„Nicht euch“, entgegnete die Witwe mit fast stehender Stimme, „o vergeht! Aber bedenkt, Reister, was würden die Leute sagen?“

Vergebens bemühte sie sich, durch einen erdichteten Grund den wahren zu verschleiern; wozu aber sollte sie ihr ohnedies gequältes und enttäushtes Herz in näheren Verkehr treten lassen mit einem Manne, dessen Ehdienst sie zu sehr erkannt hatte, als ihm bloße Achtung mehr entgegenzutragen, wozu in ihrer leidgeprüften Seele das Emporkommen von Hoffnungen begünstigen, die sich je nie verwirklichen könnten!

Jörg Kammerloher aber hatte sich aus dem Stuhle erhoben, ein Zug des Schmerzes, der bitteren Enttäuschung spielte um seine Lippen. Es sollte nicht sein, ihm sollte für so viel Lieb' und Treue kein Lohn mehr werden.

„Ich hab' Euch traurig gemacht, Reister“, sagte die Witwe Korriger mit ungerohnt weicher Stimme und sie trat dem Manne näher, so daß ihre Augen in nächster Nähe in die seinigen schauten, „wo habt Ihr doch die Blumen gefunden? In Eurem Garten sagt Ihr — ist's denn wirklich draußen schon Frühlings geworden?“

Jörg Kammerloher sagte — es geschah heimlich unbewußt — die schmale Hand der Fragenden und auf den goldenen Schwingen der Jugendträume eilte er zurück in die Vergangenheit.

„Zehn Jahre sind's wohl her“, sprach er leise, wie im Selbstgespräche vor sich hin, „da lebte ein frines, wunderbar schönes Mädchen in Ulm und die hatte ein junger Gesell über alles lieb, und wenn der Leuz mit seinen Primeln und Weiden ins Land zog, da sandte er ihr manch' süßen Blumenstrauch und war froh und glücklich darüber. Eines Tages aber, noch ehe die Blumen starben, war sie fort, die Donna hinkentgezogen, der schönste Gezell aber, dessen Namen sie nicht einmal erwähnen, weinte ihr viele Thränen nach!“

„Jörg“, sprach Anna, ihre Stimme bebte, und die Brust hob und senkte sich wie in gewaltigem Ringen, „woß für Erinnerungen rußt Ihr doch noch? O, laßt sie begraben sein, kein Frühlings wird sie mehr wehen!“ Die Wäde ihrer dunklen Augen irrten wie suchend nach, auf einmal aber — eine sanfte, doch unwiderstehliche Gewalt hieß sie doch thun — begegneten sie denen des treuen Mannes, der so viel Liebe und so viele Entsagung in seinem großen Herzen barg!

Fest und lange saßen sie sich einander an, eines wollte in der Seele des andern lesen, und plötzlich verstanden sie die Schrift und eine große Seligkeit erfüllte die Herzen der Liebenden.

„Du kommst zu uns, Anna?“ fragte der Reister, und die Hand und die Stimme des Mannes erbebten wie von Frühlingsahnung durchschauert.

„Ja“, entgegnete die Gestragte, und zum ersten Male noch langer Zeit und schwerer Leide leuchteten die Lippen der Freude auf ihren Wangen, „ich komme zu Euch, zu . . . Dir!“

1) So in Volksmunde statt „Weiß Sanct Peter-Thor“ im Söden Regensburger; vgl. Beckhald des Bildr. Ver. der Oberpfalz und Regensburger, Band XXIX, S. 221.

Die Kinder standen ganz ruhig um die beiden herum — sie hatten wohl keine Vorstellung von dem, was hier zwischen der Mutter und dem braven Herrn Jörg Kammerlauer vorgeging — erst als sie sich der Reide nach von einem jeden empork-

gehoben sahen und stürmisch geliebkost süßten, da fragte die kleine Barbara, wieder auf den Boden gesetzt, mit der heiteren Unschuld des Kindes: „Nicht wahr, ihr seid so fröhlich, weil der Frühling gekommen ist?“

Die Fugger.

Von Professor Dr. Dieppold. (Schluß.)

Man rühmt an den großartigen Kaufleuten der mittleren Jahrhunderte, an dem freien Gemüt der Florentiner und Augsburger Medici, daß sie bei der Künste aufblühender Patrone mit reichen Händen hinausgestreut haben in die weite Welt, und doch des Staates Pulsader, das Geld, wieder zurückgeführt in ihres Vaterlandes Herz. Denn was sie handelt von der Welt gewannen, gaben sie Wechtern, Künstlern und Handwerkern wieder. Für ihr Geld wurd ihnen gegraben, gemauert, geschmiedet und gemalt, viele hundert Aene durch sie in Bewegung, viele Familien in Rathung gesetzt. Sie hinviederum schickten ihren Gewinn nach Bessolond, Sizilien und Griechenland, für Trümmer einer untergegangenen herrlichen Welt, an welchen eine neu aufblühende sich groß zog. Für das Wiederanstehen der Städte haben unter Augsburgs Geschlechtern die Walter, die Peitingler, die Wesser, die Hainzel wie die Söhne des Bürgermeisters Schwarz, des seltsamen Rannes, der sich in allen Gestalten und Trachten seines Lebens, von Kindheit an bis in sein hohes Alter, abantasteten sich, viel, das meiste aber die Fugger getan. Sie bauten viel, wohnen prächtig und sammelten viel Ehrenwürdiges, einige aus wahrer Wohlsehogen an Kunst und Gesehrsamkeit, andere aus Liebe zum Aufwand, alle aber aus erlicher Reizung. Ihre mit Kupfer gedekten Häuser zu Augsburg glichen mehr Palästen und mehr meist von den Zeitgenossen, namhaften Architekten, aufgeführt worden sein. Nach der Verfallsstätte jener Zeit, Süddeutschlands und Augsburgs Insonderheit, waren sie von anhen mit großen Wildern (al franco) bemalt, und hierbei mag man auch Ausländer, unter anderen den berühmten Schweizer Maler und Architekten Josef Feins zu Rate gezogen haben. Viele dieser Bilder waren von Christof Ambergers Pinsel; der war aus Nürnberg, des jüngeren Hollbein Schüler und glücklicher Nachahmer, an dem man richtige Zeichnung, sorgfältige Perspektive und schönes Kalorit bewunderte. Mit der Zeit sind die Bilder erloschen, um in diesem Jahrhundert am fürstlichen Fuggerischen Palais in wunderbarer Schönheit neu zu erstehen. Aber was der Zeit länger tragen konnte, die kunstreiche Schreiner- und Schlosserarbeit wird noch gegenwärtig in ihren ehemaligen Häusern bewahrt. — Dem Johannes Fugger, der Bildnisse und Historien meist auf Kupfer mit Forben von bewunderte Dauerhaftigkeit malte, gaben die Fugger die meiste Arbeit. Und nicht nur die vaterländischen Maler, die Dalbrüns, ein Hans Birkenmaier, Hagenauer und andere, hatten für sie und ihre Nachahmer dollant zu thun, auch fremde Künstler wurden durch sie nach Augsburg gelockt, die ihnen gegen ihre fürstlichen Gaden die Meisterstücke ihres Pinsels gern überließen. Ihnen und der Stadt gereicht zur Ehre, daß sich der treffliche Titian, dem Karl V. gern und oftmals sah (1530) geraume Zeit da aufhalten; ihm verhalten die Fugger, was sein großes Talent für sie geschaffen, mit 3000 Krauen. Auf

gleichen Antrieb kam der italienische Maler Giulio Vicinia, nach seinen Lehrmeister immer nur der jüngere Gordenane genannt, zum Augsburger Reichstage (1559), wo ihm der Kaiser gestattet, seine Kunst und Malwert, die allein auf römische Art, wie es heißt, gestattet war, zu treiben. Nach der Hand erhielt er das Bürgerrecht umsonst. Ihm folgten Hans Warberger aus Salzburg, Peter Witt oder Canibdo aus den Niederlanden, Johann von Ach und Hieronymus von Kessel, die sämtlich Angehörigen ihrer Kunst in dem künftlebenden Augsburg zurückgelassen. So ward ferner der berühmte Architekt Elias Holl (geboren 1573, † 1636), der Fugger Landsmann, durch den Grafen Hans Jakob gewend, der sich zu Venedig nach welchen Mustern bildete, halb Augsburg baute, und in dem bewunderten Rathause ein stattlich Denkmal stiftete. Nach steht der Fugger prächtige Kapelle und Chor in St. Annens Kirche, wie sie 1512 gebaut worden. Da sieht man noch viele erhabene Arbeit von weißem Marmor und die in Holz geschmiedeten Brustbilder von Heiligen, Aposteln und Propheten, die geschmiedete Architektur und Säulenwerke, die dem Künstler nicht zur Unehre geröcken; es haben sich in aller Fugger nach die großen Gemälde an den Thüren der Orgel erhalten, welche Johann v. Doubaro, mutmaßlich ein Niederländer, ihnen für 16000 Gulden baute, und die, wenn auch für unsern Geschmack nicht prächtig, doch nach immer wegen des vortreflichen Tones hoch geschätzt wird. Einem vorzüglichen Künstler und Fremde Rubens', Georg Petelin, gaben die Fugger viel Arbeit in Holz und Eisenstein; denn damols liebte man Schmiedwerk an allem Hausgerät und zur Verzierung der Zimmer. An solcher Arbeit war Antonas Behausung besonders reich. Von marmornen Säulen getragen, deren Anstuf dem Meister der Kisten nachgebildet waren, stieß ein geräumiges und geschmiedetes Gemach, ein warmes Bad, ein bedeckter Lustgang an den andern, in welchen man die gefästen Toden und andern Jern in reichlicher Menge bewunderte. Im Schloßgemache zog der vergoldete Stuhnhimmel, wie das ungemein reiche Bett des Hausherrn selbst aller Augen auf sich, und in dem anstehenden Betstücken des heil. Sebastian freute man sich höchlich in der an Stoff und Arbeit so kostbaren Sitz. Also sah es Petrus v. Reinsch, der auch in Raimunds Hause, die Bilder die ungeheuren Säle mit Kaminen und genau aufeinander stehenden Thüren in des Hauses Mitte nicht genug bewundern konnte, dabei aber versichert, daß, wie ausgesagt auch alles, doch nichts verschwenderisch, alles nur nett und bürgerlich gewesen. An den Wänden sah man prächtige Gemälde von den besten, nicht wenige von italienischen Meistern hängen. Am meisten wurden die wohlgetroffenen Bildnisse von der Hand eines Lukas v. Kronburg bewundert. In den Gemächern daran waren die Kisten aufgestellt, welche Graf Raimund mit ungemeinen Kosten — denn er sparte da nichts — fast aus

der ganzen Welt, zumest aus Griechenland und Sizilien herbeigeschafft. Er soll mehr als irgend ein Privatmann seiner Zeit in Italien besessen haben. Im ersten Zimmer standen die Bronzen: ein Jupiter mit dem Schieße, ein Neptun mit dem Dreizack, ein Merkur mit dem Beutel und Flügelhute, eine Pallas mit der Ägide und manche andere, kaum kenntlich unter dem Rost des Altertums. Im zweiten Gemache lag eine Circé aus Stein, auf den rechten Arm gestützt, und auf dem Kande der marmornen Tafel um sie her gewahrt man die köstlichen Opfer ihrer hüßlichen Zauberkünste, viele Bestien, deren eine gerade in der Verwandlung festgebannt worden. Ein drittes Zimmer war gefüllt mit erhaltenen und zertrümmerten Werken alter Statuen. Zu jenen gehörten Diana mit Köcher und Mond, Apoll, Minerva, Venus mit dem Cupido und der Jupiter als Stier mit der Europa auf seinem Rücken. Der Wänsammlung in einem andern Zimmer gedenkt Beatus nur mit einem Worte. Sie mag aber, wie Reichtum und Pracht vermuthen lassen, die Peutingersche bei weitem übertroffen haben. In allem nämlich war Peutingers Vorgänger gewesen. Er hatte, doch mehr als Antiquar, den Sammlergeist rege gemacht. Die Jäger übertrugen ihn bald, ihnen folgten dann die Copier, Baroner, Steiniger und Hainhofer, die treffliche Sammlungen zu Stande brachten, welche alle ein Haub des Dreißigjährigen Krieges geworden. In so fürstlichen Wohnungen beherrschten die gräflichen Kautleute ihren Kaiser zum öftern, mit welcher Pracht, ist aus allem leicht zu ersehen. Also ist nicht unglücklich, daß, als er von Luns zurück und bei ihnen eingekehrt (1555), im Ramin ein Feuer von Zimmetholze, einer damals sehr kostbaren Ware, angezündet wurde, und Graf Anton die beträchtliche Schulverschreibung seiner Majestät hineinwarf. Wie angenehm mag solch ein Weibtraub dem Weltmannschen gestuft haben! Ebenso schonenwerth, vielleicht noch mehr als die Häuser, müssen die Gärten der Jäger gewesen sein, die theils im Bezirk der Ringmauer, theils vor den Thoren lagen und die schönsten des gegenwärtigen Augsburg waren. Wir, in der Natur wieder an sie selbst zurückgewiesen, mochten uns an der sorgfältig geschuitenen Buchsbaumwelt, den schnurgeraden Baumgängen und heiligerlichen Lauben wenig ergötzen; aber einen Dichter seiner Zeit, der entzückt zwischen dem mehr als däbölischen Labrynth, Springbrunnen, Wasserwerken, Bäumen und italienischen Gewächsen lustwandelte, nahm es wunder, daß sich doch die Götter selbst nicht ganz bebend vom gestirnten Firmament herunterließen, um ihre Lust auf den sammetnen Wiesen und des Gartens Tapperei zu suchen. Da dufteten Hyazinthen, Narzissen, Tulipanen, die man vor kurzem erst aus Stambul gebracht, und was sonst der Sommer Schönes bringt: da wuchs ein edles Obst, Oliven und Lorbeer grüntes das ganze Jahr — wenigstens für die Dichter — und Franzosenholz (Wachstbaum) und Weinreben gediehen vortreflich. Hier fanden Lusthäufer, d. h. Bäder, dort Springbrunnen, die ihr kristallhelles Wasser viele Elen hoch waren, inmitten Bildsäulen aus Erz. Da sah man Pomona, weiterhin Actöon und Diana, so vortreflich gegossen, daß jeder schwur, sie hätten Leben, und Beatus v. Reisch in Entzügen über all die Herrlichkeit andrief, die königlichen Gärten zu Tours und Blois, die er doch auch gesehen, seien nichts dagegen. Nicht minder ansehnlich, als die oben erwähnten Sammlungen, waren die Bäckereien der Jäger. Die Klosterbibliothek zu Hirschen

(1100), die in des 12. Jahrhundert's Anfang 60 Bände zählte, galt ihrer Zeit für sehr ansehnlich und 329 Jahre später enthielt die Sammlung, so Karlsrich Ludwig von der Pfalz der Universität Heidelberg schenkte, noch nicht mehr als 252 Stüd. Größer war Peutingers Vorrat, doch nicht gegen den der Jäger. Die meisten hatte schon Jakob angeschafft, seine Kassen, die Grafen Raymond und Anton, nächst ihnen Hans Jakob und Philipp Edward die Bibliothek so vermehrt, daß wenig königliche ihr beikamen. Sie zählte 15000 Stüd und war reich an Büchern jeder Art, zumal an kostbaren Handschriften von den Werken der Griechen und Römer, die ihnen ihr Schwawler am kaiserlich-türkischen Hof und im Orient, Johann Doreckwan, mit ungläublicher Nähe verschaffte, die ihm gern und reichlich vergütet ward. Da sahen nun die Gelehrten jener Zeit, ein Hieronymus Wolf, ein Xylander und andere in den dazu bestimmten Gemächern, die der Jäger'schen Prachtstücke nicht unwürdig gewesen sein mögen, verbrachten die einsamen Stunden zu Ruh und Ergößen unter den stummen Lehrern, lasen und dachten mit Fleiß und pflichteten sich Blumen, wie dies der erste selbst in griechischen Versen gesagt, die ihm Graf Anton's Heldenmuth und huldreiche Aufnahme eingegeben. Der ward nachher von Hans Jakob zum Bibliothekar gemacht, ward Rektor des Gymnasiums bei St. Anno und gab den Sokrates und Demosthenes, aus Jäger's Bibliothek den Aeschines, Juvenos, Aristos und Aescheporos, Gregoros mit lateinischen Uebersetzungen heraus, worin ihm Jeremias Martius, nachmals berühmter Arzt zu Augsburg treulich beigehtanden. Wieder andere Werke gab Xylander, den Ebonius Raphael Copfer heraus, alles mit der Jäger's Vergünstigung. So besetzte Ulrich den berühmten Heinrich Stephan II. zu Paris, der manches Buch selbst schrieb, setzte und druckte, zur Herausgabe alter Handschriften, daher sich dieser auch am Schlußse verschiedner Ausgaben als „des erlauchtesten Ulrich Jäger's Buchdrucker“ genannt hatte. Nächst anderen Seltenheiten sah man in dieser Bibliothek zwei künstlerliche Sphären, die eine von Martin Jurtendach, die andere von Albrecht Dürers faußergräber Hand. An jeder war das damals angenommene astronomische System des Weltgebäudes auf das genaueste und künstlichste in starr vergoldetem Messing dargestellt, zu großer Verwunderung der Zeugnossen. Dieser ganz gelehrte Schatz ist nach Wien gekommen. Philipp Edward, Hans Jakobs Neffe, mußte ihn wegen Graf Friedrich's Schuldenlast verlassen, und ob er schon vor des Dreißigjährigen Krieges Ausbruch auf 80000 Gulden geschätzt worden, erkist ihn doch Kaiser Ferdinand III., vielleicht aus Dank gegen sein Hans, für 10000 Thaler. Der kaiserliche Bibliothekar, Mathäus Ranzler, der heiligen Schrift Doktor und Romanikus zu Wien, schaffte ihn in 52 großen Kästern und 12 Kisten auf einem Schiffe und fünf Fischen die Donau hinab. Verschieden hiervon waren die Sammlungen der einzelnen aus der Familie. Besonders wandte Ulrich Jäger, päpstlicher Rämmerling und wohl gestützt bei Paul III., große Summen auf die schönsten alten Handschriften, kaufte auch ganze Bibliotheken an sich, namentlich die des Dr. Schilles Priminius Haffer, der, ein beliebter Arzt, die Geschickten seiner Vaterstadt ausgezeichnet und nicht satt der Bücher werden konnte. Als die Brüder Hans, Jakob und Marx diesen Ulrich ob seiner Schuldenlast von mehr denn 20000 Gulden reichlich für einen Verkaufer erlösen ließen, blieb ihm nichts

abrig, als sein Bäckershop. Diesen vermochte er nach gewonnenem Rechtsstudium aus Dank für die Zuflucht, die er am Hofe Kurfürst Friedrichs III. von der Pfalz gefunden, der kurfürstlichen Bibliothek zu Heidelberg, von wo sie durch Kurfürst Maximilian von Bayern teils nach Rom (1622), teils nach München gekommen. Wo so die Kunst, die Wissenschaft unter den Großen Huld und Geld, Schirm und Wehrihen gefunden, da suchten auch einige des Geschlechts selbständig die Wissenschaft zu fördern. Georg soll in den meisten, besonders in den mathematischen Wissenschaften sehr erziehen, sein Sohn, Graf Rogomund, kaiserlicher Rat, ein Liebhaber der Geschichtsschriften, freies Kunst und guter Bonmeister gewesen sein. Der Stadtpfarrer Georg Zuggler verdeutschte des Kurfürsten Hallisches Kirchengeschichte, wie auch den ersten Band von des Barons Kirchen-Annohen. Allen aber war, wie an körper-

licher, so an geistiger Fruchtbarkeit der Graf und kaiserliche Rat Hans Jakob überlegen. Der übte sich von Jugend auf in allen guten Künsten, studierte lange in Belgien, Frankreich, Spanien und den Niederlanden, ward aller dieser Sprachen wie der lateinischen und ungarischen Meister, verwehrt die Bibliothek und sammelte mathematische Instrumente, viel tausend Wappen, auch Konterzeu von Städten, wie von hohen ausgezeichneten Männern. So reich auf jede Weise ausgestattet, vermochte er ein in seiner Anlage viel umfassendes Geschichtswerk zu beginnen, in welchem er des Hauses Ehre, dem das seine so viel, wohl alles verdankte, sich spiegeln ließ, also daß die Gabe den Geber verdeckliche.

Dies die Geschichte vom Aufstehen eines Geschlechtes, das sich mit jedem Stroh schöner und kräftiger ausdehnte und heute noch in mehreren Linien in profester Blüte entwidelt ist.

Thalströhen.

Von J. C. Malt.



Tarme Tochter der Berge! In froher Ungeduld eilt die Flor aus den Alpen weugierig zur Hauptstadt des Landes. Doch bevor sie in dieselbe gelangen soll, da kommen die fingen Menschen; ihre Dämme, Mäule, Schreien regeln das Ungeduld der Mut und zwingen sie, ordentlich, geduldig und sitzhaft durch die Stadt zu wandern. Sie war einst eine arme, ungefähre Weibchen, und Mün-

chens Vorstädte mußten viel von ihrem Übermut und ihrer Verschwendungslust zu erzählen. Das ist vorüber; bei Thalströhen endet ihre Freiheit. Das Naturbild wiederholt sich im Leben; der Gang der Stadt wird mit dem Verlust der Freiheit bezahlt. Langsam fliehen die Wellen den Überfüllen und Schreien zu, gerade als wenn sie zurückströmen wollten, wieder rückwärts in das waldumraute Thal, um dem sie suchen gekommen sind. Es ist ein reizender Fied Erde unmittelbar vor den Thoren der Stadt, man dürfte bald sogar — in der Stadt, die Hand an Hand nach allen Richtungen vorzieht. Nicht mehr lange, und Thalströhen wird eine Vorstadt Münchens sein. Heute besitzt es noch den Charakter eines hübschen, reinlichen Dorfes, neben der eleganten Villa das behagliche Häuschen des fleißigen Bauers.

Was hat das „Bayerland“ von ihm zu berichten? So werden die Leser des „Bayerland“ fragen und mit einem

Gefühl, aus Mißtrauen und Neugierde gemischt, die Antwort erwarten. Wohl, unsere Aufmerksamkeit gelte der Kirche, ein schmucker, dem Auge wohlgefälliger Bau aus der Renaissance, kein Wunder der Gott, kein merkwürdiges Denkmal alter Zeit, des romanischen Baujals. Eine sinnige Legende hat sich um ihre Erbauung geknüpft. Zwei Wälder unter dem Musikstrome veranschaulichen uns die Vorgänge der Überlieferung, welche aus der Erzählung des Volkes bereits in die Wälder gewandert und schon nahe daran war, als bestaubte Thalströhen zu gelten. Die Legende führt uns über ein halbes Jahrtausend zurück. Im Jahre 1372, so erzählt Dr. G. Westermayer im zweiten Bande der statistischen Beschreibung des Erzdiözesen Münchens-Freising, seien die Brüder Christian und Wilhelm v. Frauenberg bei einer Fehde mit den Augsburgern von diesen verfolgt und bei Thalströhen in die Irre gedrängt worden; in dieser Gefahr hätten die Brüder gelobt, für den Fall ihrer Rettung zu Thalströhen ein Gotteshaus mit Kloster zu Ehren der seltsamen Jungfrau erbauen zu wollen, den Bau der Kirche brachten sie zur Ausföhrung, der eines Klosters unterließ. Zwei öfter restaurierte Verblüdhöfenstein beim Eingang der Kirche stellen die Rettung der beiden Ritter und den Bau des neuen Gotteshauses dar.

Dr. Westermayer nennt als Luella Wigulens Hundt und dessen berühmtes „bayerisches Stammenbuch“. In der That findet sich dasselbst im ersten Bande, S. 62, die Erbauung des Gotteshauses in der eben erzählten Weise geschildert. Das Ereignis war zu romantisch, als daß es nicht bereitwilligen Glauben gefunden hätte. Selbst die Historiker von Fach nahmen es in ihre Werke, wenn sie auch vorsichtig ein „es soll“, „man sagt“, voraussetzten; Novellisten und Dichter behandelten den Stoff. Die Phantasie formte bereitwillig das Bild der fähigen Ritter, deren Streiftroffe sich in die wüddemagten Fluten der Irre stürzten, während die verfolgenden Feinde bestürzt am Ufer hielten, und nicht wagten, den wilden Wassern Trost zu bieten.

Nur eins war auffällig, daß Wigulens Hundt die einzige Luella blieb; nirgends fand sich eine Bestätigung seiner Nachricht. Die Augsburger Chroniken, welche mit der Ausföhrlichsten amerikaischer Reporter über die Einzelheiten jener

Kämpfe berichten, wissen nichts zu erzählen. Ein so ledes Reiterstud hätte unsehbar Kuffchen erzeugt und wäre von ihnen getreulich verzeichnet worden. Ihr Schweigen war in seiner Art eine halbe Verneinung der Erzählung des braven Wigulens.

Endlich sollte sich das Dunkel lüften; Reichsarchivrat Dr. Härtle jand bei seinen Forschungen im Reichsarchiv zu München unermutet eine Urkunde vom 22. Juni 1487, welche die Erbauung der Kirche in ganz anderer Weise erzählt, in einer Weise, durch welche der bisherigen Tradition der Boden völlig abgegraben wird.

Die betreffende Urkunde verdankt ihre Entstehung einem damals zwischen der Pfarrgemeinde Thallirchen-Sending und dem Herrn v. Frauenberg ausgebrochenen Zwiste über die Weistipendien. Der Pfarrer Hanns Sompfcher von Althaching erschien in Begleitung des Freisingischen Notars Andreas Zuchse am 22. Juni 1487 in der sechsten Stunde des Vormittags, um in der unteren Stube des Hauses von Thomas Weiß in Gegenwart dreier frommer Männer und zweier Zeugen die Frage von der Erbauung der Kirche urkundlich festzustellen. Es wurden die ältesten Männer der Gemeinde, an ihrer Spitze Bysseggel Schmidt, „über schzil Jore alt“, verhört. Keiner weiß ein Sterbenswörtchen von dem Ritte auf der Flucht zu

erzählen; ihre Angaben einigen sich darin, daß Graf Christian von Frauenberg als der Erbauer und Donator der Kirche zu betrachten sei, sein Bruder Wilhelm war sichtlich nicht beteiligt.

Es schwindet allerdings angeichts dieses Protokolls die schöne Sage; aber die neue Entstehungsgeschichte der Kirche übertrifft sie an Großartigkeit. Stauens treue und innige Frömmigkeit haben den Grundstein gelegt; die Kapelle war die erste Schulzählung eines großen Gelübdes. Graf Christian baute das Kirchlein, als er 1396 mit dem Pfalzgrafen Rupert Sipon, dem ältesten Sohne des späteren deutschen Königs Rupert Clem, gegen die Türken zog. Und die Zeugen erzählen, daß der Graf gelobt habe, „wenn er wieder aus der Feindschaft komme, wolle er einen halben Dom stiften“. Graf Christian kehrte nicht mehr aus der „Heidenchaft“; er fiel mit so vielen braven deutschen Rittern in der furchtbaren Schlacht von Nikopolis, in welcher Sultan Bajazet, der Blig, die Herrschmacht des Königs Sigismund vernichtete.

Vielleicht hat das letzte Gebet des Grafen der Gnadenstätte am Jharfer gegolten?

So erinnert uns die Kirche in Thallirchen an ein edles, in Krieg und Frieden viel erprobtes, altpäpstliches Geschlecht und an eine der blutigsten und furchtbarsten Klostertropfen in dem langen Kampfe zwischen Kreuz und Halbmond.

Niederfallteich.

Von H. Ruth.

Wo gäbe es wohl einen Freund und Kenner der vaterländischen Geschichte, dessen Interesse und Teilnahme nicht rege würden beim Anblicke der imposanten Niederkaltischer Kirche mit ihren ragenden Türmen, welche bis heute weit in die Kunde eines der schönsten niederbayerischen Gauen beherrschen: alterdgraue Zeugen vergangener Größe und Herrlichkeit, überlebende traurende Reliquen neben den kümmerlichen Resten und Ruinen der einst so prächtigen, nun toten Abtei am Donaustrande.¹⁾

Läßt sich der Wanderer von Deggendorf aus in Richtung auf dem breiten Bogenrücken des Stromes zu Thale gleiten, fährt er die Poststraße gen Hengersberg oder kommt er auch von einer der drei anderen Belagerten her, überall erblickt er schon von weitem die Altstiege Türme über der alten Klosterhofmauer. Während links die Ausläufer der Waldberge in malerischen Höhenbildungen und Hängen an die Donau heranreichen, dehnt sich auf deren rechtem Ufer noch Süden und Westen die fruchtbare Ebene des „Tungame“ oder Donau-Gäubodens aus, ein Landschaftsbild voll Reiz und Leben mit gewerb- und verkehrreichen Siedeln und Märkten, stattlichen Dörfern und Gehöften im weiten grünen Rahmen, hoch amnütend besonders im Lichte eines schön andröhnenden Sommermorgens, wie der heimatische Dichter²⁾ es begeistert schildert:

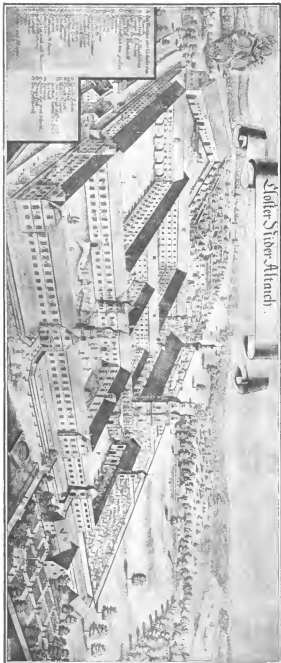
„Die Sonne heizt, es glänzt Äckern gleich,
Der Berge Reih'n: von Wald- und Hügelwegen
Beugt ihr das Leben neu ernoht entgegen,
Wie seinen Fürsten grüßt ein glänzlich Reich!“

Es wird bald ein Säkulum sein, seitdem die laus perennis, nachdem sie über ein Jahrtausend hindurch da erlitt, Chorgebet und Palmensong in den geweihten Tempelhallen zu Niederaltstier verklungen sind. In Reichen, wie sie einst hinterm Kapellenturm einhergingen, schlafen die Benediktinermönche den langen, traumlosen Schlaf drunten in der kühlen Gruft. Einladige Verklüftungsplatten an den Wänden überleeren und in schlichter Schrit des Reichthums kurz Namen und Sterbebaten. Doch das sind nur ein paar Generationen, und die letzte ist nicht dabei. Die Prälaten und Konventualen der früheren Jahrhunderte aber, wo ruhen sie? Wohl lesen wir von ihnen in den Annalen und Chroniken des Hauses sowie in den Geschichtsbüchern des Landes; indes bezeichnet und keine Spur mehr eines ihrer Gräber. Ohne Kenntnis davon schreiten die Radgeborenen über die Gräben hinweg, wo unterm Jhar des ehemaligen Kreuzganges oder tief unter dem Marmorestrich der Kirche der Staub ihrer Gebeine sich längst mit der Erde vermischt hat.

Es ist altgeschichtlicher Boden, auf dem wir in Niederaltstier stehen. „Hic locus natalis nostrae primordia novit“ kann man, das Wort Alex. Rehdans von seiner Studienzeit zu St. Alban auf ein Volksleben anwendend, von dieser einstigen Kulturstätte sagen, die den Bayernstamm schon kannte, do er noch im Kindheitsalter seiner christlichen Entwidlung stand. Niederaltstier war bekanntlich eine Schöpfung des um die Christianisierung Bayerns hochverdienten Herrschergeschlechtes der Agilolfinger. Seine Gründung und erste Dotierung erfolgte unter Mitwirkung des fränkischen Missionsbischofs und Klosterorganistors Pirmin durch Herzog Odilo am 741. (731.) Zwölf Mönche aus dem Mutterkloster Reichenau im Bodekreis übernahmen die junge Pflanzung an der Donau und

¹⁾ Unser Bild zeigt das Kloster, wie es sich nach seiner Restaurierung durch Abt Joacim Hammerl im vorigen Jahrhundert präsentierte.

²⁾ Hermann v. Schmid.



Nach Rittersbild. Nach Vermessung „Kronmunt-Zinsabzug“.

konstituierten unter ihrem Genossen Eberwind als ersten Abte die Benediktinerfamilie Niederaltreich. Da galt es denn, zu bauen und zu schaffen, zu reuten und zu lehren und die vielfach nach an heidnisch germanischen Bräunchen hangenden rauhen Baimaren durch Wort und Beispiel bildend zu erwecken. Ein rechtlichaffen Eick Arbeit; die wackeren Mönche aber thaten's. Und nach der Agilalthingzeit: Hozbald, Erzkanzler Ludwig des Deutschen, Bilsgrim, Bischof von Passau, St. Gatthard, der Freund und Vertraute Kaiser Heinrichs des Heiligen, Richter, Abt von Monte Cassina, Uthema, der Meister in den Künsten und Inhaber des erzbischoflichen Stuhles von Salzburg, sie alle waren Söhne und Jüglinge Niederaltreichs. Hier sind im ersten Jaderhundert die viel genannten Altreich Jaderbächer geschrieben worden, wie denn nicht bloß die Stellung seiner Abte zum Reichsoberhaupt, sondern auch die Lage des Klosters an der von Regensburg, der alten Landeskapitale, die Donau entlang nach dem Osten und nach Ungarn führenden Heeresstraße, auf welcher allezeit ein großartigtes Leben herrschte, zur Bedeckung des geschichtlichen Szenes und seiner Bethätigung naturgemäß sehr beitragen mußte¹⁾.

Seit 1152, in welchem Jahre Niederaltreich seinen Charakter als Reichsabtci für immer verlor, indem es Lehen des Hochstiftes Bamberg wurde, treffen wir seine Pälaten nur mehr selten an den Stufen des deutschen Thrones, da sie und ihr Kloster nun der Bamberger Bischof am kaiserlichen Hoflager zu vertreten hatte. In der bayerischen Heimat indessen erschienen sie fort als Dignitäre ersten Ranges, geschäft von den Landesfürsten, einflußreich als Mitglieder der Landeshofe und des Landeshofsausschusses, angesehen beim Adel und noch mehr beim Volke.

Besonders rühmlich glänzt uns von den Geschichtstafeln der Rame des Abtes Hermann entgegen, der, um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an der Spitze Niederaltreichs stehend, gleich ausgezeichnet war als Wirtschaftler, Religios und Annalist²⁾. Der von ihm um 1244 geschaffene Kanal, welcher das Wasser der Schwarzach (Ober) von Hengerberg herein ins Kloster leitete, besteht bis auf

¹⁾ Vgl. Kießer, Geschichte Bayerns I. und Braunmüller, Der Rostenberg, Berch. des Hst. Ber. f. R. Bayern XVII. Bd., 2. Hft.

²⁾ Vgl. Braunmüller, Hermann, Abt von Niederaltreich, Berch. des Hst. Ber. f. R. B. IX. Bd., sowie Kießer, Gesch. Bayerns II. 248 u. f., und Kießer, Hermann von Altreich und seine Fortsetzer. Inaugural-Dissertation. 1883.

den heutigen Tag. Und noch manch trefflicher Mann begegnet uns in der stattlichen Reihe jener, welche nach Hermann dem Stifte vorstanden. Zwar spielten diesem Unglücksfälle, besonders Feuerbrände, Schäden durch Elementarereignisse, namentlich durch die Fluten des Donaustromes, finanzielle Krisen, politische und innere Wirren im Verlaufe der Jahrhunderte des öftern Auel mit; allezeit jedoch erhob es sich wieder zu geordneten Verhältnissen und weiterer Fülle. Auch die lutherische Bewegung suchte mit ihrem Wellenschlage an die Klosterforte, vermochte aber nicht einzubringen. Seine letzte Glanzperiode erlebte Niederaltaich unter Abt Jos. Gio. Hamberger (1700—1739), einem geborenen Münsinger, der das Kloster in vor dem kaum gekannter Pracht herstellte und auch im Konvent einen vorzüglichen Geist zu pflegen verstand, so daß der Ruf hiervon ebel veranlagte Jünglinge aus nah und fern anzog.

Im Jahre 1803 wurde das Stift aufgehoben.

Von all der einstigen Herrlichkeit ist heute nichts Ganzes mehr übrig durch der Kirche. Mit Stolz und Liebe hängen die Niederaltaicher an derselben, jedes Kind kennt den Namen ihres Restaurators bzw. Erbauers Jos. Gio. Die einem Neubau fast gleichkommende Umgestaltung der Kirche fällt in die Jahre 1718 bis 1726. Am 2. September 1727 wurde sie vom Passauer Fürstbischof Josef Dominikus Graf Nomburg feierlich eingeweiht. Es war diese Renovation nicht der puren Lust zur Umänderung entsprungen, sondern infolge der schweren Brände von 1671 und 1685, die namentlich das Gewölbe der Kirche schädigten, notwendig geworden. Daß sie sich dann in dem damals herrschenden Geschmacke und Stil vollzog, kann nicht wunder nehmen. Derselbe hat immerhin auch seine Schönheiten, und es ist und bleibt das Niederaltaicher Münster mit seiner herrlichen Sakristei eines der namhaftesten kirchlichen Baudenkmale Bayerns aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Niederaltaich liegt, wie gesagt, in einer landschaftlich sehr schönen Gegend. Die nicht ferne Eisenbahn, der mächtige Donaustrom, die nahen Vorderberge des Bayerischen Waldes, darunter die Nufel und der Büchelstein, machen es mit

dem zwischen Rotheberg und Frauenberg, den beiden kirchengekrönten Höhen, ungemein malerisch gelagerten Raxhardsmarke Dengersberg auch zu einem frequenten lebhaften Platz. Seine Reize gewinnen noch wesentlich durch das traditionell gute Bier aus dem alten Klosterkeller, besonders wenn das kühlende Raß im grouen Steintrug dem Passanten an einem heißen Sommernachmittag auf den herrlich gelegenen Altan des Bräuhauses kredenz wird. Diese Vorzüge sind namentlich verschiedenen Meistern und Jüngern der edlen Stadia nicht unbekant geblieben, und wenn die heiligen Hallen der hehren Muentempel längs des bayerischen Donaustromes sich alljährlich schließen, findet in manchem Ferienprogramm sich ein städtisch Stellbühnen zu Niederaltaich-Dengersberg mit Stranachen angemerk und vorzuges. Sprossen unserer erhabenen Herrscherhause haben bei ihrer Anwesenheit in der Gegend wiederholt den allhistorischen Boden Niederaltaichs betreten und mit Interesse Kirche und Sakristei besichtigt. Bekanntlich besigt die Kirche auch das Grabmal des Herzogs Berthald († 947) und — letzteres steht indes nicht fest — dessen Sohnes, des Herzogs Heinrich III. Neben dem schönen Weichtrunnein, einer aus fein gearbeitetem Schot ruhenden, aus einem Stück hellgrauen Salzburger Marmor gefertigten ovalen Schale beden (rechts) die Pflastersteine das Grab des aus dem österreichischen Erbfolgekriege bekannten Johann Peter Fröhner v. Friezmayer. Derselbe besichtigte ein von ihm selbst gesammeltes, zum Teil aus gelehrten Jägern bestehendes kaiserlich bayerisches Jecorps. Es war am Pfingstmontag, 14. Mai 1742, als er bei einem Schamügel mit den Kroaten in Leinach bei Winger eine Klosterfestung in die Brust erweist. Ins Kloster Niederaltaich überführt, erlag der tapfere Mann hier der schweren Verwundung am 30. Mai. Tags darauf um 6 Uhr abends fand die Bestattung seiner irdischen Hülle in der Klosterkirche unter dem Gewölbe ober Glocken und mit militärischen Ehren durch den Vater Prior statt. Der Verstorbene war vor dem Seerich zu Diefen am Ammersee gewesen. Und somit schreiben wir von Niederaltaich, dessen Andenken und Geschichte wir diese kurze Skizze widmen wollten.

Die Martersäule bei Fürth.

(Um das Jahr 1350.)



Um die Zeit des Mittelalters
lebte Rapot zu Burgspernbach,
Kings bekannt als tapftrer Ritter,
Den, trotz seines tauben Hunderts,

Frömmigkeit und Gottvertrauen,
Adel der Gesinnung zierten.
Seine tagenderische Gattin,
Küher deutscher Art und Eitte,
Ward einmala von schwerer Krantheit
Unvermuet überfallen.

Wenckentunst und menschlich Wissen
Standen hier vor einem Raifel.
Und in diesen dunklen Stunden
Schwang sich Rapots dange Seele
Auf zu jenen lichten Höhen,
Da der letzte Dammungschimmer
Trölllich ihm entgegenstrahlte.

Dem Gebrü des frammen Paters
Wie dem eignen Trieb gehorchend,
Küßete sich Rapots Tochter,
Eine minnigliche Jungfrau,

Daß im nahen Martinskirchlein
Für der Mutter teures Leben
Brünst'ge Andacht sie verrichte.

Schon in ältergrauen Tagen
Hatte Francks größter Herrscher
Hier sein Lager aufgeschlagen.
Neben seinem eignen Bette
Wurde auf Weichl des Königs
Noch ein zweites aufgerichtet,
Um des Dornstaus' Riste
Und des heil'gen Martias Kappe
Unter sicher Hut zu bringen
Und der Geistlichkeit des Hofes
Schutz und Obdach zu gemähren.
Weil jenseh der Ort heiligist,
Was Karol die fromme Weisung,
Vort ein Wotedsaus zu lassen

Und zu weih'n dem heil'gen Martin,
 Du der König als Herbeiter
 Hoher Lehre wohn berehrt.
 Fortan wurde diese Sätze,
 Weil besonders wunderthätig,
 Viel besandt aus Wollstüchthoren.

Auch des Bitters edle Tochter
 Jag indes aus gleichem Grunde
 Träumen Sinn zum Heiligthum.
 Durch ein heftig Ungewitter
 War jedoch das Thal des Flusses³⁾
 Weithin große Wasserflöhe.
 Schwere Sorgen um das Leben
 Der zum Tod erschöpften Mutter
 Diehen alle Hindernisse
 Aus den Augen ihr entschwinden.
 Auch beschieg die Jugendsöhne
 Mit den vielgetrauten Törnern
 Einen Naden, um in Kürze
 Seine Sätze zu gewinnen,
 Die, des Derges Würde lösend,
 Trout dem Wid entgegenwinkte
 Aber, ach, ein wider Strudel,

Der das Holzzeug schnell ergreifen,
 Riß es jählings in die Tiefe,
 Daß die Halde samt den Knoppen
 Hand den sichern Tod im Schöße
 Jener ungestümen Wogen.

Schon begann der Dämm'ung Schleier
 Wählich sich herabzusetzen,
 Und, erfüllt von düsterer Ahnung,
 Giltte Nopot angstbekommen
 Jeps seinen Lind entgehen.

Welch ein Jammer, welch Entsetzen,
 Als man schon nach wenig Schritten
 Seiner lieben Tochter Leiche
 Und zugleich die toten Knoppen
 Klagend ihm entgegenbrachte!

Verloß lag sie da, die Schöne,
 Leicht gerötet ihre Wangen,
 Um den weißen Schwammsaoden
 Dicht die blonden Locken zu laub,
 Auf dem englgleichen Antlitz
 Tiefe Wuchschämme ruhend,
 Selbst die gatzgeformten Hände

Bromm noch zum Webet gerollt
 Welche Hahet, welch ein Joubert!
 Nur das Leben, nicht die Schönheit
 Schwand vom halben Angesichte!

Übermann am stummen Schmerz,
 Ringend mit Verzweiflungsqualen,
 Sent oor dem entsetzten Lieblich
 Als vor einem Hochaltare
 Wüter Nopot schluchzend nieder,
 Einen Thränenstrom verzehrend
 Über die geschiedte Kopf!

Tiefgebeugt von Gram und Kummer,
 Dieß an jener Unglücksstätte
 Nopot einen Stein errichten
 Mit dem Bild der Schwedensstern.
 Koch steht dieses Trauerzeichen
 Aus der Borzeit dunklen Tagen
 Als ein stetes Angedenken
 Und belegt am Mund des Volkes
 Mit dem Namen „Marterssäule“.

Juch.

Gewt 314.

Augsbürg und die bildenden Künste im vorigen Jahrhundert.

Von Lorenz Werner.

Die alte Reichsstadt am Reich hat als Kunststadt schon mehrmals eine größere Rolle gespielt denn heutzutage. Im vorigen Jahrhundert waren es, wie schon früher einmal, die bildenden Künste und unter diesen die Malerei und Kupferstecherei welche der Stadtmanier, welche den Ruf der Stadt weit über die Grenzen Deutschlands hinausbrachten. Alle Arten der Darstellung, Tier- und Landschaftsmalerei, Genre und Stillleben, namentlich aber das Porträt, erfuhr die liebvolle Pflege. Obgleich ein Bürgerthum der Stadt ließen sich die Kunst eine Dergenssache werden, während sich die Künstler selbst zu Genossenschaft zusammenzogen. Im Jahre 1712 gründeten diese eine Akademie, einen Verein zu gegenseitiger, auch materieller Förderung, der freilich nicht lebensfähig war, und an dessen Stelle im Jahre 1735 „die Kaiserliche Akademie der freien Künste“ trat. Um das Jahr 1770 entstand ein Institut, das sowohl von Kunstliebhabern als von Künstlern gebildet wurde, die sog. Kunstakademie, welche größere Thätigkeit als die beiden früheren Einrichtungen entfaltete. Sämmtliche mochten bedeutende Anstrengungen, sich innerhalb Deutschlands den Rang vornehmer Kunstsinstitute zu verschaffen. So ernannte die Kaiserliche Akademie Künstler, die sich, wie Raphael Mengs, einen Belair erworben hatten, zu ihren Mitgliedern. Sie ließ eine periodische Zeitschrift erscheinen, die ein gewisser Meißner aus Stoff bezogerte, und welche allerdings neben vielem Achtungswerten manches Mittelmäßige brachte. Die neue Kunstakademie endlich veranstaltete öffentliche Ausstellungen und verteilte Prämien an die sich bewerbenden Künstler, sowohl um diese anzuweisen, als auch um in Kreisen des Publikums Interesse und Verständnis zu wecken.

³⁾ Heuburg.

Freilich hielten diese Institute nur teilweise vor den Augen strenger Kritiker stand. Bekannt ist das Urtheil, welches der gelehrte Buchhändler Nicolai aus Berlin in seiner „Reise durch Deutschland 1783 bis 1786“ über das Augsbürger Kunstliebhaber im Rate den Künstler nicht selten mit dem Handwerker verwechseln und durch ihre Gerablassung denselben eher demüthigen als ihn zu verdieuer Ehre emporheben. Obzuvorzu abfällig aber äußert sich der große Kunstkenner und Archäologe J. J. Winckelmann, allerdings privatim in einem Briefe vom 29. Januar 1757, über die Kaiserliche Akademie der freien Künste in Augsburg. Derselbe „hat mich“, schreibt er, „unvergleichlich mit Wengs zu ihrem Rat und Rathgeber ernannt. Ihre Absicht war, ihnen Nachrichten von Kunststücken aus Rom mitzutheilen zu ihrer Monatschrift. Ich habe aber theils keine Zeit, theils wollte ich nicht gerne unter ja eben dem Gewähre erscheinen. Wenn aber die Akademie sollte guten Rath, den man ihr gegeben, annehmen und sich auf einen vernünftigen Fuß einrichten, alsdann könnte etwas geschehen.“ Koch weniger als die Monatschrift scheinen gewisse Erzeugnisse von Augsbürger Malern vor den Augen des Gewaltigen Gnade gefunden zu haben, wie aus einem Briefe an den Grafen Söman in Dresden vom 26. April 1758 hervorgeht. Gelegenheitlich einer Besprechung eines Palastes des Königs von Neapel in Portici sagt er: „Derselbe ist von abschreckender Bauart, und kein Augsbürger Frescomaler könnte einen schlechteren Entwurf machen.“ Aber dieser Hinweis bezieht sich zweifellos nur auf die Unzulänglichkeit der Augsbürger Massenfabrikate und zeugt durch die Gemeinverständlichkeit des Ausdrucks wenigstens von dem weiterverbreiteten Rufe des dortigen Kunsthandwerks. Waren doch ungefähr dreißig Kunsthandlungen beschäftigt, die Produkte der meist einheimischen

Maler, Zeichner und Kupferstecher an den Wonn zu bringen. Auch seinem Tadel über die Monatschrift gibt Wandelmann später eine thatsächliche Beschränkung, wie ein Brief an seinen Vertrauten Benzinger in der Primat vom 20. November 1757 bezeugt, in welchem Briefe er anständig, doch er nachträglich Beiträge an die Zeitschrift in Augsburg geliefert hat. Ueberdies trat mit der neuen um das Jahr 1770 getriebenen Kunstmode ein wesentlicher Umchwung ein, mit dem ein frisches Leben erwachte. Namen wie Rilson, Augendos und Nibinger wogen bald nicht nur das schablonenhafte Handwerkertum vollständig auf, sondern erfüllten die gebildete Welt mit ihrem gerechten Ruhme. Es dürfte sich deshalb schon verlohnen, von den Höhen unserer Gegenwart herab eine Rückschau auf dieselben zu halten.

Die Kunst knüpfte sich infolge der damaligen jüdischen Einwirkung naturgemäß an bestimmte Familien. Unter diesen ist, wenn auch nicht die hervorragenste, so doch die am meisten verzweigte die der Haid. Haupt derselben waren Jos. Lorenz Haid, der sich um die Föderung der damals in Mode kommenden Schwarz- oder englischen Kunst, einer Nebenart der Kupferstecherei, große Verdienste erwarb. Sein Bruder Gottfried gelangte an den kaiserlichen Hof nach Wien, er in Folge seiner Leistungen ein Stipendium zum Besuche Englands erhielt. Sein Neffe Philipp, Sohn des erlernten, porträtierte den Kaiser Josef II. Einen weitverbreiteten Ruhm erwarb sich Jakob Haid, welcher ein Prachtwerk, den „Erempel deutscher Gelehrten“, herstellte. Unter den letzteren figurirte z. B. Samuel Cocceji, Friedrich des Großen Justizminister und Großkammer, Urheber des Cobenz Freibergerianus und Reformator des milderen preussischen Gerichtsverfahrens. Zu dem Werke schrieb J. Brander, der Senior des ewangelischen Predigtamts bei St. Ulrich den begleitenden Text. Dieser Mann hatte eine reichhaltige Bibliothek, in welcher sich viele letzte Bücher, zumal Inahnabeta, befanden. Bei seiner starken Neigung zum Sammeln hatte er sich ein umfassendes Wissen angeeignet, das ihn besonders zu jener Mitarbeiterchaft befähigte. Er war jener „berühmte“ Bruder, den Wandelmann auf seiner Reise nach Italien in Augsburg besuchte, um dessen Bekanntheit zu machen. Nach dem Tode desselben setzte sein Sohn Jos. Elias Haid (1739—1809), ebenfalls Schwarzkünstler, das Wilderwerk des Vaters fort. Der letzte Künstler aus der Haidischen Familie geht auf Wunsch Friedrichs des Großen nach Berlin, um für denselben eine Arbeit zu übernehmen. Aber ihm ist das Glück nicht treu; der König läßt noch vor Vollendung des Werkes; dem Nachfolger fehlt für dasselbe das Interesse, und da es dem Autor niemand abnimmt, verfällt er in Not und Wohlthun. Seine Tochter Maria Anna Werner war die Gattin des Akademiedirectors Christoph Joseph Werner in Berlin geworden, dessen Vater gleichfalls in Augsburg seinen Ruf begründet hatte. Auch sie bildete sich zur Künstlerin aus und malte Bilder für Berlin und Dresden von vortrefflicher Erfindung und Ausführung.

Ein ausgezeichnete Darsteller von Kriegen und Schlachten-scenen und gleichfalls Haupt einer Künstlerfamilie war Georg Philipp Augendos, bereits 1666 geboren. Seine Gemälde (deren viele von seinem zweitgeborenen Sohne herausgegeben wurden) „sitzten die Galerien der Großen“, wie Paul v. Stetten sagt, und sein Biograph ist der Schweizer Heinrich Füssli geworden, ebenso bedeutend als Staatsmann wie als Kunst-

schriftsteller. Augendos' ältester Sohn Georg Philipp, unglücklich durch sein leidenschaftliches Temperament, malte gleichfalls Jetho- und Lagerbilder, sowie Tierstücke. Ein Enkel, der Tier- und Genremaler Johann Maxim Augendos, reist in unser Jahrhundert herein, wohnt Keifen in Brasilien, Peru, Chile und Bolivia und kehrt von da mit einer reichen Sammlung von Zeichnungen heim, die vom Staate angekauft wurden. Einen bleibenden Wert für alle Zeiten haben die Werke des im Jahr 1698 geborenen Tiermalers Johann Elias Nibinger, der im Jahre 1747 Director der Kunstschule in Augsburg wurde und daselbst im Jahre 1767 starb. In der Auffassung der Charaktere von einzelnen wilden Tieren ist er geradezu genial zu nennen. Als seine vorzüglichsten Bilder gelten die „Vorstellungen der wilden Tiere nach ihrer Natur, Geschlecht, Alter und Spur“, ferner „die von Hunden gegebenen Jagdbaren Tiere“, und „das Paradies“. Auch Nibingers Söhne, auf die das Talent des Vaters übergegangen, sind den Spuren der Natur gefolgt und zeichnen sich durch geschickte Charakteristik aus. Martin Elias Nibinger stellte überdies seinen Vater im Walde vor der Staffelei sitzend und einen Hirsch malend dar, sein Bruder Joseph Jakob denselben im Zimmer nach seiner Lampe arbeitend. Unter dem Bilde des ersteren sind die Worte Josob Branders zu lesen:

„Wer hat das Tierreich so in seinen Pinseln wandt?

Wer gibt den Schöpfers Hand in aller ihrer Macht
An Tieren und dem Haß dem Auge so zu sehen?

Wer weiß so der Natur im Bilde nachzugehen?

Wo triffst Original und Bild so ähnlich ein?

Es muß es Königer, sonst kann es keiner sein.“

Seine berühmten Mitbürger waren der Miniaturmaler Andreas und der Kupferstecher Johann Elias Rilson, welsch letzterer viele Heiden des Siebenjährigen Krieges, wie Zoum, Rauban und den Erzherzogen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig durch seine weitverbreiteten Kupferstiche verewigte. Unter dem Bilde des letzteren steht die Bemerkung: Fait par J. E. Nilson qui se vend à Augsburg et à Paris chez Rafflesia Rue St. Jacques à l'Hôtel Saurmur. Aber nicht nur in der Weltstadt an der Seine, an zwar kleineren, aber nichtdestoweniger gewichtigeren Orten stand Augendos' bildende Kunst in hohem Ansehen. Der Maler unserer deutschen Klassiker Schiller und Goethe, Anton Graf, gehörte eine geraume Zeit zu der Junge der Augendoser Maler. Zwar als Winterthur gebürtig, kam er schon frühzeitig nach Augsburg als „Kopierschüler“ zu Jakob Haid, den bereits erwähnten Kupferstecher und Verleger großer Bilderwerke. Infolge gegenseitigen Reides mußte er die Stadt verlassen, kam aber nach dem Tode desselben 1750 obrmals dorthin. Im Jahre 1766 ging er als Hofmaler nach Dresden, wo er 1785 Schüler malte.

Solches waren die Männer, welche die Kunststadt Augsburg im 18. Jahrhundert hervorbrachte. Freilich sind sie nicht mit den Klassikern des deutschen Einquecento, mit einem Polheim oder Burgmaier, zu vergleichen. Aber die Nachwirkungen dieser Korympphen waren noch nicht erloschen; der Sinn für Malerei, für Kunst überhaupt, war lebendig geblieben, selbst durch die trostlosen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges hindurch, und in diesen Räumen hatte er im Geiste des Jahrhunderts wieder Gestalt angenommen. Sie standen auf der Höhe ihrer Kunst, und haben nicht bloß bedungen, weil sie den Völkern ihrer Zeit genug gethan, gelebt für alle Zeiten.



Das Bayerland,

Illustrirte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von G. Scher, Druck und Verlag von H. Oldenbourg in München.

N^o. 19.

Ersteilte wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preis von M 2.— für halbes Quartal bezogen werden. Bei einem breiten Bezuge durch die Post oder die Verlagsbuchhandlung wird ein Postzuschlag erhoben.

3. Jahrgang 1892.

Die Begatte von Speier.

Völkische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert v. J. F. v. Wabhausen.

1.

Marie.

Am der am nördlichen Ende der mächtigen Reichsstadt Speier vor dem Weidenthore gelegenen Vorstadt Alt-Speier stand im Jahre 1347 in der Weltgasse ein beschiedenes Hänschen, worin seit ungefähr 16 Jahren die Witwe Lambrecht mit ihrer Tochter wohnte. Aus dem Pfälzischen herübergekommen, hatte sie um billigen Preis die zue Zeit der großen Pest im Jahre 1314 herrenlos gewordene und seither leer stehende Behausung erkaufet und durch weibliche Handarbeit, wobei sie später von der heranwachsenden Tochter thätig unterstützt wurde, ihren Unterhalt sich verschafft. Obwohl sie dadurch mit mancherlei Leuten in Berührung kam, so wußte doch niemand über ihre Herkunft und sonstigen Verhältnisse Anschlag zu geben, indem sie neugierigen Fragen geschickt auszuweichen verstand, ohne daß sie die Fragenden beleidigte.

Mit deutlichen Christjügen hatte eine kummervolle Vergangenheit dem Antlitze der Witwe Lambrecht ihren Stempel eingedrückt, und aus dem zueidgezogenen, menschenscheuen Leben sowie aus der Bitterkeit ihrer Lebensansichten war zu entnehmen, daß von menschlicher Hoheit oder Tadel eine nimmer heilende Wunde ihrem Herzen einstend geschlagen worden war. Wie die Welt jetzt noch ist, so war sie auch vor 500 Jahren; nur wenige, die entweder ein besseres Gemüt oder größere Lebenserfahrungen hatten, schrieben ihre Abgeschiedenheit ihrer liegenden Vermögensgründen zu und empfanden Scheu, sich in ihr Vertrauen zu begeben.

Spott und Kränkungen hatte dieselbe in diesem langen Zeitraum erfahren müssen; allein sie hatte alles mit der Ruhe

eines Gemüths ertragen, welches bereits das Verste erlitten hat und deswegen für geringere Leiden unempfindlich geworden ist, und nur an ihrem Kinde, welches sie mit der größten Sorgfalt erzogen und gebildet hatte, befaß sie ein Wesen, welches sie an die Welt leitete und ihr das Leben noch wert machte.

Die gute Mutter sollte jedoch nicht lange mehr der holden Marie Schutz und Zecundin sein, denn ein schleichendes Fieber zehrte an ihrem Lebensmark, und schon seit langen Wochen lag sie auf dem Krankenbette, welches zugleich ihr Sterbelager werden sollte. Der Winter war den beiden Frauen kummervoll vergangen, und auch jetzt, wo der März die Natur zum Leben erweckte, und jedes Herz mit neuer Lust und Hoffnungen sich schmellte, wüßten Trübsal und Gram nicht aus dem kleinen Hause, sondern breiteten ihre Gaben aus um so reichlicher aus.

Es war ein rauher Märztag, und der Sturm segte mit unheimlichem Geheul die letzten Schauerpfuren von den Feldern des Speierganes, als in der ärmlichen Wohnstube im trüben Dämmelichte ein Greis neben dem Bette der Kranken saß, mit seiner Hand den schleichen Fuß der Witwe prüfend und mit bedenklicher Miene die starren wendenden Bänge derselbe beobachtend. Dieser Mann, welcher das Amt eines Kezels verrichtete, war der Jude Wendit. Das Vocurreil des Mittelalters hielt die Heilande für etwas dem etheligen Manne Angemessenes. — Mehrere Besichtigungen hatten zwoe die Nachkommen Sarwels aus Speier vertrieben, aber teils der eigene Kuzen der Stadt, teils auch das Gebot des Kaisers, welche von diesen ihren Kammernechten eine nicht unbedeutende Steuer bezogen, bestimmten den Kat jedesmal wieder, dieses unglückliche Volk in seine Mauern aufzunehmen,

und schon war es dem Juden gelungen, sich über die ihnen ursprünglich angewiesene Barstadt Alt-Speier auszubreiten und in der Stadt selbst festen Fuß zu fassen, wo ihnen wie anderwärts eine eigene Gasse, die Judengasse, eingeräumt wurde. Sie besaßen auch eine Synagoge, einen Friedhof in Alt-Speier und ein Bad, der Juden Badstube genannt.

Benedit's Behauptung war in Alt-Speier gelassen, und der menschenfreundliche Greis, welcher gern seine Hülfe jedermann widmete, war eben so sehr gerührt, als andere seiner Glaubensgenossen verachtet und von dem Pöbel mit Mißtrauen und mit dem finstern Haß des Vorurtheils angesehen wurden. Vielleicht war auch die dem Juden Benedit gewordene Achtung mehr Schein vor seiner Kunst; denn in seinem Arbeitszimmer befanden sich allerlei räthselhafte Gegenstände, welche der Aberglaube für Werkzeuge der Zauberei hielt, und einen Zaubereier wollte keiner zum Freunde haben. Benedit war allerdings kein gewöhnlicher Quacksalber, sondern er hatte der Natur durch langjähriges Forschen und vielfache Erfahrung so manche Geheimnisse abgelauscht, und da er ein zielloses Verändern besaß, so war ihm seine Kunst nicht Erwerbungsquelle. Begeistert von dem schönen Betriebe, der leidenden Menschheit Gesundheit oder wenigstens Linderung des Schmerzes zu gewähren, kannte er keinen Unterschied zwischen der Hölle des Armen und dem Punschzimmer des Reichthums und unaufgefordert erschien er, wenn er irgendwo ein seiner Hülfe bedürftiges Wesen wußte. So war er denn auch der umweit seiner Behauptung wohnenden Witwe Lombrecht zu Hülfe geeilt, und kein Mittel der Kunst ließ er unversucht, ihre erstorbene Lebenskraft zu längerer Dauer zu stärken. Nicht nur die Arznei reichte er unentgeltlich, sondern er ließ der Kranken auch mancherlei Unterstützung zukommen, denn obwohl Marie unermüdet arbeitete, ja setzte ihre hoch jetzt die Beihülfe der Mutter, und sie allein war nicht im Stande, so viel zu verdienen, um die Kranke gehörig pflegen zu können.

Langsam war Benedit jetzt neben dem Lager der Witwe Lombrecht geeifert, und die Stille war nur durch das zeitweise wiederkehrende Pfeifen des Sturmwindes unterbrochen worden, als die Kranke mit einem Seufzer sich gegen den Greis wendete, dessen Hand krompfsüchtig haßte und mit matter Stimme begann: „Weißter, ich fühle den Tod in mir, und bald wird der Kampf beendet sein. Ihr habt ja großmüthig und edel an mir gehandelt, doch ich glaube, Ihr werdet mir eine weitere Hülfe, vielleicht die letzte, nicht verweigern; ein Schleier liegt über meiner Vergangenheit, niemand, selbst Marie nicht, weiß von meinen Schicksalen. Dort im Kasten liegt ein Päck Schreijen; nehmt sie und bewahrt sie auf, sie werden Euch Aufschluß über mein Leben gewähren, und wenn Ihr es für nützlich erachtet, so mögt Ihr meinem Kinde sie nach meinem Tode zustellen, vielleicht ist es aber besser, Marie erzählt die Leiden ihrer armen Mutter nie, und Ihr werdet wohl thun, nur im Falle der Noth ihr Kenntniß davon zu geben.“

Schweigend ging Benedit zum Schranke und sand nach einigem Suchen ein Päckchen, welches die Kranke mit stummem Rufen als das rechte erkannte, worauf er es zu sich stellte und, die Hand auf die Brust legend, sprach: „Ich gelobe Euch, von diesen Schreijen nur im Falle der Noth einen Gebrauch zu machen.“

Die Witwe schen mit diesem Versprechen zufrieden zu sein, denn sie verank wieder in das vorige Schweigen, und

als bald darauf Marie in das Zimmer trat, entfernte sich Benedit, nachdem er der Tochter nach einige Anweisungen und das Versprechen gegeben hatte, im Verlaufe der Noth die Mutter wieder zu besuchen.

Mit Thränen des Schmerzes und der Dankbarkeit drückte Marie die Hand des Greises an ihre Lippen, und dieser, ihr einige Worte des Trautes spendend, entfernte sich mit einer Miene, deren Ausdruck mit den oben gesprochenen Worten feineswegs im Einklange stand. Als das Mädchen allein war, packte es die in der Stadt gekauften Sachen aus, kochte der Mutter eine kräftige Suppe, richtete das Lager der Kranken zurecht und setzte sich alsdann mit ihrer Arbeit neben dasselbe, um bei der theuren Mutter zu wachen und ihr jede kindliche Hülfe zu gewähren. Marie stand im 18. Lebensjahre, in der Blüte weiblicher Schönheit. Ihr schwarzes Haar ringelte sich in reichen Locken auf den Nacken herab, und das dunkle Auge, aus welchem jetzt manche hülle Thräne rollte, verriet ein Gemüth, das in Liebe wie im Haße leidenschaftlich sein mußte. Marie war das Köbeld der Mutter, noch war dies zu erkennen; allein in dem Auge der letzteren war nunmehr der Ausdruck erloschen, und die einst eben so blühende Gestalt lag abgezehrt auf dem Totenbette. Was ist Jugend, was Schönheit? Beide entziehen dem verengenden Houch der Zeit niemals, und glücklich dasjenige Weib, welches diese Güter nicht früher zu beweinen hat, als bis die Jahre sie ihr entreißen.

Wenige Tage später lag Witwe Lombrecht in kühler Erde, und Marie kniete weinend an ihrem Grabe; die einzige Fremdin war ihr jetzt tot, und verlassen stand das Mädchen, welches niemals des Schutzes so sehr bedürftig gewesen wäre als gegenwärtig. In ihrem Schmerze und in Gehet versunken, hotte sie es nicht bemerkt, daß hinter ihr schon längere Zeit ein junger Mann stand, welcher seiner Kleidung nach von vornehmer Herkunft sein mußte. Er machte etwa 25 Jahre zählen, allein die Jugendfrische war von seinem Antlitze, welches übrigens einen edlen und männlich schönen Ausdruck hatte, vermischt, und auch das blaue Auge strahlte nicht mehr in jugendlichem Glanze, sondern drückte die kalte Berechnung und kuge Mäßigung eines Mannes aus, welcher die Welt in allen ihren Beziehungen kennen lernte, und für den es keine Poesie, sondern nur Prosa des Lebens mehr gibt. Als endlich Marie sich erhob und zum Gehen sich anschickte, da bebt sie beim Anblick des Jünglings vor Schred zusammen, und tiefe Räte überzog ihr bleiches Angesicht. Der Fremde jedoch trat ihr näher und ihre Hand lössend sprach er mit wohlthönder Stimme: „Schönes Mädchen, denn schön bist Du, wie keine andere Deines Geschlechts, fürchte nichts, und wir Zeuge Deiner Thränen und Deines Gebets. Dieser Grabsügel deckt wohl ein Dir theures Wesen, vielleicht den Vater oder die Mutter, oder wohl auch den Geliebten?“

Abermals erröthete die Jungfrau und mit Thränen im dunkeln Auge spielte sie mit geprehter Stimme: „Es ist meine theure Mutter, edler Herr! meine einzige Freundin und Stütze.“

„Ach“, seufzte der Fremde, „auch ich habe vor nicht gar langer Zeit am Grabe meiner Mutter gemeint; ich weiß Deinen Schmerz zu würdigen, Mädchen! Und wüßte ich nicht, daß nur die Zeit, nicht aber Zuspruch der Freunde, solche Wunden heilt, so würde ich versuchen, Dir Worte des Trautes zu sagen.“

„Schon Eure Teilnahme ist Trost für mich“, erwiderte Marie mit dankbarem Blicke; „denn nichts ist den Unglücklichen wohlthuernder, als wenn er Mitleid bei anderen sieht. Dorum nehmt dafür den Dank einer armen Witwe“, setzte sie abermals erlösend hinzu, und zugleich versuchte sie, sich zu entfernen; der Fremdling aber hielt ihre Hand noch fest in der seinen und entgegnete ihr: „Warum willst Du so schnell fliehen, wie ein schönes Traumbild verschwindet, wenn der anbrechende Morgen den Schlaf von unseren Augen verschleudt? Auch ich bin verlassen, ohne Eltern und Geschwister, und wie ein freundlicher Engel des Himmels bist Du mir erschienen. Laß mich an Deinen Schmerzen teilnehmen und laß es nicht das letzte Mal sein, daß wir uns gesehen.“

Diese freundliche Sprache drang in der Jungfrau Herz, also hatte nach niemals ein Mann zu ihr gesprochen, und es schmeichelte ihrem weiblichen Stolz, daß ein Ritter, wenigstens schien er es nach seiner teuren und zierlichen Kleidung, solchen Anteil an einem armen Mädchen zeigte.

Gewandt wußte der Fremde Marie in ein Gespräch zu verstricken und ihre Aufmerksamkeit auf Gegenstände hinüber zu leiten, wovüber sie für den Augenblick ihren Gram vergaß; bald kamte ihr neuer Freund ihre sämtlichen Verhältnisse und zuletzt selbst er mit dem Versprechen, daß er ihrer nicht vergessen, und sie bald von ihm hören werde.

Als Marie ihre einsame Wohnung wieder betrat, lehrete auch der Schmerz in ihren Brujen zurück; allein sie trug ihn jetzt mit Festigkeit; denn sie wußte, daß wenigstens ein Mensch auf der Erde an ihrem Schicksal teilnahm, und die süßen Worte des Ritters klangen noch in ihrem Herzen wie die Töne einer lieblichen Musik.

Denkt hatte zwar die Witwe noch nicht vergessen, aber der Zuspruch des Greises drang nicht so kräftig in das jugendliche Gemüt, und Marie konnte auch die Schen und Ehrfurcht, welche sie vor ihm hatte, nicht ganz überwinden. Mit anderen kam sie jetzt nicht in Berührung; früher war es freilich anders gewesen, als noch des reichen Kürschners Baller Sohn, der mantere Georg, in den neuen dem Lambrechtischen Hause gelegenen Garten seines Vaters kam, wobei er denn nicht versuchte, die Witwe zu besuchen und sie wohl auch einzuladen, mit Marie, die er scherzweise seine Schwester nannte, in dem blumentreichen Garten die Schönheit des Tages zu genießen. Das fröhliche, offene Weib Georgs und seine Gutmütigkeit hatte auf die heranblühende Marie einen tiefen Eindruck gemacht, und sie empfand wohl mehr als alle Schwertlerliche für ihn.

Georgs Vater starb, und der Sohn folgte nun seinem Gange; das väterliche Gewerbe konnte er nicht leiden, ein Schwert schmerzt er lieber, und ein Ross bepagte ihm mehr, als das väterliche finstere Verkaufsgewerbe; darum gab er denn auch sein Gewerbe auf, überließ sein schönes Haus an dem Kornmarkt der Obhut seiner ehemaligen Wärterin und ihrem Manne, zwei wiederem alten Vrenta, die seit dreißig Jahren in Dienste der Familie standen, und eines Tages kam er in Frau Lambrechts Haus, um Abschied zu nehmen. Jähr Schreck trieb Marien das Blut zum Herzen, und nur der jugendliche Stolz ließ sie ihre Fassung behaupten.

„Ich kann kein Handwerker sein“, sprach Georg. „Zum Heere des tapfern Kaisers Ludwig will ich ziehen und mit

mit meinem Schwerte Ansehen erwerben, welches ein anderer durch seine Geburt erlangt; darum lebt wohl, und wenn ihr hören solltet, daß ich auf dem Schlachtfelde mein Leben verblutet, so schenkt mir ein andächtiges Gebet und ein freundliches Andenken.“ Damit reichte er die Hand zum Abschiede und zog von dannen. Marie weinte aber ob ihrer stammten Liebe manch heimliche Thräne, und obgleich Georgs Räte ihren Stolz tief verletzte, so konnte sie ihm darob nicht großen, viel weniger ihn verzeihen.

Etwas mehr als ein Jahr war seitdem verflissen, und sie hatte von Georg nichts mehr gehört; als sie nun in ihrer stillen Stube saß und den fremden Ritter mit jenem verglich, da trat des Jugendfreundes Bild in den Hintergrund; denn so herzlich hatte sich dieser niemals gegen sie bewiesen, und ihrer Gütekeit war geschmeichelt, daß der Fremde ihre Schönheit anerkannt hatte, für welche Georg unempfindsam gewesen war.

Schon am andern Tage fand sich bei Marie eine Dame ein, welche sich als eine Nichte des fremden Ritters zu erkennen gab, und ihre Freundschaft fügte dem Mädchen ein so großes Vertrauen ein, daß Marie bald wußte, eine zweite Mutter gefunden zu haben. „Du kannst nicht hier allein bleiben, liebes Mädchen“, sprach die Dame bei einem weiteren Besuche; „ich werde für Deine Zukunft sorgen. Du sollst bei mir wohnen und sein, so lange ich lebe, oder bis ein schmucker Gefell Dich zur Ehe begehrt.“

Marie erwiderte zwar bei diesen letzteren Worten, allein sie konnte nicht umhin, der Absicht ihrer neuen Freundin beizustimmen. Mit Einwilligung ihres Vormundes wurde daher das Hänschen alsbald verkauft, und der nach Tilgung der Schulden verbliebene Rest dem Vormunde zur Aufbeziehung übergeben; die Nichte des fremden Ritters aber nahm Marie mit sich auf ihr Schloß, welches wenige Stunden von Speier gelegen war.

2.

Die Rünzer.

Was in andern Städten Deutschlands die Patrizier und Geschlechter, das waren in Speier die Rünzer oder Hausgenossen; sie bildeten eine mit großen Freiheiten begabte Genossenschaft, waren von des Rates Gerichtsbarkeit, und ihre Häuser, die „Rünzen“, waren Freistädte, so daß ein dahin Verlegener nicht gefast werden durfte. Obgleich die Rünze schon längst auf die Macht dieser abeligen Bürger eifersüchtig waren, und infolge dieser Zünfte erst im Jahre 1330 zwischen beiden Teilen eine „Rechtung“ zu stande gekommen war, wozu nach die Hausgenossen viele ihrer Freiheiten aufgeben sollten, so wurde doch diese Übereinkunft nicht vollzogen; denn die Hausgenossen hatten im Gegenteil von Kaiser Ludwig einen Brief zu erhalten gewünscht, der sie in ihren Freiheiten schützte, und sie besetzten fürderhin, wie bisher, den halben Rat mit ihren Gliedern.

So lange der Kaiser lebte, wagten die Rünze es nicht mehr, gegen sie aufzutreten; da nun aber nach Ludwigs Tode der schwache Karl von Luxemburg die deutsche Krone erhalten, erwachte auch die alte Zwietscherei wieder, und die Rünze erlaubten sich jede Kränkung der Rünzer.

(Fortsetzung folgt.)

Rain, ein Bollwerk Bayerns.

Von E. Heland.

„Die das Pairland 1439“, so lautet die Inschrift einer alten Grenzsäule an den Schridemarken zwischen dem schwäbischen und bayerischen Stamm jenseit des Lechflusses in psalbrischer Eindeutigkeit. Einmal zog da die Straße vorüber westwärts „in das Reich“, in die Neckar- und Rheinlande über die Lechbrücke, die ehemals viel näher bei der Stadt Rain über den Fluß setzte und erst im Jahre 1545 weiter abwärts an ihren gegenwärtigen Platz verlegt wurde.

Die Lage machte Rain zum wichtigen Knotenpunkte verschiedener Straßen, auf denen im Mittelalter sich ein reger Handelsverkehr von Ost nach West bewegte, die aber durch die modernen Schienenwege verdrängt. Auch in ältester Zeit berührte der Zug großer Straßen den Punkt Rain nicht, offenbar darum, weil die Ingenieure jener Zeiten den Aufwand von Mähen scheuten, welche die Führung und der Unterhalt von Straßen in den Niederungen an der Lechmündung



Rain am Lech. Nach Peter Canibio Zestle im f Antiquarium zu München gezeichnet von G. A. Lechde.

Wo die Höhenzüge, die das zwei Stunden breite Lechthal auf beiden Ufern begleiten, sich gegen Norden zu verschließen, um den reichenden Lohn des Hochgebirges in unererfüllter Niederung dem Donauströme in die Arme eilen zu lassen, da im unteren Lechraim liegt auf einem mäßig sich erhebenden Hügel vor der Ecke des Höhenzuges am rechten Ufer das Städtchen Rain, just die Ecke des Baperlanbes im Winkel zwischen Lech und Danau bildend und gleichsam von der Hand der Natur selbst dazu bestimmt. Ihm gegenüber auf dem linken Ufer des Donauströmes sehen die Höhen herab, welche einst die festen Burgen der Grafen von Lechamund (jezt Lechstein) und Greißboch (jezt Graißboch) trugen, und einige Stunden weiter gegen Westen, wo im Wörnizthal die Pforte ins jenseitige Schwabenland sich öffnet, da ragte zu Danauwörth einst die mächtige Feste Wangolstein, eine Burg der Grafen von Dillingen.

wegen der ständigen Überschwemmungsgefahren verurachteten. Darum zieht die große Heeresstraße der Römer, welche dem Donauström auf seinem rechten Ufer begleitet, nicht durch Rain selbst, sondern südlich hart an der Stadt darüber. Sie kommt von Wertingen her durch Wertingen, wo sie von der aus Italien über Augsburg auf dem linken Lechufer nach Danauwörth und im Wörnizthale zum Limescheitel bei Gunzenhausen ziehenden römischen Heerstraße (der „via Claudia“) geschnitten wird, übersteigt die Schutter an der Hagmühle und zieht zu Füßen der wahrscheinlich auf den Resten römischer Befestigungen ruhenden Burg Trausheim vorbei in schnurgerader Linie zum Lech, den sie auf einer Brücke überschritt. Dieser Punkt ist, wie wir später erfahren, auch in der neuesten Zeit denkwürdig geworden. Auf dem rechten Ufer des Lech läuft sie dann, als „Hochstraße“ noch heutzutage bekannt, von Oberpeiching quer in der Diagonale nach Staudheim,

um von da in gerader Richtung gegen Neuburg und weiter am Strome bis weit nach Ungarn hinab zu führen. Das ist eine der Hauptstraßen, welche die entferntesten Provinzen des Römischen Reiches, welche Gallien mit Bannonen, den Occident mit dem Orient verbunden, und auf denen in den Jahrhunderten des römischen Regiments sich die eisenklingenden Heersäulen der Welt Herrschaft und zahlreiche Handelszüge bewegten.

Obwohl in den Ostschafen nahe bei Rom römische Funde nicht selten sind, ist aus der Stadt selbst kein einziger bekannt geworden, und sie selbst wird auch erst ziemlich spät in Mittelalter genannt, urkundlich zum ersten Male im Jahre 1257. Der Name stammt vom althochdeutschen *hrtaum*, d. i. berühren, bedeutet also Grenze und später auch langgestreckte niedere Anhöhe, trifft hier demnach vollständig zu. Damals schon erscheint Roin als „*civitas*“, als Stadt, in einem Salbuche Herzog Ludwigs des Strengen unter Umständen, welche auf ein weit höheres Alter schließen lassen. Zu jener Zeit hatte der Strafenzug sich bereits Roin angewendet, und wir entnehmen dieser Urkunde sowie weiteren aus dem Beginne des 14. Jahrhunderts, daß es der Sitz eines herzoglichen Kassenamtes und eines mit dem Bisthume besetzten Gerichtes war, daß es eine Brücke über den Lech und dabei einen herzoglichen Zoll, zwei Jahrmärkte und ein eigenes Getreibemaaß, einen Rat aus ehrbaren, d. i. lebensfähigen Geschlechtern und einen Stadtschreiber hatte, daß es ein eigenes Siegel führte, sich einer Pfarrei war und eine herzogliche Burg in sich schloß. Die letztere wurde zwischen 1310 und 1326 niedergelegt, denn in jenem Jahre wird sie zum ersten Male genannt, dagegen im Vertrage von Rava (1326) nicht mehr; die Städte führt noch heute den Namen „Bürg“.

Von der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an beginnen die einheimischen, die Stadt unmittelbar betreffenden schriftlichen Nachrichten. In einer Reihe von Freiheitsbriefen, wie sie wohl nur wenige Städte des Landes aufzuweisen haben — aber 20 an der Zahl — beurkundeten die bayerischen Fürsten von Kaiser Ludwig bis auf Kaiser Karl Albrecht ihre Huld und Sorgfalt für die Stadt, zugleich aber auch die erprobte Treue und opferbereite Anhänglichkeit der Bürger an das Haus Wittelsbach. Kaiser Ludwig begnadigt die Stadt 1332 mit einem Stadtrecht nach dem Muster des Münchener, weitere wichtige Privilegien erteilten die Herzoge Ludwig der Brandenburger 1356, Stephan mit der Spitze 1363, Friedrich 1372, Stephan II. 1392, 1394, 1396, 1403, Ludwig der Reiche 1455; Georg der Reiche stiftete die sogenannte „reiche Spende“ (1465), vermöge deren alljährlich Kleider und Brot an die Armen verteilt wurden; Albert V. verlieh ihr die niedere Gerichtsbarkeit und gab ihr mehrere Polizei-Ordnungen (1557—1579).

Im Besitze verschiedener Rechte und Privilegien geblieben die Stadt immer mehr und erreichte im Laufe des 15. Jahrhunderts durch ihr Stapelrecht bei dem damaligen Verkehrszuge die höchste Blüte des Wohlstandes, als dessen Zeichen nicht bloß namhafte Stiftungen, sondern auch die Errichtung eines „deutschen“ und eines „lateinischen Schulmeisters“ im 15. und 16. Jahrhundert zu betrachten sind. Auch zahlreiche Bauten entstanden damals: die alte Feste noch unter Ludwig dem Bayern (jetzt vollständig eingelegt), das neue Schloß unter Ludwig dem Gebarteten, dessen Bau 1421 begann, das während

der österreichischen Herrschaft von 1710—1715 als Heiterloferne diente und jetzt als Amtsgerichtsgebäude benützt wird; ein Spital; 1594 das von dem Augsburger Kaufmann Jambhof erbaute Krappenhof, eine Tuchfabrik; 1447—1480 die ansehnliche Pfarrkirche des heiligen Johannes.

Vom 16. Jahrhundert an begann der Wohlstand der Stadt allmählich zu sinken; Ursache dazu war der mit dem Umschwunge der Zeit unvermeidliche Rückgang des Wertes der bisherigen Rechte und Freiheiten, die Gründung der „Jungen Holz“ zu Neuburg, welche fast unmittelbar vor den Thoren der Stadt die Schlagbäume neuer Landesgrenzen schuf, die Ablenkung des Welthandels in neue Bahnen durch die Umdeutung des Seeweges nach Ostindien und Amerika und nicht in letzter Reihe die vielen Kriege. Manchemal zwar traten Ereignisse ein, welche frischen Aufschwung zu versprechen schienen, aber dieser blieb nur vorübergehend und schwand rasch wieder. Als 1539 die Hörstle der Universität zu Ingolstadt wegen Ausbruchs einer Seuche geschlossen werden mußten, siedelten die philosophische und juristische Fakultät unter dem Rektor Wigulens Hundt nach Roin über, wo sie die Katheder im Rathhause aufschlugen; doch nach einem Jahre kehrten sie nach Ingolstadt zurück. — Kurfürst Ruy Emanuel suchte die Stadt durch Einführung von Indastrie zu heben und errichtete 1680 eine „Tabaksmillerei“ (Zakoffabrik), welche sich jedoch nicht entfalten konnte und nach 50 Jahren wieder einging; auch der damals verjüngte Anbau der Tabakspflanze geblieben nicht und wurde bald mit besserem Erfolge durch Hopfenkultur ersetzt. Ebenso war die 1768 errichtete Salzniederlage nicht von langer Dauer. Roin lag eben abseits der modernen Verkehrswege und im Winkel unmittelbar an der Grenze des „Paarlandes“.

Als „Ordnig- und Festungsbau“, als Bollwerk des bayerischen Landes spielte Roin dagegen aus dem gleichen Grunde eine herortragende Rolle bei jedem Kriege, dessen Vollen sich über dem Donauhause entladen, aber eben darum, weil es an der Ecke des Bayerlandes gelegen war, prallte jeder Sturm mit ungebrochener Wucht gegen seine Mauern an, und die Stadt hatte unendlich darunter zu leiden. So gleich bei dem großen Kriege der schwedischen, französischen und rheinischen Reichskriege gegen Fürsten und Adel 1370—1390, während dessen der untere Lechraim der Schoupluch eines höchst verderblichen Krieges war. Besonders heftig wüthete der Kampf 1390/81; im letzteren veranlaßten die Augsburger die Burg der Markschälle von Oberdorf im gleichnamigen, Roin benachbarten Dorfe in einen Steinhaufen, eroberten Roin und legten es in Asche. 1388 nahmen die Reichskrieger Roin auf dem Zuge nach Regensburg wiederum hart mit; doch gelang es den Bürgern von Roin, eine Schor von Augsburgern zu vernichten, die ihnen ihre Herde geirret hatten. Darum ließ Herzog Stephan II. 1392 die Ringmauern, Thore und Thürme der Stadt wieder herstellen, baute das Schloß neu, und Herzog Ludwig der Gebartete verklärte 1417 die alten Befestigungen ganz außerordentlich, so daß die Herzoge von München und Landshut auf ihrem Zuge gegen Ludwig 1419 Roin nicht zu nehmen vermochten. Als der unruhige Ludwig der Gebartete schließlich mit seinem eigenen Sohne Ludwig dem Jücker in Krieg gerieth, eroberte der letztere Roin. Ihm huldigte darauf die Stadt, wozu sich die Reichstadt zuzog; im weiteren Verlaufe des Krieges wurde sie vom Markgrafen Albrecht

Käthles von Brandenburg-Ansbach besetzt und blieb auch nach dem Ableben Ludwigs des Heiligen in den Händen der Feinde des alten Herzogs bis zu dessen Tode 1447.

Ruf fiel Rain an Bayern-Kandhut. Der neue Herr, Heinrich der Reiche, ließ die Werke der Stadt abermals verbessern und bediente sich Rains als eines Hauptstützpunktes in seinen Kriegen gegen Danauwörth (1458) und gegen den Kaiser und den Markgrafen Albrecht Käthles (1460—1462). Im Jahre 1462 weilte der Herzog fast vier Monate in Rain und führte von hier aus sein Heer zum Siege bei Gengen (19. Juli), wofür der geschlagene Albrecht sich später durch einen Einfall in Bayern rächte, auf welchem er alle Orte bis nach Neuburg hinab plünderte, der festen Stadt aber nichts anzuhaben im Stande war.

Im Landshuter Erbfolgekriege huldigte die Stadt dem Pfalzgrafen Ruprecht und blieb während des ganzen Krieges in den Händen der Pfälzer, fiel deswegen in die Reichsacht, verlor die Salzniederlage, kam aber durch den Rätiner Spruch besserungsgestattet an Bayern und nicht an die „Zunge Pfalz“ zu Neuburg.

Im Schmalkdenner Kriege (1546) kapitulierte die kleine kaiserliche Besatzung unter dem Obersten Konrad v. Weinsberg vor den Verbündeten, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen, die Rain hierauf sechs Wochen hindurch besetzt hielten.

Bald nach Beginn des Dreißigjährigen Krieges schuf Kurfürst Max I. die Stadt durch Verbesserung der alten und Errichtung neuer Werke zu einer förmlichen Festung im Stile der Neuzeit um. Lange Zeit sah sie zwar keinen Feind, dann aber zog sich das Kriegswangemitter über Rain zusammen, um sich desto hurtziger zu entladen.

Nachdem der Schwedenkönig Gustav Adolph auf den Weisenden von Breitenfeld einen glänzenden Sieg errungen hatte (16. September 1631), verwendete er die folgenden Monate auf die Erobrerung von Süddeutschland. In schwerer Bedrängnis hatte Kaiser Ferdinand Wallenstein wieder an die Spitze seines Heeres gerufen, und Tilly hatte im Sinne, sich in Böhmen mit ihm zu vereinigen, bekam aber vom Kurfürsten Max den Befehl, zur Verteidigung Bayerns heranzurücken, als die Schweden vom Rhein durch Franken gegen die Donau marschirten. In den ersten Tagen des April 1632 bemächtigten

sich schwedische Streifparteien der Städte Günzburg, Gundelfingen, Lauingen, Höchstädt und Dillingen; Danauwörth nahm der König selbst weg, so daß er nun die ganze obere Danaulinie und an ihr das Ausfallthor nach Bayern in Händen hatte. Vor dasselbe legte sich jetzt Tilly, der am 5. April bei Neuburg über die Donau gegangen und die Rain marschirte war. Am 9. April folgte der Kurfürst, er wollte bei seinem Heere sein, um an der Abwehr des nordischen Gegners teilzunehmen, welcher als der seit Jahrhunderten erste fremdländische Feind, Bayerns Boden zu betreten, sich ansicherte.

Die Bayern standen in vorteilhafter, durch Schanzen verstärkter Stellung von Rain über Oberpöcking bis Künster, eine Vorpostenlinie bewachte den Lech. Von Danauwörth aus rückten die Schweden heran, und Tage lang standen die beiden Parteien einander relognoscierend gegenüber.



Tilly kam in der Schlacht bei Rain.

selbst untersuchte die ganze Strecke des Flusses auf das genaueste, um einen geeigneten Übergangspunkt zu finden, setzte dabei, allen Gefahren trougend, über den Lech und kam den bayerischen Verschanzungen ganz nahe.

Eine auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek liegende, aus jener Zeit stammende Handschrift berichtet über eine derartige Kundschafung: Western (13. April) früh ist der König nahe vor die feindlichen Werke gewesen, mit

der Schildwacht geredet und gesagt: „Guten Morgen Monsieur, wo ist der alte Tilly?“ Die Schildwache antwortete: „Habt Dank, Tilly ist zu Rain, im Hauptquartier.“ — worauf die Schildwacht fragte: „Kamerad, wo ist der König?“ Der König antwortete: „Er ist auch im Quartier.“ Worauf die Schildwacht abermals fragte: „Wißt der König auch Vorдан?“ Reg respondit: „O ja, kommt nur zu uns herüber, ihr sollt gut Quartier haben.“ Der König entfernte sich wieder und erzählte bei seiner Rückkehr diese Anekdote den anwesenden Patentaten und Kanallieren.

Im schwedischen Kriegstat waren verschiedene Generale, darunter auch Harn, gegen den Übergang, aber der König entschied mit den Warten: „Wie, wir, die wir über die Ostsee gefahren und so viele große Ströme in Deutschland überschritten haben, sollten von einem solchen Wache aufgehalten werden?“

(Schluß folgt.)

Vor 300 Jahren.

Von L. KÖRER.

Es wird vielleicht den Lesern des Vaterlandes nicht uninteressant erscheinen, wenn sie erfahren, wie es am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts bei Besatzung, in Lagen und auf Märschen zugeht, und wie die Aufbringung der Heere damals von statten ging.

Zu diesem Behufe sei in nachfolgenden Zeilen ein Auszug aus einer Kriegsordnung¹⁾ gegeben, der, und in Bezug auf kriegerische Handlungen und Vorschriften einen Einblick in die früheren Verhältnisse gestattet. Der Verfasser ist zwar nicht genannt, aber die Ausdrucksweise sowie der Stand der Bevölkerung weisen auf die oben genannte Zeitperiode hin.

Das Schriftchen selbst ist, wie die zeitgenössischen Publikationen alle, sehr schwülzig und breit angelegt und wirkt durch häufige Wiederholungen ermüdend auf den Leser ein. Darunter befinden sich aber auch wieder blüssige Proben nader Anschauungen, die ihrer trefflichen Vergleiche wegen unverkieselt und durch Anführungszeichen kenntlich gemacht zum Abdruck gelangen sollen.

Gleich der Titel muß vollständig seinen Platz hier finden, da er den ganzen Inhalt des Schriftchens vorlegt und so die Stelle eines Inhaltsverzeichnis vertritt. Er lautet: „Kriegsordnung — neu gemacht. Von Besatzung der Schlösser, was dazu gehört und nöthlich ist. Artikelbrief der Kriegsknecht, sammt derselben Eide. Wie viel und was Leut dazu brauchen. Ordnung und Regiment der Artillerie oder Geschütze, des Kriegsraths, der Wacht und was ehrsich oder nicht in Besatzungen gehandelt werden mag, von allen Geschlechtern der Wägen und ihrer Wägen, so in einem Zeughaus darsitz, was Unkosten an Pulver und Anderem darauf geht, wie viel Pferd man dazu haben muß, sammt einem nachfolgenden Regiment eines gewaltigen Jetzzugs und aller Mumbirey (Munition), die man dazu bedarf mit weiterer Tapflicher Anzeige, kost dienlich in Kriegsloausen.“

Wollen wir uns jetzt zuerst mit den Anforderungen, die der Verfasser an den Kriegsherrn stellt, sowie mit dessen Pflichten und Rechten befassen. In verschiedenen Abschnitten verteilt, lassen sie sich kurz in folgende Sätze zusammenfassen, die uns, wenn auch anders in Form und Umfang, die Ähnlichkeit mit den jetzigen Zuständen in manchen Dingen zeigen werden.

Zunächst gibt der Verfasser dem Kriegsherrn zu bedenken, ob er Geld genug habe, um einen Krieg führen zu können, und gibt ihm den Rat, wenn das Facit seiner Berechnung ungünstig ausfalle, lieber den Gedanken an einen Jetzzug sollen zu lassen. Letzteres würde heututage unter gewissen Umständen nicht immer leicht werden, denn manchmal sind es nicht die Fürsten, sondern das Volk, welches zum Kriege drängt, und zwar entweder direkt oder indirekt, wenn den inneren Spannungen ein Ausflußrohr geöffnet werden soll. Viel summarischer als es in unseren jetzigen langatmigen Budgetverhandlungen genommen wird, wird die Verwendung der vorhandenen Gelder dem Kriegsherrn vorgeschrieben und

dieselben einfach in drei Teile — für jede Waffengattung ein Teil — festgesetzt. Die ganze notwendige Summe besizet sich auf 45 000 Gulden für jeden Monat zur Erhaltung eines „großen“ Kriegsheeres. In unseren Tagen würden wir ebenso wenig wie damals der fortwährenden Kriegszüge ledig sein, wenn diese Summe auch nur für einen Tag hinreichen möchte.

Der Verfasser hält es auch für notwendig, dem Kriegsherrn die natürlichsten und selbstverständlichen Pflichten ans Herz zu legen, denn er verlangt, daß derselbe die besetzten Orte seines Landes, deren Lage und Beschaffenheit, sowie die zur Verteidigung notwendigen Stände der Besatzung kenne. Er soll auch wissen, von welcher Seite, ob nur von einer oder mehreren der Angriff zu gewärtigen sei, also nach näheren Begriffen von den weniger verteidigungsfähigen Grenzen des Landes, den schwächsten Fronten der festen Orte Kenntnis haben.

In der Festung selbst soll er sich nicht aufhalten, sondern dem Feinde außerhalb derselben Abbruch thun, gegebenenfalls dieselbe entsetzen, dann — so wird gefordert — würde sich der Gegner odenfalls unbelorgt um Mäuden- und Seitenangriffe mit seiner ganzen Macht gegen den Aufenthaltort des Befehlshabers wenden, wo er „Vogel und Nest bei einander weiß“.

Das Regiment jener Zeit war ein ganz persönliches, weshalb auch die Unterthanen ihrerseits mit den nötigen Routen sich versehen mußten, um nicht dem Eigennutz ihrer Herren geopfert werden zu können. Aus diesem Grunde erklärt es sich auch, warum es dem Kommandanten einer Festung nach den Kriegsgesetzen geradezu verboten war, den Landesherrn in die Mauer aufzunehmen, es sei denn, daß er durch einen Eid versichert, er sei nicht in feindseliger Befangenschaft gewesen oder nicht durch einen Vertrag gebunden, die Festung zu übergeben.

„Der oberste Feldhauptmann“ war der Befehlshaber über die ganze Truppenmacht. Ihm war ein Kriegsrat beigegeben, der sich aus ständigen, d. h. ein für allemal bestimmten und an die Charge gebundenen Mitgliedern und aus den von letzteren kooptierten zusammensetzte.

Die ständigen Mitglieder waren:

1. Der Feldmarschall — der Oberkommandant über die Kavallerie. Sie war die erste und geachtetste der auch damals schon bekannten drei Waffengattungen. Sie setzte sich aus den Fürsten, Herren samt deren Keisigen und dem Reitervolk zusammen. Der Autor ergeht sich nicht näher über die Bestimmung, läßt sogar genauere Angaben über die Einteilung derselben weg. Er sagt nur, daß der Feldmarschall über die reißigen Hauptleute, deren der „Eine so viel, der Andere so viel, der Dritte ein Geschwader, der Vierte zwei Geschwader“ u. s. w. kommandieren, den Oberbefehl führe. Daraus ergibt sich, daß die Größe der Unterabteilungen wahrscheinlich sich nach der mehr oder minder zahlreichen Abstellung der kleinen und kleinsten Staatengebilde als Grafschaften, Rittersegen, freie Städte, Bistümer und Äbteien festsetzte.

2. Der Oberfeldzeugmeister, der höchste Befehlshaber der Artillerie, als der zweitwichtigsten Waffengattung, deren

¹⁾ Diese Kriegsordnung befindet sich mit mehreren andern hochinteressanten alten Schriften zusammengebanden in der k. Hof- und Staatsbibliothek unter dem Titel: „Münster Quod, Bericht wie man sich . . . in Kriegsnöthen verhalten soll.“ (IX s. sc. Mil. 6.)

Verwendung als Festungartillerie hervortritt, während sie in Bewegungskämpfe eine untergeordnete Bedeutung hat.

3. Der Fußknecht Oberst, der sich seine Offiziere selbst wählte, wie die Mannschaft berechtigt war, dies in Bezug auf die Weibel und übrigen Unteroffiziere zu thun.

Wir erfahren aus dem eben Gefagten, daß die in heutigen Tagen als erste Waffengattung betrachtete Infanterie damals an letzter Stelle stand. Dieser Umstand berechtigt uns aber auch, einen Rückschluß auf die Abfassungszeit des kleinen Werkes zu machen und sie auf jeden Fall vor den Dreißigjährigen Krieg, in welchem das Fußvolk wieder mehr zu Ehren gelangt war, setzenstellen.

Wie des Autors Ausdrucksweise und Vergleiche immer noch sind, so auch bei dem Urteil über die Eigenschaften der drei Waffen. Er meint, der Fußsolbat könne den Reiter nicht erlauben, wahingegen jener dem Fußknecht in Gebirg, in Wald und Stumpf wenig anhaben könne, denn damals war die Ausrüstung der Reiterei noch eine sehr gewöhnliche, so daß von einer leichten Reiterei nicht die Rede sein konnte. Dann fährt er wörtlich fort: „Dazu kann man mit den Hohlköpfen und langen Spiezen Mauern, Thüren, Bohloerck und Basteyen nit wohl umtöhen“.

4. Der Profoß. Dem obersten Feldhauptmann war der oberste Feldprofoß mit Stedenknecht, Schultheiß und Henker, jedem der übrigen drei Kommandanten ebenfalls ein solcher mit Stedenknecht und Nachtrichter zugewilt, da jede Waffengattung ihre besondere Jurisdiction, ihre besonderen Rechte hatte. Jeder fremde Eingriff in das abgeschlossene Gebiet wurde mit Eiferjucht überwachet und zuruckgewiesen. Nur Befehlungen wegen eines Verbrechenß durften auch von dem außerhalb der Waffengattung stehenden Profoßen vorgenommen werden, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Krekstant sofort an das zuständige Gericht abgefesert werde. Die Artillerie hatte eine besondere Anndahmestellung, von der später noch die Rede sein soll.

Bezüglich der nicht ständigen Weisiger des Kriegsrates mußte jede Waffengattung durch die gleiche Anzahl vertreten sein, „daß man nit denken mög' es sind zum Vortheil des Einen Regiments“.

In einer Festung setzte sich der Kriegsrat anders zusammen; er bestand außer dem Kommandanten des Places noch aus:

1. Einem vom Adel als Lieutenant — Vototenant — welcher aber ein Rathsmann des Kriegsherrn, landhäßig aber mindestens ein langjähriger Diener und beim Hofgesinde war — also kein Ausländer sein durfte,
2. dem Zeugmeister oder Zeugwart und
3. dem Jägerich.

Auch dieser Kriegsrat ergänzte sich durch Zuziehung, und zwar eines Abgeordneten des vom Adel (den Reisigen), eines gemeinen Rathsbediensteten der gewöhnlichen Eßhöllen der Bürger, Handwerker oder Bauern.

Der so zusammengesetzte Kriegsrat schwur dem Landesherren Treue, hatte Gewalt über Leib und Güter der Herrensgehörigen oder der Befehlungen und sollte täglich mindestens eine Stunde Sitzung halten. Die Abstimmung begann der Feldmarschall, welchem der Reize nach der Feldzeugmeister,

der Oberst der Fußknechte, gegebenenfalls der Profoß und dann die übrigen Weisiger folgten.

Nichts illustriert die Verschiedenheit der Zeitperioden besser als das Rechtegebiet. Während die ganze Richtung unserer Zeit dahin strebt, für alle gleiches Recht zu schaffen, hatte damals jedes Land und Ländchen und jeder Stand seine besonderen Rechte und Vorrechte. Wollen wir uns daher dieses Gebiet etwas näher betrachten.

Der Profoß, von dem eben die Rede war, ist nicht zu verwechseln mit jenen Personen, welche man jetzt damit bezeichnen will. Er war Richter und Verwaltungsbeamter in einer Person. Als Richter konnte er bei offensibaren Übertretungen, so besonders bei schweren Zuwiderhandlungen, die durch den „Ehrenhold“ (Herold) unter Transparenz verhandelt worden waren, auch Befehl des Feldzeugmeisters das Urteil fällen oder dies mit Zuziehung von Schöffen thun. Ob diesen Befehl auch der Feldmarschall und der Oberst der Fußknechte kritisieren konnte, ist nicht gewiß. Im Verneinungsfalle wäre darin schon eines jener Vorrechte der Artillerie zu erkennen, welche wir später weiter ausführen werden.

Als Verwaltungsbeamter oblag ihm die Aufsicht über die Proviantmeister, sowie über die Marktverhältnisse und die Herbeischaffung der Lebensmittel, endlich auch die Festsetzung der Preise für dieselben.

Van den ihm zuzehörenden Rechten fordert ein eigentümliches Erbrecht in erster Linie unsere Aufmerksamkeit. Wenn jemand starb, der unbekant war, dessen Name nicht in der Musterrolle stand, und sich keiner seiner Angehörigen einen abzuliegenden Eid als nächster Verwandter — Eltern, Geschwister und Ehefrau — dokumentieren konnte, so fiel dem Profoßen die ganze Erbschaft zu, die mögk unter Umständen eine recht unbedeutende gewesen sein mochte.

Der Monatsold des Profoßen war sehr gering, nur 24 Gulden, weshalb er bei einem Zeugmeister Trabanten Dienste abnehmen durfte; in diesem Falle verlor er aber das Recht, einen Stedenknecht zu halten.

Wenn der Profoß in der Lage war, jemand zu verhaften, so ließ er den Inhaftirten während des Marsches an einem Wagen anschnüden.

Als Aufsichtsdorgan über das Proviantwesen durfte er nicht dulden, daß ein Fuhrmann ohne sein Wissen etwas verkaufe, auf die Ware aufschloge oder mindere Qualität verarbeitete, wohl aber, daß er die Lebensmittel bei gleicher Güte unter dem festgesetzten Preis abgab. Zuwiderhandelnden konnte der Profoß die ganze Proviantzufuhr abshmen.

Wie bekannt, wurden die Heere damals angeworben, zu welchem Zwecke in der Regel zwei Musterherren über die Tauglichkeit und Verwendbarkeit der Angeworbenen zu befinden hatten. Ohne deren Einwilligung konnte kein Hauptmann Einstellungen vornehmen. Sehr thätigen Beuten wurde Doppelgeld — daher Doppelöldner, duplex genannt — zugesprochen.

Den Angeworbenen wurde durch den Oberst der Artilleriebrief — Eid und Kriegsdarkeit zusammensessend — vorgelesen. Jedem so Verpflichteten stand es frei, aber vergebene Punkte beim Hauptmann sich Aufschuß zu erbitten, denn wie heute galt auch damals das Nichtwissen des Gesetzes weder als Entschuldigungs- noch als Preisprechungsgrund. (Fortf. folgt.)

Reudel und die Schlüßelberger.

Von Karl Müll.



Reudel. Von Th. Holtzner.

Wast dürfte es als ein sonderbares Unterfangen erscheinen, in unserer Zeit mit ihren Kämpfen und Erfindungen, mit ihrem rastlosen Fluge und Drängen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschungen wie des täglichen Lebens, den Leser zurückzuführen in vergangene Tage und ihn auf eine Ruine zu stellen, fast auf einen Centralpunkt mitten hinein in das Leben, wo er das rastlose Wagen und Ringen zeitgemäßer Bestrebungen beobachten kann. Ein sonderbares, aber doch berechtigtes Unternehmes. Denn auch auf den Trümmerstätten zerstörter Burgen gibt es ein bedeutungsvolles Leben für den, der mit aufmerksamen Auge die Geschichte der Menschen verfolgt, der in dem „Kommen und Gehen“ eine auf eine endliche Entwicklung hinzielende Führung menschlichen Denkens und Schaffens findet, der an dem zerfallenen Weisen, welchem umrandendes Laubgehüsch und die darüber wegziehenden Vögeln romantische Schönheit verleihen, nicht allein ästhetische Gefühle befriedigen, sondern auch sein geschichtliches Urtheil schärfen will.

In die vielgenannte Fränkische Schweiz mit ihren lieblichen Thälern und anmutigen Bergen führen wir den Leser, und zwar ziehen wir mit jugendlichem Mute, an der rauschenden Weisent entlang, auf der Straße von Forchheim nach Wagnsdorf und erreichen uns am idyllischen Thalgrund, der umsäumt ist von bewaldeten Höhenrücken, und aus dem bald hier am schattigen Abhange, bald dort in gründer Diefen malerisch schön ein Kirchlein und begrünt. Das Dampfrohr, das auch in diese stille Gegend jetzt eingebracht ist, lassen wir aus uns vorbeifahren und pilgern hin nach unsrerem Ziele, zur Reudel.

Einer echten Warte gleich steht die Ruine am Eingange in das von Streiberg an sich verengernde Thal, unten am Fuße eilt geschäftig die Weisent vorüber und spiegelt in ihren Wellen das Bild aus vergangenen Tagen, während hart auf festem Gestein hoch oben die noch stehenden Ueberreste des Turmes zum Himmel ragen, mahnend an die Hinsässigkeit aller irdischen Macht und Pracht. Wo vor Zeiten thatkräftige Männer für den Wasserdienst sich üben oder im frohen Gelage bei Spiel und Sang sich erhalten, da ist jetzt schattiges Strauchwerk einzig zu Gast und kispelt und bei sanftem Reigen im Winde ein Lied vor aus verklangenen Tagen. Die noch erhaltenen Wände des runden Turmes, von dem der Wächter in das Land hinaus lugte, die fast ganz zerstörten Umfassungsmauern lassen uns einen Schluß ziehen auf die einstige Größe und Festigkeit dieser Burg. Wenn wir auf einem schmalen Pfade den eigentlichen Hauptteil der Burg erreicht haben, der vor Zeiten durch eine Zugbrücke mit den anderen Klümen verbunden war, dann blicken wir hinab in das Thal, auf die einst zum Burgessege gehörigen Ortschaften. Wühlgierig fragen wir bald, „welches ritterliche Geschlecht lebte denn hier auf dieser Burg?“ Mit der Beantwortung der Frage treten wir in den Bereich der Geschichte des Schlüßelberger Geschlechtes, soweit es bis jetzt nachforschendem Eifer geklärt war.

Das Schlüßelberger Geschlecht, dessen Wappen — ein einziger schön liegender Schlüssel im Schilde — uns daselbst deutlich untercheiden lehrt von dem der Schlüsselhelden von Nürnberg, welche drei Schlüssel im Schilde führen, können wir zurückverfolgen bis in das 12. Jahrhundert. In den Stammatazeln findet sich um 1128 ein gewisser Ludolf v. Othlehdorf (Kittelhof), und als dessen Söhne werden Eberhard, Heinrich, Meinig als Herren v. Kraußen genannt. Diez Thatfache, sowie die, daß ein zweiter Meinig den Namen v. Greifenstein führt um 1188, zeigt, wie irrig die Annahme ist, daß die v. Waischenfeld und Schlüßelberg ein und desselben Geschlechtes seien, und erweist vielmehr die Herren v. Kittelhof, Kraußen, Greifenstein als die ersten Ahnherrn des Schlüßelberger Geschlechtes. Den Namen „Schlüßelberger“ trägt dieses Geschlecht seit dem Jahre 1219, in welchem sich Eberhard II. (1243—1282), ein Sohn jenes zweiten Meinig, eine Burg bei Waischenfeld erbaute, welche er Schlüßelberg benannte, und von welcher das Geschlecht selbst den Namen bekam. Zwing und Bann desselben umfaßte die ganze heutige fränkische Schweiz und reichte auf der einen Seite über Wöhlfenstein bis Beyenstein, auf der andern bis Greifenstein, sein Reichthum war derjenige der nobiles, und die Schlüßelberger gehörten zur Klasse der eigentlichen Reichsritterherren; Grafen waren sie nicht, wie uns ihr Titel in 320 Urkunden erweist. Verfolgen wir die Stammurkunden weiter, dann begegnet uns ein bekannter Name, Eberhard II. (1243—1282); er ist der Gründer von Schlüßelau. Im Jahre 1290 trat er als Schiedsrichter in den mairischen Erbfolgestreitigkeiten auf und gründete in demselben Jahre das Eisterzienser-Kloster für Adelige zu Zeppenbühl, welchen Ort er — ja will es die Überlieferung — in Schlüßelau umgenannt haben soll, der vielen dortselbst blühenden Schlüßelblumen halber. Die Geschichte dieses Klosters, die selbst wieder einen geschichtlichen Reich erörtert,

nennt uns noch zwei Schlüsselberger Herren, die hier ihres Zusammenhanges mit dem Geschlechte wegen erwähnt werden, nämlich Konrad I. (1273—1308), der eine Tochter des Burggrafen Konrad III. von Nürnberg zur Frau hatte, eine gewisse Leutard, und dessen Tochter Sophie mit Friedrich von Hohenhausen vermählt war, und Gottfried, der in Schlüsselberg begütert ist. Sein Grabmal ist das einzige, das sich im Frankensand von dieser berühmten Familie erhalten hat. Dieser Schlüsselberger war ein sehr begüterter Ritter, dem die Burgen Seitenberg, Hirsbach, Galkenruth, Göttschstein gehörten, und der auch Anteil hatte an der Herrschaft Klängenberg-Prageln.

Kriegerisch von Natur, machte er 1304 den Feldzug nach Böhmen mit und befehlete den Bischof von Würzburg. Die Beschädigungen, welche er bei dieser Fehde den Leuten von Krüttenbach, Kugelsch, Warburg zufügte, machte er durch eine testamentarische Verfügung am 13. Mai 1308 wieder gut. Aber noch Wichtigeres bringt uns die Geschichte dieses Ritters, sie führt uns auf den Namen Reinold. Als Eigentümer dieser Burg wird uns nämlich von den Urkunden Gottfried genannt, und die Vermutung, daß er sie auch erbaut habe, liegt sehr nahe; in den Jahren 1285 und 1286 fertigte er eine Urkunde auf dieselben aus. Gemeinshaftlichen Anteil hatte noch an der Burg der Graf Konrad von Behringen der Jüngere, welcher Elisabeth, die Tochter Gottfrieds, aus dessen erster Ehe mit Mechthildis v. Berchem geheiratet hatte. Von überließ nämlich der Schlüsselberger die Hallschloß der Burg. Gottfried starb am 5. Juni 1308. Fast vier Jahre später, am 5. März 1312, verkaufte Konrad von Behringen seinen Burganteil an Konrad III. von Schlüsselberg, der um das Jahr 1300 „der junge Herr“ genannt wurde. Dieser war ein Sohn Eberhards III. und ein Neffe Gottfrieds; sein Großvater war Ulrich I. († 1225), und seine Großmutter Hedwig v. Weindlach.

Die Lebensgeschichte dieses Ritters, des Letzten seines Geschlechtes, welche eine tragische genannt werden kann, gibt uns über seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu vornehmen Familien, wie über sein Verhältnis zu Kaiser und Reich Aufschluß. Konrads III. erste Gemahlin war eine gewisse Leutard aus bis jetzt unbekanntem Geschlechte; im Jahre 1327 vermählte er sich mit der Tochter des Grafen Ulrich III. von „Mittenberg“, Agnes. Aus erster Ehe stammt Reicha, die sich mit Günstler von Schwarzburg vermählte, aus zweiter Ehe Agnes, Gemahlin Heinrichs von Plauen († 8. Mai 1348), und Beatriz, Gemahlin Ulrichs v. Helfenstein.

Wir mochen die traurige Bemerkung, daß die Doppelhehe Konrads III. nicht mit einem einzigen Nachkommen gesegnet war, und daß der Tod dieses Ritters die Schlüsselberger zum Aussterben brachte. Die am neuen Horizonte der Nation aufglänzende Sonne südbüßiger Mähte und Macht sollte mit dem verschwindenden Rittertum überhaupt auch diesem alten Geschlechte zu Grabe leuchten.

Daß der Schlüsselberger als Freund des Kaisers Ludwig, der die Städtebewegung bejörberte, gerühmt wird, läßt uns einen Schluß auf Konrads III. politische Stellung ziehen. Wir meinen, daß er die Jüngerezeit seiner Zeit verstand und den, „wenn auch manche Spinnennetze veralteter Zustände vernichtenden Sonnenstrahlen der neuen Zeit der mondbelegneten, zauberlich schönen Nacht des Mittelalters vorgezogen habe“. Nur ein Umstand ist es, welcher den Verfall hindert, diese

Vermutung in eine mit gutem Gewissen verteidigte Behauptung umzuwandeln, nämlich Konrads III. Fehde mit den Bamberger und Würzburger Bischöfen im Jahre 1347, deren Ursache eine Zollerhebung, verbunden mit dem Bane einer Maut war.

Wir wissen, daß um diese Zeit es Sitte der Rittermäßigen war, für den Durchzug durch ihr Gebiet Fall zu erheben oder sich das Recht klagenden Geleites für die Warenzüge sächsischer Kaufleute beizulegen, ein Unterjochen, das natürlich den Handelsverkehr der Städte unter einander erschwerte. Der Grund zu diesem Verhalten lag teils in dem tiefgegründeten Hass der Ritter gegen die emporstehenden Städte, teils in schänder Gewinnlust. W. Freytag sagt in seinen „Bildern aus deutscher Vergangenheit“, daß selbst bei den Häuptern alter Adelsfamilien solches Vorgehen sich findet. In einer Urkunde des Geschlechtes Konrads III. finden wir nun den vorwurfbüßigen Satz „er wollte sich das Geleit belegen, was aber die Burggrafen von Nürnberg nicht gestatteten“, und in einer andern, daß die Bischöfe von Bamberg den von Konrad begangenen Bau einer Maut verhinderten. Alles ganz die oben erwähnte Thatsache. Hier wäre es von großem Werte, Aufschluß über das Verhalten Konrads III. in diesen seinen letzten Lebensjahren gegen die Städte und über sein „Freundschaftsverhältnis“ mit dem Kaiser in dieser Zeit zu erhalten. Eine solche urkundliche Beleuchtung würde dann Konrads III. Charakter völlig ins Licht trübscher Beureitung stellen. Dem Verfasser fehlen eben die Nachrichten über Konrad III. von 1322—1347.

Von diesem zeitgeschichtlichen Überblick und von der trübsichen Trage geben wir wieder zu den historisch feststehenden Thatsachen in Konrads III. Leben. Der Schlüsselberger Feld hat sich ruhmvoll an den Schlachten bei Gammelsdorf Anna 1313 und bei Mühlberg Anno 1322 beteiligt. Beide Thatsachen werden uns vorzüglich durch eine Urkunde über die Mühlbacher Schlacht, welche lautet: „Inquater Vorbedeutung trug die Heersöhne der Bayern ein wohlbekannter Name, der Schlüsselberg, der vom Gammelsdorfer Heldenwerke her bekannt war“. Friedrich der Schöne, der Gegner Ludwigs des Bayern, selbst suchte ihm die Reichsturnsöhne zu entziehen, aber durch Konrads Tapferkeit wurde der Angriff abgesehlag. Dem gefangenen Friedrich wurde der Schlüsselberger als Bedeckung beigegeben, als er durch Ratisbona nach Traunhau übergeführt wurde. Zur Belohnung für solch treues Steben zu des Reiches Sache, versieh Ludwig dann Konrad III. das Reichspanner mit der Burg und Stadt Brünningen, wie auch das Stadtrecht von Ebermannstadt, welches durch einen Gmundenbrief Ludwigs im Jahre 1323 zur Stadt erhoben wurde. Über weitere Thaten des letzten Schlüsselbergers schweigen die Urkunden; sie führen uns sofort zu dem verhängnisvollen Jahre 1347. Wie schon erwähnt, befehleten die Bischöfe von Bamberg und Würzburg in Gemeinschaft mit den Burggrafen Johann und Albrecht von Nürnberg Konrad III. und warfen ihn in seine Burg Keckel zurück; eine energische Belagerung siegte über den, der im offenen Felde bestanden hatte. Am 8. Mai 1347, es war ein Montag, suchte sich der Held durch einen Ausfall zu retten, fiel aber von dem Burgeschloß einer Pflanze zu Tode getroffen. Er fiel, und mit ihm sein Geschlecht, nachdem es über 200 Jahre gebüht hatte. Seine Leiche wurde nach Schlüsselberg übergeführt und dort beigesetzt. Die Sieger teilten sich in seine wertvollsten

Bestimmungen in einem Vertrage vom Jahre 1349 und trafen in der Teilungsurkunde noch folgende ehrende Bestimmung:

„Vierzig Pfund halber jährlichen gold zur feigerung des von Stajzelberg dem fromenloster zu Stajzelawe, da er begraben ist.“
Die Geschichte der Schlüsselberger ist mit dem Tode dieses von der Vorsehung zum Letzten seines Stammes bestimmten Ritters beendet, aber die ihrer Burg Keudel dauert noch bis zum Jahre 1553. Die ältesten Burgnämer, die Stäbiche — Walter-Stäbich war um das Jahr 1312 Amtmann Konrads III. — blieben nach dem Aussterben des Geschlechts Burghüter von Keudel, da sie in den Dienst des Fürstbistums Bamberg

übertraten. Das Jahr 1553 sollte für die Keudel das Schicksal ihres Bestehens werden. Die Scharen des Albrecht Alcibiades von Brandenburg nahmen die Burg ein, nachdem sie von drei Bürgern aus Baisjensfeld in feiger Weise bei der Belagerung verlassen worden war.

Ritter hatten die Burg erbaut und geschützt, Bürger verließen sie. Wie sollte ihnen auch das ritterliche Pflichtbewußtsein innewohnen, mit dem ein letzter Schlüsselberger seinen Ahnenfiß verteidigt hatte. Die Zeit war eben eine andere geworden. Das tragische Geschick eines Rittergeschlechtes und seiner Burg rührte sie nicht mehr.

Die stummen Frösche von Pleslein.

(Nach einer oberbayerischen Sage.)



Dunkle Schleier flogen bereits über das Städtchen Pleslein, und mühslich drängten sich die Häuer zu düsteren Schatten zusammen, indes die hochragenden Zinnen des Herrenschlosses noch im letzten Abendglocke lahen. Küchig, immer ruhiger wird es auf Platz und Au, in den Geschäften des

Landmannes, in den Straßen der Stadt; bald fliegen wie im Schutze Haus an Haus; des Marktes bunt geschäftig Leben ist erstorben, nur der Kleinhandel in einigen Krämerläden muß noch ein Ständchen wachen, um den letzten kleinen Bedürfnissen der ärmlichen Einwohner zu dienen. Jetzt erklingen die Töne des Aue von den Kirchengläden des Städtchens, und von den näher gelegenen Kirchbärten hört man in kurzen Zwischenräumen den christlichen Abschied vom Tage hererklingen — endlich verzittern die letzten Töne im Abend-

frieden der Landschaft. Da hat es die Seelen auch erjagt von früher Sehnsucht nach dem unbegreiflich Ewigen, und in Hof und Hube, in Haus und Hütte hat man die Hände gestotzt, wie alltäglich zu beneiden die Wagg des Herrn. Doch horch! —

Aus dem hohen Schloßthorn
Dreht ein ernstes Singen an.

Die drei Burgfräulein, von holdseliger Artung und sittiger Anmut, grüßen, als sängen sie in einem Klostermünster die Gebete des Herrn, in garten Weißen Maria und den Sohn. So bereiteten sie dem abendfrohen Städtchen der Andacht hehre Wonne, und nicht selten sah man es, daß einzelne fromme Beter in ehrerbietiger Stille sich dem Schlosse näherten, um den Sang vernehmlicher zu hören.

Aber wie alles in der Welt häßliche Feinde und böswillige Gegner hat, so auch der fromme Brauch der Herrenschloßleuten. In dem schülsumwachsenden Schloßhofe, wo die Köchlichkeiten wäher in den saßen Abendhimmel hineinragten, hausten Unken und Frösche in überreicher Zahl. Sobald nun „Sei gegrüßt, Maria!“ vom Döller erklang, quakten jedesmal die grünen Schwesyer, als spotteten sie jenes Liedes, in ungestümem Lärm. Eines Abends aber war das ruhelose Schnarren und Quaken der unheiligen Schreier einer der drei Schwwestern, Vaitgarben, gar zu frech geworden, und sie rief wie beschwörend voll heiligen Jorne:

„Dor’s dem Bösen noch behagt,
Unsren Sang durch euch zu hören,
Sei es nun mit Gott gemogt,
Horch zu hören ernre Urdem.
Seid euß ewig ohsam,
Stimmen zu sein, von mir verdommt!“

Sofort wiehte der Zauberfisch der hohen Frau. Es regte sich kein Laute mehr aus dem Schlosse bis auf den heutigen Tag. Ja, so oft man es versuchte, fremde Grünrude hierher zu versetzen, wurden sie sofort stumm. — Also raunt und drö Soge, wie sie teilweise noch im Volke lebt, in die Ohren, die Sage von den stummen Fröschen im Stadtweißer von Pleslein.
Dr. Karl Zettl.

Kleine Mitteilungen.

Jehebrieff. Aus wech geringfügigen Ursachen in Mittelalter Eud und Leske mit Roub, Rorb und Brand oft heimgefuht wurden, beweist folgender von und zum Verständniße der Leser in der Scheideweise etwad modernisierter Jehebrieff, den

Mitter Wolf vom Stein zu Ringenstein im Jahre 1432 an die Stadt Randsberg am Ruch sandte. Der Brief lautet: „Reinen willigen Dienst zuor Lieben die von Randsberg! Als Euch woch zu wissen ist von einem Jengle, wegen den mit mein Herr

derjen Erbst Erbte und geheißen hat, dabei und mit etlich Euer Rathgeheilen gewesen sind; denselben Hengst ich seit dießmal mit Briefen und mündlich erfordert habe, das alles mir nicht gehalten hat. Nun habe ich ihm geschrieben, daß es mich ansehet bei diesem meinem Boten Jäger dies Briefs zu den Hengst. Geschicht das sich, so will ich ihn angreifen in seinen Lenden und Keuten und Gütern. Da bitte ich Euch flehlich und ernstlich, daß Ihr dazu helfen und thun wolle, daß ich von meinem Herrn, Herzog Erwinen ausgerichte werde bei diesem meinem Boten, Jäger dies Briefs. Beschüze das nicht, so leiste ich Euch wissen mit diesem Brief so Ihr, Euer Leute und Gut mit werden mügen, daß ich das heben und nehmen will, bis ich bezahlt werde um den Hengst und den Schaden den ich sein genommen habe und nehmen werde. Gegeben zu Gumbelßingen am Freitag nächst vor St. Franzisci Tag 1432. Ritter Wolf vom Stein zu Klingenstein.

Die Bürger von Landshut sandten den Brief an Herzog Erbst, welcher sie durch die Mitteilung beruhigte, daß er dem ungeliebten Ritter bereits 40 fl. angedoten habe, damit er sich selbst den Hengst kaufen könne, er sei geneigt, sogar bis zu 50 fl. zu geben, damit Wolf sein Schweert in der Scheide löste.

Elsch und Bayern. Drei elschische Regimenter standen im Felde und Dienste des Kurfürsten Maximilian von Bayern, dem Haupt der katolischen Liga, und kämpften gegen die Schweden, obwohl deren Zuhälter und Obersten evangelisch waren. Es waren dies die Regimenter v. Hedenstein, v. Gungl v. Althaus und Wolf v. Altnau. Die Hedenstein waren ein unter-elschisches Geschlecht, dessen Stammung im Baurthale lag, und deren stammliche Ruinen noch heute des Wandersers Erläuterung erregen. Die Hedenstein waren besonders im Krieg begütert; sie besaßen ein Schloss zu Niederröden, wo der Letzte des Stammes, Herr Johann Jakob v. Hedenstein, im Anfang des 18. Jahrhunderts starb; sie hatten auch einen Hof zu Poggen (den heutigen Gohlhof zur Post). Die Gungl waren ein fränkisches Geschlecht, das im 17. Jahrhundert ins Elsch einwanderte. Friedrich Christoph v. Gungl v. Althaus errichtete zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein Kürassier-Regiment und stellte es in den Dienst des Kurfürsten Maximilian von Bayern. Er starb bei dem Siege eines kaiserlich-bayerischen Generalleutnants empot. Nach dem Westfälischen Friedensschluß nahm er seinen Abschied und starb zu Regensburg am Rhein den 20. Dezember 1650. Die Wolf v. Altnau kommen schon in der Höhenlausengeit vor. Einer dieses Geschlechtes war der Hüter der Reichskasse in der Höhenlausenburg zu Poggen. Ferner gab es noch zwei elschische Regimenter, nämlich diejenigen v. Eshalder v. Hedenstein und v. Schwanenburg (die Stammung dieses elschischen Geschlechtes erhebt sich eine Stunde von Pöstel im Kantone Zellthal in der Schweiz).

Die elschischen Regimenter v. Hedenstein und Wolf v. Altnau waren Dragoner-Regimenter. Befamlich wurden die Dragoner im Dreißigjährigen Kriege bald als Reiter bald als Fußtruppen verwendet.

Das Altnauer Freigericht. Das frühere Dorf Wolmuthstein, das Kurfürst Johann von Mainz im Erlaubnis des Königs Ruprecht im Jahre 1401, zu einer Stadt gemacht hat, war der Hauptort des sogennanten Freigerichts. Dasselbe hatte 15 Steden im Umfange und auf seinen Wällen umgeben unter einer Mauer zu Altnau betrat es durch seine Eingetragenen die wichtigsten Angelegenheiten des Reiches. Jeder Inwohner wurde eingezogen, der so viel eigenes Gut hatte, um einen dreizehnten Theil darauf setzen zu können. Das Freigericht war im Alter Zeit im Besitze der Grafen von Werbach, nach deren Aussterben 1152—1190 es an das Reich fiel. Später kam es durch kaiserliche Befehlsmung an Kurmainz und Hesse-Kassel, und dieser Teil nach Absterben des letzten Hauses 1736 an Hessen-Kassel. Die Berichte Altnau und

Hedenstein blieben aber als Reste bei Kurmainz, kamen 1802 an Hesse-Kassel und ist zu Bayern.

Über die **Waldschau** zu Kurberg heißt es in einem Urbesichte auf die Stadt:

„Der Feischsack ist also bestellt: Schätz man eine Kuh oder Bier, So sind dazu zwei oder vier, Die das Feisch schätzen gar eben, Wie man Feisch schätz soll geben, Um drei Pfennig oder um zweien, Was an einem Brett gemalt fern, Das geld und auch das spier dabei, So sieht auch jeder, was es sei, Und die Feisch nicht schätz für narren, Bestalt hat Feischlich für narren.“

Das Bärenbräuen aus Freim. In grauer Vorzeit ging einmal ein Bärenbräuen aus Freim (den Freudenbergern gehölig) vom nahen Koburg zurück nach Hause. Als es eine Land-Weges gegangen war, da sprang ihm aus einmal ein unheimliches Tier aus den Wäldern. Die ergriffene Maid wehrte sich, so gut sie konnte, und suchte die Felle abzuschnitten, allein es half bei dem Ringen, und sie mußte das Tier tragen. Der Angstschweiß stand ihr auf der Stirn, und es riefen die Kräfte. Da blieb sie stehen und gelobte die Erdenung einer Kirche an der Stelle, wenn Gott sie von dem Ungeheuer befreie. Und siehe! Das Tier ließ ab, und das Feulen sah kaum noch, wie ein großer Bär dem Walde zurückste. Die Kirche entstand und ist die von Pörschen zwischen Haldung und Freim, von der Sage Bären genannt, das die wendliche Pörsen. Auch am Rhein und Rhein besteht die Sage, daß Tiere den Menschen auf den Rücken sprangen und sich schlüpfen ließen. Man nannte solche Tiere „Waldschau“.

Der Ochsenfurter Rau. In der Stadt Ochsenfurt am Rhein haben im Bannrechte 1525 die Bauern 500 Jüher Fein verliert. Im Schwedenkriege wohnte vom 1. bis 13. November 1631 König Gustav Adolf in einem feinen Städtchen des Hauses des Kaufmanns Peter Wegand. Interessant war der Ochsenfurter Rau, ein Feinling in Form einer Gule von Silber, wo bei Wolf Inhabt, welches im 17. Jahrhundert bei der Weineile in der Domkapitelschen Kellerei den oeruchamen Güssen mit Wein geist präsentiert und von diesen geterrt wurde. Der Rau ist jetzt abhanden gekommen.

Auf der Wahlstatt. Bei dem Flordorfe Dassenhof am Einflusse der Dassenhof in den Rhein, land im Felde gegenüber am 8. Dezember 1224 eine äußerst blutige Schlacht statt zwischen dem Erzbischofe von Mainz und dem Fürstbische von Würzburg; einerseits, und ihrem Abel andererseits. Der Adel unterlag, und viele Oberer dorer v. Rastel, Henneberg, Wertstein, Thüngen, Schwabenberg, Grumbach, Eintrich etc. sind da gefallen. Die Weissen liegen an der Stelle, die sie Wochsthal hießen, spott Mutterstadt, eine Kapelle erdauen, die Bischof Hermann am 3. Mai 1226 einweihte, die aber nun in Ruinen liegt.

Die Keller von Partenstein. In dem Flordorfe Partenstein an der Ruhr sind auf einem nahen Berge die Ruinen des früher gültigen Rieneckischen Jagdschlosses Partenstein. In dessen Kellern, sagt die Sage, soll der Wein, nachdem die Fässer zerbrochen sind, in seiner eignen Haut verborzen liegen und dazu noch viele Schätze.

Notizen: Die Regale von Eren. Feinliche Erklärung aus dem 14. Jahr (berstet aus B. E. v. Schwanberg) — Mainz, die Schatzkammer. Von B. Reiss (Mit dem Schwanberg) — Ein 200 Jahre. Von B. Reissler. — Kassel von B. Göttsche. Von B. Reissler. (Mit dem Schwanberg) — Die Ruinen von B. Partenstein. (Mit dem Schwanberg) — Mainz, die Schatzkammer. (Schwanberg) — Mainz von Bayern. — Ein 200 Jahre (berstet) — Partenstein von Nürnberg. — Die Schatzkammer von Mainz. — Ein 200 Jahre. — Hat der Schwanberg. — Ein 200 Jahre von Partenstein.



Illustrirte Wochenschrift
für Bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von G. Heyer, Druck und Verlag von H. Oldenbourg in München.

N. 211.

Wichtigste Anzeigensätze über den Inhalt sind im Innern der Heftblätter zum Preis von 10 Pf. zu
den Local-Verlegern zu haben. Für weitere Anzeigen sind die Preise in der Preisliste
mit dem Heftbeleg beigefügt.

3. Jahrgang 1892.

Die Segutte von Speier.

Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert v. G. X. v. Seibowier.

(Fortsetzung.)

Englücksfall war jene Zeit, und die Welt schien mit dem Tode des gewaltigen Bayern, der Chronik nach, untergehen zu wollen. Erbitten erschütterten Europa und begruben manche Stadt in Trümmer. Heuschreckenschwärme überschwemmten die Gefilde; das schrecklichste Übel aber war eine Pest, die mit schonungslosigen Schritten Säden wie Narben, Ost und West Europas durchwanderte, und welcher Hunderttausende zum Opfer fielen.

Auch Speier war nicht verschont geblieben, und wer es vermochte, hatte sich sogleich beim Herannahen des „Schwarzen Todes“ auf das Land geflüchtet, um sein Leben zu retten.

So sah denn im September des Jahres 1348 der Hausgenosse Johann Firsbaum auf seinem Reichthum zu Dudenhausen, bei ihm der edle Herr Kaspar Grund, und besprachen sich die beiden von des Tages Ereignissen. Es war ihnen heute Rathschafft geworden, daß die Pest in Speier mit unerbittlicher Wuth täglich neue Opfer fordere, und daß die Stadt einem Reichenhause gleiche, da die Latengräber die Menge der Toten nicht mehr begraben könnten, und diese in allen Straßen und Häusern liegen bleiben müßten.

„Daß uns zu heiteren Gegenden übergehen“, rief endlich Grund aus, „denn das herrschende Elend könnte einen zum Wahnsinn bringen. Es ist kürzlich mein Vetter Lother bei mir gewesen; der Junge hat sich jetzt lange genug in der Welt herumgetrieben, und es ist Zeit, daß er sich häuslich niederlasse und ein Weib heimführe. Da habe ich denn an eure Elisabeth gedacht, sie ist ein herriges Mädchen, und es wäre eine anständige Verbindung. Ihr wißt selbst, daß unsere

Familie reich und angesehen ist, und die Heirat wäre für Euch gerade so ehrenvoll, wie für uns erwünscht.“

Herr Firsbaum zog die blickigen Augenbrauen herab und war einige Augenblicke lang in Nachdenken versunken, dann aber entgegnete er dem Gast:

„Glaubt nicht, daß ich Euer Anerbieten nicht zu würdigen weiß, weil ich nicht sogleich freudig zustimme, allein es handelt sich hier um mein höchstes Gut, um das Glück meiner lieben Elisabeth, und da kann ich ohne ihre Einwilligung eine Zusage nicht geben. Seid jedoch versichert, daß ich die Bewerbung Eures Veters kräftig unterstützen werde, und es soll mir angenehm sein, wenn er uns demnächst besuchen wird.“

„Die Sache ist ja viel wie richtig“, erwiderte Grund, denn mein Lother weiß mit den Jungfrauen umzugehen und er wird Elisabeths Gunst sicherlich erlangen.“

Wohld darauf entsetzte sich der Wäpfer, Firsbaum aber ging in den Garten hinaus, wo er seine Tochter in tiefen Sinnen versunken antraf.

Sie hatte den Vater nicht bemerkt, sondern unermüdeten Blickes nach dem Gebirge geblickt, hinter dessen Gipfeln saßen die Sonne hinschielend.

Als nun Firsbaum die Schulter des Kindes faßt berührte, fuhr sie erschrocken in die Höhe, und in ihrem Auge glänzte eine Thräne, die nun über ihre blühende Wange hinabrollte.

„Elisabeth“, rief der Vater, „sich wieder Thränen? Wollt Du mir auch noch Kummer bereiten?“

Die Tochter versuchte zu lächeln, und ächtlich ihren Arm um des Vaters Hals schlingend, sprach sie mit sanfter Stimme: „Vater! Das Schicksal der Natur rings um mich her war so freundlich, daß mich meine Gefühle überwältigten“.

„Du bist immer dieselbe Schwärmerin“, entgegnete Pfrumbaum, sein Kind lieblosend; „allein ich bin überzeugt, daß Deine Gedanken nicht über die schöne Natur schmärrten, sondern wieder bei Georgen weilten.“

Dankte Räte überging bei diesen Worten das Antlitz der Jungfrau und, den zarten Finger auf ihre Lippen legend, das blinde Cokendöpfchen sanft wiegend, sprach sie:

„Ach Georg, wo wird er jetzt wohl sein und wird er seiner Elsbeth noch in Liebe gedenken?“

„Kind“, sprach Pfrumbaum unwillig und rüttelte dabei die Jungfrau aus ihren Träumereien, „ich habe Dir schon oft gesagt, daß ich von dieser Liebe nichts wissen will, und daß Georg Dich niemals wird beglücken können. Warum gibst Du Dich daher, Deiner Gemüthsruhe zum Nachtheil und Deinem Vater zum Herzeleid, dieser thörichtesten Liebe hin? Die Tugender des reichen Rüngers, kann nicht das Weib des Handwerkers werden.“

„Vater“, erwiderte ihm die Tochter mit Ehrfurcht, aber Würde, „Georg ist so reich wie wir, aus Liebe hat er seines Vaters christliches Gewerbe aufgegeben und das Schwert ergriffen, um sich den ritterlichen Adel zu erkämpfen. Ein Fremdling tritt er jetzt durch die Welt, um meiner würdig zu werden, während er zu Hause ein ruhiges, geföhliches Leben genießen könnte; diese Liebe ist doch einer Erwiderung werth! Ach, vielleicht bleiben seine Wesene schon auf einem Schlauchfelle, und er blüht jetzt verflücht auf uns nieder. Ras er leben oder tot sein, seine Elsbeth wird ihm ihre Treue bewahren.“

„Armes Kind“, sprach der Hausgenosse sanfter, „Du bist zu gut gesinnt, Du wirst vielleicht in Deiner Leichtgläubigkeit noch bötrere Erfahrungen machen müssen; aber bedenke und überlege reiflich, möge der Himmel Dich beschützen!“

Bei diesen Worten nahm sein Gesicht wieder einen finstern Ausdruck an, und eilenden Schrittes verließ er seine Tochter.

Elsbeth blickte ihm erstaut nach.

„Was will mein Vater damit sagen?“ sprach sie bei sich, und ihre Antlitz überlag ein schmerzlicher Ausdruck des Bedenkens; sobald aber beschaute sie den goldenen Reigen an ihrem Finger und, ihn küßend, rief sie frohlich aus: „Mein Georg liebt mich und wird auch mit treu sein, wie ich es ihm bin. Der Ring ist ja unser Wahrzeichen, wäre der Gefiebte treulos, ja hätte das Gold — ja sagt man — diesen Glanz nicht mehr, aber der Ring wäre gar gesprungen. Bittere Erfahrungen! sagt der Vater. Gott, wenn Georg tot, wenn er in der Schlacht gefallen wäre? — Nein, nein, der Himmel wird dessen walten.“ Rachmals blickte sie dann in den flammenden Abendhimmel hinauf und entfernte sich mit langsamen Schritten.

Einige Wochen vergingen, und die Zeit hatte ihre Wut noch nicht beirridigt. Die Familie Pfrumbaum bestand sich daher noch immer auf dem Lande; hätte sich nicht fast täglich eine neue Trauerbotschaft eingestückt, ja wäre es daselbst ein beglücktes Leben gewesen.

Herr Grand mit seinem Beter Lothar, einem jungen häßlichen Manne von etwa 26 Jahren, war angekommen, und

der alte Pfrumbaum bot alles auf, seinen Gästen den Aufenthalt recht angenehm zu machen.

Lothar hatte alsobald bei Elsbeth seine Bemerkungsversuche begonnen, allein eine frühe Aufnahme gefunden; das war allen seinen bisher bei den Frauen gemachten Erfahrungen zwidler, und er ergandhete, daß wohl schon eine andere Liebe in Elsbeths Herz flammen müsse, denn außerdem konnte er nicht begreifen, daß ein Mädchen einem jungen reichen Rüngler, der herrliche Worte sprechen und ächtliche Lieber singen konnte, ihre Gunst verjagen sollte. Bald hatte er durch Bestechung von der Jungfrau Dienerin das Geheimniß derselben erfahren, und nun war er auch schnell mit sich über die Mittel einig, durch welche er zum gewünschten Ziele gelangen sollte.

„Es ist Gottes Rath, der die Menschen züchtigt“, sprach er eines Tags, als eben neue Nachrichten über das Fortschreiten der Pest in Speier angefangen waren, „und besunders verdient die Stadt Speier diese Strafe, da sie zu ihren häßlichen Renschen zählt, deren Ubramat und Vaterstahigkeit laut vom Himmel schreit. So soll ein reicher Kürschnersohn, der Name wurde mir nicht genannt, sich vor einiger Zeit in die Fremde begeben haben, angeblich dem Kriegshandwerke sich zu widmen, allein er trieb sich stets in der Umgegend umher, beharrte ein armes Mädchen, und als er desselben überdrüssig war, verließ er es, und das arme Geschöpf schmachtet nun bei den Beguinen in der Hundgasse und kann die Pestkranken pflegen, wenn nicht vielleicht der Gram aber die Krankheit seinem Leben bereits ein Ende gemacht.“

Bei den ersten Worten des Junkers war Elsbeth erblich, als er aber seine Erzählung gendete hatte, da verließ sie die Stube und warf sich, in ihrem Gemache angekommen, schluchzend auf das Bett, ihr Antlitz in die Kissen bergend.

Lothar blühte ihr mit der scheinbaren Niene eines Verwunderten nach.

Der alte Pfrumbaum war tief bewegt, allein er wußte, seine Aufregung zu dämpfen, und mit gleichgültigem Tone sprach er, das Erkennen seines künftigen Widams begründend: „Meine Elsbeth ist ein geföhliches Mädchen, und es ist nur das Schicksal der armen Beguine, das sie tief ergriffen hat“.

„Die Frauen nehmen stets mehr an dem Unglücke anderer Frauen, als an deren Glücke Anteil“, entgegnete Lothar mit einem heimlichen höhnischen Lächeln und lenkte hierauf das Gespräch auf andere Gegenstände.

Des alten Ratherrn Gedanken aber weilten bei dem einzigen, ächtlich geliebten Kinde, und so sehr er sich bemühte, die Unterhaltung auf eine schließliche Weise zu brenden, so gelang es ihm erst nach einigen Stunden, als sich Lothar bei einbrechender Dämmerung in sein Zimmer zurückzog.

Mit unennbarer Angst suchte er sogleich sein Kind auf, welches er auch im Garten antraf und ächtlich aus Herz drückte.

Keine Thräne glänzte mehr in Elsbeths Auge, und mit wehmütigen Blick deutete sie nur nach dem eben auffliegenden Abendstern und läppelte: „Nur dieser Stern ist nicht wandelbar, er strahlt stets in demselben Lichte, mein Stern aber ist erloschen“.

Der Vater drückte ihr schweigend die Hand und führte sie in das Haus, des Vorfalls mit keinem Wort gedenkend, denn er wußte wohl, daß jeder Trost das Herz des Kindes nur schmerzlicher verbrunden mußte.

Tiefe Ruhe herrschte bereits auf dem Pfirsichbaumstamm
Reiterhofe, und alles lag im Schlafe; da trat Elsbeth vor das
Bett ihrer Dienerin und rüttelte sie aus dem Schlafe.

„Steht auf!“ sprach sie mit gebieterischem Tone, und als
diese, im Bette sich aufrichtend, nach ihrem Begehren fragte,
erwiderte sie: „Du mußt mich nach Speier begleiten.“

„Um Gotteswillen Fräulein! laßt das“, rief das Mäd-
chen bestürzt, „dort wartet der Tod auf Euch.“

„Frischherzige“, sprach Elsbeth, „Du fürdestest den Tod!
Wohlan, so gehe ich allein; gib mir Deine Kleider, damit
mich niemand erkenne.“

„Ihr thut mir Unrecht“, entgegnete die Dienerin, sich
ankleidend, „wenn Ihr glaubt, ich fürdte für mein Leben;
für Euch bin ich besorgt. Sagt mir, was Ihr in Speier
wollt, und ich will statt Euer hingehen. Ihr aber bleibt
hier, denn was würde die Welt sagen, sähe man Euch zur
Nachtzeit umherstreifen; erspart Eurem Vater, Euch selbst
diese Schande.“

Der letztere Grund machte Elsbeth in ihrem Entschlusse
wanke, und nach einigen Bedenken erwiderte sie: „Du willst
also für mich gehen, edles Mädchen! Ich nehme Dem Er-
bieten an und will's Dir reichlich lohnen.“ Sodann erzählte
sie ihr, was Lothar über den Verbleiben ausgesagt, und mit
vor Scham glühenden Wangen rief sie zuletzt: „Gewißheit
über diese Nachricht muß mir werden, und weil ich einsehe,
desh mir nicht ziemt, selbst nach Speier zu gehen und diese
Begutze zu sprechen, so nehme ich Dein Erbiten an, beste
Wedstid, und ich werde morgen Gelegenheit finden, Dich unter
irgend einem Vorwand zu entfernen; Du aber wirft mir dann
berichten, ob die Begutze die schändliche Nachricht bestätigt.“

Das Mädchen versprach, den Befehl des Fräuleins zu
vollziehen; am andern Tage gab ihr Elsbeth die Erlaubnis,
ihre Verlobten zu Resistab besuchend zu dürfen, und am

folgenden Abende schon kehrte sie mit der Nachricht zurück, daß
Junfer Lothar die Wahrheit gesprochen, und sie aus der Be-
gützte Kunde selbst deren Lebensgeschichte vernommen habe.
Die treulose Dienerin hatte aber teils aus Furcht vor der
Peit, teils durch Lothars Geheute verblendet, die Stadt
Speier gar nicht betreten, und es kümmerte sie wenig, ob durch
ihre lügenhaften Worte ihrer Gebieterin Derg brach.

Schweigend vernahm Elsbeth die Erzählung, kein Laut,
keine Klage tönte von ihren Lippen; als sie sich allein befand,
zog sie Georgs Ring von ihrem Finger und legte denselben
in ihr Schamodfästchen mit dem feierlichen Gelübde, den Treu-
brüchigen zu empfinden. Sie hatte nun das Wort von der bittern
Erkennung empfangen. Nach drei Tagen trat sie vor ihren
Vater und erklärte ihm, seinem Willen sich zu fügen und Lothars
Ehfrau werden zu wollen.

Der alte Pfirsichbaum hatte den Kampf in der Tochter
Brust wohl bemerkt und er wußte auch, welches Opfer ihre
kindliche Liebe jetzt brachte. Mit Thränen im Auge drückte
er sie an die Brust und mit geprehter Stimme sprach er:
„Wollte Gott, daß es nicht so gekommen wäre, ich weiß, was
Du gelitten und leidest. Verlechte kommen frühlichere Zeiten,
mein Kind, und Gott wird das Opfer, welches Du mir bringst,
mit Segen belohnen.“

Vornehm kehrte Elsbeth das Haupt, und schwermütig
sprach sie: „Vergeffen wäre einziger Trost, und wer so geliebt
wie ich, kann nicht vergeffen.“

Bei diesen Worten rollten Thränen über ihre bleichen
Wangen; es waren die letzten, welche sie ihrer unglücklichen
Liebe zollte. Mit erlöschendem Lächeln wußte sie, selbst die
düstern Mienen des Vaters zu erheitern, und über den Vor-
bereitungen zur Hochzeit, welche zu Ostern nächsten Jahres
gefeiert werden sollte, war die Vergangenheit scheinbar vergeffen.

(Zerstückung folgt.)

Rain, ein Volkwerk Bayerns.

Von L. Holand.

(Schluß)

Nunmittelbar der bayerischen Stellung gegenüber bildete der
Rech einen gegen Westen auslaufenden Bogen mit der
Schne gegen die Bayern; das linke Ufer überhöhte das rechte
um 10—11 Fuß. Diese Beschaffenheit des Geländes benutzte
der König zu einer die Bayern irre führenden Demonstration.
An dem Flußbogen ließ er drei große Batterien erbauen, sie
mit 72 Geschützen besetzen, die Batterien durch einen Schützeng-
graben verbinden und unter dem Feuer der Geschütze aus den
Schanzen und der Auslöcher im Graben Material zum
Brückenschlag herbeischaffen. Dadurch wurde Tilly getäuscht.
Zur Abwehr des vermuteten Überganges ließ er einige Regimenter
Infanterie über die Ach (ein in geringer Entfernung mit dem
Rech parallel laufendes Flüsschen) gehen und hinter diesem Bache
eine Batterie von 20 Geschützen aufstellen, zwei weitere Batterien
auf seichtwässrigen Höhen kreuzten damit die Feuer. Zwei Tage
hindurch währte die Kanonade über den Fluß hinüber, wobei
aber die Schweden geringere Verluste als die Bayern erlitten,
und letztere mehr Schanden durch abgeschossene Hirn und Baum-
splitter als durch Kugeln erlitten.

Die Vorbereitungen der Schweden an ihrem wirklichen
Übergangspunkt hielt Tilly dagegen für ein Blendwerk. Dieser
Plan war eine Stunde südsüdwestlich von Rain bei Oberndorf;
der Fluß bildete hier eine Zafel und von dieser aus führte
eine Furt auf das rechte Ufer hinüber. Das Material zu drei
Bodkrüden wurde in Oberndorf und Rordheim, wo der König
sein Hauptquartier hatte, zugedrückt, auf Wagen wurden Schiffe
herangefahren, Batterien wurden aufgeworfen und aus an-
gefeuchtem Stroh Feuer angezündet, deren qualmende Rauch-
wolken der Wind so dicht gegen das rechte Ufer trieb, daß die
Arbeiten den Bayern lange Zeit hindurch verborgen blieben;
freilich scheint der Rauchschloßdienst nicht auf das beste betrieben
worden zu sein. 300 Jäger gingen zuerst auf Käthen über
den Fluß und warfen einen Brückenkopf auf. Ihnen folgten
2000 Mann Infanterie mit 18 Kanonen unter Oberst Wrangel,
ehe die Fertigstellung der Brücke noch vollendet war.

Jetzt erst bemerkte Tilly die drohende Gefahr und sandte
Truppen zur Abwehr des Brückenkopfes und der Furt, so-
wie zur Zerstückung der Brücke ab, allein sie waren hierfür zu

schwach. Wrangel wies, vom Feuer der Geschütze auf dem linken Ufer unterstützt, alle Angriffe zurück, die Vollendung der Brücke gelang, und nun gingen unter Führung des Königs selbst die schwedischen Heerjagden über. Von der andern Seite rückte Tilly mit seinen Scharen heran, und es entspann sich ein heftiger Kampf. Während die Schlacht tobte, eroberte Herzog Bernhard von Weimar weiter oben am Flusse (vielleicht bei der alten Römerbrücke?) eine zweite Furt, ging mit seiner Reiterei durch dieselbe und trieb nach längeren Gefechten die sich ihm entgegenwerfende bayerische Reiterei zurück. Hin und her wogte der Streit.

Die Entscheidung brachte eine andere Heiterlosener der Schweden, welche mit 400 Musketieren auf der Kruppe der

Sänfte führten sie den auf den Tod getroffenen Feldmarschall Tilly mit sich, der am 30. April zu Ingolstadt seinen Feldzug geendete.

Vorsichtig, im Abzuge der Bayern eine List befühlend, rückte Gustav Adolf noch, besetzte Rain am 16. April, legte der Stadt eine Brandmine von 6000 Reichsthalern auf, ordnete die Versäuerung der Werke an, ließ eine starke Garnison zurück und zog darauf gegen das von einer bayerischen Besatzung geschützte Augsburg.

Einige Monate später erschien der General Graf Montecuculi vor Rain und erzwang nach kurzer Belagerung die Übergabe (6. Oktober), doch schon nach wenigen Tagen, am 10. Oktober, stand Gustav Adolf wieder vor der Festung und



Die Schlacht bei Rain. Nach einem zeitgenössischen Kupferstich.

Bierde über den Lech geschwommen war und nun die linke Flanke des bayerischen Fußvolkes bedrohte. Dieses war ohnedies durch das Kreuzfeuer der feindlichen Batterien erschüttert und trat den Rückzug an, der bald in Flucht überartete, wozu die Unbehilflichkeit der saktischen Jarn seiner Heerführer — die großen Verwete — im durchschmittenen Gelände nicht wenig dos Jhre beitrug. Da eils Tilly herbei, hemmt die Flucht und führt die alten Schlachtgefährten wieder ins Feuer. Aber ihr Vorgehen bricht sich an der unerschütterlichen Standhaftigkeit der Schweden, die durch ihren königlichen Feldherrn angefeuert werden, die wiederholten Angriffe Tillys scheitern. Sechs Stunden mochte der Kampf gedauert haben — plötzlich werden zu gleicher Zeit Tilly und sein General Aldringer verwundet, nun weichen die Bayern und ziehen sich unterm Schutze der einfallenden Nacht hinter ihre Verhaue. In der Nacht vom 15. zum 16. räumten sie die Schanzen und gingen auf Neuburg, von do auf Ingolstadt zurück, wo der Sturzfest am 18. April eintraf. In einer

beschoß sie so heftig, daß die nur 400 Mann starke bayerische Besatzung, unter Oberstleutnant Simber die Waffen streckte. Dem früheren schwedischen Kommandanten, Oberst Wäghelof, ließ der König zu Neuburg den Kopf vor die Füße legen, wandte sich darauf gegen Ingolstadt, schreite aber schon am 18. Oktober nochmals nach Rain zurück und traf neue Anordnungen für die Befestigung des Platzes, den er für den Schlüssel Bayerns hielt; sechs Wochen darauf fiel er, wie Tilly, auf dem Schlachtfelde (bei Wägen).

Nun hielt Kurfürst Max den Augenblick für gekommen, Rain wieder in seine Hände zu bringen. Im November begann er mit General Aldringer die Belagerung, mußte sie aber wieder aufgeben, da Wallenstein letzteren nach Böhmen abrief, und jenseit des Lech Wolgast Christian von Birkenfeld zum Entsche eintrif. So blieb Rain bis zum 22. März, 1633 im Besitze der Schweden. An diesem Tage übertrumpfte Aldringer die Festung im Einverständnis mit der Wäghelofschloß:

was von der Besatzung nicht entkom, wurde niedergemacht, der Kommandant, Major Erloch, im Dend gefangen. Dafür rächten sich die Schweden später durch gräßliche Martern, als ihnen der Bürger in die Hände fiel, der jenes Einverständnis vermittelt hatte.

Der lange Krieg ging nicht zu Ende, ohne daß er noch mehr als die Grenzfestung tobte. Als die verbündeten Schweden und Franzosen 1646 in Bayern einfielen, belagerte General Wrangel Rain und beschloß die Festung aus zahlreichen Geschützen und mit glühenden Kugeln. Doch der tapfere Befehlshaber, Oberstlieutenant Sibert v. Beck, widerstand der feindlichen Übermacht wie den Bitten der erschreckten Bürger, bis ihm eine Kugel das Bein zerschmettert hatte, sämtliche Kanonenwerke genommen und Besätze geschossen worden war, dann erst übergab er am 21. September die Festung. Die Besatzung zog ob mit Sach und Fuß, klingendem Spielle, brandenden Lanten, die Kugel im Munde. Sie bestand aus 700 Jägern mit grünen Röden (wie und die Memoiren des berühmten französischen Marschalls Turanne berichtet), 600 Mann Landknecht und 140 regulären Soldaten. — Rain erhielt eine starke schwedische Besatzung, welche ringum im Lande streifte, plünderte und 150 Dörfer verbrannte, bis sie infolge des Ulmer Waffenstillstandes abzog (1. April 1647) und den Bayern wiederum Pfalz machte.

Nach Kündigung der Waffenruhe begann der Krieg mit erneuter Wut. Am 17. Mai 1648 verlor das lotharingisch-bayerische Heer das Treffen bei Zusmarshausen und zog sich hinter den Lech zurück, gefolgt von der französisch-schwedischen Armee. Bei Rain standen sich die Feinde in den nämlichen Stellungen gegenüber wie einst Gustav Adolf und Tilly. Feldmarschall Graf Wrangelsfeld räumte über die Lechlinie auf jenseitige Gerächte hin und gab dadurch Bayern der feindlichen Uferschwemmung Preis. Rain wurde eingeschlossen, aber von dem bayerischen Obersten Freiberger v. Puchm mit glücklichem Erfolge verteidigt. Als Johann v. Werth nach dem Überfall bei Dachau (vgl. „Bayerland“ Nr. 48 vom Jahre 1891) die stütenden Schweden bis Rain verfolgte, erbrühten von den Wällen der Festung (23. Oktober 1648) die letzten Kanonenschüsse im unglückseligen Dreißigjährigen Kriege.

Der spanische Erbfolgekrieg führte nach der Schlacht auf dem Schellenberg (2. Juli 1704) neue Feinde vor die Mauern Rain's: Kaiserliche, Engländer und Holländer. Eine Hand voll Leute, Landknecht und Flüchtlinge, unter Oberst Weyen, widerstanden 13 Tage lang der ungeheuren Übermacht, erst nach vierzigstündigem Bombardement kapitulierten der Kommandant und zog mit klingendem Spielle und siegenden Fahnen ab.

Im österreichischen Erbfolgekriege lösten sich Kaiserliche (diesmal die Bayern) und Kaiserliche im Besitze von Rain ab. Im Feldzuge 1742 war es einer der wenigen festen Plätze, welche den Feinden nicht in die Hände fielen, 1743 räumten es die Bayern, und ungarische Truppen zogen ein (22. Juni). Damals (27. Juni) wurde im benachbarten Kloster Niederschönenfeld jener Vertrag geschlossen, der ganz Bayern den Österreichern überlieferte. Im folgenden Jahre (10. Oktober)

befreite der Einzug des Karlsbolls Grafen Seckendorf die Stadt vom Feinde, Franzosen nahmen hier Quartier und verschlangen sich auf das Iudenschloß, vertieften die Festung aber befehnungslustig (17. April), worauf Ungarn sie wieder bis zum Abbruch des Friedens von Jüssen besetzten.

Das Jahrhundert sollte nicht scheiden, ohne Rain noch mehr alle Schrecken des Krieges erleben zu lassen. Im Jahre 1796 trafen zuerst die Österreicher auf dem Rückzuge des Erzherzogs Karl vom Rheine hier ein (15. August) und zogen ab (24. August); am 26. folgten ihnen Mareau's Franzosen. Inzwischen hatten die glänzenden Erfolge des Erzherzogs über Jourdan auch Mareau zum Rückzuge genötigt, auf dem er Rain am 19. und 20. September wieder passierte.

Als Mareau im Jahre 1800 abermals aus Schwaben gegen Bayern vorbrang, wichen die österreichischen Vortruppen am 26. Juni nach leichten Widerstande vom Lech zurück, worauf der linke Flügel des französischen Heeres bei Rain über den Lech ging und am folgenden Tage das Treffen bei Unterthouwen umweit Neuburg lieferte, in welchem Frankreichs erster Grenadier, L'atour d'Alvergne, fiel.

Rain's Kommando kam es bei Rain im Kriege 1805 zu einem Vorpostengefichte, 6. Oktober, in welchem die Österreicher nach leichtem Kampfe die Brücke aufgaben. Am 9. Oktober ritt Napoleon mit glänzendem Stabe durch. Im Jahre 1809 war Rain von Napoleon, der am 19. April selbst passierte, zu einem festen Brückenkopfe an der von ihm als Operationsbasis ausweichende Lechlinie bestimmt, und er sich mit Aufgebot großer Kräfte an den Justifikationen arbeiten; allein sein Schlachtensiege wendete alle Weisheit von Rain ab, und von nun an tranden die so oft vom Kampfenwühl zerstückten Thore der Stadt kein Blut mehr, obgleich diese durch unaußersichtliche Truppendurchmärsche, Transporte und Acquisitionen in den folgenden Jahren bis zum Pariser Frieden noch schwere Lasten zu tragen hatte.

Fünf Jahrhunderte hindurch hatte Rain eine Position des Bayerlandes gebildet und gegen seine Türme und Wälle zuerst die Stürme sehen, die aus Westen und Norden heranzogen; nun liegt es still, und friedlich vergüßet die Sonne die Dächer des bescheidenen Landstädtchens, wenn sie im Westen verflut. Schon nach dem österreichischen Erbfolgekriege sah man es nicht mehr als eigentliche Festung an, 1803 wurde dann die Erlaubnis erteilt, die Wälle einzulegen, seitdem fiel ein Turm und ein Thor nach dem andern dem Abbruche zum Opfer, und an Stelle der abgetragenen Bollwerke erstanden bescheidene Heimgärten friedlichen Schöpfens. Und an der Stelle, über die ehemals das Duercanzert brüllender Kanonenschlände roste, die Zeuge der mühen Thaten so vieler Helten war, vernahm die ersten Harmonien hehster Musik, das glänzende Dreißigstern der Tonherren, der Gebrüder Ignaz, Vincenz und Franz Lachner!

Niemals aber vergessen die Nachkommen, daß die Stadt der Altvordern „eine Ordnung und Festungsstadt“, ein Bollwerk und ein Hart der Treue gewesen, und über den Trümmern der blutgetränkten und so oft in Trümmer geschossenen Mauern hallt die fest- und festernde Losung: „An Treue fest!“

Schloß Egg.

Von Ludwig Weiß.

Wenn Du von der freundlichen Stadt Degersdorf am lauchenden Donauufer weg gegen Nordwesten die Straße in den Baderwald verfolgst, so heist es ziemlich steilen die ansehnliche Höhe hinauf, auf welcher, die Gegend weitbin beherrschend, das Dorf Berg liegt. Halbwegs grüßt uns das von hohen alten Linden beschattete Kirchlein Ultenbrunn (auf der Generalstabkarte ungetreulichereise Ottobrunn geschrieben). Es führt seinen Namen nach dem heiligen Uto, dem Gründer des berühmten, in unmittelbarer Nachbarschaft hart am Donauufer in die Berge geschwungenen Klosters Metten, der sich hierher in die Stille des Waldes zurückgezogen und eine Felle gebaut hatte. Da an diesem Plage Wasser mangelte, richtete er ein inbrünstiges Gebet zu Gott, so berichtet die Legende, und darauf entsaß ein reicher Born vorreflichst des Wassers dem Boden. Hier lebte er der Andacht, und hier trotz den frommen Einsiedler Karl der Große, als er auf seinem Zuge gegen die Awaren 792 in den nahen Forsten jagte. Uto war gerade mit dem Nichten des Waldes beschäftigt, wollte beim Entdecken des Kaisers das Weil wegslegen, überließ aber den Baumstumpf, auf den er es zu legen beabsichtigte, und der Herrscher schaute mit Erstaunen, wie es ein Sonnenstrahl schwebend in den Lüften hiel. Ergriffen von diesem Wunder, als einem Zeugnisse der göttlichen Huld, forderte der Kaiser Uto auf, sich eine Gnade zu wünschen, worauf der fromme Mann die Errichtung eines Mönchslosters und einer dem hl. Michael geweihten Kirche erbat. Karl gewährte das Begehren und bewilligte Grund und Boden nebst den Mitteln zum Bau. Uto aber wollte die Stelle des Klosters nicht nach eigenem Gutdünken wählen, sondern ihre Bestimmung der göttlichen Fügung überlassen; er warf daher sein Weil in die Luft — und siehe da! von einer unsichtbaren Hand getragen, schwebte es fort und fiel eine halbe Stunde von seiner Felle entfernt, dort zu Boden, wo jetzt die Gebäude von Metten sich erheben, des einzigen Klosters, welches Karl der Große in bayerischen Landen gestiftet hat. Sein erster Abt wurde Uto.

Das Wasser der auf sein Gebet entspringenen Quelle besaß nach dem frommen Glauben eine besondere Heilkraft, wovon sich gegen die Blattern, die in früheren Zeiten oft so entsetzliche Verheerungen anrichteten. Daher strömten viele Menschen bei ihr zusammen, sogar eine Badeanstalt wurde errichtet, die aber das Kloster später wieder eingehen ließ, und 1699 wurde der Grundstein zu dem Kirchlein gelegt, das noch heute von vielen Auckichtigen besucht wird und eine große Menge Soldatenseln enthält.

Am Dorfe Berg befand sich ehemals der Sitz der Pfarrei, die erst 1806 nach Ubenstein verlegt wurde, sowie die Burg eines gleichnamigen Obelgeschlechtes, welche nach demselben im Besitze der Freiherren v. Schleich zu Nordach und im vorigen Jahrhundert in Händen der Freiherren v. Schuß auf Peilstein war. Für das graue Alter der Kirche zeugt das Patronat des heiligen Petrus, erwähnt wird sie bereits im Jahre 1299. Wegen der hohen Lage geniesst man von Berg eine herrliche Aussicht.

Aber die Höhe hinauf setzen wir die Wanderung fort dem Thale zu, auf dessen schmaler Sohle der Mühlbach sich der

Donau entgegenwindet. Plötzlich leuchten uns von mächtigem Felsenhügel herab ein hochragender Bergfried und abgetreppte Vierecksmäue entgegen: das stolze Schloß Egg, eine der wenigen Ritterburgen Deutschlands, deren Wanken allen Stürmen der Jahrhunderter trotzen, und an der kunstsinrige Hände verständigvoll die Schäden befestern, welche der Zahn der Zeit ihr zugefügt hatte. So bewahrte es das rechte Gepräge eines mittelalterlichen Herrenstifts und rechtfertigt den Ruhm als Krone der ritterlichen Burgen Niederbayerns: noch ragen die trutzigen Womerle und Thürme, die gezinnten Ringmauern, Pallast und Kemenate, und vom Bergfried flaggst im Winde die Fahne zum Zeichen, daß der Herr des Schlosses auf demselben wohnt.

In den dreißiger und vierziger Jahren des laufenden Jahrhunderts ließ der damalige Befizer, Graf Armannsperg, durch den Erbauer der königlichen Villa in Regensburg, den Architekten und Bildhauer Professor Ludwig Jösl, die am dem 14. Jahrhundert stammenden Gebäude der Burg restauriren und ihrem Kuhnern die Erziehung geben, die sie gegenwärtig zeigt. Dies geschah in jener Gotik, welche dem Geschmack der damals blühenden Romantik entsprach, nach der heute herrschenden Anschauung jedoch zu viel Niedlichkeit und Säglichkeit an sich trägt, um die Prüfung auf Wahrheitsstreue vor dem Auge des Kenners bestehen zu können. Doch wir stoßen uns daran nicht, die Kleinigkeiten verjagen wir dem Eindruck des Ganzen, und dieser ist, wie kein Besucher leugnen wird, bestechend und imponirend. Dazu trägt wesentlich bei, daß das ganze Innere des Schlosses, die gesamte Einrichtung mit dem Außen in übereinstimmung gebracht wurde, es herrscht eine einheitliche Stimmung, die durch nichts Fremdartiges oder Unpassendes gestört wird. Allerdings war nicht beabsichtigt, die Burg auf jenen Zustand zurückzuführen und ihr den Charakter zurückzugeben, den sie etwa vor Gründung des Schloßpavillons zeigte; der Wchsbau mußte den Anforderungen moderner Wohnlichkeit weichen, und die zum Schutze bestimmten Einrichtungen sich gelassen lassen, als Pferde und Schmaud verwendet und angebracht zu werden. Wenn wir also ocker von der Echtheit des Burgharakteres sprachen, so ist dies zum grasso nullis zu verstehen, und die Burg ist nicht als werthvollste Feste zu betrachten, die jede Stunde auf den Empfang reißiger Feinde gerüstet ist, sondern als Herrensig zu ritterlicher Ruhe. — Es rückt jo auch heute kein Sprosse der alten Rittergeschlechter mehr im schweren Panzerkleide in die Schlacht, sondern im Rock des Königs.

Eine feste gemauerte Brücke, nicht mehr wie ehemals eine schwanke, hölzerne Zugbrücke, führt über den Graben, und durch zwei Thore hintereinander, die schwere Fallgatter nöthigenfalls verammeln, gewinnen wir den Einlaß in den engen Zwinger zwischen „Zingel“ (d. i. Ringmauer) und Herrenhaus. Auf einer hohen Steinertrepp ersteinen wir den Schloßhof, und unsere Blicke ruhen zuerst auf dem Brunnen, den die Bildsäule eines ritterlichen Herrn von Egg schmückt.

Das eigentliche Herrenhaus zeigt die Form eines mit der offenen Seite dem Hauptthure, dem Bergfried, zugewendeten Hauses, eine Oefalt, welche allen Burgen in den Donaugenden eigen ist. Das Erdgeschöß enthält eine reichhaltige,

vom Grafen Armansberg angelegte Bibliothek. Der große Ritter- und Ahnenaal im ersten Stock ist reich mit alten Bildnissen und Wappen ausgestattet; ein runder Holzschild zeigt das Wappen der alten Herren von Egg: einen von der Rechten zur Linken schräg getheilten Schild, das obere Feld weiß, das untere schwarz, und um dasselbe den Turnierreim des bayerischen Ehrenherolds Johann Holland (er schrieb um 1424):

Die Ecker von Ell
haben guet pfeunung jell
gelert an (d. i. ohne) alle schandt
nach ern in dem launt.

Im großen Speisesaal sind von besonderm Interesse der alte Renaissancelackelack mit Darstellungen aus dem Leben Simons und die Spruchschilde, welche die Fesler des Geküßels an der Decke schmücken; im Billardzimmer ein in die Wand eingelassener alter Weinschrank von grauem Sandstein; den Gesellschaftssaal zieren die lebensgroßen Standbilder dreier Herren von Egg. Auf den Karrikaturen gewähren die Ahnenbilder reiche Gelegenheit zu Trachtenstudien.

Vom Herrenhause weg begeben wir uns zum Hauptturm, für welchen der Sprachgebrauch den Namen „Bergfried“ in Übung gebracht hat, obwohl damit eigentlich in ritterlichen Zeiten etwas ganz anderes bezeichnet wurde. Der Turm ist massiv aus Quadern aufgeführt, hat nur einen Eingang, fünfzig Fuß über dem Boden des Schlosshofes, und man gelangt zu demselben nur durch eine auf der Sturmwand aufliegende Fallbrücke. Die Plattform des Turmes umschließt eine Innenmauer,

wie an den vier Ecken in niedliche Erkertürmchen ausladet, und in ihrer Mitte steigt der Turmhelm empor; die spitzen Dächer dieser fünf Türmchen verleihen dem Bergfried eine ungemein malerische Erscheinung und bilden im Verein mit den hohen Giebeln und Zinnen des Herrenhauses das Entzücken romantisch beanlagter Beschauer. Ich weiß nicht, ob diese Erkertürmchen eine spätere Zuthat des Restaurators der Burg, des Herrn Professors Holz, sind oder ob sie früher schon vorhanden waren; in diesem Falle stammen sie wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert und geben dadurch einen Anhaltspunkt für die Erbauungszeit der jetzt noch stehenden Gebäude, ein chronologischer Fingerzeig, der mit der Klüte des Geschichts der Egger zusammenfällt und somit große Wahrscheinlichkeit bietet. Sehr zu haben ist, daß bei der Restauration der Burg der Turmhelm auf dem Bergfried belassen oder — wenn er im Laufe der Zeiten verschwunden gewesen sein sollte — neu errichtet worden ist; wir

wollen das ausdrücklich hervorheben, weil man bei verschiedenen Restaurationen von Burgen und Thürmen verständiglos die Plattformen der darüber liegenden Helme beraubt und sie dadurch sowohl im Äußeren wie in ihrem Wesen arg „verschandelt“ hat. Wie dies das Gewissen des ersten Ojstörers mit hoher Gemuthsthuung erfüllt, so erweist sein Auge von der Höhe des Turmes herab die herrliche Aussicht auf die Waldberge ringum in weiter Runde.

Aber neben der heitern Seite des Lebens steht die düstere; schauerlich war der Einblick in das Innere des Turms und seiner Geheimnisse, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der damalige Besizer, Freiherr v. Armansberg, eine Untersuchung vornehmen ließ. Mehrere Gemölde über einander bildeten den Innenraum, und der unterste diente als Verließ, in dessen Schlund die Gesangenen auf einer nach vordahenden Holzplatte, wie der Eimer in den Brunnen, hinabgeschickt wurden, um dort unten in finsterner Tiefe einem entsehlischen Schicksale entgegenzugehen. Als man damals einen Mann hinabließ, zeigte sich der ganze Boden mit menschlichen Gebeinen bedekt, und, nachdem man die Mauern durchbrochen hatte, um die traurigen Überreste schauriger Justiz zu entfernen, füllten diese einen großen Wagen; auf dem Kirchhofe zu Berg wurden sie bestattet. — Es wird zwar ebenso wie über die Mauerbrüter, auch über die Verliese und ihre Gesprochen viel geredelt, und je gewagter diese Märlein klingen, desto lieber werden sie aufgenommen; allein hier scheinen die Berichte zuverlässig zu sein und keinem Zweifel Raum zu gewähren.

Von diesem Orte des Zimmers flüchten wir uns in die hübsche gattliche Schlafkammer vor den Altar, den ein schönes Bild der Gottesmutter mit dem Heilandkinde schmückt, es ist von Philipp Holz gemalt, und von da weg geben wir uns noch einmal der Romantik gefangen, um uns von ihr jetzt nicht wiederum zu Gereweln, sondern in die Arme mysteriöser Geheimnisse geleiten zu lassen. Von den Kellern aus führt eine runde, in den Felsen gebauene Öffnung, durch die gerade ein schlanker Mann durchschlüpfen kann, in einen etwas tiefer liegenden, ebenfalls in den Felsen gebauenen unterirdischen Gang, welcher in gerader Richtung gegen den inneren Schloßhof aufsteigt und nur wenige Schritte lang ist. An seinem Ende leitet eine senkrechte, ebenso große Öffnung nach dem Schloßhofe hinauf und eine andere seitwärts zu einem zweiten etwas erhöhten und breiteren Gange. Dieser endet mit einem Randbel, an dessen Wänden Risgen mit Eisen in den Felsen gehauen sind, weshalb die Volkssage hierher den Eig eines



Schloß Egg. Originalzeichnung von H. Braun.

heimlichen Jemgerichtes verlegt. — Eine genaue Untersuchung und Aufnahme dieser geheimnißvollen Thatigkeit, die wohl einen Zufluchtsort für die Burgbewohner im Falle einer Einnahme verstellte, durch einen Sachverständigen wäre wohl einmal höchst wünschenswert, weil die Anlage so vieler unterirdischer Gänge in Ober- und Niederbayern — die freilich nie in Felten gehauen, sondern in feste Erde (Sandboden) spitzbogenförmig eingegraben sind — große Ähnlichkeit mit diesem Gange in Burg Egg hat, und jene meist gleichfalls solche Kammern und Nischen besitzen; in der Regel münden sie unter den Dachstühlen uralter Kirchen. Als ich feinerzeit Schloß Egg besuchte, reizte mich dieser Gang ganz außerordentlich, allein der Umfang meines Leibes verbot schon damals derlei bedeutliche Expeditionen, und in der That blieb ich später einmal schier stecken, als ich doch neugierig eine solche wagen wollte. —

Verjen vor nun noch einen Blick auf die Geschichte der Burg und ihrer Herren. Sie ist nicht leicht zu schreiben, weil der Name Ed von verschiedenen Burgen getragen und der Name Eder, in älterer Form Eter und Egger, von

einer ganzen Reihe von Adelsgeschlechtern geführt wird, die man wohl irrtümlich mit unsern Eggen in Zusammenhang bringt. Letztere waren Reichsminister (Ministeriales) der mächtigen, bereits 1242 erloschenen Grafen von Bogen; der rühmlichst bekannte Reichsadvokat Johann Franz Egger von Kopping, der seine eigene Familie für einen Zweig der Egger von Egg hielt, leitete ihren Stammbaum bis ins 11. Jahrhundert hinaus und nimmt als ersten Ahnherrn einen Thimo de Elte an, der in einem Ehevertragsbuche des Bistums Freising in den Jahren 1103—1108 als Zeuge gefunden wird. — Als erster unserer Geschlechtes wird Ulrich 1289 in einer Urkunde nachgewiesen; er und seine Hausfrau erwählten zu ihrem Begräbniß die St. Martinuskapelle beim Kloster Metten, die sie auch veranlaßt erbaut und dotiert haben. Diese Kapelle wurde später zur Kloster-Kirchhof bestimmt, ist jedoch schon seit langer Zeit fast ihren herrlichen, aus rotem Marmor gearbeiteten Grabsteinmälern, welche die Selbstgeschaltten der alten Egger in ritterlicher Rüstung darstellen, von Grund aus zerstört. (Schluß folgt.)

Das Denkmal auf der Todesstätte Kaiser Ludwigs des Bayern.

Von G. Leher.



Das Denkmal Kaiser Ludwigs des Bayern bei Fuchsenfeldbach.

Es ist in vorlezter Nummer des „Bayerland“ von einem Denkmale berichtet und dieselbe sorgenden Händen empfohlen worden, damit es gegen Verfall und Zerstörung geschützt werde, das Obertisen Denkmal bei Aibling. Der erste Notruf fand in Wälde ein Echo in der Bitte für ein anderes Denkmal, indem eine Stimme in den „Neuesten Nachrichten“ auf den betrüblichen Zustand des Gedenksteins hinwies, der die Stätte kennzeichnet, an welcher der große Wittelsbacher, Kaiser Ludwig der Bayer, am 11. Oktober 1347 eines jähen Todes verblieb.

Das „Bayerland“ will nicht säumen, in Wort und Bild von dem Denkmale zu berichten.

Der Kaiser hatte an dem genannten Tage in frühlicher Laune zu Mittag gespeist. Er hatte seine Wäste bei sich gehabt, denen er hold und gewogen war, die Großmutter Agnes von Marjetten-Kuften und die Herzogin Johanna Agnes von Pfirt, Gemahlin Albrechts II. von Österreich. Gegen Ende der Mahlzeit verspürte er Unwohlsein; er glaubte,

daselbe seiner kräftigen körperlichen Anlage nach am besten durch einen scharfen Ritt zu beistigen; sanfte Bewegung und die Abhaltung einer Bärenjagd sollten Erholung bringen. Meister Peg hanste damals noch in der Nähe von München. Nach Fuchsenfeld trugen die Kofse den Kaiser und sein Gefolge. Ludwig ritt an der Spitze aus, wohl in Folge des körperlichen Überfließens in Sinnen vertieft, beachtete er nicht das allmähliche Zurücksinken der Gefährten. Plötzlich in der Nähe des Dorfes Buch überkam ihn die Schwäche, er stürzte vom Pferde. Ein Schärer eilte herbei, und in dessen Schoße hauchte der große Kaiser seine Seele aus.

Die meisten Chronisten, Heinrich v. Neuberg, Adlzreiter, Weishebd u. s. w. berichten einmüßig, daß ein Schlaganfall die Ursache des Todes gewesen wäre. Die Person des Kaisers war zu gewaltig, als daß nicht die Säge neben seiner Leiche sich erhoben hätte; das Volk raunte sich zu, der Kaiser sei vergiftet worden. Die düstere Mär fand ihrer Vergegenwärtigung in mehreren Chroniken, so bei Nikolaus Burgmann von Speier, Vitus Priar von Eberberg und Udalric Dönjorg.

Der Tag des jüngsten Gerichts wird lichten, wo die Wahrheit ruht. Wir wollen nicht bei der kritischen Suche verweilen, fast dessen wollen wir die merkwürdige Vision erzählen, wie fern in den Bergen Tirols ein Freund des sterbenden Kaisers in merkwürdiger Ahnung das Unheil erschaute.

In Kloster Stams in Tirol, welches durch Gründung und Geschichte mit dem Wittelsböchigen Hause zu inniger Verbindung verknüpft ist, lebte damals der wie ein Heiliger verehrte Vater Johannes von Kempten, ein siebenjähriger Greis, dessen Rat und Freundschafft Könige und Fürsten sich erbat. Als er am Morgen des 11. Tages des Weinmonats das heilige Messopfer hieute, fiel er plötzlich, wie das öfter geschah, in Verzückung und schmerzlich rief er dreimal: „Wie weh ist Dir!“ und endete mit dem Ausruf: „Es wird Dir schier doch viel besser!“ Er hatte hellsehend den Tod des Kaisers gesehant.

Das merkwürdige Vorkommnis erregte ungeheures Aufsehen und wurde getreulich in den Geschichtsbüchern registriert. So viel der Wahrheit und der Dichtung über den Tod des Kaisers!

Wir wenden uns zum Denkmal. Die gewissenhaften Forschungen Franz S. Hartmanns von Bruck seien ausdrücklich unser Führer. Die erste Aufschüttung des kaiserlichen Leichnams war die Kirche der Erläuterer zu Järsenfeld, er wurde dort an der Seite seines Vaters, Ludwig des Strengen, des Stifters des Klosters, beigesetzt und verließ dort, bis ihn Mönchs Bürger halten, um ihn in Unser Lieben Frauenkirche (der alten) zu begraben. Schon früh scheint die Absicht bei den Äbten des Klosters geherrscht zu haben, den Platz durch ein Denkmal auszuzeichnen, doch mag der auf dem Dahingeshiedenen ruhende Baumstumpf und die öfters gedrückten finanziellen Verhältnisse des Klosters die Ausführung dieses Vorhabens gehindert haben. Schon Abt Tezelin Kaymoier von Ursprung, erwählt 1779, ging mit dem Plane um, dem großen Wohlthäter seines Ordens ein Denkmal zu widmen. Er ließ einen Wald durchhauen, damit der Kurfürst, wenn er zu Järsenfeld spaziete, was in der That oft geschah, vom Tische aus auf das in Buch zu errichtende Denkmal blicken könne.

Sein Nachfolger, Abt Gerhord, der vierzigste und letzte Abt von Järsenfeld, der Sohn eines unbemittelten Bürgers zu Erding, nahm das begonnene Werk seines Vorgängers mit Eifer auf. Der in Mönchen heute noch durch zahlreiche Meisterwerke wohlbekannte Bildhauer Roman Baos sollte das Monument in Stein anfertigen. Das Kaiserbild lieferte mangelhaft der Marmer, das Kaiser Tische die Lauffeine. Im Jahre 1797 sollte die Aufstellung erfolgen, und zwar auf dem Kaiseranger selbst. Der Krieg, die Aushebung des Klosters vereitelte die Ausführung. Der Posthalter Ludwig Weiß von Bruck richtete nun im Jahre 1804 eine Eingabe an den Kurfürsten Max Josef, das Monument an der Lombstraße von Mönchen nach Augsburg bei dem Orte Buch zu errichten. Die allerhöchste Entschliessung lautete bejahend, jedoch wurde eine andere Form der Aufstellung des Monuments befohlen. Die Aufstellung begann im Jahre 1808. Um die nächste Umgebung des Monuments derselben würdig zu machen, wurde der König. Saigarten-Intendant v. Sedell beauftragt, das Arrangement zu übernehmen und durchzuführen. Das Monument sollte mit einer englischen Anlage umgeben werden, in welcher Vasallen und sonstige Hügel abwechseln sollten; die im Berge bei Buch befindliche Quelle sollte zu diesem Monument benutzt werden, teils zur Verschönerung der

Anlage, teils zur Lobung und Erfrischung der vorüberziehenden Wanderer. Die finanziellen Mittel entsprachen nicht dem großartigen Projekte, und die Vollenbung hatte sich bis zum Mai 1812 verzögert. Da kam der damalige Staatsminister Graf Montgelos nach Bruck und wurde durch die Beschäftigung des Denkmals für dasselbe lebhaft interessiert. Die Angelegenheit kam in rasken Fortschritten. Es wurden die nötigen Gelder bewilligt und in Wäld gelangten die Anlagen um das Monument zur Vollenbung.

Der Platz um das Monument hält 76 Dezimalen, ist mit Sträuchern und Blumen besetzt, welche stattliche und schattige Gruppen bilden. An der Ostseite des Monuments befindet sich ein künstlicher Fels, aus welchem sich Wasser in ein Marmorbecken ergießt. Das Monument selbst befindet sich mitten in der Anlage, wo das Terrain sich hügelartig erhebt. Es ist ein Obelisk gegen 40 Fuß hoch, aus grauem Etosler Marmor, oben mit dem gekrönten Haupte des Kaisers geziert. Dieses Relief, sowie die übrigen Verzierungen am Monumente sind Arbeiten von Roman Baos, in Metall gegossen und im Feuer vergolbet. Das Monument trägt an seiner beiden Seiten die von dem gelehrten bayerischen Geschichtsforscher v. Sipowich, dessen 5-jährigen Todestag wir im nächsten März begehen, verfaßten Inschriften. Auf der Vorderseite:

Pius manibus divi Ludovici Bavari Rom. Imperat. libertat. German. defensoris legum boicarum viri fortis et constantis monumentum posuit Maximalianus rex Bavariorum MDCCCXVIII.

Auf der Rückseite:

Hier starb in den Armen eines Bauers, von dem Tode übererwält, den 11. Oktober 1347 Ludwig der Bayer, römischer Kaiser.

Über letzterer Inschrift prangt ein in Metall gegossener und vergoldeter Reichsadler, dessen Brust das bayerische Koenigsschild ziert.

In den dreißigen und vierzig Jahren wurde beabsichtigt, auf der wirtlichen Todesstätte, dem Kaiseranger, ein Denkmal zu errichten. Im Juli 1846 erschien Kronprinz Maximilian persönlich, um von der Örtlichkeit und dem Denkmale Einsicht zu nehmen.

Der Plan fand keine Verwirklichung, dagegen wurde die Grundfläche der Anlage des jetigen Monuments durch Kaufvertrag vom 10. August 1857 von der Gemeinde Buch für den Staat erworben.

Die Gegenwart wird sich ihrer Pflicht bewußt sein und durch sorgfältige Hut und Pflege des Denkmals das Gedächtnis des erhabenen Kaisers würdevoll bewahren.

Vor 300 Jahren.

Von R. Köpfer.
(Zuerstgezug.)

Die Artikelbriefe waren je nach Stellung und Charge verschieden. Sie bieten für den sittlichen Zustand dieser Zeit aber so charakteristische Andeutungen, daß wir die wichtigeren Punkte hier anführen wollen.

1. Anwerdung. Es muß jeder seinen rechten Vor- und namen, sowie seinen Geburtsort angeben, damit es nicht vorkommen könne, daß er sich dem Dienste entziehe oder doppelt

und dreifach anwerben lasse. Der Rockbrad, welcher auf die richtigen Angaben gelegt wird, läßt wohl darauf schließen, daß eine mehrfache Anwerbung — des Verweigerers wegen — häufig vorgekommen sein mag.

2. Jahresfrist. Keiner darf sich vor Ablauf der eingegangenen Dienstzeit entfernen oder das Lager ohne Vorwissen seines Hauptmanns verlassen, wobei er als Erlaubnisnachweis

ein „gestämpt Billet“ erhält. Zuwerthenbelanden kann alles genommen werden, was sie bei sich tragen. Jeder ist verpflichtet, die Flucht eines Kameraden anzuzeigen, und darf diesen, wenn er ihn auf der That ertappt, niederdrücken.

3. Wache und Alarm. Wer sich der Wache entzieht wird mit einem „hiden Pfennig“ oder nach Gutdünken des Hauptmanns bestraft. Dieser Dienst darf nur mit Erlaubnis des Feldweben vertauscht werden. Beim Alarm hat jeder an seinem Plaze sich einzufinden.

4. Meuterei und Aufruhr mag nicht selten vorgekommen sein, denn der Verfasser beklagt sich bitter, daß die Hauptleute oft gendiegt gewesen seien, davongureiten, wollten sie nicht den Meuterern in die Hände fallen, und daß bei dem desfalls gegebenen Alarmzeichen einige nur lässig, andere gar nicht sich einfanden. Es ergibt sich daher die Notwendigkeit der strengen Bestrafung von selbst, und es wird nicht auffallen, daß die Aufrührer durch Henkers Hand an Leib und Leben bestraft wurden.

5. Verrat. Jeder, der von einer Verräterei Kenntnis bekommen, sollte zuerst abmahnen, dann mit der Anzeige drohen, und wenn auch dies nichts fruchtete, wirklich zu letzterer schreiten. Mit dem Feinde oder Herold ohne Erlaubnis zu sprechen, war verboten. Jeder abgehende Brief mußte dem Kommandanten zur Einsicht vorgelegt werden, worauf dieser sein Handzeichen beilegte. Daraus geht wohl klar hervor, daß nur wenige ihren Namen zu schreiben verstanden.

6. Mannszucht. Sie verbotet Strengigkeiten unter den Kameraden, die sich namentlich bei Meinungsverschiedenheiten einem Schiedsgerichte unterwerfen sollen. Wer diesen nicht achtet, kann von dem andern geschlagen, ja sogar getödtet werden. Thätliches Vergehen an Kameraden wird mit Leibstrafen gestraft. Keiner soll wegen verletzter Sachen Rache nehmen, nicht einmal an einem Überläufer. Der Henker soll in seinen Freiheiten nicht beeinträchtigt, und die Verhaftungen nicht behindert werden. Trunksucht war schon damals kein Mißbrauchsgrund, weshalb auch das Zutrinken verboten war. Schwere Strafe traf denjenigen Deutschen, welcher mit einem Ausländer spielte. Gewiß ganz charakteristisch!

7. Marschdisziplin. Verboten war, eigenmächtig seine Einteilung zu verlassen, ohne Befehl zu schießen oder dem Proviantzuge etwas zu entnehmen. Ein jeder soll mit seinem Quartier sich zufriednen geben; doch war der Fußstecht gehalten, dem Reiter das bessere zu überlassen — ein großes Vorrecht desjenigen dem Infanteristen gegenüber.

Bei Plünderungen mag es recht sauber zugegangen sein, weil man es für nötig erachtete, diejenigen Personen zu bezeichnen, welche für unwerthlich gelten sollten, wenn sie sich nicht der Waffe widersetzen. Es sind Kinder und alte Leute, Jungfrauen, minderjährige Knaben und Priester.

Von Zerschörung, Plünderung und Brandstiftung sind ein für allemal die Rüsteln aufgenommen, offenbar wegen der Wichtigkeit der Wehrbereitung — nicht aber die Kirchen, welche jedoch nie mit Mannschaft zu besetzen sind.

8. Plünderung. Hierüber bestanden ganz detaillierte Vorschriften, welche die Plünderung als eine selbstverständliche Bedingung des Siegers erscheinen läßt. Es war verboten, vor dem erlangten Siege sich dieser Freude jedes halbgeringen Mannes hinzugeben, aber selbst nach dem erungenen war — obwohl erlaubt — die Erlaubnis eine sehr gefährliche, denn

mancher Sieg verkehrte sich ins Gegenteil, wenn der geschlagene Feind zurücksetzend den Sieger beim Plündern überrassete.

Mit Ausnahme von den Frontanführern, den Geschützen und dem Pulver, welches dem Kriegsherrn von Rechtsens gehörte, durfte der Gemeine die gemachte Beute behalten.

Wenn eine Stellung erstickt worden war, gehörten alle sätalischen Rechte und Güter dem Kriegsherrn, wogegen Waffen und Munition zum größten Teil dem Zeugmeister zufielen. Die von den Leuten erbeuteten Waffen mußte er auflösen und soll sich — wie es heißt — zufrieden geben, wenn er von der geforderten Loskaufsumme ein Drittel abgehandelt habe. Der Zeugwart erhielt das in den Wärschen oder in den Schanzen und Werken in angebrochenen Fässern befindliche Pulver, sowie die dorthin sich vorfindenden Kugeln und außerdem noch als ein ganz eigentliches Geschenk — die große Glocke des erbeuteten Plazes.

Alles Holz oder, welches man nicht auf Wagen weiter transportieren konnte, wie auch die Färden, Brücken, Schanzkörbe u. s. w. gehörten dem Schanzmeister.

Die erbeuteten Färslein gehörten dem, der sich dieselben angeeignet hatte, doch konnte sie der Hauptmann um einen ganzen Monatsold abkaufen. Die Weiser dieser Färslein waren berechtigt, neben dem Färslein ihrer Abtheilung zu marschieren, mußten aber zum Feinden, daß es erbeutete Färslein waren, die Spitze nach unten, den Schaft nach oben tragen; dies wohl deshalb, um Irrungen und Mißverständnissen vorzubeugen.

Für jede Schlacht oder jeden Sturm wurden noch besondere Belohnungen gegeben. Der Gemeine wie der Doppelsöldner hatten Anspruch auf einen ganzen Monatsold, selbst in dem Falle, wenn es gar nicht zum Sturm kam, und die Belagerer unwürtheter Dinge abziehen mußten. Die Obersten und Feldhauptleute dagegen erhielten vom Kriegsherrn Besende. Selbst der letztere ging nicht leer aus, weil er das Recht hatte von aller in die Stellung und die Schloffer gebrachten Habe den dritten Teil des betreffenden Wertes zu erheben; von den zur Befestigung gehörenden Leuten durfte er aber in gleichen Betreffe nur den fünften Teil fordern.

Den Grund zu dieser Angabe findet der Anonymus in Bestreben, möglichst wenig wertvolle Gegenstände aufnehmen zu müssen, damit der Gegner durch diesen Umstand in der Aussicht auf reiche Beute nicht zu größeren Anstrengungen gereizt werden möge.

Der Umstand, daß mit dem Eide zugleich die bedeutendsten Verpflichtungen angelobt werden mußten, bedingte, wie oben schon angedeutet, für jede Funktion einen andern wesentlichen oder ergänzenden Kritikbrief; so mußte z. B. der Hauptmann nach eigenem Geloben, daß er keinen Mann ohne Genehmigung anwerbe u. s. w. Das Dokument mußte auch den Beginn und das Ende der Wehrzeit sowie den Vermerk enthalten, ob der Angeordnete Wortschuß erhalten habe oder nicht. Für jeden abgängigen Mann mußte der Hauptmann dem Obersten Erfolg anbelohnen. Es war ihm verboten, unbedingte Schreiber zu halten oder seine Leute zu verkaufen oder gar zu entlassen, und ihm zur besondern Pflicht gemacht, die Wehkräften und das rechtzeitig auszusuchen. Endlich durfte er — was eigentlich selbstverständlich wäre — dem Musterherrn nicht mehr Sold verrechnen, als er wirklich bezahlt hatte.

Der Hauptmann konnte sich einen Beutenant, auch Unterhauptmann genannt, bestellen, der aber höchstens ein Färslein

aber bis zu 200 Mann führen durfte; ihm war eine zwanzigtägige Rindigungsfrist zugestanden.

Streitigkeiten zwischen Hauptleuten entschied der Oberst.

Die Befoldungsverhältnisse bei der Infanterie waren wie folgt:

Für den Hauptmann war kein bestimmter Sold festgesetzt; der Unterhauptmann erhielt monatlich 40, der Wundarzt 30 Gulden, der einfache Sold des Gemeinen — 4 Gulden — bildete den Einheitsfuß für die Bemessung der höheren Bezüge. So sagte man nicht, der Waißel erhalte 16 Gulden, sondern einen vierfachen Sold, ebensoviel der Wachtmeister, der Schultheiß und die Spicelleute, dreifachen Sold der Fähnrich, während die Schreiber zwei- bis dreifachen, der Dolmetscher, der Kaplan, Jaurier und Barbier, die Gerichtsleute, sowie Gerichtsschreiber, Quartiermeister und Trabanten zwiefachen, letztere manchmal nur anderthalbfachen Sold bezogen.

Aus dem Sold in Verbindung mit den Deutegeldern mußte der Mann alles beitragen, Nahrung und Kleidung, ja selbst den Kürsch (Harnisch) mußte er bezahlen. Kein Wunder, daß Deutenmachen, als zum Lebensunterhalt absolut notwendig, sehr im Schwange war.

Auch bezüglich des für den persönlichen und Kausgeleitdienst notwendigen Hilfspersonals waren bestimmte Festsetzungen getroffen. Der Hauptmann war berechtigt, zwölf Trabanten, einen Knaben, je einen Schreiber, Dolmetscher, Spielmann und Diener zu halten, wogegen der Unterhauptmann nur zwei Trabanten, einen Kaplan und einen Diener beanspruchen konnte. Kaiser diesen Chargen durfte sich noch der Waißel und Fähnrich — deren je einer auf 1000 Mann traf — sowie der Wundarzt und Schultheiß einen Diener halten.

Für die Artillerie, als eine besonders bevorzugte Waffengattung enthielt der Artikkelsrief mancherlei vortheilhafte Vorrechte und Freiheiten.

Alle bei dieser Waffe Angeworbenen waren kost- und postfrei und brauchten keine Wachen zu machen. Jeder Mißbrauch der Waffen wurde mit dem Tode bestraft.

Ganz abnorm aber war das Nihilrecht.

Wenn sich nämlich jemand wegen eines in der Hitze des Zornes oder aus leidenschaftlicher Erregung begangenen Mordes, sei es aus Noth, Eifersucht, infolge des Spiels oder gereizt durch Schmähungen, zur Artillerie flüchtete, so konnte ihn kein Prokos einer andern Waffengattung belangen. Ausgenommen war nur, wenn der Mord an einem Vorgesetzten verübt oder die Frucht treulich überdachten Vorgesetzten war, da er alsdann zu den gemeinen Verbrechen zählte. Weiß ein Prokos einer andern Waffengattung ein, so mochte er sich der Verletzung der kaiserlichen Freiheit schuldig und es waren in diesem Falle die belangten Artilleristen nicht mehr gebunden, weiter zu dienen. Verletzte er aber dieses Vorrecht freiwillig, so hatte er seinen Kopf verwirrt. Stellte sich im Laufe des Prozesses heraus, daß der Geflüchtete keinen Anspruch auf das Nihilrecht hatte, so verfiel er dem uralten gerichtlichen Verfahren. Dies mußte aber sofort der ganzen Artilleriemannschaft bekannt gegeben werden, damit sich keiner des Verbrechers annehme oder dessen Auslieferung sich widersetze.

Während des Marsches durfte der zu einem Geschütz Geflüchtete daselbst nicht verlassen, wenn er sich nicht des Nihilrechtes abgeben wollte; er durfte zwar auf einem Wagen Platz suchen, sich aber nicht weiter als 24 Schritt davon entfernen.

Bei Besprechung der verschiedenen Beschäftigungen entwirft der Verfasser das Bild der tüchtigen ordentlichen Soldaten und Kriegskleute: er verlangt, „daß sie tauglich, fromm und ehrlich seien — und alles unnütz Gefind, zu jung, zu alt, zu krank und was hohlsich (hänfisch) ist, soll nicht dazeh. Salsch löß (lässig) Gefindel macht viel Meuterei unter den Kriegskbrüdern.“ Diese sowie die Weidbersonen — außer einigen, von denen später die Rede sein wird — sollte man entfernen.

Weil der Kaiser wahrscheinlich die Einteilung und Formation der Infanterie und Kavallerie als bekannt voraussetzt, behandelt er nur das Geschützwesen ausführlicher.

Man übertrug den Namen des Raumes, wo die Geschütze, Gewehre und Munition aufgehoben waren auf die Abtheilung und nannte die Detonation an Geschützen für eine Feuerabtheilung von 20- bis 30000 Mann Infanterie und Kavallerie ein „Zeughaus“. Es hieß daher der oberste technische Leiter bei der Artillerie „Zeugmeister“ auch „oberster Zeugmeister“.

Ein „Zeughaus“ bestand aus 55 Büchsen auf Märdern. Etzig die Kroneabtheilung auf 40- bis 50000 oder gar auf 90- bis 100000, ja vermehrte sich die Anzahl der Zeughäuser auf zwei hundert.

In den Festungen sollte der Zeugmeister in dem Zeughause selbst oder doch in dessen Nähe wohnen, damit er den Büchsenmeistern ihren Bedarf an Materialien abgeben und die Pulversäckchen in Aufbewahrung und Behandlung der Munition anweisen könne. Er besorgte die Aufbewahrung der Händschwar, des Pulvers u. s. w. und die Ergänzung der abgegebenen Munition, wobei er acht hundert mußte, „daß das Pulver mit am Abzuge liege, d. h. offen, dagegen bei jeder Büchse, welche man auf der Schulter schießt (also unserer heutigen Wallbüchsen entsprechend) einige Kugeln in Bereitschaft seien, dazu noch Wischer, Anschlägen und Ladefischeln u. s. w. für die größeren Geschütze“.

Der Stellvertreter des Zeugmeisters war der zweite Zeugmeister oder der Zeugmeisterlieutenant. Ihm waren speziell die Schanzmeister unterstellt, während dem Zeugmeister die Zeugdiener, Schmelzer, Schützen- und Wächnermeister untergeordnet waren. Der Schanzmeister hatte als technischer Leiter der Arbeiten in der Regel 400 Schanzbauern unter sich.

Die Hauptaufgabe der Zeugdiener war die Bewachung des Trains während des Marsches. Es gab deren zwei Kategorien — adelige, die beritten und daher zur Haltung je eines Dieners berechtigt waren — und unadelige, unberittene, welche sich zu zweit mit einem Diener begnügen mußten. Mit Zeugdiener rechnete man auf ein Zeughaus.

Ebenso viele Schmelzer waren von nöten. Ihre Aufgabe bestand in der Erhaltung und Reinigung der Geschütze, Verbindung derselben von ihren Gefäßen (Kolletten) auf die Transportwagen — nachdem sie getrennt von diesen zu befördern waren — Wiederbeauflegen auf dieselben und Herstellung der Bettungen. Sie durften die ihnen zugetheilten Geschütze nie verlassen, damit sie im Nothfalle hilfsreiche Hand anlegen konnten. Dieses Verbot bezog sich natürlich nur auf den Dienst während des Marsches und der Belagerungen. Zur Hilfsleistung waren 53 Holzarbeiter zur Anfertigung und Aufbesserung von Rahmen, Bettungen, Brücken und Stegen, ferner 2 Wagner, 3 Schmiede und 1 Fassbinder — wegen der Fässer zum Pulvertransport — zugerechnet.



Illustrirte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von G. Kehler, Druck und Verlag von H. Oldenbourg in München.

N. 21.

Erhalten außerdem jeden Samstag, und kann auch alle Wochenblätter zum Preis von 25 C. — für halbes Quartal bezogen werden. — Ein Viertel kostet 10 C. — Die Briefe über die Verlagsbedingungen, auch ein Bestellschein, erbeten.

3. Jahrgang 1892.

Die Segutte von Speier.

Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert v. H. E. v. Baddehausen.

(Fortsetzung.)

3.

Die Rädtehr.

Die Abendsonne vergoldete die Fluten des Rheinstroms und die unglücklichen Lärme und Finnen der freien Reichsstadt Speier, welche damals in ihrer größten Blüte stand und eine der mächtigsten Städte am Rhein war. Durch Besondere der deutschen Kaiser und das Wohlwollen der Speierischen Bischöfe war der Dom zu Speier eine Perle der Stadt, ein Denkmal der Frömmigkeit und Kunst für das deutsche Vaterland geworden, und mit Stolz sprach der Bürger von Speier von diesem Denkmal deutscher Baukunst, dessen vier Lärme weit in den Speiergau hinausschauten, und dessen Gloden mit mächtigen Tönen der Umgegend den Segen der Kirche verkündeten.

Schande, ewige Schande, doch ein Volk, welches sich für das Gebildete hält, mit Barbarenmut dieses Meisterstück der Kunst, in welchem Jahrhunderte gebaut hatten, zerstörte. Ehre aber und Preis dem deutschen Fürsten König Ludwig I., deutsch in Gesinnung und That, welcher, gerührt von dem traurigen Gesichte des prachtvollen Gotteshauses, wieder herstellte, was undeutsche Habsicht vernichtet hatte.

Als nun, einem Schattenspiele ähnlich, die Stadt mit ihren altertümlichen Finnen und jodigen Lärmen in schwarzen Umrissen am lichten Horizonte sich darstellte, da rauschte über den Rhein eine Fährer, und ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, dessen gekräunte Wangen durch eine breite Narbe geziert war, stand sinnend am Vorderteile des Schiffes,

den Arm auf sein Schwert gestützt und schneidend das Auge nach der mächtigen Reichsstadt gerichtet.

Jetzt stieß der Rofen an das Ufer; hastig sprang der Kriegsmann aus demselben, dem Schiffer eine Geldmünze zuwerfend, und mit eiligem Schritte schlug er den Weg gegen das Marktthor, nun Reiches Thor genannt, ein.

Obwohl die Pest beim Eintreten der kältesten Jahreszeit an Heftigkeit verloren hatte, so war sie doch nicht ganz erloschen, und die reichen Bürger weilten daher immer noch auf dem Lande, während die minder wohlhabenden und armen Einwohner Speiers, die dem Tode entzogen waren, in ihren Häusern eingeschlossen blieben und jeden Verkehr mit einander vermicden. Die Straßen waren daher verödet, so teilweise sogar mit Gras bewachsen, und die Tritte des Fremdlinges hallten in denselben einsam wieder.

„Armes Speier, arme Vaterstadt“, murmelte Georg, denn dieser war es, vor sich hin, als er durch die Straßen dahinschritt, und ihm seines Fremdes Gestalt begegnete, mit treuem Händedruck noch altdeutscher Art ihn zu begrüßen. Nur im Dome hörte er, als er vorüberstiegt die Stuhlbrüder über den Kaisergerbern ihre Paternoster beten, und gerührt blieb er stehen, sein Haupt entblühend und sein Gebet mit dem Chöre jener verbindend. „So scheint denn alles dahin“, sprach er noch einer Weile, seinen Weg fortsetzend, „alles gestorben und der Vergessenheit verfallen; nur diese fromme Stiftung der Kaiser besteht noch als einziges Denkmal der einst so berühmten und nun veränderten Reichsstadt.“ Rofch ging der junge Mann nun weiter, und immer ängstlicher

schlag sein Herz, je mehr er sich dem Hause der Firsbaum's näherte.

Es war verschlossen und öffnete sich nicht, so laut und ungestüm er auch pochte. Seine Kniee wankten, und er mußte sich an die Mauer lehnen, um nicht zur Erde zu stürzen.

„Elisabeth, Elisabeth“, rief er endlich verzweiflungsvoll aus, „nein, es ist unmöglich, der Tod konnte nicht so grausam sein, er hatte keine Gewalt über Dich!“

Kein Laut regte sich aber, sondern nur der Wiederhall erdhall, und bekommen stürzte Georg weiter, bis er vor seiner Wohnung stand, welche ihm nach langem Pochen geöffnet wurde.

„Himmel, Ihr seid's, Herr Georg!“ rief die alte Margarethe, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, „wie könnt Ihr Euch in diese Stadt des Todes wagen?“

Georg erwiderte auf diesen Ausruf nichts, sondern, seine Hand auf ihre Schultern legend und sie heftig drückend, fragte er mit vor Angst erdrückter Stimme: „Wo ist Firsbaum?“

„Ach, Ihr erbrüdt mir ja die Schulter“, rief die Alte, sich losmachend, und als ihr das gelingen, fuhr sie fort: „Ich denke, sie sind wohlbehalten; denn als der Schwarze Tod nahte, da vertieften uns alle Mäuler und zogen auf ihre Landgüter, und nur wir, die armen Leute, verblieben.“

„Gnug, ich danke Dir“, entgegnete der Jüngling, und mit eiligen Tritten ging er von dannen, durch das Altpförtel dem Dorfe Tudenhosen den beschleunigten Schritt zuwendend. Als er den Firsbaum'schen Weirhof vor sich sah, da schlug sein Herz wieder stärker, und er hielt inne, den Sinn seiner Gefühle zu beschwichtigen suchend. Was sollte er nun beginnen?

Es war die Dämmerung bereits eingebrochen, und nur am ähnerlichen Rande des Horizonts zeigte sich noch ein roter Streifen, die letzte Spur der geliebten Sonne verflüchtend. Da tönte die Abendglocke. Von ihren ersten Tönen ergriffen, faltete Georg die Hände, und sein Haupt im Gebete zu Gott richtend, schaute er hinaus zu den unzähligen Sternen, die durch den Schleier des abendlichen Himmels bereits hervorstraten und mit zitternden Strahlen auf die Erde herabblinzelten.

Küßlich wurden Schritte hörbar, und als der späte Wanderer näher kam, erkannte Georg in demselben den alten Anton, einen Diener im Firsbaum'schen Hause.

„Anton!“ rief Georg mit freudigen Erstanten aus und stürzte gegen diesen zu, welcher erschrocken anfangs zurückwich, aber beim Erkennen des stets so freundlichen Georgs näher trat und seinen Gruß erwiderte.

„Was macht das Fräulein?“ fragte der junge Mann rasch, und als er von dem alten Anton erfuhr, daß die Familie kein Opfer der Pest zu besorgen hatte, fiel er, in helle Thränen ausbrechend, dem Alten um den Hals und bat diesen, ihn sogleich zum Fräulein zu führen.

Anton schüttelte bedenklieh das Haupt und suchte diese Bitte abzulehnen, jedoch scheute er sich, den Grund seiner Weigerung zu erwidern. Als aber seine Einwendungen nichts fruchteten, da sprach er: „Geht nur in den Garten, woselbst Ihr das Fräulein sicher noch finden werdet; und da mein Herr heute nach Kustadt geritten ist, so könnt Ihr's wohl wagen.“

Diese letzten Worte hörte aber Georg nicht mehr; denn schon war er dem Garten zugeföhrt, und Anton, welchem die

Reinigung Georgs zu Elisabeth kein Geheimniß geblieben war, ging lospfeiffend und den jungen Mann bedauernd in das Haus.

„Elisabeth, geliebtes Mädchen!“ rief der Jüngling mit aller Leidenschaft der ersten Liebe, und zu ihren Füßen sinkend bedeckte er ihre Hand mit Küffen und Thränen der Freude.

Diese Stimme weckte die Jungfrau aus ihren Träumen, und die Hand heftig zurückziehend, erhob sie sich mit Würde und sprach mit Berührung:

„Wie, Ihr wagt es noch, diese Hand zu berühren? Hinweg, zwischen uns ist keine Gemeinschaft mehr; Ihr selbst habt das Bond, das uns vereinte, zertriften. Entsetzt Euch, kommt niemals wieder!“

Sie wollte gehen, allein Georg hielt sie fest und mit zoenigem Blicke sie anstarrend, rief er:

„Ja, Trennlose, reu Dich Deine Schwüre, und halt Du meiner versessen; o, ich Thor, der ich auf Deine Liebe baute und von ihr mein Glück hoffte. Wenn ich unter dem Sternenhimmel auf dem Felde lag und des kommenden Schlachttages gedachte, da wurst Du mein Gebonke; und Deinen Namen mir zuflüsternd, Dein Bild im Dergen tragend, war ich tapfer und erwarb mir Ehre, um als Freier vor Deinen stolzen Vater hintraten zu können. Das ist aber nun der Lohn für meine Treue, das die Erwiderung meiner Liebe? Ja, ich erkenne es, ein Thor war ich; da hochgeborene Fräulein war kein Weib für den Sohn des Handwerkers, und es wäre besser gewesen, wenn ich das ehrliche Gewerbe des Vaters getrieben und nie diese anseelige Leidenschaft genähert hätte, die mich jetzt vernichtet.“

„Ihr beurteilt mich hoch!“ entgegnete Elisabeth milder heftig, „wenn Ihr glaubt, meine Liebe ist unecht, und ich hätte seit unserer Trennung die Liebe dem Standesunterschied geopfert; nein, das ist jeen von mir; aber nicht lieben kann ich den Mann, der meiner unwürdig ist; geht hin nach Speier zu Eurer Begnnte, und ich brauche dann nicht weiter zu sagen, was uns trennt.“

„Begnnte“, rief Kontak erklaunt aus, „was wollt Ihr damit sagen? Ich kenne keine derselben.“

„Dieser Schein der Unwissenheit lehrt mich, Euch noch mehr verachten“, antwortete die Jungfrau mit Würde, „und setzte sie mit schmerzlichen Tone hinzu, „es wird mir nun leichter werden, Euch zu vergessen.“

In diesem Augenblicke tänten Männer Schritte, und Lothar stand neben Georg, mit höhnlicher Stimme sprechend: „Wer ist dieser Puschle, der es wagt, meine Braut mit seiner unangenehmen Gegenwart zu belästigen; launnt, Jungfrau, es will sich nicht ziemen, daß Ihr hier eine Zusammenkunft habt.“

„Wurdige?“ fnirriete Georg, und seine Hand griff nach dem Schwerte, dieses Wort sollt Ihr bereuen, wenn Ihr kein Nicht seid, der meiner Klinge nicht einmal weht ist. Wäre nicht des Fräuleins Gegenwart, Ihr ginget nicht ungestraft von dieser Stelle.“

„Wacht, daß Ihr fortkommt“, erwiderte der junge Grund, „sonst muß man die Hände auf Euch heben; denn mit Bürgerblut stört ein Hänger seine Klinge nicht.“

„Mit Händen gehen? Ja, versucht, ob Euer Arm so tapfer, als Eure Junge giftig ist.“

„Georg“, rief Elisabeth aus, mit dem Tone der früheren Empfindung, und trauilos sank des Jünglings Arm herab.

„Verzeih“, entgegnete er demüthig, „daß ich einen Augenblick Eure Gegenwart vermissen konnte; ich sehe, daß ich verleumbet, schändlich verrathen worden bin, allein ich werde dieses Vögelgewebe zerreißen, und wehe demjenigen, der mich angeklagt. Ihr aber, mein Herr“, fuhr er zu Lothar gewendet fort, „habt es diesen Früulen zu danken, daß Euch mein Arm für diese mir zugefügte Kränkung nicht so leicht geächtigt, allein ich werde Euch zu finden wissen, wo Euch kein Weib schützt.“

Mit Ehrfurcht verneigte er sich vor Elisabeth, einen tiefen Blick der Verachtung warf er dem Wänzer zu, und stah schritt er von dannen, wie ein Mann, der seiner Unschuld, zugleich aber auch seiner Kraft bewußt ist, erlittene Schimpf männlich zu rächen.

„Ich muß gehen“, sprach nach einer kleinen Pause Lothar, „Eure Stimme löbte einen großen Zauber aus; es wäre übrigens besser gewesen, mich nicht Jense der häßlichen Zusammenkunft werden zu lassen.“

„Ich bin zu stolz“, entgegnete Elisabeth, „mich zu verteidigen; ich habe dieses Zusammenreffen nicht gesucht und nicht geahnt und ich hätte es vermeiden, wenn ich es vorausgesehen hätte. Ich weiß dann doch nicht Jense geworden, wie wenig Ihr meine Gegenwart zu ehren meint.“

„Bärent mir nicht“, bat Lothar jetzt mit schmeichelnder Stimme, „meine Liebe zu Euch ist so groß, daß mich die Wut der Eifersucht überwältigte.“

Elisabeth erwiderte diese Äußerung mit einem bitteren Lächeln, und so sehr sie Georg auf die ihr gewordenen Mittheilungen hin beachtete, so mußte sie doch gestehen, daß er sich weit ritterlicher benommen, als ihr Bräutigam, und nur der Gedanke an die Wünsche ihres Vaters hielt sie zurück, Lothar ihren Wünschen deutlicher zu zeigen. Schweigend gingen sie in das Haus, wo ihrer der alte Pirumbaum bereits harrte. Georg aber war, als er den Reichthum verlassen hatte, fortgerannt, ohne zu wissen, wohin; sein Kopf glühte feberhaft, und im Taumel der aufgeregten Leidenschaften roste er dahin ohne Plan und Ziel. Als endlich der Tag anbrach, da stand er wieder zu Speier am Altpörtel und mit wankenden Knien schleppte er sich weiter, seiner unbewußt; denn im Kreise drehten sich vor ihm die schauer und blutige Flammen jüngelten aus denselben hervor. „Elisabeth“, stöhnte er und fiel bewußtlos zusammen.

4.

Die Begutte.

Es bestanden zu Speier mehrere Berrine der Beguinen oder Beguttin, deren Beruf vorzüglich die Krankenpflege war. Ihre Mitglieder waren größtentheils Mädchen, welche aus Reue oder Zwang in diese Klause kamen, um durch Übung der Nächstenliebe die Sünden zu läsen. Sie legten kein Gelübde ab, trugen aber eine gleichförmige Tracht, welche in einem Kleide von weißer Baumwolle und einem kurzen Überwurfe von gleichem Stoffe und derselben Farbe bestand.

Einer der Ältesten dieser Berrine war der Berrin der Beguinen der Geshaltie, die schon in einer Urkunde vom Jahre 1298 erwähnt werden, und deren Haus am Ed der Hundgasse gegenüber dem Altpörtel gelegen war.

In dieses Haus war Georg aufgenommen worden, und an seinem Lager sah eine Beguine, auf deren Antlitz der Strahl eines tiefen Schicksals geschrieben hatte, ohne daß jedoch die Spuren früherer Schönheit ganz verschwunden waren. Mit

sorglicher Miene beaufachte sie die Krenzüge des jungen Mannes, und als sie sich über ihn hinneigte, rothe mnnche Thränen über ihre Wangen herab.

Endlich öffnete Georg das Auge, und jubelnd rief sie: „Er ist gerettet!“

„Wo bin ich?“ sprach er mit matter Stimme, und im Zimmer umherblickend fuhr er mit der Hand über das Antlitz, als wolle er sich aus dem Schloße ermannern. „Ich habe einen schweren Traum gehabt“, sprach er dann vor sich hin, „und ich bin glücklich, daß er jetzt vorüber.“

„Seid ruhig“, flüsterte die Begutte, „Ihr sollt alles erfahren, wenn Ihr nicht sprecht, denn nur vollkommene Ruhe kann Euch erhalten; man fand Euch vor drei Tagen einige Schritte von diesem Hause besinnungslos auf dem Boden liegen und brachte Euch hierher; wenn Ihr mehr zu Kräften gekommen seid, werde ich Euch mehr sagen.“

„So war es kein Traum“, sagte der junge Mann und versiel in düsteres Hindrüten; nach einiger Zeit schien aber sein Entschluß gefaßt, und er wollte sich zum Tische erheben; es verlagten ihm jedoch die Kräfte, und freuzend sank er auf sein Kissen zurück, mit stumpfer Gleichgültigkeit sich in sein Schicksal ergebend.

Einige Wochen waren dem Kranken in dieser Weise langsam verfloßen, und die sorgsame Pflege, sowie die jugendliche Kraft hatten ihn so weit hergestell, daß er das Bett verlassen konnte.

Es war inzwischen Winter geworden, und der Schnee fiel in dichten Massen zur Erde; Georg saß neben seinem Bette am Fenster und blickte sinnend in das gedrückte Treiben der weißen Flocken hinaus. Da trat seine Pflegerin zu ihm, und er drückte ihr mit den wärmsten Worten seinen Dank aus für die ihm gemordene Pflege.

„Ich habe Euch irgendwo in meinem Leben schon gesehen, armes Mädchen!“ sprach er sodann teilnehmend, „und Eure Züge scheinen mir nicht fremd. Sagt mir, ob Ihr vielleicht früher schon in Speier wart, oder wo Ihr sonst Euch befanDET.“

Hohe Röte überzog der Begutte Antlitz und, den Blick zur Erde senkend, sprach sie: „Kennt Ihr nicht mehr die kleine Marie, mit der Ihr oft spieltet?“

„Marie, Du bist es, arme Marie“, rief Georg wehmüthig aus, „und hier muß ich Dich wiederfinden?“ Ohne daß er es wollte, hatte er auf das Wort „hier“ einen Nachdruck gelegt, der dem Mädchen schmerzhaft in das Herz drang.

„Verzeiht mich nicht, Georg!“ sprach sie, in Thränen ausbrechend, „mein Unglück ist nicht meine Schuld; ich bin tief, o tief gefallen, allein, wenn Du meine Geschichte gehört haben wirst, so wird mir Mitleid, gewiß aber keine Verachtung von Dir zu teil werden.“

Georg schwing, und Marie, ihm näher rüdend, begann mit flüsternder Stimme, um von den im Zimmer anwesenden Personen nicht gehört zu werden:

„Du warst mein einziger Umgang in meinen Mädchenjahren, und daß meine Kränkung zu Dir mehr als Freundschaft sei, wurde mir erst klar, als Du von Speier weggezogst! Ach! wie sähste ich damals mein Herz so leer und mich so einsam! Deine Käfte hatte mich tief verlegt, und dennoch konnte ich meine hoffnungslose Liebe nicht ganz aus dem Herzen reißen. Bald darauf erkrankte meine Mutter und als sie nach langen

Beiden gestanden war, blieben zu meinem einzigen Troste die Thränen, die ich an ihrem Grabe weinte.

An dieser Stelle fand mich eines Tags ein fremder Ritter: er schien teil an meinem Schicksale zu nehmen, und seine freundlichen Worte gewannen mein Herz, welches von Leidenschaft glühte und sich ihm um ja eher jünteigte, als dadurch mein durch Hoffnungslosigkeit früherer Liebe verletzter Stolz befriedigt wurde."

Hier hielt sie einen Augenblick inne, das Antlitz von dem Jugendfreunde abwendend; dann fuhr sie fort: „Vald wurde mein Schmögen verkauft, und eine Tante des Fremden nahm mich mit sich auf ihr Landhaus im Gebirge. Dort sah mich der Ritter zu öfteren Malen, dort stand er mir seine Liebe, dort mußte er durch seine Schwüre und Schmeicheleien den Widerstand des armen liebenden Mädchens zu entfernen. Ich will kurz sein: als er meiner überdrüssig war, verließ er mich, und als ich, seine Stalce umflammernd, um Gnade, wein um Recht ihn anflehte, da ließ er mich häßlich zurück, und auf sein Geheiß wurde ich hierher gebracht als Bondstreicherin, um meine Sünden zu büßen."

„Schurke!" stieß Georg hervor, und sein Auge flammte in gerechtem Zorne. „Sprich Marie, wie heißt er, ich gelobe Dir, Dich blutig zu rächen."

„Ach", seufzte das Mädchen, die heißen Thränen von den harmvollen Wangen wischend, „das weiß ich nicht, jene Frau war nicht seine Tante, nur seine schurkische Heflerin; den Namen des Landhaujes, welches ich niemals verlassen hatte, ersüß ich mir, da ich mit niemand außer mit ihm und ihr Umgang haben durfte; gegen mich äußerte er, daß er mit Namen Kudalphy heiße, allein ich hörte einmal, als ein Fremder bei ihm war und ich im Seitengemach lauschte, ihn Kathar nennen."

„Das sind wenige Spuren, den Verenden ausfindig zu machen, marmelte Georg in Nachsinnen versunken, „und doch Wante ich diese Spur erreichen", sprach er nach einiger Zeit, „wenn Du mir die Gegend beschreiben kannst, wo jenes Landhaus liegt."

„Wir ritten von Speier ab und kamen am Abende dort an", erwiderte Marie, „und ich weiß nur so viel, daß es in der Nähe einer Stadt, welche ich von meinem Zimmer aus erblickte, gelegen ist. O, der Betrüger war schlau; um meinen Argwohn zu täuschen, gab er vor, er müsse meine Liebe so lange verschmähen, bis er zu unserer Ehe die Einwilligung seiner mächtigen Verwandten erhalten hätte. Ich glaubte ihm, denn ich liebte ja und dachte in meiner Seligkeit nicht einmal daran, seine Weheimisse zu erforschen."

„Arme Marie!" sprach Georg tröstend, „trockne Deine Thränen und sei versichert, daß ich nicht rasten werden, bis ich Dich gerächt habe."

„Rache?" rief die Begütte, und ihr erschöpftes Auge zuckte. „D, ich hätte selbst morben, das treulose, falsche Herz durchbohren können, welches das meinige getrocknet hat. Aber Georg!" und ihre Stimme sank wieder zum Flüstern herab, „ich habe hier vergebens gelernt, und mein Gebet kann Dich nicht begleiten, wenn Du mich rächen willst. Mein Leben währt nicht mehr lange, bereits nagt der Tod in mir, und die unsäglichen Anstrengungen, die ich bei der Pflege der Kranken erlitten, haben die Zeit meines Scheidens näher gerückt. Wie oft bedauerte ich diejenigen, welche, vom Dausche der Zeit vergiftet, dahinstarben; wie oft wünschste ich mir den Tod, allein er verdrängte mich, während so viele meiner Genossinnen erlagen!" Sie schwieg und sah da in ihrem weißen Kleide wie ein Engel, der, von seinem Schöpfer abgefallen, reuig wieder zu ihm zurückkehrt.

Georg war tief erschüttert durch die Jugendgespräche trauriges Schicksal, und er mußte sich abwenden, um seine Nüchternung zu unterdrücken. Wenn er schon ursprünglich ein edles Herz und Hochsinn besaß, so hatten sich diese Anlagen während seiner Abwesenheit noch weit mehr veredelt; er hatte den ritterlichen Sinn gegen das Frauengeschlecht kennen gelernt und in sich aufgenommen, und es entrüstete ihn um so mehr, daß ein Mann, der allem Anjcheine nach dieser edlen Genossenschaft angehörte, also gegen alle Gesetze des Menschen und Ritters mit einem Weibe verfahren konnte. (Fortf. folgt.)

Schloß Egg.

Von Ludwig Weiß.

(Schluß)

En Sohn Ulrichs, Peter, gelangte zu hohen Würden und Ehren, aber auch zu einer traurigen Verümtheit. Er war 1344 Kaiser Ludwigs des Bayern Feldhauptmann, dann Bischof (d. i. etwa Regierungs- und Oberlandesgerichts-Präsident, dazu noch Brigadenkommandeur im heutigen Sinne) zu Straubing. Sein gleichnamiger Sohn fiel 1347 in einem Scharnüffel bei Cham gegen die über die Grenze eingefallenen Böhmen. Dieses Unglück benutzte die Soge, um sich entstellend an des Vaters und Sohnes Jerken zu hetzen. Sie berichtet nämlich, der Sohn sei in diesem Treffen sein vor dem Feinde geflohen, und der Vater habe ihn in unnatürlicher Ertrengung auf dem Marktplatze zu Straubing enthaupten lassen. Würde der Sohn wirklich der ersten Soldatenpflicht schmächtig verpfen haben, so hätte der Vater nur seiner Pflicht gemäß gehandelt, obwohl ihm dies jedenfalls schwer genug gefallen

wäre; allein wir brauchen uns darüber das Herz nicht gram werden zu lassen, denn der ganze Vorfall ist glücklicherweise bloß eine Sauermerz.

Dagegen trifft den Vater Peter ein anderes, sehr schwer lastender Vorwurf; er brach seinem Landesfürsten die Treue, ein Verrot, den er freilich mit seinem Untergange hüßen mußte. — Der Nachfolger Kaiser Ludwigs des Bayern auf dem Throne Karls des Großen, der Augensburger Karl IV., hatte sein ganzes Streben auf das Verderben der Wittelsbacher gerichtet, was ihm nur zu gut gelang. Ein alter Janfapfel zwischen dem Herzogen von Bayern und den Bischöfen von Regensburg, Burg und Herrscholt Donaufaun, um deren Besitz schon oft Blut geflossen war, wurde von dem arg verschuldeten Regensburger Bischofe Friedrich, einem Burggrafen von Nürnberg, an den Kaiser verkauft (1355), der somit jene

oberpälzischen Befestigungen bis an die Donau vordrängte und den Schlüssel zur Donaustraße in die Hände bekam, womit er jeden Augenblick die Verbindung Straubings mit Regensburg und den oberen Donauländern absperrn konnte. Und dazu half pflichtvergessen Peter der Egger, der Bischof von Herzog Albrechts von Niederösterreichs Straubing, während sein Fürst in der Gefangenenschaft des Markgrafen von Jülich schmachtete. Als dieser die Freiheit wieder gewonnen hatte und in sein Land zurückgekehrt war, entsetzte er den ungetreuen Bischof vom Amte, und das Land sah das bisher noch nicht erlebte Schauspiel, daß der Herzog zu einem Waffenzuge gegen seinen obersten Beamten auszog. Peter hatte sich, vor dem Borne des Herzogs flüchtend, in die Burg Rattenberg bei Deggendorf geflüchtet, wo ihn Herzog Albrecht belagerte (1357). Als der Kaiser zu dessen Entzage heran zog, schenkte Albrecht doch, mit demselben ausbedungen, wiewohl die Übermacht auf seiner Seite war, und schloß mit ihm einen Waffenstillstand, laut dessen Herzog Albrecht von Österreich zum Schiedsrichter zwischen Peter dem Egger und seinem Herrn bestellt wurde. Dieser entschied, daß der Rattenberg dem Herzoge auszuantworten, Peter aber bis zu weiterer Einigung unangefochten bleiben solle. Ehe letztere aber noch erfolgte, starb der durch die Strapazen einer sechsmonatigen Belagerung erschöpfte alte Herr. — Indessen gibt es manche Geschichtsschreiber, welche der Falschung widerprechen, daß Peter Egger bei Übergabe der Burg Donauauf sich Verrot habe zu Schulden kommen lassen, vielmehr den Herzog erblichen Landbesitz beschuldigen; das wollen wir unparteiisch ebenso erwähnen.

Peters Sohn Albert war gleichfalls Bischof zu Straubing, und unter seinen Anfein spaltete sich das Geschlecht: Georg erhielt das Schloß Egg, und mit seinem kinderlosen Nittererben erlosch der Hauptstamm 1403, während das gleiche Schicksal die von Ulrich auf den Schloßstein Saldenburg, Söldenau und Weimling gegründete Nebenlinie 1425 mit Peter Egger zu Stellung erlitt. Somit war die gesamte Familie der Egger zu Egg verloschen.

Im Besitze von Egg folgten 1403 die Fraunberger von Haag, welche die Herrschaft schon 1427 an den Herzog Heinrich von Landshut veräußerten. 150 Jahre verblieb sie nun im Eigentum der Landesfürsten, während welcher Zeit sie allerdings fast fortwährend in der ständigen Gewalt der Herzoge als Pfandbesitz in den Händen verschiedener Befugter sich befand, ein Umstand, der trotz seiner anscheinenden Veringerung besser als viele andere die damaligen landwirtschaftlichen Verhältnisse beleuchtet. Auf Egg saßen: 1428 Kaiserhaus Hainburg, 1458 Herzog v. Weichselberg, 1476 Graf Sebastian von Ortenburg, 1504 Kaiser Rothschuß zu Bernberg, 1508 Hans v. Dachberg zu Alpaach, 1518 Ott der Zengl zu Thannstein, 1523 Frau Anthonia, Gemahlin Albrechts v. Rothschuß in erster und Ludwigs v. Pinzenau in zweiter Ehe. Nach dem Tode des letzteren 1540 ging die Pfandbesitzschaft von Egg auf den Gemahl seiner Tochter Veronika, Wolf v. Rostkorn, über. Endlich 1581 löste Herzog Wilhelm das Schloß wieder ein und verkaufte es mit allen Zugehörungen an den bayerischen Rat und Rämmerer Karl Reß zu Pömm. Unter dessen Sohn Rudolf suchten am 28. November 1633 die Schweden von Deggendorf aus Egg heim, plünderten das Schloß und stredten dasselbe bei ihrem Abzuge in Brand;

doch waltete ein gütiges Geschick über ihn, indem nur der Dachstuhl von den Flammen verzehrt wurde. Nun folgten im Zeitraum von 100 Jahren in raschem Wechsel sieben adeliche Geschlechter im Besitze der Burg: 1648 Graf Franz von Spaur, 1660 Freiherr v. Bogner zu Gornstheim, 1698 Graf Anton von Montfort, 1719 Ignaz Freiherr v. Scharn zu Kojing, 1726 Freiherr Johann Anton Joseph Freiherr v. Krannnberg, bei dessen Nachkommenchaft Egg wiederum länger als ein Jahrhundert verblieb. Der rasche Besitzwechsel erschein nicht bloß bei Egg, er bildet überhaupt ein Zeichen jener Zeit, in welcher die adelichen Geschlechter nicht bloß, wie man vielfach behaupten hört, durch übermäßigen Luxus, vielmehr insbesondere durch den standesgemäßen Aufwand im Hof- und Staatsdienste bei ungenügender Besoldung als Beamte und Offiziere zurückfielen und ihren Ruin durch die allmählich fortschreitende Ummwandlung der sozialpolitischen und ökonomischen Verhältnisse beschleunigt sahen. Letztere trafen vornehmlich den grundbesitzenden Adel, ebenso wie im Mittelalter der freie Bauernstand unter der Bürde seiner Lasten zu Grunde ging, und in der Gegenwart wiederum der Grundbesitz die bittersten Klagen führt. Mit betheten Ziffern sprechen die Zahlen, die der besagte Ritter v. Lang anführt: im Jahre 1557 betrug die Zahl der landtagsmäßigen Familien nach der Landtafel in Bayern 772, von denen nach 276 Jahren, im Jahre 1833, alle bis auf 66 ausgefallen waren, und zwar eine große Zahl in der tiefsten Armut.

Im Anjange dieses Jahrhunderts erbte Schloß Egg Joseph Ludwig Graf von Krannnberg, dessen Name der Geschichte angehört. Er trat früh in den Staatsdienst, bekleidete hervorragende Ämter und wurde in der damals noch jungen Kammer der Abgeordneten zum Präsidenten gewählt, wo er zu den hervorragenden Parteimännern gehörte. Bald nach der Thronbesteigung König Ludwigs I. wurde er Minister des Innern, des Auswärtigen und der Finanzen, Staatsrat und lebenslänglicher Reichsrath, und ihm kam der vorzüglichste Antheil an der Umgestaltung und Verbesserung des bayerischen Verwaltungswesens zu. Als er mit der Volkvertretung in Zwiepsicht gerieth, wollte er weder seine Anstcht zum Opfer bringen, noch dem Willen der Kammer Widerstand leisten, verzichtete auf sein Portefeuille und zog sich in die ländliche Abgeschiedenheit von Egg zurück. Aus der stillen Krüze des Landstapes brief ihn das Vertrauen des Königs Ludwig an die Spitze der Regentschaft, welche dem zum Könige von Griechenland erwählten Prinzen Otto beigegeben wurde (1832).

Das Wirken des Grafen Krannnberg im schönen Hellas an dieser Stelle zu verfolgen, würde zu weit führen; er befand sich in seiner dortigen Stellung unerblichen Schwierigkeiten gegenüber, denn das erst von der türkischen Herrschaft befreite Land war der Lammelpflog einheimischer Parteien und des Intriguenspiels der Großmächtigen Frankreich, England und Rußland. Dessenungeachtet gelang es ihm, in dem jungen Staate manche nützliche Einrichtung zu schaffen und seinen Namen mit der sprühen Blüte von Hellas dauernd zu verknüpfen. Nachdem König Otto 1835 persönlich die Regierung übernommen hatte, leitete Graf Krannnberg als Staatskanzler die Geschäfte noch bis 1837, worauf er nach Bayern zurückkehrte und seinen Aufenthalt zu Schloß Egg nahm, zu dessen Restauration er nun schritt. 1853 schloß er sein ereignisreiches Leben. Die Güter hinterließ er den

Söhnen seiner mit einem walachischen Boyaren, dem Fürsten Kantakuzens, verheirateten Tochter; Schloß Egg wurde später an den Freiherrn Karl v. Wächthal und vor einigen Jahren an den Grafen von Hohenthal und Bergen verkauft, den Sprossen eines alten sächsischen Adelsgeschlechtes, der eine

Tochter des altbayerischen Grafenhauses der Törring als Herrin nach Schloß Egg heimgeführt hat.

Jar Rückkehr nach dem gastlichen Deggendorf wählen wir den Weg über das blühende Stijt Wietten. Doch davon, lieber Leser, werden wir ein andermal erzählen.

Am Grabe Ihrer Königl. Hoheit der Frau Herzogin Maximilian.

Von Heinrich Heber.

Wenn wir die Säle des Nationalmuseums durchwandern und die zahlreichen Bilder betrachten, in welchen die Schicksale des bayerischen Volkes und seines Königshauses verewigt sind, da weilt unser Auge mit herzlichem Wohlgefallen auf einem Bilde adelichen Familienglücks. Es tritt in einen wunderbaren Gegensatz zu den anderen Gemälden, welche uns die blutigen Schlachten und Kämpfe zeigen, die unsere Herrscher und unser Volk im Laufe der Jahrhunderte gesucht haben.

Es ist ein Bild des Friedens und der Ruhe, welches Herz und Auge erfreut. Es bietet eine erquickende Kost bei der Wandlung, und niemand wird sich dem beseligenden Zauber stillen Familienglücks entziehen können, der von dem Bilde ausstrahlt.

Das von uns gemeinte Gemälde zeigt König Max Josef I. zu Bob Kreuzth im Kreise seiner Familie, an der Seite der Königin Karoline, umgeben von dem herrlichen Kranze blühender Kinder.

In diesem Gemälde finden wir aus der Geschichte geschöpft eine unvergleichliche Illustration zu den gemüthreichen Worten Goethes:

„Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Deringer, dem
In diesem Hause Wohl bereitet ist.“

Doch ein solches Glück enden muß, daß ihm nicht beständige Fortdauer gewährt ist! Die Schönheit der Prinzessinnen, der Ruf ihrer Liebenswürdigkeit und Anmut wurde bald in

weiten Landen bekannt, und rasch kamen die Freier, des Königshofes Hierden zu entführen und die Prinzessinnen aus der Heimat zu holen. Elisabeth Ludovica wurde von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erloren; Amalia Augusta vermählte sich mit König Johann Nepomak von Sachsen; Sofia reichte ihre Hand dem Erzherzoge Franz Karl Johann von Osterreich und wurde die Mutter von zwei Kaisern, Sr. Majestät des jetzt regierenden Kaisers Franz Josef I. von Osterreich und des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko. Maria Anna wurde Gemahlin König Friedrich Augusts II. von Sachsen.



Prinzessin Ludovica Sächsinerin von Bayern als Braut. Von H. Götterer.

Die Jahre sind dahingezogen, und immer kleiner wurde der Kreis; und nun sind sie alle heimgegangen in das Land des ewigen Schlafes, wo es keine Trennung gibt. Die jüngste des Kreises, Prinzessin Luise, war die letzte. Am 29. Januar 1892 empfing die herzogliche Gruft zu Tegernsee die Leiche Ihrer Königl. Hoheit der Frau Herzogin Ludovica Wilhelmine, Witwe des Herzogs Maximilian Josef in Bayern.

Die hohe Frau wurde geboren am 30. August 1808 zu München als zwölftes Kind Seiner Majestät des Königs Max Josef I., als siebentes aus seiner zweiten Ehe mit Prinzessin

sich an ihrem heitern kindlichen Sinne gar nicht genug ergötzen konnte. Wir können einen reizenden intimen Zug hiervon erzählen. Prinzessin Luise besah schon von den



Die Königl. Hoheit Frau Herzogin Max im Kreise ihrer Familie mit Herzog Ludwig, Herzoginnen Helene und Elisabeth.
Von Kalser.

Karoline Friederike Wilhelmine, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden.

Prinzessin Luise war der Liebling ihres Vaters, welcher

Römern gepriesenen Schmuck der deutschen Frauen, prachtvolles Haar in seltener Fülle, welches sie in einem breiten Zopf gewunden trug. Sie hatte ein allerbüßtes zartes

Stanzenspiegeln, welches sie in den Jopi wie in ein Reitschiff setzte. Das Vöglein verhielt sich dort ganz ruhig. Der König pflegte öfter den Lehrstunden der Prinzessin beizumohnen und konnte immer herzlich lachen, wenn zur nicht geringen Ueberraschung der Lehrer während der Unterrichtsstunde das muntere Tierchen aus dem improvisierten Neste hervorspratterte.

Der königliche Hof besuchte damals oft von Rymphenburg aus, wo König Max Joseph gern residierte, Dachau. Die Prinzessin genoss diesen Ort ihrer Jugendspiele besonders lieb und noch in späten Jahren lehrte sie dahin zurück, um bei dem Besuche die Erinnerung der süßen Jugendzeit zu genießen. In einem Baume des Schloßgartens befinden sich jetzt noch die Eichen einer Schanzel, auf welcher die Prinzessinnen sich tummelten.

Während, wie oben bemerkt, die Schwwestern ferne Throne zierten, sollte Prinzessin Luise der Heimat erhalten bleiben. Es sollte ihr das Glück beschieden sein, ihr liebes Bayern nicht verlassen zu müssen; Herzog Maximilian ward um ihre Hand.

Die Trauung fand am 9. September 1828 zu Tegernsee statt. Heutigezeitig erzählt man sich im Gebirge immer noch von jenen herrlichen Festtagen. Die gesendeten Segenswünsche haben sich kräftig erwiesen. Erst nach 60 Jahren löste der Tod das geliebteste Band, indem am 15. November 1888 Herzog Maximilian zu seinen Ahnen ver sammelt wurde. Herzogin Lubowica schenkte ihrem Gemahl zehn Kinder, fünf Söhne, von denen zwei früh verstarben, fünf Töchter, von denen eine, Helene

Karoline Therese, vermählt mit Maximilian Anton Lamoral Fürsten und Erbkürnigen von Thurn und Taxis, der Mutter im Tode vorangegangen ist. Die Herzogin erblickte die Aufgabe ihres Lebens darin, das Vorbild einer deutschen Fürstin, einer deutschen Mutter zu sein. Milde, Güte, Frömmigkeit und Wohlthätigkeit waren die Hauptzüge ihres edlen Charakters. Die Herzogin zählt zu jenen Frauengestalten von welchen Schiller sagt:

Die Herzogin erblickte die Aufgabe ihres Lebens darin, das Vorbild einer deutschen Fürstin, einer deutschen Mutter zu sein. Milde, Güte, Frömmigkeit und Wohlthätigkeit waren die Hauptzüge ihres edlen Charakters. Die Herzogin zählt zu jenen Frauengestalten von welchen Schiller sagt:

„Müßig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Jambor. Was die stille nicht willt, nicht die rauschende nie. Kraft erwerb' ich vom Manne, des tiefes Glück bekaupf' er. Aber durch Mannat allein herrschst und herrsche das Weib. Wende zwar hohen gekrönt durch des Heiles Noth und durch Thaten. Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen entbehrt.

Sie wenden und zu dem Bilde des Anhangs, dem glücklichen Familiengemälde von Kreuth. Die Herzogin war die letzte, es war ihr die Prüfung und der Schmerz beschieden, alle übrigen vorantreten zu sehen. Ihre letzte Schwester, Maria Anno, Witwe König Friedrich Augusts II. von Sachsen, starb am 13. September 1877. Während aber die Besetzung hier in ihrem unerforschlichen Rathschlusse Leiden und

Tuden hieß, gab sie anderseits wieder Glück und Freude. Um die Mutter und Großmutter vereinte sich (wir nehmen bei der Fählung den Tag vor der letzten Erkrankung an) eine neue blühende Familie. Drei Söhne, die Herzog Ludwig, Karl Theodor und Max Emanuel, vier Töchter, Kaiserin Elisabeth von Osterreich, Königin Maria von Neapel, Mathilde, Gräfin von Troni, Sofie Charlotte, Herzogin von Alençon, 17 Enkel und Enkelinnen und 11 Urenkel und Urenkelinnen. Einen Tag nach dem Tode der hohen Frau ward die Fohl der Urenkelinnen um eine vermehrt durch die Geburt eines Töchterleins der Frau Erzherzogin Marie Valerie.

Die Bilder sollen unsere Worte ergänzen. Unser erstes Porträt von A. Mutter zeigt Prinzessin Lubowica in prägender Jugendbildschöne, als Herzog Maximilian sich ihre Hand erbat. Das zweite Bild von A. Kaiser weist uns die glückliche Mutter. Zur Linken sieht

Herzog Ludwig, damals sechs Jahre alt, die kleine Herzogin Helene neigt sich sorgend, wie ein Schützengel, über die Wiege, in welcher das Schwesterlein Elisabeth schlummert, die einst Osterreichs Kaiserin werden soll. Die Gruppe der beiden Schwestern ist überaus anmuthig, ein Familiensbild, welches mit dem von Kreuth verglichen werden könnte. Unser drittes Bild führt uns nach einer Photographie vom Doppelphotograph Albert die edle Pringegangene in ihren letzten Lebensjahren dar Augen.



Prinzessin Maria. Nach einer photographischen Aufnahme von Doppelphotograph Albert.

Vor 300 Jahren.

Von A. Köhler.
(Fortsetzung.)

In wesentlicher Unterschied bestand zwischen den Schülern und Wächsenmeistern. Letztere waren höher geachtet, weil sie die größeren Stücke, dem heiligen Belagerungsgefchüße entsprechend und „Kawerbecker“ genannt, zu bedienen hatten, erstere bei den leichteren Feldgefchüßen Verwendung fanden. Dagegen mußten sie sich nicht wie die Wächsenmeister bei ihrer Anwerbung einer Prüfung unterziehen.

Nach abgelegter Prüfung wurde jenen ein eigener Revers vom Zeugmeister ausgestellt, der folgende Punkte enthielt:

Name des Geschützmeisters,
Name der ihm zugetheilten Stüde,
Höhe der Belodung und der Abfindungssumme, welche letztere gewöhnlich einen ganzen Monatsold betrug, Zeit und Damer der Anwerbung.

Bei zeitweiliger Beurlaubung erhielt er nur die Hälfte des Monatsoldes, dagegen erhielt er in der Regel schon gleich bei der Anwerbung einen halben oder ganzen Monatsold oder eine noch höhere Summe im voraus ausbezahlt.

Der Büchsenmeister mußte tagsüber immer bei seinen Geschütze zu finden sein, während der Nacht bei denselben liegen und das Zündzeug gehörig bereit halten. Müßte er sich „aus erheblichen Ursachen von der Büchsen entfernen, so soll dieselbe Zeit sein Geschell dabei bleiben“. Bei eintretendem Alarm aber mußte er unsehbar sich bei seinen Geschütze wieder einsinden. Wurde dieses unbrauchbar, so hatte er die anderen Büchsenmeister in ihrem Dienste zu unterstützen. Überhaupt hatte er, wie auch die Schützenmeister und Fahnenschützen, stetes Visitationen vorzunehmen, um sich von der Brauchbarkeit und dem Vorhandensein aller ihm zur Verhaltung und Bedienung übergebenen Materialien und Waffen zu überzeugen. Bezüglich des Pulververtrates hat er vornehmlich darauf zu achten, daß nicht der ganze an einem Orte untergebracht werde, damit, wenn durch Feuer ein Teil zerstört würde, nicht die gesamte Munition verlustig gehe. Niemand war es gestattet, mit brennender Lunte ins Zeughaus einzutreten, wie auch Handgeschütze dortselbst unter keinen Umständen niedergelegt werden durften.

Das Mengen der einzelnen Pulverbestandteile wurde erst im Bedarfsfälle durch den Büchsenmeister vorgenommen, wodurch natürlich keine ja innige Vermischung herbeigeführt werden konnte wie heute. Die Trennung und Einzelaufbewahrung aber hatte den Zweck, das Feuerwerden, namentlich durch den hygroskopischen Salpeter, zu vermeiden.

Die Oberaufsicht über alles, was Munition und Materialien sowie Handwaffen betraf, lag dem Zeugwart ob, wie auch die Erhaltung und Ergänzung dieser Dinge. Er besargte theils gegen, theils ohne Bezahlung die Abgabe von Schieß- und Fährpulver, Fährstrichen, Büchsen, Handröhren, Hornschiffen, Spießen, Besen, Antriebsraden, Hufeisen, Hufeisen, Stein- schuß für die Pferde, worüber dem Zeugschreiber Mitteilung gemacht werden mußte, damit dieser mit dem Hauptmann abrechnen könne.

Derartige Abgaben fanden in der Regel vor einem beachtlichen oder erwarteten Sturm statt. Zur Feststellung des Bedarbes visitierte der Hauptmann die Fährlein, zählte den Mannschafstand ab und regelte danach die Anzahl der zu empfangenden Waffen und Quantitäten an Schießmaterial. Das Resultat ließ er durch den Trabanten auf einem versiegelten Zettel dem Zeugwart zukommen, welcher seinerseits eine Zusammenstellung aller eingelassenen Bedarfsgenzen anfertigte und ebenfalls versiegelt dem Zeugmeister einhändigen ließ.

Man rechnete auf jeden Schützen ein Viertelshund Pulver und ein Dalshund Blei. „Damit“, meint der Verfasser, „könne der Schütze schießen mehr als der Ritter Pfeil; denn, wenn er mehr habe, so brauche er auch mehr.“ Was würde wohl der Verfasser zu dem heutigen, durch die Wagnazins- und Schnellfeuerwaffen bedingten hohen Bedarf an Munition sagen?

Hatte auch der Mann die Verpflichtung, die größeren ihm zum Gebrauche überlassenen und selbstverständlich in sein Eigentum übergehenden Stücke zu bezahlen, und mußte er sich, wenn er dies nicht auf einmal und in borem Erliegen konnte, eine Kürzung seines Monatslohes um einen Gulden gefallen lassen, so fand er anderseits wieder eine Einnahmequelle im ständigen Auffuchen und Einleeren von Blei und Geschossen, die ihm zu den üblichen Preisen abgelöst wurden.

Beispielsweise wurde bezahlt für
die Kugel eines Mauerbrechers 4 Kreuzer
„ eines Feldgeschützes mit Ausnahme der
eines Falkonets 2 „
„ letztere 1 „

Der Leutnant besorgte die Ablösung der gefundenen Dinge, deren Einlieferung und Liquidierung, die der Zeugwart zu begleichen hatte. Die eingelieferten Geschosse wurden dann von diesem nach verschiedenen Kaliber-Größen sortiert. „Was nit gerecht.“ (d. h. für die vorhandenen Geschütze nicht folienmäßig besunden wurde), das thut er besonders, „behal“ sie bis ihm die Pischen auch dazu werden“ (d. h. bis die dazu gehörigen Geschütze erbeutet werden). „Amen, daß es nar bald geschäh“, wär' und gut.“

Wenn in irgend einer Richtung Mangel entstand, hatte der Zeugwart dem Zeugmeister hierüber vertrauliche Mitteilung zu machen. Dies letztere bezweckte, damit „besto weniger Weiße (d. i. Fahnenschütze) unter das Kriegsvolk kommen möge“.

Während des Marsches war der Zeugwart verantwortlich für die genau bestimmte Inordnung der Wagen und für die Sicherung der verschiedenen Pulvervorräte. Zu letzteren Zwecke waren ihm zwei Pulverhüter beigegeben, die abwechselungsweise bei der Nacht Wache hielten und bei Tag jede Annäherung nicht Berechtigter zu verhindern hatten. Wenn ein oder mehrere Wagen entwert waren, und dadurch Pferde und Fuhrleute überflüssig wurden, so konnte er letztere mit Pferd und Wagen beurlauben. Endlich hatte er auch die Bildung der Wagenburg bei Beschießung des Lagers oder Bivouaks zu übernehmen.

Als ganz besondere Funktion in der Formation lag ihm ob, daß er die Feuerbereitschaft der Bedeckungen zu sichern hatte. Damit auch bei Wind und Regen das Feuer nicht verlöschen könne, wurde das Brandzeug mit Seilen aber alten Lumpen mit Flech, Schmelz und Harz getränkt.

Der Schanzbauern wurde oben schon gedacht; der Knonymus scheint ein sehr großes Gewicht auf die Vollständigkeit derselben zu legen, denn er sagt wörtlich: „So ein Feldlager ein Tag still liegt und nit von Band mag (das will sagen, nicht weiter kann) etwon Brücken, Furch, Stegen aber Weges halber, die durch die Schanzbauern gemacht wurden, was geht dem Kriegsherrn für ein Unkosten auf das ganze Lager? Wie geht es denn, wenn man schlagen soll auf eine Nacht und mag in dreien nit geschehen? Was bringt es dem Lager und etwon dem ganzen Kriege Rauchtell und Zerrüttung? Was mögen der Feind zu derselben Zeit entgegen bauen, daß man etwon fünf oder sechs Tage zu schießen hat, denn sonst ja zu viel Zeiten gar mit Schanden davon ziehen müssen, das sonst nit geschehen, was (d. h. wenn) seinlich geschonnt und geschaffen wird? Darum soll ein jeder Kriegshörer sich nit darnern lassen, was die Schanzbauern für Kosten brauchen. Eine Stunde gibt's wieder, was zwei Monat auf sie geht.“ Der Verfasser geht so weit, zu sagen, daß man eher 400 Kriegsgelute weniger halten, als die Schanzbauern weg lassen dürfe. Ihre Arbeit war aber auch eine vielseitige, sie hatten Schanzen zu bauen, Schanzwände zu stecken, Boudölzer zuzubereiten, Wege und Brücken auszubessern, Holz zu sägen u. s. w., kurz und gut den Dienst anderer zeitigen Pioniere zu versehen.

Wie schon gesagt, waren die Schanzbauern in technischer Hinsicht dem Schanzmeister, der auch die Wagen behufe recht-

zeitiger Anordnung zu Vorbereitungen vorher rekonnoziieren und die ausgeführten Bauten kontrollieren mußte, in düssiplinärer Hinsicht aber einen eigenen Hauptmann unterstellte.

Letzterer hatte für die Quartierierung, in möglichster Nähe der Artillerie, Sorge zu tragen und war verantwortlich für den vollständigen Stand der Abteilung, weshalb er über jeden Abgang dem Zeugmeister, ohne dessen Genehmigung er weder einen Mann anwerben oder beurlauben und entlassen durfte, Meldung erstatten und bei der Musterung amofend sein mußte. Das Abteilungsfeldzeichen war ein minder kostbares Fähnlein wie bei der Infanterie, auf welchem Hade und Schwanf angebracht waren. Wenn durch den Fährlich daselbe geschwungen wurde, mußte die ganze Abteilung sich versammeln, sollte nur ein Teil derselben zusammengerufen werden, so geschah dies durch den Trummler. Inseß Schanzbauern bildeten eine Kette, die sich ihren Schanzmeister selbst wählten.

Die Schanzbauern hatten sich auf eigene Kosten mit Fischen und Schouseln zu versehen, deren Verlust oder Unbrauchbarwerden aber durch den Zeugwart ersetzt wurde.

Endlich ist noch der Funktion des Geschützmeisters zu erwähnen, die aber nicht selten in die des Zeugwarts hinübergriff. Da seine Hauptaufgabe in der Bewachung der Fußleute, sowie deren Pferde und Wagen bestand, hatte er allmonatlich unermüdet zu visitieren und das Untaugliche auszuscheiden. Der Erfolg geschah durch die Fußleute, oder es wurde die Entschädigung an ihrem Lohn einbehalten. Bei der Anwerbung der Fußleute hatte er namentlich auch darauf Rücksicht zu nehmen, daß sich darunter einige des Landes Kundige befänden.

Es war den Fußleuten verboten, eignes Gepäc über die Maximallastung auf die Wagen zu laden. Geschah es dennoch, so hatte der Geschützmeister dies zu „verpeaten“ (verboten) oder „dem Gepäc“ (Fißel) einen gemeinen Lärmen darüber zu machen. Ebenso war verboten, Leute, die das „Faulweh“ hatten, auf die Wagen aufzunehmen, da sie die Plätze für Verwundete und Kranke wegnehmen würden. Überhaupt mißt der Verfasser, seien die Fußleute allweg Kriegskent, oder einestheils Schweinekent“.

Die Fourage für die Zugtiere wurde zwar vom Geschützmeister beschafft, mußte aber von den Fußleuten bezahlt werden. Man rechnete auf 200 Zugpferde einen Geschützmeister; es war anempfohlen, eine Reserve von 50 bis 100 Zugpferden mitzunehmen. Die Grände für die Schaffung derselben fallen ein ganzes Kapitel aus.

War nur ein Geschützmeister bei der Armeabteilung, so war sein Platz während des Marsches bei der Vorhut. Ein zweiter hatte mit dem großen Train zu reiten. Hat die Vorhut das Marschziel erreicht, begibt sich der Geschützmeister zur Hauptkolonne, damit dieselbe den richtigen Weg einschläge. Auch während des Marsches, namentlich bei der Nacht, hat er durch persönliche Anwesenheit sich hiervon zu überzeugen.

Sein Augenmerk hat sich auf den Marsch und bei den Vorbereitungen zu denselben darauf zu richten, daß das Pulver in den Fässern vor Rässe geschützt, je nach der Beschaffenheit des Weges die Geschütze zerlegt, bei steilen Stellen des Weges die Pferde der anderen Wagen als Vorkippen benutzt, bei Durchfahrungen die Geschützröhrendungen hochgestellt und die Fährlicher mit Wachs verklebt werden u. f. w.

Am jedem Abend wird ihm das Marschziel für den nächsten, aber, um Verrückter zu vermeiden, nur für den nächsten Tag bekannt gegeben, wozu er sich mit dem Schanzmeister auf den einzuschlagenden Weg macht, um ihn bezüglich seiner Wegsamkeit, Bestimmungen, Kundweidigkeiten, Geländeweite, Breite der Engnisse, Tragfähigkeit der vorhandenen Brüden, Färten u. f. w. zu untersuchen.

Beispielweise sei hier der Sold der Artilleriemannschaft detailliert beigelegt:

Einsochen Sold, also 4 fl., erhielten die Diener, Schanzbauern, Fährlich und Trummler.

Eineinhalbsochen (6 fl.) erhielten die Schneller, Zimmerleute, Schmiede, Wagner und die Schatzmeister der Färten und Fällsoarten.

Zweisochen (8 fl.) die Trabanten des Zeugwarts und Zeugmeisters, die Kapläne, die Bedienungsmannschaft der Artillerie, die Tolmetscher, Schreiber, Fouriere, Barbiers, Gerichtskente, Berichtschreiber, Quartiermeister und Streckenachte, die Schreiber des Zeugmeisters, endlich die Schatzmeister der Drachen und Schlangen.

Zweieinhalbsochen (10 fl.) die Wächmeister der Karttaunen. Dreisochen (12 fl.) die Schreiber der Depesche, der Profos, welcher zugleich Trabantendienste versah (vgl. oben), der Gegenfchreiber, der nicht abelige Zeugdiener und die Wächmeister der Rastigallen und Eingeringen.

Dreieinviertelsochen (13 fl.) der Geschützmeister des Mortiers, wenn er nicht selbst laborieren konnte.

Dreieinhalbsochen (14 fl.) die Geschützmeister und Wächmeister der Boffistien.

Viersochen (16 fl.) der Nachrichter, der Zeugfchreiber, der Pfennigmeister, der Trabanten des Schanzmeisters, der abelige Zeugdiener, die Wächmeister der Schatzkente, die Schatzmeister der Mortiers, wenn sie laborieren konnten, der Zeugwart und der Hauptmann der Schanzbauern.

Sechsochen Sold (24 fl.) der Profos, welcher keine Trabantendienste versah.

Siebeneinhalbsochen (30 fl.) der Wundarzt, welcher aber von den Verwundeten kein Entgelt zu beanspruchen hatte.

Zehneochen (40 fl.) der Zeugmeisterlieutenant und der Schanzmeister.

Fünfundzwanzigsochen (100 fl.) der Zeugmeister. Über das ihm zustehende Gehreht wurde oben schon gesprochen.

Für jedes zu haltende Pferd wurde eine monatliche Entschädigung von 10 fl. bezahlt.

Ie ein Pferd durfte sich der Zeugfchreiber, der Pfennigmeister, der Wundarzt, der abelige Zeugdiener, die mit viersochen Sold gelöhnten Schätzen- und Wächmeister, welche in diesem Falle zur Aufsicht auf dem Marsch verwendet wurden, endlich der Zeugwart und Geschützmeister halten, ferner begährten dem Zeugmeisterlieutenant und Schanzmeister 1 bis 2 Pferde (aber nicht mehr), dem Zeugmeister dagegen 6 Pferde und 1 Trochspferd, für wech' letzteres jedoch nur 6 Gulden Entschädigung bezahlt würden. Außerdem durfte er Kummer- und Kübenwagen mit 8 Pferden und einen vier-spännigen Kugelnwagen für den Wundarzt mitführen.

Die eben bezeichneten Schätzen- und Wächmeister, welche sich „ein Klepperlein“ hielten, konnten je je zwei einen Diener beanspruchen, bezüglichen je zwei unabelige Zeugdiener.

Auf einen Diener hatte jeder adelige Zeugdiener, Geschirremeister, Schanzmeister, Zeugwart, Zeugmeisterlieutenant und Zeugmeister Anspruch. Ferner auf je einen Trabanten der Schanzmeister und der Zeugwart, auf zwei derselben der Zeugmeisterlieutenant, während der Zeugmeister sich deren zwölf halten durfte. Weiter außerdem noch einen Kaplan, einen Dolmetscher, einen Spielmann, einen Zeugschreiber, einen Wagenschreiber, einen Penningmeister oder Zeugzollschreiber und einen Wundarzt.

Abstrichlich wurde dieses Kapitel etwas ausführlicher behandelt, um einestheils Einblick über die vielgestaltigen und häufig in einander greifenden Funktionen zu gestatten, andernteils einen Begriff zu geben, wie viel schon damals für eine mobile Abtheilung verlangt wurde. Zugleich ist die ins einzelne gehende Beschreibung ein Beweis, daß nicht nur die jetzige, sondern auch schon die früheren Generationen es verstanden haben, möglichst verwickelte Verhältnisse zu schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Die Kettlerin von Neustadt an der Saale. Als im Jahre 1689 die Waidknechtshorden Ludwig XIV. die Pfalz verheerten, sollte auch Neustadt dem Untergange geweiht sein. Doch hatte die Stadt das Glück, diesmal noch von den allernächsten aufstrebenden Flammen verschont zu bleiben; der Grund zu dieser Rettung war folgender: Ein hiesiger Neustädter Mädchen, Namens Kunigunde Kirchnerin, Entlin des ehemaligen kurfürstlichen Königs, hatte die Kaiserlichkeits des französischen Kriegskammarsiers de Wertz auf sich gelenkt und dessen Herz geerbt. Seine Reizung zur schönen Kirchnerin blieb nicht unerwidert; aber als de Wertz endlich mit seinem Heirathsantrag hervortrat, mochte Königinde das Zustandekommen ihrer Ehe einzig davon abhängig, daß der Ort ihres Aufenthaltes der Herfürderung dienlich bleibe. Und was vermag nicht die Liebe? de Wertz, heiß entbrannt davon, wußte bei der Generalität über die Nützlichkeit der Erhaltung Neustadts so viele und thätige Gründe vorzubringen, daß von dieser nicht bloß ihre Zerörung untergoh wurde, sondern daß sogar die Franzosen die schon zum Teil niedergebrannten Stadtmauern wieder aufsitzen ließen. Freilich war damals Neustadts Verderben nur angefohen. Die Ehe des de Wertz mit der hochherzigen Neustädterin kam wirklich zustande und soll eine recht glückliche gewesen sein und noch zur Zeit der französischen Revolution hätten Zweige davon geerntet. Um eben diese Zeit soll auch noch das Bildnis unjerr Patriotin in Neustadt aufbewahrt gewesen sein; „aber“ — fragte vor etwa hundert Jahren ein für ihre That Begeisteter — „warum setzt man ihre Leine Ehrenhülle?“

Burgruine Homburg a. d. Werra. Nordöstlich vom Pfarrdorf Wilsenfeld an der Werra von Osminden nach Arnstein erheben sich die bedeutenden Reste der ehemaligen Feste Homburg. Wenn Niemand schon genannt werden dürfen, so gehören die von der Homburg zu den schönsten in Franken. Soviel wir eruieren, sind sie jetzt Eigentum der benachbarten Pfarrengemeinde Karzbach.

Fragen wir noch dem Schicksal der Burg, so sagt uns die Geschichte folgendes:

Der Dynast Arnolt von Homburg (Hohenburg) an der Lohn hatte zwei Söhne, Adolb und Reinhard, welche infolge von Zerwürfnissen in der Familie ihre herrliche Heimat vertiejen und um das Jahr 1008 nach Franken überzogen.

Adolb von Homburg, Gemahl der Gräfin Hise von Helfen, erbante auf einem Berge in der Nähe des Main und der Werra das Schloß Adolbshöh, jetzt Neckenberg genannt. Sein Bruder Reinhard war damals noch sehr jung und blieb vorerst noch auf Adolbshöh. In das Alter der Selbstständigkeit eingetreten, heiratete er Anna v. Trimbürg und baute auf dem Gebirge die Wilsenfeld in der Hohenburg, welche er in den Jahren 1028—31 mit Hilfe seines Bruders bedeutend vergrößerte, um sich der Feindseligkeiten der Markgrafen aus Saale und Trimbürg besser zu wehren zu können.

Nach am die Mitte des 18. Jahrhunderts war am Hauptzuge der Homburg zu lesen: 1028 Adolphus et Reinhardus de Hohenburg incip. conf. hoc opus, und an der Wohnung des Burgherrn:

„Das Haus mit seinem Stos und Tor
Baut Adolb und Reinhard im III. Jahr.
Im ni wart gen Trimbürg und Saale zu sin,
Daß sie nimmer hieher können rauden gen.“

Die Brüder Hohenburger bewährten sich als kraftvolle und intelligente Männer in allem, was sie thaten. Sie wußten sich nicht nur ihre Feinde vom Leibe zu halten, sondern verstanden es auch, Witnisse in Kastenland umzuwandeln, zweckmäßig zu bestellen und von allen Seiten Arbeiter heranzuziehen, denen sie Häuser bauen und Ländereien anweisen ließen. Aus solchen Anhebungen sollen die Orte Wersfeld, Wilsenfeld, Karzbach, Homburg hervorgegangen sein, und wenn dies wohl nicht so wörtlich zu verstehen ist, da ja z. B. Karzbach weit älter ist, so dürfte doch außer Zweifel sein, daß besagte Orte unter den Herrern von Homburg sich beträchtlich vergrößert und ihre ökonomischen Verhältnisse verbessert haben werden.

Nach der Reinhardischen Linie kam jener Theodorich von Hohenburg, welcher von 1229—25 Bischof von Würzburg war.

Von Adolb's Nachkommen kennen wir einen Eilgimund, der im Jahre 1042 bei einem Turniere in Halle das Leben verlor, und einen Jobst (1217—1222), mit welchem diese Linie abschließt.

Jobst von Hohenburg gab dem Rineckischen Dienstmannen Michael v. Diemar in Wilsenfeld auf Adolbshöh einen Platz zu einem Burgbau, und so entstand in der Nähe des Schloßes Adolbshöh die Diemarburg. Auf Homburg war Jobst der letzte der Hohenburger. Von seinen Töchtern heiratete Margaretha den Andreas v. Rading, Ragolans, und wurde Komme im Kloster Schönau. Nach ihres Mannes Tode trat auch Margaretha da ein.

Durch letztwillige Verfügung vermachte Jobst seinem Bruder Konrad auf Hohenburg das Dorf Adolbshöh nebst den Dörfern, welche das nachmalige Amt Homburg bildeten. Margaretha erzielte das Schloß Adolbshöh mit Gericht und Amtshof, Ragolans verschiedene Güter an der Saale, welche das Kloster Schönau überkam.

Jobst's Testament ist noch vorhanden und schließt mit den Worten: „Die Erbschaftung meines Heid wann ich verstorbe bin, soll in de fromme Kloster zu Schönau ghe, unter myn Altar zur schmerzliche Mutter unsers Erlösers — dazu vermag ich 60 Pant Peter, zu Jesu Christi Name. Amen.“

Er starb im Jahre 1222 und wurde in Schönau feierlich bestatet.

Dietch von Hohenburg und seine Frau Eilgise waren ohne männliche Nachkommen und gaben ihre einzige Tochter Christiane dem Konrad v. Widenbach zur Ehe. Im Jahre 1557

schloß Dietrich mit seinem Schwiegersohne Konrad einen Vertrag, in welchem er dem letzteren die Herrschaft Hohenburg mit Adelsberg und den übrigen Erbschaften und Wäldern übergab, die Aufweisung aber für Lebenszeit sich vorbehalten. Als er kurz darauf seine Frau durch den Tod verlor, heiratete er die Schwesette van Erbach.

Dietrich war ein guter Hausvater, machte viele Erwerbungen und trat dann seine Hohenburg mit Zubehör dem Bischofe Albrecht v. Hohenlohe zu Würzburg zu Lehen auf in der Weise, daß, wenn er keine männlichen Nachkommen erzielte, die Widenbacher oder deren nächste Verwandte Erben sein sollten.

Er starb als der letzte des Geschlechtes um das Jahr 1382. Sein Schwiegersohn Konrad folgte ihm bald nach, und so traten dessen Söhne Dietrich und Konrad die Erbschaft an. Sie wohnten aber getrenntlich in Adelsberg.

Die Vermögensverhältnisse der Widenbacher waren übrigens schon lange nicht mehr glänzend und gelittenen sich zuletzt so sehr, daß auch Konrad, gleich seinem Vater, ein tüchtiger und angelegener Mann, bei wirtschaftlichen Mangel der Familie nicht mehr aufzukommen vermochte. Er hatte nur zwei Kinder, eine Tochter Susanna und einen Sohn Konrad, welcher „durch Verhängnis des allmächtigen Gottes an Gylbern und Vermunt etwas weltlich geberedentlich“ war.

Dieses häßliche Mißgeschick mochte ihn sehr Sorge machen als die drückende Schuldenlast, und daraus suchte er, seiner Tochter Susanna eine geschickte Erbsitzung zu beschaffen, indem er eines seiner verschuldeten Güter im Oberrhein, wo die Franzosen im Jahre 1362 das Widenbacher Stammguth geerbet hatten, frei zu machen strebte. Er trat daher mit Fürstbischof Rabold von Würzburg in Unterhandlung und verkaufte denselben seine sämtlichen Besitzungen in Franken um 22 000 Gulden; „ein schlecht Geld; der Amtsteller hat auch dazu gehalten und vom Bischof 300 Gulden zum Lohn erhalten“. Der Fürstbischof verpflichtete sich, 6000 Gulden Schulden zu übernehmen, der Susanna 5100 Gulden und dem kranken Konrad jährlich 1000 Gulden auszubahlen, dem Vater aber sämtliche Güter zu lebenslänglicher Nahrung und seiner Frau Agnes, geborene Gräfin v. Nassau und Schwester des Erzbischofs Wolf von Mainz, im Falle sie ihren Gemahl überleben sollte, das Schloß Adelsberg nebst einigen Wäldern zum Unterhalte zu überlassen.

Am 18. Januar 1469 zeigt Konrad v. Widenbach seinen Lehnsmännern an, daß er dem Fürstbischofe Rabold von Würzburg die Schloßer Hohenburg und Adelsberg zc. zu kaufen gegeben habe.

Konrad führte sich nun auf Adelsberg nicht mehr heimlich, es zog ihn nach dem Rheine, und im Jahre 1481 ging er mit Genehmigung des Erzbischofs Dietrich von Mainz ab, wo er 1483 farb, zwei Jahre vor seiner Gemahlin Agnes. In der Städtkirche zu Wülfenhausen liegen sie begraben.

Ihre Tochter Susanna heiratete 1473 den Grafen Albrecht von Mansfeld und nach dessen Tode 1485 den Heinrich v. Hohenstein, bekannt durch seine Fehde mit Bischof Lorenz von Würzburg. Ihr Sohn Konrad fristete sein trauriges Dasein noch zwölf Jahre, und mit ihm trat man dem Letzten des edlen Geschlechtes der Widenbacher zu Erbe.

Das Hochstift Würzburg verlegte nun nach Hamburg den Sitz des Kastes Hamburg. Später kam daselbst nach Grenteniden, und die Gebäude der Hamburg verfielen immer mehr und mehr, und Hamburg wurde zur Ruine. „Aber Dächer sind zerfallen und der Wind streicht durch die Gassen, Wälfen ziehen drüber hin.“

Verbot der heimlichen Ehen zu Landberg. Die Stadt Landberg in Oberbayern erließ im Jahre 1361 am „neusten Mittwoch nach fast Urbanus“ ein Verbot über die heimlich geschlossenen Ehen. In der betreffenden Urkunde heißt es: „Wann wir seltsame Gebrühen und Leiden gehabt und gelitten haben, von heimlich gezeuht wegen, her in unser Stadt zu Landberg beschach, als ob wir vill, also, daß wir des nicht mehr leiden noch gelitten wolten nach medern, darumb seind wir mit verainden Willen und mit gueter Berberachtung unser Raths und der Gemein über ain worden, und haben gesezt und gebotten genainlich mit rechter Willkür, daß Niemand in unser vortigen Stadt fürdes emiglicher sich heimlich begeruaten soll, es sei Frau oder Mann, wie er genant ist. Wer aber das fürdes thät, und was dem vorgenant Gebot und Gebot überiner, oder wer des Zeug wolt seyn, es wer Mann oder Frau, wurde der oder die damit begriffen, der oder die sollen geliches besondern der Stadt zur Landberg zu Befestigung geben zehen Pfund guten Augdurger Penning: und welches oder welche des nicht thaten an dem Oert, dem oder den soll man zur Befestigung ain Hund oder einen Huch abschlagen, es jenen Frauen oder Mann. Wer aber, daß Ir sind oder mer davon entzumen, und nicht begriffen wurden, dem oder den soll man zur Befestigung hundert Jar und einen Tag die Stadt zu Landberg verbotien, ain Geburd.“



Burggraben Hamburg a. d. Fern.

Stickete und Wohlthätigkeit. Die Braut des spanischen Königs Karl II., die bayerische Prinzessin Maria Anna von Neuburg, unternahm nach ihrer Ankunft in Spanien vor ihrem Einzuge in Madrid die Wallfahrt zur nach St. Jago, dem berühmtesten Wallfahrtsorte jenes Landes. Auf der Reise theilte sie mit eigener Hand viel Almosen an bedürftigende Arme. Als die Volkseele die Bemerkung machte, es sei nicht Sitte, daß Ihre Majestät in Person Almosen trüge, erwiderte sie, wenn eine Königin von Spanien nicht das Vergnügen haben dürfe, Almosen eigenhändig auszugeben, so wolle sie lieber eine Königin sein.

Das Pestgeulste. Im Monate März im Jahr 1000 die Abtei Seligenstadt Weinberge besch, wüthete 1625 die Pest so sehr, daß in wenigen Wochen 400 Personen starben. Daselbst war der Fall 1666, seit welcher Zeit des Mittelalters der Pest am Vorabend vor dem Bernharbtsfest und am Margen desselben um 5 Uhr ¼ Stunde mit allen Klöfen geläutet, und dann Predigt, Procession und Amt abgehalten wird.

Inhalt: Die Braut von Spanien. Güterliche Erbsitzung und dem 14. Jahrhundert. Von H. v. Widenbacher. (Fortsetzung.) — Schluß Kap. Von Ludwig Weich (Schluß). — Ein Stück vom Reich. Gebot der Frau Susanna Widenbacher. Von H. Weich. (Mit den Illustrationen.) — Der 300 Jahre. Von H. Weich. (Fortsetzung.) — Maria Widenbacher. Die Wälfen von Widenbach an der Stadt. — Der Stadt Hamburg a. d. Fern. (Mit dem Illustrationen.) — Verbot der heimlichen Ehen zu Landberg. — Wälfen und Wohlthätigkeit. — Das Pestgeulste.



Illustrirte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Verlagsbuchhandlung von G. Lehner, Druck und Verlag von H. Oldenbourg in München.

N. 22.

Erhalten vollständig jeden Samstag aus dem Jahrbuch der Buchhandlung zum Preis von M. 3. — für das Quartal bezogen werden. — Bei einem längeren Bezuge kann die Zeit aber bei Verlangung abgemindert werden.

3. Jahrgang 1892.

Die Begutte von Speier.

Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert v. J. K. v. Coblenzer.

(Fortsetzung.)

Mit einem plötzlichen Entschlus war Georg aufgestanden. „Deine Erzählung“, sprach er, „hat mir meine Kraft zurückgegeben; ich fühle mich stark genug, dieses Haus, dem ich meine Rettung verdanke, verlassen zu können. Überlasse mir alles; bald sollst Du von mir hören: Ich werde übrigens einen tauglichen Ort ausfindig machen, wo Du in Ruhe von Deinen Leiden Dich erholen und das Leben wieder lieb gewinnen kannst.“

„Loh mich“, sprach Marie kayschüttelnd, „entsetzt wie ich bin, ist dieses Haus die beste Zuflucht für mich, und ich gedenke, es lebendig nicht mehr zu verlassen. Du aber bleibe noch einige Tage, um noch mehr zu erstarren; dann magst Du gehen, aber versprich mir, so zu handeln, daß meine Gebete Dich geleiten können.“

„Der Himmel wird die Vergeltung übernehmen“, entsetzte Georg. Noch einigen Tagen verließ er das Haus der Begutte.

5.

Die Judenverfolgung.

Die Pest hatte aufgehört. Die Mäurer und andere wohlhabende Bürger waren in die Stadt zurückgekehrt, und es regte sich hier wieder das alte Leben. Die Furcht hatte die Wut der Krankheit bedeutend vergrößert gehobt; denn jetzt erst zeigte das lebendige Treiben, daß bei weitem nicht so viele Opfer, als der Schwarze Tod im Jahre 1314 dahingerafft hatte, gefallen waren. Mit dem Verschwinden der Pest waren auch die kleinlichen Interessen, welche durch Gottes strafende Gerechtigkeit eingeschüchtert und verstummt waren,

wieder rege geworden, und die Zwistsigkeiten zwischen Mäurern und Bürgerchaft begannen aufs neue. Nicht allein die Hausgenossen aber hatten vielerlei Anschuldigungen zu dulden, sondern der Unwille des Volkes richtete sich jetzt vorzüglich gegen die Juden, welche wegen ihres Reichthums verachtet waren, und die von hochhohen Jungen ausgestreuten Gerüchte, als seien sie durch Vergiftung der Brunnen Urheber der Pest gewesen, fanden bei dem Pöbel leicht Eingang, da er schon längst begierig war, durch eine abermalige Judenverfolgung die Schätze der Söhne Isroels zu erschöpfen. Eine Judenverfolgung lag indes nicht im Interesse der Hausgenossen, da sie mit den Juden in vielen Handelsbeziehungen standen, und es hatten daher die letzteren an jenen eine mächtige Stütze, jedoch nur so lange, als die Mäurer lohen, daß sie es ohne eigenen Nachtheil thun konnten. Da aber die Volkswut sich gegen sie zu kehren drohte, so entzogen sie den Juden ihren Schutz, und es bedurfte jetzt nur einer geringen Veranlassung, um Tod und Verderben den Verlassenen zu bereiten.

Wendit sah in seinem Gemache, und vor ihm lagen mehrere Briefe, von welchen er eben Abschriften genommen hatte.

„Es ist der letzte Versuch, unser Verderben abzuwenden“, sprach er bei sich selbst, „und ich will ihn machen; die Christen sind ein grausames Volk und treulos gegen uns, denen man kein Wort halten zu müssen glaubt; Vortheil schadet daher nicht, und ich will die Urschriften so lange sicher verwahren, bis uns Rettung geworden ist.“ Er schickte nun die Abschriften und die Urschriften in gesonderte Päckchen, und diese im weiten Armel seines Kleides verbergend, schlich er sich im

abendlichen Dunkel nach dem Hause der Gohalthe, drängend um eine Unterredung mit Marie bittend. „Ich habe“, sprach er, als das Mädchen ihm gegenüberstand, „durch Zufall Deinen Aufenthalt in Erfahrung gebracht und komme jetzt, Dich um einen großen Dienst zu bitten. Versahe die Papiere, die ich sie wieder hole; komme ich nicht binnen drei Tagen, so lies sie, und Du wirst dann Dinge erfahren, welche für Dich von höchster Wichtigkeit sind. Gelobe mir aber, vor dieser Zeit das Päckchen nicht zu öffnen.“

„Ich gelobe es“, erwiderte Marie; „denn es gibt nichts mehr für mich, was meine Reue erde reizen könnte.“

Vendit schien mit dieser Zusage zufrieden und entfernte sich; Marie aber vertharg das Päckchen sorgfältig, ohne über dessen Inhalt nachzudenken.

Es war am Sonntage nach dem Feste der heiligen drei Könige, im Jahre 1349, als der alte Pfrumbaum im bebäuglich erudierten Zimmer saß, vor sich einen Haufen Schriften, mit deren Lesung er eifrig beschäftigt war.

Da öffnete sich die Thür, und Vendit trat ein, in gelbemender Ferne stülhend und die Aeneide des Rats Herrn erwartend.

„Da, Ihr, Vendit!“ sprach Pfrumbaum, vom Tische aufblickend, „was führt Euch hierher?“

„Strenger Herr!“ antwortete der Jude, „verzichte, wenn Euch mein Besuch unangenehm ist; allein es betrifft eine wichtige Sache, das Leben und Vermögen meiner Glaubensgenossen steht auf dem Spiele. Ein Aufstand des Pöbels droht uns, und wenn uns nicht der Rat schützt, so sind wir verloren. An Euch wende ich mich, Euch stehe ich um Schutz an; Ihr seid beliebt beim Räte und bei der Bürgererschaft, Euer Einfluß ist groß, und wenn Ihr wollt, so wird die Gefahr abgewendet.“

„Vendit“, sprach Pfrumbaum nach einigem Schwärzen, geschmeichelt durch die Meinung, welche der Jude von ihm hatte, „Ihr überschätzt mein Ansehen; es ist wahr, ich bin vielleicht der einzige Ringer, der nicht gehaßt wird, allein woher rührt diese glänzige Stimme des Volkes, als daher, daß ich, rein von den Fehlern und Lastern der Habguth und des Stolzes, stets der allgemeinen Meinung nicht entgegentrat, und wenn ich es auch manchmal meiner Uebergangung gemäß thun mußte, so war mein flüchtiger Wandel und mein altes Geschlecht ein Hebel, welcher meinen Anstrengungen Gehör verschaffte. Ihr wißt selbst, daß ich niemals gegen die Juden hart und unbillig gewesen bin, allein die gegenwärtige Stimmung ist zu erbittert, als daß ich mit Erfolg und ohne Nachtheil für mich selbst, etwas für Euch thun könnte. Viele im Räte teilen das Vorurtheil des Pöbels, und glaubt mir, es wäre schon längst zum Ausbruch gekommen, wenn nicht der Rat, und durch ihn, es möchten im Taumel der Leidenschaft auch gegen die Bürger selbst von dem gehegten Födel Secuel verübt werden, durch kluge Maßregeln es verhindert hätte; ein geringer Anlaß aber, und ihr seid verloren.“

„Das weiß ich“, seufzte Vendit, „und deshalb suchte ich bei Euch Hilfe; sie muß uns werden, ich bitte Euch darum, im Namen der Katharina Lambrecht.“

Pfrumbaum erstarrte und sank bebend in den Lehnstuhl zurück; sogleich sich sammelnd, rief er aber dann: „Warum, Jude, rußt Du mir eine schmerzvolle Vergangenheit zurück; woher weißt Du diesen Namen?“

„Ich wollte Euch schonen“, entgegnete Vendit, „allein da mir kein anderes Mittel bleibt, so bin ich gezwungen, ob unserer Rettung Euch zu kränken.“

„Eigennütziges Inwendel!“ rief Pfrumbaum verächtlich. „Geh!“ erwiderte Vendit, „seid ihr frei von Eigennutz?“ Und sein Blick ruhte mit vorwurfsvollem Ausdruck auf dem Rats Herrn, welcher ihm mit der Hand ein Zeichen gab, die an ihn gerichtete Frage zu beantworten.

„Katharina Lambrecht gab mir auf dem Sterbebette“, begann Vendit mit wiedergewonnener Ruhe, „alle Papiere, die auf Euch Bezug haben, und aus diesen habe ich meine Wissenschaft.“

„Wo hast Du diese Papiere?“ fragte Pfrumbaum hastig und rief dem Juden das Päckchen aus der Hand, entfaltete es und durchlas den Inhalt der Schriften. „Das ist nicht meine Handschrift“, sprach er nach einer Pause, die Papiere zurückgebend, „wo hast Du die Handschrift?“

„Diese sollt Ihr bestimmen, wenn wir um den Preis einig seid“, erwiderte kaltblütig Vendit; „rettet uns, und noch heute überliefere ich sie Euch.“

„Und wenn ich mir diese Bedingung nicht gefallen lasse?“ fragte der Rats Herr und harrte den Blick festschauend auf den Arzt; dieser aber zuckte die Achseln und antwortete mit kaltem Bäheln:

„Wie Ihr wollt, ich weiß dann das Papier zu verwerten; es wird Euch wenig frommen und wenig Ehre bringen, wenn ich der Welt bekannt mache, daß auch der hochgeehrte Herr Pfrumbaum einen Fehltritt der Jugend zu betreten habe.“

„Geh hin, Thor“, erwiderte der Rats Herr, „und sieh, ob man Dir glaubt; Dein Haar ist grau genug, daß Du wohl wissen konntest, daß die Wahrheit, von den Lippen des Ohnmächtigen gesprochen, in den Lüften verhallt und den Vornehmern nicht schaden kann.“

„Denn auch vielleicht diese Papiere Euch nicht als wichtig erscheinen“, entgegnete Vendit nach einigem Stillschwärzen. „Ja werdet Ihr gewiß nicht ganz ohne menschliches Gefühl sein, wenn ich Euch sage, daß ich weiß, was Eure unglückliche Tochter schmachtet, deren Ehemann Ihr verstoßen habt. Kann des Reichthums und der Ehre, sind diese Worte Euch auch gleichgültig? Ihr liebt Eure Tochter Elisabeth mit solcher Innigkeit, das ist ein Beweis für die Tiefe Eures Gemüths, und dieses Gemüth kann doch deren Schmerz nicht verstoßen. Seid Ihr nun taub für meinen Ruf um Hilfe, so bin ich auch taub gegen Eure Worte, und keine Falters soll meine Zunge lösen, ich schreie es bei dem Gatte meiner Väter.“

Pfrumbaum hatte das Gesicht in die Hände verborgen, und eine tiefe Stille herrschte im Gemache, als der Jude seinen feierlichen Schwur vollendet hatte. Endlich erhob sich der Rats Herr und zu Vendit hinstretend, sprach er:

„Sagt mir, wo mein Kind ist, gebt mir die Papiere, und ich will Euch helfen, wie ich's vermag. Ich kann Euch nicht viel versprechen, allein ich will wenigstens versuchen, freien Abzug aus der Stadt für Euch und Eure Glaubensgenossen zu erwirken; mehr zu thun, ist unmöglich.“

„Es muß uns dieses genügen, da uns keine Wahl bleibt“, entgegnete Vendit, „und zum Danke bringe ich Euch heute Abend die Briefe und das Mädchen; sorgt dafür, daß wir unbemerkt in das Haus kommen.“

Während er dieses sprach und die Papiere wieder zu sich nahm, war Kathar leise in die Stube gekommen, jedoch so gleich zurückgetreten, als er den Besuch seines künftigen Schwiegervaters erblidete. Pirumbaum und Vendit hatten ihn nicht

bemerkt, wohl aber hatte er so viel von dem Gespräch vernommen, daß seine Neugier im höchsten Grade regt wurde; und er verließ eiligst das Haus, um das Weggehen des Juden abzuwarten. (Fortf. folgt.)

Vor 300 Jahren.

Von R. Köhler.
(Fortsetzung und Schluß.)

Bei den Mortieren macht der Verfasser den Zusatz: „Die gehen durch all' Gewölbe ein und erschreden die Leut', so sauberlich an einem Tisch sitzen und fällt ein Stein durch alle Pflänen (Balken) und mitten auf den Tisch in ein Pfeffer oder in's Kraut, so macht es sehr bleich Kosen“. Das will heißen, daß mancher zu Tode getroffen wird.

Für die Wagenkalanne gab es eine vollständig festgesetzte und bis ins Detail bestimmte Aufeinanderfolge.

A. Vortrab: (Ebenso war auch der Nachtrab zusammengefaßt.) Er wurde auch laufender oder verlaenerer Haufe oder Rennschützen genannt.

1. 1 Wagen mit Munition, Pulver, Kugeln, Zündpulver, Zündstock, Raumer von einem berittenen Zeugdiener begleitet.

2. 1 Wagen mit Hosen, Haden, Äxten und Schaufeln.

3. 1 Wagen mit der Brüdenequipage.

4. 1 Zeugwagen mit allerlei Utensilien, namentlich Handwerkzeug.

5. 1 oder 2 Feldgeschütze. Summa 5—6 Wagen.

B. Das Gros:

1. Die Wagen der Feldgeschütze Falkonets . . . 14 Wagen
 Hosen . . . 10 „
 Schlangen . . . 6 „
 Drachen . . . 5 „
 also mit den kleineren Kalibern beginnend . . . 35 Wagen

Abzüglich 2—4 Geschütze beim Vor- und Nachtrab Rest 31—33.

2. 1 Wagen von einem berittenen Zeugdiener, wie Nr. 1 des Vortrabs . . . 1 „

3. Ein kleiner und ein großer Zeugwagen, worauf Eiselböde, Unterseifen, Sechäume Streden und Wänden . . . 2 „

4. 2 Wagen mit Hebeisen, Hämmern, Schlegel und Jangen . . . 2 „

5. Die Manerbrecher nach demselben Prinzip der Reihenfolge wie bei den

Feldgeschützen also Karttaunen . . . 4 „
 Singereinnen und deren Lafetten } 16 „
 Nachtigallen . . . „
 Baisilsöfen . . . 4 „
 Scharmeyer . . . 8 „

ferner die Mortiere als sind

Feuerbüchsen und ihre Lafetten . . . 2 „
 Kleine Mörser . . . 1 „
 Halbe Mörser . . . 2 „
 Große Mörser . . . 2 „

6. 1 Wagen beladen wie Nr. 2 des Gros . . . 1 „

7. Die Feldschürde . . . 1 „

8. Wagen mit Wischer, Lohschaufeln, Keschelsohlen für die großen Geschütze . . . 1 Wagen
 9. Handwerkzeug für Zimmerleute, Bogner und Schmiede . . . 1 „
 10. Handwerkzeug für Maurer und Steinmeyer . . . 1 „
 11. „ mit Kammern, Lohmägeln, Hämmern, Brecheisen, Jangen, Nägel und Schlegel . . . 1 „
 12. Handwerkzeug mit Hebetrommeln (Nabichuh) . . . 1 „
 13. „ mit Fett und Öl . . . 1 „
 14. „ mit Pulver . . . 45 „
 15. „ mit Kugeln f. Feldgeschütze 10—12 „
 16. „ mit 3 Tonnen Mähnenpulver à 3 Zentner, 1 Zentner Zündpulver, 2 Fässer mit großen Striden, 1 Faß mit kleinen Zündstriden, 1 Faß mit Hakenkugeln . . . 1 „
 17. 1 Wagen mit Faßbänden für die kleineren Pulverfässer, welche aus den großen abgefüllt werden . . . 1 „
 18. Kugeln für die schweren Geschütze nach der Reihenfolge ihrer Geschütze . . . 74 „
 19. Je 1 Wagen für Fäden, Seile, Schaufeln, Äxte und Beile . . . 4 „
 20. Wagen mit Stein- und Feuerkugeln für die Mortiers . . . 15 „
 21. Wagen mit Hufeisen und die zu 1256 Hufnägel . . . 1 „
 22. Wagen mit Hosenbüchsen und deren Munition nebst Lohstoff . . . 3 „
 23. Wagen mit 600 Handrohren . . . 3 „
 24. „ mit 300 Hellebarben . . . 3 „
 25. „ mit 100 Reiterpieken, Schaft und Klinge getrennt . . . 1 „
 26. Wagen mit 3000 großen Speichen . . . 6 „
 27. „ mit Erzstücken, Schützen und Klingen für 3000 große Speie . . . 6 „
 28. Wagen mit 60 Zentner Blei für Schlangen, Faßen und Handrohre . . . 3 „
 29. Wagen mit Wobeln und Jangen zum Kugelgießen, dann Gußlöfen und Kohlen sowie Eisenschrot zum Füllen der Hohlkugeln . . . 1 „
 30. Wagen mit Salpeter und Schwefel . . . 1 „
 31. „ mit Lohsegen, nebst Heu und Stroh zum Verladen der großen Geschütze . . . 1 „
 32. Wagen mit Rauch- und Feuerpfannen und etlichen Fässern mit Vorfränzen . . . 1 „
 33. Wagen mit 1000 Parafischen, 100 Strambüden für die Pferde und 500 Kniebüden 26 „

34. Wagen mit Pferdegeschirr als Reserve (Kummet, Sattel, Reifschil, Hintergeschirr)	1	Wagen
35. Wagen mit Stahl und Schmiedetischen für die Schmiebe	1	"
36. Wagen mit Reservewärdern (je 2 für jede Geschüßart)	5	"
37. Wagen mit beschlagenen Postkutschen und Sillschreiter	1	"
38. Wagen mit verschiedenen Seitwerk und Striden	1	"
39. Wagen mit Tragförden für Verwundete	1	"
40. " mit Schanzzeug, Schanzfärden, Schutforten, Käheln, Steinbrechern und Rechern	1	"
41. Wagen mit großen Käßen für Geschüße	1	"
42. " mit kleinen Käßen und Randteilen (Fesseln, Speichen, Rollen)	2	"
43. Wagen mit Rumpflangen, Felsknägel, Leiterpfeifen und Leiterböden	2	"
44. Wagen mit hohen Bojsten und Rahmen	4	"
45. " mit großen und kleinen Bauhölzern	1	"
46. " mit Stummeisern	3	"
47. " mit Utensilien für den Zeugmeister j. B. Laternen, Anschläglichter, Leuchter, Kerzensteden, Windlichter, Bächer, Papier, verpacktes Zintenloß u. s. w.	1	"

Wir haben demnach im ganzen, wenn wir für den Vor- und Nachtrab zwei Geschüße annehmen:

bei dem Vortrab	6	Fahrzeuge
bei dem Groß	313	"
bei dem Nachtrab	6	"
Summa	325	Fahrzeuge

mit 1648 Pferden.

Hinter dem Groß folgen aber noch die Wagen des obersten Feldhauptmanns, Feldwarschkais, des Obersten der Fußknechte, die Köchen, Kammer- und Feldwagen sowie die Wagen der Großen, Herren und Hauptleute, endlich die Proviantwagen.

Man darf also die Länge der Wagenkolonne mit Einrechnung der notwendigen Abstände auf 7 bis 8 km berechnen, was eine Zeit von ca. zwei Stunden in Anspruch nimmt, wenn man dieselben an sich vorbeimarschieren lassen wollte.¹⁾

Es wurde absichtlich diese Zusammenstellung im Detail wiedergegeben, weil man einestheils auf die Bedürfnisse der damaligen Armeeabteilungen, andernteils auf manche Gebräuche, wie j. B. bezüglich des Transportes der Verwundeten, schließen kann.

Der Verfasser kommt sodann auf die Verteidigung von festen Plätzen zu sprechen. Er verlangt fünf Stüde dazu, „wenn es deren eines oder mehr mit hat, ja soll der Herr keine Verteidigung oder Kosten darauf legen und sumt in ander Weg und Mittel versuchen, wie er mit seinem Feind Richtigkeit oder Fried' mach' u. s. w.“

Diese fünf Stüde sind:

1. Die Beschützung muß an einem günstigen („wehrlisch guten“) Plage liegen.

2. Auf Geschüß und Munition in nütiger Anzahl und Menge vorhanden sein.

¹⁾ Dabei sind aber nur die aufgeführten 325 Wagen ohne die Gepäc- und Proviantwagen in Anschlag gebracht.

3. Ebenso mit Proviant reichlich versehen sein.

4. Auf die Festung, ehe nach letzterer aufgebraucht worden ist, gerettet sein — eigentlich ein sehr naives Verlangen, weil sich dies doch nicht voraus berechnen läßt.

5. Die Befestigung muß aus „stammen, nottrefen Leuten besetzen, daran ist wenig gefehen, denn wo das nit, so war Ehrghon und Lauf' aller verloren, da hilft keine Stätk, wanns nit biederer Leut' hat“.

Außerdem verlangt er, daß zu rechter Zeit die Wachen abgelöst werden sollen, „denn die besten Leut' mit matt und abgemergelt, nit toll und taub werden vom Wachen und anderer Unruh“.

Die Wache soll ein Achtel bis ein Viertel der Besatzung betragen und wurde während des Tages und der Nacht je zweimal geschefit. Die Wachzettel werden aus dem Hauptbuch zusammengefelt und enthalten den Namen des Mannes nach einzelnen Kategorien, deren es drei gab: 1. Besätze und Reifige, 2. Landbesetze und Ehehalten des Hauses und 3. Handwerker und Bauern, geschieden. Aus diesen drei Abteilungen wird das Wachquantum in gleicher Stärke gebildet.

Diese Zettel wurden für jede Kategorie gesondert in eine besondere Schublade gelegt. Nach dem Nachtessen und in der Frühe zog der Wachmeister aus der Schublade, für die Besetze bestimmt, einen Zettel heraus und verländete den Namen des Bezogenen. In gleicher Weise geschah dies auch eines des Besatzes untauglichen Mann aus den Schubladen der beiden anderen Kategorien. Dieses Verfahren wurde so lange fortgesetzt, bis die ganze Wachstärke erreicht war. Die gezogenen Zettel wurden sodann in ein leeres Fach oder zu beisehen tags vorher u. s. w. gezogenen Zetteln gelegt, bis jeder Mann die Wache bezogen gehabt hatte, worauf dieselbe Prozedur von neuem begann. Die Aufführung der Posten — es waren jedesmal Doppelposten, von denen je einer auf den Türmen und ein zweiter auf den Thoren seinen Platz hatte — besorgte der Wachmeister. Keiner durfte vorher wissen, wann der Posten zu besetzen sei, und wo er aufgestellt werden würde; der Ort der Aufstellung mußte sogar jedesmal ein anderer sein.

Zur Kontrolle wurden Wachen und Posten unter Tags öfters vom Wachmeister visitiert. Keine Wache und kein Posten durfte eher abgehen, als bis die Ablösung eingetroffen war.

Alle Leuten,¹⁾ wie auch die Fellenbüchsen waren mit einem Namen oder Nummern versehen, und war für jede derselben zur Leitung des Feuers ein Wachenmeister bestimmt, der die ihm angetheilten Leute nach Bedarf verwendete.

Besondere Bestimmungen waren für die Thortwachen aufgestellt. Sie mußten aus allen drei Kategorien zusammengegriffen sein, wahrscheinlich um beim Durchlassen der Postanten keine Bevorzugungen entstehen zu lassen.

Ehe die Thore geöffnet wurden, mußte von den Mannern Ausschau gehalten werden, ob keine Gefahr drohe. Wenn dies nicht der Fall war, wurden drei bis vier Mann ins Borterrain entsendet, um dasselbe abzusuchen zur Hintanhaltung einer Uebersumpfung. Sie wurden von Thore aus, das zu diesem Behufe außer dem selten Verschuß noch einen solchen von Latentthüren hatte, beobachtet.

¹⁾ Leuten sind eigentlich die inneren Grenzwehren und können hier zugleich als die Hauptmannen betrachtet werden. Die Stammreihe „leg“ fuhrt sich noch in den Worten verlegt und gelegt.

Beim Einlassen von Ballanten durfte nur eines der Thore — jeder Einlaß hatte am äußeren und inneren Eingang ein solches — geöffnet werden, um ein Nachdrängen Unbefugter zu vermeiden oder das Entweichen des Einlaß oder Auslaß Begehrenden während der Prüfung seiner Legitimation zu verhindern. Erst wenn das geöffnete Thor wieder geschlossen war, durfte das zweite geöffnet werden. Die Erlaubnis- und Einlaßscheine wurden auf der Wache gesammelt und an den Kommandanten abgeliefert.

Besterer durfte einem Fremden den Eintritt in das Schloß nicht gestatten, sollte dies aber unumgänglich notwendig werden, so hatte dies ja zu geschehen, daß er von der Besatzung nicht zu leben bekam.

Der Verfasser empfiehlt dem Kommandanten, sich mit kriegsüberständigen, d. h. praktischen Weiten zu umgeben, die kräftig genug die feindlichen Absichten zu durchschauen vermögen, und sagt wörtlich: „Der Markt lernt tramen, die Gegenwärtig lernen kriegen, die Rat lernt den Weg suchen und die Krant lernt genau fischen“.

Zu der Besatzung einer Burg gehören außer der Besatzung ein Küchenmeister mit zwei bis drei Köden, welche auch des Metzgerhandwerks kundig sind, ein oder zwei Kellermeister, zugleich Fährkinder, Käser oder Böttner, ebenso viele Bäcker und Müller in einer Person, einige Schneider und Schuster, ein Schmied mit Knecht und Schlossergesellen, ein Schreiner mit Knecht und zwei oder drei Zimmergesellen wie ebenso viele Maurer und Steinmetzen. Ferner noch ein Priester, ein Kaplan und ein Wunderart mit seinem Knechte, welsch letztere auch schröpfen und zur Ader lassen konnten, vonnöten.

Am weislichen Personal ist vor allem eine Kälberin mit ihrer Helferin notwendig, welche das Material zur Kajertigung von Wäschezeug vom Antmann oder Staupnagt geliefert bekommen, dann „zwei starke Frauenzimmer“, welche nicht allein in der Krankenpflege, sondern auch in der Küche, beim Stein- und Mörkertragen, beim Waschen und Baden Verwendung finden, kurz und gut, wie der Verfasser sagt, „Küchlein vor Allen“ sein sollen.

Die kleinsten Dinge werden in der vorliegenden Beschreibung erwähnt und behandelt. Neben den notwendigsten Handwerksgeräten, Pickeln, Schaufeln, Hauen, Holzgästen und Beilen führt er auch Tragbahren, Küchenschürze, Schüsseln, Balken, Wasserreimer, Schüsseln, Teller und Triangelstirze, endlich lebete Viehstauer und Leitern, um die zusammengeschlossenen Verbindungen zu überschreiten und so die Kommunikation mit den benachbarten Werken wieder herzustellen.

Auch Unschlitt zu Ketzen oder mindestens Öl zu Kuspeln verlangt er, nebst Glaslaternen zur Beobachtung der Geschäfte während der Dunkelheit, denn „gläserne Laternen sind fast gut, man sieht hint und vorn dabei“. In den Gängen und Wendeltreppen waren Hängelampen angebracht.

Das Wasser muß in genießbarem Quantum zum Trinken und Tränken, zum Kochen, Baden und Schlachtes, zum Waschen, Reinigen und Feuerlöschern vorhanden sein. Zugleichem auch muß für Holz und Kohlen für Beheizung hinreichend gesorgt sein.

Zur Verproviantierung verlangt er Korn, Mehl, Weat, Wein, Bier, Hapfen, Gerste und Haber, härres und frisches Fleisch, Stadtsche und Heringe, dann Salz, Pfeffer, Butter, Schmalz, Erbsen, Linsen, Kraut, Käben, Zwiebel, Äpfel, Birnen, ja selbst ein anderes Gemüß denkt er wie Kammeln, Wacholder,

Ingwer, Kagelein (Reifen), Jimmt und Muskat „für die Kinder“. Endlich an lebende Vögel, das zur Fleischlieferung notwendige Hühnchlein, dann mindestens zwei Kühe und zwei bis drei Ziegen für die Kranken, „wo die mit feind, ist den Gefunden auch gut“.

Zur Postbeförderung drei bis vier Postpferde, die bei Tag wie bei Nacht bereit stehen müssen, und Kaltperde oder statt deren Hesel für die Mähen, zum Wasserholen, zum Hefefahren von Steinen, Zimmerholz, sowie zum Verbringen der Bächen auf die Posten. Dagegen fallen alle nicht zum Dienst notwendigen Pferde und andere Tiere in der Festung nicht belassen werden. In den Gräben derselben soll man Schwäne, Enten, Gänse oder Hühner halten, weil sie wie die Frösche gute Wächter sein.

Deshalb werden auch die Posten dahin instruiert, auf das Verkommen des Quaken und auf das Ins-Wasserfallen der Frösche zu achten, weil dann gewiß jemand in der Nähe ist. In traudenen Gräben können auch Hunde, die tagsüber an der Kette liegen, gehalten werden.

Der Verfasser kommt nun zur eigentlichen Vorbereitung der Verteidigung.

Kochden die Burg verproviantiert und mit der gehörigen Munition versehen, auch die betreffende Mannschaft nebst Hilfspersonal gesichert sind, wird alles überflüssige Heu und Stroh vor den Mauern verbrannt, um die Feuergefahr, durch Unachtsamkeit, Blitzschlag oder Bombardement verursacht, zu vermeiden.

Die über die Mauer hervorragenden Lärme (nützlich die der Befestigung selbst ausgenommen) werden bis auf die Höhe der ersten abgetragen, die Brunnen, Zätrnen, Küchen, Keller und die zu den Werken führenden Gänge werden bombensicher eingedeckt. Die Dächer der hohen Gebäude werden der Ziegeln und des Schiefers entleert, wie auch alles Balken- und Holzwerk beseitigt wird, „denn es kommt oft vor, daß die Sprinkel (die abgeschossenen Splitter) den Weichbrunnen unsauber geben, so von dem Schiefen und sich wirt“. An den so verfallenen Dächern sind aber Minen und Trausen anzubringen, um das Regenwasser in die untergestellten Gefäße zu leiten.

Die abgenommenen Balken u. s. w. sind vor Feuergefahr gut zu verwahren oder aber zum Kochen und Heizen zu verwenden, obwohl der Verfasser eigentümlicherweise zum ersten den Gebrauch der Kohle vorzieht, weil dieselben keinen Rauch geben, und dadurch die Lage der Köden dem Gegner nicht verraten wird. Zu den Brunnen sind unterirdische Gänge anzulegen, um sie ungeschädigt erreichen zu können.

Während der Belagerung darf nicht geklärt werden, ja muß sogar das Schlagwerk der Uhren außer Funktion gesetzt werden. Bei notwendig gewordenen Alarmierung begibt sich der Kommandant mit dem Fährknecht auf den Alarmplatz, von wo aus die Trammier und Pfeifer die betreffenden Zeichen geben, und der Fährknecht mit dem Fährknecht winkt. Gleichzeitig wird auf den höchsten Türmen die Alarmhölzer ausgehängt.

Vor dem Einrücken von einem Alarm sind die abgeschossenen Bächen wieder zu laden und vor dem Eindringen von Feindlichkeit zu verwahren, indem die Zündlöcher der Bächen mit Wachs verklebt und mit dem ersten nach abwärts gelegt werden. Bemerkenswert, daß der Gegner an das Einfallen des Grabens geht, so soll dies durch „Stalcken und Blausäure“

Landwirtschaftliches Fest in Neunburg v. W. im September 1891.

Gruppe junger Mädchen und Mädchen in evangelischer Volkstracht.

1
 Es gibt nur ein Schworzhöfel
 obson,
 Can Schworzhöfel, von
 Teubertin.
 Es magt die ganz Nea
 anson.
 Je 'e angereiche te idon
 2
 Ze Neun, bei dem an liffden
 Nuch.
 Ze Weiden im net Weid
 and Nuch,

Und v' Zeb und Zren, bei sehr
 niet aus
 Zei id in Schworzhöfel zu
 Goss
 3.
 Wenn's dir im Schworzhöfel
 net glück,
 Woch, Zerundden, na jloght
 bi halt,
 Und wenn's gern so bit, dann
 jloght ein,
 Zeis e o Schworzhöfaler sein.



Oberrheinische Nationaltracht. (© 204.)

(Kollifaden und Sturmpfähle) erschwert, und das zu ersterem Zwecke seindlicherseits in den Graben geworfene Holz durch Brandzunge, gefestigt aus alten, mit Pech und Schwefel gemischten Lumpen, verbrannt werden.

Wenn Verstehe geschlossen ist, so verlangt der Autor die Anlegung einer Mine unterhalb derselben und das Einschneiden von Schießkanalen in die hinter der Verstehe befindliche Kammernauer. Beides dürfte aber wohl schon vorher vorbereitet und teilweise ausgeführt worden sein.

Kommt es zum Sturme, so ist die Besatzung, wie auch heute, in drei Teile zu scheiden, das erste Treffen zur unmittelbaren Abwehr, das zweite zur Unterstützung und zum Ausfällen der Lücken, das dritte zur Reserve.

Ein ganzes Kapitel befaßt sich mit dem Verhalten bei einer Übergabe. Der Verlosser soll selbst sprechen, was zugleich als Stillprobe gelten kann.

Die Überschrift lautet:

„Was man aus gebedingter Not ausgehen muß.“

Wie das mit Ehren geschehen mag aber nit.“

„Item wenn es sich begibt wieder noth und handlung das der Herr befund Mangel an Peoviant, an Pulver, Kugeln oder anderer mehr, an gelt oder Rettung, oder Mangel an Leuten, das der Schelm (d. i. Verrat) oder Verrath ander se zu haben, als oft bejehret und er fände das Haus umdänglich zu erhalten, so mag man aus der not ein tugend machen und mit einrichtigen Rate oder wijsen der künigen Besatzung einen gemeinen Abzug zu thun, es geschehe bei tag oder nacht, aber allerbest bey der nacht, so man vorliegt, da wird Jedem (d. i. Gefangenschaft) und viel unratz erspart, wo man heimlich auskommen mag.“

Zuerst wird sich die Verhandlung dahin richten, den Abzug mit Waffen und Eigentum, das nöthige natürlich ausgenommen, bewilligt zu erhalten. Sollten aber die heerscheftlichen oder gesüchteten Güter nicht mehr zu retten sein, so sollen die Kriegsknechte auch ihre eigenen Güter hinstansehen und statt langer Gefangenschaft sich mit dem freien Abzug mit „weißen Stücken“ begeben.

Eine Übergabe auf Gnade und Ungnade darf der Kommandant nicht eingehen, es sei denn, daß der Kriegsheer selbst damit einverstanden wäre. „Denn“, heißt es, „es ist viel besser mit Ehren (als hieder Leut) gestorben, denn ohne Ehren (als Pöhwicht) gelebt.“

Er ist verpflichtet, als Gefangener sein Wort zu halten (was in der französischen Armee heutzutage nicht mehr üblich zu sein scheint). Erst wenn der Gegner seinerseits den Vertrag nicht hält, ist ersterer berechtigt, sich selbst zu befreien. Bei Auslösung von Gefangenen soll das Lösegeld nie mehr als den dritten Teil des Vermögens ausmachen.

Kommt kein Vertrag zustande, so sollen sich die Kriegsknechte, soweit es sie nicht an dem Gebrauche der Waffen hindert, mit Gold, Silber und Kleinodien versehen; fremdes Eigentum mitzunehmen, ist strengstens verboten, und wird der sich dagegen Verstellende als „Schelm und Meindidiger“ angesehen.

Die Vorbereitungen zum Abzug haben hauptsächlich den Zweck, dem Feinde nur einen Streifenhaufen zurückzulassen. Deshalb werden die Festungswerke zum Sprengen vorbereitet, alle Vorräthe so überladen, daß sie beim Ausfeuern springen, überdie gegen die Festung geschickt und sodann nach dem Abzug durch eine alle Wägen u. s. w. verbindende Fändschnur zum Sprengen gebracht.

Unmittelbar vor dem Abzug sind die gemöhnlichen Lichter in der Burg anzuzünden, so daß der Feind getäuscht wird, worauf dann der Abzug selbst in aller Stille vor sich zu gehen hat, während innerhals der Festung Trommel- und Hornsignale gegeben werden.

Sehe naiv denkt sich der Verfasser die Situation, wenn während des unternommenen Abzuges der Gegner angeht. In diesem Falle soll die als Reservegarde zurückgelassene Besatzung unter dem Rufe: „Her, her, her, sich halt“, sich tot“ einen Ausfall machen, worauf sich der Feind in Schlachtreihe stellen und nicht wissen wird, ob die Besatzung noch in der Festung sich befindet oder nicht. Die Kriegsknechte der damaligen Zeit waren aber nicht alle so einfach wie die toden angeführte, sondern es kamen auch oft welche zur Ausführung, die gerade nicht in den ebelichsten Handlungen, selbst dem Feinde gegenüber gehören.

Den Schluß bildet der im Schriftchen enthaltene, zu allen Zeiten und für alle Verhältnisse gültige Grundsatz, daß Mannszucht und Gerechtigkeit die Grundlage aller Kriegshandlungen sein, und schließen wir mit dem Worten des Verfassers: „Sobald man Treuschafft, Grenterschafft, Gerechtigkeit in Oebertreuen (d. i. Oebertreuen) und Vagantümen verachtet, ist die recht' Wurzel, daraus mehr Pöhwicht, denn Vordereut wachsen“.

Rom Schiittenfahren der Münchener Geschlechter.

Ein kulturhistorisches Bild aus alter Zeit.

Von Dr. Max Jäger.

Der Säckelmeister der Haupt- und Residenzstadt München mag in diesem Winter mit hohen Freunden die Hausmeister und Diener betraachtet haben, welche mit Besen den Staub von den Straßen lecheten, da, wo sie in anderen Jahren zu solcher Zeit gewaltige Schneewälle anzustürmen pflegten. Wären ihm doch die eifrigsten Ansuchen für Entfernung und Transport der winterlichen Beschmutzung erspart, wenn auch die letzten Tage des Januar und die des Februar nachzuhaken versuchten, was die eigentlich zu strengere Wintermanier bestimmten früheren Wochen versäumt hatten. Indessen gibt es

ja nichts Neues unter der Sonne; auch die Altvordern sahen manchen Winter, in dem leure hienbrnde Decke die Erde überzog. Zu Urland dessen ist uns eine ergötzliche Beschichte auswendig, die volle zwei Jahrzehnte hindurch vor nahezu drei Jahrhunderten den Landesfürsten und die „Geschlechter“ der herzoglichen Hauptstadt München in Atem hielt. Westerricher bringt im 7. Bande seiner „Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik“ die einschlägigen Aktenstücke in Abdruck, aus welchen im folgenden das Wesentlichste nachgezählt werden soll; auch in der „Bavaria“ I. S. 736 ist kurz davon berichtet.

Es handelt sich um einen althergebrachten Brauch, demzufolge die Münchener Geschlechter am Sonntag nach dem Dreikönigsfeste eine große Schlittenfahrt veranstalteten und dieselbe mit Schmaus und Tanz auf der „Triunkfuhre“ — im abgebrochenen Regierungsgebäude an der Stelle des neuen Rathhauses — beschloßen. Aus allerlei Gründen, unter welchen die erlaunenden ansehnlichen Kosten wahrscheinlich nicht die letzten waren, war aber diese Lustfahrt den ehrbaren Patriegern höchst lästig geworden, und sie versuchten, die alte Übung abzuschaffen, indem sie den Herzog um Erlaßnis zur Einstellung der Fahrt baten.

Damit kamen sie aber beim Landesherren übel an. Der fromme Wilhelm V. war ein äußerst keuschlicher Herr, hielt jedoch mit unbegrenzter Strenge an jeglichem alten Brauche und der alten Sitte ebenso fest, wie am alten Glauben der Ahnen; er war der Fort des konservativen Prinzips. Daß die Väter seiner Hauptstadt es wagen konnten, die übliche Schlittenfahrt so ganz ohne Sang und Klang kurzweg abzuschaffen und dazu noch des Regenten gnädigste Erlaßnis der Form wegen einzuholen, das dünkte ihm ein Frevel, und um solchen Strafel bereits im Reime zu erlösen, erließ er datum am 11. Januar 1592 folgendes Decret „an die von München, deren von Geschlecht daselbst gebrüchiges heruabfahren, so alle Jar den Sonntag nach Trium Rogum beschiebt“.

„Se. fürstl. Dtl. Herzog Wilhalm In Bayern etc. unser geist. Fürst vund Herr, hat von seiner fürstl. Dtl. lieben vund getreuen Bürger Rathler vund Innerem Rath allhie mit nit geringen besremden vernommen, das sy Et. fürstl. Dtl. mit andredlichen Worten zuschreiben, wie sy die von München das gewöhnlich vmbfahren, so, Jrem angeben nach, etwoon andere Jar beschehen einzustellen vorkhabens segen. Weil sich dann Se. fürstl. Dtl. des alten vntzen herkommens zu erinneren wissen, nad solches baders Ohren denen von München In Ir Willfür vund vorkaben zu stellen keinewege gedocht. Als ist Et. fürstl. Dtl. ernstlicher benecht, will vund moinung, das sy morigen tags alle maffen vund gestalt wie gebrüchig, vechlich vund wirtzglich herkommen, die Herumbfahrt anstellen vund seiner stl. Dtl. der gebür köblich: vund schuldigkeit nach vnderthenigst gehorvamben, Wollen sich Et. stl. Dtl. In ernst vud mit Gn. vnnachlässig versehen. Signatum zu München.“

Darauf geht eine Deputation an den Herzog, um den vorstehend erhaltenen Befehl rückgängig zu machen. Die Abgesandten werden aber vom Fürsten nicht empfangen und deshalb reichen sie auf Verlangen eine kurze Vorlesung ein:

— — „So bitten E. Dtl. wir nochmals in aller vnderthenigkeit, So wer bis auf khünfftige Fejnacht kein schnee sollen wurde, vnser, auch vnserer Hausfrauen, vund Töchter, mit dem Wmbfahren gnedigst zu verschonen. Wo aber ein schnee vorkabden, wollen wir von Sonntag hber acht tag, gern herum fahren vund thun E. J. Dtl. vns zu genaden vund gewerlichen bescheid vnderthenigst benehlen
E. J. Dtl.“

vnderthenigste

burgermeistern und Inner rath,
samt mitgeschlechtservornvanden.“

Damit scheint ihnen nicht genug gethan, sie schicken darauf, daß „die abgeordneten für E. J. Dtl. mit thomen können, und ir werbung durch Comedierent einen vnderthenigst anmelden lassen“ müssen, auf seines gütigen Erfolgs

ihres Ansehens und dem kurzen ersten Besuche lassen sie deshalb sofort noch ein zweites ansehnlicheres folgen, in dem sie den Vormuth der Ungehorsams und der Widergesetzlichkeit von vornherein von sich abwenden und als Ursache ihrer Bitte angeben: „Das nemlich kein schorngewitter, etlicher Hausfrauen vnbüßlich vund dervwegen in gefahr, vund das es also auf dem Plaffen Pfälzer herum zuharen Unbequemlich“. Diese „vnderthenigste Purgation“ trägt das Datum vom 12. Januar 1592, also jenes Tages, an welchem die unterlassene Schlittenfahrt hätte nachgeholt werden sollen. Es scheint auch für dieses Mal der Zweck der Bitte erreicht worden zu sein; in den folgenden Jahren jedoch geschah die altübliche Fahrt ohne Widerstand, wahrscheinlich weil es keine Ausrede gab.

Weniger gut erging es aber dem „Burgermeister und Innerem Rath der stl. Hauptstatt München“ unter des Herzogs Nachfolger Maximilian, dem späteren Kurfürsten. Er führte streng und seiner Herrscherwürde vollbewußt die Fäden der Regierung, und als die guten Münchener Geschlechter im Jahre 1604 wieder die willkommene Gelegenheit, daß kein Schnee auf der Straße lag, zur Einstellung der verhassten Schlittenfahrt benutzten wollten, soßte Herr Caspar Neiffenstuel, des Herzogs „gebrüer Conseyt verwonther“ den „Burgermeister Im Amt“¹⁾ in der „Heren Augustiner Kirchen“ am 18. Januar ab und stellte ihn im Namen seines Herrn zur Rede, warum die Geschlechter nicht herumbfahren, oder warum sie deshalb beim Herzoge „nichts angebracht“ hätten; S. fürstl. Durchlaucht trage darüber ungnädigste Mißfallen, wolle sich die Strafe vorbehalten, im übrigen lasse er unter Ernennung Strafanordnung die Aufträge machen „auf nächsten Sonntag, es schneue oder nit, herum zefahren“.

Am gleichen Tage noch that „der Burgermeister im Amt Relation“ aber die ihm auf so unglücklich Weise zugefügte Unbill, und Bürgermeister und Rat wandten sich aus diesem Grunde mit einer langatmigen Eingabe an den Herzog, worin sie die Gründe des Unterlassens der Schlittenfahrt auseinander setzen, und um Zurücknahme der Strafanordnung bitten. So deut dieselbe lautet, mit eben solcher Schlaueit bemüht sie alle Umstände zu Gunsten der Geschlechter und entgegenet darum in allererster Reihe und in einem schalkhaft-ironischen Tone mit der Sparjamkeit des Fürsten selbst. In Bezug darauf und die Maßregeln, durch welche er dem Luxus zu steuern veruchte, heißt es: „Dann souil erstlich das Willprettmahl belangt, weil E. J. Dtl. biß Jar, vnd das Willpret nit zuordnen lassen, haben wir nit vnbüßig geschlossen, weil ohne das dich Jar gemainer Statt, vund sonderlich den Geschlechts verwonthen ain nit geringen vnkosten ausgangen, E. J. Dtl. sechen selbst gnedigst nit gern, das man dergleichen Inzammelhäufften, für dieß Jahr anstellen, vund noch verner vnkosten aufwendden solle, So haben wir auch nach versprochen E. J. Dtl. Sisten willen, nit Briach gehabt, von selbst an dieselbige vergleichen zuvergern, in ansetzung nit allein gemainer Statt, mit dem Umbgang vund ein Zug, nach gestaltvamb derselben vermögens, sonder auch insonderheit, allen vnsern Inneren Rathsvornvanden, vund etlich andern Geschlechts verwonthen, von item privatvermögen, ain

¹⁾ Die Stadt hatte damals vier oberbällische und zwei außerordentliche Bürgermeister, welche viertheilich im Rats saßen.

werthliches, etlichen in die 100, etlichen wol bis in die 200 fl., und dazuer aufgangen, Inzugeschwigen das unserer etliche, mit abrichtung der ungerathen burger, mit geringe leids und lebens Gefahr aufgestanden. — Betreffentz aber das Herrumbfahren, halten wirer vnderthenigst dazur, solches sei bißherzt E. Zrl. Drlf. vnd Dero hochgehrten geliebten Vortetern, vnd regierenden Landtsfürsten zu vnderthenigker eyr erzaigung, vnd vnsern frauen vnd Zundtsfrauen zue ergeßlichait beschicken, so wiew aber obermeter massen verßpüert, das E. Zrl. Drlf. die Maßzzeiten selbst genedigst einzustellen gemainth, also haben wirer auch zue ersparung verneren vndhoffens, diß Jar das Herrumbfahren gleichfalls einstellen wollen. Bitten demwegen E. Z. Dtl. vnd genedig für entschuldigt Zehalten, Im jahl aber dieselbe, vueracht angezogener vnserer moitden das Herrumbfahren, dannoch genedigst begern, daffelbig allein so lang einzustellen, biß wiew ain schlittlen Pann haben mögen, dann E. Zrl. Dchl. selbs genedigst Zuerlassen haben, etliche vnserer Fraußfrauen thails krank, thails alt, oder sonsten schwach,

wie schwertzich vnd gefehrlich es Inen sein wurde, auf den plassen slainen herum zu fahren, Zuermalen man auch vermainen wehte, solch Herrumbfahren gefehere E. Zrl. Drlf. nit zue vnderthenigsten ehren, sondern wiewerz nur zue verclainierung, so doch mit allen die geschlechtz vermanthen, sondern auch Dera Herrn Obelsten Canslers, vnd Herrn Zegermeisterß Fraußtrauen, vor dißem Zeder Zeit mitgefahren, wie Bier dann noch der vngewozenlichen Hoffnung sein, es solle auch noch fürterhin, so oft man herum fährt, also gehalten werden.“ —

Trop aller Betuerungen von Ehrzurcht vnd Anhänglichkeit hatte dieses Besuch bloß den Erjolg, daß der Herzog in seiner zwoi Tage darauf erteilten Antwort es bei den vorgebrachten Entschuldigungen bewenden ließ und — „mügen genedigst leiden, weil wir ohne das auf etliche tag zu verreisen verhoßens das ir solches Zahren biß zu vnserer Widerkunft einstellt, als dann Ir euch der gebür nach geharmlich zu erzaigen wissen werdet.“ (Entsch ist.)

Schorgast zum Kupferberg.

Ein Beitrag zur Ortsgeschichte Bayerns. Von J. Gareis.



Leuzgerthor in Kupferberg.

mige bayrische Wälder verbreiten im verwichenen Herbst die Nachricht, daß ein Ingenieur aus Kusbach im Auftrage einer Gesellschaft einen vor 300 bis 400 Jahren eröffneten, etwa 30 m langen Stollen des Bergwerks bei Kupferberg wieder freimachen lasse. Diese

Anzeige veranlaßte den Verfasser dieser Zeilen, den Lesern des „Vaterland“ an der Hand gesammelter Materials einen kurzen Überblick über die im Titel angebenete, merkwürdige Kulturstätte zu bieten.

Wer von Bamberg, der vieltürmigen, anmutigen Bischofsstadt, nordwärts wandert und die landschaftliche Schönheit des auch in völkergeschichtlicher Beziehung höchst merkwürdigen Maintales bewundert hat, der verläßt in der Regel — sei es auf staubiger Heerstraße oder auf bequemerem Stadtschienen — im Anbilde des ehemaligen Fürstenpfizes, der hochgelegenen Pfaffenburg, zu deren Füßen das gewerbtätige Kulmbach hingebreitet ist, das Rinnal des segentrübenden Fichtelbundes. Außer einigen gebrochenern Burgen und verlassenem Klöstern, begegnete bisher dem wohlgenutten Wanderer wenig, was seine

gehobene Stimmung für länger hätte drücken können, aber hier, wo er von den eilenden Wässern des Rains Abschied zu nehmen gedunkt, drängen sich der merkwürdigen Erinnerungen viele in seine Brust. Der einßige Glanz und die süßliche Pracht der ehemaligen Markgrafenresidenz ist bis auf wenige traurige Spuren verschwunden. Die krummen Wände der alten Burg wiederhallen nimmer von Gejauchz und Jubel wein- und liebtzankener Kavaliere; Kettengerassel, Flüche und Zeugler festgehaltener Verbrecher hören jetzt die anheimliche Stube in den gespreizlichen Räumen. Selbst der Schmutz der schlüßigen Reben an den Gehängen der umliegenden Höhen wurde von den Frostmächten des Jahres 1709 zu Grunde gerichtet.

Oberrhalb Kulmbach führen Straße und Eisenbahn in ein wiesentreiches, aber reizloses Seitenthal, das von einem plätschernden Flüsschen, von der Schorgast, bewässert und belebt wird. Dierz hätte sich friedlich schon zwei Stunden vor ihrer Rührung mit dem Sohne des Ohrenlopfers vereinigen können, wenn sie die zwischen Rauermarkt und Treßgast sich hieziehende Erdwulst hätte durchbrechen mögen. Aber stolz, wie die doreinst in ihrer Nähe hausenden Fremdlinge, wollte sie ihren Namen weitertragen in die Lande. So friedlich sie heute ihrem Ziele zureit, so wildbrausend und verhetzend ergoß sie sich zu anderen Zeiten über ihre Ufer, gleich dem Wogen vorzeitlicher Völkerkämpfe, die in ihren damals finsternen Stränden zum Austrage kamen.

Die ältesten Niederlassungen, die von der Schorgast den Namen tragen, entwickelten sich nicht unmittelbar am Flüsschen selbst. Eine derselben verlor im Laufe von Jahrhunderten sogar die angekannte Bezeichnung. Außer Markt- und Ludwigschorgast bestand, wie aus vorhandenem, aber unbeachtet gebliebenen Urkunden ersichtlich ist, noch ein drittes Schorgast, das von keinem Historiker nach seines Namens Herkunft Eröschung findet. Es ist dies Kupferberg.

Man erreicht es am bequemsten von Untersteinach aus auf der alten, von Kulmbach zur vollstreichn Soale führenden

Sperstrohe. Bei immerwährender Steigung durchschneidet diese, in kleinen Windungen nordöstlich führend, einen fruchtbaren Getreidegou und biegt später in die schichtartige Wasserlinie des Kenigbaches ein, beiderseits von finsternen Rodelwäldungen begleitet. In einer felsartigen Erweiterung dieser Hochseite liegt, in zwei Schieferreihen der Straße entlang gebaut, das bescheidene, von zerstreuten Häusern umringte Städtchen. Die noch drei Seiten geschlossene Umrahmung desselben bilden mäßig hohe Hügel, über welche des Regens Füllhorn von je her nur spärlich ausgegossen wurde. Der Getreidebau wird auch des rauhen Klimats wegen die aufgewandte Arbeit nie entsprechend lohnen; nur die Kottostoff hat zu reichem Gedeihen und gewünschter Güte die günstigsten Bedingungen gefunden. Noch äppiger, als diese, gedeiht die baufreie Viehblümpflanze der Uransiedler, die, gesponnen und verwebt, als blendendweiße Fäden zum Stolz der Hausfrau die bunt bemalten Trüben füllt.

Die Höhen selbst gewähren eine sehr umfangreiche Fernsicht, allen voran der sonst gefürchtete Walgenberg, auf dem sich ein großer Teil des Fichtelgebirges, des Fronenjura und des Frankenwaldes überschauen läßt. Im Anblick all der Erdenherrlichkeit mag es den zum Strang Verweilten hier recht schwer gefallen sein, auf luftiger Höhe unter Zwangsüberderrung aus dem Leben scheiden zu müssen. Nur der Rome des Fingels gemohnt noch beim Betrachte der dortüber hinwegziehenden Koben an die Lage der hochnordpeinlichen Gerächteleit. Noch dem südlich vom Solgenberge liegenden, erreichenden Hügel erhielt das Städtchen seinen jetzigen Namen.

Kupferberg war durch zwei Thore gesperrt; das untere mußte dem längst wachsenden Verkehr Ploß machen, das obere, die Straße nach Neustadt abschließende, ist noch erhalten, aber bereits auf den Abbruchsetzt gelegt. Die Stadtmauern, stellenweise ganz dem Boden gleich gemocht und seit 1723 durch Nichtbenützung der bis dahin jährlich zur Ausbesserung verwendeten 25 Gulden dem fortschreitenden Verfall überlassen, stammen nachweislich aus dem 14. Jahrhundert, nachdem vom Fürstbischof Heinrich zu Bamberg 1326 den dortigen Inwohnern „wegen einer Stadtmauer ein Umfeld ausgekört und einzunehmen vorgünstigt“ war.

Schorgerst zum Kupferberg, wie es urkundlich genannt wird, verbaute seine Anstellung slowischen Anseidlern, deren Väter im fünften Jahrhundert an der oberen Saale saßen und west- und südwestwärts langsam vorrückten. Die bergbauwürdigen Eindringlinge mögen auch hier in den Bergen an der Schorgerst, wie in jenen des Fichtelgebirges, Erze gemutet und

gefunden haben. Wenn nicht zu behaupten ist, daß Kuppelungen schon vor Eröffnung der Bergwerke bestanden haben, so ist doch sicher anzunehmen, daß mit der Anlage der Bergwerke seitens der Ausbeute derselben die Gründung von jenen Wohnstätten Hand in Hand gegangen sein wird.

Obwohl das Alter der Kupferbergwerke am Kenigbache nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann, so läßt sich doch aus der großen Ausdehnung derselben, aus den nach Millionen Fuhren zählenden Schutt- und Schlodermassen und aus dem frühzeitigen Ausblähen der davon entstehenden Ansiedelung der sichere Schluß machen, daß sie viel älter sein müssen, als noch den vorhandenen wenigen Urkunden angenommen wird. Möglich, daß sie dem Bergbau im nahen Fichtelgebirge, zu welchem die Landeshoheit gegnossenschaftlich gerechnet wird, an Alter nicht nachstehen. Zweifellos waren sie schon vor 1340 in schwingendsten Betrieb genommen und lieferten reiches Erträgnis. Wäre das nicht der Fall gewesen, dann wäre in einem Lehenbriefe desselben Jahres ein Robin von Bellenfeld den Ertrag aus Bergwerken, die auf seinen Gründen erbebt werden können, nicht für sich zu keine Nachkommen vorbehalten haben. Auch die Städte Klassenberger gehörten in einem Umgangsbrieve von 1347 dem Hofpital zu Kupferberg unter derselben Bezeichnung oder wie es in der Urkunde heißt, „An gestalt eines Kuppel vor dem Berge“ ja, daß, wenn Bergwerk darauf „erbetet werden sollten“.



Schorgerst zum Kupferberg.

ihnen „ein Trüt“ zu stellen solle. Kuppelbare Erze sind schon in jener Gegend überall gemutet worden, und es muß aus deren Ausbeute lohnverprechend gewesen sein. Nicht sind nur einige Bergwerkserrechnungen an Ort und Stelle erhalten geblieben, weshalb eine Einsicht in den frühesten Betrieb unmöglich ist.

Noch dem Dreißigjährigen Kriege waren die Werke bedeutend zurückgegangen, und beschränkte sich der Abbau auf 1 Steiger, 12 Hötner, 5 Knechte und 1 Jungen nur mehr auf wenige Gruben. Kennzeichnend ausgeführt erscheinen damals als obbaumwürdig die Mortinsjunzgrube mit Erbstollen, der Wimbberger, Beiter- und Köster Heinrichs-Jug mit Erbstollen, der Blau Schacht, die äußere Schachtgrube und die Franz Lehms Junzgrube. Ungefähr zwölf Jahre vor Auflösung des Hochstiftes Bamberg standen nur noch 7 Doppelhauer neben 1 Schichtmeister, 1 Bergmeister, 1 Rechnungsdienstler, 1 Berg- und 1 Bergschreiber in Arbeit. Der Ertrag aus den Bergwerken vor damals schon so gering, daß nicht einmal die gemuteten Ausbeuten davon bestritten werden konnten, und doch bemerkenswert die Schichtlöhne der Bergarbeiter nur zwischen 8 bis 12 Kreuzer

Neben den Bergwerken stand die Vitriolhütte, in welcher blauer und weißer Vitriol erzeugt wurde. Aus der Grube „Jalle“, die etwas entfernter liegt und wohl als eine der ältesten der vorhandenen Gruben gelten mag, wurde Schwefelstein gewonnen, der in der Woldenen Aderhütte am Stofferbache zur Herstellung von Schwefel und Vitriol diente. Der Name goldener Adler erinnert an die Anfang des 18. Jahrhunderts hier besondere anfängliche Zucht auf Kupfer und Vitriol, welche aber wegen starken Wasserzudrangs und vermindelter Ergiebigkeit der Riese dem Verfall überlassen werden mußte. Noch vor wenigen Jahren wurde dort in besonderen Kästen und Trögen eine irdische Erde geschlämmt. Gegenwärtig ist in den geschmiedewoll hergestellten Gebäuden der Aderhütte eine Zuckerschrotfabrik eingerichtet.

Nach der Ausschließung des Hochfürsten Bamberg wurden sämtliche Gruben des Bergreviers Kupferberg angeschlossen. Eine abermalige Inbetriebsetzung derselben wird einzig und allein von der Wichtigkeit der im Berge lagernden Erze abhängig sein. Der eingangs erwähnte Ingenieur, Verorz aus Bamberg, beschäftigte das Kupfererzbergwerk Marienzsche bei Ludwigshofgast, das Kupfer- und Zinierzbergwerk Wilhelmsejche bei Neunung und ein Bergwerk bei Kupferberg; in letzteren werden seit mehreren Monate einige Bergleute beschäftigt.

Wie kam es nun, daß Kupferberg, welches ursprünglich Schorgast hieß, den angefallenen Namen verlor?

Die junge Ansiedlung am Heinhof war seit ältesten Zeiten unbedeutend, dann wurde sie metanisch und kam nach dem Vertrage von Langenstadt 1260 an das Hochfürst Bamberg, welches schon lange vor der Besitzergreifung die Christenansiedlung der heidnischen, sechst gewordenen Slawen im nordöstlichen Franken mit besonderem Nachdruck betrieb und mit Gründung vereinzelter Kirchen im Radenzgau das begonnene Glaubenswerk zu festigen strebte.

Eine Kirche von Scotregast ist bereits 1109 bekennt. Propst Eberhard III. von St. Jakob in Bamberg opferte von 1170 an dem Altare St. Maria in Scotregast jährlich 40 Heller. Das Pfarr- und Patronatsrecht der Kirche wurde 1330 unter Bischof Berntho der Scholasterie St. Jakob überlassen. Untersteht blieb dieselbe dem Archidiaconat Kronach. Dürfe frühe Gründung in der entferntesten und unweitlichsten Gegend des Hochstiftes beweist, daß dort schon längst blühende, reich bewirkte Kulturstätten vorhanden waren.

Die Träger des Krummschabes wußten es klugerweise zu vermeiden, die eingebornen Slawen, die mit außerordentlicher Fähigkeit an dem reichend Sinnlichen der heidnischen Gebräuche festhielten, plötzlich oder gar gewaltthätig zur christlichen Heilslehre hinüberzuführen. Sie trachteten vielmehr dahin, daß die alten Vorstellungen stümmel abgehoben und gegen neue Anschauungen ausgetauscht wurden, und waren besonders eifrig bemüht, die fremdsprachlichen Namen ihrer Niederlassungen durch einheimische zu ersetzen.

Scotregast, wahrscheinlich von *Scotus* = Finsteris (nicht von Schor = Feuert) und *gast* = Hausvorsteher hergeleitet, mag durch seine Lage am Kupferberg, and dem die Anwohner den

hauptächlichsten Nutzen zogen, die günstigste Gelegenheit geboten haben, seines slawischen Namens entledigt zu werden. Es wird in den ältesten Urkunden der dortigen Registratur, wenn auch noch immer Schorgast, doch mit dem Beisatze „zum Kupferberg“ bezeichnet. Der Stammname Schorgast scheint jedoch nur kurze Zeit beibehalten worden zu sein, denn er kam später als Nebenbezeichnung in Wänderwert, und die bereits zur Stadt erhobene Niederlassung wird noch aufgeführt als: „Kupferberg, gemeinlich Schorgast geheißen“. Endlich kam auch das überflüssig gewordene Schorgast außer Gebrauch. Der urkundlich geführte Stadtnamen blieb lange Zeit: „zum und auf dem Kupferberg“.

Es scheint hier am Platze zu sein, auch eine dunkle, aber im Volke noch lebendige Sage hinzuzufügen, die in Beziehung zur Nebenbezeichnung der beiden anderen Schorgast steht. Diese Sage kennt zwar den Stammhü der Eblen de Scoregast auch nicht, aber sie nennt einen Ludwig und Marko dieses Namens. Ausgetrochene Fehden zwischen beiden wegen mutmaßlicher Verletzung der Hausverteilungen sollen zu Entzweigungen und dazwischen Feindschaft geführt haben. Ersterer habe sich auf seinen festen Ziv Ludwigshofgast zurückgezogen und von dort aus die Landesherrschaft insichergemacht, letzterer sei der Schrecke in der Umgebung seines Schlosses Markoshofgast geworden. Die älteste Schreibweise ist auch nicht Markt, sondern Markshofgast.

Bischof Berntho, Erbschen von Reichard, erhob 1355 das mauerumschloste Kupferberg zur Stadt. Die Bevölkerung dabeist muß in kurzer Zeit so rasch angewachsen sein, daß innerhalb der Mauern nicht mehr genügend Raum vorhanden war. Dies wird ersichtlich aus einem Vertrag und Ordnung zwischen Bürgern in und außerhalb der Stadt“.

Vor den Stadtmauern lag auch die „Kirche auf dem Kupferberg“ was schon aus dem Zufage: prope villam Schorgast hervorgeht. Sie wurde später mit einem Hospital verbunden und dürfte als die älteste Kirche der Umgebung anzusehen sein. Sie muß sich auch eines besonders heiligen Rufes bei den Neubekoheten erfreut haben, weil Bischof Berntho 1331 Veranlassung nahm, allen Besuchern derselben nach würdigen Empfang des heiligen Altarincamentes einen Ablass zu gewähren, zu dessen Erinnerung noch alljährlich im Herbst ein besonderes Fest gefeiert wird. Leider ging diese Kirche ihrem Verfall entgegen, und das Hospital erhielt eine eigene, der heiligen Katharina geweihte Hospitalkapelle. Unter welchem Patrone die verfallene Kirche stand, das ist nicht anzugeben, denn die darauf bezüglichen Urkunden verschwanden im Albrechtschen Kriege 1552. Ubrigens blieb die Kirche auf dem Kupferberg lange ein Sammelpunkt von Wallfahrern und erhielt sich dieses Ansehen bis zur Verbrennung jenseit in Marienweiser 1189 ungeschmachtet fort. Wallfahrer kommen zwar noch jeden Sommer nach Kupferberg, aber nur zu kurzer Rast und Ruhe, denn das wunderthätigere Rabosnobil in Weiber jag im Verlauf der Jahrhunderte die Verehrer der Schutzheiligen von Kupferberg (St. Maria oder St. Veit) größtentheils an sich.

(Etwas folgt.)



Das Bayerland,

Illustrirte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von G. Seher, Druck und Verlag von H. Oldenbourg in München.

N. 23.

Erhöhet unentgeltlich Ihre Sendung und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von 2 Mk. für das Quartal bezogen werden. Bei einem künftigen Bezuge kann bei Best oder zur Verlagsabtheilung mit einer Vertragsänderung rechnen.

3. Jahrgang 1892.

Die Begutte von Speier.

Mittheilung erzählt aus dem 14. Jahrhundert v. J. v. B. v. B. v. B.
(Fortsetzung.)

Als Wendt aus dem Hause trat, war Lathar ihm schnell zur Seite und versuchte, in der Furcht schwebend, jener könnte ihn verraten haben, anfänglich durch List die Ursache des Besuches bei dem Rathsherrn zu erfahren. Als er auf diese Weise nicht zum Ziele gelangte, begann er zu drohen:

„Ender Jude!“ rief er, „Du wagst es, mir zu drohen, wo ist das Papier, das Du in Deine Tasche steckst? Gib es her, oder ich werde Deine Taschen selbst durchsuchen.“

„Das werdet Ihr nicht thun“, entgegnete der Arzt mit Festigkeit, „Ihr würdet dadurch dem gestrengen Herrn Pfurnbaum einen schlechten Dienst erweisen.“

Lathar achtete der Worte nicht, sondern fuhr hitziger fort: „Draus mit dem Papier, Verdäuter! oder ich mache meine Drohung zur Wahrheit, wenn ich gleich dadurch meine Hände verunreinigen würde.“

„Eure Worte machen Eurer Jugend wenig Ehre“, versetzte Wendt, „und ich weiche Eurer Gewalt. Habt Geduld, ich will Euch die Papiere geben.“

Bei diesen Worten fuhr er mit den Händen in die Tasche und nach einigen Jögern zog er das Päckchen heraus. Lathar griff hastig danach, allein ehe er es erreichte, flog es über ihn weg und im Augenblicke darauf schwebte es in der Luft des Speierbaches, welcher die Korngasse, wo sie sich eben befanden, durchschnit und damals noch nicht überwölbt war.

„Nehmt es“, sprach Wendt spöttisch und wendete sich gegen den Kornmarkt, um seine Behausung in Alt-Speier zu erreichen. Einen Augenblick war Lathar sprachlos vor Wut

dagestanden; alsdann aber rief er mit lauter Stimme: „Herbei Bürger, herbei, schahet den Bräunnenvergifter, soeben hat er Gift in den Speierbach geworfen.“

Schnell hatte sich ein Pöbelhaufe zusammengedrängt, welcher mit jedem Schritte an Zahl wuchs, und auch Bürger kamen mit in der Eile ergriffenen Wehren heran, das Verbrechen zu sühnen. Der unglückliche Wendt hatte das Weidenthal noch nicht erreicht, als er von einer wütenden Volksmenge angefallen und mit unzähligen Streichen zu Boden geschmettert wurde.

Wider Jubel löste durch die Straßen, und der Pöbel, welcher nun einmal Blut gesehen, war mit dem Vorde des einzelnen nicht mehr zufrieden; das Haupt des unglücklichen Greises auf eine Stange gestekt, zogen sie im Triumphe der Judenstrafe zu, und das ihnen vorausgehende Geschrei war den Juden das Zeichen ihres Unterganges. Schnell verarmelten sie Thore und Fenster ihrer Häuser, um gegen den ersten Anlauf gesichert zu sein, einige gewonnen auch noch Zeit, sich in der Stadt zu verbergen oder aus Speier zu entfliehen. Während sich nun die Juden auf den Angriff gefaßt machten, und das Volk mit wildem Geschrei gegen sie heranzog, war Lathar wieder gegen das Haus Pfurnbaums zurückgegangen, als er plötzlich hinter sich ein gebieterisches Halt vernahm. Als er sich umwandte, stand Georg vor ihm mit vor Jörn gerötheten Wangen und die Hand an den Griff seines Schwertes gefaßt.

„Was wollt Ihr?“ fragte Lathar mit gleichgültigen Tone, und mit einem verächtlichen Nicken maß er den jungen Mann.

„Ihr könnt noch fragen“, sagte Georg, mit vor Wut gepreßter Stimme. „Ihr, Verächter von armen Mädchen, Räuber meiner Braut, Mörder der armen Juden? Nicht allemals soll die Gegenwart eines Weibes Euch schützen; heraus mit Eurer Klinge und legt Euch zur Wehr!“

„Ich bin kein Landfriedensbrecher“, erwiderte Lohrar kalt, „und es wird gut sein, Ihr scheidt Eure Waffe ein, wenn Ihr nicht getödtet werden wollt.“

„Freigling“, entgegnete Georg, „steh nur um Dich, ob keine Hilfe naht; Du hast Dich selbst ins Verderben gestürzt, denn der Aufruhr, den Du gestiftet, hat alle Leute aus dieser Straße weggezogen. Also zur Wehr, oder ich renne Dich nieder, wie einen räudigen Hund!“

Mit diesen Worten drang er auf den Mörder ein, welcher die Unmöglichkeit, dem Kampf anzuzweihen, einsehend, sich zur Wehr stellte. Lohrar ergriff die geringere Fertigkeit seines Armes durch kalte Besonnenheit, und so hatte der geübtere, aber vom Joxn erhigte Georg einen gefährlichen Gegner. Einige Minuten wüthete der Kampf unentschieden, da erschollen die Schritte von Bewaffneten; es waren die Stadtföldner, welche die Straße heraus kamen. Schon glaubte Lohrar von dem wüthenen Gegner sich befreit, aber in demselben Augenblicke drang seines Gegners Schwert in seine Brust, und rückwärts stürzte er zu Boden. Georg, der nahenden Woche vergebend, senkte sein Schwert und blickte schweigend auf den Sterbenden nieder; da sahen ihn die Soldaten; er aber, ohne seinen Betrachtungen erwachend, schlenderte sie mit übermenschlicher Kraft bei Seite und mit drohendem Schwerte schlug er den Weg gegen den Dom ein, wobei ihm die Söldner auf dem Fuße folgten, ohne daß jedoch einer ihn zu lassen wagte. Da nahen aus einem Seitengäßchen andere Stadtsoldaten und diesen schritten die hintern entgegen: „Verrennt ihm den Weg nach dem Kappe!“ Klein ehe diese den Sinn dieses Rufes noch recht verstanden, war Georg schon am Kappe angelangt, die drei Stufen hinaufgestiegen und mit einem raschen Sprunge sond er in dem steinernen Gefäße, welches als Asyl jedem Verbrecher Zuflucht gewährte.

Dieser große Behälter von Stein, in Speier unter dem Namen „der Napf“ bekannt, stand auf dem Münsterplatze in Mitte der Straße auf einer drei Stufen hohen Grundlage und bildete die Grenze zwischen dem jüdischen Gebiete und jenem des Doms. Wenn ein neugewählter Bischof in Speier eintritt, so gab ihm die Bürgerstadt bis zu diesem Kappe das Geleit, wo sich alsdann der Bürgermeister und seine Begleitung mit den Worten zurückzog: „Wündiger Herr! öhlie geht unser Gebiet aus.“

Hier stand alsdann bereits der Altkrus, welcher den Kirchenfürsten in den Dom einführte. Zur Feier des Einzuges ließ der Bischof jedesmal ein Fuder Wein in den Napf laufen, woraus jedermann schöpfen und des neuen Seelenhirten Gesundheit trinken durfte. Ingleich ob diente der Napf auch als Zuflucht für Verbrecher, und Georg hatte, seinen Ausweg zur Flucht vor sich sehend, hier ebenfalls eine Feststätte gefunden. Auf sein Schwert gestützt, blickte er nun trotzig herab auf seine Verfolger, welche sich in Hülften und leeren Trostungen erschöpften, alsdann aber sich entfernten, nachdem sie einige von ihnen zurückgelassen hatten, um ein Entrinnen des Verschlägers aus der Feststätte zu verhindern. Es war in dessen dunkel geworden, und die Straßen waren still und öde,

denn wer nicht sich dem Juge gegen die Juden angegeschlossen hatte, floh eiligst nach Hanie, um nicht von der wüthenen Menge umhauen zu erfahren. Aus der Judengasse herüber erlunte aber verworrenes Getöse und wildes Geschrei, welches jedoch bald von der Daisgasse überdient wurde, welche mit erstem Aufse die Mäte in den Rathhof beschied. Ehe jedoch der Rat über die zu wüthenen Wahrgreife einig war, hatte sich das Schicksal der Juden bereits entschieden. Diese, in ihren Häusern eingeschlossen, versuchten anfänglich sich und die Ihrigen zu verteidigen; allein als die Menge Wredhwerkzeuge herbeibrachte und zum Stürmen sich onschickte, als bereits die stark verammelten Thore zu krachen begannen, und die Unglücklichen sich von jeder Hilfe entblüht sahen, da warfen sie verzweiflungsvoll den lodernen Feuerbrand in ihre Gemächer, um nicht lebend dem wüthenen Volke in die Hände zu fallen und die größlichten Wüthenblangen zu erbulden. Der aus den Häusern alsobald wirbelnde Rauch und die herausgeschlagenen Flammen trieben die Menge zurück, und sprachlos blickte sie auf das vor ihnen sich entwickelnde Schauspiel; binnen kurzer Zeit stand das ganze Judenquartier im Brande und das zum Himmel lodernde Feuer warf seinen roten Schein über die Stadt hin, und weit hinaus im Speiergasse beleuchtete die Totenholde der Juden die beschnitten Gefilde.

Dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, hatten sich die Juden, ohgleich sie den Brand selbst verursacht hatten, in die höheren Stockwerke zurückgezogen; mit Weib und Kindern den allmählich nahenden Tod ermorend, klammerten sie sich so einander, selbst jetzt noch fürchtend, getrennt zu werden, und durch die profanen Flammen tönten ihre lauten Gebete und Verwünschungen. Jetzt stürzte hier, jetzt dort ein Haus mit Straßen zusammen. Ein lauter Schrei erlunte, dann ward es wieder still, und die Flamme loderte wieder empor, gleich wie die Zeit, wenn sie ihre Speier verschlungen hat, wieder unaufhaltsam dahintritt, ein Bild der Welt, wo der einzelne spurlos umtergeht, und Millionen gefühllos über sein Grab wegschreiten. Zu spät hatte sich der Rat darüber verständigt, das Leben der Juden zu schonen, und die jetzt nahenden Söldner kamen eben recht, um den Pöbel zurückzutreiben und die Straße zu sperren, damit wenigstens die Körper der Gemordeten dem Gemeindevornügen erhalten blieben. Das Volk wich willig zurück, denn das größte Schauspiel hatte die Wut und Mordlust der Mehrzahl befriedigt, und die Wirtigkeit, welche nebenbei reiche Beute zu machen geschafft hatte, mußte sich dem bravourierten Befehle des Rates, wenn auch murrend, fügen.

Der in der Nähe sich begibende Vorfall hatte die Aufmerksamkeit der Söldner von dem Napfe abgelenkt, und mit neugierigen Blicken schauten sie nach der Gegend hin, wo die Feuerzäulen gen Himmel wirbelten, und woher das wilde Geschrei des Volkes erscholl. Diesen Augenblick benutzend, sprang Georg rasch herab und war schon etwa dreißig Schritte entfernt, als die Wächter seine Flucht bemerkten.

„Auf, ihm nach“, schrie der Hinterste dem Georg zunächst Stehenden zu; allein dieser, ein Schwabe, schüttelte den Kopf und sprach: „Na, Peterle, lauf Du. Der Verfluchte Kerl hat vorher mich so gepökt, daß ich ihm nicht wieder in die Klau fallen sollte.“ Während sie darüber stritten, war ihm verfolgen möglich, war jener bereits im Dunkel des nächst gelegenen Seitengäßchens verschwunden und schon nach

kurzer Zeit besond' er sich im Hause der Gossaltie, Marien gegnüber.

„Ich habe Dich und mich gerücht“, sprach er heilig, „allein ich muß auch schnell aus Speier fliehen. Hier halt Du Wels, verlaß dieses Damm, meine alte Dienerin ward Dich aufsuchen; und dann erweise mir einen Dienst! Ich liebe die Tochter des Raths Herrn Pfrumbaum; jener schlechte Mensch hat mich verkauft; gehe hin zu ihr, überbringe ihr meinen Gruß und erzähle ihr Deine Leiden, sie wird ihren Irrthum bereuen und soll mit treu bleiben, wie ich es bleibe; bald, wenn der erste Frühling vorüber ist, sieht sie mich wieder.“

Mit diesen Worten verließ er die vor Erstaunen sprachlose Marie, und ehe sie sich noch besinnen konnte, war Georg schon am Altpötel, welches jedoch schon geschlossen war, und wo ihm der Thormächter bedenklich, es dürfte auf Befehl des Rates niemand die Stadt verlassen.

„Dieser Befehl gilt ja nur den Juden und anderem Gejudel“, erwiderte Georg mit erzwungenem Lachen; „kennt Du mich denn nicht, alter Thormant, bin ich vielleicht auch ein Jude?“

„Nun, ich glaube selbst, daß ich es bei Euch wagen darf“, erwiderte der Thorschlichter, und ein Gesand' Georgs besührte ihn in seiner Meinung; er öffnete daher das Thor, und bald besond' sich der Flüchtling außer dem Reichthilde der Stadt.

6.

Der Vater und sein Kind.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ende Wendts, des von vielen geachteten Greises, hatte bei niemand eine größere Befürchtung und Teilnahme verursacht, als bei dem Raths Herrn Pfrumbaum. Wo befanden sich nun jetzt die Bräute, welche Wendt im Besitze hatte, und konnten sie jetzt nicht in Hände fallen, die sie zu seinem Nachtheil gern demjenigen würden? Zugleich waren aber auch durch des Juden Mitteilung die edleren Gefühle in ihm aufgeregt worden, und er dachte mit bekümmertem Herzen an sein verlassen's Kind, an dessen Elend er Schuld trug. Die längst vergessene Jugend war aus der Vergangenheit aufgetaucht, schon und Neue salterten sein Gemüt, und vergebens bemühte sich die zärtliche Elsbeth, den düstern Gram des geliebten Vaters zu bannen. Sie glaubte, Luthors pflichtiges Ende habe den Vater so sehr angegriffen; allein, als sie erfuhr, daß derselbe mit Mißbilligung und Unwillen von dem getödeten Besorger der Tochter sprach, welcher durch eine so schändliche Lüge, was freilich nur er wußte und die heller Denkernden vermuthet, das Verderben der armen unschuldigen Juden verursacht hatte, da konnte sie sich nicht verhehlen, daß diese Gram eine tiefer liegende Ursache haben mußte, und sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, um den Vater wieder fröhlich zu stimmen.

Pfrumbaum aber blieb düster und wortlos; denn wie konnte er der engelreinen Tochter, welche ihn stets mit abgöttischer Liebe verehrt hatte, seine Sorge bekennen? Mochte es auch die Welt erfahren, mochte es ihn um Ansehen und Achtung bringen, es schien ihm nicht so schmerzlich, als die Achtung des Kindes zu verlieren, und er bangte daher vor jedem neuen Log, befürchtend, sein Geheimniß möchte ruchbar werden.

Die Ruhe war bald wieder hergestellt worden; einige Juden, welche dem Tode entronnen waren, ließen sich taufen; die anderen erblickten mit Zurücklassung ihrer Habe freien Abzug, und die Aufmerksamkeit der Bürger lenkte sich nun auf den Prozeß gegen Georg, wegen des an Luthor begangenen Todtschlags. Es hatte zwar erstere geglaubt, daß ihn niemand erkannte, allein es fanden sich doch bald einige Personen, welche vom Zeußer aus zugezogen hatten, und welche nun den Thäter anzeigten. Nachdem dieser bekannt war, trat alsobald die Familie Luthors klagend auf, und do die Zeugenaussagen einstimmig gegen Georg lauteten, so erhobten die Montrichter *) den Rat Bericht, welcher nun die Einleitung des Ungehorsamsverhörens gegen den Flüchtling anordnete.

Während dieses sich im öffentlichen Leben der Reichsstadt begab, war auch im Hause der Familie Pfrumbaum eine Aenderung eingetreten.

Der Rath Herr Joh. in trübe Gedanken vertieft, eines Tages wieder in seinem Gemache, als sich die Thür öffnete, und Marie schüchtern eintrat. Als er dieselbe erblickte, bligte die Erinnerung an die Geliebte seiner Jugend in ihm auf, und mit dem Ausrufe: „Katharina!“ eilte er auf das Mädchen zu, mit den Armen sie umschlingend und seine Lippen auf ihre Stirne pressend. Heiße Thränen quollen aus den Augen des Märgers und rollten auf das Haupt des Kindes seiner Jugendliebe nieder, welches schluchzend in seinen Armen lag.

Lange hatten sie sich in stummer Umarmung gehalten; endlich wand sich Marie los und aus des Raths Herrn Armen und mit wehmüthigem Erste sprach sie:

„Euer Benehmen gegen mich, gnädiger Herr, sind mir Beweis, daß leider Wahrheit ist, was ich wie hätte erfahren sollen. Ich bin übrigens nicht gekommen, Euch Vorwürfe zu sagen oder die Rechte des Kindes geltend zu machen. Ich habe keine Verwandte, keine Freunde, der Allmächtige allein ist mein Vater, denn er war es, als ich nicht wußte, daß ich noch einen irdischen Vater habe.“

„Holt ein, Kind!“ rief Pfrumbaum, „Deine Worte sind Dolchstiche; doch“, setzte er dann sanfter bei, „sagte fact, ich habe die Schuld zu büßen“, und dos Haupt in die Hände verbergend, ließ er die Begutte weiter sprechen.

„Hier ist der Rücksch meiner unglücklichen Mutter“, juhr sie fort und legte ein Bündchen Papiere auf den Tisch; „wäre ich nicht mit dem Unglück schon vertraut gewesen, der Inhalt dieser Papiere hätte mich vielleicht tiefer ergrißen, als er es wirklich gethon hat. Nun aber habe ich noch eine Bitte an Euch, es ist die erste und letzte des Kindes an den Vater. Ihr habt eine Tochter, sie ist von einem jungen Manne geliebt, der ihr nicht gleich im Stand, wohl aber an Tugend und Vermögen ist; laßt sie glücklich werden, wenn sie des jungen Mannes Liebe erwidert. Ich bin demselben viel, sehr viel schuldig, er war mein Jugendgepieler, und aus Mitleid hat er es übernommen, den Verführer der schuldlosen Begutte zu strafen; sein Leben ist nun dafür dem Gesetze verfallen. Euer Einfluß wird seine Schuld mildern können, und darum steht Euch Euer verlassenes Kind an!“ (Schluß folgt.)

*) Hier Müß manjen je einen Monat lang zu Gericht sitzen, woher sie Montrichter genannt wurden.

Eine alte Herzogsstadt.

Von J. W. Start.

Wer je auf der Ostbahnlinie von Nürnberg nach Amberg fährt, hat sicher die freundliche Stadt Sulzbach nicht übersehen, die auf hohen Dolomitfelsen weitinsichnend sich aufbaut; und wen der Weg nach nicht in diesen Teil der Oberpfalz geführt hat, dem kann doch nimmermehr das Bild des Städtchens ein fremdes sein, das der Sulzbacher Kalender alljährlich weit und breit ins Land hinusträgt.

Wäge es den sieben Lesern des „Vaterland“ gefallen, sich heute einmal von dieser Stadt und ihrer ehrwürdigen Vergangenheit erzählen zu lassen.

Mächtige Grafen und Herren haben hier das Regiment geführt, und Fürsten und Könige oft und gern in ihren Mauern gewohnt. Zwei Kaiserinnen haben von hier aus den

Wohnungen, und legten solcherweise den ersten Grund der Stadt.

Was Gebhard begannen, vollendete sein Sohn Beringar I. Er umgab die Stadt mit Mauern und Türmen und verlieh ihr sein eigenes Wappen, das sie noch heute führt, sechs weiße Eilen in rotem Felde.

Mit Gebhard II. den sein kaiserlicher Schwager Konrad im Kreuzzug des Jahres 1147 mit der Führung des ersten Heerhaufens betraut hatte, eroberte die Reihe der Grafen von Sulzbach aus dem Hause Sulzbach, und die weibliche Linie der Grafen von Hirschberg gelangte zur Herrschaft, bis auch diese im Jahre 1305 ausstarben.

Der letzte von ihnen, Gebhard VII. hatte sein Land



Sulzbach in der Oberpfalz.

Thron bestiegen, Gertrude, die Gemahlin Konrads III. des Hohenstaufen, und Bertha, die sich dem griechischen Kaiser Emanuel Komonos vermählte. Und eng verwandt ist Sulzbachs Geschichte mit dem erhabenen Hause der Wittelsbacher, deren nicht wenige im hohen Schloß dasier genohnt und in der Fürstengruft der Stadtkirche ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Ins erste Jahrhundert zurück reicht der Anfang der Geschichte unserer Herzogsstadt. Graf Gebhard I. von Rastl, ein Abkömmling der reichen und angeesehenen Grafen von Babenberg, erbaute sich ums Jahr 1050 auf einer steilen Felsenhöhe, die er auf seinen Jagdflügen sich gewonnen hatte, eine stattliche und feste Burg und gab ihr von dem tief im Thale fließenden Bach den Namen Sulzbach. Er verlegte seinen Wohnsitz hierher und nannte sich von da an Graf von Sulzbach. Seine Dienstmannen und Leibeigenen scharten sich um ihn, schufen sich in der Nähe der Burg gleichfalls ihre

den Herzogen Rudolf und Ludwig vermacht, den Söhnen Ludwig des Streugen, und ein halbes Jahrhundert lang regierten von da an zum ersten Male Wittelsbachische Fürsten über die Grafschaft Sulzbach.

Doch schon 1354 wurde sie der Krone Böhmen verpfändet, und Kaiser Karl IV. nahm Besitz von der Grafschaft. Unendlich vieles hatte ihm die Stadt zu danken. Er erhab sie zur Hauptstadt von Neuböhmen, vergrößerte ihre Mauern, erweiterte ihre Kirche, bereicherte ihr Spital und Ziechhaus und war insbesondere auf Hebung und Förderung des Bergbaus bedacht, der noch immer in unerlöschlichen Ergüssen fortblüht. Sie hat darum auch zu des Kaisers Ehren sein lebensgroßes Standbild mit Harnisch, Schwert und Wappen an der Außenseite der Pfarrkirche aufgerichtet.

Nur sein Sohn Wenzeslaw, dem er den Titel eines Grafen von Sulzbach gegeben hatte, verpfändete einen Teil der Herrschaft um 100 000 Gulden neuerdings an Bayern.

nach Herzog Johann, derselbe, welcher nachmals bei Wiltensried die Hussiten aufs Haupt schlug, war Herr in Sulzbach.

Andere Bayernfürsten folgten ihm, bis durch den Landeshüter Erzbischof Georg das Sulzbacher Land wieder von den kaiserlichen Herrschern losgerissen wurde und an Ottheinrich I., den Pfalzgrafen von Neuburg gelangte. Unter ihm erfolgte 1542 die Einführung der Kirchenreformation in Stadt und Land, die sein Nachfolger Wolfgang aufs eifrigste förderte und befestigte.

Nach des kinderlosen Ottheinrichs II. Ableben fiel das Herzogtum Sulzbach an seinen Bruder Philipp Ludwig, dessen zweiter Sohn August das Haupt der Pfalz-Sulzbachischen Hauses wurde. Ihm folgte Christian August, der im Köllner Bergleib 1652 durch Aufrichtung des Simultaniums in seinem Lande die Teilung der Kirchengüter unter Protestanten und Katholiken durchführte und die Gotteshäuser den beiden Konfessionen zu gemeinsamem Gebrauch aufschloß.

Mit Karl Theodor, dem Kurfürsten in der Pfalz, der diese mit Bayern vereinigte (1777), erlosch nach einem Jahrhundert auch die Sulzbachische Linie wieder, und das Herzogtum Sulzbach ward von nun an ein Bestandteil des bayerischen Staates. Und wechsehvoll, wie die genannten Reiche ihrer Wehrerlöcher waren auch die Geschicke unserer Stadt gewesen.

Festlicher Jubel erfüllte die Straßen, wenn Karl IV. in seiner neuböhmischen Hauptstadt Hof hielt. Brunnender Aufwand wurde entfaltet, als Ottheinrich II. mit seiner jugendlichen Gemahlin Dorothea Maria, des Herzogs Christoph von Württemberg blühender Tochter, in Sulzbach einzog; und als Herzog August 1620 seine Neuv vermählte, die schleswig-holsteinische Fürstentochter Hedwig heimführte, da zogen dem jungen Paare die flottlich gekleideten Bürger samt dem Rat der Stadt entgegen und geleiteten es unter Trompeten- und Paukenschall,

unter Kanonendonner und Glockengeläute durch die freudig ertregte Menge des Volkes zum festlich geschmückten Hoflager.

Aber oftmals im Lauf der Jahrhunderte wüthete dagegen Pest und Hungersnot im Herzogthum, tobten Hussiten und Schweden vor den Mauern der Stadt, unsägliches Elend verbreitend; verheerende Feuerbrünste durchzogen die Straßen, und religiöse Wirren schufen Verfolgung und Jammer.

Heute ist Sulzbach eine gewerbsreiche Stadt, deren Bürger, wenn auch konfessionell getheilt, friedlich und einträchtig zusammenwohnen, mit treuer Liebe ihrer Heimat wie ihrem Fürstenthum zugethan.

Von reinlichen Straßen durchzogen, gesund gelegen, mit schöner landschaftlicher Umgebung, verdient sie es, daß zahlreiche Gäste von nah und fern in ihr einkehren. Und wenn der freundliche Besorger sich meiner Führung anvertrauen mag, will ich ihm noch ein Stündchen als Weisemann dienen durch die Stadt und um die Stadt; ich bin gewiß, er wird den kleinen Spaziergang nicht bereuen.

Vom Bahnhofs auf einem hübschen Wiesenspad gelangen wir über den vorzellreichen Rosenbach an den Eingang der Stadt und dürfen uns nun freilich eine ziemlich steile, aber sehr gut gehaltene Straße nicht ver-

drüßen lassen, bis wir den Marktplatz erreichen.

Schon unten im Thale fiel uns das stattliche Schloß in die Augen, das im Westen der Stadt auf jäh abfallendem Felsen thront. Es ist die einstige Residenz der Sulzbacher Herzoge, zuletzt von Franziska Maria Dorothea bewohnt, der Urgroßmutter unseres vielgeliebten Prinzregenten, welche am 15. November 1794 das Zeitliche segnete und als Letzte aus der Reihe der Wittelsbacher in der Sulzbacher Fürstengruft bestattet ward.

Bald nach dem Tode der Pfalzgräfin gingen die weit-



läufigen Gebäude durch Kauf an den Kommerzienrat Johann Fjoid v. Seidel über, der mit außerordentlichem Kostenaufwand die ehemalsige Stommburg des Sulzbacher Zweiges der erlauchten Wittelsbacher vor der Vernichtung rettete und die Druckeri seiner weitbekannteren Buchhandlung in einem Teil des Schlosses verlegte, bis dieselbe im Jahre 1802 vom Staat zurückgekauft und als weibliche Gefangenenshale eingerichtet wurde.

Die nördliche Seite des Martyrlozes wird von der in gotischem Stil gehaltenen Simultanpfarrkirche begrenzt, die aus dem 15. Jahrhundert stammt, aber, von Feuerbränden und Erdbeben heimgesucht, durch öftere Umbauten und Neubauten ihren ursprünglichen Charakter teilweise eingebüßt hat. Sie birgt, wie schon erwähnt, die Gruft der Sulzbacher Fürsten, in welcher 14 Eichenjünge ruhen. Ältere Jünge aus den Jahren 1582 bis 1664 wurden, weil sie beschädigt gefunden waren, 1781 auf fürstlichen Befehl gestrichelt und nebst den Kleindien, die sie enthielten, noch Mänschen verbrüht, während ein gemeinschaftlicher Steinarkhof das noch vorhandenen Ueberreste der fürstlichen Leichen aufnahm.

Vor wenig Jahren hat die königliche Guld des Prinz-Regenten die Fenster im Chor der Kirche mit vier prachtvollen Glasgemälden geschmückt, die Kabetung der Thron und der Weisen darstellend.

Korbe der Kirche dürfen wir das altgotische Rothorn nicht übersehen, mit zierlichem Giebel und kunstreicher Kasette über dem vorspringenden Erker, in welchem der geräumige Saal des oberen Stadtraths ausmündet.

Königliche Privatgebäude, nach einem verheerenden Brande im Jahre 1822 neu entstanden, bilden die südliche Front des Martyrlozes, von welchem wir noch einen Pfahl in die breite lichte Hofenstraße setzen und uns dann durch die Reustadt in die prächtige Vinzenzallee begeben, welche im Norden und Osten der Stadt sich hinzieht.

Von Herzog Theodor zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gepflanzt, gewähren die mächtigen Platanen einen schattensreichen Laubgang, um den manch andere Stadt die Sulzbacher beneiden möchte. Jenzeit des Grabens sehen wir noch wohlerhalten die alten Mauern mit ihren Wehertürmen, da und dort von äppigen Epyruranen überkleidet, ein Bild, wie es uns etwa in Nürnberg oder Rothenburg wieder begegnet.

Nun aber lenken wir unsere Schritte nach dem Annaberg, dieser Perle unserer Herzogsjagd. Nähez steigt ein kleines Viertelstäubchen der baumreiche Pfad den Hügel hinan, auf welchem Christian August zum Gedächtnis seines Uebertritts zur katholischen Kirche (1656) eine Kapelle, der heiligen Anna geweiht, erbauen ließ. Eine wundervolle Rundsicht belohnt uns dort oben für die leichte Mühe des Weges.

Da zeigt sich nordwärts der Kuppe Kalm und hinter ihm das ganze Fichtelgebirge von der Rössene bis zum Ochsenkopf und Schmeberg den überraschten Blicken. Etwas auf steiler Höhe erhebt sich die Marienbühlische der Nachbarstadt Amberg, und weit im äußersten Horizont sehen wir die runde Kuppe des Arber sich wölben. Südwärts gemendet, quolmen dicht zu unseren Füßen die mächtigen Eichen des ausgebreiteten Rosenberger Hüttenwerkes, welchem die Drahtseilbahn aus den reichen Gruben am Annaberg selbst und am Geymannsberg Tag um Tag gewaltige Mengen des wertvollen Erzes zuführen. Und fern im Westen reihen sich zum lieblichen Kranz die schön geschwungenen Wellenlinien und zudigen Kronen der wolbigen Hügel, welche bei Herabdruck das Thal der Pegnitz begleiten, während in nächster Nähe auf der Höhe des fruchtbaren Thales das Hochbild unserer alten Fürstenstadt sich aufbaut.

Halt Du, lieber Leser, diese Umzöge genossen, wenn die scheidende Sonne über die weite Landschaft ihr Licht in goldenen Fluten ausgießt, gewiß, Du wirst Sulzbach und seinen Annaberg nimmer vergessen!

Vom Schlittensfahren der Münchener Geschlechter.

Ein kulturhistorisches Bild aus alter Zeit

Von Dr. Max Jäger.

(Schluß)

Die Münchener hatten nun wenigstens etwas gewonnen, und wenn es auch nicht weiter war, als eine kurze Frist. Immer noch schwärzte über den wohlwärtigen Hüpfen der christamen Patriaren dräuend das Schwert des Damokles: Die Schlittensfahrt ohne Schlittenbahn. Noch hatte der Himmel sich ihrer nicht erboten und immer noch nicht die holprigen Straßen erbarmungslos zu einer glückseligen Gleitbahn verwandelt, darum richteten sie bei der Rückkehr des Herzogs nach München am 31. Januar neuerdings an ihn die Bitte, sie von der beschwerlichen Fahrt zu entbinden, weil „es nit allain etlichen unßeren alten schwachen Franzen, auß den pflaffen Stoben ohne ainicher schlittendann herum zu fohren ganz beschwerlich sollen, sonder auch bey der gewoin etwas verclainerlich irin wurde, So dann noch bis dato hein schnee wetter, auch morgen der heilig Abent unßer lieben framen Nichteussen“ u. s. w. —

Am 7. Februar ersloß darauf aus der „Schaimen Ganzley“ „aus güm betwöl St. N. Herzog Maximilian in böhrn“ die

Antwort, daß der Fürst trotz der Ueßche zur Abndung, „daß sie zu bestimber und gewöhnlichen Zeit nit umgehahren, nochmols mit Ernst besohlen haben wolle, das sie ain solches noch zwischen hie und Solnacht unseßbarlich verrichten, es wäde dann, das siess nit schuldig zu sein für und auf Zu legen hetten, des wöllten als dann S. H. Pl. von Anen vernehmen und sich dorauß verner gß. resolvieren“. —

Nun, sollte man glauben, hätten die guten Geschlechter wohl keinen Anstoß mehr gehabt und sich dem unbewußtamen Willen des Herzogs fügen müssen; allein wie in der Komödie sich Scene um Scene steigert, bis der Knoten der dramatischen Verwicklung sich durch die plötzlich herüberbrechende Peripetie entwirrt, so gestalten sich die Verhandlungen um die Schlittensfahrt immer bewegter, selbst wenn die aus Treffen geführten Argumente bloß auf Trug und nicht auf dem Boden der Wahrheit beruhen. Um jeden Preis wollen die Münchener sich der Schlittensfahrt entziehen und, wie der Herzog jäh an seinem Schiene schließt und weder etwas davon sehen

nach etwas davon hören will, daß noch immer kein Schreck vom Himmel fiel, da entsagen sie diesen Vorposten selbst dann nicht, als der Umsturz der Witterung sie des trüglichen und verunftigsten Weigerungsgrundes beraubt. Der inzwischen eingetretene Schneefall hat den Boden für die Schlittenfahrt geschaffen und ihnen den Boden für den Widerstand entzogen, darum wandten sie sich, mit Verlässlichkeit ein neues Hindernis entsetzend, am 13. Februar abermals mit einer Entschuldigungschrift an den Herzog, worin sie ihre Treue, Ergebenheit und — ihren guten Willen ausdrücklich betonen. Dann fahren sie fort:

„So dann etlicher massen ain Schlittenpon angefallen, allß weren wir vnderthenigk vorkabend gewesen, E. J. Dtl. zu vnderthenigsten Ehren, und unsern Frauen und Jungfrauen zu regelichheit auf künfftigen Sonntag herumbzuführen, Aber E. J. Dtl. künden wir vberichtet nit lassen, das vberhofft veränderung und ungelegenheit eingefallen, dann nit allein wir auf dero hern hochtraths und Cojnners Gasparn Vercheufelers und seines Sohnes Albrechten Vercheufelers, auch E. Jr. Delat. Cammeraths, als vnsers Geschlechtes verwanten, anhalten und ersuchen zu sein Albrechten Vercheufelers vorkabenden hochzeitlichen ehrentog, also gedroht nach, vnser Trindtschuben vergannts, und wechret thails auch selbst geladene Gast sein, also zur dem herumbfahren, die Trindtschuben, wie vorkabent, nit hoben, noch den Zeigen, so auß E. J. Dtl. Offizieren, und andern, dem Geschlecht zugehörten Hofgejünd, so otern brauch nach auch mitfahren, ainiche Ehr, nit beneuen künden, sonder es than auß etliche auß vnsern Innern Kathis mitt, allß Michael hart und honsbüel, allß unter der vier elstigen Bürgermeist, und auf den ersten schiltzen (Schlitten), alten gebrauch nach, fahren sollen, thraucht sein, nit weniger etliche vnser Frauen in der Münderpöth, wie theils sonsten vbel auß, also vnser für die Jar solch herumbfahren, nit allain solcher eingefallener vnuerhoffter veränderung, auch anderer zuvor vnderthenigk angeandter vrsachen halben, ganz vngelänglich, sonnder deorglich wie in solcher kleinen anzahl sein wurden, das E. J. Dtl. wie diemitt wenig ehr rzaigen künden.“ Ganz wehmütig bitten sie deshalb, sie entweder von der Schlittenfahrt ganz zu entbänden oder wenigstens „bis auf den andern Sonntag hantm, do anders ain schlittenthan sein wieder, gedigilté dilation zu erlassen“. Den auferlegten Beweis, „das wier solch herumbfahren nit schuldig“, können sie vorläufig nicht liefern, deshalb wollen sie „mit christen weiten vnderthenigsten briedt anfüegen“ und rufen unter abermaliger Versicherung des Gehorsams die herzogliche Gnade an.

Trotz dessen stetig sich wiederholenden Betrüerungen und trotz der zu Schau getragenen Biederkeit und Treuhertzigkeit war es schließlich mit der Gebuld des Herzogs zu Ende. Zwar schien er nicht zu wissen oder wenigstens nicht wissen zu wollen, daß die Hochzeiter des „Vercheufelers“ eitel Vorwand war, indem die wirkliche bereits acht Tage vorher zu Augsburg stattgefunden hatte, und hier nur eine Fortsetzung davon begangen werden sollte, indessen schlägt keine „Signatur“ an „Die von Münden“ diedmol einen ganz kategorischen Ton an. Er macht ihnen den Standpunkt klar: „E. J. Dtl. gar nit begern, das die von Münden allein ir J. Dtl. zu vnderthenigsten ehren, auch ir frauen und Jundfrauen ergilichheit, wie sie ätters andenten, sondern wollen, das

sie von allen gebrauch und herkommen wegen herumbfahren sollen. Künden auch in järgenwandler entschuldigung für erhöblich nit halten, danach Jr. J. Dtl. nit sehen, worum des Vercheufelers Hochzeit mit dem herumbfahren hinder, noch worumb sie der trindtschuben dazu so hoch bedürffen, und versehen sich selbst, das diecainige, so frantz und erbliche bekante Verloch haben nit mit herumbfahren künden. Es werden aber die von Münden für sich selbst den vorus zu gedanken wissen, das sie dennoch in solcher anzahl herumbfahren, das es inen selbst nit mehr verkleinerlich seht. Wie sie dann, wenn sir mit Verloch darobhalten, wol than künden, und stellen Jr. Dtl. inen gleichwol hantm, ob sie weiter Sonntag herumb fahren wollen.“ Dann heißt es noch, sie hätten es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie bei allenfalliger Witterungsänderung „auf den steinen“ herumbfahren müßten. Ganz ironisch behält die Widmung zum Schluß sich noch vor, auf den erwarteten angebotenen Anweisung, daß sie zur Fahrt durch keine Verbiethlichkeit gezwungen seien, „sich der gebür darüber zu verbiethen“.

Dessen ungeachtet lassen „die von Münden“ den Rath noch nicht sinken. Der „Bürgermeister Im Rumb“ Christoph Schrenck verjammelt noch der „Abends spät und holbe fünfß Uhr“ erholtenen Zustellung oben angegebener „Signatur“ noch „einen Jannern Bihor“ und liest den Erlös vor, der nach der edlen Herren Ansticht lümdigliche heißt. Darum schicken sie wiederum eine Petition an den Herzog ab (datirt vom 14. Febr.) und stellen ihm unter den üblichen Erklärungen vor: „Nun were vnns niters liebers gewesen, diemitt E. J. Dtl. berärret herumbfahren auß morgen gnädigk begert, dann dißjols bezoben vnderthenigk zu wilsfahren. Eben aber in solcher zit die notwendige Zuebreitung und Bestellung der schlitten vnd all andrer sachen wir auch dos anlagen, so sonst allezeit ein tag oder zuvor sein sollte, nit mer künden geschien, angehen Jr vil des Geschlechtes selber nit Roß hoben, sonder sich erit omaber wez der messen sirschen, wie auch die Stuben erit E. J. Dtl. Cojnerath dem Jungen Vercheufelers auß Worgen zu seiner abent hochzit zugefogt, darinnen sonwsten des ganzen Geschlechtes zuzamen khommit zum herumbfahren angelet, Item nach dem herumbfahren den alten Gebrauch nach ein Rekocation den geschlecht veruonant gegeben wirdt, Welches sie als ein alt herkommen auch nit dahinden noch abkhomen lassen.“ — Aus diesen Gründen singen sie das alte Lied um Entschuldigung für dieses Mal, doch den „Konstigen Sonntag“ wollen sie fahren, soferne noch „ain Schlitten weg“. „Auf den Gegenahl“ wird natürlich des Fürsten gnädigste Rücksicht erbeten.

Sie führen also in der That nicht. Schlaun diplomatisierend fanden sie aber einen neuen Schleichweg, um auch den „herumbfahren auß künfftigen Sonntag“ zu entriinnen. Der Herzog hatte sich nämlich inzwischen auf sein Schloß Wichtenberg am Lech begiben, und seine Abwesenheit ward zu einem neuen Kniff benutzt, indem sie an „deroelben geheimen Rath, Christen Canzler vnd Pfleger zu Marquartstein Herrn Joachimen Dornspurger als der Zeit Christen Marckhaldt Rumbdörwaller“ (er ist der Bruder der Freiherren v. Donnerberg) ersuchen „das zu solchem herumbfahren, wie von ätters die got Troneter vnd gefret von E. J. Dtl. Delat. Marckhall auch verordnet wörden“. Da aber „mergdüchster Herr Obrister Canzler solches nit für Rhatom gehalten“,

so wird die willkommene Gelegenheit benützt, um die Fahrt „bis auf künfftigen Samstag hernach als Herrn Johsacht abermals ein (zu) stellen“. In ehrenbezüglicher Weise wird dies dem Landesherren unterbreitet, selbstverständlich wieder mit dem Zusatz, man bitte unterthänigst um gütliche Dispens für den Fall, daß „weiter hinein schiltweg sein wurde“. Datum den 20. Februar.

Was blieb dem Herzog übrig? In seinem „bischoid“ von Lichtenberg am 21. Februar sagt er es bezüglich der Einstellung und Verschiebung auf den Fastnachstentag „bewenden“ und behält sich „zu“ vorbehalten auf den Fall es sein sollten Pann haben sollte“.

Diese gab es aber zum großen Leidwesen der unglücklichen Rathsherren, sie fanden keinen Ausweg mehr, dem alten Brauch nicht zu genügen. — Allein sie hatten sich einmal in den Kopf gesetzt, die abwiele Pflicht ganz von sich abzuwälzen, und ehe das laufende Jahr zu Rülte ging und geraume Zeit bevor das neu beginnende sie wieder in die Schützen zogang, am 26. Dezember 1604, nahste „Bürgermeister und Rath“ verbauend wiederum dem Herzog mit einer wohlkühleren, äußerst umfangreichen, herzerweichenden Bittschrift um gnädigsten Erlass der Schützenhoheit im kommenden Jahre. Höchste weisung wird die altbewährte Trave, der päpstliche Gehorsam aufs neue zum Zeugen guter Gesinnung angewiesen; es wird zugestanden, daß sie den Nachweis einer Nichtverpflichtung zur Fahrt nicht zu liefern im Stande seien, der Ursprung der hergebrachten Sitte beruhe jedoch sicherlich nicht auf „einer schuldigkeit“, sondern bestimmt nur in ihrem freien Willen, um wie in anderen sächsischen Haupt- und Reichsstädten gleichfalls die „fürnemmbten aines Leben arts Irerer Obrigkeit“ zu ehren. Das wird weisungsgemäß auseinandergesetzt. Nun spielen sie aber ihren letzten, den Haupttrumpf, aus: ihre eigene Eher, denn alle anderen Mittel: Krankheit der Frauen sind schon zu sehr verbraucht, um nach Wirkung zu versprechen, und ob der Winter wieder ohne Schnee fall verlaufe, darauf konnte man doch nicht so ohne weiteres rechnen. Elden die wohlweisen Geschlechter bereits in unseren Klajssiken belehen gewesen, wie es Männern von Bildung und Erziehung zulaut, ja hätten sie wahrscheinlich erriet: „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwozzen und das Erbarme in den Staub zu zieh'n“. Da aber die Ausführung dieser Sentenz

damals noch nicht möglich war, so kagen sie: „Wie aber saunsten in andern sachen auch beschicht, und die welt beschaffen, das gemeinlich das Gute zum Irren gebrudet würde, als ist uns auch mit diesen Herumbfahren nummehr etlich Jar herro beschehen, das man mit allain gemeinlich vnter dem Pöfel, sander auch wol an ander orten danon spätlich geredt, als geschicht es vns, und den Geschlechtsverwanten zu sonderem spott, und wegen ainer vor alters verschuldter straff. Vnd abwoin solches an Ime selbs der vngrund, ja ist es doch soweit erschallen, das nit allain, und zwar eben dieses Herumbfahrens und desshalbten verclamerung halben niemand in diese patriciatu dignitatem zu vns zu stellen begert, sander auch Ire vil die von Iren Eltern herro vil Jar darinnen gewesen, sich selbs dauon abziehen, und entziffern, und daraus nummehr wo is vil verachtung entstambten, das wir es mit vnsereu thändern, in hehrlichen und andern metzlich entgerten müessen, auch die Geschlechts verwanten also abgenommen, das wir thum in 6 Geschlechts Veranten des künfftigen Rathes, wie bißhero in brauch gewesen, erzeigen mögen“.

Aus diesen Ursachen beteiligen sich, so wird weiter ausgeführt, überhaupt nur mehr wenige Personen an der Schüttenpartie, es gereicht jedoch nicht bloß ihnen zur „verclamerung“, sondern auch „E. fürstl. Last. hiendurch ain schlechte Eyr erzoigt“ wird, wenn man glaubt, daß die Fahrt frei müsse und „zwar aus vnsereu vordereu verwardung“. In beweglichster Tonart wird das Thema noch seitentlang varriert.

Aber der Herzog ließ sich nicht erweichen. Die Patrizier mußten ungedacht aller Bitten und all' ihres Sträubens auch im Jahre 1605 die Schüttenjahrt vollenden und ebenja noch drei Winter hindurch. Niemand steht jedoch zu lesen, ob der personne Herzog sich durch das Verkommen selbst so weit gebunden erachtet habe, um das Willkürer zu dem üblichen Wahle zu liefern, wie es einst der Brauch gewesen war, und waton man ihn unterthänigst zu mahnen nicht vergessen hatte: es wird wohl kaum der Fall gewesen sein.

Endlich, im Jahre 1608, erbarnte sich der Fürst der armen Geplogten und etlich die Fahrt, weshalb „Bürgermeister und Rath“ unterm 10. Martij“ sich langausgehend und tiefergerüht über diesen Alt landesväterlicher Guld gebührend bedanken.

Storgast zum Kupferberg.

Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Bayerns. Von J. Harris.

(Schluß)

Mit dem rathen Aufblühen Kupferbergs ging, wie überall, die Verarmung einzelner Hand in Hand. Aber der Niedergang auf der einen Seite spornete anderseits die Muthigkeit der Vermöglicher zur werthstättigen Liebe für den entbehrenden Männen an. Dafür legen in dem Städtchen die milden, aus frühesten Zeiten stammenden Stiftungen bedrehtes Zeugnis ab. Was ist eine Ortshoheit in jener Gegend, die eine gleich alte und großartige Stiftung aufweisen kann, wie jene des Hospitals zu Kupferberg? Gründer desselben war der bairige Zuvahner Konrad Kirchner, 1332. Thmas Kirchner, Bruder oder Verwandter des Vorgenannten, stiftete

im Jahre später noch vieles hinzu, ja daß jetzt die ganze Schenkung mit weiteren Zuwendungen anderer Gutthäter 517 Tagwerk Gründe, meist Waldungen, umfaßt. Der Zweck dieses Stiftes beruht in der „Erhaltung, Labung und Ernährung armer, kranker, dürftiger und schwacher Menschen“.

Aus einer Beschwerte der Spitalbründer von 1634 gegen den ansiehend spitzbühischen Pfleger Kopf ist zu ersehen, woß der Inhaber einer Pfründe außer Verköstigung und Beherbergung zu erhalten hatte: 1. Geld zur besondern Labung in Krankheitsfällen, 2. Heringegeld in der Fastzeit, welches sich auf eine 1484 um 60 Gulden gestiftete, ewige Tonne

Herzige zurückführen läßt, 3. Vierzelt im Sommer, am Karfreitag und zu Ostern, 4. Vier während der ganzen Fasten- und Adventszeit und 5. Sommer- und Winterkleider. Im ganzen mühten für die Pfänder 14 Vocher Holz — ein Vocher = eine schwere Fuhre mit zwei Pferden — abgezogen werden. Trugen die Spitalinwohner dieses Holz selbst heim, so konnten sie für ihre Arbeit den ortsüblichen Lohn beanspruchen. Zur Charakteristik des Pflegers ist noch bemerkt, daß er für Anschaffung eines schwarzwollenen Rockes zwei Reichsthaler verrecknet habe, während derselbe Pfänder sich einen gleichen am fünf Boges gekauft habe, der ihm eben so lieb sei.

Das stetige Anwachsen der Bevölkerung des Städtchens sowie der starke Zubrang der Wallfahrer hatte selbstverständlich auch eine Erziehung der Seeligen im Gefolge, und diese sollte durch fromme Stiftungen erleichtert werden. Eine Konfirmationsurkunde von 1357 legt Zeugnis ab von der Stiftung eines Trübsinnbenediktiums, welchem die Errichtung eines Engelbenediktiums folgte. Von Rat- und anderen Bürgern wurde 1396 ein Wirtelmeibenebiktium gegründet, so genannt, weil der Kupferberg dieser Stiftung hauptsächlich ein Mal auf dem Katharinenaltare in der Pfarrkirche während der durch den Pfarrrer zu lebenden Pfarrenmesse die Stiftungsfeier lesen mußte. Das Spitalbenediktium faßte aus dem Jahre 1450.

Nach einem Vertrage von 1511 mußte dem Pfarrrer der Zehent von Kälbern, Schweinen, Schafen, Geißen und Hähnen gerecht werden. Seine Gegenleistung bestand in der Haltung eines Hahnschiers, Schweinabdrers und Weiskochers. Bezüglich des Schweinezehens war noch besonders bestimmt worden, daß „derjenige, welcher einmal ein Sau (s. d. h. weibliches Schwein) gab, das andere Mal einen Keden zu geben hatte“.

Als „Präsident“ erhielt damals der Pfarrrer für eine Messe 10 Pfennig bezahlt und, wenn sie gesungen wurde, noch 3 Pfennig für Bier.

Der Schulmeister hatte während der ganzen Fastenzeit jeden Tag das Essen im Pfarrhause nebst 3 Pfennig für ein Quart Bier zu erhalten, an den übrigen Tagen im Jahre jedoch nur noch einer gesungenen Messe oder Vesper. Ausgenommen hiervon waren die Wochenfasttage, an welchen er 3 Pfennig für Bier bekommen mußte.

Das Weinbaugebiet der Pfarrei kann nicht nachgewiesen werden. Aus einer Konfirmationsurkunde ist aber zu vermuten, daß sie schon lange vor der Gründung des Hospitals bestanden haben dürfte. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie aufgehört, um 1649 wieder neugegründet zu werden; wenigstens fanden in diesem Jahre die vorhandenen Pfarrmatrikel an.

Das jetzige Kirchengelände, innerlich rein gotisch ausgeführt, stammt aus dem 15. Jahrhundert, also aus jener Zeit, da die Hussiten unter Procop, dem Befehlshaber, die Kirche bei Reufang 1430 schon zerstört hatten.

Von der Marienkirche (Heiligkirche) auf dem Pfarrfelde unweit des Dufes Renzang und in nächster Nähe bedeutender Bergwerke hat sich ein alterer, aber wetterfester, 15 in hoher Mauerbreiten bis auf den heutigen Tag erhalten. Nach den Grundmauern muß dieselbe von beträchtlichem Umfang gewesen sein. Sie stand hoch oben auf dem Westufer des in finsterner Tiefe dahinströmenden Koflerbaches. Eine größere Ortschaft wird um dieselbe nicht gegründet worden sein, weil der Zugang neuer Ansiedler keine Grenzen gehabt

haben wird, und die bereits bestehenden Niederlassungen ohne zwingende Gründe nicht aufgehoben werden mochten.

Kehren wir wieder zu Kupferberg zurück!

Es war früher nicht leicht, Bürger des Städtchens am Kupfbach zu werden, denn seit 1610 betrug die Gebühr für das Bürgerrecht 200 Gulden nebst 12 Gulden Bürgergeld. Wiederholte Bestätigung nach diese Gebühr 1728 durch die Bayerische Regierung, nachdem vom Rat der Stadt wahrscheinlich wegen allzu großer Ermüdigung dieser Taxen „viele lieberliche Personen als Bürger angenommen wurden, vor denen auf der Tax nichts sicher sei“.

Die hochwürdigste Regierung ist im übrigen den Kupferbergern sehr zugethan gewesen. In einer Verordnung von 1717 bezüglich eines Bierstreites zwischen Kupferberg und Untertberg heißt es, daß in ungenügenden Dörfern, also in solchen ohne Bayerische Unterthanen, das Bier gehalten werden kann, wo es zu haben, daß es aber in gemäßigten Dörfern nur aus Kupferberg bezogen werden dürfe. Solcher Streit endete mit einer Niederlage der Untertberger nach fünf Jahren. Daraus läßt sich freilich nicht ersehen, ob das Bier auch gut und kräftig gewesen, aber gern muß es getrunken worden sein, weil über häufige Gassen- und Wirtshauskämpferien geklagt wird, wobei dem Rauschwäcker zur Pflicht gemacht wurde, bei dergleichen Vorkommnissen sich durch „lautes Schreien und Klagen auf das allerbeste bemerkbar“ zu machen.

Nicht lange nach jener Begünstigung des Bierausführens sah sich der Rat der Stadt in die Lage versetzt, einen Bierbeschauervertrag zu errichten, nach welchem die Visitatoren das Gelübde abzulegen hatten, gutes Bier für gutes und geringes für geringes anzusehen und mit keinem Worte zu handeln oder ihm durch die Fingern zu schauen. Zugleich wurde auch den Fleischbeschauern der strenge Auftrag erteilt, das Fleisch zu untersuchen, ob es nicht „toll“ oder „unreinig“ oder gar räudig sei. Von 1745 an mußte bei Vermeidung von 10 Gulden Strafe jeder Bürgermeister monatlich sechs Visitationen bei Wirtsen, Bädern und Metzgerei vornehmen. Es durfte kein Metzger ein Kalb unter dem Alter von drei Wochen schlachten, auch war er gehalten, wenigstens im Winter nur von gemähten Ochsen Fleisch zu verkaufen.

Von den vielen Drangsalen, die seit Jahrhundertens das Städtchen heimgelacht, sei hier nur auf das Uebel hingewiesen, das die häufige Einquartierung fremder Truppen sowie die Vereinstellung fast unerschwinglicher Kriegskosten im Auflisten, Dreißigjährigen, Altkredischen, Siebenjährigen- und französischen Kriege im Gefolge hatte. „Fast nicht der halbe Teil kann sich mit dem lieben Habertrab erkräftigen“, so wird in einem Dokument ohne Jahreszahl geklagt. „Das Getreide muß teils unreif geschnitten, teils auf dem Felde stehen gelassen werden.“

Die großen Brände von 1725, 1756 und 1768, denen leider auch viele Urkunden zum Opfer fielen, dann die mehrmaligen Hagelschläge rafften vom Wohlstand noch vollends hinweg, was die Zeiten des Krieges übrig gelassen hatten. Zwar schwang sich die Stadt im gegenwärtigen Jahrhundert wieder etwas empor, vermochte aber nimmer so aufzuklimmen, wie in der ersten Zeit seines Bestehens unter der Herrschaft des Krummbüblers.

Kupferberg vor früher der Sitz des Oberamtes von sieben umliegenden Palsgerichten. Nachdem es 1803 bei der Aufhebung des Hochstiftes Bamberg bayerisch geworden, der

städtlich Verfassung verfaßt gegangen und im sog. Tausch- und Grenzjurisdictionsvertrage mit Preußen diesem Staate zugefallen war, wurde 1806 das Oberamt aufgehoben und das in Martischberg aufgelöste Justizamt dorthin verlegt.

Nach der Schlacht von Jena blieb es unter französische Administration gestellt, bis es noch dem Vertrage mit Frankfurt 1810 Bayern wiederholt einverleibt wurde.

Das Justizamt wurde hierauf auch aufgehoben; das Amtsgelände blieb leer stehen, 1823 nach langwierigen, inneren Kämpfen ward es von der Gemeinde zu Schulzwecken angekauft.

Hatte schon mit der Aufhebung des Oberamtes das Städtchen empfindliche Schädigung erlitten, so mußte mit der gänzlichen Einstellung des Bergbaues und der gleichzeitigen Auflösung der Bergamtsverwaltung seine letzte und stärkste Nahrungsquelle verlieren. Die ärmere Bevölkerung war daher genöthigt, sich naheliegenden Industralzweigen zuzuwenden, während der Mindertheil der Einwohner nach wie vor aus dem Betriebe der Landwirthschaft und Vieh-, hauptsächlich Schweinezucht irdischen Nutzen zu erzielen strebte. Kupferberg hat die Erlaubnis zur Abhaltung von Viehmärkten; diese können aber jenen begünstigteren von Kulmbach und Staffelscheid gegenüber nicht ankommen; nur fünf Staudmäste bringen im Jahre noch etwas Leben und Bewegung in das einsame Bergstädtchen.

Der spätere Bürger von Kupferberg hielt im Gegentheile zu seinen ältesten Vorfahren stets an der Scholle fest, und wechset er aufgewachsen war. Der Gewerbe, sein Blick in der Fremde aufzuwachen, kam ihm nie in den Sinn. Lieber wollte er bei kinglysten Verdienste am eigenen Herde unter Mühe und Schwere sein Schwarzbrot essen, als getrennt von der Heimstatt den Fremden ungewissen Überflusse sich hingeben.

Doch in großer Menge vorhandene, wertvolle Gesteine seiner Heimatlage nicht minder wie der außerordentliche Reichthum an Kupfholz muß nun dem fleißigen Völkchen dazu dienen, neue Quellen des Segens aufzuschließen. Der Paterlesberg, 20 Minuten nördlich von Kupferberg, eine 553 m hohe, mächtige Felsklippe mit spärlicher Vegetation, besteht größtentheils aus Serpentin, der schon in ältesten Zeiten zur Paterfabrikation Verwendung fand. In eigenen Eten geschmolzen, diente die flüssige, glasartige Masse zu Knöpfen, Patermottenlagern und Rosenkränzen. Leider sind mit der Entlastung des frommen, mittelalterlichen Glaubenssinnes auch die Paterläden fast geworden. Jetzt werden aus künstlichem Wege noch Mörser, Meißelsteine, Pfeilbeschwerer u. dgl. aus Serpentin hergestellt.

Die an der Straße südlich von Kupferberg vereinzelte zu Tage tretenden Bohrstengel werden seit Jahrzehnten ausgeprengt und liefern vortreffliches Material zur Beschöterung der Straßen. Der vorkommende gelbe Schiefer wird zum Dachdecken verwendet.

In neuerer Zeit bürgerte sich die Hofschnitzerei dort ein und werden solche feine und begehrte Artikel angefertigt, daß die jetzt beschäftigten 60 Schnitzer vollaus zu thun haben, um den Bestellungen aus den Abtheilungen Nürnberg, Frankfurt, Berlin, Leipzig u. aus dem Auslande.

Ein Teil der ärmeren Einwohner wohnt seine Zustände zum Wohlthun, um wenigstens geringen Ertrag für entgangenen Verdienst zu finden, indem die schwächeren Schichten mit den ermahnen Töchtern durch Weißbiererei und Brauereibetriebe den färglichen Wohlthun zu ergännen trachtet. Aber eine gründliche Besserung in den Lebensverhältnissen der Bewohner von Kupferberg kann nur dann wieder eintreten, wenn die erwähnte Zustände der verlassen Kupferbergwerke Thatsache wird.

Der Berggeist am Rauhen Kalm.

Von Karl Bittel.



„Niesig wirst der alte M. Art und Lüge sich um den schon gebogenen Rücken; er achtet nicht der sich verzeichneten Wege, will er ja heute wieder zu des Rauhen Kalmes Höhen emporstürmen, wo der Himmel nicht gemischt ist in durchsichtiger Klarheit, sondern nur schneebedeckte Fichten, vom Winternebel eingesperrten, düster emporen. In den Kodelnschritt und folgt der Wind.“

„Heute nur da droben, braunes, altes Gesicht!“ höhnt der Mann mit der Art, „du mußt doch nieder in den Schnee, find' ich anders die bekannte Steige!“

Martha, des wildhalsigen Mannes Eheweib flehte noch unter der Thür: „Ach, M., laß Dich bezugsam finden! Geh heute nicht wieder zur Kalmerröh! Suche Dir Abholz und Reisig in den tieferen Gründen! Ach, wüßtest Du, wie wech nie ist uns Herz! Der Berggeist jährt Dir, Du weicht es, und nimmermehr blüht Dir Segen dort oben! Hast Du's denn vergessen, daß Dir der augnädige Geist schon sieben Äzte vom besten Stahl genommen hat, worauf Du leer und ohne Anndeute zu Thale steigen müßtest? Darum bleibe; die frühe Morgenstunde ist Dir unhold; mich weht es an wie kalter Schauer, M. bleibe!“

„Ate, was jammert Du da in albetner Weiberzucht? Ich soll mich beugen? Ja, der M., dem neidischen und grämlichen Anlauge! Sind sieben Weile hin, so sei es auch das achte! Ich hole mir die Fichte.“ Sprach's und nahm kretzrog seinen Aufweg. Zu solten Frühfchein wählte er sich lachend die höchste und schönste im ganzen Fichtentränge. Bald wedten hundert Schläge den Wurzelsaß, bis endlich der stolze Baum niederproßte. Mit einem wilden Siegesjauchzen schwenkte der Alte das verschmizte Hütlein, doch schnell des unheimlichen Weites gedenkend, preßte er krampschaft die frevelerische Art an sich. Aber schon zieht und jerrt es wieder an derselben, und so heilig der Uller sich stemmt und wehrt, mit einem Rud ist sie weg aus Arm und Auge. Er starrte eine Weile, dann wollte er eine gräßliche Verwünschung ausrufen,

doch, hoch, aus den Äpfeln grauer Stämme lönt's wie dumpfer Geisterchor, und scharig bringt es ihm zu Ohren:

„Geh, Du starrtinniger Thor, und dank es meiner Güte, daß ich Dir nur die Art nahm und Dich selbst verstohte! Die Bäume sind in meinem Haan und Schirm, und Witterjorn ersag' mich, wenn ein Feindler naht. Jede Art ist meine Beute. Mit den Ästen aber, die ich hole, schlage ich dann nach den Schlimmen im Laube. Wer es aber wagen sollte,

auf die zu schmähen, die in liebendem Vertrauen nach meinem Bergwald ziehen, um dort Schutz und Raht zu suchen, der wird meiner Raht nicht entziehen, und selbst die geweihte Klosterzelle entgeht nicht der Strafe des Berggeistes!“

Tiefer Holzwald spielte sich durch das Gefieder des Waldes. Der Ulmer aber stieg bebenden Herzens zu Thale. Er war ein anderer geworden; mit tavollosim Eifer künbete er in Feld und Forst, allüberall, wogin sein Fuß sich setzte, die Raht des Berggeistes am Rauhen Kaum.

Kleine Mitteilungen.

Gedenktage der Königl. Familie. Vor fünfzig Jahren, am 23. Februar 1842, verlobte sich Kronprinz Maximilian mit Prinzessin Marie von Preußen. Am 8. März desselben Jahres fand mit außerordentlichem Ceremoniell die feierliche Ausrückung Seiner Königl. Hoheit des Erbprinzen von Österreich und Erbprinzen Franz Ferdinand von Modena an die Hand Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Adalgunde von Bayern statt. Mit dem feierlichen Ausrückungsakte war betraut der außerordentliche Gesandte, Staatsrat, Kämmerer und Oberhofmeister Erzengel Graf von Jorini. Die Vermählung fand am 30. März 1842 statt.

Rachgrüß an Wollenstein. Im I. Archiv zu Rürnberg befindet sich folgender, zur Zeit der Erneuerung Wollensteins (25. Februar 1634) geschriebener Rachgrüß an diesen berühmten Bildhauern:

Balet des Herzogen von Friedland:

Hinweg der Albertus iahet,
Dem große Herzogtümer gehört,
Von freuden Gütern ich enähret,
Kaiser, König und Fürsten behört,
Grauen und Herrn detienet gebiert,
Den Feind gekört und gemehrt,
Viel Bäum und Walgen beschwert,
Wider seinen Herrn sich empört,
Die Kirche Gottes verhöret,
Sich zum Catechismus bekehret.
Die Welt ist kein nit werth,
Jetzt ist er dem Heiler verkehrt,
Zum Walgen, Jener, Stad und Schwert,
Der Teufel sein nit lung entbehret,
Er ihone im Anfang bekehret.

Zwei Berchtesgadener Sagen. 1. Die Raonern Schwertern. Hants von der Rhen, wem man von Berchtesgaden nach Schellenberg will, san zwos hohe Felspigen, des jon dö Raonern Schwertern. Da war jenseit a gute Alm. Do oben san, 's is aber scho lang her, zwos Sendrinen gewesen, scha jung und sauber, wies da bei Berchtesgaden's wach'n und da Brauch is. An am Senta, do hobn's wach'n zum Tanz gehn und scho in aller frau hobn's sich pußt und g'richt und v'umbeß die älter hat schöne Zapf'n gemacht ganz fünfßig und a grand' Bandl dazwischen. Do hat's groß im Raifer unten d'Wandlung g'saut und die jünger hat's Kreuz g'macht und 's Herz klappt, und a die älter g'schrien, aber dö hat g'schreit und g'sagt: „Wandlung hi, Wandlung her, a schöner Zapf'n gilt mir mehr!“ Aber dals danach is a schönes Wetter summa gar bittern schwarz, und die ganze Alm is versunk'n und v' Raht jon zu Stoen worn, und komet's heunt no jegen als g'reich Straf für ihren Treuel.

2. Der Raonern Tanzplatz. Wenn's d' von Dürnberg herüber auß's Hoffeld geht und von do über'n Ochnausen, Berchtesgaden's zwos, no summaß bei der Choralin grad untarn hohen Wöll an den Pfah, den Raonern Tanzplatz. U'n is, schauer e'n,

aber Stoener siegn da grad gnau, von Zähl'n gar soo Red. Das is aber a so humas. Do san zwos Beuerhöß g'funden; Rieh, Geld und Sach gnau bahn's g'hoht, und darum san dö Bauern stolz und selbsti worn, der Übermann hat's plagt und die Arma habn's ocracht. „I mas habn's mit Buttnaid fugt und tanzt dazu. Jeg is döß Rok sollgroß'n. Som Wöll hat's auf soomal ranter donnert, tanzend milions Stoener san ranter fagelt, habs alles g'rümmert, bebedt und verhößt, die Bauernhöß mit samt die Bauern.“

Ein lustiger Aug. 1664 kam ein Bergeschwörter nach Augsburg und erkundete, daß er am 20. April alle Herzen in der Kathedrichalt bei Nühhausen, einem nahegelegenen Dorfe, zusamen beschwören wolle und verurachte, daß „viele strotzige Leute, an denen zu Augsburg niemals Mangel gewesen, dieie schöne Versammlung mit an zu sehn, hinaus gelassen, und da sie niemand, als sich selbst, darten gesehen, mit großem Spott „zurückgelassen“.

Der Neufrostam der Nürnberger Tuchmacher. Wir geben heute ein Bild der farbenreichen, phantastischen Feste, wie sie früher hervorragende Zünngesam und Gewerbe zu diesem pfelegen. Unser Bild ist die Reproduktion eines Stiches, zu finden bei J. C. Berndt, Kupferstecher, wohnhaft am Bodnerberg, im blauen Fämen, das Exemplar kostet 6 Kreuzer. Es ist die Wöhrbildung des schönen Unghaus, so in der Heil. Rom. freien Stadt Rürnberg mit Oberherrlicher Erlaubnis von der Köhlichen Bruderschaft des Tuchmacher-Gewerks zu ihrem gemöhnlichen Neujahrsfest nach Wöhr anno 1768, den 11. Januaris solenniter ist gehalten worden. Das Originalkupferstiche ist folgender erklärender Text beigegeben: „Historische Nachricht, der Übergabe nach woher es kommt, daß die Köhliche Tuchmacherprofession Kron, Scepter, zwei burgundische Kreuz, wie auch den Wahren im Wappen führen dürfen. So dienet hiemit, daß dieselben von Kaiser Karolo V. freyheit erlanget, weil sie ein ganzes Leibregiment ansmachten, mit dem Kaiser nach Afrika gezogen und unter Anführung des tapferen Feldherrn Cortise anno 1521, nachdem sie sich sechßmal in drei Monaten durch die Wäffen Caroli unter östereichische Gewalt gebracht und den Wahren zum Gedächtnis in ihren Hohen zu führen erhalten haben.“

Als nun Ihr Köhliche Majestät, Carl V., 1527 auß Afrika nach Italien wieder zurückgelommen und die Rot alkho abermalen außs Neue vor Augen sahen, und sich nicht genugsam helfen konnten, wandten sie sich wieder zu den Tuchmachern und sagten: Ich habe Euch herzlich werth und ist mir leid für Euch, indem ich vermutet, Wir hätten oor dießmal Ungemach und Gefahr genug überstanden. So sey es denn noch einmal, wie mein Symbolum allzeit ist, plus ultra, stimpet.

Ich habe Euch Raht gegeben, Kron und Scepter auß Euren Herdenzen zu führen. Ich will Euch auch das Burgundische Kreuz dazu verkehren, wann Ihr Euch abermalen ritterlich haltet und



N. 24.

Wird fortwährend jedes Samstag und Sonnabend alle Postanstalten zum Preis von 25 Pf. — für das Ganze bezogen werden — Die nämliche Ausgabe auch bei jeder für den Verlagsbesitzer nach dem Bestenwillen möglich.

3. Jahrgang 1892.

Die Begutte von Speier.

Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert v. J. v. A. Woblfahrt.

(Schluß)

Bei dem Worte Begutte war der Würger aufgeföhren und hatte Marien mit stieren Blicken betrachtet; ihre Kleidung bewies die Würde ihrer Worte, und als sie jetzt schwieg, rief er, verzweiflungsvoll die Hände ringend: „O Gott, so straffst Du an dem unschuldigen Kinde den Fehltritt des Vaters, und so büßt nun zugleich der Vater durch das Kind sein Vergehen! Ueher, unglückliches Mädchen, der Verlobte meiner Elisabeth, Dein Verführer, und Georg unschuldig! Da, diese schändliche Tüde, die meinem Kinde das Herz brach und mir bitteren Gram bereitete!“ „Ja, liebes Kind!“ sagte er nach einer Pause hinzu, „Deine Bitte soll gewährt sein, wenn es in meiner Macht steht. Nun aber höre auch Du den Vater, den Du lieben, nicht verachten sollst. Ich liebe Deine Mutter warm und innig, wie die erste Liebe zu lieben vermag. Da meine Verwandten das Geheimnis meines Herzens erfuhrten, suchten sie anfangs durch Verstellungen meine Leidenschaft zu erfüllen, und als dieses mißlang, wußten sie meine Eiferliebe zu machen; von dieser gelostert, bewachte ich Deine Mutter mit mißtrauischen Blicken, und ein unglücklicher Zufall brachte es dahin, daß ich sie für treulos hielt; vergebens beteuerte die Arme ihre Unschuld, vergebens stoffen ihre Thränen, gekendet von der Leidenschaft, verließ ich sie. Wie oft habe ich in heißem Gebet Vergebung für mich und Segen für sie vom Himmel erbetet! Ich sah sie in diesem Leben nie mehr; o, wie bitter ist die Erinnerung an sie! Sie war sanft wie ein Engel, und sie hat mit gewiß in ihrer letzten Stunde verziehen, daß ich die Blume ihrer Jugend gekniet und ihrer Ruhe gestohlet habe.“

Das Schicksal Nr. 24.

„Ja, sie war sanft wie ein Engel“, schluchzte Marie, „und ihr Verlust war der Anfang meines Unglücks, mit ihr farb meine Irundin und Beschügerin.“

„Beruhige Dich“, entgegnete Picumbaum, „ich will, wenn auch spät, Dein Schirmvogel sein; schwer lastet der Gedanke auf mir, daß ich die Schuld Deines Unglücks trage, und meine läuzige Handlungweise soll der Beweis meiner echten Reue sein. Erzähle mir nun die Geschichte Deines Lebens, gutes Kind, und sei versichert, daß nicht Reugier, sondern die Teilnahme des Vaters dieses Begehren stellt.“

Marie nahm den ihr gebotenen Sitz an und begann, ihren Lebenslauf seit den frühesten Tagen ihrer Erinnerungen bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt dem Rathsherrn mitzutheilen. Als sie von ihrem stillen, häuslichen Leben im Hause der Mutter, von deren Krankheit, von deren Sterben sprach, da stoffen seine Thränen mit den ihrigen, als sie aber endlich von Vethar erzählte, da ward sein Gesicht von Zorn gerödet, welchen er durch laute Ausrufungen des Unwillens zu erkennen gab.

„Den Frieden Deines Herzens kann ich Dir nicht zurückgeben, armes Kind“, sprach er, als sie ihre Erzählung geendet hatte, „allein ich will wenigstens für Deine Zukunft sorgen, und werde jeden Deiner Wünsche, der im Bereiche der Möglichkeit liegt, erfüllen.“

„Für mich habe ich nichts zu bitten“, sprach Marie sanft, gönnt mir dieses Kleid, daß ich lieb gewonnen, und laßt mich jetzt wieder scheiden. Ich habe die Bitte des flüchtigen Georg erfüllt, Ihr werde demnach das Weite zu thun wissen, und somit ist meine Aufgabe vollendet. Kein Wunsch soll von

47

meinen Lippen erfahren, was ich Euch bin, es ist für Euch, für mich jo besser; darum leht wohl und denkt, alles sei nur ein Traum gewesen, und ich sei gestorben, dann wird Euch Eure Neue weniger schmerzlich sein."

"Edles Mädchen", rief der Würger und drückte Marie an die Brust, „Du hast Recht, ich bin bereits verachtet von einem Kinde; wenn meine Elsbeth Deine Abstammung erfähre, müßte mich auch mein anderes Kind verachten, und dieses könnte ich nicht ertragen."

„Ich verachte Euch nicht, ich fluche Euch nicht", entgegnete Marie mit feierlichem Ernst; „mein Blut trug nur einen, und auch mit diesem hat nun der Tod mich jetzt ausgeblut. Leb wohl!"

„Leb wohl", entgegnete der Würger, „wir sehen uns wieder, und ich werde Deine Bitte nicht vergessen."

Als Marie schon längst sich entfernt hatte, ging Pfrumbaum noch immer mit trübem Schritte im Zimmer auf und nieder, sein Gemüth war fouderdar erregt, doch war es nicht die milde Leidenschaft des Stolzes oder die Zerkürzung der Reue, die ihn befiel, sondern es war das beglückende Gefühl, eine solche Handlung zu sühnen und gute Menschen glücklich machen zu können. Hriten Blicks trat er endlich in dem Gemache Elsbeths ein, und seine frohe, ruhige Miene erregte dieser freudigen Erklaunen. Mit klopfendem Herzen vernahm sie Georgs Rechtfertigung, und als der Vater zuletzt selbst den Wunsch äußerte, dem armen Flüchtling ihre Hand zu reichen, da jaht sie ihm weinend an die Brust und stammelte Worte des höchsten Dankes und Glades.

„Noch ist zwar nichts gewonnen", sprach endlich Pfrumbaum, „denn Georgs Prozeß beginnt erst, und wir werden sein Schicksal nicht abwenden können; allein Du wirst es gern mit ihm teilen, und so werden wir doch glücklich sein, wenn auch die Rauten unserer Vaterstadt unser Glück nicht unglücklich."

Ein neues, frohes Leben begann jetzt wieder in des Ratherrn Hause, und bald kam auch eine Botshaft von Georg, wonach er wohlbehalten bei seinem Herrn, dem Kurfürsten aus der Pfalz, zu Heidelberg angekommen war.

7. Das Gericht.

Ungefähr fünf Wochen nach Lothars Tode, an einem Donnerstage, als dem gewöhnlichen Rechtstage, versüßten sich morgens 9 Uhr vier Ronttrichter mit dem Heimbürger und seinem Knechte auf den Weinmarkt, zu dem Hause zur „Wendens" genannt. An diesem war ein Vordach, Schopf, angebracht, unter welchem der Gerichtstisch der Richterbank herrichtete, und nachdem die Ronttrichter auf derselben sich niedergelassen, trat der Heimbürger oor den Schopf hinaus und rief mit lauter Stimme, daß es weitig durch die von einer schweizenden Volksmenge erfüllte Straße tönte: „Hör zu, hör zu, die vier Richter von Burgermeister und Rath der Stadt Speier heißen dich Georg Volkert, des Lothlchlags halber, den du freventlicher Weise on Lothar Grund begangen, zu erscheinen und dich dessen zu verantworten, zum ersten Mal." Nach diesem Ruf mußten die Richter eine Stunde lang zuwarten, und wenn während dieser Zeit der Angeklagte, oder sein Verteidiger erschien, so mußte er sich auf den vor der Richterbank angebrachten Stein setzen, worauf nach Ablauf der Stunde sein Verhör begann.

Für Georg kam aber weder ein Verteidiger noch er selbst, und weniglich Elsbeths Vater seinen ganzen Einfluß aufwendete, um im gegenwärtigen Falle ein milderes Verfahren gegen Georg zu erwirken, so schicteiren seine Bemühungen on der strengen Rechtfähigkeit der damaligen Zeit, und zwar um jo mehr, als er sich nicht herbeilassen konnte, die den Lothschlag veranlassenden Familieneigennisse zu entziffern. Da nun auch Ablauf einer Stunde niemand erschienen war, so wurde am Donnerstage über vierzehn Tagen Georg zum andern Male, und wieder nach vierzehn Tagen zum dritten Male vorgelassen. Do auch dieses Mal der Angeklagte ausblieb, ja verurtheilten die Ronttrichter nach Ablauf der Stunde Georg zum Tode, und wieder trat der Heimbürger vor den Schopf hinaus und rief mit lauter Stimme: „Dem weil Georg Volkert auf der vier Richter Rufem nicht fütkommen und sich des freventlichen Lothlchlags nicht öffentlich verantwort, ja du dem in der Stadt Speier Zwingen, Bannen und Gebieten betreten, alsdann sollst du um begangenen Lothschlag gericht werden." Dieser Urtheilspruch wurde zugleich von den Ronttrichtern dem Gerichtsbusch einverleibt, und somit war das Verhör zu enden.

Jetzt löste sich das Schweigen der versammelten Menge, und während sie sich zerstreute, wurden viele Meinungen teils für, teils gegen den Verurtheilten geäußert. Die Mehrzahl war ihm gütig gesinnt, denn die That war im ethischen Zwielichte geblieben, und in jener Zeit stand ja persönliche Tapferkeit hoch in Ehren; zudem war ein hochmüthiger Würger, ein Mied des am meisten gehästen Würgergeschlechtes, gefallen, und manche erdreisteten sich, die That öffentlich zu loben, während andere, wenn auch nicht durch Worte, doch durch Schweigen ihre Zustimmung äußerten. So viel ist gewiß, daß manche in Georg einen Märtyrer des Volkes erkannten, und daß durch seine Verurteilung der in den Jüngsten gärende Haß gegen die Hausgenossen neue Nahrung erhielt. Bald traten nach andere Ursachen hinzu, und also kam es, daß noch im Laufe des Jahres 1349 die Nacht der Würger gebrochen, ihre Freisheiten ihnen genommen und sie eingezänket wurden.

8. Ende.

Die Verfolgung der Juden als der kaiserlichen Kammerknechte hatte Kaiser Karl höchlich verdrossen, und wäre er bereits im Besitze der kaiserlichen Macht drestigt gewesen, jo hätte die Reichsstadt Speier gewiß diese That zu bereuen gehabt.

Allein eben noch waren zu Frankfurt die Kurfürsten von der Bistelsbacher Partei versammelt und gelobten dem von ihnen zum Kaiser gewählten Günstler von Schwarzburg ihren kräftigsten Beistand. Karl von Luxemburg erkannte daher wohl, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, durch Behauptung seiner kaiserlichen Rechte sich die Feindschaft einer mächtigen Reichsstadt zuuziehen, und er begnügte sich daher, dem Rote von Speier seine Mißbilligung in ziemlich gelinden Worten auszudrücken. Bald darauf kam er selbst nach Speier, wohin er einen Reichstag ausgeschieden hatte, und jetzt wurde zugleich auch die Anwesenheit in Bezug der Juden geschicht. Der Rat wies nach, daß er an der unglücklichen Verfolgung keine Schuld trug, und da der Kaiser sowohl des Geldes, als der Waffen von Speier bedurft, jo stellte er der getreuen

Reichsstadt am Sonntag Judas, im Jahre 1349, einen Brief aus, worin er nicht allein der Stadt alle liegende und fahrende Habe der getödteten und entflohenen Juden als Eigentum überließ, sondern auch bestimmte, daß künftig alle Juden, wenn solche wieder in Speier aufgenommen würden, mit Leib und Gut der Stadt zu eigen sein sollten. Für diese Begünstigung wurde ihm aber auch der Verstand gegen Gmüther von Schwarzburg zugesichert. Um mit diesem ein Uebereinkommen zu erzielen, waren die Kurfürsten ins Mittel getreten, und Bischofster gingen häufig zwischen Frontfurt und Speier. Da schiedte auch, nachdem die Reichsstadt seines Geleitens zugesagt, der Kurfürst von der Pfalz eine Gesandtschaft zum kaiserlichen Hoflager, und im Befolge des kurfürstlichen Abgeordneten besand sich Georg.

Mit erröthenden Wangen und Thränen der seligsten Freude sank ihm Elsbeth in die Brust, und ihre Blicke sagten, wo ihr Mund nicht aussprach, daß sie die tiefste Scham fühlte, den Geliebten so sehr verkannt zu haben.

Der Rathherr drückte den künftigen Eidam mit väterlicher Zuneigung an das Herz, und durch den Segen, welchen er über das liebende Paar aussprach, glaubte er, die Schuld gegen Morien und deren Mutter gelöst zu haben.

Wenige Tage dauerte dieses glückliche Zusammensein; die gütlichen Unterhandlungen zerbrachen sich, und Georg mußte mit dem kurfürstlichen Abgeordneten die Reichsstadt wieder verlassen.

Einige Monate hernach aber ging es frühlich auf dem Meierhofe des Wägners in Dubenhäuser zu, denn Georg hielt mit der geliebten Elsbeth das Beilager, und da es dem Verbannten verwehrt war, seine Vaterstadt zu betreten, so blieb er mit seiner Gattin in Dubenhöfen, welches sich im Gerichtsbanne des Bischofs von Speier befand, und oftmals kam

dann der Rathherr hinaus, um seine Lieben zu sehen und Zeuge ihres ehelichen Glüdes zu sein.

Nicht lange nachher wurden die Hausgenossen ihrer Freiheiten beraubt und in eine Zunft vereinigt; viele von ihnen wendeten aus Anlaß darüber aus, und unter ihnen waren auch die Gräbe.

Da nun Georg eine Anklage derselben nicht mehr zu befürchten hatte, ohne Anklage aber der Koll gegen ihn das Urtheil nicht vollzog und geschicklich nicht vorkommen durfte, so siedelte er in die Stadt über, wo man bald seine That vergessen hatte, und nach einigen Jahren sah er im Kote, geacht und geliebt von seinen Mitbürgern.

Elsbeth hatte aus seinem Munde mit innigster Theilnahme das Unglück Moriens erfahren und käumte nicht, ihr freundschaftliche Sorge zu spenden, welche sie verdoppelte, als der alte Pflumbaum nach einigen Jahren auf dem Sterbebette ihr Morien dringend empfahl. Diese hatte endlich, seinem Wunsch sich fügend, den Aufenthalt in Hause der Wallstie mit dem väterlichen Dache und das Kleid der Begutte mit der weltlichen Tracht vertauscht. Mit rastloser Sorgfalt hatte sie sich mit Elsbeth in die Pflege des Vaters getheilt. Sein Tod beschleunigte auch ihre im Dertzen nagende Krankheit, und bald stand Georg mit Elsbeth, die mit der unglücklichen innigste Freundschaft geschlossen, an ihrem Lager, um ihr die Augen zu schließen. Mit heiterem Lächeln und verklärten Zügen lispelte sie: „Lebt wohl ihr Lieben!“, und, ihre Hände drückend, sank sie in die Kissen zurück. Georg, welchem der Rathherr das Geheimniß gestohlen hatte, schloß die schlafende Elsbeth in seine Arme und, ihr die Thränen trocknend, sprach er: „Weine nicht, die Unglückliche ist jetzt selig, sie ist mit ihrer Mutter und unserm Vater vereint, denn sie war Deine Schwester“.

Seldmarshall Fürst Wrede.

Son 2. Roland.

Soch vom Siegesthor herob, am Eingange der via triumphalis grüßt Bavarica auf dem vom Löwenviergespann gezogenen Triumphwagen die von den Siegesfeldern rufmüthig heimkehrenden Truppen, und die breite leuchtende Straße schließt der edle Bau der Feldherrnhalle, wo von hohem Sockel die Pfortenherren herniedersehen auf die Enkel ihrer Soldaten, die sie einst auf blutiger Wachtstatt zu Sieg und Ehren führten; aus dem Herz der Kanonen gegossen, ragen die Standbilder von Bayerns größten Marschällen, des Großen Tilly und des Fürsten Wrede, und dort erhebt sich des Denkmals, von der Huld Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten, des ersten bayerischen Soldaten, dem bayerischen Heere geweiht zum Gedächtnisse seiner glorreichen Thaten im glänzendsten aller Kriege, in denen die blauweißen Fahnen leuchtend durch die Pulverwolken flatterten.

Des Seldmarshalls Grafen Tilly hat „Das Bayernland“ zu wiederholten Malen in Wort und Bild gedacht; es hat den Zoll dankbaren Gedächtnisses noch abzutragen an den Feldmarshall Fürsten Wrede, der mit der on Kraft und an Leistungen nachdem kurlpolybayerischen und künftigen Armees zum Gedächtnisse seiner glorreichen Thaten im glänzendsten aller Kriege, in denen die blauweißen Fahnen leuchtend durch die Pulverwolken flatterten.

wir zu den beiden Pfortenherren aufblicken, denn wollen wir, eingedenk der großen That, die wir selbst erlebt und selbst durchschritten haben, in treuer Dankbarkeit der Helden nie vergessen, die den Ruhm und Namen des bayerischen Heeres so hoch getragen haben!

In den eichenbeschatteten Gauen des alten Sachsenlandes, in Weßfalen, blühte das edle Freiherrengeschlecht der Wrede. Ein Sprosse desselben kam im Beginne des 18. Jahrhunderts an den Hof des Bisthums Kurfürsten Carl Philipp, trat in dessen Dienst und verheiratete sich dort; sein ältester Sohn, Ferdinand Josef, wurde 1766 als gelehrter (d. i. nichtobedienter) Rat bei der Regierung der Pfalz angestellt. Vater und Sohn bedienten sich nämlich des Adelsstandes nicht, bis der letztere nach des Vaters Tode in seinem Nachlasse die Papiere fand, welche den Freiherrenstand der Familie sicherten, worauf er sich vom Kurfürsten Carl Theodor während dessen Reichthumszeiten den Freiherrentitel bestätigen ließ. Freiherr Ferdinand Josef starb 1794 und hinterließ vier Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn folgte dem Instäupfen der Kurfürsten als Beamter, den zweiten trieb sein unruhiges Blut nach Amerika, wo er sich eine angenehme Stellung errang, der dritte ward als österreichischer Feldmarshallleutnant, und der vierte, Carl

Philipp, sollte der berühmteste Mann seines Geschlechtes werden.

Am 29. April 1767 erblickte er in der Waisenstadt Heidelberg das Licht der Welt. Er war ein hochbegabter Knabe von wildem Temperament. Schon mit 16 Jahren bezog er die Universität, studierte zwar Jura ganz fleißig, widmete sich aber mehr als den Wissenschaften noch den „natürlichen Passionen“ eines vornehmen Kavalliers jener Zeit und ward insbesondere ein verwegener Reiter. Als Sohn eines adeligen hohen Beamten eröffnete sich ihm rasch eine bevorzugte Laufbahn, denn noch als junger Studienstube empfing er 1785 die Ernennung zum wirklichen Hofgerichtsrat und Assessor beim Oberamte Heidelberg, eine Stelle, die er freilich erst nach zwei Jahren, nach vollendeten Studien und nachdem er 1786 bei dem

langen beigezogen und vollendete im Mittelpunkt der Operationen einen lehrreichen praktischen Hochschulkurs der Kriegsführung. Am 1. März 1798 wurde er zur Belohnung seiner Dienste zum Oberkriegskommissär in der Rheinpfalz ernannt. Als nach Karl Theobors Tode Kurfürst Max Josef die (beingend notwendige) Reorganisation der kurpfalz-bayerischen Armee vornahm, trat Webe in den aktiven Diercebdienst über und wurde aus Wunsch des Erzherzogs Karl am 19. August 1799 mit dem Range der vorausgegangenen Charakterisierung zum wirklichen Oberst im Generalstabe ernannt, mit dem Auftrage, in der Rheinpfalz die Organisation eines Freiwilligen-corps durchzuführen und dasselbe gleich dem vom fernainzischen Minister Albini auf die Seine gestellten Lombardern zum Landesverteidigung zu verwenden. Ursprünglich war er nur beauftragt,



Der Oberrath vor Erbauung der Festherrhalle. Nach G. Krenz (1825).

hundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg als Marschall der Studenten fungiert hatte, wirklich antrat.

Doch nicht am grünen Tische und im Alleenstauwe sollte der junge frische Freiherr zu einem würdigen Bureaukraten verwehren; ein günstiges Geschick führte ihn in die kriegerische Laufbahn. Anlässlich erhielt er zwar nur als Zivilbeamter militärische Verwendung, indem er bei Ausbruch des französischen Revolutionskrieges 1793 zum pfälzischen Oberlandes-Kommissär bei der am Rhein sich sammelnden österreichischen Armee unter Wurms erannt wurde und in dieser Stellung bis 1798 blieb, nachdem er bereits am 18. Juni 1794 den Titel und Rang eines Obersten im Generalstabe erhalten hatte. In solcher Eigenschaft machte Freiherr v. Webe alle Feldzüge am Rheine mit, in den Hauptquartieren Wurmsers, des Herzogs Albert von Sachsen-Teichen, Clerfauts und des Erzherzogs Karl, wohnte vielen Besuchen bei, wurde oftmals zu diplomatischen Missionen verwendet, zu zahlreichen Verhand-

aus Deserteuran, die von dem ausgeschiedenen Generalparbos Gebrauch machten, den Depotkommissaren der pfälzischen Infanterie-Regimenter, der Jweibründer Leibwache und den Verurlaubten des Regiments Herzog Karl ein Bataillon zu bilden, doch erglängte er letztere bald durch allgemeine Werbung. Trotzdem das so zusammengebrachte Soldatenmaterial nicht das allerbeste war, zeichnete sich das Bataillon im Feldzuge 1799 wiederholt aus und schlug sich insbesondere gut am 4. November bei Oberrhein und Langenzell (in welchem Gefechte Webe sein eigenes väterliches Schloß in Langenzell beschloß und seine Mutter aus den Händen brutaler Feinde befreite), am 20. November bei Blumberg und am 8. Dezember bei Lobenfels. Dierfür wurde Webe mit dem militärischen Ehrenzeichen belohnt, der Dekoration, welche später in den Max Josef-Orden umgewandelt wurde.

Das Jahr 1800 rief Webe zu höherer Bestimmung, das Bataillon „Webe“ erhielt nunmehr den Namen seines zweiten

Kommandanten „Joller“, den es bis Juni 1801 behielt, zu welchem Zeitpunkt es dem dritten Infanterie-Regimente Herzog Karl, jetzt Prinz Karl von Wöhrn, einverleibt wurde.

Wrede wurde zum Kommandant der zweiten Brigade der „Subsidiären“ Division unter Generallieutenant Freiherr v. Zweibrüden ernannt, welche vom Kurfürsten in englischen Sold gestellt worden war und einen Teil der österreichischen Armee unter Feldzeugmeister Kroy bildete. Mit Auszeichnung lösch er an ihrer Spitze in den Schlachten bei Walsbich am 5. Mai und bei Memmingen am 10. Mai, wofür er am 14. Mai außer der Taur zum Generalmajor befördert wurde, ferner am 5. Juni bei Weidenbühl und Schwendl, am 24. Juni bei Ronheim und am 27. Juni im Treffen bei Oberhofen unweit Neuburg a. D., in welchem berühmten Frankreichs erster Grenadier Bataillon d'Kübergne unter den Banner österreichischer Männen fiel. In der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden am 3. Dezember vermochte Wrede zwar das Schicksal des Tages nicht zu wenden, da seine Brigade in die allgemeine Katastrophe mitverwickelt wurde, allein er rettete wenigstens, soweit er konnte, die Ehre seiner Truppe und ritt mit dem letzten ihm gebliebenen Bataillon an den gefährlichsten Punkt. Doch als seine Anstrengungen scheiterten, sammelte er die flüchtenden Bayern und Österreicher, die er zusammenbringen konnte, und schlug sich mit ihnen mitten durch die Feinde.

Einen Franzosen, der bereits auf ihn angefohlen hatte, nach er mit eigener Hand nieder. Er mochte dann Holt und sammelte nach und nach einen Teil der österreichischen Grenadier-division, die er nach Dornau führte, wo des bereits Tagelangen Erschienen lebhaft Freude erregte.

Nach dem Eintritt des Friedens wurde Wrede zum Mitgliede einer aus Generalen zusammengesetzten Kommission ernannt, welche über die Neuabteilung der Armee zu beraten hatte. Im März 1801 wurde der General nach Wien entsandt, um bei dem dort wohnenden englischen Armeeminister Bischoff die Auszahlung der rückständigen Subsidiengelder zu betreiben und im Auftrage des Ministers Montgelas mit dem österreichischen Kabinett wegen eines Antoschjes des Jannetels gegen die österreichischen Besigungen in Schwaben zu verhandeln. Die Erfüllung der ersten Aufgabe gelang wenigstens teilweise, indem Wrede eine für die letzten Kassen des Landes höchst willkommene Abschlagszahlung erhielt, jene der letzteren sperrte an der Weigerung Österreichs. Im Jahre 1802 marschierte Wrede mit der sächsischen Brigade nach Franken und nahm von dem an Bayern gesessenen Bisdom

Würzburg Besitz. 1803 ging er zur Übernahme der sächsischen Brigade nach Ulm.

Wie die durch den Reichsdeputationshauptschlus erworbenen Lande mit dem Staate Bayern verschmolzen werden mußten, so galt es auch, die Kräfte neu zu organisieren und die ihr einverleibten Kontingente zu assimilieren, eine nicht gerade leichte Arbeit, an welcher Wrede sein reichemessen Teil hatte, indem er mit dem General Deroz das „Kriegsreglement“ in eine neue Gestalt brachte. In Fortsetzung der ersten Friedensarbeit versammelte der Kurfürst im Herbst 1804 fast sein ganzes Heer in einem Übungslager bei Rumpfenburg und jäherte beim Schlußmonat ohne Disposition die eine Partei gegen Wrede, wobei dieser ihn besiegte und fast gefangen nahm. Mit Aufhebung des Lagers, 20. September, erfolgte seine Beförderung zum Generalleutnant.

Hatte Wrede sich bisher durch Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet, so fand er in dem nun ausbrechenden Kriege Gelegenheit, die vorzüglichsten Eigenschaften eines höheren Führers zu bewähren; die Gunst des Glückes, die ihm schon bei Beginn seiner Laufbahn so hoch geflügelt hatte, ließ ihm kein Krauz zur Seite. Der Kurfürst war, von politischen Erwägungen geleitet, auf die Seite Frankreichs getreten und hatte seine Truppen unter die Befehle des großen Schlochtenkaiserers Napoleon gestellt, als die Österreicher im September 1805 in Bayern



Die Tridherrnalle nach ihrer Vollendung. Von Sauer (1844).

einmarschierten und München besetzten. In Franken stießen die Bayern zu den Franzosen und rüdten nun mit diesen zur Vertreibung der Österreicher vor; General Deroz führte den Befehl über dieselben. Wrede kommandierte die Avantgarde. Der Vormarsch geschah unter Verletzung des neutralen preussischen Ansbacher Gebietes über Eschdorf und Angolstadt gegen München. Die österreichischen Korpsen standen am Schleißheimer Kanal. Am 11. Oktober überfiel sie Wrede bei der Kallenbergberge und hielt am folgenden Tage, am Ramensfeste des Kurfürsten, seinen Einzug in die vom Feinde geräumte Hauptstadt durch das Schwanthingerthor, wo sich später sein Denkmal erheben sollte. Als er auf dem Schronnen(siezt Morien-) Plage angekommen war, brachte er mit hochgeschwungenem Degen ein Hoch auf den Kurfürsten aus, in das die zahlreich versammelte Menge mit lautem Jubel einstimme. Wrede aber hielt sich nicht auf, sondern verfolgte die Österreicher mit ein paar hundert Reitern vom 1. Dragonerregiment (num 1. Gheudaleger-) und 3. (num 5.) Gheudalegerregimente so lebhaft, daß er den Weg bis Pörsdorf in 1 1/2 Stunden zurücklegte. 17 Geschütze, vier hundert

Gefangene und Pferde, Gepäc u. s. w. wurden den Feinden abgenommen. Über Solzburg rückte Werde dann mit seiner Division an die Donau vor und übernahm nach der Verwundung Deroy's (am 2. Mai.) im Strudpass die Oberbefehl über die Bayern, welche den Österreichern durch Böhmen nach Mähren folgten. Während Napoleon in der Dreikaiserjochschlacht bei Austerlitz den Sieg an seine Söhne lieferte, leistete

ward ihm auch das Großoffizierskreuz der französischen Ehrenlegion verliehen.

Nach dem Krieg gegen Preußen 1806 ausbrach, war Werde durch Krankheit an das Bett gefesselt, erst im März des folgenden Jahres konnte er seiner Division nachfolgen, über welche der Kronprinz Ludwig den Befehl übernommen hatte. Am Gesichte bei Poyplaw am 10. Mai, für welches der



Graf F. E.
Standbild von Schwanthaler.



Feldmarschall Fürst Werde.
Standbild von Schwanthaler.

Werde am 2., 3. und 5. Dezember mit schwachen Kräften bei Jglau und Steden durch kluge Führung und Tapferkeit ganz Außerordentliches, namentlich in dem blutigen Nachgefechte des letzten Tages mit seiner Reiterei, dem 1. und 2. Chevau-léger- (jetzt 3. und 4.) und 2. Dragoner- (jetzt 2. Chevau-léger-) Regiment.

Nach Abschluß des Friedens erhielt Werde das Kommando der in Schwaben stehenden Truppen und während der Abwesenheit des Generalleutnants v. Deroy auch jene in Bayern, der Oberpfalz und in Neuburgschen. Bei der Stiftung des Militär-Max-Josef-Ordens am 1. März 1806 ward er zu dessen Großkreuz ernannt, und am 13. März 1806

Kronprinz das Großkreuz des Max-Josef-Ordens erhielt, zeichnete er sich ausser räumlichst aus. Nach der Rückkehr aus dem Felde erhielt er das Generalkommando in Schwaben mit dem Stabsquartier Augsburg und wurde am 27. November 1808 „außerordentlicher Geheimrer Rat“, später „effektiver Geheimrer Rat“.

An diesen Feldzug, insbesonderlich an den Aufenthalt der Bayern in Schlefien knüpft sich eine trübe Affaire, über die wir am liebsten weggewagten wären, die wir aber in einer Lebensbeschreibung des Marschalls nicht verschweigen dürfen. Die Veranlassung dazu gaben die Plünderungen und Erpreffungen seitens der französischen Generale und Marschälle, welche von

den Preußen auch den Bayern und namentlich dem General Wrede in die Schutze geschoben wurden. Unter andern ließ sich damals der sächsische Gesandte in Wien, ein Graf von Dübau, begeben, in einer Depesche „die bayerischen Truppen unter General Wrede“ mit den größten Beschuldigungen zu überhäufen. Diese Depesche wurde aufgefangen und im fran-

zösische Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1860 Nr. 213 und 214 und in der Beilage zur Allgemeinen Münchener Zeitung 1860 Nr. 10) die Unwahrheit dieser Behauptungen nachwies, und schließlich zu einer Verhandlung vor dem Kaisergericht in Jurebrüden, welche mit einer Verurteilung Arnolds zu einer Gefängnisstrafe von zwei Monaten, einer Geldbuße von 50 Gulden u. s. w. endete.

Dabei wurde gerichtlich u. a. das Alibi Wredes nachgewiesen, denn er reiste erst am 17. März von München ab, und außerdem ist kein gegryndeter Beweis dafür geliefert worden, daß überhaupt jener Diebstahl in Els jemals begangen worden sei. Nichtsdestoweniger ist jene infame Lüge in den weiteren Auslagen des Arnoldschen Werkes stehen geblieben, und der Professor v. Treitschke hat sogar in seiner 1880 veröffentlichten deutschen Geschichte sich nicht entblödet, zu schreiben: „Im Stehlen und im Klünbern hatte es Wrede den vorwerfensten napoleonischen Marschällen gleichgethan, vornehmlich während des schlesischen Winterfeldzuges im Jahre 1807“.

Der Marschall Wrede scheint eben das Geschick seines Heidenameradens

veröffentlicht, worauf Wrede in der bayerischen Nationalzeitung eine geharnischte Erwiderung erließ und Herrn von Dübau einen Belenkender nannte. Letzterer sandte darauf dem General eine Herausforderung zum Zweikampfe, der am 12. Februar 1808 bei Simbach ausfochten wurde, aber nach zweimaligem Unblutigverfies Wredes Pistolen hatten beide Mole verlegt, worauf er während zum Degen griff und nur von den Schwabanten an der Fartsetzung des Kampfes verhindert werden konnte.

Diese Verleumdungen des Marschalls pflanzten sich selber bis in die Reuezeit fort. Der so hochverdiente deutsche Patriot, der greise Ernst Rudi Rendt, beschuldigte ihn in einem 1858 erschienenen Werke „Meine Wanderungen und Beobachtungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich v. Stein“, er habe in dem damals dem Herzog von Braunschweig (jetzt, wenn wir nicht irren, dem kleinen Kronprinzen von Preußen) gehörigen Schlosse zu Els in Schlesien das Silbergeschloß sich angeeignet, und zwar in der Zeit zwischen 23. Februar und 8. März 1807. Das führte zu einer sehr gereizten Polemik in öffentlichen Blättern, während deren Oberst Erhard, der jetzige verdienstvolle Vorstand unsers Kriegsarchivs, (in der



Das Herresdenkmal in der Kellereihalle. Von Heribrand v. Müller.

Tilly teilen zu müssen, denn auch diesem heitete sich trotz aller Gegenbeweise beharrlich die Verleumdung an die Sohlen, er habe Wogdenburg durch die Flammen zerstören lassen! Wir müssen dürfen unsere preussischen Gnadensträßer sich ein warnendes Beispiel daran nehmen, wie ihnen selbst die Franzosen alle erdenklichen Schandernären aus dem Kriege 1870 nachgezählt, und gerade darin eine ernsthafte Warnung erblicken, uns Bayern endlich die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen!

Die Feldherrnhalle und das Denkmal der bayerischen Armee in München.

Von Heinrich Leber.

Der Geschichtschreiber, welchem die Aufgabe zu teil wird, das Leben, die Regierungsthätigkeit Sr. Königl. Hoheit des Prinzregenten zu schildern, der wird vor allem eine strahlende Eigenhaft hervorheben müssen, die geniale Erlösung der Ideen seines erlauchten Vaters, des unergesslichen großen Königs Ludwig I. Die gegenwärtigen Epochen in der Geschichte der Völker sind jene, da uns berichtet wird, daß die ruhm- und glorreiche Regierung des einen Herrschers in der Regierung seines Nachfolgers Wiederholung fand. Wir Bayern empfinden im Augenblick dieses Glück; in Luitpolds Herrschaft strahlt die Größe der Regierung Ludwigs I. wieder heraus.

Es würde die Aufgabe dieser Skizze überschreiten, diese Behauptung in den einzelnen Punkten nachzuweisen, wir möchten nur zwei der wichtigsten hervorheben, welche in unmittelbarer Beziehung mit dem im Titel genannten Ereignisse des Tages stehen. König Ludwig I. war ein Beschützer und Schirmher der Künste, er hätte hierdurch allein seinem Namen in der Geschichte der Welt einen banernden Platz erworben; wer Perikles, Augustus, die Medici nennt, muß auch Ludwig I. nennen. Und wir sehen, wie auch sein Sohn der Erbe dieser hohen Reingung geworden, schon unter seiner Hand die edlen Künste froh erblühen. — Stolze Prachtgebäude, herrliche Gemälde der Malerei, der Bildhauerkunst sind heute nach sprechende Zeugen von der Größe Ludwigs Augustus. Wir haben noch eine andere Seite des erhabenen Charakterbildes zu betrachten. Wo und in welchem Lande finden wir einen Fürsten, welcher der Geschichte, den ruhmreichen Erinnerungen der Vergangenheit solche Bedeutung und Wertschätzung entgegenbrachte, wie der große Ludwig. Sein genialer Geist begriff, daß die Geschichte einen der mächtigsten Faktoren in der Erziehung des Volkes bilde, und kein Wort wurde nimmer müde, darauf hinzuweisen in Rede und That. Die Ruhmeshalle, die Befreiungshalle, das Siegesthor, die Walhalla, die Feldherrnhalle das sind die marmornen Monumente dieser edel königlichen Bestimmung. Und auch hierin erblicken wir den Prinzregenten als den Erben seines Vaters, der aus himmlischen Höhen verflärt herablickend mag auf die Fortsetzung seines Strebens in den beiden für die sittliche Entwicklung seines Volkes so wichtigen Gebieten.

Am 12. März 1892 fällt die Hülle von dem Denkmal, welches Seine Königl. Hoheit der Prinzregent aus eigenen Mitteln dem bayerischen Heere errichten ließ.

Die Feldherrnhalle bildet den Mittelpunkt der stolzen Ludwigstraße; durch das Siegesthor ziehen die kampferprobten Scharen, und an der Schwelle des Königsschlusses grüßen sie die Wälder der großen Feldherren, welche einst Bayerns Heere in die Schlachtenreihen des Dreißigjährigen Krieges, der napoleonischen Kriege führten: Tilly und Wrede.

Die Feldherrnhalle wurde von 1841—44 durch den Architekten v. Gärtner erbaut. Sie gehört zu jenen Gebäuden, zu welchen der Künstler die Impulse aus Italien empfing, die Loggia dei Lanzi in Florenz diente als Vorbild. König Ludwig liebte Florenz; wir sehen den Palazzo Pitti im Königsbau der Weiden, den Palazzo Vecchio im Rathause zu Fürth.

Über dem 84 m breiten und 17 m tiefen Unterbau erhebt sich die nach drei Seiten offene, 24 m hohe Halle, zu

welcher eine 3 m hohe Treittreppe führt. An der die Halle krönenden von vier 19 m hohen Säulen getragenen Galerie befinden sich Waffen und Trophäen von Schwantzhalers Weiterrand geformt, unter derselben läuft um das Ganze ein Fries mit Ornamenten und Löwenköpfen; an dem Rundbogen befindet sich das bayerische und sächsisch-Bayern. Letzteres in Beziehung auf Königin Therese. Die Gesamtkosten betragen 246257 Gulden, welche der König aus seiner Privatkassette bestritt. Er schenkte den Bau dem Lande durch testamentarische Bestimmung vom 13. November 1859.

Bereiten wir einen Augenblick bei dieser Schenkung; sie zählt zu jenen Handlungen, welche aus Thronen der Nahrung in die Augen drängen, wenn wir sehen, wie innig der König sein Volk und Land geliebt. Möge das bayerische Volk niemals vergessen, daß es ihm ewige Dankespflicht schuldet. Die Halle empfing zunächst, wie bereits bemerkt, die Standbilder Tillys und Wredes. Wir ergänzen unsere Worte am besten durch die Abbildung derselben. Die beiden Statuen sind je 3 1/2 m hoch, sie wurden von Schwantzhaler modellirt und von Stiglmeier in Erz gegossen. Beide Feldherren erscheinen auf Wunsch des Königs unbedeckten Fußes in der Kriegstracht ihrer Zeit in möglichster Fortschrittstreue dargestellt. Die Herstellungskosten jeder Statue belaufen sich auf 13319 fl.; die beiden Erzbilder sind in die erwähnte testamentarische Ueberlassung mit eingeschlossen.

Lassen wir eine zeitgenössische Stimme über die am 8. Oktober 1844 erfolgte Eröffnung der Halle sprechen.

Nr. 266 der „Allg. Ztg.“ vom 1844 sagt: „Es ist hier nur eine Stimme über die herrliche aufrere Ludwigsstraße mit der Feldherrnhalle und ihren Wäldern gewordene Zierde, die jeden der sie Beschauenden zur Bewunderung hinzieht und München, sowie das gesamte Vaterland seinem kunstsinigen König, der dieses großartige Kunstgebäude wieder aus eigenen Mitteln schuf, zu neuem Dank verpflichtet. Unermüdet glauben wir hier auch nicht lassen zu sollen, daß Wredes Standbild aus dem Metall von Kanonen solcher Mächtige gegossen wurde, von welchen er dreie Geschütze in den Feldzügen, worin er Führer der Bayern war, erobert hatte.“

König Ludwig I. sprach bei der Enthüllung folgende denkwürdige Worte:

„Ein Zeichen, daß Ihre Verdienste nicht vergessen, stehen hier der Heerführer Tilly und Wrede Standbilder. Arg verleumbet nur ersterer zwei Jahrzehnte lang, aber durch des Dürer'schen Adel drangen der Wahrheit Strahlen. Auch sind es keine zehn Jahre, daß der Iob den Marschall Wrede uns schmerzlich entriß, des ruhmbedeckten bayerischen Heeres ruhmvolles. Wir Älteren sohen unter ihm, wir kennen seinen Wert, und unaußsprechlich lebt sein Andenken in unseren Herzen. Er war geborener Feldherr. Raum für künftige enthält diese Halle. Was sich auch ereignen mag, das weiß ich, immer werden meine Bayern kämpfen.“

Das bayerische Volk hat das Wort des Bayernkönigs in den gewaltigen Kriegen, die seiner gefolgt, bewahrt. Und der Sohn und Erbe Ludwigs lohnte ihm durch Errichtung des prächtigen Erzbildes, welches nunmehr die Halle schmückt. Die künstlerische Ausführung und der Guß wurde

Jerimond v. Miller übertragen. Wir wüßten kein besseres Lob auszusprechen, als daß wir sagen, es ist würdig seines eignen und des erhabnen saligen Künstlernamens. Wir haben unsern Bilde nur wenige Worte beizufügen. Die beiden Figuren versinnbildeten den Frieden, welchen das Heer beschützt. Der Friede ist eine jarte, anmutige Frauenfigur, die Gestalt ist mit edler Milde und Sanftheit erfüllt. Das Heer ist durch eine mächtige Kriegergestalt verkörpert. Der rechte Arm schütet mit dem Schilde den Frieden, der sich vertrauensvoll anschießt, die Linke hält stolz und majestätisch die Fahne empor. In der Rechten liegt das Schwert; ein Angenblick, und es ist emporgehoben, die Brust des Feindes zu durchbohren. Die Füge des Kriegers zeigen würdevollen Ernst und entschlossene Mannheit. Neben den beiden Figuren ruht der bayerische Löwe, ein Meisterwerk der Plastik, sein gewaltiger Körper

zeigt Ruhe und dennoch Hochachtung. Der Gesamteindruck ist ein überwältigender; die Gruppe nimmt nicht etwa durch eine frappante Ueberschau unsere Sinne für sich gefangen, um so mächtiger ist aber der dauernde Eindruck. Das Bild spricht zu uns, aus dem Erge klingt es wie der Ton einer Remondschule: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“.

Die Errichtung des Denkmals ist nicht allein eine patriotische That im Sinne des für die Geschichte seines Landes begeisterten Königs, sie ist auch eine künstlerische That. Die Residenz, das Land ist mit einem neuen überaus lothbaren Kunstwerke beschenkt. Die Halle selbst litt bisher bei dem Vergleiche mit der Loggia del Lanzi unter dem Vorwurfe, daß sie zu wenig Statuen besitze. Auch hierin hat der Sohn und Erbe das Werk des Vaters vollendet.

Die Fürsten von Verona, die letzten Della Scala als oberbayerische Edelknechte.

Von Theodor v. Sittl.

Durch die Blätter lief vor einigen Jahren die Notiz, der letzte Sprosse des glänzenden Fürstengeschlechts der Scaliger oder Della Scala habe zu Verona, der Residenzstadt seiner Ahnen, als Hüttschuster in armseligen Umständen die müden Augen geschlossen. Nichts ist wohl mehr geeignet, an die Vergänglichkeith aller irdischen Herrlichkeit zu mahnen als solche wehmüthig stimmende Kunde. Mehr als 100 Jahre gebot das mächtige Haus der Scala über einen großen Theil der Lombardie und Venetiens und übte bedeutenden Einfluß auf den Gang der politischen Ereignisse; kriegerische Tüchtigkeit und staatsmännische Klugheit hatten es auf den Thron gehoben, von dem es durch den Mißbrauch der Macht und des Reichthums wieder herabgestürzt wurde. Tausende von Reisenden erfreuen sich noch alljährlich an den stummenden Zeugen seiner ehemaligen Größe, den herrlichen Bauten in Verona, insbesondere an den berühmten Denkmälern in der Kirche S. Maria antica.

Wag hirtdurch das Gedächtnis des prachtliebenden und gewaltigen, aber auch gewaltthätigen Geschlechtes fast und fort erneuert werden, mag vielleicht auch der Musikfreund sich daran erinnern, daß der „steinerne Gast“ in Mozarts „Don Juan“ seine Erlösung einer mit dem Denkmal Conspicuos verknüpften Sage verdankt, und der Kenner Dantes sich des Glanzes freuen, womit der große Dichter in „Paradies“ den Namen seines Ödmeers Constanze I. verherrlicht, an dessen Hofe er, wie viele andere Jüchtlinge, ein Knecht fand, so sei den geehrten Lesern dieser Blätter zur Kenntnis gebracht, daß die Scaliger bayerischer Abstammung gewesen, durch mehrere Heiraten mit dem mittelbayerischen Herzogshause in Verbindung getreten sind, und Angedörige ihrer Familie nach der Vertreibung aus Verona in Bayern Zustucht suchten, wo ihr männlicher Stamm vor nahezu 300 Jahren erlosch. In weiblicher Linie vererbte sich ihr Blut auf die Grafen und Fürsten von Dietrichstein und von Lamberg und von letzteren auf den Zweig der Freiherren v. Gräulich-Rügland zu Ametang.

[Das „Oberbayerische Archiv“ enthält im 7. und 31. Bande zwei werthvolle Beiträge zur Geschichte der della Scala oder „Herrn von der Reiter, Herrn zu Bern und Bingenz“,

wie sie sich in Bayern nannten; ersterer aus der Feder des Freiherren N. v. Gumpenberg, letzterer aus jener des Hauptmanns, hrst Majorz, G. Bimmerl).

Sage und Fabel siedeten es von alteröber, die Stammhäuser alter Geschlechter mit Gespinnsten der Dichtung zu umschleichen, was auch den Herren della Scala bezugnen. In Wirklichkeit stand nämlich ihre Wiege höchst wahrscheinlich in den Trebeci comuni, im sogenannten Gimberrlande, auf dem Hochplateau zwischen Recoaro und Verona, in einer jener Anstehungen Tiroler Kolonisten bairischem Stammes, die irrig ja lange Zeit hindurch als Nachkommen der aus der Schlacht bei Bereselli (101 vor Chr.) geflüchteten Gimberrn gehalten haben. Von dorther sind sie nach Verona gezogen.

Die Fabel oder verknüpft die Wurzel des Geschlechtes mit zweien der hervorragenden Häuser des alten bayerischen Herzogthums, mit den Grafen von Tengen, Weitenstein und Marau, deren Hauptbesitzungen um den Waginger See, im Salzburgerischen und in Oberösterreich lagen, und mit denen die im Isern, Ehen- und Burghausen und in Österreich reichgegründeten Grafen von Burghausen und Schala aller Wahrscheinlichkeit nach eines Stammes waren. Sprossen des letzteren Hauses sollen unter Kaiser Heinrich VI. nach Italien gekommen sein; sie führten den Namen nach dem Schlosse Schalaburg, das im Erzherzogthum Österreich unter der Enns, südlich von der Station Loosdorf der Eisenbahn von Wien nach Linz liegt, und ihren Namen sollen sie als della Scala dem westlichen Waude lautgerecht gemacht haben. Nach diesen neuen italieniserten Namen gefaltetes sie auch ihr Wappen, indem sie die weiße Leiter im roten Felde und zwei weiß und schwarz gefleckte Hunde als Wappenthier in den Schild aufnahmen. Die Helmzierde bildete ein geflügeltes Hundestumpf. Die Helmbreden waren weiß und rot. Als die Scaliger 1327 den Titel „kaiserliche Statthalter“ erhielten, stellten sie auf die Krone den kaiserlichen Adler (»il nostro uccello“, „der heilige Vogel“ bei Dante) und legten auf den Kopf des Hundes die kaiserliche Krone. Die wieder nach Deutschland übergeselten Herren von der Reiter führten im Wappenschilde die Leiter bald allein, bald mit den Hunden, Helmzierde und Treden stets in der angegebenen Weise.

Auf die Geschichte der Scaliger einzugehen, würde zu weit führen; hier sei in Kürze das Nötigste berührt. — Mit Kaiser Friedrich war ein ormer deutscher Edelmann, Gzelino, nach Italien gekommen und hatte das Geschlecht der Romano gegründet, das die Herrschaft über Verona und Vicenza erlangt. Mit Blut und Schreden hielten seine Nachkommen sie anrecht, bis die Städte sich erthoben und sie vertrieben. In den Begierden der Romanos hatten die della Scala gehät, von denen mehrere grausam ermordet oder verbannt worden waren. Nun rief sie das Volk zurück, Rustino della Scala wurde zum Podestà und Capitano gewählt (1262) und eröffnete die Reihe der Fürsten aus seinem Hause. In den entsehligen Wirren, welche Italien verheerten, fanden sie treu auf Seite der Ghibelinen, und insbesondere Gangrande I. war eine Hauptstütze der Kaiser Heinrich VII. und Ludwig des Bayern, dessen italienischer Feldzug im Jahre 1327 ohne ihn vielleicht gar nicht unternommen und jedenfalls in den Anfängen nicht so glücklich verlaufen wäre. Sie wurden dafür mit dem Titel „kaiserliche Statthalter“ und außer mit Verano, noch mit Vicenza, Padova und Treviso befehlet; allein die Grafenherzögen und die Stüttenverbannt, welche in ihrem Hause erblich geworden waren, brachen ihre Macht, und 1387 wurden sie durch den Fürsten von Mailand, Giangaleazzo Visconti, aus Verona und Vicenza vertrieben; die Verdule, wieder zur Herrschaft zu gelangen, scheiterten.

Da sahen den Scalo Hilfe durch einen bayerischen Fürsten zu werden. Gangrande II. Gemahlin war Kaiser Ludwig des Bayern Tochter Elisabeth gewesen, und deren Neffe Herzog Stephan III. von Landshut kam mit seinem Sohne Ludwig im Jare und einem Heere 1390 nach Italien, um den gleichfalls von Giangaleazzo Visconti vertriebenen Franz von Carrara, Fürsten von Padua, mit Waffengewalt wieder in seine Herrschaft einzusetzen. Die Scala bauten nun ihre Hoffnungen auf die bayerischen Schwäher. Die Witwe des aus Verona verjagten Antonio della Scala, Samaritano de Polenta, schloß als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes Cosmezzese ein Bündnis mit Herzog Stephan, worin sie ihm im Falle der Wiedererlangung ihres Geschlechtes in die Herrschaft über Verona und Vicenza als Lohn die Abtretung der Schlüßel zu Italien, der zwei wichtigsten Ensklausen mit dem Turm und festen Haus zu Nivoli und die Herrschaft Niva verpfieh. So eröffnete sich den Wittelsbachern die Aussicht, die südlichen Alpenstare, die mit den Aufschwung ihres Hauses und dem Ruhm ihres großen Ahnen Otto so eng verknüpft waren, und ungefähr dieselbe Gebiet, welches dieser Fürst als Grafchaft Garda kurze Zeit beherrscht hatte, an sich zu bringen. Aber diese nie wiederkehrende Gelegenheit ließen sie achlos verstreichen.

Wohl erlangen die bayerischen Scharen einige Vorteile über die Anhänger Viscontis, und Herzog Stephan eroberte das Gebiet von Padua seinem früheren Herrn zurück, aber an diesen Siegen und Ertrugenschaften ließ er sich genügen; den Scalo verjagte er die vorher zugesagte Hilfe und löste sein Heer auf. Damit war Verona und Vicenza für sie verloren, denn nur vorübergehend, auf zehn Tage, gelang es Wilhelm della Scala 1404, den Befehl von Verona zu eringen, den er nicht zu behaupten vermochte.

Dieser Wilhelm war ein natürlicher Sohn des von seinem eigenen Bruder 1369 ermordeten Gangrande II., des Eiboms

Kaiser Ludwigs des Bayern, er erndete wahrscheinlich durch Gift. Seine Kinder wandten sich Deutschland zu und riefen Kaiser Sigmunds Hilfe an. Klein alle ihre Schritte blieben fruchtlos, sie mußten sich mit dem Titel: „kaiserliche erbliche Vikare der Städte Verona und Vicenza“ begnügen. Wie das Geschlecht der Scalo nach der Einmündung in Italien seinen Namen umgewandelt hatte, so übersezte es den angenommenen nun ins Deutsche als „von der Veiter“ und sagte ihm das Prädikat „Herren von Vern und Vigenz“ bei, als letzte Erinnerung seines ehemaligen Königs, ohne von dem durch Kaiser Sigmund eingeräumten Range als Reichsfürsten Gebrauch zu machen.

Wilhelm hinterließ sieben Söhne und drei Töchter, von welchen zwei bayerische Edelkette heirateten, die Herren Seiz von Törring zu Seefeld und Habermay von Lobez. Der älteste Sohn Bruno verweilte bis zu seinem Tode (1434) am Hofe Kaiser Sigmunds als dessen vertrauter Freund und führte 1422—1425 als kaiserlicher Statthalter mit dem Titel eines Hofmeisters die Verwaltung des Ansföldter Gebietes, aus welchem der unruhige Herzog Ludwig im Jare verbannt worden war. Der dritte Sohn, Rildemus, erwarb sich hohe Verdienste, sowohl als stellvertretender Regent in Landshut, dessen Verwaltung ihm von Herzog Heinrich amvertraut worden war, und dessen Söhnen von ihm aus größten Räten zur höchsten Würde gehoben wurden, wie auch als Bischof von Treising (1422—1443). Viele Stiftungen dortselbst bewahren sein Andenken, er schenkte auch dem Dome das berühmte, der frommen Sage nach von hl. Lukas gemalte Marienbild. Anros Sidinus, später Papsst Sixus II., war sein Geheimschreiber, ehe er in gleicher Eigenschaft in die Dienste Kaiser Friedrichs III. trat. — Der jüngste der Brüder, Bartholomäus, besand sich als Pfleger und Hauptmann am Hofe seines Bruders zu Treising, der sechste, Konrad, bekleidete die gleichen Würden, folgte seinem Bruder Bruno 1425 als kaiserlicher Statthalter von Ansföldt und pflanzte mit seiner Gattin, Amalie von Frauenberg, das Geschlecht fort.

Seine Tochter Beatrix vermaählte sich mit Graf Wilhelm von Ttingen, dem Ahnherrn des Hauses; sein Sohn Johann war Herzog Georg des Reichs Bischof in Niederbayern und kommandierte die bayerischen Scharen in der Schlacht bei Siengen (19. Juli 1462) gegen das Reichsheer unter dem Markgrafen Albrecht Källes von Brandenburg, während sein Herzog Ludwig der Reiche den Oberbefehl führte. Am Morgen des Tages war jener zum Ritter geschlagen worden und vergalt diese Ehr dadurch, daß er sich als einer der Tapfersten dieses Tages auszeichnete.

1484 erscheint er als Pfleger und Landrichter von Schwärbing und starb 1490. Die beiden Söhne aus seiner Ehe mit Helena v. Glosen hießen Hans; außerdem hatte er noch drei Töchter.

Hans der Ältere war Landhofmeister in München und einer der Vormünder der minderjährigen Prinzen Herzog Albrechts IV.; auch erscheint er als Pfleger von Schwärbing und Zalsach. Wegen seiner großen Anhänglichkeit an Herzog Albrecht erlitt er im Landeshüter Erbfolgekriege 1504 und 1505 großen Schaden, wofür er durch die Verleihung der Herrschaft Wald „zu einer ergehligkeit“ entschädigt wurde. Er starb in München 1542. Vermählt war er mit Margarethe von Raiming, die ihm als die Erstochter dieses alten berühmten

Haus Schloß und Herrschaft Amerang zubrachte. — Hans der Jüngere war herzoglich bayerischer Rat, Pfleger und 32 Jahre lang Statthalter zu Ingolstadt. In seine Zeit fällt der von Herzog Wilhelm IV. angelegte und von Graf Salm-Würzburg und Daniel Sperle ausgeführte Festungsbau delfisch und die Belagerung Ingolstadts durch das sámtlichbische Heer (1546). Im folgenden Jahre starb er 76 Jahre alt.

Hans der Ältere hinterließ zwei Söhne und drei Töchter. Die beiden Brüder, Hans Christoph und Hans Bruna, waren, wie fast alle jüngeren Sprossen der oberdeutschen Adelsgeschlechter, in die Reihen der Landknechte getreten und bejahen beide in der unglücklichen Schlacht bei Carignan in Piemont (14. April 1544) gegen die Franzosen mit dem Leben den Preis, daß sie mit ihren Regimentern dem dringenden deutschen Centrum nicht weit genug folgten. Hans Bruna war unermüdet, Hans Christoph deßhalb aus seiner Gattin Elisabeth Grafen von Jallern die Söhne Hans Wurmund und Wilhelm, welcher letzterer als herzoglich bayerischer Rat und Pfleger von Wasserburg unverheiratet 1580 starb.

Hans Wurmund verlebte längere Zeit am Hofe Kaiser Ferdinand's und begleitete ihn auf seinen Zügen nach Ungarn. Er und sein Bruder erbten von ihrer Großmutter Barbara v. Laiming nach bei Belegen ihres Vaters die Herrschaft Pfalzried, welche beim Hinscheiden des letzteren an Wilhelm fiel, wogegen Hans Wurmund Amerang erhielt, und Wald in gemeinsamer Besize blieb. Aus seiner Ehe mit Elisabeth Freiin v. Thurn überlebten ihn ein Sohn, Hans Dietrich, und zwei Töchter, Anna Maria und Johanna.

Hans Dietrich starb kinderlos im 28. Jahre 1598, und

mit ihm erlosch das alte berühmte Geschlecht der Seiliger von Verona in Bayern. Ihn beerbte seine Schwester Johanna, welche in erster Ehe, als Gattin des Grafen Sigmund von Dietrichstein, Herzog der Steyer und Fürsten Dietrichstein zu Kitzsburg und in zweiter Ehe mit Georg Sigismund Freiherrn v. Lamberg auch die Stammutter der Grafen und Fürsten v. Lamberg wurde. Von ihren beiden Söhnen gründete nämlich der ältere, Maximilian, die österreichische Linie, und der jüngere, Wilhelm, die bayerische. Beide wurden 1641 von Kaiser Ferdinand III. in den Grafenstand erhoben und erhielten die Leiter mit den Hundst als Herzogthum in ihr Wappen. Ihre Mutter Johanna liegt in Lütmaning begraben, wo sie 1654 aber 1655 starb. Amerang erbte Wilhelm, dessen Nachkommen 1836 mit dem Grafen Maximilian im Mannesstamme erloschen, worauf Amerang durch die Heirat der Erbtochter Wilhelmine an den Freiherrn Maximilian v. Crailsheim gelangte, dessen Enkel Krafft gegenwärtig als Herr auf Amerang sitzt.

Es dürfte noch interessant sein, zu erwähnen, daß drei außerordentlich schöne Grabsteine von Angehörigen des Geschlechtes der „Herren von der Ritter“ sich erhalten haben: jener des Bizepodas Johann († 1490) zu Regensburg am Eingange im nördlichen Seitenstich der „Alten Kapelle“, ferner jener des Statthalters Hans des Jüngeren († 1547) in der ehemaligen Franziskaner-, nun Garnisonkirche zu Ingolstadt und jener vom Lehen des Stammes Hans Dietrich († 1598) in der Kirche zu Amerang.

Wegen die Freien dazu beitragen, das Andenken eines um Bayern hochverdienten Geschlechtes in Ehren zu halten, absehn sein Name unter den Völen des Landes vertheilt, und ihr Schild und Helm gebräuchlich sind!

Kleine Mittheilungen.

Unsere Bilder. Der bildliche Schmuck der gegenwärtigen Nummer widmet sich ausschließlich der Feldherrnhalle und dem der Kneze errichteten Denkmal. Wir geben zunächst eine Ansicht der Residenz- und Theatinerstraße am Oberrandplatz aus, links vorn das Dogatenhäus, rechts das Herz-Palais und die Theatinerkirche, in der Mitte am Stelle der heutigen Feldherrnhalle das Graf Bretzing-Palais. Die Zeichnung rührt aus dem Jahre 1825 und ist von G. Kraus gefertigt. Sie bietet außer dem Bilde der Erstlichkeit ein merkwürdig bewegtes und treues Bild des damaligen Münchener Lebens, der Tugenden und Sitten. Jede Figur ist für sich eine ausgeprägte bestimmte Type. Wir sehen die prächtigen Uniformen der Garde du Corps mit ihren blühenden hohen goldenen Helmen, den Offizier des Leibregiments mit halber Grenadiermütze, den Postknecht mit Schützenhut, den Offizier der Landwehr mit dem Tschako. Milizsoldaten eilen geschäftigen Schrittes über den Platz, die schwarzen Ärmel hängen an Tragenbalken über die Schulter; leider, oder richtiger gesagt gottlos, gibt das stumme Bild nicht den wamledrischen, aber lärmenden Ruf, mit welchem sie ihre Marsch anzuweisen pflegten. Das Riegelhäuschen, heute nur am Kapuzinerstift zu erblicken, bildet den reizenden Schmuck des Bürgermädchens, während der moderne, fashionabile Frauenschuh schon damals mehr durch bierre Harn, als durch Schönheit sich auszeichnet; ein zweites Bild von Souer zeigt uns die Feldherrnhalle unmittelbar nach der Kollaudung. Die Bilder der beiden Feldherren und des neuen Denkmals haben bereits in unserm Artikel Erläuterung gefunden.

Eine Ehrentafel. Am Ehrentage der bayerischen Kneze geehrt es sich wohl, auch jener zu gedenken, welche sich in besonderer Weise hervorthaten. Besonntlich wurden dem Kriegsmünisterium reiche patriotische Gaben für bestimmte tapere Thaten im Jahre 1870 zur Verfügung gestellt. Derselben kamen in folgender Weise zur Verteilung:

Der Substitut Kolgar a. Haber stiftete 1000 fl. mit der Bestimmung, 10 Unteroffiziere und Soldaten mit je 100 fl. zu bedanken, welche besondere Tapferkeit vor dem Feinde bewiesen. Diese Summe ertheilten: 1. der Soldat Georg Dietz von der 8. Komp. des 1. Inf.-Reg.; 2. Hauptmannier Johann Pies von der 4. Batterie „Rita“ des 1. Art.-Reg. Prinz Ludwig; 3. Sergeant Josef Denke aus 6. Inf.-Reg.; 4. Corporal Franz Hübner; 5. Soldat Joseph Pallety und 6. Soldat Heinrich Dürr, alle drei am 14. Inf.-Reg.; 7. Landwehr-Corporal Richard Gruber aus der 7. Komp. des 13. Inf.-Reg.; 8. Soldat Joseph Schöp von der 2. Komp. des 3. Jäger-Bat.; 9. Fahrbombardier Steingraber von der 6. Feldjäger-Batterie VII. Reg. des 3. Art.-Reg. und 10. Soldat Anton Stüdel aus der 4. Komp. des 4. Jäger-Bat., welche sich in verschiedener Weise besonders hervorgethan.

Franz Schenk Freiherr a. Stauffenberg bestimmte 500 fl. für die Weckbildung, welche zuerst eine feindliche Kanone nehmen wird, und es erhielt diese Gabe die halbe 4. Schwadron des 3. Chevaleregiments, welche unter dem Kommando des Rittmeisters a. Nagel in der Schlacht von Würth bei Niederbrunn dem Feind im wirklichen Kampfe die erste Kanone abnahm.



N. 25.

Erhöht wöchentlich ihren Geselligkeit und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für halbes Cassell bezogen werden. — Ein einziger breiter Bogen enthält die Welt ohne die Verlagsbeziehung mit ein Verlagszeichen versehen.

3. Jahrgang 1892.

Verstümmelten.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schallheim.

I. Kapitel.

Das Jahr 1796 wird in allen Chroniken der vormalig freien Reichsstadt Nürnberg als ein wahres Unglücksjahr bezeichnet. Brachte ja doch jene Zeit allenthalben den deutschen Ländern schwere Bedrückung, bittere Drangsal, Not und Elend durch einen Krieg, der entbrannt war zwischen dem Reiche und jener Nachbarnation, welche nach Orestes jeder Art unter Aufgebot all ihrer Kräfte um ihren Fortbestand stritt.

Bis zum Jahre 1796 waren nur die Gegenden jenseit des Rheines vom Feinde heimgesucht worden; unser biedriges Deutschland hatte nur wenig zu leiden gehabt, daher denn auch die jüngere Generation die Schrecknisse des Krieges nicht kannte und dessen Schilderungen vielfach als entsetzt und übertrieben erklärte. Man hatte vernommen, daß sich die kaiserlichen Freicorps am Rhein und in Schwaben großer Excesse schuldig gemacht, aber die Franzosen dachte man sich im allgemeinen als feine und geistreiche Leute, welche, nachdem sie im eigenen Lande die Schreckensherrschafft beieigt, ausgezogen waren, allüberall in anderen Ländern die Menschenrechte zu vertheidigen, allen Unterdrückten die höchsten Güter: Freiheit und Gleichheit zu bringen. Diese Schlagwörter nun klangen den Bauern und dem kleinen Bürger gar verführerisch an die Ohren, und auch dem Gebildeten war es oft schwer, solche edle Aposfel der reinsten Humanität als Feinde betrachten zu sollen. Kamete ja doch die Proclamation, welche Jourdan vom Rheine aus an die Bewohner des rechten Rheinsierserz erlassen hatte, nur Schonung und Milde, hätten nur die Thatsachen nicht da und dort den schönen Worten gar

zu sehr widerprochen. Es konnte in der Folge nicht fehlen, daß der eine oder andere an der Vollkommenheit der Franzosen bedeutend zu zweifeln begann, als der weitere Verlauf des Krieges deren wahre Natur mehr und mehr aufdeckte.

So sah man von mancher Seite nicht ohne Beforgnis in Nürnberg dem Besuche der Franzosen entgegen, denn in dem Maße, als die Vortruppen von den Nührerjägern der kaiserlichen Waffen in die alte Reichsstadt drangen, stieg die Angst der Einwohner, doch wurde das Bangen der Gemüther wieder etwas gehoben, als man erfahen, daß General Ernouf als Bevollmächtigter Jourdan von Würzburg aus dessen Proclamation ebenfalls zu erfüllen verpfacht.

Der 9. August war herangekommen; den ganzen Tag über herrschte in den Straßen der Stadt eine feierliche Stille, deils lebendiger war es vor den Thoren, wo sich eine große Menge Volkes eingefunden hatte, zu Fuß und zu Wagen den Franzosen entgegen zu gehen. Nachmittags hatte sich das Gerücht verbreitet von dem Vorübergiehen eines starken Corps kaiserlicher Völker, man sah jedoch nichts von kaiserlichen Truppen, dagegen sprengten gegen 7 Uhr abends von Buch her vier französische Husaren vor der äußersten Schanze an und mochten dort, ohne von den finlen Kössen abgesehen, Halt. Sie warteten auf Vertheidigung, und die Menge hatte hinreichend Ruhe, sich die ischlanke, beweglichen Kriegergestalten in den schlanken Uniformen, dem kurzen silberbetrehten und perlverkleimten Dolman und den hohen Hährenplümmen, anzusehen. Endlich, als es beinahe dunkelte, langten ungecührt 150 ebenfalls wußerberrichte Chasseurs an, von denen der

größte Teil auf die benachbarten Dörfer Buch, Klein- und Großreuth gelegt wurde, während General Key mit 50 Mann durch das neue Thor in die Stadt einzog und im „Katen Hof“ Quartier nahm, die Bedeckung wurde in den nächsten Gehöften untergebracht. Voll Vertrauen auf die mit dem General Craup abgeschlossene Convention, heißt es in einer Familienchronik aus jenen Tagen, ließ man diese Gäfte ungehindert zum Thore hereinziehen; niemand dachte daran, sie nur einen Augenblick anzuhalten oder einen einzigen Kapitulationspunkt zu verhandeln, denn man war sehr überzeugt, sie würden sich streng an die mit ihnen abgeschlossene Übereinkunft halten. In der That versprach General Key auch bei seiner Ankunft vollkommenen Sicherheit der Person und des Eigentums und gelobte, die strengste Raubjagd zu halten. Aber ach, schon die nächsten Tage sollten den guten Nürnbergern die grausamsten Enttäuschungen bringen.

Es war am Abend dieses denkwürdigen 9. August, als der hochachtbare Kauf- und Rathherr und damalige zweite Vorgesung Friedrich Wägel in dem Speiszimmer des Erdgeschosses seines städtischen Hauses am Wildmarkt (nunmehr Albrecht Dürer-Platz) beweilte in einem Gespräch mit seinem Freunde, dem Dr. Sororius, und wohlgleich sein unwichtiger Anlaß war es, der diesmal die Männer zusammengeführt hatte. Was es doch in jenen schweren Zeiten eine überreiche Fülle des Stoffes zu hochwichtigen Besprechungen, und es schien, als hätten die letzten Tage die alte Reichshadt wiederum um eine wichtige Wendung ihres Geschicks geführt. Herr Wägel, ein angesehener Biergier von hoher, achtunggebietender Gestalt, gebürte einer der ältesten Familien der Stadt an, sein Freund Dr. Sororius war ein geborener Würzburger, lebte aber seit längerer Zeit in Nürnberg, wo er seine ärztliche Praxis ausübte und sich einer ausgebreiteten Kundschajt in den besten Kreisen erfreute. Die Regelung einer angefallenen Erbschaft hatte ihn kürzlich an den Rhein hinunter geführt, erst am späten Nachmittage war er heimgekommen, und nun trieb es ihn, dem Freunde seine Erlebnisse mitzuteilen.

Die Herren saßen an dem mächtigen Eichenische, der inmitten des kunstreich getäfelten, aber sonst einfach ausgestatteten Gemaches stand und außer einem Stoh Hücher, Schristen und Zeitungsbllättern auf einem Servierbette eine Flasche Wein nebst zwei Gläsern und einigen Tellern kalten Imböh mit Weiden trug. Von der Decke hing ein schwarzer Rete ein sog. Lüsterweihen herab, und zwei Kerzen verbrachten eine ziemlich harmonische Helle in dem wäglig großen Raume.

„Berzcht über dem Erzählen das Trinken nicht, werter Freund“, sagte Herr Wägel, indem er die Gläser auf neue füllte, „den kalten Wein hier verschmäht Ihr ohnehin. Also kommt, laßt uns aufstehn: Auf bessere Zeiten!“

Wäglig that der andere Bescheid, dann sich auf dem geschnittenen Stuhle zurücklehnd und mit dem Finger die hohe Halsbinde ladernd, folte er in seiner Erzählung fort, ein trübcs Lächeln spielte um die ausdrucksvollen Züge, als er sprach: „Und wenn ich Euch schonmal wiederhole, daß diese wclgerühmten Republikaner großenteils nichts anderes sind als eine Horde elender Moedbreuner, so glaubt Ihr mir dennoch nicht und haltet mich womöglich für einen erbärmlichen Lügner und Verleumder.“

„Bitte doch recht seht, Doktor“, entgegnete der Hausherr, „Eure Worte ganz in Eeign, aber Ihr müßt wohl sagen, daß die Truppen, wie sie vor einer Stunde eingetren sind, ganz und völlig den Einbruch von Kriegsgelannern gemacht haben.“

„Ich widererpreche nicht, aber bedenkt doch nur, dies waren Chasseurs, die Elite-truppe, und zudem die Bedeckung des Generals Key. Wartet nur ab, bis das Fußvolk heranzumärschirt, da könnt Ihr Euer blaues Wunder erleben. Mir graust trotz der Souvergarde, als ich vorgehesten an einem log. Feldlager — bei Schweinfurt war es — vorüber reiten müßt. Es war ein entseßlicher Anblick, der sich mir darbot, und den ich so bald nicht wieder vergessen werde. Den meisten Soldaten fehlte es an Hemden, ihre Schuhe waren zerfetzt, und Strümpfe fand ich auch bei den Soldaten nur selten. Von den Mouturen hingen ganze Lappen weg, selbst die Weindieder waren nur Fragmente. An einem der Heße bemerkte ich ein Hemd, das meilend ein blaueschürzelter Bettwärterwurf irgend eines fränkischen Bauern gewesen sein mochte.“

„Also die richtigen „Sauschlotten“, sagte Herr Wägel nachdenklich. „Aber was wollt Ihr, das ist der Krieg. Es fehlt dem Direktorium vor allem an Geld, um eine Million Soldaten auszurüsten, und es offizieller Erlaß des gefesseltenden Körpers sagte ja rund heraus, daß man nicht einmal die Armer im Innern erhalten könne, die auswärtige Armeo dürfte nichts kosten und koste auch nichts.“

„Das heißt, die bezahlen wir, wir Deutsche.“

„So schämen kann es nicht mehr sein, ich hoffe denn doch, daß die größten Opfer bereits gebracht sind.“

„Ah, Ihr meint die Kontribution, die der Kreis sich ganz jähst hat auferlegen lassen müssen? Gestügt den Franzmännern nicht, verlaßt Euch darauf.“

„Ihr seid nicht klug, Doktor, vergeßt mir die Rede. Aber denkt doch: acht Millionen, davon sechs in klingender Münze und zwei Millionen in Naturalien und Lebensmitteln und 2000 Stüd Kavalleriepferde —“

„Ich weiß ja“, unterbroch der Arzt, aber der Herr des Hauses war aufgesprungen von seinem Sitze und rief, einzig unter den Papieren und Zeitungsbllättern suchend, mit erregter Stimme: „Wo finde ich denn das Blatt? Ah, hier, nun, do leit gefälligst Übereinkommen. Würzburg, den 20. Thermidor, im vierten Jahre der französischen Republik (7. Aug. 1796) — hier die Namen, denn: „Die Zahlung der sechs Millionen geschieht“ u. s. w. Hier aber, in Artikel 11, heißt es: „Von heutigen Tage an soll alles, was zum Unterhalte der französischen Kriegsheere geliefert oder abgegeben werden muß (das freie Quartier allein ausgenommen), auf Rechnung dieser Kontribution gehen.“ Diese Bestimmungen werden in dieser Stadt morgen öffentlich bekanntgegeben werden.“

„Sehr wohl, Herr Wägel, wer bürgt euch aber dafür, daß General Key das respektiert, was ihr mit Craup abgeschlossen habt?“

„Aber Doktor“, rief der Kaufherr nun höchst erschaut, ja fast besträzt aus, „dafür haben wir nunmehr Vieh und Viegel.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Dom zu Regensburg.

Von Heinrich Ueber.

Die Diöcese Regensburg feiert in diesen Tagen das erhebende Jubelfest der 50jährigen Priesterweihe ihres Hochwürdigsten Herrn Bischofs Agnolius v. Senftenberg. Klausur und Volk bieten sinnliche Gaben und Geschenke dar. Wir glauben, uns am besten mit ihnen zu vereinen, wenn wir zu Ehren des feierlichen Tages uns in Wort und Bild jenem erhabenen, großartigen Denkmal kirchlicher Kunst widmen, welches unter seiner Amtsführung noch mehr als 600jähriger Dauer des Baus zu Ende geführt wurde. Unsere Leser werden sofort unsere Wahl erraten haben: der Dom zu Regensburg. Ihm sei zu dem Festtage Bild und Skizze gewidmet.

Wir beginnen zunächst mit der Erzählung der Geschichte des Baus:

Nicht leicht hat eine Stadt durch die Unbilden der Zeit, vornehmlich durch verheerende Feuerbrünste, mehr gelitten als Regensburg, und es ist nur zu verwundern, daß, wenn auch aus der römischen Zeit sehr wenig vorhanden ist, doch aus der frühmittelalterlichen Bauzeit noch bedeutende Denkmäler erhalten sind. Das Jahr 1152 legte den Dom, das Chorstift St. Johann, Aachenermünster, Obermünster, die alte Kapelle, St. Paul, St. Emmeran, St. Jakob in Höhe. Darnach bot Kaiser Friedrich Barbarossa, der bald darauf in die Stadt kam, die Hand zum Wiederaufbau. Im Jahre 1250 machten wiederholte Brände und schließlich die Verheerungen durch die Kriege Konrad's I., denn Bischof Albert war ein Hauptgegner der Macht der Stauyer, eine durchgehende Restauration nötig, die fast ein Kraut zu nennen war. Ein Abbruch wurde verordnet, wie es damals üblich war, Ausschreiben zu freiwilligen Beiträgen ergehen, wie solches auch heutzutage noch üblich, und die Beistenern stießen reichlich. Im Jahre 1254 konnte der neue Hauptaltar eingeweiht werden, und der Bau schritt rüstig fort. Aber am Donnerstag vor Georgi 1273 entzündete ein Blitzstrolch den alten Bischofshof, der nördlich am Dome stand. Ein furchtbarer Sturmwind führte bald das Feuer auf die nächstliegenden Gebäude. Nicht nur der Bischofshof, auch der Dom, die Kreuzgänge und viele andere Häuser wurden ein Haub der Flammen.

Bischof Leo aus der Pottrijerfamilie der Thundorfer entschloß sich, eine neue Kathedrale zu bauen. Er sollte in würdiger Weise aus gehauenen Steinen errichtet werden. Auf das beste wurde hierbei Leo nicht nur von den reichen Bürgern, sondern auch von Seite seiner geliebten Diöcese unterstützt, insbesondere waren es die Hande von Regensburg, eines der hervorragendsten Geschlechter, deren Wappen am Chorbau angebracht ist, welche den Dombau mit allen Kräften unterstützten. So kam's, daß man ohne Anzichn und Wert gehen konnte. Schon 1275 wurde der Grundstein am St. Georgstage gefegnet. Der Bau, der an dem südlichen Seitenchor, dem Andreas-Chor, begann, wurde rasch gefördert und konnte schon im nächsten Jahre am St. Pauls-Gebächsmitteltage Chor-Mitar und Chor zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit, der Mutter Maria und des Apostelstärken St. Peter eingeweiht werden. Meister Ludwig leitete damals den Bau, der auch nach seinen Angaben und Plänen zur Ausführung kam. Nach dem Tode des Bischofs Leo (1277) wurde der Dombau unter seinem Nachfolger Heinrich v. Rottenend eifrigst gefördert:

der Bau wurde gegen Westen hin fortgesetzt, und der Chor vollendet. Die rasche Fortsetzung der Arbeiten wurde ermöglicht durch den Umstand, daß Heinrich zu einer Zeit lebte, wo an Asten, Wein und Getreide, ein solcher Ueberschuß war, daß den Arbeitern ganz geringe Löhne gezahlt werden konnten. Heinrich v. Rottenend starb im Jahre 1296. Ihm folgte Konrad v. Lupburg, diesem Nikolaus v. Stochowitz im Jahre 1313. Während der 27jährigen Regierung desselben geschah vieles am Dome: der Fortsetzung gegen Westen und insbesondere dem Beginne der beiden Türme standen aber Hindernisse entgegen. Mehrere Häuser, denn die St. Nikolaus-Kapelle und das St. Johannes-Münster standen an der Stelle, wo jetzt die Türme sich erheben, und es mußten erst manche Unterhandlungen gepflogen werden, bis der Abbruch derselben beträhigt werden konnte. Am 8. Juli 1325 versammelten sich die beiden Kapitel des Dom- und St. Johann-Stiftes, um über diese Fragen zu unterhandeln. Zuvor gelang es, wegen Entfernung der Häuser und der St. Nikolaus-Kapelle das zunächst Nötige zu erzielen, so daß auch sofort der Abbruch geschah, und mit der Gründung des südlichen Turmes begonnen werden konnte, doch wegen des Winklers, der am Fioße stand, an den der nördliche Turm zu kommen bestimmt war, konnte noch keine Vereinarbeitung getroffen werden.

Meister Albrecht stand zu dieser Zeit dem Bau vor. Die nach Nikolaus' Tode im Domkapitel erfolgte spöttige Bischofswahl botte auf die Fortführung des Dombaus menschen nachtheiligen Einfluß. Heinrich v. Stein 1340—1345 suchte zwar sogleich, nachdem er den Bischofsstift bestiegen, im Jahre 1341 die wegen Entfernung der St. Nikolaus-Kapelle zwischen dem Dom-Kapitel und dem St. Johann-Stifte entstandenen Differenzen auszugleichen, doch geschah wenig für Fortführung des Baus. Auch sein Gegner Friedrich, Burggraf von Nürnberg 1340 bis 1360, that wenig für den Dombau.

Magister operis: Heinrich der Behender.

Erst unter seinem Nachfolger Konrad v. Heimbürg eröffneten sich erfreulichere Aussichten. 1380 kam endlich ein Spruch zu stunde, auf dessen Grund das St. Johannes-Münster abgebrochen werden sollte, sobald das neue Münster zunächst nördlich erbaut sein würde. Dies geschah im folgenden Jahre, und jetzt erst waren die Hindernisse gründlich beseitigt, die der Vollenbung des Dombaus so lange Jahre sich entgegen gestellt hatten. Konrad v. Heimbürg starb in demselben Jahre, 31. Juli 1381.

Unter seinem Nachfolger, dem Grafen Theodorich von Abensberg, der schon 1384 starb, konnte sodgemäß nur wenig geschehen; bestmüher unter seinem Nachfolger dem Bischof Johann Graf von Woodburg in Bayern. Er vollendete den Turm des neuen Münsters zu St. Johann und legte den Grund zu dem nördlichen Turm des Domes und dem Portalkum im Mittelstüffe. 1404 wurde der feinerne Hauptaltar errichtet, der bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts den Dom zierte, und damals einen andern Platz machen mußte. Der jetzige Altar ist von Bischof Anton Agnolius Graf von Zuger gestiftet und im Jahre 1785 aufgestellt. Johann von Woodburg lebte bis zum Jahre 1409.

Ununterbrochen, wenn auch sehr langsam, wurde unter ihm und seinen Nachfolgern am Dome gebaut, viele Gladen stießen zwar zum Dombau — insbesondere waren es wieder Regensburgs Bürgergeschlechter, die auswärts den Bau förderten. Unter

vielen anderen hervortretend waren der Sächlinger und Stephan Kottangst von Lundersdorf, die bei Wiederaufnahme der Arbeiten am Portal und Turmbau bedeutende Opfer brachten — doch Welfes († 1387) neue Lehre, welche Johann Duh († 1415) auf der Universität in Prag öffentlich bekämpfte und überall verbreitete, hatte große Aufregung und Unruhe hervorgerufen. Die Hussiten verwüsteten das Land, und nur schwer konnten die der Domschifke gehörigen Linsen und Reuten eingetrieben werden. Es war eine wirrige Zeit, für die Fortführung des Baues höchst ungünstig; die Spaltungen in der Kirche, bis endlich durch die Reformation es zum völligen Bruch kam, zogen die Aufmerksamkeit des Volkes sowohl als des Klerus ab. Immer späterlich floßen die Gladen. So kam es, daß der Turmbau, den Johann der Roodburger gegründet hatte, erst 1436 bis zur Höhe des Kirchendaches gediehen war. Man brachte damals die Gladen vom steingelassenen südlichen Turm des alten Domes (dem sog. Eiselstürme) in den neuen Turm.

Im Jahre 1450 fand eine Zusammenkunft der berühmtesten Architekten Deutschlands in Regensburg statt, man weiß

nicht recht, ob zur Beratung allgemeiner Angelegenheiten oder nur, um ihren Rat zur Vollenbung der Fassade und Türme einzuholen.

1464 war das Seitenschiff und bald darauf das Mittelschiff eingewölbt 1496 baute man den Sichel zwischen den beiden Türmen 1496 war das dritte Stüdwerk am nördlichen Turme so weit hergestellt, als wir es jetzt sehen. Von da an wurde nur wenig mehr gebaut.

Am Turmbau waren als Dombau- und Werkmeister beschäftigt:

Liebhart der Wynnar und Heinrich Dürstetter, Wenzla, der Meister Andreas Egl und die drei Koriger, Konrad, Kathaus und Wolfgang Vater und Sohn. — Veyrerer wurde 1514 mit dem Balthauer Lay als Abteilsführer bei einem Aufstand gegen die Stadtobrigkeit enthauptet, ihm folgt Erhard Heidenreich, der 1524 starb. Albert Graf von Törring, 1613 bis 1649) ließ später den Dom in den sechsundzwanzigjährigen Zeit restaurieren. Er ließ ein reiches Gitter am Eingang in der Chor anfertigen, vor dem Hochaltar stellt er zwei große Denkmäler auf, er ließ auch die Türme mit Tüchern verhüllen. Unter seiner Wollung brach der 30jährige Krieg aus.



Der Dom von Regensburg nach seiner Vollendung.
Nach einer Skizze von Carl Schuchmann.

Bernhard von Weimar eroberte 1633 Regensburg, der Domsirke hemdchtigten sich die Protestanten; sie blieb beiderseits Jahre im Besitze derselben. Am 15. Dezember 1633 wurde die erste protestantische Predigt im Dome gehalten.

Unter Bischof Klement August, dem Sohne Max

Emanuel, wurde endlich Ende des 17. Jahrhunderts dem Dome wieder mehr Sorgfalt gewidmet.

Über der Durchstreuzung der Schiffe erbaute der Baumeister Anton Niss von Landshut eine Kuppel in italienischen Beschma. Von da an ging es ja fort. Das Innere wurde mit möglichst geschmacklosem Pomp ausgestattet, und dadurch der schöne Bau ganz verunstaltet. König Ludwig ließ in den Jahren 1834—1838 alles Stülwüdrige entfernen, der Dom wurde mit vielen schönen Glasfenstern geziert, die Altäre meist erneuert oder stilgemäß restauriert. An Stelle der von Anton Niss an der Kreuzung hergestellten Kuppel wurde ein Kreuzgewölbe eingebaut.

Der damalige Bauinspektor Rabler hatte unter Oberbaurat Wärtners Leitung die Arbeiten durchzuführen und erfüllte in gewissenhaftester Weise die ihm gewordenen ehrenvolle Aufgabe. Im Jahre 1839 wurde die Restauration glücklich vollendet, und der Dom wieder geöffnet.

Am 18. Mai 1839 hielt der Bischof Franz Xaver v. Schwöbl das erste feierliche Hochamt.

Die Restauration entfernte allen Tand, den im Laufe der Zeit Ungeschmack und Affectation angebaut hatte; eine Anzahl von hölzernen Tribünen, Oratorien, Solerien, Treppen und anderen Einbauten wurden niedergerissen, von den vielen Nebenaltären und Bildwerken blieben nur die mit dem Stile der Kathedrale harmonisirenden. Die Kreuzzierung, seit dem Jahre 1618 entstehend durch ein avales, im neitalienischen Stile mit Fresken und Stukkaturen ausgeschaffertes Gewölbe geschlossen, wurde spitzbogig überwölbt, die Umgänge längs der Fenster der Seitenwände erhielten vierlich durchbrochene Steingeländer, die Altäre wurden an geeignete Plätze gesetzt, und hinter dem Hochaltar eine neue Orgel aufgestellt. Auch in Bezug auf die Giebelmaueren hat der edle königliche Räte

in diesen herrlichen Denkmale des Altertums alte und neue Kunst zu verbinden gewußt. Es wurden 15 größere und kleinere Fenster mit Glasgemälden eingelegt, welche von Heinrich Deß und Christof Stuben entworfen und von Max Kimmüller technisch ausgeführt wurden. Die Kosten im Betrage von 90730 Gulden wurden aus der Kabinetskasse Sr. Majestät König Ludwig I. bestritten.



Der Dom von Regensburg nach dem ersten Plane des Domkanonikers Penzinger.

Schon damals wurde der Ausbau der beiden Türme angezogen. Allein das eingehaltene Gutachten der Techniker erklärte sich dahin, daß derselbe wegen der ungenügenden, fehlerhaften Substruktionen unmöglich sei. Gleichwohl wuchs mit dem erwachten Sinne für die Schönheit der alten Architektur, der in der Wiederherstellung des Innern neue Nahrung erhielt, auch der Wunsch nach Vollendung des Domes. Im Jahre 1857 setzte die Regierung eine Kommission von Technikern ein, die über die Tragfähigkeit der Substruktionen an den Türmen nähere Untersuchungen vornehmen sollte. Das Ergebnis derselben lautete, daß sowohl die vier Mittelpfeiler der Kreuzung, als die Substruktionen des südlichen Turmes nichts zu wünschen übrig lassen. Hinsichtlich des nördlichen Turmes wurde eine Verstärkung der Grundlagen als unerlässlich, aber auch als ausführbar erkannt. Auf Grund dieser ersten Gut-

achtend wurde am 2. Februar 1859 unter der Ägide des hochwürdigsten Herrn Bischofs Ignazius ein Verein gegründet, der sich zur Aufgabe setzte, den Ausbau der beiden Türme herbeizuführen. Und der Segen des Herrn war bei dem gewaltigen Unternehmen. König Ludwig I., der erhabene Schirm der Künste, widmete dem Verein seine huldvolle Unterstützung. Seiner Munizifiz, sagt Karl Theodor Heigel in seinem vorerfüllten Werke „König Ludwig I. von Bayern“ ist es zu danken, daß sich zum vollen Ausbau des Domes die alte Bauhütte

wieder aushal. Als er Kenntnis erhielt, daß sich die Regensburger mit solchen Gedanken trügen, gab er sofort 10000 Gulden unter der Bedingung, daß der Bau der beiden Türme gleichzeitig in Angriff genommen würde. Es schreite anfänglich ab, daß der Anbau zu den Türmen vielfach verschiedenartig: Maßverhältnis, Wauersstärke und zumal ornamentale Ausstatung sind durchaus nicht gleich. Es entspricht dem Geiste der Gotik, daß namentlich bei großen Bauwerken mehr auf phantastischen Reichthum der Formen, als auf strenge Symmetrie gesehen wird, wie ja auch im Walde kein Baum dem andern gleich, und alle zusammen doch ein harmonisches Ganzes bilden. Es galt nun, bei dem Ausbau der Türme die vorhandenen Ungleichheiten einander zu nähern und zu verflüchten, bis endlich die Thürme gleichmäßig abschließen. Ludwig verfolgte die Rechte des Dombauemeisters Denzinger, der sich durch dieses Werk einen Ehrensapf neben den Meistern des Mittelalters erlangt, mit großem Interesse. Namentlich warnte er vorerspäterung der Rechte. „Von Siebel und Kreuzschiff kam meines Erachtens nicht die Rede sein, als bis die Türme vollendet sind!“ Als er im Oktober 1863 von der Weiche des Ehrenmals zu Kelheim nach Regensburg kam und vor das ehernwärbige Münster hintrat, war er hoch erfreut, zu sehen, wie genial Denzinger das Unternehmen leitete. Sofort war der Anschluß gefast, den Ausbau des ehernwärbigen Denkmalaltbentlicher Kunst mit gewohnter Energie zu fördern. Er wies einen jährlichen Beitrag von 20000 Gulden an unter der Bedingung, daß das Werk binnen sieben Jahren vollendet sein müsse. Dadurch wurde ein frischer Fortgang des Baus ermöglicht; das Donauthal wiederholte von den Hammer schlägen der Baugesellen, rasch hoben sich die schlanken edlen Türme. Alle Jahre wurden an Ludwig photographische Aufnahmen des Baus geschickt. Am 17. Oktober 1867 vor seiner letzten Reise nach Sizyo schrieb Ludwig nach an Denzinger: „Meine volle Anerkennung Ihren Zeichnungen über die Turmhelme, dann über Vollendung des Siebels und der Querschiffe. Ich erwarte aber, daß die auf Stantkosten in Angriff genommene Herstellung des Querschiffs keine Säderung auf den Ausbau der Türme äußert, das Jahr 1870 muß eingehalten werden.“ Der große König sollte die Vollendung nicht mehr schauen. Die Schlußsteine wurden in feierlicher Weise am 30. Juni 1869 gesetzt. Bischof Ignatius sprach bei der Weiche derselben folgende herrliche Worte: „Die Schlußsteine sollen nun steigen zur Spitze der vollendeten Türme,

um dort als Schluß der Kreuzblume den herrlichen Bau zu krönen. Es ist ein großes Werk, das zu Ende gebracht. Wie dieser Dom der erste war in Deutschland, der nach den Wiedererwachen der deutschen Nation im Innern wieder wichtig hergestellt wurde, so ist er jetzt auch der erste, dessen Ziel seit 400 Jahren unserer Türme in ihrem Ruhstand vollendet worden sind. Es war an diesem heutigen Feste vor zehn Jahren, im Jahre 1859, als wir des heiligen Apostelstuhls Petrus altes Standbild in Mitte des Domes neu aufstellten und segneten und dann den Ban hier in den Tiefen zur Sicherung der Fundamente begannen. Es war am Pfingstmontage des Jahres 1860, als König Maximilian II., der in Gottes Frieden ruht, an dieser heiligen Stätte den geweihten ersten Konstein zum neuen Hochbau des südlichen Turmes legte. Und wieder war es am St. Petrusfest des Jahres 1864, als wir an der nördlichen Stelle den Hauptstein zum Hochbau des nördlichen Turmes legten. Was wir da erlebten und erlebten, ist uns gewöhnt. Wir schauen die Türme in ihren kunstprächtigen Vollendung.“ Der hochwürdigste Herr Bischof widmete nun herrliche Worte des Dankes den heimgegangenen Wohlthätern des Baus, König Ludwig I. und König Max II. Auch den Lebenden sei der Dank gebracht, König Ludwig II. und dem fürstlichen Hause Thurn und Taxis; den für die Werk begeisterten und es in aller Größe bewährten Kunst zu Ende führenden Meistern, allen Gebeten und Spenden, insbesondere dem Dombauverein. „Wägen die Türme“, so schloß die Rede, „hoch emporganzend und emporenwärend zu den Pinnakeln Gottes Ehre, Lob und Preis verfluchen. Wägen sie eine Pier und Ehre und zugleich heilige Rahmung bleiben für die Stadt und das Bistum Regensburg. So wollen wir der Hammer Schlag thun auf diese Steinrücken im Namen Gottes und zu Ehren des heiligen Petrus, des Apostelstuhls, den dieser Dom geweiht ist. Und sind sie oben eingestrichelt als Schluß der Kreuzblume auf jeden Turme, so sei dies alles stets ein Zeichen, daß des Christen Ziel und Hoffnung in dem Kreuze ist, und daß wir nur im Kreuze siegen.“

Die Rede hat etwas sehr Bedeutungsvolles verfallen, der überaus großen Verdienste des hochwürdigsten Herrn Bischof selbst. Die Weltweit weiß sie zu schätzen, und auch die Nachwelt bleibt nicht undankbar; für die fernsten Zeiten bleibt der Name des Bischof Ignatius v. Senefrey verknüpft mit der Wiederherstellung und Vollendung der wundervollen Blüte der Gott in bayerischen Landen.

Schwarzschall Fürst Wrede.

Von E. Retahn

II.

Es kam das blutige Jahr 1809, das den Kriegstrom der Bayern so glänzend erstrahlen ließ. Wenn unsere Väter auch damals gegen Österreich sochten, und ihre Tapferkeit mit am meisten dazu beitrug, daß die Doppeladler in den Staub sanken, so zwingt uns doch die soeben ausgesprochene Gerechtigkeit zur unumwundenen Anerkennung, daß Österreich damals allein für die deutsche Sache auf den Kampfplatz trat. Der Zeitpunkt war gut gewählt, weil Napoleon vollaus in Spanien beschäftigt war; allein die Kaiserlichen verdankten von vornherein das Glück durch Langsamkeit und mangelhafte Dispo-

sitionen, so daß der im Fluge herbeieilende Kaiser noch roth die Fehler seines Major-Generals Berthier wett zu machen Gelegenheit hatte. In meisterhafter Koordination trieb er das Centrum der Österreichler zurück und stellte sich zwischen das selbe und ihren linken Flügel in den Gefechten an der Abent (19. und 20. April) ein, worin dann der letzteren (am 21. April) bei Landshut über die Isar zurück und sahste nun von neuem das Centrum in seiner linken Flanke (am 22. April) bei Eymühl, (am 23.) bei Regensburg, woraus Erzherzog Karl den Rückzug nach Böhmen antrat. Wredes Division suchte in erster Linie (am 20. April) bei Widurg und Piffershausen, wobei

Wrede sich persönlich des letztgenannten Ortes bemächtigte, und auch am nächsten Tage an der Verfolgung des Corps Hillers noch Landstätt teil, welche Stadt nach heftigstem Kampfe erobert wurde. Von hier wendete sich Napoleon mit dem größeren Teile seiner Streitkräfte gegen Regensburg und ließ nur durch die Divisionen Wrede und Molitor (Frouzoven) die Österröcher weiter verfolgen. Gegen diese setzte sich aber Hiller mit einem kühnen freiwilligen Vorstöße bei Neumarkt a. Rhett (24. April), wobei die Division Wrede org ins Gedränge geriet, da der französische General Molitor sie allein „das Bad anstrinken ließ“, um populär zu sprechen. In dessen Erzherzog Karls Niederlage bei Regensburg hinderte Hiller an der Ausnutzung der gewonnenen Vorteile und veranlaßte ihn zur Fortsetzung des Rückzuges, worauf die Division Wrede unter leichten Geschützen bei Mühldorf und Trautsbürg gegen Salzburg vordrang und sich dieser wichtigen Stadt am 29. April bemächtigte. Hier vereinigten sich die drei bayerischen Divisionen. Wrede wurde zwar zur Teilnahme an den Operationen der großen Armee nach Innerösterreich bestimmt und marschierte infolgedessen gegen die Donau ab, erhielt aber bald wieder die Zurückberufung nach Salzburg, um unter dem Oberbefehle Marschall Lefebvres zur Unterwerfung Tirols mitzuwirken.

Am 11. Mai nahm er den Lofer- und Strub-Paß, lieferte am 12. Mai bei Waldring, am 13. bei Wörgl (wo die im Münchener Armeemuseum prangende Fahne des Regimentes Infanterie von den Ehrenleuten des 3. und 5. Regiments genommen wurde), am 15. bei Breitzegg und Schwarz glänzende Gefechte und zog am 19. Mai in Innsbruck ein.

Auf diesem unter täglichen Kämpfen zurückgelegten Vorstöße kam es zu argen Ausschreitungen der bayerischen Soldaten, woran einestheils die Erbitterung über den heftigen Widerstand der Tiroler und die Erinnerung an die von letzteren beim Aprilaufstande verübten Grausamkeiten, andererseits ein Gefühl Lebewehs die Schuld trugen, denn letzterer hatte angeordnet, daß jeder Tiroler, der mit der Waffe in der Hand betroffen würde, über die Klänge springen müsse. In einem flammenden Tagesbefehle, der seinem Gemüthe wie seiner Klugheit alle Ehre macht, verwies Wrede dieses Benehmen den Truppen, aber trotzdem wird ihm schließlich der Brand von Schwarz, als absichtlich von ihm veranlaßt, in die Schuhe geschoben, ein Gegenstück zu den Verleumdungen Tillios wegen der Zerstückung von Wagoburg.

Am 28. Mai erhielt Wrede den Befehl, von Innsbruck aufzubrechen und mit der Division Kroschwitz in Eilmärschen

zur großen Armee an der Donau zu stoßen, wo sich die Entscheidung des Krieges vorbereitete. Wrede besetzte Linz und bestand hier mehrfache Gefechte mit den Österröchern, bis er am 30. Juni die Ordre bekam, am 6. Juli bei Wien einzutreffen. In vier Tagen legte seine Division die 24 Meilen dahin zurück — einen der fünf schönsten Märsche oeffentlich, den die Kriegsgeschichte kennt — und stand am 6. Juli früh 5 Uhr schlagfertig auf der Insel Labau.

Tags darauf, in der heißen Schlacht bei Wagram, setzte sie Napoleon im entscheidenden Punkte inmitten des tobensten Kampfes ein. Ihr Eingreifen brachte den Sieg. Anberthals Stunden weit trieb sie den Feind zurück, wozu insbesondere die Artillerie sehr viel beitrug; aber Wrede wurde zuerst das Pferd unterm Leibe erschossen, und gleich darauf erhielt er, da ein anderes Pferd nicht sofort zur Stelle war, einen Streifschuß von einer Kanonenkugel in die rechte Seite oberhalb der Rippen und mußte zurückgebracht werden.

Aufnahmlich joch die Division darauf noch im Treffen bei Znaim (11. Juli); der Festzug kostete ihr 137 Offiziere und 3500 Mann. Zur Ehrung der Verdienste ihrer Führer ernannte Napoleon am 15. August Wrede zum französischen Reichsgrafen mit einem jährlichen Einkommen von 30 000 Franz, welches König Max Josef ertragsgemäß im folgenden Jahre auf 30 000 Gulden zu erhöhen sich verpflichtete. Hierfür wies Napoleon die herrschenden Mandäher im Salzammergut, Engelhardtzell und Suben im Jandortel an, welche als Monarchie des französischen Reiches erklärt wurden.

Diese Schenkung Napoleons war eine von den wenigen, die auch nach seinem Sturze erhalten blieben.

Nach dem Abschlusse des Friedens von Schönbrunn begannen die drei bayerischen Divisionen, jetzt unter dem Oberbefehle des früheren Generallieutenants von Lesfure, des Divisionsgenerals Grafen Drouot d'Orion, zum dritten Male den Einmarsch in das rebellische Tirol, dieses Mal mit mehr Glück als früher. Wrede führte seine Division von Leoben über Neit in Hinfel und Kössen nach St. Johann im Leutentale auf Wegen, die seit mehr als einem Jahrhundert kein Soldat mehr betreten hatte. Nach mehreren leichten Gefechten rückte er am 1. November in Innsbruck ein und erlöschte am nächsten Tage den Berg Jisel. Hierdurch war die Unterwerfung des Landes entschieden, und bald vollzog sich seine Pacification. Wrede schret darauf nach Bayern zurück und übernahm das Generalkommando zu Augsburg.

Der Neuorganisation des Jahres 1811 brachte Wrede die Beförderung zum General der Kavallerie, und das nämliche



Feldmarschall Friedrich Wrede.

Jahr führte für ihn noch ein aufscheinend Kleines, oder in den sich daran reichenden Folgen schwer wiegendes Ereigniß nach sich. Der General war nach Paris gereist, mit Auszeichnung empfangen und zu einer der kaiserlichen Jagden nach Fontainebleau geladen worden. Während derselben knüpfte Napoleon ein Zwiegespräch mit ihm an und befragte ihn über seine Meinung hinsichtlich eines Feldzuges gegen Rußland. Wehrde hob die Schwierigkeiten desselben hervor — und nun sind über den weiteren Verlauf zwei verschiedene Meinungen vorhanden. Nach der einen habe der Kaiser, erzieht über Wehrde's Einwendungen, mit dem Vorturze geantwortet, der General habe den Krieg satt, und, mit der Peitsche in der Erde wühlend beigefügt: „Noch drei Jahre, und dann werde ich der Herr der Welt sein“; — nach der andern (und diese hat sehr große Glaubwürdigkeit für sich) habe Napoleon in der heftigsten Erbitterung die Peitsche drohend gegen Wehrde erhoben, so daß dieser zum Hirschfänger gegriffen und in solcher Stellung des Kaisers weiteres Vorgehen erwortet habe, worauf jener mächtig sich zurückzog und die Jagd abbrechen ließ. — So viel ist indessen sicher, daß von diesem Momente an Wehrde bei Napoleon in Ungnade gefallen war, denn einen Widerspruch ertrag der Allgemwaltige nicht, und trotz der hohen kriegerischen Ehre, die Wehrde unter Napoleon's Jahren erlangt, trotz der hohen Auszeichnungen, die ihm von demselben zuteil geworden waren, war Wehrde in Herz und Gemüth deutsch geliebt und stand in Beziehungen zu der kleinen Partei, welche im Kronprinzen Ludwig ihrer Stütze fand und in Bayern den deutschen Gedanken rühmig vertret. Ihre Leiter waren Professoren der Landshuter Hochschule: Alt, Souvign, Schrant, Winter, Seiler, Tiefenmann u. a., und manchen deutsch gesinnten Mann empfing der General auf seiner stillen Besetzung Wohlgefallen. Um so höher wollen wir es ihm aber anrechnen, daß er trotz dieser deutschen Gesinnung seinem Könige die geschworne Treue hielt und verständig die eichtige Zeit zu finden wußte, um mit energischem Handeln zum Besten seines königlichen Kriegsheren und seines Vaterlandes für die deutsche Sache einzutreten, wie bald zu berichten sein wird.

Noch einmal zwar mußte er für Napoleon das Schwert zihen, der 1812 mit der über eine halbe Million Streiter zählenden „großen Armee“ in Rußland einbrach. Die zwei bayerischen Divisionen Derooy und Wehrde bildeten unter des kaiserlichen Cabinet (noch dessen Verwendung unter Souvign St. Cyr) Oberbefehl das sechste Korps. Im März waren die Bayern aus der Heimat aufgebrochen, überschritten Anfang Juli den Orenzfluh Almen und setzten in den Tagen des 16., 17., 18. und 22. August die blutigen Kämpfe am Polozk an der Däna, wobei sich Wehrde insbesondere am 18. August in den Kämpfen um Spatz auszeichnete, während deren den „Bater Derooy“ die tödliche Kugel traf, worauf Wehrde das Kommando auch über dessen Division übernahm. Noch einmal kam es um Polozk zu heftigen Gefechten, am 18., 19. und 20. Oktober; dann räumte Wehrde diese Stadt und führte sein auf nicht mehr volle 4000 Mann zusammengesetztes und täglich unter den unerschöpflichen Strapazen mehr und mehr abnehmendes Corps nach Wilna, das er am 9. Dezember erreichte. Bis hieher hatte er sein Maßlein Getreuer zusammengehalten vermocht, doch nun, im Strome der retirirenden Überbleibsel der großen Armee mit fortgezogen, verfiel auch dieser der Auflösung: am Morgen des 20. Dezember

vermochte Wehrde nur mehr 300 Mann Infanterie und einige 20 Mann Chtovaleres zu sammeln, mit welchen er noch die Nachhut der gesamten Armee bildete, bis auch sie am Almen (12. Dezember) vollständig vernichtet waren. Der ewige Kahn der Bayern bleibt es, daß ihre Reste die letzten Truppen waren, die noch in geschlossener Ordnung und kampfbähig am Grenzflusse des russischen Reiches anlangten.

Inzwischen waren aus Bayern Ersahmannschaften eingetroffen; mit diesen zog Wehrde nach Ploz, wo er sein aus 4000 Mann starkes Corps neu formierte (28. und 29. Dez.). Wehrde hatte während des Feldzuges Gedulde und Kühnheit geübt, von Napoleon aber able Behandlung erfahren. Während dieser noch dem Einmarsche in Rußland den General Derooy und seine Division besonders ausgezeichnet, ignorierte er Wehrde und dessen Truppen mit förmlicher Rücksichtslosigkeit und gab demselben auch den Großadler der Ehrenlegion nicht — den einzigen, welcher der bayerischen Armee in der Perle des General's Derooy verliehen war —, als der letztere auf dem Felde der Ehre geliebt war. Wehrde erhielt in dem ganzen russischen Feldzuge nicht — als eine Belohnung, wodurch sein Ehrgelock auf das bitterste gekränkt wurde. — Schon im Oktober, nachmals im November 1812 hatte er, vielleicht zum Teil deswegen, die Ehre unter dem niederbayerischen Fürsten des entschlossenen Krieges, ein Entschuldigungsgeßuch von seinem Kommando eingereicht, und erst als er dasselbe vom kaiserlichen Male erneuert, erhielt er im Februar 1813 die Erlaubnis seines Königs zur Heimkehr nach Bayern.

Dies hatte unterdessen allgemach ein Umfchwung der Stimmung sich vollzogen. Man wagte indessen weder den offenen Bruch mit Napoleon, noch den sofortigen Ausbruch an dessen Gegner und rüstete aus allen Kräften, um den kommenden Ereignissen gewachsen zu sein, so daß Bayern in Herbst 1813 trotz der großen Verluste in Rußland 60000 Mann und 13 Batterien im Felde hatte. Die an der Kriegsgrenze stehende Division Raglovich mußte zwar auf Napoleons Begehren nach Sachsen entsendet werden, wo sie in den Schlachten bei Waugen und Dennewitz tapfer mitkämpfte, aber der größere Teil der Truppen blieb im Lande, und im Juli wurde ein Armeecorps bei Münden zusammengezogen, das im August an den Rhein marschierte und bei Brannau Stellung gegen eine österreichische Probuchungsbarmee nahm.

Es begannen nun jene Verhandlungen mit Österreich, welche zuerst zu einer Neutralitätserklärung Bayerns und dann zum Uebertritte desselben auf die Seite der Verbündeten führten. Gegen den Widerstand des seitlichen Staatsministers Grafen Rougelas, welcher sich nur schwer von Frankreich zu trennen vermochte, betrieb dieselben mit aller Energie seiner Justizler, reiste selbst zweimal nach München zur persönlichen Beratung mit dem Könige auf dem jetzt niedergelegten Landhause des Grafen von Montgelas in Vogenhausen und wußte dessen Zustimmung zu erhalten, so daß er am 8. Oktober den bekannten Vertrag zu Wien mit Österreich schließen konnte. Der Bayerns seitdem geschichtlich gewordenen Stellung beständig Wehrde's Absichten gingen dabei, wie bei allen seinen spätem staatsmännischen Handlungen, zwar höher hinan, indem sich Gedanke war, Bayern die Stellung einer Macht ersten Ranges zu verschaffen; wegen dieser Bestimmung des wirklich abzuwickelnden Verhandlunge und der Ueberzeugung des Erreichens wollten wir nicht mit ihm resignen, sondern ihm als das höchste

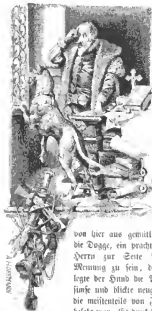
Verdienst um Bayern und um Deutschland anrechnen, daß er damals den schwankenden König Max Josef und den widerstrebenden Grafen Montgelas durch seine Entschiedenheit und kluge Vorsehung in jene politischen Bahnen leitete, welche Bayerns Heil sicherten. Das war eine Großthat, welche schwerer wiegt, als alle seine so hohen, mit dem eigenen Blute besiegelten Verdienste auf dem Schlachtfelde. Däße Bayern damals noch länger in der französischen Allianz verharret oder nur noch weiter mit seinem Übertritte gedrängt, so wäre es zum mindesten vom Schicksal der Zerstückelung ereilt worden, wie es Sachsen traf.

Kun stiegen 24000 Österreichler zu Pferde; mit einer Armee von 50000 Mann brach er an den Main auf, um in

Napoleons Rücken zu gelangen; er veranlaßte auf diesem Marsche den König von Baireuth zum Anschlusse an die Verbündeten, wie auch die Großherzoge von Hessen und Würzburg, besetzte die Stadt Würzburg und blockierte die Feste Marienberg, lieferte dann dem Kaiser die Gefechte und die Schlacht bei Hanau (28. bis 31. October), durch welche er dem Großen der aus der Leipziger Völlerischlacht weichenben französischen Streitkräften den Rückzug zu verlegen trachtete. Das gelang der bedeutenden Übermacht gegenüber freilich nicht, Napoleon durchbrach die Bayern-Tierreicher und legte den Marsch auf Mainz fort. Weide selbst wurde am 31. October durch eine Hintertlugel, die er bis zu seinem Tode im Leibe trug, schwer verwundet. (Schluß folgt.)

Der Bruderschaftsbund der Zimmerleute in der Au.

Historische Revue von Alwin Heßner



Herzog Wilhelm stand eines Abends in seiner herzoglichen Burg am Sendlingerthor in München am Fenster und schaute mit innerem Behagen hinaus auf die ersten Schneeflocken, welche der Wind herüberwehte.

In dem Gemache, in welchem sich der Herzog aufhielt, war es wohlth warm, und es ließ sich daher der erste Wintertag

von hier aus gemüthlich betrachten. Auch die Dogge, ein prächtvolles Tier, das dem Herrn zur Seite stand, schien dieser Meinung zu sein, denn hin und wieder legte der Hund die Pfoten auf das Gesims und blickte neugierig auf die Straße, die meistentheils von Frauen und Mädchen besetzt war. Es dankte schon, und die Zeit war gekommen, den müdigen Abendbedarf für die Familien zu holen; besonders war es ein der Residenz des Herzogs gegenüberliegendes Wirthshaus, das häufig von den Wägen besucht wurde, weil kein Bier eine besondere Berühmtheit in München hatte. Aber auch die Brauerei der Augustiner, deren Kloster in der Nähe war, konnte sich über schwachen Besuch nicht beklagen, denn das Bier war dort sehr billig, und in dem Bräustübchen im Hofe erhielten es die Armen und Reisenden sogar umsonst.

Erst als die Nacht vollständig hereingebrochen, trat Wilhelm vom Fenster zurück und setzte sich an den langen, dunkeln, vollständig mit Büchern, Rollen und verschiedenem Musikinstrumenten bedeckten Tisch.

„Wenn es heute Nacht so fortwacht, und ein wenig Kälte eintritt, so ist übermorgen das prächtigste Jagdwetter“, sprach der Herzog für sich. „Will doch wieder einmal hinaus in die Wälder bei Grünwald reiten und den Hirschen und Keitern einen Besuch abstatten. Es ist schon eine solche Zeit verfloßen, daß ich nicht mehr dem Weidwerk oblag, und jaßt könnten die Tiere da oben glauben, ich hätte für immer die Krambrust und den Spieß in den Winkel gelegt oder sei unfähig zur Jagd geworden.“

Er klingelte, worauf schnell ein Diener erschien, der ehrerbietig an der Thür stehen blieb, um die Befehle des Herrn zu erwarten.

„Wer ist in dem Vargemach anwesend?“ fragte Wilhelm. „Graf Lorosee“, erwiderte ihm der Diener.

„Der ist mir gerade erwünscht, er mag eintreten“, befahl der Herzog. — In wenigen Minuten trat der Graf ein und verneigte sich vor seinem Gebieter.

„Was sagst Du zu diesem Wetter“, fragte Wilhelm. „Du bist ja der berühmteste Widmann im ganzen Herzogthum. Bei diesem Schneefall muß Dir doch das Herz im Leibe gelockt haben.“

„Es nied mir zur größten Freude gereichen“, erwiderte der Graf, „wenn mein gnädigster Herzog davon genießen wollte. Das viele Schnee kann Eurer Gesundheit nicht unträglich sein, und so einritt hinaus in die Wälder würde Euer Blut in Wallung bringen.“

„Ich habe das auch beschlossen und Dich deshalb rufen lassen. Wenn es bis übermorgen anhält, so wollen wir bis nach Grünwald hinaus; besorge deshalb alles Nöthige und veräume nicht, den Grafen Hans von Törring einzuladen. Er rühmt sich immer seiner Kunst im Abjagen der Wildschweine; ich will ihm einmal Gelegenheit geben, diese vor meinen Augen zu erproben.“

Der Herr versprach, genau dem Auftrag des Herzogs nachzukommen, und beehrte sich, dem am nächsten Abend die nöthigen Befehle zu erteilen.

Am Hofe Wilhelms erregte dessen Entschluß allgemeinen Erstaunen. Man hatte schon geglaubt, der Fürst habe für immer den Freuden der Jagd entsagt und denke nicht mehr daran, das irdische Jagdthron zu verlassen. Um so mehr beehrte sich nun jeder, von dem Grafen Lorosee an bis herab

zum Köchling, dem Wunsch des Herzogs nachzukommen, und Graf Törring ritt am andern Morgen schon in aller Frühe in die Wälder an der Harz, um den Stand der Wildschweine zu erforschen, damit eine lange Jagd verwieden werden konnte. Und er fand, daß sie sich zahlreich vermehrt hatten, und daß darunter Kapitulirte waren, denen ein einzelner Jäger nachweislich aus dem Wege gehen dürfte, wollte er mit ihren Hauern nicht unfeine Bekanntschaft machen.

Am andern Tage war reichlicher Schnee gefallen, und der eingetretene Frost hatte Wege und Stege sichtbar gemacht. So fand dem Jagdauflage kein Hindernis mehr im Wege. Zu der festgesetzten Morgenstunde waren die Begleiter des Herzogs in dem Bergemuth versammelt, während die Jäger mit ihren Knechten, Spießrädern und den Hunden schon lange auf dem Wege nach Grünwald sich befanden. Sie hatten den Auftrag erhalten, den Herzog an der Spitze des Waldes zu erwarten, dessen Ausläufer sich am Bergesabhang bis hinauf an die Harz zogen, wo dieselb mit ihren grünen Gewässern in vielen Armen die Ebene erreicht.

In der heiteren Lüne ritt die Gesellschaft, an der Spitze Wilhelm im pelzverbehten Jagdharnisch, die beiden Grafen zur Seite, durch die Thäler, das Thal entlang, über die Harzbrücke und dann im raschen Trab die Hüten an der Harz hinauf, Hartungung.

„Meine Lieben“, sprach der Herzog zu seinen Begleitern, „laßt uns da in dieser Kapelle vor dem Gnadenbild der Muttergottes unser Morgengebet verrichten als unsere erste Pflicht, dann können wir besta ungehörter das Bergnügen genießen. Wohl ein Viertelstunde fuhr der Herzog vor dem Altare, dann erst ging es dem dunkeln Walde zu, und bald schmetterten die Hörner und verkündeten, daß die Jagd begonnen habe.

Am Morgen des gleichen Tages war, als noch nächtliches Dunkel herrschte, ein Trupp Männer, bewaffnet mit Art und Säge, aus den kleinen Häusern, welche oberhalb der Harzbrücke an dem Abhange zerstreut umherlagen, aufgebracht und hatte ebenfalls den Weg nach den Wäldern genommen, in welchen der Herzog jagte. Es waren Zimmerleute von der Au, wie man damals die ganze Gegend an der Harz aufwärts nannte, und woraus noch und noch die jetzige Vorstadt entstand. Welch kräftige Geister waren diese Männer! Kraft und Widerleit leuchteten aus ihren Augen, und als sie dahinschritten durch den frisch gefallenen Schnee, kam manches Scherzwort aus ihrem Munde, und zuletzt heigerte sich ihre Fröhlichkeit bis zu einem hellen Gelange, der eigenmächtig sich mit dem Brausen der Harz vermischte. Sie gingen an ihre Arbeit, um Bäume in dem Walde zu fällen und sie gleich zu behauen, damit sie bei gänzlich Schneebahn nur abgeführt zu werden brauchten.

„Wir haben heute eine schwere Arbeit vor uns“, sprach, nachdem der Gesang verstummt war, Jend, der Knecht, zu dem neben ihm Schreitenden. „Besonders ihr jungen Leute dürft euch ein wenig zusammenschmen und die Vorstadt nicht außer acht lassen. Ich kann meine Augen nicht überall haben, und es wäre mir ein peinliches Gefühl, wenn nur das Geringste geschehen würde. Ihr wißt, erst voriges Jahr hat eine hübsche Lüne einem unserer Kameraden, den Brenz, die einzige Stütze seiner alten Mutter, erlöset, und die gute Frau wäre dem größten Elende preisgegeben, wenn wir sie

nicht unterstühten würden. Also nehmt euch zusammen und macht eure Augen auf!“

„Es wird heute doppelt natwändig sein, erwiderte ihm sein Kamerad Lamper, denn unser gnädigster Herr Herzog jagt einmal wieder in den Forsten, und es könnte leicht möglich sein, daß er auch auf unsere Plätze läme.“

„Was, der gnädigste Herr kommt hier herauf, heute? Davon wußte ich ja gar nichts“, antwortete Jend.

„Heute in aller Frühe sind die Jäger mit den Hunden an meinem Hause vorbeigezogen. Du mußt nach tief in den Forsten gelegen sein, wenn Du das Geschrei und das Bellen nicht gehört hast“, erwiderte ihm der andere. „Mich trieb es schon aus dem Bette heraus.“

„Bei Gott, ich habe nichts davon gehört“, war Jendts Antwort, „das muß ich offen gestehen. Man wird halt müde am Tage, und gerade gestern wurde es spät, bis ich beim kam, denn der herzogliche Forstmeister wurde gar nicht fertig, bis er und alle die Stämme bereichet hat, die heute gefällt werden sollen. Wir dürfen schon tapfer darauf losgehen, wenn sie alle bis zum Abend am Boden liegen sollen. Hört ihr Kameraden“, wachte er sich dann an diese, „wenn die Jagd so in eurer Nähe kommen sollte, so stellt die Arbeit ein, bis die hohen Herren wieder entsetzt sind. Man kann nicht wissen, wie manchmal ein Baum fällt, und die Herren schauen nicht auf die Bäume, sondern auf das Bild, das sie verfolgen.“

Die übrigen versprachen, seinen Weisungen genau nachzukommen, und als sie nun aus einem freien Plage des Waldes angekommen waren, auf welchen eine alte morsche Hütte stand, teilte Jend die Wälder in verschiedene Partien und wies jeder derselben eine Anzahl Bäume an, welche sie zu fällen hatten.

Künftig und wahlgemäß gingen sie an die Arbeit, und bald ertönten von allen Seiten die Artbeie durch die Stille des Waldes und hörte man das Getöse der stürzenden Bäume.

Herzog Wilhelm hatte am Anfange seiner Weidbahn nicht freien Lauf gelassen, nachdem ihm Graf Törring versichert hatte, daß weiter hinauf, Grünwald zu, stattdes Kubel von Wildschweinen aufzutreiben wären. Dieser Nachricht verbanke mancher Mehdod und mancher staltische Vork, daß er umseht in das Dickicht entziehen konnte, und sein Leben wahren getretet war. Der Vormittag brachte auch reiche Beute, und das Glück war hieulich dem Herzog besonders günstig; die Jäger hatten schließlich genug zu thun, das erlegte Wild zu sammeln und aufzutreiben.

Als es Mittag wurde, ritt die ganze Gesellschaft in das Schloß Grünwald hinüber, um dort das bereite Mittagmahl einzunehmen, das auch jedem, besonders aber dem Herzog, trefflich munde. „Ich fühle mich heute besonders wohl“, sprach er nach Beendigung desselben zu dem Grafen Lorox. „und fast möchte ich Sanct Hubertus als Patron der Jäger absehen und ihn als jenen der Kräfte erklären. So ein Kunstenthalt im Walde und die Aufregungen der Jagd machen den Geist heiter und das Gemüt bewegt, was alles wieder günstig auf den Körper einwirkt. Ich werde von nun an, wenigstens jede Woche einmal wieder, dem edlen Weidwerk huldigen, und auch meine Edhne fallen mich begleiten; es wird sie stählen und kräftigen.“

„Thut das, gnädigster Herzog“, erwiderte der Graf, „und wenn ich auch sonst in jedem Winter mit Sehnsucht dem ersten Schnee entgegenstehe, so muß ich den heutigen doch befehen

weisen, da er meinen gnädigsten Herrn um solche Gedanken brachte. Würde der Schmeier es verstehen, ich wäre fast geneigt, ein Glas Wein auf sein Wohl zu leeren.“

Der Herzog lächelte. „Es scheint, der Wein schmeckt Dir auch ohne diese Libation“, antwortete er. „Nun, einem solchen Kinrad wie Du, ist dieses zu vergehen. Ein Jäger, welcher den Wein nicht liebt, ist meines Wissens nicht denkbar. Bist Du nicht der gleichen Meinung, Tarring?“ fragte er dann diesen. „Gewiß, gnädigster Herzog“, war dessen Antwort. „So ein Tag im Walde zugebracht und dann am Abend in gut durchdünster Stube ein Glas Wein vor sich, etwas Besseres kenne ich nicht. Da verschwinden alle Sorgen wie mit einem Schlage, und kein Jäger braucht ein Wiegenlied, um in den Schlaf zu kommen.“

Die Hörner im Hofe schmetterten zur weiteren Fortsetzung der Jagd und unterbrachen das Gespräch. Mit neuem Eifer ging es hinein in den dunkeln Wald, und das Wild, das sich

schon der Ruhe freute, wurde aufs neue aus seinen Schlafwinkeln und Lagern aufgetrieben.

Während dieser Unterhaltung im Schlosse wurde eine andere in der Hütte des Waldes geführt.

Ein hübsches junges Mädchen war, mit einem Karbe am Arm, leicht wie ein Reh durch den Wald geritt und dem Klänge der Krächzläge folgend, hatte sie bald den freien Weg war der Hütte erreicht. Inerst setzte sie den Korb in der Hütte nieder, zündete Feuer an, stellte die mitgebrachten Töpfe an das Feuer, um deren kaltgewordenen Inhalt aufs neue zu erwärmen. Dann eilte sie wieder hinaus, und ihre silberne, gluckende Stimme rief in den Wald hinein, daß die Wittgenstube gelammen, und das Essen bereit sei. Die Wesellen riefen diese willkommene Nachricht einander zu, bald waren sie alle versammelt, und es dauerte gar nicht lange, so waren die Schüsseln leer und der Inhalt zweier großer Krüge auf die Reige geleert. (Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

München am hundertfünfundzwanzigsten Jahre. Es genährt einen eigenen Reich, die Verhältnisse einer so besetzten Stadt in einer vorübergegangenen Kulturperiode mit den jetzigen in Vergleich zu setzen. Es waren nach primitiver Zustände einer Hauptstadt, welche aus Dr. Schreiber in seinem Buche „König III., der Gute“ (1745—1777), schildert. Der Kurfürst ließ J. V. Pöschel, Pfleger, Boganten in das „Seidenhaus“ am Ringer stecken; wurden sie entlassen und brachten jedes Zeugnis mit, so mußte jeder Bürger sie in Dienst nehmen, wenn er nicht die nämliche Strafe, die der Günstige gelohnt, sich antreiben wollte. Tomals waren die überzähligen Knechte der größten Weinstube in der Lande; König III. ließ sie einziehen, jeder Hofbesitzer mußte Kuchthaus ins Arbeitshaus liefern, und die Hofbesitzer bildeten sich in der Bearbeitung bestes zu Pöschelmann aus. Arme Leute heizeten domats, auf Bettelwerb sich anwand; König ließ die Gärten anreisen und die Bettelheute dem Pfarrer zur Ernährung übergeben, der sie eigenmächtig kaspierte hatte. Auf dem Lande schändeten fremde Emisäre herum, um die unzureichenden Unterthanen zur Auswanderung zu bewegen. Jeder dieser Auswiegler wurde, wenn er verhaftet worden war, binnen 24 Stunden aufgehängt. Alle Wäldungen waren von verwegenen Wildbächen besetzt. Ihr Abgott war der sog. böyerische Giesel, welcher Rothfuchs Kisternmaut hieß und von Bauerleuten in den Töschigen Kistjen der Friedberg geboren war. Bei einer Kisternmaut wurde er dem Militärbedienten eingericht und besetzte noch der Schwach, da ihm das Kriegswesen verhasst war. Er nahm Dienst bei einem Jägermeister, lernte das Weidwerk, wanderte nach einem Jermüßnisse mit seinem Herrn nach Tüsch, Schwaben, an die böyerische Grenze und hauste mit mehreren Spießjellen und wohlgeordneten Knechten 1770 in der Nähe Ulms und in den freierlich v. Kuchjungen Wäldungen. Gieselte phantastische Abenteuer erwarben dem Felden der Wildbäche Begehrung und Nachsicht, bis er von einer fürstlich-schwäbischen Grenzdiensteilung unter Lieutenant Sichel bei Wäldchen gelogen genommen ward. In Bayern organisierte sich die „Wildschützen“ bandenweise, schwärzten ihr Gesicht und vermanneten sich auf schauerliche Art. Die Jäger und Forstbedienten fürchteten für ihr Leben, so daß der Kurfürst mehrere Regimenter ansetzte und für die Demantion eines Wildbaches 50 fl. Belohnung dekretierte; wenn ein verhafteter Wildbich der Roman seiner Kameraden angeht, wurde er straffter und mit einer Belohnung von 50 fl. per Kopf entlassen. Da diese Anordnungen wenig Früchte

trugen, und die Diebe und Räuber bis über die Zähne bewaffnet sich bis zu den Thoren der Reichsstadt am besten Tage heronwogen, so rückte die ganze böyerische Armee aus und orientierte sich mit der eubigen Ehor der Jäger und Schützen; die Bauern wurden demofant, und in allen Töschigen wurde die Starmglocke geläutet, sobald von eines Wildbiches oder Räubers Anschlag wurde. In allen Straßen und Wegen wurden „Straßjellen“ errichtet, an welchen die ersonigten Betrücker die fürstlichsthen Todesurteile lesen konnten. Dem Urtaxationsbeere gelang es nach einigen Jahren, die Eiderheit des Landes zu begründen. Die Thore sämtlicher Städte mußten im Sommer um 8 und im Winter um 5 Uhr geschlossen sein; die Thorwächter und Jäger hatten strenge Postkontrolle zu halten. Wer nach der festgesetzten Zeit ein Thor passieren wollte, mußte ohne Stundenschein, mit Ausnahme der Fremdzimmer und Kopaginer, doppelte Taxe zahlen. König Joseph zahlte selbst sehr oft und persönlich die Thorsteuer. Da der Kleidertanz nach die französische Modestadt in den Städten, besonders in München, immer kostspieliger und allgemeiner wurde, so stellten die Stundenscheinern 1747 beim Kaiserlichen Hof die Bitte, eine Kleiderverfälschung zu erlassen. Sie fügten bei: „Wir getrüben uns hierüber eines gnädigsten Willkührens um so mehr, als besamt und trüßlich ist, daß Eure Fürstliche Durchlaucht die Kleiderverfälschung selbst nicht sonderlich adern“. Der Urtaxmann suchte seine Geburt durch einen kostbaren Kleiderstoff zu qualifizieren; der Hofwächter trat am Tagabend die meisten Spitzen; die Tochter eines Partiziers ließ sich „gnädiges Fraulein“ titulieren und ihr Sonntagsgeld mit 30 Ellen der netvollsten Probanter Spitzen besetzen; die Kaufmannstochter trug eine 7 bis 9 Ellen weites Gewand, das reich mit Goldblumen durchwebt war; keine Bürgerin wollte am Festtage ohne tausendenden seidenen Überrod die Kirche besetzen. Die Handlungskommis, welche um ihre neuesten ausländischen Kleidungsstücke benachteiligt wurden, waren der Kämmerei die Zwangher der Modestadt. Eine geschätzte und ausgeführte Kleiderordnung (1747) schrieb für alle Stände die Kleidung vor. Keinem Bürger und Kaufmann war es erlaubt, ein Kleid von Tuch zu tragen, dessen Elle über zwei Gulden kostete. Niemand in gaus Bayern durfte sich ein Gewand von Gold oder Silber anfertigen. Zum Ansat begablicher Möbel war bei Strafe von 10 Thaler und Einziehung des Gewerbes die spezielle Erlaubnis des Ministeriums erforderlich. Für die kurz im Leben gereiften Pöschel war es eine zu große Aufgabe,

die Handbeuge die vorgerichtete Kleidung zu drucksichtigen. Der Kurfürst überzeigte sich bei seinen Spaziergängen, auf Tugden und Meiden, daß seine Wandel öffentlich überschritten wurden; vorzüglich haunte er über die Schuiler- und Schneidergeilde, welche blutlebe Tragen trugen. Er hat die höchste Verordnung auf und setzte eine hohe Kleiderlage fest, so daß man bei Spaziergängen das Verbot zu einzelnen nach der Ordnung berechnete. Zu die Kleiderordnung reihe sich ein Verbot der Schuiler. „Da ein lächerlicher Haushalter“, beginnt das Verbot, „mehr verdirbt als viele gute Hauswirthe mit allem Frische verbessern können“, so wurden die untergeordneten Gerichte verpflichtet, gegen leichtsinniges Schuldenmachen einzuschreiten und verschwendlichen Eigentümern das Verbot zu verkaufen, wenn nicht die Gläubiger innerhalb sechs Wochen nach Ablauf des Zahlungstermins bedrückt seien. Auch unehelich mit Kindern überbürdeten Unterthanen sollte die Verbotungen verkauft werden, „indem es für sie rascher und besser sei, sich selbst zu machen und sich ein kleines Gut anzulassen, als sich einem großen zu eignen und der Kreditoren Verderben beschwerlich zu verurtheilen“. In den Städten gestraifte eine allgemeine Spielerei. In Kaffee, Weine, Wirtshaus, Gartenhäusern zu Kämpfen wurde von Personen jeden Standes das Spiel mit Karten, Würfen, das sogenannte Vando, Wofste, Phoro unter den höchsten Verböthen der Beherrschenden ganze Klänge getrieben. Kurfürst Max hobte diese Jagdspiele wegen „solcher der Gottesfurcht unwohlthuenden Umstände und ärgerlichen Gotteslästerungen“. Der Wirt, welcher solche Spiele erlaubte, wurde zu einer Geldstrafe von 50 bis 100 Gulden und im nächsten Jahr Verluste des Steuerbesitzes; der Spieler mußte seinen Gewinn zurückgeben und den dritten Teil desselben als Strafe erlegen. Bei Kirchweihen, Hochzeiten und Jahrmärkten wurden aus Regeltönen Schöße, Widder, Gellen, Warenaufteil ausgespielt oder in den Wirtshäusern Gänge, Enten, Bienen und andere Spielarten ausgespielt. Dieren allen Verbot wurde ließ der Kurfürst bestehen und verbot nur jedes Spielgeld. Die Verbote besann die Gerechtigkeit des öffentlichen Wohls und zu Wunden nicht. Die beliebtesten Vergnügungsorte waren Thiergärten und Festsche, wofin man die Städte durch die Auswanderer und die Marktmärkte zu laden suchte. Es wurden eigene Einbildungen gebildet und in den Buchhandlungen verkauft. In denselben wurde die Weisheit anderer Väter mit großen Farben aufgemalt, hingegen die Reize der eigenen Wirtshäuser ausführlich beschrieben. Jedes, welches an einem Sonntag zum Besuche kommt, wurde ein Freiwort zu einem Falle am nächsten Sonntag versprochen. An beiden Orten erreichte vornehmlich zur Kirchweihen die Frucht- und Genußhaft des höchsten Grad. Für die dienende Klasse waren die Kirchweihen zu Thiergärten und Festsche, an denen der Lohn des ganzen Jahres durch die Weisheit, Tanz und Genuß vergebend, und die Verdienste der Dienstherren geliebt wurden. Die Ständerversammlung führte 1751 Beschwerde kein Kurfürst über die Ansprüche der Dienstboten an hoch Lohn, über ungeschicklichen Austritt zur Zeit der Ernte, so daß die Landwirtschaft Schaden leide. Es wurde vom Polizeiministerium eine neue Dienstbotenordnung verfaßt und diese zu jeder Landesoberkeit auf die Verordnungen verhandelt. Die nunmehrige Dienstzeit wurde gesetzlich auf ein Jahr bestimmt. Der Knecht und die Magd, welche nach gesetzlichem Austritte aus dem früheren Dienste nicht binnen 14 Tagen in einen neuen treten, wurden in das Arbeitshaus abgeführt. Der Jahreslohn für die einzelnen Klassen der Dienstboten war genau vorgeschrieben: ein Knecht erhielt 10 bis 18, eine Magd 8 bis 12 Gulden. Jener Dienstherren, welcher den Lohn erhöhte, wurde um die betragende Summe bestraft, der Dienstboten, welcher größeren Lohn begehrte, zur Schandstrafe oder Geißel verurteilt. Neuen Dienstboten war es erlaubt, an einem Festtage bei einer Hochzeit zum Tanze zu erscheinen, so lange die Feinde auf dem Feste standen, unterließ jede Tanzunterhaltung.

Seamwärtiger Revisor G. Leber, Wänden, Kommissionsange 44 — Tied und Verlag von K. Cienkowski, Königsberg.

Verhalten bei einer Sonnenfinsternis. Unsere Väter kennen Polygraf Christian August von Sulzbach zum dem Artikel im ersten Jahrgange des „Bayerland“, „das Kustmal der Ereignisse“. Wir geben heute ein originales Skizzenbild der umfänglichen Fürsorge des Fürsten für seine Unterthanen in Form seiner landeswärtigen Verordnungen, wie sich die Unterthanen bei einer Sonnenfinsternis zu verhalten haben. Das Skizzenbild rührt von dem Jahre 1654 und lautet folgendermaßen: „Tennach auf künftigen 2 August alten und 12 neuen Kalenders abermal eine merckliche und sichtbare große Sonnenfinsternis einfällt, bei welcher nach der Naturkundiger Erfahrung gar böse Zeichen oder Abzeichen sich befinden, die da allem Menschen noch nicht viel Gutes, sondern hauptsächlich Verderbungen ankündigen anstehigen, aneinander beides von Nutzen sein will, daß bei Gelegenheit jährliche Wirkung mit Ablegung sündlicher Laster durch ernstliche Buß im Gebet vor Gott getroffen und vorgenommen, als auch sonst im äußerlichen Leben und Wandel vorzüglich zu vermeiden werde, damit weder an der Seele noch an dem Leib Unheil und Verderben geschehen werden möge. — So ist hiemit unterm gnädigen Fürsten und Herren Christiani Augusti, Pfalzgrafen bei Rhein etc. fürstliche Gnaden gnädiger und ernstlicher Befehl auch fürstlich überliche Erinnerung, daß jeglicher derselben lieben und getreuen Unterthanen in den fürstlichen Landgerichten sich zu künftigen ermelbten Tag zeitlich mit eigenem Gebet zur Buß und Abung gottfälliger Zeit auch gegen seinen Nächsten vorbereite, den Psalmen so irgend auch die Scholien seines rechtsmäßigen Ernsts und Gerichts über dieses Fürstenthum oder Reichthum ausgeprochen werden wolle, in die Knieen falle und sein liebreich, überliches Herz zur Ermahnung erweide, so etwas seiner göttlichen Allmacht geschehen möchte, die widerwärtigen Tränen dieses Landes, wo nicht gar zu künden, jedoch mäßiglich zu lindern.“

Neben dem wird auch ein jeglicher ernstlich gemahnt, sich fleißig zu hüten, daß er sich vor jeder Finsternis auch die natürlich (wiewohl auch künstlich) zu vermeiden nicht entziehe noch allzu viel schme, doch aber deren leidliches den Augen gar verderbliches Ansehen vermeide, dergleichen sich ein Tag oder drei vor und hernach in Speiß und Trank wie auch in süßigen Verköstigungen möglich und nöthigen halte, sein Hüt in Haus mit der Naturwerkzeuge und die Brunnen oder Cisternen bedecken lasse. So lau auch von denen, so sich etwan aus dieser Finsternis halber bereit eine ungebührliche Freude einnehmen lassen, ein Beschränkung oder Gegenmaß wohl getraucht und also nach menschlichen Vermögen die Gesundheit und das Wohl der Kranken beschränkt werden; dahingegen bei allen großer Furcht oder Uebermaß leidlich beschränklicher Krankheiten entstehen und wohl eilig gar hinweg zu hüten müssen. Wehnen sich dann ein jeglicher von selbst zu hüten müssen wird. Der grundsätzliche Text wolle alle die Zeitigen in ihrem Gebete gnädiglich erziehen, ihre Buß ansehen und vor allem Unheil Leids und der Seelen diese Landes und Reichthum bewahren!

Ginspruch aus einem Stammbuch des germanischen Museums vom Beginn des 17. Jahrhunderts.
 Allzeit dein ganzer Freund ich bin
 Dich zu besorgen steht mein Sinn
 Drei Stüd mein Herz ihm vorbehält.
 Das erste: Ichrid nicht auf am Welt
 Die andre: Hüt mich auch gewöhre
 Das ich für dich nicht Buerge wäre.
 Jam dritten launst wohl getreuen
 Toß ich umsonst dir auch nicht lösen schenken.

Jahrb. Verhändlungen über die deutsche Sprache. Von Albert Schwegler. — Der Kern zu Wagners „Der deutsche Held“. (Mit zwei Holzschnitten.) — Die deutsche Sprache im Mittelalter. — Die deutsche Sprache im 17. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 18. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 19. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 21. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 22. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 23. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 24. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 25. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 26. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 27. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 28. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 29. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 30. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 31. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 32. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 33. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 34. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 35. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 36. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 37. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 38. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 39. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 40. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 41. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 42. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 43. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 44. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 45. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 46. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 47. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 48. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 49. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 50. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 51. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 52. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 53. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 54. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 55. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 56. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 57. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 58. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 59. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 60. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 61. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 62. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 63. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 64. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 65. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 66. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 67. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 68. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 69. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 70. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 71. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 72. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 73. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 74. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 75. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 76. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 77. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 78. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 79. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 80. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 81. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 82. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 83. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 84. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 85. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 86. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 87. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 88. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 89. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 90. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 91. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 92. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 93. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 94. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 95. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 96. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 97. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 98. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 99. Jahrhundert. — Die deutsche Sprache im 100. Jahrhundert.



Illustrirte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Verlagsgesellschaft von G. Scher, Traud und Verlag von H. Oldenbourg in München.

N. 26

Bezeichnet wöchentlich jedes Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2 — für das Quartal bezogen werden — für einen halben Preis durch die Post, aber für Vorbestellungen nach dem Postgebühre abgerechnet.

3. Jahrgang 1892.

Verstümmelt.

Eine Münchener Geschichte von Albert Schmittkeiß
(Fortsetzung)

Der Doktor war vollkommen ruhig geblieben und erwiderte mit bitterm Lächeln: „Wie war es doch mit der Jourdanischen Proklamation, Herr Wägel? Habt Ihr solches bei der Hand?“

„Worum nicht? Geduldet Euch nur einen Augenblick, und wieder suchte er unter den Papiere. Bald produzierte er dann eine Nummer des „Friedens- und Kriegesuriers“, jenes zweitägigen Blattes in Deutschland. „Hier steht es zu lesen.“

„Ganz recht“, sagte der Doktor, begierig nach dem Blatte greifend. „Nun höbet mal, also: Der General on chof der französischen Samter- und Moos-Armeen an die Bewohner des rechten Rheinuferes. Da höret Wie diese schönen Redensarten: ‚Die rührende Stimme der Menschlichkeit, welche ohne Aufhören wiederholt, daß es Zeit ist, den Strömen Blutes Einhalt zu thun. — Friedsame Bewohner dieser unglücklichen Gegenden! Ihr seid es nicht, die wir vernichten wollen, euer Eigentum soll nicht verwüthet werden. Ihr könnt darauf rechnen, bei allen Uebers der Armeen, so ich kommandiere, Schutz zu finden.‘ All das lautet ganz schön, Herr Wägel. Nun aber seht Euch die Geschichte an, wie sie in Wirklichkeit sich abgespielt hat. Keiset, wie ich es schon gethan, durch Fronten, beschout Euch Land und Leute und dann sag mir Eure Meinung darüber. Ich wette meinen Kopf zum Pfunde, daß Ihr alldenn keine andere Meinung über die Franzosen bekommt, als ich sie zur Stunde habe.“

„Ihr habt freilich wechig Oeracissen genug geschildert, von denen Ihr Augenzeuge gewesen seid, Doktor. Der Krieg

bleibt immer schrecklich, aber kann denn nicht auch der Bauernmann da und dort durch sein anklagen Verhalten die Klache des Feindes herausgefordert haben? Won hat doch nicht gehört, daß die Franzosen in den Städten ja gewüthet haben.“

„Ja, ja, Herr Wägel“, entgegnete Satorius mit trübem Lächeln, „Ihr nehmet die Franzosen in Schutz, wo Ihr nur immer könnt. In etwas besser erging es den Soldaten als den Bauern, das ist nun freilich wahr. Nun, man hat auch alles aufgeboten, sich den Feind geneigt zu machen. Da habe ich mir heute morgen erst in Bommberg ein nicht uninteressantes Dokument verschafft. Wa stehet es denn nur?“ Der Sprechende suchte in der Brusttasche seines langen Rockes, aus der er schließlich ein Zeitungsbüchlein hervorzog, es entfaltete und dem Freunde vorlegte. „Da lest, es ist die neueste Nummer der ‚Bamberger Zeitung‘. Ich lasse Euch das Blatt da, und Ihr mögt daraus entnehmen, wie gut dieses Organ der öffentlichen Meinung es verthet mit den Franzosen. Ihr könnt bald dieselbe Schwelung om hiesigen ‚Friedens- und Kriegesurier‘ erleben, glaubt mir. Aber davorset laßt uns morgen weiter reden und erlaubt, daß ich für heute mich von Euch verabschiede. Meinen besten Gruß an Madame Wägel. Bleibt nur, ich finde den Weg. Eine geruhame Nacht, Herr Wägel, der morgige Tag wird uns nichts Gutes bringen, fürchte ich.“

2. Kapitel.

Die düstern Befürchtungen des braven Doktors sollten sich leider als wohl begründete erweisen. Die erste sächterliche Enttäuschung, welche die Reichshadt zu erfahren hatte,

war die, daß General Rey alsbald nach seiner Ankunft erklärt hatte, den seitens der Académié deputation mit Erkout abgeschlossenen Vertrag so lange nicht anzuerkennen, bis Jourdan es ihm direct befehle. Alle Gegenwärtigen erwießen sich als fruchtlos; und man mußte jedem Verstandten die Augen ausgehen angeheißt einer solchen Treulosigkeit, und an Stelle der früheren Vertrauensseligkeit treten bald Zorn und Verstärkung. Am 10. August morgens in aller Frühe begann dann der Einmarsch der Franzosen: Reiter und Fußvold in buntem Gemisch. Denn auch die Kavallerie sich noch unabhängig ausgerückt zeigte, da es meist Leute aus den besseren Klassen der Gesellschaft waren, so bot dagegen die Infanterie einen geradezu widerlich-empfindenden Anblick dar, wie sie, kaum dem Kommandobuch der Führer gehorchend, regellos und lärmend sich formirte auf der breiten Landstraße und dann durch die alten ehrwürdigen Thore in die Stadt einzog. Mit Grauen und Entsetzen ersehnte der friedliche Reichthümer jene wilde Soldateska, die sich äußerlich von einer Landstreicherhorde in gar nichts unterschied, diese jugendlichen Gesellen, mehr halbwüthige Buben als Männer, zum größten Theil betrunken, jähelnd und schreud, in ganz zerlumpten Kleidern einhergehend, meist borstig, auf den Bajonetten Bündel mit geräumtem Zeug oder auch Stüde rohen Fleisches tragend. Das sollten die Apostel sein jener neuen Lehre von den Menschenrechten mit dem Wahlspruch: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Und doch es trotz alledem Soldaten der französischen Republik waren, erkannte man an den Trifoloren, die sie mit sich führten und welche das mit einer roten Kugel gekrönte Köpfechen von zwei Zweigen umgeben und verschleierte Aufschriften, wie: „A bas les Tyrans“ oder „Vive la Liberté“ aufzeigten.

Der Ab- und Zumarsch der Fremde dauerte an diesem und den nachfolgenden Tagen ununterbrochen fort. Da schon am allerersten Abend förmliche Verraubungen der Bürger auf offener Straße stattgefunden hatten, und die Requisitionen trotz vorhergehender Abmüdungen alsbald begannen, so schlossen die Kaufleute und Händler ihre Läden, die Wirtin nahmen ihre Schilder ab, und jedermann, der auf Anstand hielt, häutete sich, die Wohnung zu verlassen, wenn nicht die Notwendigsten ihm zum Ausgehen zwang. Rey und seine Generale machten den Anfang im Requirieren, die Mannschaften folgten ohne weiteres dem gegebenen Beispiele. Man bezahlte mit Assignaten oder mit Mandaten, einem Papiergelde, welches damals so nieder im Kurse stand, daß ein Hund Butter, in solcher Menge bezahlt, auf 20 Lire zu stehen gekommen wäre. Bald hielt man es nicht mehr für nötig, überhaupt zu zahlen, das „Strippen“ (jener damals für „Stehlen“ gebräuchliche Ausdruck) war ja weit einfacher. Straßenläden und Gemüde mußten geöffnet werden, oder der Soldat bezug gewaltsam in die geschlossenen Räume ein. Besonders hart wurden Tuch- und Reinwandhändler dringelicht, der Prozente nahm, was ihm ankam, und das war oft nicht viel weniger als alles. Manchem Kaufmann erwiderte auf solche Weise beträchtlicher Schaden. Viele der geraubten Sachen verkauften die Soldaten sogleich wieder an andere Leute, und auf den öffentlichen Plätzen wurden förmliche Auktionen abgehalten. Wenn sich Käufer fanden, so geschah es auch wohl, daß die Franzosinnen deren Geld annahmen, die Worte aber demnach für sich behielten und die Mel-

mierenden mit Schlägen bedrohten, ja sogar schwer mißhandelten.

Unter den vielen schönen Mäusern, wie sie den Milchmarkt zierten, und noch heute das Gesicht der Fremden bilden, welche eine immer mehr anwachsende Kreislauf nach unserm lieben Nürnberg führt, that sich vor allen das Wägrische Haus hervor durch die schier gewaltige Anlage des Baus, durch das stattliche Eingangsthor, durch die hohen und breiten Fenster mit den reichen Gesimsen und den erkerartigen Vorprüngen, Adrelein genannt, die so herrlich die Fassade der beiden Fassaden bilden, von denen die eine auf den weiten Platz, die andere auf eine Seitenasse hinanschaute. Heute, am 11. August, war es auch hier still, das Geschäft ruhte an diesem und den folgenden Tagen, doch war es keinem von dem Personale, den einzigen Anstauer Krudel ausgenommen, gestattet, sich aus dem Hause zu entfernen. Das große Thor, das sonst erst um 10 Uhr nachts sich schloß, war schon verriegelt, ebenso die Thüren zu den Magazinen des Hinterhauses. Wer ein oder aus wollte, der mußte den als Pöbeler fungierenden Diener die besten Worte geben, daß dieser sich der unständlichen Prozedur des Öffnens und Schließens unterzog. Das Personale des Herrn Wägel, neun Köpfe stark, horte sich seit früher Morgens in dem geräumigen Saalflur versammelt, das Geschäft ruhte, und die Leute hatten vorerst nichts anderes zu thun, als das Haus zu hüten. So standen sie denn müßig gruppenweise umher und unterhielten sich selbst über die hochinteressanten Begebenheiten der jüngsten Zeit.

„Herr Wägel“, bemerkte Köhlein, der erste Buchhalter, „ist in der Sitzung und wird kaum vor 5 Uhr heimkommen. Zwei fremde Arbeiter, oder sind es Bauernknechte, warten seiner seit Stunden schon.“

„Ja, ja, ich weiß, habe sie vorhin selbst gesehen“, beizte sich Gelbrich, der Korrespondent, zu fügen. „Wann werden wir aber hier das Geschäft wieder annehmen können?“

„Das weiß Gott“, seufzte der alte Professor Müller, „vorerst läßt sich noch gar nichts Gemisses fügen.“

„Vorcht, es gibt 'was Neues“, rief Jweel, der zweite Buchhalter, an eines der vergitterten Fenster eiland. „Bleibt, Ihr könnt ja doch nicht hinaussehen, seid ja viel zu klein. Legt wenigstens ein Blatt Papier unter, damit Ihr höher steht“, spottete Kannon, der Hausknecht, ober der zierliche Jweel hatte die Fensterlässe bereits erlertert und einen freien Ausblick über den Platz gewonnen.

„Seht Ihr denn 'was?“ riefen die anderen.

„Das will ich meinen“, lautete die Antwort, „der ganze Milchmarkt steht voll Menschen: aba, es soll ein neuer Erlaß ausgerufen werden. So erscheinen zwei Trompeter und ein Trommler. Hört: Alle Bürger und Einwohner der Stadt haben binnen 24 Stunden ihre Gewichte und Waffen auf das Rathaus zu bringen. Wer zuweiberhandelt, soll als Feind der französischen Republik angesehen werden und hot Abführung als Gefangener in das Innere Frankreichs zu gewärtigen.“

„Da hab ich's“, grölte Heuber, der Kathor, nachdem die Proklamation verkundigt, und der Ausruf mit seiner Begleitung außen weiterzugehen war. „Wir sind ganz und gar in der Gewalt der Fremde. Warum hat man es so weit kommen lassen? Ich hätte nicht übel Lust, auf eigene Faust mit den Franzosinnen anzubringen.“

„Auch ich spüre so was in meiner Haut“, sagte der Hundsrath.

„Hösch, wie sieht es mit Euch?“ rief Heideich. „Wollen wir uns anschließen?“

„Kinder, keine Zumanheiten!“ mahnte der alte Müller. „Es ist nunmehr zu spät zu jedem Widerstande. Wir müssen uns fügen. Doch, wer klopft?“ — „Der Krudel ist's“, brummte Annon.

Das mächtige Handthor öffnete sich so weit, daß Auslöcher Krudel, ein mittelgroßes, schmächtiges Männlein, gerade hereinerschleppen konnte.

„Kommt Ihr endlich? seid lange ausgeblieben! Jetzt erzählt, was Ihr alles gesehen“, riefen die anderen durcheinander, den eben Gelommenen von allen Seiten umringend.

„Kost ihn nur erst anschmausen“, meinte der Hundsrath. „He, Eßfeld'skell“, — diesen Namen führte der Wäcker seiner kurios geschweiften Beine wegen, — „komm nur zu Dir selber!“

Der also Gekloppte warf dem lähnen Spötter einen gültigen Blick zu. Dann aber begann er, sich stolz in die Brust werfend, seine Erzählung, wobei es ihm bezeugte, daß er bei seiner Vorrede für Fremdwörter, die er insgesamt falsch aussprach und anwendete, häufig unter dem unbarmherzigen Gelächter der Zuhörer sich Zurückweisungen gefallen lassen mußte. Die Stobt bestand sich in ungeheurer Aufregung. Überall war schon bekannt geworden, daß man sich von Seite der Feinde auf das Schlimmste gefaßt halten müsse, denn es hatten schon die Acquisitionen im großen begonnen. Den Wägern war aufgetragen, 100000 Loth Brod zu baden. Hier- von sollten große Mengen ins Hauptquartier nach Lauf geschafft werden. Von den Wägern verlangte man sofort 25 Zentner

Fleisch, dagegen war ihnen streng verboten, an die Bürger zu verkaufen. Diese mußten sich also an „Hausgemachtes“ halten. Freilich war nunmehr zu fürchten, daß infolge des erhöhten Konsums bald der Preis des Schweinefleisches ein unerschwinglich hoher werden würde. Schon in früher Stunde wurden die Bürgermüßigen auf der Schütt, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten, entworfen und den Leuten, von denen noch nicht ein Mann eine Hand gegen die Franzosen aufgehoben, ein Eid abgenommen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen. Die Franzosen hatten auch schon das königliche Zeughaus (längst seitdem abgetrohan, um dem Neubau der städtischen Handbelschule Platz zu machen) besetzt und alle darin befindliche Artillerie mit allen Geschützen, Waffen und anderen Kriegsgütern mit Beschlag belegt. Zur Zeit waren die Eindringlinge bemüht, die auf den vier alten Haupttürmen befindlichen Kanonen herunterzuschleppen, um auch sie fortzubringen.

„Genug, genug“, rief Hösch, der Musterreiter, ungestüm den Erzähler unterbrechend. „Waffen wir uns das von den verfluchten Soudaculetten bieten lassen? Warum steht nicht das Volk in Masse auf, sich der Fremdlinge zu erwehren?“

„Juch Euch Euer Hals, Ruhi (monsieur)?“ sagte bedächtigt der Profokrist.

„Weil alle Leute so philtrophost denken wie ihr“, eizerte Hösch weiter, „hat es so kommen müssen. Euch geschieht im Grunde genommen ganz recht. Ja, auch sollten sie es noch weit ärger machen, ihr verdient es nicht besser.“

„Wir hätten uns damals — fünf Wochen sind's erst her — den Bräuten ergeben sollen, wir wären nicht so ichsinnig weggekommen“, meinte bescheiden der Wogajnsouffleher Grill, ein kleines, juchtsames Männlein.

(Vortsetzung folgt.)

Seldmarschall Fürst Wrede.

Von L. Woland

(Schluß.)

Wrede hat wegen seiner Dispositionen betreffs des Warsches an den Main und namentlich betreffs der Schlacht bei Dönan vielen Tadel erfahren müssen, allein die Kritiker vergessen dabei, daß er vor allem von den Thaten des Fürsten Schwarzenberg, des Oberfeldherrn sämtlicher verbündeten Armeen, abhängig war, und daß der Nachridtendienst, wie es unter jenen Verhältnissen nicht anders sein konnte, sehr mangelhafte Ergebnisse lieferte; erst während der Schlacht, als die Kaisergerade in das Gefecht eintrat, erfuhr man, daß man den Kaiser selbst vor sich hatte. Gerade darum schlug sich Wrede nun mit ächterer Tapferkeit, und so war die verlorene Schlacht wenigstens von dem in seiner Wirkung einem Siege gleich zu achtenden Erfolge begleitet, daß die Franzosen und mit ihnen die Welt erfuhr, Wogzen sei es blätiger Ernst mit seinem Übertritt zu den Verbündeten.

Am 13. Dezember 1813 trat Wrede wieder bei seinem Armeecorps ein und führte es im Verlaufe des Feldzuges 1813/14 nach Frankreich. Am 24. und 25. Dezember 1813 wurden die Bergfesten Landbeson und Blamont genommen, und nach verschiedenen kleineren Gefechten vertriehen die

blütigen Schlachten bei Brienne und Rodnay l'Höpital (1. und 2. Februar 1814), Bar-jur-Aube (27. Februar), und Kreis-jur-Aube (20. bis 21. März) aufs neue den Namen Wredes und seiner tapferen Wogzen. Aus der Schlacht bei Brienne mag nur die eine Episode erwähnt werden, daß die dritte Kavallerie-Brigade des Obersten v. Diez (4. und 5. Chevau-léger-Regiment) um ein Paar den großen Napoleon zuo Gefangenen gemacht hätte, wie die Braunschweiger Husaren 57 Jahre später bei Metz seinen kleinen Kessen.

Ein weiteres großes Verdienst erwacht sich Wrede dadurch, daß er sich energisch für den Vormarsch nach Paris einsetzte, als im großen Hauptquartier vor den Mauern der Hauptstadt der Plan zum Rückzuge aufstande.

Wredes hohe Verdienste wurden von den fremden Fürsten durch die Verleihung zahlreicher hoher Orden anerkannt, seitens seines Königs durch die Verleihung der höchsten kriegerischen Würde, die Beförderung zum Feldmarschall am 7. März 1814, welcher die Erhebung in den Fürstenstand am 9. Juni 1814 und die Dotation mit der ehemaligen Deutsch-

Oberst-Kommande Ellingen als Thron- und Stundbesitzer folgte (18. März 1815).

Den Kaiserthum in Voris benutzte Weede dazu, um Kunstgegenstände, Manuscripte, wertvolle Bücher u. s. w. von der französischen Regierung zurückzuverlangen, welche ebendem von den Franzosen aus Bayern und der Pfalz mitgenommen worden waren; manches schöne Gut brachte er wieder in die Hände seines Eigentümers zurück.

Ganz gegen seine eigene Neigung wurde er darauf nach Wien geschickt, um dort Bayerns Interessen zu vertreten und die Regelung der Territorialverhältnisse herbeizuführen. Zum Diplomaten hatte er nun einmal keine Anlage, vor allem besah er nicht die nöthige Ruhe und lehrte mit hitzigem Temperamente den Soldaten heftiger herans, als es gut war. Das bekam er auch im Laufe der Verhandlungen zu fühlen, und Bayern trug keinen Nutzen davon; doch gelang es ihm, am 2. und 3. Juni 1814 zwei Verträge abzuschließen, welche Bayern sehr unangenehme Vertheile gebracht hätten, wenn sie durchgeführt werden wären. Im ersten erhielt Bayern sofort gegen Abtretung von Tirol und Vorarlberg an Oesterreich das Großherzogthum Würzburg und das Fürstenthum Eichsfeldenburg; im zweiten waren ihm gegen die Ueberlassung von Salzburg an Oesterreich jät später die Gebiete von Mainz, Hanau und Frankfurt zugelegt. Der letztere Vertrag ging bekanntlich nie in Erfüllung; zur Vollziehung des ersten begab sich Weede im Juni 1814 nach Würzburg und Eichsfeldenburg, um diese Gebiete für Bayern in Besitz zu nehmen.

Im Herbst 1814 wurde er als Vertreter Bayerns auf den Wiener Kongreß entsendet. Es war keine glückliche Wahl, als man dem Moricholl eine Aufgabe zuwies, welcher nur ein gewiegter Diplomat von Fach hätte genachien sein können; in dem Antragspiel zu Wien war der soldatisch-echtsche, aber auch soldatisch-heute Feldherr nicht am Plage. Der Vorwurf kann ihm allerdings nicht erpart bleiben, daß er sowohl die Stellung Bayerns, wie die Bedeutung seiner eigenen Person überschätzte und insolge dessen manchen Mißgriff beging.

Konous konnte die Gefahr bejchweren werden, daß wegen des Länderjchachs auf dem Kongreße von neuen die Mächte sich untereinander entzweiten, und noch war die Regelung sämtlicher Angelegenheiten in Schwere, da mochte Napoleons stöplische Rücksicht von Uta den Zettlungen und Reibereien ein Ende. Die Feete des wieder geeinigten Europa marschirten obermals gegen Frankreich (1815).

Bayern hatte — gegen englische Subsidien — 60 000 Mann auf die Seine gestellt; ihren Oberbefehl führte wiederum Feldmarschall Weede. Sein Corps füllte von Mittelrhein mit dem Stützpunkte Mainz die Lücke zwischen den Armeen des Niederreheins (Mächer) und des Oberrheins (Schwarzenberg) und marschirte über Nancy gegen Paris und von da gegen die Loire auf Orleans. Da die Entscheidung bereits in der Schlacht bei Boerloo gefallen war, verlief der Feldzug für die Bayern ohne ernstlichen Zusammenstoß mit dem Feinde.

Am 27. November 1815 erfolgte Weedes Ernennung zum Generalinspektor der Arnee. Noch einmal schien es, als ob die Schwerter aus der Scheide jöhren sollten, denn als Bayern im Autouchoß des Inn- und Donaudistrikts und des Salzburger Gebietes noch die ursprüngliche vereinbarte Entschädigung durch Mainz, Hanau u. s. w. erhalten sollte

und deshalb sich der Abtretung der ergrimmten Länder weigerte, mobilisirte Oesterreich ansehnliche Truppen; auf Weedes Gutachten hin, daß Bayern den Kampf nicht aufnehmen könne, gab Bayern nach und begnügte sich mit der rheinischen Pfalz und der Jnngie des Anjolls der böhmischn Pfalz beim Kaiserthum der regierenden Linie des böhmischn Fürstenpanis, ein Verprechen, das bekanntlich unerschüllt blieb.

Von nun verlief das Leben Weedes in friedlichem Wirken für den Staat und für die Arnee, wobei er freilich vielfach durch die Plog greifenden Erspornismasregeln gehemmt wurde, namentlich seitdem König Ludwig I. den Thron bestiegen hatte. Vergelich blieb sein auf tiefter Übergangung beruhender Widerstand gegen viele Vornahmen, seine Vermahnungen verhallten, weil nun hamols das Verhältniß für die Wichtigkeit eines kräftigen Herrschers nicht besah. Eine Entschädigung suchte der Moricholl dafür in der eifrigsten Pflege der Landwirtschaft auf seinen Gütern und u. a. brachte er den Ellinger Viehstock zu seiner heute noch bestehenden Blüte.

An Auszeichnungen fehlte es ihm nicht. Noch dem Sturze seines alten Widersachers, des Großen Königs, wurde er in das Ministerium berufen, ohne ein bestimmtes Portefeuille zu erhalten, und hier trug er wesentlich zum Zustandekommen der Verfassung von 1818 bei. Bei Eröffnung der Ständekammern (1818) wurde er zum ersten Präsidenten der Kammer der Reichstäte ernannt und bekleidete diese hohe Stelle bis zu seinem Tode. — Am 26. September 1822 erhielt Weede die oberste Leitung der Arnee-Angelegenheiten übertragen, deren er jedoch 1829 wieder entboren wurde, wobei er jedoch General-Inspektor der Arnee verblieb; am 19. Oktober 1822 wurde er zum Großkaplan des Militär-Max-Josef-Ordens ernannt, am 29. April 1831 zum Jnhaber des v. Infanterie-Regiments mit der Bestimmung, daß dasselbe seinen Namen für ewige Zeiten jähren sollte.

Nachdem der Moricholl sich lange rüßig erhalten hatte, machten sich die ausgedehnten Strapazen und Beschwerden der Feldzüge an seinem Körper, geltend, und in der Nacht des 12. Dezember 1838 entschlief er auf seinem Schlosse zu Ellingen.

König Ludwig ehrte den Helten durch Aufstellung von Standbildern in der Feldherrnhalle zu München und in seiner Geburtsstadt Heidelberg, sowie seiner Hüfte in der Ruhmeshalle zu München und verjagte die Benennung von Bornwerken der Festungen Ingolstadt und Bormertheim als „Weede-feste“.

Es hob Weede sowohl im Leben wie noch dem Tode an heftigen Anjehängen nicht gefehlt. Er war eine nach allen Seiten hin groß angelegte Natur, das wußte er und brachte er zur Geltung, mitunter in einem zu hohen Grade, und dadurch verlor er die eingebildeten Mittelmäßigkeiten, welche das Übergewicht großer Männer nicht vertragen. Zu seiner ausfälligen Beurteilung mochte auswärts auch beitragen, daß er sich als begeisteter Bayer jüllte und gab; widerholt hatte er glänzende Anredigungen ausgeprochen, die ihn in fremden Dienst verlocken sollten.

Von der Huld des Glücks begünstigt, gewann er die höchsten Ehren des Feldherrn — und alle Eigenschaften des Feldherrn hatte ihm die Rone in die Wiege gelegt. Von hoher Statur, von kräftigen Körperbau, trotzte er allen Strapazen, als vollendeter Reiter war er eine prächtvolle, imponierende

Erkennung, als strenger, aber gerechter und sorgamer Befehlshaber war er der Abgatt der Kemeer, der mit zündender Verehrtheit seine Truppen zu elektrifizieren mußte, seine persönliche Tapferkeit war sprichwörtlich geworden und ins Soldatenlied übergegangen. Als Führer war er kein Mann des Zauderns und der langen Überlegung, sondern der Held des

wichtigen Bogens und der mannhaften Kühheit, seine Parole war: „Vorwärts, dahin, wo der Feind am dicksten steht!“

Darum wird, so lange die kaiserlichen Banner im Winde wehen, niemals in den Reihen der Bayern das Andenken erlöschen, an

„General Brede, den tapfern Teget!“

Rüs dem Frankenwalde.

Von G. Rippert.

Das „Bayerland“ hat im Jahrgange 1890 Nr. 28 und 29 1892 Nr. 15 bereits zwei Landschaftsbilder aus dem Frankenwalde gebracht. Ihnen reihen wir heute ein drittes an Ludwig Japp, der bekannte Sagenzähler des Fichtelgebirges und Laßkühlerdorfer gibt in den Nummern 28-29 eine treffliche Schilderung vom Döbraberge und von einigen Tälern des Frankenwaldes. Wir wollen heute den Raum nicht beschreiben welcher auf dem Aussichtsturm des Döbraberges vor unserm Auge sich aufrollt, vom Thüringerwald bis zum Fichtelgebirge, vom Steigerwald bis zur Rhön sich erstreckt, wohl aber ein liebliches Kulturbild unserer Lesera vorführen, das im innigsten Zusammenhange mit dem Rigi des Frankenwaldes steht.

Bildet es ja zugleich eine Ergänzung jener Tausen, welche die beiden ersten Nummern des „Bayerland“ behandelten.

Wir steigen vom Döbraberge auf der Südseite herab und erreichen in einer kleinen halben Stunde den großen und gewerthvollen Markt Schwarzenbach a. M. Da wir noch eine Fuhreise vor uns haben, führen wir uns jaerst und setzen dann auf der Distriktsstraße unsere Wanderung gegen Schwarzenstein fort, wohin wir in zwanzig Minuten gelangen.

Hier weisen wir am Eingange in ein Thal, das keinem der früher beschriebenen nachsteht und ebenso reich an Naturschönheit, wie an Geschichte ist.

Den Schlüssel dazu bildet die Ortschaft Schwarzenstein am Hofenbache mit 419 Einwohnern, die vorzugsweise von Webern, Tuchschuhen, Schanzensbinden, Halzarbeiten sich nähren. Das Dorf liegt malerisch, theils im Thale, theils an und auf einer Anhöhe, deren Gipfel, der Schloßberg genannt, einst von einer Burg der Herren v. Reipenstein gekrönt wurde. Noch der Chronik stand dieses Schloß schon im neunten Jahrhundert, und etwas tiefer ein zweites Schloß, das aus neuerer Zeit stammte.

Van diesen beiden Ritterstößen aus nannten sich die Schloßherren, und die Linie Schwarzenstein bildet einen der zehn Hauptstämme, in welche die freiherrliche Familie v. Reipenstein

im Laufe der Zeit zerfiel, und der nach der Lage der Schloßer wiederum in das Haus Ober- und Unterschwarzenstein sich theilte.

Die Herren v. Reipenstein, eines der ältesten, vornehmsten und mächtigsten Geschlechter, gehörten neben den Wolffstiegel, Sparneder und Waldensel zu den vier Schutzherrschäften des ganzen Reichthums und waren namentlich

im Frankenwalde reich begütert, da sie Besitzungen in 34 Gemeinden und

Ortschaften hatten. In

Schwarzenstein waren sie bis

zum Jahre 1493 reich-

freie Herren, welche

die peinliche Gerichts-

barkeit, Bergwerke

auf alle Metalle, die

Jölle, hohe Jagd und

sämtliche Rechte, welche

der Landesherrenheit

waren, innehatten.

In jenem Jahre

übertrag Johann IV.

v. Reipenstein, der sich

senkerfrei nannte und ein

sehr stolzer, herrschsüchtiger und

unruhiger Kopf war, sein Gut zu

Schwarzenstein mit dem Burgstall, die

Herrschloß Schwarzenbach mit zwei Edel-

sigen und 24 Höfen nebst Kirchenbesen und allen Gerech-

samen, das Dorf Reierhof, Gottmannsgrün, Brunngrund

(Poppengrund) und Rippertgrün, und was er sonst für einen

Antheil an den übrigen Gütern hatte, dem Markgrafen Friedrich



Schwarzenstein im Frankenwalde.

von Brandenburg-Kulmbach zu Lehen auf, moegen er 500 Gulden in Geld, die Hauptmannschaft Hof und das Halsgericht zu Dorf und Feld Marktreuth erhielt.

Vermählt mit Magdalena v. Bayern, hinterließ derselbe drei Söhne, welche die Stammväter der noch blühenden Linien wurden. Die stolze Verzweigung der Familie, öftere Theilungen, das Bestreben jedes einzelnen Erben, ein eigenes Gut mit Schloß zu haben, und zahllose Fehden, sie schmächten und brachen die Macht und das Ansehen dieses Geschlechts. Die Schloßherren, welche seitens alle Stürme der Zeit überdauert hatten, sie sanken vor wenigen Jahren in Staub und Asche, um im verjüngten Glanze zu Reipenstein, dem zweiten Stämmeliche der Familie, neu zu erheben, seitdem es in den Händen des Freiherren Karl v. Reipenstein, Ersten Kammerherren Ihrer Majestät der Königin von Württemberg, sich befindet.

Wir rühen vom Schloßberge den Blick auf das Steingrößl, Bruchteile eines Kellers und Verlieses, die wenigen Überreste vergangener Herrlichkeit eines uralten Herrenhauses, welcher aus einem mehrstöckigen Rundbaue Bestand und nach alter Sitte wohl auch von einem mächtigen Turrtorne übertragt war. Wir gedenken auch des Schloßes Unterschwarzstein, ein Langbau mit Erdgeschöß und einem Stockwerke, der bis zum Jahre 1879 von dem letzten Besitzer des Gutes Schwarzstein bewohnt wurde, und könnte von Ober- und Unterschwarzstein nicht scheiden, ohne Handschau über Berg und Thal gehalten, nochmals einen grüßenden Blick auf die duftenden Wälder und dunkelgrünen Wälder zurückgeworfen zu haben.

Unterhalb Schwarzstein treten wir in das Gebiet der wilden Rodach ein, von welcher das ganze Thal seinen Namen hat. Derselbe entspringt auf dem Kauenberg bei Kobach, und die Quelle ist so hart, daß sie alsbald die Viehweide und die Dorfweide treibt. Von dem nächsten Triebwerke, dem Kauenbach, welcher um das Jahr 1551 Eigentum des Hans Zigmund v. Reichenstein war, fließt die Rodach durch blaugraue Fluren und zwischen moosbedeckten Höhen südlich gegen die Köhlermühle zu, die wir in einer Stunde erreichen. Die Rodach bildet die Grenze der Pfarroämter Kaila und Stodtsteinsbach und ist ein sehr reiches Triebwerk, worin zeitweise die Hügel der anliegenden Waldungen verfließt werden, die teils Staatsbesitz sind, teils zu dem Rittergute Heiners-

reuth gehören. Letzteres, eine der schönsten Besitzungen im Umkreise, verließ König Max I. nach dem Aussterben der Grafen Voit von Rined dem Finanzminister Max Freiherrn v. Verchenfeld als Thronerbe, und hier werden die Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei von dem damaligen Besitzer, Reichsrat Freiherrn v. Verchenfeld, bestens gepflegt.

In ihrem weiteren Laufe berührt die Rodach rechts den Weiler Schönbühlhammer, links die Ginde Feld und vereinigt sich sodann vor der Ortschaft Schnappenthammer mit der Thiermühl, welche aus dem gleichnamigen Thale kommt.

Das Rodachthal und der Thiermühlgrund haben einen ganz ähnlichen Charakter. Es wechseln steile Abhänge, hagenreiche Rodachflüsse und saftige Wiesgründe ab, die förmlich in einander sich schließen, so daß man einen Anstieg oftmals nicht mehr zu finden glaubt.

Durch ihre geschlossene Lage sind die Thäler auch gegen rauhe Winde geschützt, dabei staubfrei, erfrischend und nervenstärkend.

Für Versuche, die abseits vom Weltgerummel zeitweise ein ruhiges, behagliches Dasein führen wollen, ist der Aufenthalt in jenen Thälern zu empfehlen.

Der Franzenwald, dessen Naturschönheiten noch viel zu wenig bekannt sind, wird deshalb für Touristen und Sommerfrüher ein lohnendes Reiseziel abgeben, und dazu anzutreten, möge auch hier gestattet sein.

Der Bruderschaftsbund der Zimmerleute in der Au.

Historische Novelle von Almine Freyher
(Schluß)



„Nur allen Unfoll war die Arbeit vora hatten gegangen, und deshalb die Stimmung der meisten Arbeiter eine ungemein trübliche. Allein nicht lange war ihnen Zeit zur Ruhe gegönnt, und sie verließen bald wieder die Hütte, um an ihre Arbeit zurückzukehren.“

„Ich werde heute Mittag bei Dir bleiben, Georg“, sprach das Mädchen zu Jenni, während sie ihn begleitete. „Ich veräume zu Hause keine Arbeit und kehre dann am Abend mit Dir zurück. Die Mutter sorgt für das Abendessen.“

„Wie wäre es lieber, wenn endlich die Zeit schon da wäre, wo wir für immer beisammen bleiben könnten“, erwiderte er. „Es ist doch recht hart, wenn zwei sich herzlich und rechtchaffen lieben und des Geldes wegen nicht im Stande

sind, sich einen eigenen Haushalt zu gründen. Und es wird noch viel Wasser die Nar hinabdrinnen, bis wir dieses Ziel erreichen, Agnes!“

Das Mädchen seufzte und sah betrübt vor sich hin. „Mir wäre es freilich auch lieber, es wäre schon so weit. Aber was wollen wir anderes thun, als im Gebuld und in unser Schicksal ergeben? Wehe sparen, als wir beide es thun, damit Du bald Dich selbstständig machen kannst, ist nicht möglich. Also tröste Dich, wir warten ja auf einander, und endlich nimmt alles auf der Welt ein Ende.“

„Ich wollte mich auch gern in das Unvermeidliche fügen“, antwortete Jenni, „wenn es nicht anders zu gestalten wäre. Aber es könnte ja leicht geholfen werden, wenn meine Bude nicht so gerig wäre und“

„Kommst Du schon wieder darauf zu sprechen?“ unterbrach ihn Agnes. „Wie oft habe ich Dir schon gesagt, daß dieses ein ungerechter Vorwurf von Dir ist, und ich davon nichts mehr hören will. Komm, geh an Deine Arbeit, dann wirfst Du gleich wieder auf andere Gedanken kommen. Ich will Dich begleiten und unterdessen von den gefällten Bäumen Rite abhauen, damit ich wieder eine Arbeit für Dich erpore.“

Unterdessen waren sie auf dem Schlage angekommen, und bald war Jenni wieder ganz bei seiner Arbeit, und Baum um Baum erlag seinem wuchtigen Strich. Auch Agnes hieb tüchtig darauf los.

So mochten ungefähr zwei Stunden vergangen sein, als auf einmal Agnes einen juchzenden Schrei ausstieß, welcher

Georg pflöglich in seiner Arbeit hemmt. Das Mädchen konnte vor Aufregung und Angst keinen Laut mehr hervorbringen und zeigte nur mit der ausgestreckten Hand auf den freien Platz hinaus, über welchen ein Mann, verfolgt von einem wutschnaubenden Eber, eilte. Die Kräfte dieses Mannes nahmen sichtlich ab und drohten, bald ganz erschöpft zu sein, so daß er in wenigen Minuten von dem wütenden Tiere erreicht und zerstückt werden mußte. Es war allerschlimmste Gefahr.

Frendt hatte mit einem Blick die schlimme Lage des fremden Jägers erkannt. Er besann sich nicht erst lange, sondern stürzte dem Tiere entgegen, wozu im Nu souste seine Art auf den Kopf des Ebers nieder, daß er betäubt zurücktaumelte. Doch hatte auch Georg durch den wuchtigen Schlag das Gleichgewicht verloren und stürzte zu Boden. Aber ehe man es sich versah, war er wieder auf den Füßen, und ein zweiter Hieb, den er diesmal mit der scharfen Schärpe führte, verwundete den Eber tödlich. Das Blut spritzte hoch aus der

Wunde, der Eber drehte sich einige Male im Kreise herum und taumelte in den Wald zurück, eine lange blutige Spur hinter sich zurücklassend. Jetzt erst konnte sich Frendt um den aus der nahen Todesgefahr Geretteten umsehen, welcher bleich und gitternd vor ihm stand. Raum hatte er ihn jedoch erblickt, so erlosch auch er, denn niemand anders war es, als sein Herzog Wilhelm. Er mußte nicht, was er sagen sollte, und zeigte nur mit der Hand auf den Platz, welchen eine große Lache Blut bezeichnete.

Der Herzog war nämlich in seinem Jagdbesitz seiner Gesellschaft in Verfolgung eines Hirsches vorausgeritten und sah sich plötzlich allein mitten im Walde. Dies kammerte ihn jedoch wenig, denn, mit Weg und Steg vertraut, konnte er leicht den Rückweg wieder finden.

Der Hirsch war aber bald seinen Blicken entschwunden. Ärgerlich darüber, band er sein Pferd an einen Baum und drang immer weiter in das Dickicht vor. Da erblickte er plötzlich einen ungewöhnlich starken Kalber. Der Herzog eilte ihm nach, und es gelang ihm auch, mehrere Folgen ihm nachzusehnen, allein nur ein einziger trof; dadurch noch mehr gereizt, kehrte sich das Tier wutschnaubend gegen seinen Angreifer, welcher, die Gefahr erkennend, von den Hauern desselben in die Luft geschleudert oder zerfleischt zu werden, die Flucht ergriff. Es gelang ihm auch, dem Eber einen Wortsprung abzugewinnen, da derselbe in seiner blinden Wut gar manchen Beschimpfung machte über gegen die Bäume anrannte, als sie aber den freien Platz erreichten, schien der Herzog verloren, da seine Kräfte abnahmen, und sein Verfolger sich, bald wieder hinter ihm befand. Ohne Frendts Besonnenheit und Mut hätten die Begleiter des Herzogs statt eines fählichen Jagdbeinzuges eine Leiche nach Mänschen zurückgelassen.

„Wie nennst Du Dich?“ fragte man der Herzog den Überlebenden. „Du hast mir das Leben gerettet, und nicht nur ich allein, sondern auch das ganze Land ist Dir zu Dank verpflichtet. Wie kann ich Dir diesen beweisen?“

Verwirrt nannte Frendt seinen Namen, und daß er dem ehrlichen Handwerke der Zimmerleute angehöre. Weiter aber jagte er nichts hinzu, denn er wollte in seiner Überschnung wirklich nicht, um was er bitten sollte.

Im nächsten Augenblicke eilte das Gefolge des Herzogs, das ihn überall mit Wangen gerührt hatte, hochgereit auf ihn zu. Wie erschrocken sie aber, als sie vernahmen, was sich ereignet hatte, und wie dankten sie dem lähnen Manne, der die Gefahr abgewendet und in seiner Bescheidenheit nicht wollte, wie er die Dankesbezeugungen erwidern sollte. Jetzt erst begann er zu atmen, welche Folgen sein Mut und seine Unerschrockenheit haben konnten, und dankte im stillen dem Himmel, daß er ihm zum Retter seines Herzogs erkoren hatte.

„Du kommst morgen am Vormittage zu mir, ich werde dann weiter mit Dir sprechen“, wandte sich nun der Herzog wieder an Frendt. „Nenne nur Deinen Namen, und Du wirst ohne Verzug zu mir geführt werden.“ Er richtete ihm noch die Hand zum Abschied, besieg sein Pferd und war bald darauf den Blicken des Zimmermanns entschwunden.

Langsam, mit den verschiedensten Gefühlen in seiner Brust, kehrte er zu Agnes zurück, welche an dem Saume des Waldes seiner wartete. Bald war ihr alles erzählt, und das Mädchen war außer sich vor Freude, als sie hörte, dem der Heiligtum das Leben gerettet hatte. Sogleich wurden alle Kammeraden zusammengerufen, und ihnen das Ereignis mitgeteilt, worauf diese in laute Jubelrufe über die Heldenthat ihres Kameraden ausbrachen. Wohl noch nie wurde der Heimweg so frühlich angetreten, wie an diesem Abende, und bald war Frendts Name in aller Munde, als die Kunde davon in der Stadt sich von Haus zu Haus fortspalanzte.

Unweit des freien Platzes, unter einer mächtigen Tanne, wurde der Eber von den Jägern des Herzogs beraubt aufgefunden und in die Residenz gebracht, wo er aller Bewunderung über seine Größe und Stärke erlang.

Hochklopfendes Herzens betrat am nächsten Vormittage Frendt die herzogliche Residenz. Er schien schon erwartet worden zu sein, denn als er über den langen Korridor schritt und ungeschlüssig bald diese, bald jene Thür betrachtete, kam ein Diener auf ihn zu und fragte ihn, ob er der Zimmergenosse aus der Au sei. Auf die bejahende Antwort befohl er ihm, zu folgen, ließ ihn dann im Vorgemache des Herzogs stehen, um diesem seine Ankunft zu melden.

„Nun heute wirst Du wohl freieren Mutes mit mir reden“, sprach der Herzog wohlwollend. „Die gestrige Situation war freilich für uns beide nicht dazu angethan, unseren Gefühlen Ausdruck zu geben. Komm also noch einmal meinen herzlichsten Dank für Deine mutvolle That, welche Du unter Gottes Beistand ausübtest, entgegen und nun sprich frei und offen, womit ich Dich lohnen kann.“

Graf Brofere wollte ihm, nur mutig zu sein, und diese Aufforderung war auch nicht vergebens.



„Gnädigster Herr Herzog“, begann nun Jendts, zuerst mit leiserer, dann aber immer leiserer Stimme, „ich hätte eigentlich zwei Bitten, durch deren Erfüllung meine Kameraden und ich glücklich gemocht würden.“

„Nun, so laß hören“, erwiderte ihm Wilhelm lächelnd, „und wenn es in meiner Macht steht, so werde ich sie auch erfüllen.“

„Seht, gnädiger Herr Herzog, wir haben ein schweres Dankwort“, berichtete er, „das mit vielen Gefahren verbunden ist, und selten vergeht ein Jahr, ohne daß ein Unglück vorkommt, der eine fällt vom Gerüst, den andern erschlägt ein fallender Baum, und meistens sind Hinterbliebene da, welche den Verlust schmerzlich empfinden. So haben wir Gesellen und nun zusammengethan und eine Bruderschaft gegründet, um den göttlichen Schutz für uns zu ersehen, und zugleich eine Kasse damit verbunden, in welche wir jede Woche einen Beitrag niederlegen, um davon die Kranken und die Hinterbliebenen unserer verunglückten Kameraden unterstützen zu können. Nun vermochten wir aber bis jetzt die Genehmigung des Rates unserer Vaterstadt nicht zu erhalten, ja wir befürchten sogar eine abweisende Antwort. Warum? wissen wir freilich nicht: ist ja doch der Zweck gewiß ein guter. Und so würde ich Euch, gnädigster Herr Herzog, recht schön bitten, sich unser anzuschließen und die Sache in Ordnung zu bringen.“

„Wer euch da hinderlich sein sollte, kann ich mir nicht enträueln“, antwortete der Herzog. „Doch sei nur beruhigt, noch heute werde ich erfahren, wo der Fehler liegt, und sofort Abhilfe treffen. Diese Bitte ist mir leicht, zu erfüllen. Doch nun zu der zweiten, die Dich betrifft.“

Jetzt war es aber mit dem Rute Jendts doch vorbei. Verlegen gedrückt er den Hut, den er in den Händen hielt, nickte bald dem Herzog, bald dem Grafen an, und saß schien es, als ob er dann mit den Fingern hinter die Ohren sahren wollte. Wilhelm, seine Verlegenheit bemerkend, lächelte und suchte, ihm die Junge zu lösen.

„Ich kann es mir denken“, sprach er mit seiner gewohnten Güte. „Du hast einen Schatz.“

„Ganz richtig, gnädigster Herr Herzog“, war die schnelle Antwort.

„Und den müdeste Du gerne heiraten?“

„Freilich, freilich!“

„Und das Geld fehlt, um Dein Geschäft als Meister betreiben zu können?“

„Ja ist's. Wie der gnädigste Herr Herzog das nur alles so wissen können?“

„Und Dein Mädchen ist brav und fleißig? Wahrheitslich eine Nachbarin von Dir!“

„Die Agnes kann sich neben jede Bürgerstöchter von Mönchen hinstellen. Sie ist auch hübsch und süßsam. Aber bis wir uns das nötige Kapital zusammengepart haben, fürchte ich immer, wird es noch lange hergehen.“

„Nun, diese Sorge überlaß jetzt mir, vielleicht geht es doch schneller, als Du glaubst. In wenigen Tagen sollst Du

das Weitere hören, und ich weiß gewiß, Du wirst mit mir zufrieden sein.“

Freudestrahlend eilte der Zimmermann nun auf den Herzog zu, ergriff dessen Hand und bedeckte sie mit Küßen. So schnell, wie an diesem Tage, war er wohl nie in des kleine Häuschen am Berge zurückgekehrt, um seiner Mutter und Agnes die frohe Kunde zu überbringen, daß nun alle Not vorüber, und er bald mit seiner Geliebten vereint sein werde. Ein heißes Dankgebet der glücklichen Menschen stieg für das Wohl und Glück des geliebten Herzogs zum Himmel empor.

„Siehst Du, mein Lieber, wie wenig es bedarf, die Menschen glücklich zu machen?“ sprach Wilhelm nach Jendts Entscheidung zu dem Grafen. „Ich will aber die Leutden nicht lange warten lassen. Erkundige Dich daher heute noch, was es für eine Bewandnis mit der Bruderschaft hat, und wie dieser andere Mann steht. Mein Antzichsel ist bereits gefoßt, denn ich weiß, daß ich von ihm nur Gutes hören werde.“

Der Graf kam dem erhaltenen Auftrage gewissenhaft noch und schon am andern Tage konnte er dem Herzoge berichten, daß der Genehmigung der Bruderschaft keine weitere Bedenken mehr entgegen stehcn, und man anfänglich nur gesüchdet habe, daß andere Zwecke damit verfolgt würden. Der Zimmergeselle und seine Frau seien die fleißigsten und krossten Leute in der ganzen Au, und jeder gönne ihnen das Glück, und sie verdienten im vollen Maße des Herzogs Günst.

Sie wurde ihnen auch zu teil. Wenige Tage hernach erschien in der Behausung Jendts Graf von Lörring und überreichte dem Erklauten ein Dekret, nach welchem er zum herzoglichen Hofzimmermann ernannt wurde, eine Erneuerung, welche ihm auch seine Berechtigung möglich machte. Außerdem hatte ihm der Herzog noch ein großes Stück Weiden in der Au eigentümlich geschenkt für den Bau eines Hauses; soweit derselbe nicht die Arbeit des künftigen Zimmermanns erfordere, werde der Herzog schon Sorge tragen.

Auch die Bruderschaft hatte der Herzog nicht vergessen, und blante sünzig Goldgulden zählte der Graf dem Klugeßen auf den Tisch, damit der Fonds bald die nötige Höhe erreiche, um seinen Zweck erfüllen zu können.

Mer Wochen später stand ein glückliches Paar vor dem Altar. Aber nicht nur gelobten sie sich einander ewige Liebe, sondern auch dem Herzoge und seinem Hause, den sie ja ihr Glück allein zu verdanken hatten.

Und daß die Nachkommen Georgs noch von der alten Art waren, bewies in der Sendlinger Bauernschlacht am Christtage 1706 wieder ein Jendts, welcher als Anführer der Zimmergesellen von der Au den Feldentod für seinen Kurfürsten und sein Vaterland gestorben ist. Die Bruderschaft aber besteht noch, und die damals gegründete Kasse hat gar vielen schon die Thronen getrocknet bis zum heutigen Tage.

Susanna, Herzogin von Bayern.

Von Dr. Julius Meyer.

Die mächtigen mittelbayerischen Stammesherzoge von Bayern und die früh einwirkenden hochzollernischen Burggrafen von Nürnberg standen schon im 13. Jahrhundert in freundschaftlichen Beziehungen. Insbesondere war es der bayerische Herzog Ludwig († 1294), der mit dem Burggrafen Friedrich III. innig befreundet war. In diesem Freundschaftsbund trat als der Dritte Kaiser Rudolf von Habsburg hinzu. Zur Erinnerung an diesen Freibund wurde erst noch im Jahre 1824 in der Klosterkirche zu Heilsbrunn über der Grabstätte des genannten Burggrafen von Franz Maria Freiherrn v. Camerosteffana, Magnat in Ungarn, Johanniter-Ritter und kaiserlich österreichischer Geheimrat, ein in antiker Form gehaltener Marmoraltar errichtet, an dessen einer Seite sich in Goldschrift die Worte eingemeißelt finden: *Annicuitus augustae sacrum aram erexit 8. Febr. 1824 F. M. a. Camerosteffano* Baro in Cronheim et Eppenstein. P. 8. Auf jeder von drei Seitenflächen des petaloiden Denkmals sind in Goldschrift die Namen, Wappen und Sterbetage der drei erlauchtesten Freunde angebracht, während auf der vierten Seitenfläche bemerkt ist, daß die Errichtung des Altars unter der Regierung des Königs Maximilian Josef von Bayern, des Kaisers Franz von Österreich und des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen geschah.

Eine besonders innige Freundschaft verband den mittelbayerischen Kaiser Ludwig den Bayern mit dem hochzollernischen Burggrafen Friedrich IV. In ihm fand Kaiser Ludwig den Siegesgenossen von Mühlbühl. Die Schlacht gegen Friedrich von Österreich (28. Sept. 1322) wäre verloren gewesen, wenn nicht Burggraf Friedrich IV. zur rechten Stunde mit seinen Mannen eingegriffen und den Sieg errungen hätte.

In der Folge fanden zwischen den befreundeten Dynastienfamilien eine Reihe von Eheverbindungen statt. So vermählte sich im Jahre 1359 Stephan, ein Sohn Kaiser Ludwigs, mit Margaretha, einer Enkeltochter des Burggrafen Friedrich IV., dann im Jahre 1374 Ruprecht, Herzog in Bayern und Pfalzgraf bei Rhein, nachmaliger römischer König, mit Elisabeth, der Tochter des Burggrafen Friedrich V. Die wichtigste Verbindung zwischen den beiden erlauchtesten Häusern war aber die, welche der Burggraf Friedrich VI., Kurfürst von Brandenburg im Jahre 1401 mit Edeln Hffe, der Tochter des bayerischen Herzogs Friedrich von Landshut einging. So von diesem Sternpaar alle nachfolgenden Kurfürsten von Brandenburg und späteren Könige von Preußen in direkter Linie abstammen, so haben wir in der hochzollernischen Prinzessin Elisabeth die Anstifterin und Stammutter des deutschen Kaiserhauses zu ehren. Die nächste eheliche Verbindung zwischen Angehörigen der beiden hohen Häuser fand sodann im Jahre 1438 statt, indem der Sohn Ludwigs des Gebornen, Herzog Ludwig (Hilobold (der Pöcker), sich mit Margaretha, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg vermählte. Von da an trat eine längere Pause ein, da wegen verschiedener Streitigkeiten zwischen Wittelsbach und Hohenzollern eine gegenseitige Entfremdung Platz gegriffen hatte.

Zur Befriedigung der alten freundschaftlichen Bande schlossen Markgraf Friedrich der Ältere zu Brandenburg-Cölnsbach

und Herzog Albrecht IV. von Bayern unterm 29. December 1504 zu Ulm einen Vertrag, worin sie erklärten, daß sie „in Ansehung, daß die Fürstenthümer Pfirtz und Brandenburg mit samt dem Burggrafentumb zu Nürnberg, lang Zeit In guter freundschaft bey unser beidertheil orderten und nund miteinander ahmen und geiffen sein zu merung derselben, Auch aus Friede auffang“ ihre beiden Kinder, nämlich Markgraf Friedrich seinen Sohn Cosimir, und Herzog Albrecht seine Tochter Susanna zumangeben. Freilich war Susanna damals noch ein Kind von 4 Jahren, während Cosimir im 24. Lebensjahre stand. Herzog Albrecht versprach in der erwähnten Urkunde, seiner Tochter dergestalt eine Wittigst von 32 000 fl. reichlich zu geben, während Markgraf Friedrich gelobte, diese Wittigst mit der gleichen Summe zu widerlegen. Außerdem sollte Prinz Cosimir seiner Braut am Tage noch der Hochzeit eine Morgengabe von 10000 fl. verehren. Wenn Prinzessin Susanna das Alter von 16 Jahren erreicht haben werde, ja sollte die Hochzeit stattfinden. Als diese Zeit herbeikam, wurde das Zustandekommen der Heirat namentlich von Susannas Bruder, dem Herzog Wilhelm von Bayern, sowie von Kaiser Maximilian, Susannas Onkel betrieben. Markgraf Cosimir schreibt selbst hierüber in einem (späteren) Briefe an den Kaiser: „Es hat mich ir Majestät selbst mit einer Heirat versehen, und mir ir Wi. Schwester Tochter zu einer Gemehel gegeben, mir auch daffelben auf einen großen Reichthum sein Augsbürg erfordert, die Hochzeit angeheißig gehalten, die praut ir und mir zu gauden selbst persönlich gefurt“.

Über die Hochzeitfeierlichkeiten während des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1518 erzählen verschiedene Beschreibungen. Eine interessante Notiz hiervon hat uns Joh. Jakob v. Fugger in „Spiegel der Ehren des Erzhauses Österreich“ hinterlassen. Dier lautet:

... Die fürstliche Braut kam in Gesellschaft ihrer Brüder und 300 wolgeputzten Pferde von München nach Friedberg und von dar om Morgen des 24. August (1518) nach Augsburg. Sie war in Guldin Stuch gekleidet, truge auf ihrem Haupt einen löst Kranz von Edelsteinen und fuhr mit ihrer Hofmeisterin, einer von Ahem, auf einem herrl Wagen. Ihr folgten auf noch 8 Wägen, welche alle mit Sammet bedekt waren, viel Edle Matronen und Jungfrauen. Sie ward an der Wertach Brücken von Keyser Maximiliana, auch den anwesenden Chur- und Fürsten, die ihr fürstlich entgegenritten, here eingeholet. Der Behutgam ritte dem Keyser an der seite, und empfingen sie beyde die Braut mit fürstlichen Ehren: welche solchender der Keyser neben sich auf seinen Wagen genommen, der Bräutigam ober und Churfürst Joachim von Brandenburg zu beyden seiten geritten. K. Maximilian liege vor sich herreiten etliche Edelknecht auf haben Pferden und den Reichs-Marschall mit dem Wapen Schwert, aber neben der Kutichen lieffen bey 150 Trabanten. Das ganze Feld erschallte von dem Klang der Trompeten; dann die Fürsten hatten der Braut zu Ehren alle ihre Trompeter mit sich hinouzogenommen.

Als sie in die Stadt und vor S. Ulrichs Kirche gelanget, stiege der Keyser mit den Chur- und Fürsten ob, nahm die

Braut und jeder der andern eine aus dem Frauenzimmer unter die Arme, die führten sie also nach der Kirche. Als sie unter die Pforte gelangt, wurden sie durch den Cardinal von Mainz mit großer Ehrerbietung empfangen, auch Markgraf Casimir an die Prinzessin mit einem Ring, darin eine köstliche Rubin versetzt war, Ehelich getrauet. Nach verrichteter Vermählung führte der Kcyser die Braut wieder zum Wogen und nachdem sie alle ausgeessen, sahe und rieth man ritter auf den Weinmarkt, alda man wieder ab und in Philipp Adlers Behausung eingetretten und zum Anfang von vier Schwestern eine paar Treffen gehalten worden. Ganz von der Noizen machte hierbei ein Possenspiel . . . , das letzte dem Kcyser, wie auch der Braut und den Frauenzimmer ein großes Gelächter ab . . . Hiernächst wurde die Braut und ihre Frauenzimmer vom Kcyser, auch Chur- und Fürsten bei schönem Musik über den Weinmarkt in Ulrich Arzts Behausung nach den Rindermort, als in der Braut Herberge geführt und alda ein köstliches Wohl gehalten. Nach diesem und als die Braut in roth, weiß, gelb und rosenfarb sich umgewandelt, wurde sie abermals samt dem Frauenzimmer von vorigen Begleitern auf des Tanzhans geführt: daselbst der Kcyser mit der Braut hinter zweien Fürsten und vor zweien Grafen den ersten Tanz gehalten. Es came auch auf den Saal eine Nummern in vorlesogen vier Farben, von deren allerhand Tänze fremder Nationen gedanzt worden. Inzwischen tanzten auch die Churfürsten, Grafen und Herren und währte die Kurzweil bis um Mitternacht: da die Braut vom Kcyser in ihre Herberge, er aber, nachdem er sie ihrem Bräutigam empfohlen, von allen Anwesenden auf die Pfalz in sein Einfager begleitet worden.

Am folgenden morgen eitte R. Maximilian mit den Chur- und Fürsten vor der Braut Herberge, sie nach der Kirche zum Hochamte zu begleiten. Als man vor der Kirche angekommen, wurde die Braut abermals vom Kcyser und das Frauenzimmer von den Fürsten in den Chur begleitet und daselbst in ein mit Gläzbin Stül besetztes Gefäßle eingewiesen. Der Kcyser, auch die Chur- und Fürsten ingeleichen die Cardinäle von Cajeta und Gurk begaben sich auch in ihre Ställe: wozu durch den Cardinal von Mainz das Amt gesungen worden. Nach endung dessen führte der Kcyser die Braut unter den Armen nach der Pfalz, deme die Chur- und Fürsten nachgefolgt, und bewirte sie daselbst mit einem onschuldigen Wohlmal, wobei die Trompeter dopyer aufbliesen. Nach diesem wurde die Braut vom Kcyser und der ganzen Versammlung auf den Weinmarkt in Jacob Juggers Behausung, deren Gemächer man vor dieselben auß herrliche angezeigert, geführt, einzun Schwesternen zuzusehen: welches Herzog Wilhelm auch Boltern mit dem Bräutigam, Herzog Ludwig sein Bruder mit Graf Berchtolden von Henneberg und sonst noch 6 paare angestellt hotten, auch ritter und mit Frauen vollbrachten. Die Braut sahe hierauf in ihre Herberge und der Kcyser in die feine; welcher nach dem Nachtmibig sie abermal abgeholt und unter seinen Armen zum Tanzplatz geführt. Es erschienen daselbst wiederum eine Nummern in roth und weißem Sammet und währte der Tanz bis um Mitternacht: da die Braut wie zu voreigen malen nach ihrem Einfager begleitet worden. Am freytog morgens came der Kcyser abermal mit allen Chur- und Fürsten, auch andern Ständen des Reichs vor der Braut Herberge und begleitete sie, nachdem sie mit ihrem Frauenzimmer zu Wogen geessen, zur Stadt

hinous bis über die Bertsd: da sie dann dieselbe abgeleant und nach der Stadt wiedergekehrt. Aber Pfalzgraf Ott Heinrich, Markgraf Joachim der Jünger von Brandenburg und ein Graf von Nassau neben Markgraf Casimir, welcher bey diesem Abzug neben dem Kcyser geritten, hoben die Braut über Wörb nach Cnospach begleitet.*

Bekanntlich hielt sich während des Reichstags von 1518 auch Albrecht Tüer in Augsburg auf und hat derselbe viele der anwesenden Fürsten und andre bedeutende Persönlichkeiten gemalt. Auch die Herzogin Sufanna von Bayern ließ sich nebst ihrem Gemahl, dem Markgrafen Casimir, von diesem Malerfürsten auf einer Beistofel abbilden, die bestimmt war, zum Gedächtnis an die Feier ihrer Vermählung zu dienen. Der markgräfliche Hof- und Regierungsrat, Christian Freyherr v. Raebel in Ansbach (geb. 1728, † 1803) hat in der 1768 verfaßten im Manuscript vorhandenen Beschreibung seiner Gemäldesäle n. Schilderung über das nunmehr verlorene Gemälde hinterlassen: „Des Heilands Salbung zum Grobe. Von Albrecht Tüer auf Holz gemalt: 46 Zoll hoch, 37 Zoll breit . . . Im Vordergrund ist die gottselige Fürstin Sufanna Herzogin in Boien, die Anbacht vor dem Fronleichnam auf einem prächtigen Beschulz Innein verrichtet, vor welchem links ein großer Hund liegt. In ihrer Rechten liegt ihr Gemahl, der weise Markgraf Casimir von Brandenburg . . . Das ganze Gemälde ist durchaus Miniatur und vortreflich coloriret; wie dem bekannten Tüers Pinzel im schimmernden Schmelz der Farben unmaßhahlich klebet. Diese Tafel dorn er auf einen Stein in goldener Schrift die Jahreszahl 1518 und sein Namenszeichen gesetzt hat, ist in seinen letzten Jahren gemalt und gewiß eine seiner besten und merkwürdigsten . . . Hierzu (d. i. zu dem Feiert der Uebereinstimmung der Zeit, des Orts und der Beschäfte) wurde er wahrscheinlich durch den Befehl der Fürstin, seiner großen Beschäferin verriet, die zum Gedächtnis ihrer Feiernführung diese Tafel in eine bräuhete Klosterische zum Gestül durch ihn verfertigen ließ.“ v. Raebel werts hierzu an: „Nächter weist in seiner Wüylbelegung eine Medaille auf, deren vordere Seite das Bildnis dieser Fürstin, die Rückseite aber das Tüerische zeigt.“

In Ansbach, wohin der Zug des neuermählten fürstlichen Paares von Augsburg aus ging, gab es solenne Einzugsfeierlichkeiten. Es ist eine Beschreibung darüber vorhanden, nach welcher die Stadt Ansbach zur Feier der Anwesenheit König Ludwigs I. im Jahre 1827 von dem berühmten Architekturmaler Heideloff einen Gemäldeballus anfertigen ließ, der zur Anschmückung des in einen Volkssaal verwandelten Orangeriehauses zu dienen bestimmt war. Das erste Wandbild stellt die Ankunft des Hochzeitszuges in der Nähe der Stadt dar. Markgräfin Sufanna sitzt im Wagen. Ihr Bruder, Herzog Ludwig von Bayern, der sie begleitet, winkt dem Gefolge, Halt zu machen, und übergibt und empfißt seine Schwestern dem aufwartenden Adel. Markgraf Casimir drängt sich auf mutigem Hufe an den Wagen und bittet die Gemahlin, sie willkommen heißend, getrost zu sein. Auf dem zweiten Wandbilde sind zwei Scenen gemalt, welche die von Sufannenerben umschlangenen Wappenschilder von Wittelsbach und Hohenzollern halten. Das dritte Wandbild stellt eines zur Vermählungsfeierlichkeit gegebenen Schmeckertisch dar. Auf dem vierten hält der bayerische Löwe im Helme die drei pfalz-

bayerischen Wappen. Das fünfte und letzte Wappenbild hat zum Gegenstand einen Fackeltanz, wie er heute noch bei Vermählungen Sitte am pfälzischen Hofe ist.

Der kunstverständige König Ludwig I. äußerte sich bei seinem Besuche sehr beifällig über diese ebenso sinnige als schöne Souveränendekoration, die von da an bleibend dem Orangeriehaus überlassen wurde.

Von der Wittsamkeit Susannas während ihrer Ehe mit Markgraf Casimir ist nicht viel zu berichten. Sie wurde als Mitglied in den Schwamnenorden aufgenommen, den Albrecht Achilles, der Großvater ihres Gemahls, von der wunderthätigen Marienkirche auf dem Hartlungsberge in Brandenburg nach Crotzbach abgeweiht hatte. Ihrem Gemahl schenkte sie fünf Kinder, von denen zwei im jugendlichen Alter starben. Die älteste Tochter Maria vermählte sich an Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, während die jüngste Prinzessin, Kunigunde, die Gemahlin des Markgrafen Karl von Baden wurde. Ihren Sohn Albrecht ward in der Folge der Name Alibiades beigelegt, weil er dem griechischen Jünglinge an Tugenden wie an Fehlern auffallend ähnlich war.

Markgräfin Susanna erscheint neben ihrem Gemahl auf zwei Denkmälen aus den Jahren 1525 und 1527. Casimir war viel von seiner Familie abwesend, da er für's Haus Österreich häufig ins Feld zog, daher er „Fidelis Domini Austrinae Assessor“ genannt wurde. Den Bauernkrieg schlug er mit eigener Faust nieder. Er war ein ebenso tapferer Helden als kluger Feldherr. Im ungarischen Kriege vom Jahre 1526 wurde ihm von König Ferdinand das Oberkommando über-

tragen. Er belagerte und eroberte Wien. Im folgenden Jahre erkrankte er dazwischen an der Mahr und starb. Sein Reichthum wurde dem Heilbrönnen überliefert, wo er in der Klosterkirche bei seinen Achten die letzte Ruhestätte fand.

Nach Umfließ des Trauerjahres vermählte sich die markgräfliche Witwe mit Otto Heinrich, Herzog von Bayern, nachmaligem Kurfürsten der Pfalz, mit dem sie jedoch in kinderloser Ehe lebte. Auch aus der Zeit ihrer zweiten Ehe sind zwei Denkmäler mit dem Brustbilde Susannas und ihres Gemahls vorhanden. Im Jahre 1543 starb Susanna zu Neuburg an der Donau. Ihr Sohn Albrecht Alibiades hinterließ in das Burggrafenhaus von Heilbronn, wo seine Eltern oft und gern Besuch gehalten, deren Widma. Es ist 16 Zoll hoch, 23 Zoll breit und hängt heute im nördlichen Seiten-schiffe der Klosterkirche. Auf dem Bilde tragen beide ritterliche Kleidung und sind mit dem Schwamnenorden geschmückt. Rechts ist das bayerische und links das hochpfälzische Wappen. Die Inschrift unter dem Bilde Susanna lautet: „Nach Christi unlers lieben Herrn und Seligmachers Geburt MDXLIII am Tag Georgii zwischen VIII und IX Uhr Nachmittag ist zu Neuburg an der Rhonau in Got verschied die durchleuchtig Hochgeborne Fürstin und Frau Susanna Markgrävin zu Brandenburg, geborene Herzogin in Ober- und Nieder Bayern, und ist Ihrer F. G. Leib zu München in unser lieben Frauen Kirchen fürzlich zur Erden bestattet: der allmächtig Got woll irer F. G. Seele in dem ewigen Leben guldig und barmherzig sein. amen.“

Kleine Mittheilungen.

Berührung durch den Dreißigjährigen Krieg. Hat unsern Lesern ein geringes Bild des Elends zu geben, führen wir einige Gerichtsverhandlungen der Jahre 1640 und 41 aus dem bayerischen Walde auf.

Am 26. Mai hat Hans Nisch Erberer aus Ried bei Meißenberg (Bez. Wolzhausen) sein Haus und den öden Feldbau, unbedeute Felder und Wiesen, aus Hof verkauft um 2 fl. und 30 kr. Reichthal. Davon zahlte der Käufer 44 kr. Togen zum Gebrachte.

Wald Regenheimer von Ezentried (ebendort) hat 1641 sein Söldengut mit Feld und Wäldern, Heu und Stroh um 12 fl. mit der Bedingung verkauft, daß das Weid bald erlegt werde. Togen 2 fl. 54 kr.! Zwei Monate später kaufte der Regenheimer vom Hans Wahi ein Haus mit Wäldern und einem Görtel um 30 fr. „Das Heu auf dem Boden und Junst eine Keller soll soll beim Hause bleiben.“ Stiegelgeld und Schreibgebühr trugen beide. Aber der Regenheimer konnte die 30 fr. nicht aufbringen, mußte davon am 23. Dezember das Haus zurückgeben. Die Gerichtslofen um 7 fr. hatte auch der Wahi nicht und mußte dafür dem Richter zehn Toge Straß schreiben. 1642 teilte das Gericht in Uham eine großmütterliche Erbsehaft unter drei Schwösem; jede erhielt 2/3 fr. —

Wie es damals in der Gegend von Uham ausseh, zeigen nachmaligene Urte erzählen (die beigefügten Zahlen zeigen die heutige Anzahl der Häuser an).

Wilmannsödorf (9) alles abgebrannt, eine Wölde bebaut; Rothmaißling (17) 11 Häuser, alle abgebrannt, alles öde; Pöschel (8) öde; Oberoign (3) nur 1 Wölde bebaut; Woyersberg, öde seit 1633; Werthof und Göllsried, öde; Pö-

ling (30) alles öde; Reichelsdorf (21) öde, die Bewohner der 1/4 Stunde entfernten Stadt Uham bauten einige Häuser; Riedern, öde; Troitsching (13) nur 1 Hof bebaut; Thärling (25) 19 Häuser öde; Rauhensberg (3) öde; Wolhof, öde; Kalling (12) 8 Häuser öde; Woppsmannsdorf nur ein Acker bebaut; Wieden (3) öde; Hof (18) ein Söldengut angebaut; Schloßgut Haberfelge öde; Teschenried (6) öde; Ried am Pföhl (7) öde; Raubling (14) öde; Apenzell (20) liegt öde, einige Häuser angebaut; Haberödorf (6) im Aufbau begriffen; Schorandorf von 23 Häusern die meisten öde; Weindorf (14) fast alles öde, der Schmied hat eine Kuh. —

Leje Junker. Die obeligen Junker lebten gerne in den Städten und Gerüden da angezogen gar manchen Unzuf, momentlich bei der Nacht; aber auch oft wurden sie, wenn sie es gar zu arg trieben, mit Strafe bestraft. Im Jahre 1361 ging zu Wundstätt Hanslein der Bierschmierer nachts umher und machte Kummer mit einer „Tregelschinken“, das wurde ihm verboten von „Geori über zwei Jar, ist er es darüber To ist Jene die Stadt verboten zwei ganz Jar one alle gnab“. In Regenburg klagten die Klosterfrauen von Obermaier, daß der Guttenheimer nachts auf der Stadtmauer sipe und Schand- und Spottlieder auf die Frauen singe. Die Schornwächter fingen den Kummer und redten ihn ins „Nottenhünlein“. —

Eine Erinnerung aus der Waisenstadt Erlangen. Die Abbildung auf Seite 312 dieser Nummer, welche ein Erlanger „alter Herr“ nach einem von seinem Großvater erworbenen niedlichen Kurrezel für das „Vogelrad“ zur Verfügung gestellt hat, führt uns auf den Marktplatz der Stadt Erlangen, wie er vor ungefähr hundert Jahren, einige Jahrzehnte nach der Stiftung der



Das Bayerland,

Illustrirte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von G. Leher, Traut und Verlag von H. Oldenbourg in München.

N° 27.

Preis pro Jahrgang 3 Mk. 50 Pf. Einzelhefte 50 Pf. — Der starke deutsche Preuss. Krieg hat die Verlagsanstalt sehr in Mitleidenschaft gezogen.

3. Jahrgang 1892.

Verstümmelten.

Die Nürnberger Geschichte von Albert Schullrich
(Fortsetzung)

Der Schreiber Heldrich, welcher schon verschiedentlich von dem Putsch gehört hatte, wachte sich jetzt an Müller, um genau zu erfahren, wie sich die Sache eigentlich zugeht.

„Na, so hört denn“, nahm der alte Profurist Müller das Wort, „denn die Sache verdient wirklich, besprochen zu werden. Weil jetzt jeder Steine über Steine auf die Franzosen wirft, kann es nicht schaden, auch einmal das Gebahren der Preußen sich näher anzuschauen. Zudem ist die Geschichte noch nicht aus. Ihr wißt ja, daß vor vier Jahren Ansbach-Bayreuth an das Königreich Preußen gefallen ist. Nun ließ der Preußenkönig dem Nürnberger Räte anzeigen, daß er entschlossen sei, die ihm bis an die Stadtthore zuständige Landeshoheit in Anspruch und Besitz zu nehmen. Es rückten denn aus diesem Anlaß zu Beginn vorigen Monats Infanterie und Reiterei von der Ansbacher und Bayreuther Seite zugleich gegen die Stadt heran, die auf den Linien und äußeren Schanzen befindlichen Nürnberger Wachtposten wurden vertrieben. Was aber zu Ende zu kommen, muß ich noch erwähnen, daß die Preußen die Thore in Wärd außen gewalttham erbrochen und die Vorstadt, sowie die Vorstadt Wolkenshof nebst dem an die Linien sich anschließenden Teil des Nürnberger Gebietes bis an die Stadtmauern und Thore besetzt haben. Daselbe Schicksal hatte zu gleicher Zeit ein Teil der Pfliegerstädter Aldorf und Lauf. Kanonen wurden aufgestellt, an denen die Kanoniere mit brennenden Lunten standen, die an den Thoren angeschlagenen Nürnbergschen Kanonate und Antinationen wurden abgenommen und dafür

der preussische Adler angeschlagen, Beamte und Unterthanen auf dem Lande draußen sind durch Einquartierung des Militärs in ihre Häuser müde worden. Es ist dies ein sicher wirkendes Mittel, die Leute gefügig zu machen. So bequemen sich denn die allermeisten zur Landesablieferung. Bei Fuchthausstraße wurde die Entrichtung aller Steuern und Abgaben an die alte Obrigkeit verboten, was für die Stadt eine Wiedereinnahme von mehr als 100000 Gulden ausmacht. Ingleich wurde verordnet, daß alle Abgaben wie auch die Thorschätze fortan an die Brandenburgischen Ämter einzuliefern sind. Den Geistlichen wurde eine eigene Gebetsformel zugesandt, und ein förmliches Kantonsreglement, wie das Ding heißt, bekannt gegeben.“

„Und die Geschichte hat noch nicht angepielt?“ fragte Hölch.

„Die preussische Okkupation besteht noch immer“, antwortete Müller. „Ihr braucht nur wenige Schritte über das Wärd der Thar hinaus zu gehen, so seid Ihr auf preussischen Gebiete, und dort darf kein Franzmann sich blicken lassen.“

„Wo dort außen herrscht vollkommener Friede, und hier in der Stadt haben wir die Feinde, höchst sonderbar“, meinte Heldrich nachdenklich.

„Euch mag freilich manches sonderbar vorkommen in unserer Reichsstadt“, brummte Amman, der Hausknecht. „Ihr seid eben noch ein Fremder.“

„Na, ja, so ein Herrenschemmer“, sagte Heldrich humoristisch, „aber eigentlich nur ein Hergefallener“, wie es heißt. Nun, das ist ein Fehler, der sich mit jedem Tage mehr

verliert. Aber sagt doch", wandte er sich wiederum an Wüller, „glaubt Ihr, daß die Stadt sich gutwillig solche Gewaltthätigkeiten preussischerseits gefallen läßt?"

„Was wird dagegen zu thun sein?" erwiderte adjeludend Wüller. „Der Rat hat freilich die Absicht, sich an des Kaisers Majestät zu wenden mit einer scharfen Beschwerde. Aber zur Zeit haben sie selber in Wien alle Hände voll Arbeit, und wenn denn ja später einmal der Kaiser ein Nachwort sprechen sollte, wird Preußen sich nicht daran kehren. Durch den Kaiserlichen Frieden, den Preußen mit den Franzosen geschlossen, hat es sich vollständig von Österreich losgesagt, und dieser Schritt ist der Anfang vom Ende."

„Wie? Ihr meint die Auflösung des Reiches überhaupt?"

„Ja, so meine ich", sagte traurig der Professor. „Aber horcht! Es ist jemand am Thore. Ach, Herr Wügel ist dringekommen. Wollen wir ein andermal darüber weiter sprechen."

In der That war der Herr des Hauses in den Flur getreten, achtungsvoll von dem gesuchten Personal begrüßt. Er sah müde und erschöpft aus, doch gab er mit feiner und lauter Stimme einige Befehle und trotz Anordnungen, daß jedem einzelnen seiner Leute alsbald ein bestimmter Streich der Beischäftigung zugewiesen war. Dann schritt er über den Hof seinem Gehemzimmer zu, vor dessen Thür zwei Männer, wie ländliche Arbeiter gekleidet, ihn erwarteten. Die beiden zogen mit beuotem Gesichte den Hut, als der Kaufherr sie mit prüfenden Blicken betrachtete.

„Was ist euer Begehrt?" fragte er dann kurz.

„Wir sind abgehandelt von jenem des Herrn Koller, Oberst im kaiserlichen Regiment —."

„Schweigt", unterbrach hastig der Losunger diese leise geflüsterte Rede mit gleichfalls gedämpfter Stimme, „schweigt und tretet ein." „Habt ihr", begann dann der Kaufherr von neuem „mit irgendwem in der Stadt gesprochen von eurer Sendung?"

„Mit keiner Seele, Herr", versicherte der eine der beiden in stark österreichischem Accent. „Aur Ihnen allein habe ich vorhin die Korole gesagt. Wir sind Fuhrleute, die für fremde Rechnung den zum Beistellen der Felder notwendigen Dünger besser Güte anlaufen und verfrachten. Wir holen also von Ihnen: Borsten, Haare, Horstspäne, Klauen und Köpfe anderer Art. Wir bitten auch um einen Wagen samt Bespannung."

Der Mann hatte in ruhigen Tone gesprochen, nur punctierte er dabei läßig mit den Augen.

„Es ist gut", brummte der Losunger, und ein stüchtiges Lächeln zog über sein ernstes Gesicht. Dann setzte er hinzu: „Aber ihr führt doch sonstige Ausweise über eure Person bei euch, will ich hoffen?"

„Gewiß, Herr", entgegnete rasch der Angeredete, indem er Hand und Weste ausstülpte, mit finsten Jüngern das Unterfutter zerriß und ein verschlafenes Schreiben hervorbrachte.

„Dies gab mir Oberst Koller für Sie mit, Herr. Ich hab's gut verwahrt gehabt, Herr, wie Sie sehen, und hätte es nur mit meinem Leben zugleich verlieren können. In dem Briefe finden Sie auch unser genaues Signalment, Herr."

Der Losunger hatte aufmerksam das Siegel geprüft, ehe er das müßig große Schreiben übernahm. Er las langsam und hielt in der Lectüre oft inne, die beiden in starrer selbstthätiger Haltung vor ihm stehenden Männer scharf prüfend. „Ihr

werdet mir empfohlen als durchaus zuverlässig, Josef Leibl und Wenzel Kuracher. Ihr habt, heißt es hier, ein tapferes Herz und einen frommen Einn, seid auch zu strengster Geheimhaltung verpflichtet? Ist es nicht ja?" fragte Herr Wügel.

„Es stimmt alles", bestätigte der Größere der Beiden, eine herkulisch gebaute Gestalt mit einem offenen, gutmüthigen Gesichte.

„Werdet Ihr im stande sein, eine größere Last allein zu tragen?" fragte der Losunger weiter.

„O, Herr", entgegnete der Gefragte, „mich können zehn Jentner, einmal aufgeladen, nicht zu Boden drücken, und mein Freund da, der Wenzel, ist gleichfalls kein Schwächling. Zu dem ist es ja kein weiter Weg von der Spitalkirche bis zu Ihrer Wohnung, Herr. Wir haben es heute morgen schon abgemessen."

„Und doch werden wir den Weg zweimal machen müssen", sagte mit nachdenklicher Miene der Kaufherr, „da es vier große, schwere Kisten sind, die vollständig gepackt bereit stehen. Es ist nicht zu fürchten, daß wir unterwegs ungeholfen werden, denn ich habe genügend Ausweise bei mir über meine amtliche Stellung, und diesen muß jede französische Streitmacht ohne weiteres Glauben schenken. Die Überbringung der Kisten von der Kirche bis hieher thut freilich in aller Stille und Verschwiegenheit zu geschehen, aber ich hoffe bestimmt, daß dieser Teil der Unternehmung ohne Unfall gelingt; doch dürfen die kostbaren Güter nicht länger als eine Nacht unter meinem Dache verweilen, übermorgen mit dem frühesten müssen sie auf dem Wege gen Augsburg sein. Die Aufladung soll hier, besser im Hofe draußen, ebenfalls ganz verschwiegen vor sich gehen, und in aller Frühe habt ihr die Stadtthore zu passieren. Wenn die Woche Verbotthut schöpft und eure Ladung untersucht, dann ist alles verloren."

„Wie sollte sie dies, Herr", rief der Herkules Beißl aus.

„Ein Aufhalten gibt es nicht, das ließe ich mir gar nicht geschehen, denn wir beide sind sehr präsumirt mit unserer Fracht. Zudem verleihe ich ein wenig Französisch und kann mich ganz gut aus der Felle ziehen, wenn und eine solche gestellt werden sollte. Überhaupt", fuhr der Spröckende fort, indem er sich hoch in die Brust warf, „wenn's tragdem frumm geht, dann weiß der Bodentmeister Josef Leibl für seinen Kaiser und Herrn zu sterben, und mein Kamerad Wenzel Kuracher wird das Heiligum nach Wien bringen."

„Ihr seid ein wackerer Mann", sprach der Losunger, dem als Bauer verkleideten Dräger seine Hand reichend. „Dieser schlaunste Toll wird kaum eintreten, nur heißt es, vorsichtig sein. Besprechen wir nun das Nächstliegende. Der Wagen, den ihr übermorgen früh fortzuführen habt, wird nach heute beladen. Dies geschieht ganz heimlich durch meine Leute, er läßt vier Kisten und einige Säcke mit losem Kompost, die schon nun Aufladen bereit stehen. Die ganze Verladung wird in meiner Schreibstube als Kompost deklarirt und soll durch euch nach Augsburg geführt werden. Auch hierüber ergahet ihr formelle Ausweise, so daß unter meinem Personal niemand den geringsten Verdacht schöpfen wird über den eigentlichen Inhalt der Fracht, denn die Umladung, bezw. Auswechslung der Kisten wird durch uns selbst während der Nacht geschehen. An Stelle der in der That mit Kompost gefüllten Schreine, die wir wieder entfernen, sollen die Kisten verladen werden,

die wir heute Nacht aus der Spitalkirche holen. Habt ihr das genau verstanden?"

"Ganz wohl", rief der Wachtmeister Leißl. "Das Umhaben ist unsere Sache, Herr; Benzyl und ich werden unter Ihren Angaben leicht damit zustande kommen. Wollen Sie nur gefälligst dafür Sorge tragen, daß wir samt unserer Ladung die richtigen Postierscheine erhalten und ungehindert die Linien überschreiten dürfen. Drüben erwartet uns Oberst Kaller mit einer genügend starken Reiterabteilung."

"Ich weiß", sagte der Kaufherr, "ja hat er mir geschrieben. Jetzt aber noch einmal, Vorsicht! Keiner unter meinem Personal darf das Geringste ahnen von eurem unglücklichen Charakter. Ihr seid österreichische Fußleute und weiter gar nichts."

"Berstet sich, Herr", nickten die beiden verkleideten Dra- goner mit verschämten Niemen.

"Ich werde Anordnungen treffen, daß der Wagen ob- bald gepackt werde, ihr könnt euch in der Küche zu essen geben lassen und hernach euch im Hofe oder im Magazin herum- treiben. Mein Prokavitsch wird euch später ein Pfläschen zum Schlafen anweisen. Wir machen uns erst nach Mitternacht auf den Weg, dann lasse ich euch reisen. Also, Verschwiegen- heit. Wollt ihr euchern Herrn Müller sagen, daß ich ihn zu sprechen wünsche?"

Die beiden Männer waren entlassen. Eine Minute später betrat Müller das Gemach des Kaufherrn. Zwischen dem Prinzipal und seinem ersten Bedienten fand eine kurze Unter- redung statt, die über eine Stunde währte.

3. Kapitel.

Am Nachmittage desselben Tages sah Dr. Sartorius in dem Stadtritzinger seines am Spitalkirchhof, numehrigen Hans Sachs-Platz, gelegenen Wohnhauses, als ihm gemeldet wurde, daß ein fremder Herr ihn zu sprechen wünsche. Eine Minute später stand der Fremde vor dem Arzte, der seinem Besuche lange ins Antlitz starrte, bis er höchst verwundert in die Worte ausbrach:

Das erste bayerische Husarenregiment „Edl. von Dorkula“¹⁾.

Von Konrad Wintler.

„Die Welt und um Welt Wären entzuden,
Wer die Müllreißt.“ (Helmworte.)

Der Waffenstillstand am Wodvár de dato 10. August 1664, welcher die Kämpfe des deutschen Kaiserreichs gegen die Türken von 1661 bis 1664 nach der blutigen, für die Deutschen aber siegreichen Schlacht von St. Gottthard am 1. August 1664 beendigte, hatte den östlichen Landen für längere Zeit Ruhe gebracht. Aber der Ehrgeiz des türkischen Großwesirs Kara Mustapha rußte nicht, sein letztes Ziel, das Sturz der öster- reichischen Monarchie und die Aufrichtung eines westlichen Reichthums, zur Ausführung zu bringen. Am 2. Januar 1683 erklärte die Pforte Österreich aus dem Krieg, welcher von 1683 bis 1697 dauerte und erst nach zweijährigem Waffenstillstand durch den glorreichen Frieden von Carlowitz am 26. Januar 1699

„Erlaucht, so sind Sie es wirklich? Seien Sie mir herz- lich willkommen! Was führt Sie in unsere Stadt zu solch trüber Zeit?"

„Geschäfte, lieber Doktor, dringende Geschäfte, und das darf Sie nicht wundern. Zwar habe ich schon seit Monaten den leidigen Staats-Kaffairn, wie Sie ja wissen, Valet gesagt und lege seitdem nur meinen Neigungen in meinen jüdischen Tocalcum, Caffisajohet gehehen."

"Ja, ja", nickte der Doktor, ganz wie es im Horaz heißt: *Postus ille qui procul negotiis!*"

„Und so weiter und ja weiter“, unterbrach lebhaft den Arzt Reichsgraf Saden, denn sein Geringerer als der berühmte Jurist und Schriftsteller Julius v. Saden war es, der sich zu Dr. Sartorius bemüht hatte. „Aber es ist mit diesmal nicht so leicht geworden“, fuhr er fort, „hierher nach Nürnberg zu gelangen. Da, sehen Sie her, welch Cms man mir sogar aufgelegt.“ Und der Sprechende zog einen Bogen Papier hervor, den er einfaltete und dem Doktor hinreichte, der begierig danach griff.

„Da Erlaucht gestattet. Aha, ein Postierschein“, und er sah aufmerksam. Versuch gab er den Bogen höflich dankend zurück.

„Ich habe für dieses Papier tüchtig zahlen müssen“, sagte Graf Saden; „da ich aber nach Nürnberg wollte, war dies die einzige Möglichkeit.“

„Auch ich, Erlaucht, hatte die vorige Woche in Franken zu reisen und mußte manchmal mir Souvergarde verschaffen, aber ich werde zeitweilig nicht ohne Entzichen an jene wenigen Tage denken können. Es ist eine schreckliche Heimlichung, ein solcher Krieg!"

„Und Sie haben, wenn Sie im Jünge nur das Lomb durchzogen, nicht die Hälfte, so kaum ein Zehntel des Glends gesehen, das die Franzosen über unser Franken gebracht. Ich beschlichtige, an der Hand eines reichen Materials die Geschichte des Einfalls der Franzosen in Franken zu schreiben.“

(Fortsetzung folgt.)

seinen Abschluß fand. An diesem blutigen, aber für Deutsch- land ruhm- und ehrenvollen Krieg nahmen neben anderen Reichstruppen bekanntlich auch kurbayerische Truppen in den Zeitperioden 1683–1688 und 1691–1693 Anteil. Wir er- innern hier nur an die heute noch bestehenden Regimenter zu Fuß Degenfeld — jetzt 2. Infanterieregiment —, Werch — jetzt 10. Infanterieregiment —, Janow an die Kürassierregimenter Arch (Arke) — jetzt 1. Chevanlegeregiment —, und Beauvau — jetzt 2. Chevanlegeregiment —, welche sich in diesen Feld- zügen unterweltliche Karabinieri sammelten. Im Jahre 1688 nun, dem denkwürdigen Jahre der Erstarrung Belgrads, trat und unter den kurbayerischen Hilfstruppen zum ersten Male in der bayerischen Armee ein Regiment Husaren entgegen. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die große Überlegenheit der leichten türkischen Reiterei den kur- fürstlichen Max Emanuel veranlaßte, seiner schwereren Reiterei durch Errichtung eines Husarenregiments ein leicht bewegliches Element, gleich geschickt zum Kampfe, wie zu Überfällen, Streif-

¹⁾ Casellen und Gilmittel; Wten derß Krieg- und Reichsarchiv; Graf Kops Husarenbuch; Stauingers Geschichte des 2. Infanterie- regiments.

jügen, zur Feuerabgabung und Störung des Feindes u., hinzu-
zulügen, gewiß ein wesentliches Moment in der Organisations-
geschichte der bayerischen Kavallerie.

Da sowohl über dieses älteste bayerische Husarenregiment,
wie auch über die späteren, zu verschiedenen Zeitenperioden in
der Armee errichtete Husarenregimenter nur sehr wenig bekannt
sein dürfte, so möchte sich wohl der Versuch lohnen, den ge-
schäftigen Lesern dieses Blattes in kurzen Umrissen eine Geschichte
dieser Regimenter vorzuführen, und wie beginnen heute mit
dem ersten bayerischen Husarenregiment „Lidl“.

Die ersten Husaren gab es in der ungarischen Armee; dieselben
wurden von den Kroaten als Militär zu Pferde gestellt. Tätig-
losigkeit und militärische Unzuverlässigkeit hatten die Kroaten
so in Verfall gebracht, daß der zahlreiche ungarische Adel die
Gelegenheit eines neuen Angebots benutzte, sich ganz
von den Kroaten zu trennen und ein eigenes Regiment zu
bilden. Da gerade der jüngste Mann aus der Zahl der
Adelicheute angeboten wurde, nahm dieses Angebot den Namen „Huszaren“ eigentlich
„Hosanziger“ an (Hosanzig heißt auf ungarisch Mann;
ar bedeutet Wirtschaft, Anwesen).

Bisher immer nur noch Bedarf von Kriegesfall zu
Stiegsfall errichtet und wieder aufgelöst, wurden sie erst unter
Kaiser Leopold I auf einen beständigen Fuß und auch den
deutschen Kavallerieregimenten an Stärke gleichgestellt.
Das erste auf diesem Fuße 1688 errichtete österreichische
Husarenregiment existiert heute noch als das 9. Husarenregi-
ment Kaiser Franz von Liechtenstein. Historische Bedeutung ge-
wann der Name Husar erst im Verlaufe des 18. Jahrhunderts.

Die Errichtung der ersten bayerischen Husaren fällt also
in einen für die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes deut-
wichtigen Zeitabschnitt. Wie einst zur Zeit des französischen
Königs Franz I., hatte sich Frankreichs Politik mit dem Groß-
türken verbündet zur Herabdrückung Österreichs und damit
zum Untergange des Deutschen Reiches.

Schon im November 1687 hatte Kurfürst Max Emanuel dem
bisherigen Oberstenleutnant und Generaladjunkten Johannes
Baptista Freiherrn Lidl von Borbala den Befehl

erteilt, ein Regiment „Grünungarn zu Pferd“ zu errichten.
Am 2. Januar 1688 ergingen vom Kurfürsten die näheren
Formationsbestimmungen an den Hofkriegsrat bzw. an den
Generalkriegskommissär, auch Hofkammer- und Hofkriegsrat
Andreas Baron v. Hofmühl. Aus denselben geht hervor,
daß der Stab des Regiments — der inzwischen zum Oberst
beförderte Lidl, die Stabsadjutante, der Regimentsquartiermeister
Adjutant, Sekretär und Auditor, letztere beide in einander ver-
einigt — vom 1. Januar 1688 ab Jahresverpflichtungsgebühren
zu genießen hatten. Da aber nicht nur die kurfürstlichen For-
mationsbefehle, sondern auch die Patente für die Stabsadjutante
vom 2. Januar datiert sind, so hat dieser Tag zweifellos als
Gründungstag des Husarenregiments Lidl zu gelten. Der

Zustand des Regiments
wurde mit 8 Kompanien
à 100 Mann, also mit 800
Mann einschließlich der Pri-
vaten, d. h. der auf dem ersten
Blut der Kusterrolle ver-
zeichneten, welche die Offiziere
vom Rittmeister abwärts, sowie
die Unteroffiziere bis exklusive
der Korporale in sich begriff,
seigesezt: jede Kompanie mit
1 Rittmeister, 1 Lieutenant,
1 Kornett, 1 Wachtmeister,
3 Korporale, 1 Fourier,
1 Kusterknecht, 1 Feldscher,
2 Schotmenneker oder
Trompeter, 1 Schmid und 87
gemeinen ungarischen Reitern.
Gemäß der Kapitulation erhielt
Lidl als Errichtungskosten für
Antritt oder Verbegeh, für
Montur, Ausrüstung und Be-
mahnung von Korporal ab-
wärts — Rittmeister, Lieuten-
nant, Kornett und Wachtmeister
hatten sich aus eigenen Kosten
beritten zu machen und zu
montieren — 16128 fl. aus-
beßagt, das sind 21 fl. auf den



Bayerische Husaren unter Max Emanuel. Nach Vöhringer.

Kopf, gewiß ein geringer Betrag für Heiter samt Pferd mit allem
Zubehör. Und von diesen 21 fl. gingen noch 3 fl. 30 kr.
Panzergeld auf den Mann ab. Wohl gab sich Lidl alle Mühe,
das Regiment möglichst schnell zusammenzubringen, da der
Kurfürst bestimmt hatte, daß er damit so zeitig im Felde
erscheinen sollte, daß er zu Anfang Juni bei dem Heerbezugs
zu Esseg eintreffen könnte, und war die Verpflichtung ein-
gegangen, das Regiment am 20. Mai zur Ausfertigung nach
Baba unweit Pest (jetzt Buda) zu führen. Allein es traten
den mancherlei Schwierigkeiten entgegen, von denen gewiß

*) Johannes Baptista Freytag Freiherr Lidl von Borbala entstammt einer altbairischen Geschlechts aus Thierfeld-Zirl. Dem
in Beziehung des 7. Reichstages ebenfalls vorhandenem Adelstitel
entnahmen wir, daß schon viele seiner Vorfahren im österreichischen Diensten
gestanden sind. Nach er selbst diente zuerst in der L. Armee, führte im
Kampfe gegen den ungarischen Kaiserpalatinen Grafen Tolsty ein
Kompanie sächsischer Reiter des „Regimini-Poyzerlauf“ mit nicht

rühmlichen Anteil sowohl an der Besetzung Wiens 1683, wie an der
Eindämmung von Wien im Jahre 1696. Für seine Verdienste von Kaiser
Leopold I. samt seiner Armee, einer begebenen Thronab von Neuburg und
Telebach, am 12. October 1696 in den Reichsfürstentum erhoben,
diente er kurz vorher in holländischen Diensten gewesen sein, und zwar
als Generaladjutant und Oberstenleutnant der Truppen — jedoch als
Rittmeister — „propter virtutes herodas ex bellugis comensa

nicht die Kleinste war, daß, wie Eibl selbst sagt, das Regiment „ungefähr von Hundert und fünfzig Weibern“ zusammengezogen werden mußte, und der Oberst konnte erst am 17. Juni seiner Verpflichtung, und auch da nur bezüglich 7 Kompanieen, nachkommen. Die 8. Kompanie wurde erst Mitte des folgenden Monats vollständig. Immerhin hatte Eibl bis Mitte Mai zwischen Baja und Pest schon so viele Reiter bekommen, daß ihm vom 15. Mai ab die Gelb- und Rotrauderverlegung für das ganze Regiment genehmigt wurde. Dieser Tag dürfte demnach als eigentlicher Errichtungstag gelten. Der Verpflegungsdienst war konform mit den anderen kaiserlichen Regimentern normiert und bewegte sich in folgenden Sätzen für den Monat:

Regimentstab.

	fl	Ferle-	Raub-Portionen
Oberst	150	15	20
Oberstlieutenant	50	10	12
Oberstwachmeister	70	5	10

(Diese drei begannen außerdem noch die Gehältern des Rittmeisters als Inhaber der Ober-, Oberstlieutenants- und Oberstwachmeister-Kompanie).

	fl	Ferle-	Raub-Portionen
Feldkaplan	40	2	3
Regimentsquartiermeister	36	3	6
Kubiter, zugleich Sekretär	30	2	2
Regimentsfeldscher	15	1	2
Wagenmeister	15	2	3
1 Postler	7 1/2	1	2
Prasch mit seinen Ansetzern	20	4	5

Kompanie.

1 Rittmeister	80	7	8
1 Lieutenant	45	6	7
1 Kornett	35	3	4
1 Wachmeister	12	2	2
1 Korporal	8	1 1/2	1 1/2
1 Faurier	7	1	1
1 Wusterschreiber	7	1	1
1 Feldscher	7	1	1
1 Schmelzmeister	6	1	1
1 Gemeiner	6	1	1

Am Haber gebüherte täglich für jedes Dienstpferd den Offizieren und Primasplonisten 6 Pfund, den übrigen 4 „

Nostrum (Regim. I.) ad servitium Seren. Elect. Ducis Bavarie assumptum“, wie das Diplom besagt, welches ihn auch bereits „General Adjutant et Vicecolonellus Electoris“ nennt. Eine spätere Order der I. Kammer vom 22. August 1688 fügt dem Vicecolonellus noch „Drangemeorum“ bei.

Im Jahre 1689, 20. März erannte Max Emanuel den Eibl in seiner Eigenschaft als Oberst in Pest zum Generalstabskommissär seiner Truppen am Rhein, und noch im gleichen Jahre 1689 am 6. September starb er beim Sturm der Bayern auf die Kastelle der Festung Mainz, durch eine Kugel in den Kopf getroffen, dem Helmbute. Seine beständigen Überredungen in den Pfaffenkirche an Weizmann bei Mainz. Eibl wird im Sterbegericht nach Kommandant der Festung Keesbuz (Oberpfalz) genannt, welchen Posten nach ihm Oberst Max Graf von Sogana (Stanga), der Inhaber der Stamtkompanie Berlin des jüdischen 10. Infanterieregiments, erhielt. Der Eilwe Eibl's und ihrem Söhnen bestimmte der Kaiserlich als Verlegung die Pfleger Wasserburg, statt welcher je jedoch 500 Gulden bar [Etilch erhielt.

Die Faurage, also Haber, Heu und Stroh wurde den Offizieren nicht in natura geliefert, sondern hierfür monatlich 4 fl. ausbezahlt.

Der Wagenempfang des Oberstwachmeisters gegenüber dem Oberstlieutenant erklärt sich dadurch, daß ersterer auf seine Kosten fünf Spanne, d. h. Auspuffer halten mußte, welche bei der Musterung die Kontrolle zu führen hatten, daß dieselbe rito, d. h. ohne die damals und bis in unser Jahrhundert hinein gebräuchlichen betrügerischen Manipulationen, den Effektstand möglichst groß zu gestalten, um desfa mehr Portionsgelder herauszuschlagen, vor sich ging. Der Oberstwachmeister — das eigentliche Exekutivorgan des Regiments — war also hier vom Hofkriegsrat als offizieller Kontrolleur seiner unmittelbaren Vorgesetzten aufgestellt, eine etwas eigentümliche Erscheinung, welche uns deutlich macht, daß die damaligen Begriffe von Ehre grundverschieden von den jetzt geltenden waren.

Der monatliche Etat des Regiments betrug 6511 fl. Die Musterung des Regiments wurde am 17. Juni 1688 auf dem Reudensplatz zwischen Pest und Baja vom Oberkriegskommissär Wolf Gemmel v. Füssbach vorgenommen. Dieser Musterungsplatz war jedenfalls ganz in der Nähe von Baja gelegen und nicht bei Pest; denn wäre letzteres der Fall gewesen, ja hätte die kurbayerische Armee wegen zu großer Entfernung nicht schon am 19. etwas nördlich von Mohacz die Donau überschreiten können, wie sie es wirklich gethan hat.

Eine aus dieser Zeit erhalten gebliebene Musterliste „der Ordány Hungarn zu West“ de dato Pest 17. Juni — die Liste wurde zweifellos nachträglich in Pest gefertigt, und nicht an Ort und Stelle — gibt uns hinsichtlich der Offizierspersonalien folgende Aufschlüsse:

Regimentstab: Oberst Eibl von Vorbula.
 Oberstlieutenant: Graf Peter Androssy.
 Oberstwachmeister: Paul Rejtarrowich, sonst Pal Deal genannt.
 Kaplan: Vater Mathias Longo, Jesuit.
 Regimentsquartiermeister: Johann Gg. Heymann.
 Kubiter und Sekretär: János Kempovich.
 Adjutant: Ferencz Nityu.
 Regimentsfeldscher: Franz Leonh. Jahn.
 Wagenmeister: Martin Lenjisch.
 Postler: Georg Wath. Fedler.
 Prasch: János Stakich.
 Stedenleucht: Mihaly Pany.

Kompanieen:

- 1. Leibkompanie:**
 Kapitänlieutenant: Gaspar Jaos (vordem Obristwachmeister unter Graf Ideli, dem bekannten Führer der ungarischen Insurrektionspartei).
 Kornett: Ferencz Szobanlavich.
- 2. Oberstlieutenantkompanie:**
 Lieutenant: János Guljas, der berühmteste Partigänger in ganz Ungarn.
 Kornett: Peter Baltan, vordem Rittmeister.
- 3. Oberstwachmeisterkompanie:**
 Lieutenant: Próbony Pest.
 Kornett: Kadosa Perlatay, vordem Oberstwachmeister unter Graf Czabfi.

4. Rittmeister: Baron György Andrássy.
Leutnant: Andros Lacy, vormals Oberlieutenant.
Kornett: Andros Wefly.
5. Rittmeister: Graf Viton Eszly.
Leutnant: Jseon Szabo, früher Oberstwachmeister.
Kornett: Wergely Horvath.
6. Rittmeister: Ferencz Littos.
Leutnant: György Szalay.
Kornett: Janos Wegner.
7. Rittmeister: Baron Ferencz Zenuscy.
Leutnant: Marton Nagy.
Kornett: Viton Beros.
8. Tausaroberstlieutenant: Graf Simon Forgacz als Rittmeister.
Leutnant: Adam György.
Kornett: Wergely Nagy.

Aus dieser Musterliste ist ersichtlich, daß viele von den Offizieren früher höhere Chargen bekleideten, und unter den Unteroffizieren und gemeinen Husaren befinden sich Leute, welche vordem als Rittmeister, Leutenants und Kornetts — viele Gemeine als Wachmeister, ja ein Soldat sogar 12 Jahre als Rittmeister — gedient hatten, die meisten unter dem bereits oben erwähnten Grafen Töskel, welcher im fernem Südosten Führer und Haupt der ungarischen Insurrektion im Bande mit der Türkei gegen Österreich war und am 17. September 1682 vom Sultan den Ferman als Fürst von Ungarn erhalten hatte. Unter diesen Leuten bezieht die Liste mehrere als berühmte Partizipanten der ungarischen Insurrektion und als Kern des Regiments. Mögen uns auch jetzt diese sonderbaren Erscheinungen ungewohnter persönlicher Unterordnung im Vergleich zur früheren Charge etwas bestechen und manchen der Leser vielleicht einen Schluß auf Mangel an Charakter und Ehrgefühl ziehen lassen — zu damaliger Zeit, wo die stehende Heere erst kurze Zeit ins Leben getreten waren und auch sie nur aus Gewordenen bestanden, wo Entlassung und Abdankung nach jedem Feldzugejahr auch die vorzüglichsten Krieger ohne eigenes Verschulden trafen, folgten die Abgedankten dem ersten besten Vorden der Werbetrommel,

und konnte man nicht in der früheren Charge unterkommen, so gab man sich auch mit einer niedrigeren zufrieden. So wurde z. B. bei der Rekrutur der im Jahr 1684 aus Ungarn zurückgeführten Husaren bestimmt, daß, wenn die Hauptleute als Kapitän-Leutenants, die Leutenants und Fähndriche als Feldwebel fortdienen wollten, ihnen die halbe Charge weiter verabfolgt werden sollte. Nur allein unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, dürften die berühmten Erscheinungen kaum mehr auffallen. Stad und Offizierscorps war mit ganz vereinzelten Ausnahmen aus Volkstümmelungen zusammengesetzt, und in den Musterrollen der gemeinen Husaren haben wir nicht einen einzigen deutschstämmigen Namen gefunden, alle echt ungarisch. An Spielzeugen besaß das Regiment einen Pouter — den damals alle bayerischen Kavallerieregimenter beim Stabe hatten — sowie acht Trompeter und acht Schalmeipfeifer, zwei bei jeder Kompagnie. Merkwürdigerweise säßen Pouter und Trompeter alle deutsche Namen, während die Schalmeipfeifer durchgehends Ungarn sind. Vom Regiment waren um diese Zeit 114 Husaren unter Kommando des Leutenants Martin Nagy unter Offizier a. Dean kommandiert, 20 in Reckfenet, 5 mit dem kurbayerischen Oberst Sartori in Stuhlweissenburg, 1 in Rohacz. Vier lagen krank in Raab, einer in Tottis, drei bliesfert in Pest.

Die 8. Kompagnie war am Tage der Musterung noch in Formation begriffen und wurde erst unterm 16. Juli vom Musterkommissär Gemmel v. Jüschbach aus dem Feldlager bei Rejtin als komplett bestimmt gemeldet. Am 14. Juni hatte Oberst Nal vom Hofkriegsrat die Mitteilung erhalten, daß die kurbayerischen Völker und mit diesen auch sein Regiment unter das Kommando des kurbayerischen Generalfeldzeugmeisters Graf Johann Karl v. Sereni — auch Hofkriegsratspräsident und Stadtkommandant von München — zu stehen komme. Unter Sereni befehligten die Feldmarschall-Leutenants Graf Johann Baptist Arco¹⁾ und Adolph Heinrich v. Ettenon sowie die Generalwachtmeister Alexander Ludwig v. Seiboldsdorf und Graf Lamoral Ratour, alles bekannte Namen in der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte.

(Fortsetzung folgt)



Wanderungen in bayerischen Bergen.

II. „Jäger“.

Von Otto Graubner.

„Du, mein lieber Leser aus dem Flachlande, in die hochalpine Sapphoedergebirge, bei wohlklimmender Bittere. „Das Bayerland“ zur Hand nimmst und dazu Feinen duftenden Rocca schüttest, oder — falls du gar der grünen Wälder der Rinnböde angehörst — einmal Lust verspürst, hinanzumondern in den ewig jungen grünen Wald, da brauchst Du Dich gerade nicht viel darum zu kümmern, wie's mit dem Wetter jetzt und später ausdunkelt. — Hast Du leichtes Gewand hervorgezucht, Deine Patronentasche gefüllt, ein Stücklein Brot in die Tasche und etwas Wein in die Feldflasche getan, dann

läßtst Du getrost mittels Droschke oder Trambahn zum Bohnhofe, läßtst Dich auf einer der nächsten Stationen abladen und schreitest guten Mutes auf Dein Jagdgebiet los, unbekümmert um die ferneren Ausblicke auf Wetter und Wind. Taugt Dir daselbst nicht, so scherst Du in der nächsten Ebene ein und wartest bessere Stimmung ab, — oder Du arbeitest so lange, bis Du genug hast, läßtst nach ein paar Stunden mit reich behängter Weidtasche nach Hause, wo Deiner jede Bequemlichkeit harret; was Du heute nicht mehr

¹⁾ Der spätere Feldmarschall und Generalfeldzeugmeister der kurbayerischen Truppen, zugleich auch Christophsburgmeister und Stadtkommandant von München bei 1688 Hofkriegsratspräsident, später Gouverneur von Regensburg, ward am 21. März 1718 in München. Verheiratet war auch Inhaber des jetzigen I. Chevalier-Regiments.

abmachen willst, das nimmst Du morgen — wie's Dir halt taugt.

Mit ganz anderen Verhältnissen hat der Mann des Hochgebirges zu rechnen, namentlich der Bergjäger. Der Lait, welcher die Jagderfolge hier so anzulegen gewohnt ist, wie man das in Flachlande kennt, der wird dem oft ohne Worte befehlenden Bergjäger entweder wenig Geschicklichkeit anmuten, oder zu der irrigen Ansicht kommen — es gibt nicht.

Bleibst Du der verehrte Leser anderer Anschauung, wenn er mir einmal auf einem kleinen Bergzuge folgt, und urteilt dann selber.

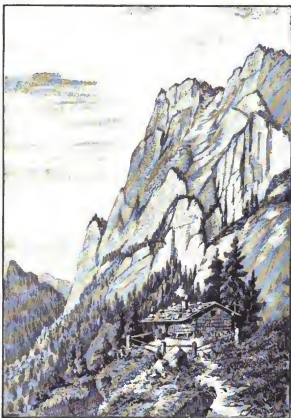
Wir wollen keine großen Kavaler-Jagden schildern, bei welchen ein mächtiger Trupp von Trägern und Treiberwehren aufgebaut wird, welche längere Vorbereitungen erheischen, aber dann auch in vieler Beziehung mehr Bequemlichkeit bieten und meist doch zu guten Resultaten führen — nein, mein lieber Leser, folge Du mir auf einem schlichten Birschgange auf Dirsch, Gams oder Rehbock und Du wirst finden, daß diese Jagdart ganz andere Bedingungen von Ausdauer, Mut und Sachkenntnis an den Jäger stellt — sie ist aber auch die Würze des Weidwerks und befähigt den wahren Jäger in weit höheren Grade, denn hier muß der Mann selbst handeln, sich ganz auf sich und seine Kraft verlassen und gewärtig sein, was Wind und Wetter, was überhaupt alle Umstände der Jagd mit sich bringen. Das Gelingen eines Planes hängt ganz davon ab, ob Wind und Wetter ruhig sind, ob ersterer von oben oder von unten kommt, ob er stetig ist oder alle zehn Minuten wechselt — von „grob Wetter“, wie der Bergler sagt, wollen wir ganz absehen, denn oft zieht man beim schönsten Wetter aus, ist stundenlang gewandert und gestiegen, und wenn man endlich an seinem Ziele angekommen, da steigen schwarze Wolken unversichert auf, der Wind stürmt von oben herab, und über die Köpfe der Berge

jagen mächtige Rebellballe brausend herein — dann, mein Freund, ist's nicht auf Stunden, dann ist's auf Tage und Wochen mit der Jagerei dahin; der hoffnungsvoll seit einem ganzen Tag gewanderte Weidmann sitzt dann in der nächsten besten ruhigen Senkhütte und zählt die Stunden, bis das Wetter wenigstens ja wird, daß er sich heintrollen kann, wenn der mitgebrachte Proviant zu Ende ist. Und wenn in der Nacht der Sturm, mit Schner und Regen vermischt, die ledernen Planken der Hütte peitscht und durch alle Balkenriegen hereinpeist, da kann man erst beurteilen, wie beglücklich im heimlichen warmen Neste sich's ruht.

Auf Tüchtigkeit, Ausdauer und Unverdrasslichkeit des Jägers selbst kommt sehr viel im Hochgebirge an. Schon die zu durchwandelnden Entfernungen, mähjame Anstiege, mangelhafte Unterkunft, sie bedingen ein großes Quantum von Passion oder Pflichtgefühl.

Im Flachland gibt's Jaga g'rad g'nua
Auf Gänse, auf Hasen
und Hühn,
Über trocken, wo's Edelweiss wächst,
Da laugen die Wehreren
nk . . .
singt unjer erfahrenen
Rebell und er wußte
mit den wenigen Besen
die Sachlage zu
charakterisieren.

„Rämma's moztgen
eini in d' Hschan; am
schjachen Boden wechselt
sich a foderlich guter
Dirsch, er giagt awsa
aus'm Quabograden
und in die felleren
greante Fleder eini, wo



Natur des Waldes der Kantspe. Originalzeichnung von Otto Graden.

vor drei Jahren der Baran von Berlin, der so viel g'schwagt hat, an selten Schabhdirsch¹⁾, wurtzweg g'leit hat; aber da Wind maach halt richti wer'n, sanst bident's uns nig; und da droben an die Wand unterm Teufelsg'saß waren leicht a paar a drei gute Gamsböck — wannst d' bi nit scheuchst eini a' steig'n — wissens ja seln, 's geht a weni schiach, aber g'rad nur a paar Schrittel, i set ent schan da Bergstod für, brauchen's

¹⁾ Schabhdirsch nennt der Jäger einen Dirsch, welcher größtentheils jährliche Weidweide trägt.

„Wegen dessen schon Angst haben — es waren schon gut Bock und auf d'Hüt'n is a nit weit ein, a kloans Ständerl oder anderthalb, mehra mit —“ so referiert der brave verlässige Jagdgehilfe, ein nicht mehr junger, aber wetterfester Purtsche mit scharfer Datsenose, unter der sich ein buschiger Schnauzbart über die trockenen Furchen der schwarzgebrannten heimlichen Gesichtszüge hinweg, und wir wissen genau, daß er nicht übertriebt. Freilich hat's mit dem „kloans Ständerl auf d'Hüt'n a“ so keine Sache, denn die's Ständerl hat der Jachs gemessen, wie es bei den Entfernungsberechnungen der Gebirgsleute meistens der Fall ist, und von der Hütte ist's ein mühsamer Aufstieg an steilen Graslahnen, welcher am hellen Tage seine zwei Stunden strengen Steigens beansprucht, des Rods aber oder vor Tagesanbruch eine heille Nothion, die manchen Schwächertropfen verrückt, auf welche ein mehrstündiger Anstieg in der kühlen Bergluft einen mehr als angenehmen Kontrast bildet.

Verloren ist des alten Hies Einladung ganz gewiß, denn er macht nicht den geringsten, sonst mit Krachen hinter den Chren oder Herumdrehen des verwitterten Hiesels, verbundenen Vorstoß. „Ich nehme den Vorstoß an Hies! Morgen früh 7 Uhr erwartet Du mich an der Brücke vom Teufelsgraben — halt' was 's Leben in der Hütte?“

„Na, g'rad' recht viel nit, Herr! an Schmor'n und von der letzten Wirt's war o so a weni Kaffee d' rinn und von vorgig's Jahr a Fisch's Bier.“

„So so, nun ich bringe das Nütige auf drei Tage mit — also wenn's Weiter gut ist, um 7 Uhr an der Brücke!“ So verabschieden wir uns, Hies nimmt grinsend die dargereichte Zigare, macht einen unbedenklichen Knick und stakst mit seinen schwärzen Bergschuhen weiter; ich gehe aber sofort daran, das Nütige beizuschaffen, Büchse und Muckstod in Staud zu setzen. Man beschränkt sich wohl auf das Allernötigste, nicht ein Schnupftischel zu viel wird mitgenommen, weil jedes Lot den zu schleppenden Ballast verursacht — ein guter Wettermantel, ein trocken's Hemd sind neben Proviant und Munition schon der Utensilien genug, die nicht entbehrt werden können.

Wohlgemut schreiten wir in den Morgen hinein, die Büchse am Rücken, den Bergstod zur Hand, durch's grüne Waldthal in der erquickenden Gebirgsluft; allmählich schließend duisende Nichtenestände die Berglänge links und rechts ein — am Gipfel des „Hieschlopfes“ hängt ein kleines von der Morgenonne hell beleuchtetes Nebelwölkchen, sonst bereitet uns der klare Herbstmorgen kein Nachdenken, und wohlthätig wirkt uns das Gemüt die Waldesruhe und der frische Jagdschritt. An der Brücke ist Hies pünktlich mit seinem Schwächstunde; der benutzliche Knaster, den er schonacht, hätte ihn schon auf fünfzig Schritt verraten, wenn nicht das Knarren des braven Hundes die Annäherung beider angezeigt hätte. — Freundlich grüßt der Jäger uns entgegen. — „Wal' 's Weiter gut bleib, gib's an schönen Tag, Herr!“ lautet sein Crodespruch. — „Waub's selbst, Hies!“ — Die Wast wird verteilt, und wir, der Hies, sein Hund und ich beginnen sofort den Anstieg, ich's suchte durch den rauhen Bergwald, um gegen Mittag die Hütte zu erreichen.

Auf einer kleinen, sanft geneigten Schlopfhöhe unter den gigantischen Wänden des Hartsteinlopfes steht das alte verweirtere Jagdbühel, umrahmt von trockenem Viechholze unter dem schützenden „Hüttdach“; seine schwarze Dachsteine haben

es den Stürmen trotzend unterseht erhalten, nur das Blechrohr der Heizvorrichtung hängt etwas seitwärts; aus einem alten krummstehenden Rohre tropft langsam klares Bergwasser in den langen Trog und fällt von da leise plätschernd von Stein zu Stein hinab in den dunkeln Waldhaag, unter Alpenrosensträuchern allmählich verschwindend. So ist so friedlich und so heimlich ob oben in der stillen Bergeseinamkeit; über den nächsten tiefschwarzen Waldhang hinweg schweift das Auge an losstehenden Felsblöcken vorbei hinanz auf das weite, in düstigen Tälern verschwindende Thodland; schmalen Einbild nur gewährt die Formation ins enge Waldthal, durch das, einem Silberbach gleich, die Achen ihre schäumenden Wogen hinabwölzt ins weite, weite Land; kahle Wände streben in gigantischen Formen auf zum morrblouen Acher und heben sich grau in grau von der sonnigen Luft ab. — Noch habe ich nicht mein Nütige abgelegt, der Blick in die Großartigkeit der uns umgebenden Bergwelt, in welcher der Mensch wie ein Sandkörnchen verschwindet, hat einige Augenblicke meine Aufmerksamkeit gefesselt und mich schmelzen lassen ins Genusse des so selten Berggutes.

Nun wird's bequem gemacht; während Hies schon anseuert, um seinen Schmar'n zu loden, sitze ich Ordnung im Nütigebrachen; am kleinen Dienberd liegt der verweirerte Knasterfort, kein Lot Fleisch zu viel auf dem Beibe, und während er in der brodelnden Pfanne seinen wohlgeschmolzenen Schmar'n rührt, geht die lunge Pfeife nicht aus. Dann stampf er mit seinen grobgenagelten Schuhen, aus denen die nassen, vielsoß kenorteten Knöchel braun und stromen entsprunghen, während das rauhe Keimend nochlässig der breiten Brust freien Luftzutritt gestattet, hinaus, holt frisches Wasser, und vor der Hütte auf der Bank ist die Wahlzeit bereit. In des Hieses kräftigen Schmor'n schmeckt ein tüchtig's Schlad Schnaps, und dann that nach dem frischen Morgenmari die Ruhe bei wohlschmeckender Zigare recht wohl; nebenbei halten wir mit der „Speltivi“ Auszug nach etwaigen Wilsbe und schlürfen, um den Durst zu löschen, schwarzen Wocco. Kühle Schattenluft unter den Wänden verlost manchmal den griessgrünigen Gombod, aus den „Zundern“ (Wasschen) herauszutreten und auf vorspringenden Bänbern zu äßen.

„Wal' 's sünje ist, mäh' — wo d'oben sein“ — unterbricht der Jäger die weiswolle Stille — „netter am sünje that da Wind aba und anderthalb Stund ham wo äbri, da Hiesch funnt zeit' usja treten und noch wa'r's g'leit.“

Wir beachten auf; heiß brennt die Herbstsonne auf den Fong, den wir lautlos ansteigen, bis uns frisch hellgrüner Lärchwald aufnimmt, und wir dann über grobe Felsblöcke den Graben durchklettern hinüber auf's „graue Fiedel“ das in der Höhe eine steile, respektable mit jostigem Alpengraje bewachsene Berglehne darstellt, die aufwärts kaum durch einen Büchsenknack schon beschrien werden kann. So vergrößern sich die Formen in der Höhe, welche in der ungeheuren Bergwelt oft nur als kleine Punkte erscheinen. An einer isolierten Lärche mochen wir uns nieder, so gut die steile Neigung bequemes Sitzen gestattet, und trotz der Wärme verleidet sich der übergehängte Wettermantel recht wohl.

„Herr, hal da Hiesch auftritt, loht's enl Breit, bis er usja ist, noch aber muh's glei d'us'n'“, sonst funnt er in

1) Der Esquj trocken.

v'Fahrt einu und v'hält di Gott Hirsch, da rollt er aba über v'Wand und kamm'n's j'om kauen, daß v'G'spaß halt' — lipferte der Jäger.

Bald verschwand die Sonne hinter Wolken, die jetzt über den Kluppen des Sonntagshorns allmählich sichtbar wurden und sich zu fester Wand zusammenzogen. Dies meinte, „da Wind (hat mit aba)“'s wird groß Wetter —, noch saßen wir fast eine Stunde vergebens, bei dieser Windrichtung konnte der Hirsch nicht abwärts auf unser Fleder herabtreten; einzelne Regentropfen fielen, wir brachen auf; während wir abfielen, regnete es in Strömen, so daß wir mit durchnässtem Wettermantel zur Hütte kamen. So einfach die Stube — ein Sattelofen, zwei Lagerstellen, eine Bank — so behaglich ruht sich's doch unter dem schützenden Dache in dem durchwärmten Kause, wenn draußen Wind und Wetter toben, und die Rebel herumfahren wie in einer Zerkelle. — Bald krochen wir in den Kreiser, denn früh drei Uhr sollten wir wachsbereit sein, um an der „Schred“ zu bleiben. Das eintönige Plätschern des Regens auf das Schindeldach der Hütte, die Anstrengung des Steigens und die frische Bergluft, sie wirgten mich rasch in Schlummer. Rechtzeitig, wie gewöhnlich erwaucht, vernahm ich noch die alten Töne des Regens — wer's je gesehen und gehört auf einer einsamen Berghütte, kennt den Gesang zu gut —, doch trat ich vor die Hütten Thür, um Auslug zu halten, grau in grau wogte das Nebelmeer draußen und trieb mich rasch und verstimmt wieder in den Kreiser, alles Weitere dem Schicksal überlassend.

Dies lockte Kaffee, draußen hing und wogten die Rebel, der Regen hatte nachgelassen, und wir brachen auf in der Hoffnung, daß, bis wir an Ort und Stelle wären, der Nebel schwinden würde; alles trierte, in den Wännen rieselte das Wasser herab, dichter Nebel umgab uns und hemmte jede Aussicht. Wir stiegen und stiegen, bis wir, am Gries unter den Bänden angekommen, da fareds Wetter abwarten sollten. Zeitweise schob sich der Nebel hinweg, und wir gewannen etwas Umsicht, dann aber wogte er wieder von unten herauf — kein Absehen auf Besserung, und nach ein paar Stunden vergeblichen Hartens stiegen wir wieder durch den Dunst zur Hütte abwärts, wo wir aufgeschienen waren — ohne Aussicht.

„Heut' gibt's was Feines“, meinte Dies — ich nehme gern kaltes Kalbs- oder Schweinebraten nebst einer Zwiebel und etwas Fett in einer Pfanne mit, um dann dieses Fleisch, in dünne Scheiben geschnitten, gepfeffert und gebraten, jedesmal mit der in Fett gerösteten Zwiebel aufzuschmoren — eine etwas salzigere Nahrung als das Konfervenfleisch oder der einseitige, wenn auch nährhafte Schmort'u, jedenfalls eine angenehme Abwechslung im einfachen Menu der Seehütte. Als ich dieses Gericht zurechtmachte, rührte Dies seinen Schmort'u um, welcher heute der Festlichste halber eine Zuthat von frischen Erdbeeren, die Dies gesammelt hatte, und welche in dieser Höhenlage noch frisch blühten, erhielt. Manche sorgsame Hausfrau sehe ich etwas lächeln, wenn sie die Vorbereitungen sieht, die wir beiden leberbrühten Röche, Stampfen mit den schmerzlichen Bergschuhen, traßen. Wir saßen uns Zeit, speisßen behaglich, trauchten und warteten auf fareds

Wetter, denn draußen wogten nur Rebel und hüllten all unser Hoffen und Sehnen in grauen Dunst.

Am Abend härtete sich's auf, es war aber schon spät, und weiter Weg nicht mehr rathsam, wir setzten uns deshalb auf eine vorspringende Spitze des Berges, um von hier aus das Gehänge nach Wild abzuspähen. Weit unten auf einem Schlege treibt ein Neßbock seine Schmalgasse, sonst zeigt sich nichts, als schon die Dämmerung sich herabzuluten begann. Da rechts überm Graben bewegt sich's und zieht langsam durch die Lauschen — endlich kommt das Haupt in die Höhe — es ist der Hirsch. Sichernd sucht er am Rande des Grabens und verschwindet dann in demselben, wir aber sehen ihn nicht weiter, die Dämmerung schreitet vor, und für heute ist's vorüber. Dies meint wohl, der Hirsch wird in der Nacht auf den Schlag austreten, und wir können früh morgens zeitig aufbrechen, um ihn dann am Einwechsel zu ertrotten — aber auch diese Hoffnung war eitel, denn das Wetter wurde wieder schlecht, und unsere Frühstunde machte der Rebel ebenfalls unmöglich. Untenwo wollte ich stehen, da sich die Rebel verjogte, bis ich aber aufsteig, zog hier, zog da eine dicke Schneedecke herauf und verhäufte zeitweise wieder alles.

Der Abend war besser, wir versuchten, auf die Gemäude zu klettern, sahen wohl einen auf vorpringendem Lausengeispe ruhig äßen, bis wir aber den Kopf umgingen, war der Rebel, aber kein Samodok mehr da. Schlecht gelangt sahen wir wartend in der Hütte und — trauchten.

Wenn die Morgenfrische wieder verdorben wird, dann ist's vorüber, denn der Mittag war für den Nibbel bestimmt, und so war's auch — Dies meinte: „Dob's glet g'lagt, dal's Wetter groß wird, dibest' und nig . . .“

Gegen Mittag hellte sich der Himmel auf, die Rebel schwandern allmählich in sich zusammen, und nun regte der Jagdreier sich aufs neue. Nach kurzer Rast in der Hütte wurde aufgeräumt und die paar Habseligkeiten zusammengepackt, dann aufgetrochen, um weiter unten in den dichten Schlägen, wo wir von oben Nebe beobachtet hatten, im Vorübergehen zur Mittagzeit einen Versuch mit „Blatten“ auf den Neßbock zu machen. — Auch dieser letzte Versuch mißlang; Diana hatte nun einmal ihr hebrös Angeicht und abgelenkt. Für den weibmännlichen Nibberloft einschädigte mich jedoch hier unten der landwirtschaftliche Genuß. Zwei tief eingetiffene „Gräben“ (Schlachten) mündeten hier zusammen, durch welche die Wildwasser des Berges von den mächtigen Bänden und Feldgaden herab zusammenrinnen, und aus den starken Regen der letzten Tage his flürzte das reichliche Wasser schäumend und brodelnd von Blod zu Blod, von Nibel zu Nibel himab in den engen, von der Welt abgeschnittenen Waldkessel — eine Wildnis sondergleichen, großartig in ihren Formen und in ihrer Verlassenheit; selten nur betritt der Fuß eines Menschen diese stille Waldensamkeit. Der Übergang machte einige Schwierigkeiten; mit Hilfe des Bergstades losten wir uns hinüber, von Blod zu Blod springend, und hingen das jenseitige Heile Gehänge wieder aufwärts — heimwärts!

Dies verließ mich nach einiger Zeit, um seinen Dienstgang in anderer Richtung fortzusetzen. Etwas verstimmt, aber nicht mißmüthig, wanderte ich frisch thalwärts. — 's ist nicht alle Tage Sonntag, ein andermal, dacht' ich mir, und marschirte daß nach Hause.

) Bei beständiger Witterung geht in den Bergen morgens und abends der Wind abwärts, unter Tags aufwärts.

Theodolinde's Grab.*)

In Wonga hingt es durch die Domehallen
In stiller Nacht, ob Sang und Orgel schweigen
Und keine Beter fromm die Säpfter seigen,
Indeß die Wolken sanft darüber wassen.

Da blühen Diamanten und Korallen;
Gekörnte Frauen zieh'n im Weilerreigen,
Um dem zur Königinhaft hinauszugehen,
In die nur bleibe Kronengröße sollen.

Auf einen legen sie der Sarkophage
Ein Diadem von Myrtenkranz umgeben;
Dann ström't's in Rhythmen auch wie süße Klang:

„Theodolinde!“ hing't's in diesen Stunden
Durch Wengels Dom — so geht die Sage —,
Wie draußen Mond und Nachtgenöß verhanden.

Karl Zetzel.

Kleine Mittheilungen.

Rüchensettel zu einer Hochzeit im Jahre 1584. Als Herzog Wilhelm V. von Bayern seinem Rämmerer Vicentius Tziisch im Jahre 1584 Hochzeit halten wollte, wurde der Rüchensbedarf folgendermaßen angeschlagen:

a) Ein Überzieh der Hochzeitstischdecke auf 6 runde und 16 Sechseckige.

1. 1 guten geschnitten Ochsen 18 fl., 2 gute Widder 20 fl., 24 Kalber 27 fl.; 14 Schamer 7 fl.; 2 gute Schweine 16 fl.; 20 Schen- und Rindzungen 2 fl.; 12 Rindcuster 1 1/2 fl.; 25 Brantering gut baren Fleisch (geräucherter Schmalzschinken), 3 weltlichlich Honnen (Schinken) 4 fl.; 12 Spansaus 2 fl.; 3 Stüch Wild, 7 Heber und Wildwälder — 12 Hosen 4 fl.; frisch Schwein auch Firschling oder gelbes Wildpret, wenn man's haben kann, Federvogelpret was zu bekommen war, groß und klein Vogel (soviel des man bekommen mag.

12 indisch oder heimisch Pflanzen 18 fl. 4 f — 60 Kapum 10 fl. — 70 Fennen 11 fl. 40 fr.; 100 Eulebener (werden nicht zu bekommen sein) 15 fl. 20 fr.; 70 junge Lauben 3 fl. 30 fr.; 18 Gänß 3 fl. 36 fr.; 30 heimisch und Wildenten 4 fl. 30 fl.

Fische. 25 Heud Bachforellen 8 fl. 20 fr.; 30 Fld. Hehen 6 fl.; 30 Fld. Kutter 7 fl. 30 fr.; 25 Fld. Barben; 50 Fld. Hecht, darunter 3 große zum Enlen 7 fl. 30 fr.; 30 Fld. Heiler oder Baffisch; 80 Fld. Karpen 9 fl. 20 fr.; Krebß (keine Sorge werden nicht zu bekommen sein) geläutertes Fld.

Von Wein und andern Spezerien. 1/2 Fld. Seston 4 1/2 fl. 3 Fld. Jagger 2 fl.; 3 Fld. Pfeffer 2 fl. 48 fr.; 1 Fld. Zimmet 2 fl.; 1/2 Fld. Nagelein 1 fl. 15 fr.; 1/2 Fld. Muskatnß 28 fr. Das alles muß gelassen sein.

Wanzen Gewürz. 8 Loth Kuselstuch 28 fr.; 8 Loth Zimmt 30 fr.; 8 Loth Jagger 10 fr.; 1/2 Fld. Kuselstüch 2 fl.; 1/2 Fld. Pfefferkörner 28 fr.; 8 Fld. gelassenen Karamellzucker 4 fl. 48 fr.; 3 Gut Weizener 11 fl. 12 fr.; 6 Maß Honig 2 fl.; 1 Fld. Hausenblase 50 fr.; 8 Fld. Feigen 48 fr.; 8 Fld. Siben — 12 Fld. Mandeln 3 fl.; 8 Fld. Zeinber; 40 Fld. Bohnen; 15 Fld. Heh; 6 Fld. große Kapern im Salz 54 fr.; 150 Remoni 1 fl. 46 fr.; 20 Fld. Maroner kößen (Kostanien); 30 frisch Remoni 1 fl. 30 fr.; 50 süß Pomertangen 1 fl. 30 fr.; 10 süß marigraben Äpfel (Barobiesäpfel); 8 Fld. Stomöl 1 fl. 36 fr.; 1/2 Eimer Eßig 9 fl. 36 fr.; 1 Brenner Schmalz 10 fl.; 3 Fld. Butter 3 fl.; 700 Eier 2 fl. 40 fr.; 70 groß und klein Haselstirzen 7 fl.; 1 Scheiden Salz 1 fl. 8 fr.;

3 Regen schön Küstegäpfl und Wein; 1 Bohnen Hochden und Äpfel; 1 Regen große Blauspelt; 1 Regen Zwiebel 40 fr.; 25 gute harte Reine Weibspiß (Krautspiß); bejreich Säben bei 3 Regen: Firschling, Kohl, Salat, Petersil, Rannen, Krenn, Salz,

Rämmel und Krdnper (Wocholberbeeren), 3 Maß Senf 1 fl.; 4 Regenker Ess 3 fl. 12 fr.; 10 Fld. Parmesanß 2 fl. 30 fr.; 10 Tugend Regellen, 800 Kuchgen 2 fl.; 6 Marzipan zu 30 oder 40 fr.; 18 Marzipanmedl 6 oder 7 fr.; Pstcate (Bistul); 100 große Uchten 16 fr.

Rehl. 3 Regen schen, 6 Regen Roggen; 1 Regen Pfeffer; 1 Regen Haber; 1 Regen Gerstenmedl.

Für süßen und sauren Wein wurden 200 fl. für Ort und die Bemittung der Gaste während ihres Aufenthalts zu München, dann für Bierentgelt und anderes 400 fl. in Aufsch gebracht, so daß die Hochzeit dem Herzog über 1000 fl. zu stehen kam. Sie sollte im Altenhof der vormaligen Residenz abgehalten und die Statuen von dem Weinigen wie befohlenlich besetzt werden. Außer mehreren Adeligen und ihren Gönnerinnen und Töchtern wurden auf die Hochzeit geladen: Die Herzogin Anna, Witwe Albrechts V., Herzog Ernst, Kurfürst von Köln, Herzog Wilhelm samt Gemahlin und der Herzogin Karolinens; der Fürst von Mantua, der Herzog Ferdinand, Bruder des Herzogs Wilhelm, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessenberg; Et Heinrich, Graf zu Schwarzberg, Herzogin Elisabeth und Mutter, der Comptroller von Augsburg, der Administrotor von Regensburg, der Erzbischof von Oelenheim, Hans Jagger und die Söhne des Weing und Hans Jakob Jagger. Man nahm aber an, daß kaum die Hälfte der Geladenen erscheinen werde.

Freudenfeuer. 1519. „Als die Mür von Frankfurt nach Augsburg her kommen, das König Karl zu einem Römischen König erwelt war, da wollt der Willinger auf dem Weinmarkt vor seinem Hans ein hüßlich Freudenfeuer machen, bescheiden der Jagger vor seinem Hans auch ein, und der höchstetier wollt auch ein haben. An wor es vor der gedrauch ist gewesen, das Bürger in der Stadt zur Augsburg salten Freudenfeuer machen. Es hatt die Stadt vor nye Freudenfeuer geholt. Also schick ein Matt zur dem Willinger und den anderen und ließ An sagen ein Wort wollen den unlosen sein lassen. Und die Stadt ließ in die Vorhant auch eiltide machen, und auf dem berloch da ward das aller hüßchert gemacht. Es waren vil verdorgenen bizen dorn, die schwofend im Feuer ab. Es loß donnoch vil gelt, es war hüßlich zugereicht.“

Große Teuerung. „Im Jahre 1622 ist aller Orten in Bayern so große Teuerung gewest, daß vil leid Hungers gestorben und sonst große Noth geschien und nichts zu bekommen gewest. Ist auch das Weid in großen Aufsching kommen, so daß 1 Dornen 15 fl., 1 Daller 10 fl., 1 Weidguden 12 fl., 1 Silberner Gulden 6 fl. goldten hat, dis es im 1623 Jar wieder in den Weid genommen, den es zwar gewest. Auch hat man in diesem Jar angefangen, kypriene König zu schelen. Ist dieses und auch die wey recht folgende Jar durch vielerlei Krepplent, theuerung und anders übel erpärdlich zugangen und ellenbe Jeltzer gewest.“

*) Des bayrischen Königs Carlbold Tochter, Theodolinde, Gattin des Landgrafen von Kurland, hat ihren Tode mit Herzog Agnall vermaht, den sie ebenfalls zum König erwelt ist, auch den Et. Romanischen in Neuss, welche sie begraben ligt.



N^o. 28.

Erhältet monatlich ihren Gehalt und kann auch alle Postbestellungen zum Preise von 12 S. — für das Quartal bezogen werden. — Bei räumlicher Vergrößerung durch die Post sind die Bestellungen nach dem Postpräfixe zu richten.

3. Jahrgang 1892.

Verstorbene.

Eine Würzburger Geschichte von Albert Schultkeiß
(Fortsetzung.)

Zwischen den beiden Herren fand ein überaus lebhafter Gedankenaustausch statt über die Ereignisse der letzten Wochen, deren Ursachen und unabweisliche Folgen. Dann sagte Graf Soden:

„Sie nannten mir vorhin Ihren Freund Wägel. Es ist dies ein Name von allerbestem Klang. Als geborener Ansbacher und mehrjähriger preussischer Gesandter im fränkischen Kreise konnte ich die Würzburger Geschichte genau, um zu wissen, daß die Wägels ein altes rechtsfähiges Geschlecht sind und somit dem Adel angehören. Es interessierte mich aber, zu vernehmen, daß Herr Wägel mit den Franzosen sympathisirt. Er gehört also auch zu den sog. Neutranken? Wie geht das zu, Doktor?“

„De nun, Erlaucht, das ist im Grunde genommen nicht so sehr erstaunlich, als es für den ersten Augenblick scheinen möchte. Mein Freund ist in der Jugend viel gereist, ist in Paris gewesen, kennt daher Land und Leute doch ein wenig mehr und besser, als es bei so vielen anderen der Fall ist. Zudem ist seine zweite Frau eine Französin.“

„Was Sie nicht sagen, Doktor!“ rief Graf Soden erstant. „Eigentlich eine Köchlerin. Madame Wägel ist eines Freiburger Tochter aus Jobern oder Saverne. Ich weiß nicht, was richtiger ist.“

„Das ist interessant, Doktor, bitte, erzählen Sie mir doch, was Sie von Madame Wägel wissen.“

„Es ist wenig genug, Erlaucht. Die Frau meines Freundes verlebte ihre Jugend im Elß, verlor ihren Vater ziemlich früh, wandte sich, um ein Unterkommen zu suchen, nach

Deutschland, kam vor vier oder fünf Jahren hierher nach Würzburg und fand Aufnahme in Wägels Hause als Stütze der Hausfrau. Es gelang ihr, die Sympathien der ersten Frau bald in dem Grade zu erwerben, daß sie weit eher die Stellung einer vertrauten Freundin als die einer bezahlten Dienerin im Hause einnahm. Die erste Frau soll auf dem Sterbette ihrem Gatten das Verprechen abgenommen haben, nach ihrem Tode der Freundin Gattenrechte einzuräumen. Aber trotzdem kostete es meinen Freunde alle Mühe, das Jawort zu erlangen, und das Trauerjahr war längst, längst vorüber, bis Wägel seine zweite Frau an den Altar führen konnte.“

„Wann geschah dies, Doktor?“

„Voriges Jahr im Frühjahre, Erlaucht.“

„Ich erinnere mich, Madame Wägel gelegentlich meines Vorkommens einige Male schon gesehen zu haben. Sie ist eine ausfallend schöne Frau, aber für eine Französin hätte ich sie nun und nimmer gehalten. Ich sah sie nie anders als ernst und gemessen in ihrem ganzen Auftreten, dazu kommt noch, daß sie sich mit Vorliebe dunkel kleidet. Aber auch Herr Wägel macht ganz den Eindruck eines ernstlichen Mannes, dem es kaum gegeben ist, das Leben leicht und heiter zu nehmen. Sonst sind die Deutschen gut mit einander?“

„O, die Ehe ist die glücklichste, die man sich denken kann.“

„Freut mich von Herzen. Ich habe schon ernstlich daran gedacht, wenn wieder einmal ruhigere Zeiten kommen, hierher nach Würzburg zu ziehen, wo ich hoffen könnte, im Kreise weniger, aber hingebender und freisinniger Männer Anregung zu poetischem Schaffen zu finden. Doch wird sich dieser Plan

erst später ausführen lassen. Einwilligen bin ich hier, um verschiedene empfindende Werfälle, deren Augenzeuge ich sozusagen gewesen, zur Kenntniß der obersten Militärbehörden zu bringen. Hören Sie nur! Der Straß gab darauf dem gespannt horchenden Arzte eine eingehende Schilderung von einem brutalen Gewaltthat, den die Franzosen an einer Bauernfamilie verübt hatten.

„Schrecklich“, sagte der Doktor, der erschüttert dieser Erzählung zugehört hatte, „ja, das ist der Krieg, der die Besiege in Menschen entseßelt. Aber bei alledem muß man sagen, daß die Franzosen hier in unserer Stadt sich verhältnismäßig gut und gestützt aufführten.“

„Rürnberg ist eine große Stadt und wird daher dann auch im großen geplündert werden, verlassen Sie sich darauf, Doktor. Die Requisitionen haben bereits eine unerhörte Höhe erreicht, aber sie werden noch mehr gesteigert werden.“

„Unerhört, ein solcher Übermut, und keine Hilfe gegen einen solchen Feind!“

„Nein, Doktor, nunmehr ist es zu spät. Hätte Nürnberg als Reichsglied damals sich entschließen können, nur den vierten Teil von dem, was es jetzt gezwungen dem Feinde geben muß, für die Rettung des Vaterlandes zu opfern, es wäre nie so weit gekommen. Ach! Darüber ließe sich leider so vieles sagen, aber ich muß gehen, wenn ich die Herren heute noch sprechen will. Also leben Sie wohl für diesmal. Ich hoffe, Doktor, daß wir uns in Wäldern wiedersehen werden.“ Straß zuckte sich verabschiedet. Doktor Sartorius blieb in tiefem Nachdenken versunken in seinem Zimmer am Schreibtisch sitzen, und es dunkelte bereits, als er außen in dem Hofsitz lebhaften Wortwechsel vernahm. Es klang, als wolle sein Diener einen eben in die „Léna“ Gefommenen in schroffer Weise aus dem Hause weisen. Sartorius sprang auf, öffnete rasch die Thür seines Zimmers und fragte, was es denn gebe.

„Ah, da sind Sie ja, Herr Doktor, zu Ihnen wollte ich eben“, rief eine noch jugendliche Stimme aus dem Dunkel heraus. „Schlatten Sie, daß ich bei Ihnen eintreue.“

„Nehmen Sie sich in Acht, es ist ein Lump, ein Landstreicher, der nichts Gutes im Schilde führt“, warnte der alte Diener. „Warten Sie nur wenigstens, bis die Babette mit der Kantine kommt, und sehen Sie sich erst den Kerl bei Verlesung an.“

Dies konnte denn alsbald geschehen, und der Herr des Hauses sah sich einer höchst abenteuerlich aussehenden wahren Schredensgeißel gegenüber.

Es war ein noch junger Mann, der kaum 25 Jahre zählen mochte. Die Kleider hingen ihm in Fetzen am Leibe, er war barfuß und durchnäpft, aber und aber mit Schmutz bedeckt. Auf einer kurzen gedrungnen Gestalt saß ein plumper Schädel, das kurz geschorene Haar sträubte sich wie die Stachelborste eines geritzten Igel, und das Gesicht mit der drohigen Nase, dem grob sinnlichen Munde, den läßig funkelnden, grünen, kleinen Augen und der niederen Stirn bildete ein höchst abstoßendes Ganze, und es war Dr. Sartorius sicher nicht zu verzagen, wenn er beim ersten Anblick dieser so widerwärtigen Erscheinung unwillig und wie von Elfen erfaßt einige Schritte nach rückwärts machte. Der Burtsche, dem diese Bewegung nicht entgehen konnte, begann alsobald mit ängstlicher Stimme zu winseln. —

„Ach, liebster Herr Doktor, verlassen Sie mich nicht. Hören Sie mich nur einen Augenblick an.“ — „Stommt herein in mein Zimmer“, sagte kurz der Arzt, und er fuhr dann fort, nachdem der Burtsche ihm gehorcht hatte, und die Thür wieder geschlossen war: „Nunmehr lenne ich Euch, Schleierer, wo kommt Ihr her und wo wollt Ihr von mir?“ — „Erbarmen Sie sich meiner, Sie können mich vom sicheren Tode erretten. Die Ghalfeurs sind mir auf den Fersen.“ — „Warum?“ fragte streng Sartorius. — „Ich habe drauten in Forchheim einem Offizier einen Schobernald gespielt“, winkelte der Burtsche. — „Die Sache wird sich wohl ein wenig anders verhalten. Ihr seid jedenfalls unter den Verdächtigen gewesen und fürchtet nunmehr die Justiz, und so soll ich Euch nun schüßen!“ — „Ach, Herr Doktor, Erbarmen“, heulte der andere. — „Es wäre in der That nicht schade, wenn sie Euch an dem nächsten Galgen aufknüpften, Schleierer. Ihr seid längst reif dazu.“

Die kleinen Augen des schonermogen Angeredeten wurden wiederum ganz unheimlich zu funkeln, halb war es verbissener Ingrimm, halb wahre Todesangst, was aus dem häßlich gemeinen Sägen sprach. — „Wenn ich mich für Euch verwende“, sagte Sartorius mit eisiger Betrachung, „so geschieht es nur Euren braven Eltern zuliebe, die sich schlecht und recht nähren mit ihrem kleinen Weinhandel im Fränkischen Bräun. Es trifft sie freilich nicht die allermindeste Schuld dafür, daß sie sich ein Fränkchen um Sohle haben. Unter erheblichen Opfern haben sie Euch auf das Gymnasium geschickt, denn sie wollten einen großen Mann, einen Professor, aus Euch machen, und was seid Ihr denn nun geworden? Ja, fairstir nur mit den Zähnen und ballt die Fäuste. Ihr seid auch dabei gewesen, als dort unten in Hirschfeld die Papiermühle geplündert wurde. Also, jetzt habt Ihr Euch verraten, und Euer jetzterer Verzug ist völlig vergeblich, da ich ganz genau bekannt bin mit allen Einzelheiten der verruchten Schandthat. Jetzt kommt mit mir. Ich will, soweit es in meiner Macht steht, verhindern, daß man Euch ohne weiteres aus das Kriegegericht stelle, aber dem Richter müßt Ihr Rede und Antwort stehen über alles, was Ihr gethan in den letzten Tagen.“

4. Kapitel.

Im Hause des Kaufmanns und Hofjungerl Bägels am Marktmarkt war Abendstapel um 7 Uhr angelegt, und der alte bewährte Köchin war beordert worden, daß sie ihr Befehl thun solle, den jedenfalls verwöhnten Gaumen des neuen Gastes George Brüd'hemme, Kapitän im 3. Infanterie-Regiment, früher „Marie la Reine“, zufrieden zu stellen. In der Regel sollte der Offizier allein in dem Zimmer, die ihm im zweiten Stockwerk eingeräumt waren, speisen, und es war zugehört worden, dem Einquartierten die Portionen so groß und reichlich zu bemessen, daß sie auch noch einen allenkünftigen Gast des Kapitän's sättigen konnten. Heute wollte Herr Bägel in förmlicher Weise den neuen Hausgenossen der Madame vorstellen, die den Offizier noch nicht zu Gesicht bekommen. Um jedoch des Besammensein möglichst unbesungen zu gestalten, hatte er seinen Freund Dr. Sartorius und den alten langjährigen Diener des Hauses, den Prokuristen Müller, gleichfalls geladen. Es fehlten nur wenige Minuten bis 7 Uhr. Die beiden letztgenannten Gäste hatten sich schon vor längerer Zeit eingefunden, und man hatte noch des Kapitän's, der bestimmt versprochen hatte, rechtzeitig zu kommen. Der heutige Tag, der 12. August, hatte

wiedernum viel Trübsal über die Stadt Nürnberg gebracht. Gegen 1 Uhr nachmittags hatte sich mit einem Male — man wußte nicht, von wem ausgehend — das Gerücht verbreitet, daß noch am selben Tage eine allgemeine Plünderung erfolgen würde. Die Bürgerschaft geriet begrifflichweise in größte Aufregung, alles eilte vor das Rathaus, und die dort sich aufschauende Menschenmenge übte bald nach Tausenden. Allenfalls erblickte man nur Gesichter, denen die blaße, ohnmächtige Furcht vor den kommenden Schrecknissen den Stempel tiefler Niedrigselbstigkeit aufgedrückt hatte. So wußte man in dumpfer Besorgnis, bis endlich Herr Wägel mit noch einem Rathsherrn erschien und der Menge die tröstliche Nachricht bringen konnte, daß an eine Plünderung nicht zu denken sei, indem der französische General auf das bestmögliche versichert habe, daß er das Eigentum eines jeden Bürgers zu schützen wissen werde. Gegen Abend wurde dann wirklich im Namen des Kommandanten Tüosse öffentlich bekannt gemacht, daß sich jedermann in Betreff einer bevorstehenden Plünderung beruhigen solle, indem man höheren Orts nie daran gedacht habe, eine solch barbarische Maßregel über die Stadt zu verhängen. Gleichzeitig mit dieser Bekanntmachung erfolgte eine andere, laut welcher der Bürgerschaft unter Androhung der schwersten Strafen jedes Zusammenlaufen und Belammenstehen auf den Straßen verboten wurde.

Des langen und breiten wurden alle Vorlammnisse des Tages von den drei Herren im sog. Weinsymion Wägel besprochen, und Dr. Sartorius sagte nach einer Pause nachdrücklich: „Ich kann mir doch nicht vorstellen, daß man überhaupt ernstlich daran gedacht hat, zum äußersten zu schreiten.“

„Rein“, stimmte Wägel mit Bitterkeit bei, „an eine Plünderung hat man feindsüchtig schon deshalb nicht gedacht, weil ja dabei die Kommissariate zu kurz gekommen wären. Das Requirieren ist einfacher und sicher.“

„Ja, ja“, nickte traurig der Prokurist, „und dazum sind die Franzosen unermüdlich. Sie werden uns das Heub vom Leibe nehmen.“

„Spricht man denn von neuen Forderungen?“ fragte der Arzt.

„Das will ich meinen“, rief Herr Wägel lebhaft. „Ich weiß es aus bestmöglicher Quelle, daß schon morgen ganz ungeheure Forderungen gestellt werden sollen. Man spricht davon, daß die Arme großer Quantitäten Tuch, Leinwand, Futter von allerhand Farbe, Rüchaden, Nabeln, Seide u. s. w. bedarf, welche die Stadt zu beschaffen hat. Der Rat hat 200 Schneider aufzubieten, welche gleich von morgen an teils im Augustiner-Kloster, teils in der „Goldenen Hand“ Tag und Nacht zu arbeiten haben, um die zerrißnen Uniformen der Franzosen auszubessern. Die Reiter bedarf dringend neuer englischer Säbel, Colletten und Stränge.“

„Ja, um Gottes willen! Und das alles soll die Stadt leisten“, rief Sartorius empört aus. „Gehört denn Nürnberg so ganz und gar schon den Franzosen?“

„Weiber ja“, sagte dumpf Herr Wägel. „Morgen wird der Rat dem französischen Kommandanten als Zeichen gütlicher Unterwerfung die Schlüssel der Stadt zu übergeben haben.“

„O Nürnberg, alte stolze Stadt, wiedergeliebte Vaterstadt, es ist weit mit Dir gekommen!“ flugte der alte Prokurist.

„Man sprach neulich, ganz leise natürlich, davon, daß die Franzosen mit dem Gedanken umgegangen seien, sich die Reichsleinodien aneignen?“ fragte Sartorius. „Ist denn daran etwas Wahres?“

„Beruhigt Euch, lieber Freund“, beschwichtigte Herr Wägel mit vielgelobten Lächeln, „man war ihnen bereits zuvorgekommen und hat alles in der Stille vorher beseitigt. Thatsache ist es allerdings, daß General Jourdan sich in die Spitalkirche versetzte, um im Namen des Direktoriums die Auslieferung der alten deutschen Reichsinsignien zu verlangen. Er fand aber nur noch die geleerten Kästen vor und hat dann über den negativen Erfolg seiner Requisition ein Protokoll aufnehmen lassen.“

„Aber was hat es eigentlich für eine Bewandnis mit den Reichsleinodien“, fragte wüßbegierig der Arzt. „Ich habe schon des öfteren davon sprechen hören und wüßte doch nichts Gewisses darüber zu sagen.“

„Freud Müller, den wir nicht ohne Grund eine lebende Chronik Nürnbergs nennen, wird Euch in aller Kürze alles Näherworte darüber mitteilen.“

„Recht gern“, entgegnete der Angewesene. „Also hört: Zur Zeit der Hussitenkriege, ums Jahr 1422, glaubte Kaiser Sigmund die in Schloß Kartstein in Böhmen verwahrten Reichsleinodien und Heiligthümer dort nicht mehr sicher und beschloß, den Schatz der von ihm sehr geehrten Stadt Nürnberg anzuvertrauen. So wurden denn in aller Stille und Heimlichkeit die Kulturbreiter eingeladen und becommissariert und erst vor den Thoren der Stadt mit großen Fierlichkeiten vom Rat in Empfang genommen. Die Heiligthümer (sind Reliquien unsers Herrn und Heilands und seiner Jünger, die Reichsleinodien bestanden aus 19 Stücken, als da sind: Krone, Reichsapfel, Schwert Karls des Großen, dann die Kleidungsstücke: Dalmatika, rote Gugel, Albe, Stola, Mantele, Handschuhe, Schuhe, Sporen u. a. m. Diese Schätze wurden lange Zeit hindurch jedes Jahr zwei Wochen lang vor allem Volk zur Schau aufgestellt; später wurden sie in der Sakristei der Kirche zum heil. Geist oder in der Kanzlei des Spitals vorgelegt. Ihr wißt wohl schon, daß unser erster Löwinger — es gab auch schon viele des Namens Wägel — gleichzeitig Kaiserlicher Wirklicher Rat und als solcher Kronhüter und Verwahrer der Reichsleinodien und Heiligthümer wie auch Pfleger der Spitalapothek zum heiligen Geist war. Zur jedesmaligen Kaiserkrönung aber wurden die Reichsinsignien dem Abgordneten der Stadt Nürnberg an den Ort der Krönung hin und von dort wiederum hierher zurückgebracht.“

„Ach ja“, fiel Dr. Sartorius, der aufmerksam der Rede gefolgt war, hier ein, „ich erinnere mich sehr wohl, vor vier Jahren — es war im Monat Juli — bei Würzburg den Zug gesehen zu haben, der auf dem Wege nach Frankfurt das bischöfliche Gebiet passierte. Es waren einige 30 Kutschen, nicht ganz so viele brittische Stadtrathsherrn, eine Menge städtischer und Kronbeamten. Der Kromwagen war mit sechs Pferden bespannt und mit einer roten Decke behängt, welche oben den kaiserlichen Adler mit Krone, Reichsapfel und Scepter, auf den Seiten keine kaiserliche Adler, vorn das Nürnbergische einjährige, hinten das Nürnbergische Jungfernamerlappen prachtvoll aufgeschliffen trug. Den Wagen umgaben vier Krowlosierte zu Pferd, während deren weitere vier in einem

verräthlichen Belagungen folgten. Es war ein glänzender Auszug.“

„Aber mit dem Glanze der alten Reichsstadt ist es nun veräber für alle Zeiten“, sagte der alte Praefurist sehr traurig.

„Horch, ich höre den Kapitän kommen, endlich einmal; gehen wir hinaus in das Speisezimmer“, gebot Wägel, und die drei Herren verließen das Besprechungszimmer, um sich, über den Hof gehend, in das erste Stockwerk des weitläufigen Hauses zu begeben. (Fortsetzung folgt.)

Das erste bayerische Infanterieregiment „Edl von Vorbula“.

Von Konstantin Winkler.

(Zerfortsetzung.)

Im Kriegsjahre Kaiser Leopold I. lag es, die Festung Belgrad, der Türken Hauptbollwerk, zu belagern: Als Vorbereitung für diesen Zweck bejähmte er die Konzentrierung der Hauptarmee von 40 000 Mann bei Esseg, einer starken Festung am rechten Ufer der Drau, wenige Meilen von der Einmündung in die Donau entfernt. Kurfürst Johann Emanuel hatte vom Kaiser das Oberkommando über die Hauptarmee erhalten. Bis zum Eintreffen des Kurfürsten führte der österreichische Feldmarschall Caprara das Interimskommando. Aus dem Berichte des Oberkriegskommissärs Gemmel vom 23. Juni geht hervor, daß in den Tagen des 14. bis 17. Juni die ganze kurfürstliche Armee in dem mehrerwähnten Feldlager bei Pest gemustert wurde.¹⁾ Am 18. Juni brach die kurbayerische Armee von Bona aus nach Esseg zum Zwecke der Vereinigung mit Capraras Truppen aus und überschritt am 19. bei Szeged nördlich von Mohacs die Donau vom linken Ufer aus. Die in der mehrgenannten Musterliste aufgeführten 114 nach Esseg Kommandierten waren zweifellos dem Corps vorausgeritt, um das Lager unweit Esseg für die kurbayerische Armee und im Speziellen für ihr Regiment abzuräumen und einzurichten. In Verfolgung des Kriegsplanes beschloß man, die Türken aus ihren Stützpunkten Ural und Peterwardein, zwischen der Drau und Save gelegene Städte, zu vertreiben, sobald die Save zu überschreiten und Belgrad einzunehmen.

Große Überschwemmungen verzögerten jedoch die Konzentrierung der Hauptarmee bei Esseg so sehr, daß Caprara Ende Juni kaum 15 000 Mann beisammen hatte. Nach die Bayern wurden dadurch abgehalten, zur bestimmten Zeit in Esseg einzutreffen, und wir finden sie und das Regiment Edl erst am 12. Juli in Capraras Lager bei Bagin, eine Meile westlich von Ural. Im Laufe des 18. Juli traf Caprara mit der Armee vor Peterwardein ein, am 19. Sterni mit den Kurbayern, der Kurfürst selbst erst am 28. bei der Armee, welche er noch am gleichen Tage Newe passieren ließ. Inzwischen hatte Caprara die kaiserlichen Generale Baron Wollis und Döhrer über die Donau beordert und bei diesem Detachement befand sich neben fünf Bataillonen Infanterie und drei Schwadronen Kavallerie des Infanterieregiments Edl unter Kommando seines Obersten. Weil über die Infanterie wegen der fertigen Marsche nicht fortzukommen konnte, bekam Edl den Auftrag, mit seinen Husaren des Kaiserl. von Titel, nahe dem Einflusse der Theiß in die Donau, vorzunehmen, um in den Besitz der Flusskommunikationen zu kommen und den Weg nach Owarangara freizuhalten. Edl übernahm mit seinem Regimente schwimmend

die 2000 Schritt breiten marafortigen Hindernisse, berannte das Schloß am 26. und erzwang am folgenden Tage die Übergabe gegen freien Abzug der 400 Mann Janitschorenbesatzung. 18 Kanonen fielen dabei in seine Hände, welche im Kostell verbleiben. Der kühne gefährliche Akt kostete nur zwei Husaren und drei Pferde. Unter Zurücklassung einer kleinen Besatzung schloß sich das ganze Detachement am 29. wieder an die Hauptarmee vor Peterwardein an. Am gleichen Tage brach der Kurfürst nach Stanfamen, am Einflusse der Theiß in die Donau, auf, welches er den 31. erreichte, von da nach Zenlin am linken Ufer der Save, wo der Festung Belgrad gegenüber Lager geschlagen wurde. Von hier aus rekonnozierte Max Emanuel mit 500 Dragonern und 3 Infanterieregimentern, darunter auch Edl, die von den Türken über die Save geschlagene Brücke und zum Übergang geeignete Stellen. Der Kriegsrat hielt denselben ungeachtet des am jenfeitigen Ufer stehenden Feindes für zu bedenklich. Aber des Kurfürsten Feuergeist und seine bestimmte Erklärung, mit seinen Bayern allein das Bagnis ausführen zu wollen, verdrängte die Bedenken des zögernden Kriegsrates. Der Uferwechsel gelang ohne viele Verluste, dank den vortrefflichen Anordnungen des Kurfürsten, und am 10. August konnte die Armee vor Belgrad Lager beziehen.

Über die Beteiligung des Infanterieregiments beim Save-Übergang berichtet Edl in seinem Schreiben vom 12. Februar 1689 an Max Emanuel folgendes:

— — — „daß ich der erste mit meinem Regiment über die Save war mit Verlust vieler meines Regements, das feindliche vdlige gehobte Brück und etwelche belohene Wägen erobert, der durchbar. Infanterie hundert groß und 200 klein schlachtlich davon vererbt, über welches Ihre kurfürstl. Dichti person gegen mir allernachst selbstem gemelt, warumben ich mirs nicht hatte bezahlen lassen; fünftens habe ich zu dem kurfürstl. Poststab 80 groffe und 100 kleine schlachtlich ebenfals vererbt.“

Demnach war das Regiment zweifellos bei der Kavallerie, welche der Kurfürst am Morgen des 7. August über die Save gehen ließ, und es ist geradezu ausgeschlossen, daß jenes Infanterieregiment, welches nach den geschichtlichen Quellen mit anderen vier Kavallerieregimentern zur Bedeckung des Trains am linken Ufer der Save Verwendung gefunden hat, das Edl'sche war. Der erbeutete Viehpark wurde jedenfalls der Artilleriegarde des stehenden türkischen Generals Zegen Pascha abgenommen. Nach eigener Angabe Edls marschirte derselbe gleich nach dem Save-Übergang mit seinem Regiment nach Strenabria an der Donau, vier Meilen unterhalb Belgrads und eroberte und besetzte die Festung, wobei 38 Kanonen in seine Hände fielen. In der Nähe dieser Festung war es in einem

¹⁾ Diese Frühkonzentrierung war selbst dem freien und geschäftlichen Verkehr Ständiger in seiner Wirklichkeit des 2. Infanterie-Regiments noch unbekannt.

griechischen Kloster, dessen Mönche beim Einzug der Husaren sich gestrichelt hatten, wo Oberst Bild in der Erde vergraben jenes interessante Muttergottesbild fand, welches noch — noch Petrus Böjls Geschichte der Klosterparochie zu St. Anno — bis zum Jahre 1782 in der St. Annenkirche am Belzel über dem Tabernakel des Hochaltars hing, ein kleines, schwarzlich rufschwebendes Bild auf Holzgrund, welches aus der St. Annenkirche am Wallersee nach München verbracht worden war und eine Madonna mit dem Jesuskinde in byzantinischer Stile darstellte. „Einen Ausbruch besonderer Herzlichkeit“, sagt Böjl, „hat im Augenblick zur sonstigen Steifheit dieser Bildarbeit das Christuskind.“ Bild zeigte das gesunde Bild seines Kurfürsten, welcher es aufheben ließ und nach der Rückkehr in die Heimat seiner Gemahlin Maria Antonia verbrachte. Diese machte es dem Eremiten am Wallersee zum Geschenk. Auf der Rückseite des Bildes war auf rotem Stoff eine sehr schöne Aufschrift sichtbar, welche nach der Übersetzung Eprodruswäbiger besagte, daß das Bild im Jahre 1677 aus dem Kloster Mülleschitz nach Semendria verbracht worden sei.

Nach dieser kurzen kulturhistorischen Abkürzung sehen wir wieder zu den militärischen Operationen zurück.

Der Kurfürst betrieb nun mit allen Kräften die Belagerung Belgrads, und wir wissen aus der Geschichte, daß diese Festsung am 6. September 1688 mit blutigen Opfern erklammert wurde. Ein Frescogemälde unter den Arkaden — allerdings ohne großen historischen Wert — ist der Erinnerung an den heldenmüthigen Erläuterer Belgrads und seine tapferen Vorgesetzten gewidmet. Auch die im Schiff der Metropolitankirche zu U. S. Frau dahier hängende grüne Türenschnur rührt von diesem Sturme her, welche einer in München hiesig gehörten Sage nach, der jedoch eine historische Begründung nicht gegeben werden kann, vom jehygen 2. Infanterieregiment, damals Regiment zu Fuß Gallenfelds, erobert worden ist. Zwei andere Fahnen, rot und blau, überbrachte der Parischer Grünel, im Auftrage des Kurfürsten an den Papst. Woffen und Tropfen aus jener Zeit sind im L. b. Armeemuseum unter dem Bilde Max Emanuel als Fünftmal böyrischen Kriegsrathes aufgestellt. Was nun die Teilnahme unseres Husarenregiments an der Erstürmung Belgrads betrifft, so führt keine der einschlägigen Casellen, auch nicht die Relation des Kurfürsten an den Kaiser, dasselbe als am Sturm beteiligt auf, und doch schreibt Bild selbst in einem sogenannten Rechtsergänzungsbuch vom 12. Februar 1689 an den Kurfürsten: „... achtend so ist zu behaupten, daß ich freiwillig angehalten, neben der Donau bei dem Sturme commendirte 400 von meinem Regiment neben 300 Dragonern angeführt durch die Gnade gottes mit Verlust etliche und jehyig dotter und vielen plowierten, da ich allein fünf gottlos noch glückliche jehy bekommen, mein intento erreicht und glücklich mit behaupt.“

Nach diesem aus erhaltenen Originalbild Bild dürfte wohl aller Zweifel ausgeschlossen sein, daß er mit einem Teil seines Regiments am Sturm beteiligt war, und zwar bei der Kolonne jener Diversionstruppe, welche General Arco von der Donau her zum Sturm auf die Passirabierung zwischen der großen Batterie und dem südöstlichen Eckrandel vor dem Eingang der Wasserstadt bestellte, in Ausführung des kurfürstlichen Befehls, daß zur Unterstützung der beiden Hauptangriffe auf die Werke von der Kavallerie Befehlsangriffe von der Donau und der Save her gemacht werden sollten.

Eine spätere Musterliste vom Lager von Semlin, 26. September 1688 führt 12 tote Husaren auf, welche bei Petermordien und Belgrad gefallen sind, ebenso als verendet bei Belgrad den Oberstlieutenant und den Rittmeister Baron Andreßky nebst 28 Gemeinen und 5 Beslangenen. Die etliche und jehyig Tote, von welchen oben die Rede war, dürften demnach zum größten Teil den Dragonern angehört haben. Immerhin bietet auch diese Musterliste dem Forscher sichere Anhaltspunkte für eine teilweise Beteiligung des Regiments am Sturm. Derselbe List bezeugt eine Unzahl von Husaren als bleibend. Musterkommissär Gemmel klärt uns über diese auffallende Massenverwundung dahin auf, daß nach der Verwundung des Obersten die Deutschen über die 400 kommandierten Ungarn hergefallen sind und ihnen alle eroberte Beute abgenommen haben, wobei die meisten Ungarn bleibend wurden. Auch diese Notiz spricht, besonders im Zusammenhange mit dem Berichte Bilds selbst, für die Teilnahme der Husaren am Sturm. Toß dieser allen Begriffen von Disziplin höhnpredchende räuberartige Überfall von seiten der Deutschen, also der Kameraden, erfolgte, ist uns ein Beweis, daß man in deutschen Heere auf die furchtbare ungarischen Husaren nicht gut zu sprechen war. Die eigenartige Zusammenziehung des Regiments, welches nicht ganz frei von unkeuserten Elementen sein konnte und da, wo es Beute gab, jedensfalls ohne Rücksicht auf andere mit vollen Händen zugriff, hat zweifellos dieses Uebelwollen hervorgerufen. Der Rest des Regiments lag während dieser Zeit in Semendria unter dem Kommando des Oberstwachmeisters, eines in Semendria geborenen Ungarn, als Belagerung neben 500 deutschen Soldaten. Bild hat also nach der Einnahme von Semendria einen Teil seiner Husaren als Belagerung dort zurückgelassen und den andern in das Lager vor Belgrad zurückgeführt. Wenn Oberst Bild in dem mehrerwähnten Bericht vom 12. Februar 1689 an den Kurfürsten schreibt:

„Das Regiment hat 3 båg vor einnehmung Belgrads mit zueziehung der schynphoner — d. h. Peitermocher, Federwiedelbe! — unter Ihro Churf. Trf. Johnen von drey stehenden kältten die garnison und Burgerkchofft 14 Wehl weg andrer Belgrad vast alles niter gehocht und gebändert 7 Janiszaren Johnen, gray Pferd mit sold undt jang neben andrer beuthe Ihro Churf. Trf. zur beuthe gebracht“, so kennzeichnet dies so recht deutlich und auffallend den Charakter der ruhe- und frupellosen leidenschaflichen Parteidangerichaf, welchem Zwecke ja wohl die Errichtung dieser trachten Meierei recht eigentlich gescheit hat. Ein im Kriegsgardie befindliches Diorium eines kurbayrischen Offiziers — nach kothbaischen Familientraditionen Max Emanuel Rothschaf v. Weissenfeld —, welches die Ereignisse von der Abreise Max Emanuels bis zur Eroberung von Griechisch-Weissenburg (Belgrad) Tag für Tag schildert, enthält auf Seite 29 folgenden Eintrag:

„auch hat man vernommen, (28. Aug.) daß eine sturche Parthey Husaren Veremodisch in Bosnien, welches 16 meil von hier (Lager von Belgrad) liegt, überfallen, dachsthen 300 Türken niedergemocht und neben erbelegung einiger gelangenen Christen, so hieher ins Lager gebracht worden, eine reiche prath besprochen haben.“

¹⁾ Oberleibantone von südtigen Husaren und Besindel, welche den Krieg auf eiger Bauß in der vorerwähnten Weise führten.

Ob der hier von Rothhalt und in ähnlicher Weise auch in Dinio's) Tagebuch gekündigte Überfall mit dem oben von Ebl selbst berichteten identisch ist, oder ob hier zwei verschiedene Ereignisse vorliegen, kann mit historischer Sicherheit nicht behauptet werden, und ebenso fall unentschieden bleiben, ob die vom Kurfürsten für eine außerordentliche türkische Gefandtschaft bestimmte Sicherheits-Eskorte von 300 Husaren aus böhmischen Husaren bestanden hat. Letzteres als wahrscheinlich anzunehmen, liegt aber aus leicht begreiflichen Gründen

sehr nahe. Der Karnett Södegh Horvath wurde nach der Eroberung Besgrabs mit 16 Husaren kommandiert, die Kavaliere und Knechte, welche der Kurfürst nach Wien abgeschickt hatte, um dem Kaiser bei der Einnahme der Festung zu melden, zu begleiten; ebenso Lieutenant Galay mit 35 Pferden zum Schutze des böhmischen Oberlieutenants, welcher dem Prinzen Ludwig von Baden die gleiche Meldung zu machen hatte.

(Schluß folgt.)

Die Burg und die Herren von Laber.

Von Ludwig Weiß.

Lopara — so nennen die Urkunden im Jahre 731 und 822, Labara im Jahre 829, Lober im 11. Jahrhundert die Flüsse, die, vier an der Zahl, ihre Gewässer durch die böhmischen Gauen entsenden: Die Lober kurzweg fällt bei Dietfurt, von Roden kommend, in die Klammfl, die Schwarze Lober mündet — ebenfalls von Roden her — bei Einzing nament Regenburg in die Donau, die Große und die Kleine Lober mischen ihre Wellen bei Stroubing mit dem nährlichen Strome. Fernd anmutend stimmt dieser Nahname; denn in der That stammt er nicht von deutscher Junge, ist vielmehr ein Überbleibsel keltischen Ursprungs von der Wurzel lav (negen) ober, wie andere wullen, von labar (sprechen), das aus der Wurzel lap kommt. Wäre die letztere Deutung die richtige, dann hieße der Name nichts anderes als der thörende, klingende, der tanzende Waldbach. Trotz dieser poetischen Erklärung wollen wir es lieber mit der ersteren halten, weil sie die näher liegende ist; außerdem wollen wir freilich in unsezer Gesehramkeit nicht vergeffen, daß der römische Epiker Cajus Silius Italicus der unter Kaiser Trajan (98—117 n. Chr.) aus Krantheit, nicht wie gar mancher andere Dichter aus Not, elendiglich Hungers sterben mußte, bereits einen gallischen Herrn Labarus uns vorstellt, und vielleicht ist es kein Zufall, daß der Nebenfluß Lambro des Po, im einstmaligen keltischen Oberitalien, ehemend nicht blaß Lambros, sondern auch Labrad heißt. Kurz und gut — auch an diesen Gewässern, gleich wie an anderen, ist der Name doppelt gehalten, den ihnen die zu vorgeschichtlichen Zeiten und bis unter die römische Eroberung herein in unsezer Landen wohnenden Kelten gaben. Er reicht also in weitere nebelhafte Fernen zurück, welche dämmernde Geschichte verhüllen.

Eine ganz eigenartige Gesehgsformation bildet der mächtige Zug des Jura, der von der Rhone bis ins Herz von Deutschland streicht, in seinem östlichsten Teile nach dem geschichtlichen Namen des von ihm erfüllten Gebietes der fränkische Jura heißt und mit seinem Südrande bis zur Donau reicht. Verschiedene Gewässer brechen in ihn hinein, brechen hindurch oder heraus, oder sie entspringen, fließen und münden in ihn, wie die Schwarze Lober. Sie alle haben von Dolomitsfelsen ausgehiebene, tiefe und meist enge Thäler, welche häufigen Überschwemmungen ausgesetzt sind, während die Hochflächen oben nicht selten von bitterem Wassermangel heimgesucht sind. Zwar finden sich auf diesen Höhen zahllose Pingen, —

trichterförmige Vertiefungen von 10—15 m oberem Durchmesser und 6 m Tiefe, in denen die Wasser der atmosphärischen Niederschläge schnell versinken, um unten im Thale meist plötzlich als Quellen in großer Fülle wieder zu Tage zu treten, wo sie den Menschen in Wäldern und Werten kräftige Beihilfe leisten.

Es ist keine Landschaft, welche durch die Großartigkeit ihrer Schönheit den Wanderer begeistert oder entzückt, aber doch entbehrt sie nicht ihrer besonderen Reize. Von den zahlreich auf die Hochfläche angelegten, häufig mit Burgen gekrönten Berggipfeln aus genießt das Auge herrliche Fernsichten, zahlreich finden sich liebliche Punkte und die tiefen, alleseitig waldartigen Thäler mit den pittoresken Felsenbildungen ihrer Wände gewähren manche romantische, überraschende Scenerien; in gerader herrlicher Umgebung mündet bei Einzing die Schwarze Lober in die Donau.

Abzweigend von der Donauthalbahn führt hier eine Zweigbahn nach Klöng, wo die Wasserkräfte der Lober zum Dienste betriebamer großer Fabriken nutzbar gemacht wurden. Doch heute wollen wir nicht diesen Pfad ins schöne Raberthal einschlagen, wir vertrauen und der Regenburg-Räuberberger Eisenbahn an, die uns auf hochgeschwungener Brücke beim altherühmten Kloster Prüfening über die Donau, dann an den Höhen des Naktbales entlang und quer über das Hochplateau weg hinüber in das Thal der Schwarzen Lober führt.

Da bildet der von Roden nach Säben ziehende Fluß ein kurzes Arie, die seltsamen Höhen treten ein wenig zur Seite, um im Grunde des Thales einem kleinen freundlichen Markte Raum zu gewähren, der sich da recht freundlich gebettet hat und sich um einen hochragenden Felsenkegel schmiegt. War steil, schier unerklimmbar steigt er mit schroffen Wänden empor, und darum darf uns nicht Wunder nehmen, daß er in den unruhigen Zeiten des frühen Mittelalters, da jeder freie und wehrhafte Mann sein Heim möglichst zu sichern strebte, mit Befestigungsanlagen versehen wurde: die Herren von Laber hielten sich da oben ihre Burg.

Der Ort, die Burg, das adelige Geschlecht tragen den Namen nach dem Flusse, und weil die Herren von Lober nicht wie die meisten eitterlichen Familien wassertrage, aber leihene Dienstmannen ausgereicht eines vornehmen Hauses waren, sondern freie Herren, die niemand zu Lehen gingen und nur dem Aufgebote des Landesfürsten oder dem Befehle des Reichsoberhauptes, des Kaisers, folgten, so dürfen wir wohl daraus schließen, daß wir in ihnen die Nachkommen eines Geschlechtes

) Dinio, herb. Cerevi und Wälschthierograph Wag Emanuel

zu erblicken haben, das bereits zur Zeit der Einwanderung der Bajuwaren in die Gauen unserer Heimat zum Adel gezählt, hier im lieblichen Thale des Flusses seinen Sitz aufschlug und die seinem Banner folgenden Getreuen zu Kampf und Fehde führte. Im übrigen ist es nicht allzuviel, was wir von ihnen aus älteren Zeiten wissen.

Kventin leitet ihren Ursprung auf den fabelhaften Grafen Lohar von Klendberg zurück, dessen angebliche 32 Söhne eine so gern nachgerühmte Wundermär bilden; doch das ist einer der vielen Mären, die sich der ehrwürdige Vater der bayerischen Geschichte in treubergigem Glauben aufhinden ließ; in der That wissen wir über ihren Ursprung nichts. Sie erscheinen

Die Namen, welche am häufigsten bei den Herren von Baber erscheinen, sind Werner und Hadomar. Nachdem ein Herr Werner und ein Herr Gundaker in den Jahren 1106 und 1109 als große Walthäter des Schottenklosters St. Jacob zu Regensburg genannt werden, erscheint urkundlich zum ersten Male Werner 1118; Werner III. befindet sich unter den Großen des Landes auf einem vom Bittelbacher Herzog Otto I. abgehaltenen Landtage zu Ammenberg.

Hadomar II. (1287—1337) wurde nach dem großen Aufstande 1334 zu Regensburg zum Bürgermeister gewählt, da man dort beschloß, zur Verhütung der Übergriffe einzelner Familien keine Patrizier der Stadt mehr, sondern Wieder aus-



Saffersheim Lohar.

gleich den meisten unserer Adelsgeschlechter, zum ersten Male in den Urkunden des 12. Jahrhunderts, weil von dieser Zeit an überhaupt erst die Sitte anflam, daß die Adelsfamilien stehende Namen nach ihrer Haupt- oder Stammburg annahmen. Wie uns Altmeyer Hundt erzählt, fallen sie des gleichen Stammes mit den Herren von Breitened und Prunn gewesen sein — und das klingt wenigstens glaubbar. Unter ihren Besitztungen werden Prunn, Wöth, Bergstetten, Schambach, Singing, Schönhofen, Dietfurt, Berachhausen genannt, und ihr Erbvergnüß besaßen sie im Kloster zu Weltenburg, dessen Vögte (d. i. Schutzherrn) sie waren. Ihr Wappenschild ist quer viermal silbern und dreimal blau gestreift; auf dem gekrönten Helme sitzen zwei Pferdcharen, an der äußeren Seite silbern, an der inneren blau, mit fünf Straußfedern geziert, die Helmdecken tragen die nämlichen Farben.

wärtiger Familien mit diesem Amte zu betrauen. Als Bürgermeister wußte er sich allgemeine Liebe zu erwerben. Er hinterließ zwei Söhne, Hadomar III. und Ulrich II.

Hadomar III. (geboren 1310 und gestorben 1361) befand sich fast stets in der Umgebung der bayerischen Fürsten, insbesondere des Kaisers Ludwig des Bayern und seines Sohnes, des Markgrafen Ludwig des Brauburgers, an dessen Kriegszügen er lebhaft teilnahm. Er war ein begabter Dichter, führt daher den Beinamen „der Rinnwänger“ und schrieb (zwischen 1335—1340) ein allegorisches Gedicht „Die Jagd“, von großer literar-historischer Bedeutung. Dasselbe wurde, wie uns die große Anzahl der erhaltenen Handschriften beweist, in hohem Werte gehalten und genas einer so großen Volkstümlichkeit, daß man seinen Ton häufig nachbildete und die Gedichte späterer Autoren, die in der gleichen Weise verfaßt

waren und die Minne zum Gegenstand hatten, kurzweg einen „Loberec“ nannte. Vermuthlich wurde auch von ihm die Handschrift des Nibelungenliedes, welche Wigand Hundt 1575 aus dem ehernen den Herren von Lober gedächtnis Schlosse Bruun an der Altmühl fand, darthiu gebracht.

Ulrich II. führte ein bewegtes Leben. Er stand an der Spitze der großen Adelpartei, welche unter dem jungen Herzoge Meinhard die Macht in ihre Hände brachte; er war 1366 Bürgermeister von Nürnberg; mit der Nachbarstadt Regensburg hatte er stets Handel und nahm ihnen Kaufleuten die Waren ab.

Hadamar IV., der Sohn Hadamars III., besaß die Amt eines Bürgermeisters von Regensburg von 1376—80, geriet dann in eine von 1389—1393 währende Fehde mit der Reichsstadt, während deren dieselbe einen Zug gegen die Burg Lober unternahm, wurde aber nach erfolgter Ausöhnung 1397—1407 wegen seiner mächtigen Verbindungen und seiner bedeutenden Fähigkeiten abermals zum Bürgermeister erlesen, bis er das Vertrauen der Städter dadurch verlor, daß er die Handschaft über Stadt- und Hof nicht an die Stadt Regensburg, wie diese dringend wünschte, sondern an zwei Adelige verkaufte.

Unter seinen Nachkommen ging die Familie zuerst allmählich, dann rasch zurück. Zwar schloßen seine Söhne Hadamar V., Caspar, Hadamar VI. noch mit den mächtigsten Adligen: den Herren v. Adensberg, Rammer, Lörring, Leiming, Birzenan, Mayelrain, Frauenberg u. s. w., den großen gegen die bayerischen Herzoge gerichteten Bund zur Verteidigung ihrer Freiheiten, Hadamar V. vermählte sich mit Otia (seiner Tochter des Hauses der Herren von Bern und Bernau), der nach Bayern gelüchteten Counten von Verona), aber schon 1435 verkauft Caspar die Burg zu Lober an Her-

zog Heinrich von Landshut; Hadamars VI. Sohn Sebastian verlegte sich auf Stegreif und Bladerei, fiel den Augsburgern als Straßendrüber in die Hände, starb im Kerker an den empfangenen Wunden, und nur die Verwendung seiner mächtigen Verwandten verhinberte die Augsburgser daran, daß nicht nach seiner Leiche der Kopf abgeschlagen wurde (1436).

Mit Hadamar VII., Damberr zu Sulzbach, riefte das berühmte Geschlecht (1475); im Kreuzzuge des Dames liegt er bestattet.

Kein Zeichen ist von dem mächtigen Geschlechte übrig geblieben, als ein Wappenstein im Schattencloster zu Regensburg und der schöne große, noch sehr gut erhaltene Grabstein aus rotem Marmor Hadamars IV., des 1420 gestorbenen ehemaligen Bürgermeisters von Regensburg, im Chöre hinter dem Hochaltare der Pfarrkirche zu Lober. In der ritterlichen Tracht seiner Zeit, in der Rechte die schönleingelamte Lanze, zur Linken das Wappenschild seines Hauses, steht „der alte Herr“ da (so nennt ihn die Handschrift). Der Stein bildet den schönsten Schmuck der Pfarrkirche, die noch den in Chöre noch sichtbaren Gewölberippen im gotischen Stile erbaut



Partie aus der Schloßmauer zu Lober.

war; im Chöre ferner hängt noch ein Wappbild mit einer alten Ansicht von Lober, auch der Taufstein ist alt. Dobe Mauern umschließen die Kirche.

Nach dem Übergange der Herrschaft Lober an das landesfürstliche Haus wurde Lober der Sitz eines Pflegamtes. Durch den Kölner Spruch, welcher den vererblichen Streit um das Erbe der Landshuter Herzoge beendete, wurde es dem neugebildeten Herzogtum Neuburg, der „Jungen Pfalz“ zugewiesen, und teilte dessen fernere Geschichte zur Vereinigung mit dem Mutterlande.

Wenige Reste der stolzen Burg stehen von der Felsenklippe herab ins lausige Thal, denn der gewaltige vieredige

Bergfried wurde bereits im vorigen Jahrhundert niedergelegt, und die Mauern dienen den Bürgern des Ortes als ein willkommener Steinbruch. So mahnen die Trümmer der einstigen Feste an die Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Größe;

doch wenn die zu Rüste sinkende Sonne die gebrochenen Mauern mit ihrem Strahlenkuffe verflärt, so magst Du auch hier des Dichterswortes gedenken: „Neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Auf dem Schlenkermarkt.

Skizze aus den bayerischen Alpen von Peter Weber.

Shlenkermarkt, ein eigentümlicher Name! So wird sich der gehetzte Leser denken, wenn er bei seiner Lektüre auf diese Skizze stößt. Freilich, nur in einem kleinen, aber um so schöneren Teile unser lieben deutschen Vaterlandes ist dieses Wort bekannt; es ist ein alter bayerischer Name, er findet sich nur in den oberbayerischen Alpen, und der Ausdruck „schlenken“ bedeutet so viel als „schönenbern“, „umher wandern“, „nichts zu thun haben oder nichts thun wollen“, ein Schlenkermarkt ist also eine Versammlung von Leuten, welche eben keine Arbeit haben.

Am Feste „Mariä Lichtmess“ — 2. Februar —, wenn die Kirchenglocken im Thale zum feierlichen Hochamt rufen, und deren Klang in den beschneiten Bergen vielfach wiederhallt, wenn das Gefinde flehlich geschmückt sich zum Kirchgang rüht, dann erscheint der Bauer in der blankgeschwarten Wohnstube, durch deren spiegelhelle Fenster eben die Sonne ihre ersten Strahlen sendet und stellt die mit Silberrand schwer gefüllte hölzerne Weibschüssel auf den Tisch, während seine Ehefrau, die gerade aus der Frühmesse gekommen, die Knechte und Mägde zusammenruft zum Empfang ihres Zehrlöhnes. Bedächtigen Schrittes kommen die „Echelalen“ herbei, zuerst der Oberknecht, eine kräftige Gestalt mit braunem Schnurrbart, in die mit grünen Schürzen gezierter schwarze Kniehohe und die graue Lodenjoppe gekleidet, auf dem gekrümmelten Haar den grünen Hut mit Spieldachzieder und Hemdbart. Mit kurzen „Berglets“ nimmt er die vom Bauern mit lauter Stimme vorgezählten 200 Markstücke in Empfang und vermahnt sie in den beiden Hohenstischen. Dann kommt der Untertanz, der 120 Mark erhält, hernach die Hofbier, eine schlankgewachsene Mädchengehalt, mit schwarzem Wiedel, an welchem ein buntesärbtes, seidenes, mit Franzen besetztes Bruststück befestigt ist, das bis über die Schulter reicht und am Rücken mit der silbernen Streckadel befestigt wird. Sie erhält 100 Mark, welche sie in Ermangelung einer größeren Geldbörse einhundert in den weiträumigen, innen mit Gold geschliffen, außen mit zwei großen Goldquallen gezierten Wändelhut legt, so genannt, weil an ihm zwei breite schwarzseidene Bänder angebracht sind, die der Trägerin des fleckigen Huttes bis über den Rücken hinabreichen. Nach ihr erscheint die Gernerin, die im Sommer auf hochgelegener Alpenhütte haust, und nimmt 80 Mark in Empfang, zu allerletzt tritt die alte Traudl, die Füllnermagd, an den Tisch, die mit ihrem 50 Mark Lohn eifrig verhandelt, um sie dem unter ihrem Kopfkissen verborgenen alten Stricktrumpf anzuvertrauen.

„Jetzt hätten wir's“, spricht dann der Bauer und übergibt die letzte Kasse seinem Erweibel, „heute Nachmittag fahren wir dann in die Stadt auf den Schlenkermarkt, um neue Dienstboten zu dengen, denn alle verlassen und bis auf die Traudl.“

Dann begibt er sich ebenfalls auf den Weg zur Kirche, während die Bäuerin das Mittagemahl kocht, an welchem die abgehenden Dienstboten noch teilnehmen. Es gibt Schmalzknudel, Speckknudel und „Verluchertes“, denn heute ist Freitag und Abchiedemahl.

Nach den Mittagessen nehmen die scheidenden Dienstboten von der Herrschaft Abschied; dann holen sich die Knechte aus der Scheune kleine Strohbüschel, welche sie mit bunten Wändeln schmücken, und heften sie an den Hut, die Mägde aber nehmen ihren von der Mutter ererbten silbernen Köffel aus dem Schranke, wänden ebenfalls ein farbiges Band um denselben und stecken ihn in das Wiedel. Dies ist das Zeichen, daß der Dienstbote „schlenkt“. So geht ergeben sie sich in die nächste Stadt oder sonstige größere Ortschaft und erwarten die neue Herrschaft, welche sie in Dienst nehmen will.

Bald entwickelt sich ein lebhafter Wortwechsel zwischen den anwesenden Bauern und den „Schlenkern“, und sobald der Dienstbot oder dessen Frau den lebhaften, wohlgeschulden Zugbeutel hervorzieht, denselben in Vollgelaß des Reichthums an den beiden Schenkern „tanzen“ läßt und dann das „Trangeld“ gegeben hat, nimmt der neugewonnene Knecht seinen Strohbüschel vom Hut, die neue Magd ihren Köffel aus dem Wiedel, und der Bund bis zum nächsten Lichtmessfest ist zwischen beiden Theilen geschlossen.

Dann setzen sich die Bauern der Gegend im nächsten Wirtshaus zusammen und erzählen von den Erträgen ihrer Äcker, von dem Wohlstand ihrer Alpenfische und dem Wert des Holzes, das sie in die Stadt zum Verkauf bringen, schließen mit ihren Nachbarn Gewattergeschichten, wärmen alte Verwandtschaften, die bis in den zehnten Grad reichen, auf und schließen Verlobungen zwischen ihren Töchtern und Traudeln, vorausgesetzt natürlich, daß sich die jungen Leute lieb gewinnen, was die Alten in ihrer erprobten Weisheit leicht zustande zu bringen hoffen, was aber auch oftmals fehlschlägt.

So ging es einst der Hausblüerin, die tief im bayerischen Gebirg an der Tiroler Grenze ein kleines Gut mit Gastwirthschaft ihr Eigen nannte. Soeben hatte sie am Schlenkermarkt eine neue Magd gebunden und sich dann zu ihrem Vetter und Gewattermann, dem Schindlbauern, gesetzt, der in gleicher Angelegenheit mit seiner Ehehälfte hier weilte.

„Was meinst“, sagte da der Schindlbauer zu seiner Gewatterin, „wenn aber Dein Rotzli meinen Sepp heiraten thät, auf Dein Haus taugt der Sepp, er ist ein guter Bursch, net unanber und versteht die Sach“ vom Grund aus; die Wirtschafft versteht er auch ganz gut, denn 's Bier ist sein Leibtrunk!“

„Ja, wär' mir schon recht“, meinte drauf die Hausblüerin, „wenn nur der verflizte Grenzjäger net wär“, der hat 's Deandl ganz verrückt gemacht, sie will von sonst soon wissen, als von dem!“

„Ddß wird schon noch anders“, meinte der Gewatter, „wenn ich 's Donnl ins Geseit nim!“

Doch trotz der Bitten und Drohungen des Vaten, trotz der Harwürde der Mutter blieb 's Kathri ihrem Schatz treu, und nach etz der nächste Schlenkelmarkt abgehalten wurde, führte der zum Steuerbeamten ernannte Grenzjäger seinen Schatz als angetraute Ehefrau mit in die Stadt. Die Hausenbäuerin aber dängte sich am Schlenkelmarkt eine ferche Kellnerin, welche die Stelle des schwarzen, hübschbarn Kathri versehen mußte, und überasß Hans, Doß und Goltwürtschafft der jüngeren Tochter, die mit freuden den Sepp heiratete und damit die alte Verwandtschaft zwischen den Gewattersleuten wieder aufrichtete.

Oegen Abend wird es am Schlenkelmarkt besonders lebhaft. Dann kommen die Musikanten und spielen im großen Tanzboden des Wirtshauses die allgemöastlichen Wandler oder den „Neuwaserischen“, vielfache Jodeler erschallen, und man glaubt, der Boden müßte bebren, wenn die starken Burtschen im Takt den Schupplattlerkernz kräftigen. Bald im rasendsten Tempo, auf die Knie und Schupplattler schlagend, bald sein gemacht, wie der Spielbohn sich um seine Deme schleicht, tanzt der Burtsch dem Mädchen nach, nimmt dabei verschiedene hübsigende Stellungen ein, macht Purzelbäume, hieß sich sogar einen Moment lang vor seine Schöne auf den Boden hin und hebt sie dann im frohen Bewußsein, daß sie seine Werbungen erhört, mit schallendem Jauchzer, indem er sie um die Taille faßt, in die Höhe.

In den kleinen Nebenräumen aber, wozin der Klang der Trampeten, Kläten und Weigen nur mehr gedämpft bringt, spielt die Fither und Guitarre zu den Schmahbüßeln der Altra, die sich dabei in ihre Jugenzeit zurückverlezt glauben.

Erst spät, wenn bereits der Mond über die Berge emporgehüngen ist und deren Risse und in Eis gefüllte Faden beleuchtet, und die Schneedecke funkelt, als wenn Millionen Diamanten darauf verstreut wären, kehren Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd heim zu ihrem Hof, der dreien einsam auf der Höhe steht und das Thal übertragt, als wäre er das Schloß eines Gougrajen. Die Bäuerin als sorgende Hausmutter weist den Keuzentretenden ihre Schlafkammern an und besprengt die Thür mit Weihwasser, damit mit den neuen Dienstboten auch ein guter Geist einziehen könne, dann sucht sie ebenfalls ihre Ruhestätte auf. Der neue Knecht aber lehnt noch lange am offenen Fenster seines beschriebenen Kämmerleins und steht düster über die im Sternensicht stümmernden Schneeberge, hinter denen er seinen Schatz lassen mußte, um hierher folgen zu können; das Mädchen, das drüben hinter den züchtigen Schwoien wohnt, wird wohl auch dem glänzenden Mond, der allen Menschen sichtbar am Firmament seine ewige Wanderung fortsetzt, ihre Grüße an den geliebtesten Freund aufgeben. Wird er ihre Trüben? So beult sich die trauernde Witw und verbirgt schluchzend ihr Antlitz in dem von den Thronen durchwühlten Kissen. — Hoffen wir, daß der nächste Schlenkelmarkt beide einander wieder näher bringt.

Kleine Mitteilungen.

Unsere Wälder. Die den Artikel „Schloß Vöber“ beigegebenen Illustrationen stammen aus dem Alman, welches der Kreis Oberpfalz St. Königl. Hoheit dem Prinzregenten zum 70. Geburtstag als Geschenke überreichte. Die Herren Bauamtsbesitzer Niedermayer, Jagenmeister Deuschlag und Kunstmaler Kitzheimer in Regensburg sind die ordentlichen Künstler, welche die Wälder schufen.

Die „Nürnbergische Uhr.“ In gerechter Würdigung des Wertes, jederzeit sicher zu wissen, „wie viel es geschlagen“ habe, sonnten die Italiener schon im Mittelalter als Wertmaße einer wohlbestellten Republik, „wenn Brot und Wein in richtigem Maß und Gewicht am mäßigen Preis zu haben, die Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person das Übrige verrichtet, die Straßen sauber gehalten, und die Uhren oder Zeiger richtig gehen“. Da nun Nürnberg in jener Zeit wohl mit Recht auf den Titel einer „wohlbestellten Republik“ Anspruch machen durfte, so trat man dort, außer den übigen angeordneten Wertmaßen, auch richtig gehende Uhren, aber, besser gesagt, richtige Zeitungen. Einem Kneze Namens Johannes Königshäger gebührt der Ruhm, für Nürnberg 1489 eine Zeitrechnung erfinden zu haben, wie sie, nach der Verbesserung des Chronisten, „fast fast nicht in ganz Teuschland brauchbar (d. i. gebräuchlich) ist“. Man requierte nämlich den Tag nicht nach der Reamination der Sonne, resp. dem Mitternacht, sondern zählte die Stunden des Tages von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, die der Nacht von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang. So war nach der protestantischen Lage Nürnbergs der längste Tag dort rund 16 Stunden, der kürzeste rund 8 Stunden beträgt, so wies die natürlich hiernach die Zeitangaben. Die Stunde oder Anbruch des Tages oder der Nacht hieß ein gen Tag bzw. Nacht; das Ende des Tages oder

der Nacht wurde „Wotanz“ genannt. Noch heutzutage trägt das Abendbrot den Nürnbergern die Bezeichnung „Wotanzbrotten“. Eine so häufig wechselnde Stundenabgabe konnte natürlich nicht durch ein Stundenwerk besorgt werden, weshalb die Türmer auf St. Lorenzen, St. Sebaldus, dem weißen und inneren Kaiserthum durch Schläge auf die Glocken die Stunden anzeigten, wonach sich dann jedermann richten konnte. Dabei ging man nach folgender Ordnung:

Datum	Tagelänge	Ende der Nacht
7. Januar	9 Stunden	15 Stunden
28. Januar	10	14
14. Februar	11	13
3. März	12	12
19. März	13	11
5. April	14	10
23. April	15	9
15. Mai	16	8
11. Juli	15	9
2. August	14	10
30. August	13	11
5. September	12	12
22. September	11	13
8. Oktober	10	14
26. Oktober	9	15
16. November	8	16

Zie schlagen also j. H. am 14. Februar bis 2. März inkl. am Tag ihrer 11, bei Nacht ihre 13 Stunden ab; am 3. März an trat dann der in der Tabelle angegebene Wechsel ein. Nach

Erkundung, bezw. Verbesserung der Nadelröhren wurden natürlich auch sehr in Nürnberg gethätig. Man ging aber deshalb von der gemachten Weise der Stundenangabe nicht ab, ließ vielmehr das bewährte Alter neben dem besseren Neuen bestehen. So hatte man nun zweierlei Zeitbestimmungen, von denen man die ältere die „große Uhr“, die neue die „kleine oder gewöhnliche Uhr“ nannte. Die Tabelle bietet den Vergleich zwischen der „sonst gewöhnlichen Uhr“ mit der „Nürnbergischen Uhr“. In der rechten Tabelle ist die Tageslänge für Nürnberg z. B. am 15. Mai mit 16, die Länge der Nacht mit 8 Stunden angegeben. Früher also die Nadelröhren 5 Uhr morgens, so schlugen die Türme nach der großen Uhr 1, um 12 Uhr mittags 8 und abends 8 Uhr 16 an. Die Stunden der Nacht wurden dann so angegeben: um 9 Uhr abends 1, um 12 Uhr nachts 4, und um 4 Uhr morgens 8. Es wird wohl manchen Fremden sonderbar vorgekommen sein, diese eigenartige Zeitrechnung neben der überall gebräuchlichen in Nürnberg zu finden, auch sonst mag es wohl allerlei Irrthum und Wirrwarr gegeben haben; aber trotzdem dürfte es wohl erst ca. 100 Jahre her sein, daß die alte „Nürnbergische Uhr“ von der neuen, „sonst gewöhnlichen Uhr“ abgelöst wurde. W. Ulfsh.

Der Pfeffertag und die zwölf Nächte. Am dritten Morgen nach dem hl. Christtage ziehen nach in vielen Gegenden des Rheinlandes, in den Städten und Dörfern sowohl, wie auf dem Lande, kleine Truppen von Jungen mit Wundenbücheln in den Händen von Haus zu Haus, Einlös begehend: es sind die Pfefferkuchen, deren „Kant“ und Ausgabe des Tages darin besteht, daß sie unter Verlesen des Pfefferpruches die weiblichen Anwesen des Hauses, welche ihnen unter die Hände kommen, „pfeffern“, d. h. auf Hals- und Wangen — unter Bekämpfung der Büchlein — mit weiz oder minder getrockneten Wundenkräutern netzen.

In den vornehmeren Geschichtswirkeln Coblenz, wo Großniederrhein steht, und wo man Volksglauben und Volksgesang noch aus Zeitaltern und Heiligtümern kennt, bleibt festlich dem Pfefferkuchen die Thür verschlossen und hauptsächlich ist in der größeren Stadt der Brauch auch in insondierete Betteln ausgeübt, der gegenüber der Polizeistrafvergebung und die Verfolgung noch gern — eben um des alten Brauches willen — ein Auge zudrücken.

Truppen in den Vorstädten, in den Südstädten, auf dem Lande, dröden im Gebirge sowohl, wie in Orunde, aber trägt der Pfeffertag noch ganz das idyllische Gepräge, den Charakter eines alten Volksbrauchs.

Der Pfefferkuchen trägt das Ausübungsbrecht und die Bekämpfung, geschieht werden zu können, an erster Stelle Jungfrauen und ungeschickten Jungknecht ein; doch wird dieses oberste Pfefferrecht wohl so sehr vom Standpunkte der eigentlichen Moral aus gehandhabt.

Seit Großmütterchen ist heute am frühen Morgen vom Kuttogebirge heruntergekommen in die große Wohnstube des Hauses mit dem alten Kachelofen und der laugen Ofendampfröhre, wo schon die Bäuerin und ihre Schwester, die Großmutter und die kleine Magd und die Dreifachfrauen zum Frühstück Platz genommen haben.

Ran kommen sie nach Sonnenanbruch angründet, die süssige Pfefferer mit der unschuldigen Miene von der Welt, die mit rothebenen Händen zusammengehaltenen „Wundenbüchel“ entweder im Götterdarm oder hinterm Nacken, oder — wie der Zug — in den langen Wundenfalten versteckt.

Wie das nun eine Gaubi! Wird das ein Schlären, ein Schären, ein Schieben, ein Drängen der Weibsteute, ein Wärm, als ob der ganze Bauernhof in Flammen stünde.

Rur Großmütterchen hält still und hält den Tochtermann den blühen im Versuch derbotenen Lohn, einen Nürnberg gethätigen Pfefferkuchen und einen alten Klientel entgegen.

Vor 60 Jahren ist Mütterchen auch als junges Blut in dieser Stube herumgesprungen, als der junge Schottenbauer auf Pfeffer gekommen war. Othen dross war die Hochzeit. 's 'ne schöne Zeit gewesen! „Gott habe ihn selig!“ lüchelt leise die Alte und wächst sich die Arme über die kunstgelehrte Wange rinnende Thräne ab. Inzwischen dringen auch die anderen Weibsteute ihre Weisheit herbei.

Der galante Pfefferer — wie wir ihn eben im Bauernhof gesehen — so'st er seinen Lohn; er erhält ihn doch.

Er sagt:

„Pfeffer, Pfeffer, Kron,
Ich pfeffer nicht um Lohn,
Ich pfeffer nur aus Höflichkeit;
Lohnen kann man allezeit.“

Allgemein lautet der Pfefferpruch folgendermaßen:

„Zeit komm' ich hergetreten
Mit meiner Pfeffererthen,
Mit meinem frohen Mut,
Schmeckt der Pfeffer gut?
Schmeckt der Pfeffer gut?“

Der da und dort gebräuchlich Spruch

„H er g'salzen; H er g'schmalzen?“

paßt nicht recht zum Gezuge.

Der Pfeffererthe trägt beiden Geschlechtern das Ausübungsbrecht ein, dem stärkeren Geschlechte gibt er doch zeitliche Vorrecht und setzt dann den Termin fest.

Der Pfeffererthe für die „Wuden“ ist, wie schon wiederholt angedeutet, der 28. Dezember, der von der christlichen Kirche zur Erinnerung an den dreizehntägigen Kindermord eingeleitet „Unschuldige Kindertag“. Das schwäbische Geschlecht hat seinen Pfeffererthe an Kreuzerheide. In der Bamberger Bärnerlei dürfen von Rechts wegen die „Kadde“ bis zum Gaderheide (August) pfeffern. Die Mädchen machen aber nur an einem Tage, Kreuzer, Gebrauch von ihrem Recht. Mädchen und Frauen klopfen da aber tüchtig auf die Hosen. Das ist die Reue für den 28. Dezember.

Hier zeigt sich aber auch der weibliche Ehr. Die Pfeffererthe kommt nicht mit dem blauen roten Weidenbüchel; sie hat Rosmarin eingeflochten und spricht nach altem Rite:

„Da komm' ich hergetreten
Mit meiner Pfeffererthen,
Will pfeffern, wie ein Engel,
Ob' Rosmarin am Stengel.“

Nun kommt es allerdings etwas dreier:

„Will s'hen, Du sollst schwippen
Und auf dem Boden s'hen.“

Jawohl sagt sie bei:

„Nun bist' ich um Barbou
Und auch um meinen Lohn.“

Wie erklärt sich nun dieser Pfeffererthe?

Der einfache Ehrzug wird niemand zu ersten kulturhistorischen Grübeln und ethnographischen Studien veranlassen; das „Woher?“ ist aber schließlich doch auch nicht so uninteressant, daß man ganz darüber hinwegkommen soll.

Warum Ganz erlaubt dem Pfeffererthe an seiner Stelle, obwohl er eine Reihe von minderwertigen Gebräuchen, wie das Martini-Bandessen der Bamberger Katholiken ausführt, obgleich zu Lebzeiten dieses Bamberger Geschichtschreibers der Pfeffererthe allgemeiner bekannt war als heute.

Der Volksmund legt der Pfeffererthe die geheime Kraft des Konservierens und des Verfalls bei. Mit der Rate sollten jedenfalls — andeutungsweise — die bösen Geister und Krankheiten ausgetrieben werden. Der Pfeffer ist überhaupt bekannt als ein, wenn auch nur primitiv konservierungsmittel, und möglicher-

weist hat man sich ehe dem des wilden Pfeffertrauges bebient. Kein mußte Spender und Knusfänger sein, daher die Laßhaid als Vorbeibingung.

Man könnte der Zeit halber auch in Veruchung geraten, an die römischen Saturnalien zu denken, welche ja auch in die Zeit der Winterkammende fielen, und bei denen allerlei Mätkrien getrieben wurden. Doch davon nicht weiter. Weil näher liegt der Gedanke an die geheimnißvollen, wunderbaren „jodis Nächte“, vom hl. Abend bis zum Dreikönigstag, die heute noch der Volksglaube auf dem Lande allgemein hoch hält.

Während der jodis Nächte wird auf dem Lande kein Brot geboden, nicht gesponnen u. s. w. Die bösen und die guten Geister daniieren.

Wenn sich in der Christnacht das Nagelein aus der Weite entsetzt, sucht es in die Nöde der Gladenstränge zu kommen. Ist es ihr getangen, dirte leise zu berühren, gilt dies als gänstiges Omen: Im nächsten Jahre kommt sie unter die Haube. — Der Purche sieht am hl. Abend seine Künftige im Wasserpiegel. Allbekant ist der Brauch des Bleigießens in der Neujahrnacht. Die Teume während der jodis Nächte gehen in Erfüllung.

gemacht, daß alles aus der Kirche lief. Als man ihn aber vom Turme herab lassen sah, wurde er dort ergriffen, heruntergeführt und sein Leichnam verbrannt.

Ein Professoreffen. Der berühmte Professor Dr. Johann von Ed, der in Ingolstadt 31 Jahre Professor, viermal Rektor der Universität und 25 Jahre Pfarrer gewesen war, gab im Jahre 1586, am Sanct Johannisfeste den Professoren und dem Räte der Stadt eine Tafel. Nach dem von ihm geschriebenen Küchenzettel gab es:

1. Ein Kapun und ein Hens in der Suppen,
2. ein brisieres Hühn,
3. Hühner in einem Pfeffer,
4. ein Staut mit Würst und Fleisch,
5. westlich, Hosen, Kapun, Biegel,
6. ein galle Henne,
7. Röß und pira und Crefel.

Fisch und Gänste. Wohllich bricht sich der starre Bana des Winters, Vogelgeschellen erfüllt das Herz, und mit den leuen Frühlingstinden erwacht in uns die Lust zu frühlichem Wandern und Fischen. Den Kindern der Gegenwart ist es leicht gemacht.



Fischerei. Originalzeichnung von J. Kaiser.



Die Gänste. Originalzeichnung von J. Kaiser.

Warum sollte da nicht auch der Weidenkaut geheimnißvolle Kraft zugeschrieben worden sein?

Am Weihnachtsen trinkt man die Schönheit, am Neujahrstage die Weundheit, am Dreikönigstage die Stärke. Aber nur nicht zu viel, sonst — maß man am andern Tage einen Kater spazieren führen.

Herzog Albrecht III. und der Bauer. Als die weil der Herzog Albrecht (III.) noch ein junger Fürst war, da kam zu ihm und seinen Räten ein armer Mann und sagt ihm sein onliegende große Aoi. Dem Fürsten ging das mit doll zu Herz und lugel (schante) stetig zu einem Heister hinein. Da sprach der arme Mann: „Herr! Euer Kustigen ist „mein groß Verderben, wann ir soll merken auf mein Aoi, die ich Euren Gnaden ihu, damit mit gefessen werde und ich nit also verdrüd.“ Der Fürst nahm das gar gültlich von ihm auf und die Aoi lebeten den Bauern, daß er dem Fürsten die Wahrheit hat gesagt. Der Fürst riefte sich auch nach des Bauern Worten und lugel nit mehr zum Heister, so arm Feud für ihn temen.

Derhanter Wetterkundiger. Der Wohn früherer Zeiten schied Degen und Landreiter die Kraft zu, Gemitter machen zu können. Auf einer Anhöhe am linken Ufer der Altmühl liegt das Pfarrdorf Jachenhausen — 1072 Jeahuß — Stridts Nebenb. Da hoite der Wetterkunder Christoph Huber im Jahre 1685 ein so schredliches Gemitter während des Pfarrgottesdienstes

Die Bayern süden und in janderhöster Schredt tash in die weiste Ferne. Unsere Bilder mögen erinnern, wie man ehemals reiste. J. Kaiser hat mit geschicktem Griffel aus Fisch und Gänste vor Augen gezeichnet. Die Witter sprechen für sich selbst und bedürfen keiner erklärenden Worte. Ob das Weisen früher romanischer und poetischer war, ist eine offene Frage, daß es aber maßsam und un bequem war, für uns, die verwöhnte und verwöhnte Generation des 19. Jeahuberts, unerträglich, ist gewiß. Die Bilder der Gänste und des „Ordniralters“ verdienen die Aufnahme im „Wagnerland“ als merkwürdige Illustrationen aus verschwundenen Zeiten.

Mohlberechnete Freigebigkeit. Der Graf von Wieners ließ seinen alten Wein, um Hüßer für den neuen zu bekommen, unter seine Bauern und Unterthanen schanntiglich umsonst vertheilen, und jeder konnte nach Belieben sich gültlich thun. Dabei eröhnten sich aber mandmal die Köpfe, es gab Streit und Raufhändel, und des folgenden Tages struhte der Weiger. Auf diese Weise löste der Wienerer ein schönes Stück Weib aus seinem Wein.

Notizen: Weidenkaut. Eine Kinstige Weiden. Von Albert Schallheiß. (Berichtig.) — Ein röllt bewährte Gekochwasser „Mit von Weiden“. Von Heinrich Wintler. (Berichtig.) — Ein Berg und der Herr von Baden. Von Emma Weik. (Mit gut Illustration.) — Mit dem Schindelmänn. Ginge aus den bewährten Wägen von Peter Weber. Fische Witterungen. Helen Weyer. — Der Witterungskund. — Der Witterung und die jodis Nächte. — Herge Albrecht III. und der Bauer. — Wettern Wetterkunder. — Die Witterungen. — Was am Ende. (Mit gut Illustration.) — Wetterkunder Berichtig.



Das Bayerland,

Illustrirte Wochenschrift
für Bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von D. Feher, Druck und Verlag von H. Oldenbourg in München.

N^o 29.

Erhebet mindestens zehn Centes und sendt nach alle Buchbestellungen zum Preise von M 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem kurzem Bezuge nach der Zeit aber der Verlagshandlung nach ein Postgebühren erheben.

3. Jahrgang 1892.

Verstimmungen.

Eine Münzberger Geschichte von Albert Schallheim
(Fortsetzung)

Eine halbe Stunde später sah man an reichbestelltem Tische Kapitän Präd'homme war, dienstlich verhindert, verspätet eingetroffen und hatte gleichseitig mit der Vorstellung von der Dame des Hauses dieser Verzögerung wegen sich Vorben geholt. Er war ein Mann von höchst gewinnendem Aussehen, dem die schmale Husaren-Uniform wie angegossen stand. Aus dem freien, lächeln Anstich mit den intelligenten, leicht gekräumten Augen blühte ein dunkles Augenpaar; den hübschen Mund beschattete ein tiefbrauner, langer, wohl gepflegter Schnurrbart; das dunkle Haupthaar fiel in natürlichen Locken auf die freie Stirn und den hochgetragenen Nacken. Seinen ganzen Wesen merkte man den Mann an, der sich viel in der großen Welt bewegt, sein Benehmen war durchaus das eines sitzgewohnten Kriegers. Während der Tafel richtete er anfangs das Wort fast ausschließlich an die Dame des Hauses, neben welcher ihm sein Platz angewiesen war. Der Offizier bestritt auch fast allein die Kosten der Unterhaltung. Herr Wägel war sichtlich in gedrückter und tief ernster Stimmung, Dr. Sartorius des französischen nicht hindereidend mächtig und der Protokurist Müller ohnehin viel zu bescheiden, als daß sie sich lebhaft an der Unterhaltung hätten betheiligen können oder wollen. Kapitän Präd'homme rühmte mit dem dritten Worte die gasförmige Aufnahme, die er im Hause des Kousiers gefunden, wo er gleichseitig das Glück gehabt, einer ebenso schönen als geistreichen Landmännin zu begegnen, gegen welche er sich unausgesprochen verbeugte, so oft er sein Glas zum Munde führte. In seiner ausgefallensten Stunde schien er es nicht zu bemerken, daß Herr Wägel's Miene sich mehr und mehr verfinsterte, die

beiden anderen Gäste immer besangener wurden, und Rabane Wägel förmlich Angst hatte vor seinen Annäherungen.

Wie bedenklich es auch immer erscheinen mochte, den lächeln Fremdling zu reizen, dessen Benehmen, wenn auch sehr frei, doch eigentlich die Grenzen des Anstands noch nicht überschritten hatte, — Herr Wägel beschloß, weiter gehenden Vertraulichkeiten entgegenzutreten, und er richtete die bräutliche Frage an den Offizier: „Sie sind noch allein, was ich sehr, ein Kavallerist alten Schlages, Kapitän Präd'homme; wie kommt es, daß Sie, der Aelteste, in den Reihen der Republikaner kämpfen?“ Der Befragte richtete aus den blühenden Augen einen weisen Blick auf den Wirt, dann entgegnete er stolz: „Die ehemaligen Borane v. Trebart halten sich nicht für zu gut oder für zu gering, den Ruhm der französischen Waffen durch die Welt zu tragen. Nicht nur die Fürsten, auch die großen und starken Nationen haben das Recht, ihren Betrütern und Angreifern den Krieg zu erklären.“

„Also sind Sie nicht Republikanist“, fragte Sartorius, „waren es wohl nie?“

„Ich bin Soldat mit Leib und Seele und folge der Armee, die von Sieg zu Sieg zieht. Was weiterhin aus meinem Geburtslande werden wird, braucht mich vorerst nicht zu kümmern. Ich weiß nur, daß es nicht untergehen kann, so lange seine besten Söhne für seinen Ruhm, für seine Ehre einstehen.“

„Bei solcher Besinnung ist es Ihnen nicht allzuwunder geworden, Verzicht zu leisten auf alle Vorrechte der Geburt?“ fragte Sartorius in unmißverständlich wäremem Tone, als er bisher gefragt.

„Ich begreife von jeder nur Hoff und Betrachtung gegen diejenigen, welche ihren eigenen Vorteil höher stellen als das Wohl des Vaterlandes, die es freig verließen in der Stunde der Gefahr. Ich habe diese ganze sogenannte Schreckensherrschafft von Anfang bis zu Ende mit durchlebt, es war dies für mich nur eine Entwicklungsphase im Fortschreiten der nationalen Wiedergeburt, und sobald das Vaterland meiner bedurfte, habe ich ihm meinen Arm geliehen.“

„Und Ihre Familie, Herr Baron?“ fragte Sartorius betruendcrad.

„Nennen Sie mich nicht ja“, wechete der Offizier ab, „ich bin einfach Bürger Fränk-homme. Mein Vater, der Marquis v. Trefort, ist leider zu alt, als daß er sich mit der neuen Ordnung der Dinge hätte befremden können. Er lebt als Emigrant in London. Die übrigen Familienmitglieder: Mutter, Brüder und Schwestern, sind ausnahms alle geblieben. Unser Stammvater Trefort freilich ist ein Schutzherr geworden, und ich habe nichts mehr, wo ich mein Haupt hinlegen könnte. Sie kennen Trefort, nicht wahr? Besorgen Sie nicht mit mir, Madame“, wandte er sich an die Dame des Hauses, „den Untergang der reichen Schätze?“

„Wenn Sie Schloß Trefort meinen, Kapitän“, unterbrach in leidenschaftlicher Hast Madame Wägel die Rede des Offiziers, „so kann ich dessen Untergang nicht beklagen. An den Mauern und Zinnen, an den Türmen und Thürmen dieses stolzen Burges hatten ungeschätzte Schätze und Bewohnungen, die der Himmel endlich, endlich einmal erlöste.“

„Aber Madame“, wandte ganz betroffen der Offizier ein. „Klotilde“, rief nun auch erschrocken der Hausherr aus, als er einen Blick auf seine Frau geworfen, die nur mit Aufbietung aller Kräfte insulante war, die heftige Aufregung, in die sie gerathen, einigermaßen zu beherrschen. „Was ist Dir nur, Lieb?“ fragte er mit warmer Teilnahme.

„Nichts“, antwortete die Angeredete mit einer Stimme, der nur noch ein leises Zittern anzudeuten war, die sonst aber wiederum fest und voll erklang. „Ich danke Dir herzlich für Deine Frage nach meinem Wohlbefinden. Mir fehlt nichts; aber wenn Du es gestattet, möchte ich mich auf mein Zimmer zurückziehen.“

Die Unterhaltung hatte ein jähes Ende gefunden dadurch, daß die Dame sich von ihrem Sitz erhob und das Gemach festen Schrittes verlassen that. Betreten blieben die Zurückgebliebenen einander an, selbst der Franzose konnte nicht alsbald vollstän-dige Worte finden, die entstandene peinlich empfundene Pause zu überbrücken. Kurze Zeit darauf wurde dann die Thelr etwas rasch aufgewoben, und die Herren trennten sich. Wägel verließ sich auf das Nothhaus, wohin Sartorius ihn begleitete. Wädel sah unten in den Schreibstuden nach dem Kechen, der Kapitän hatte dem Pflagkommandanten dienstliche Mittheilungen zu machen und verließ gleichzeitig mit dem Kommissar und dem Aktie des Hous. Madame Wägel verschloß sich in ihr Zimmer, wo sie für niemand zu sprechen war.

Von dem Erkerfenster aus, wo ihre zierlicher Arbeitstisch Platz gefunden, über sah man den ganzen weiten Markplatz, konnte man die hoch zum Himmel ragenden Thürme des uralten Domes gewahren. Wie oft, wie gern verweilte sie in diesen Räumen, und wenn die gewöhnlichen Glocken von St. Stephan anhuben zum abendlichen Geläute, und der tiefe ernste Klang der ebernen Stimmen in majestätischer Fülle herüber-

drang, dann faltete sie fromm die Hände zum Gebet, und aus der Tiefe des Herzens stieg eine warme Dankagung zum Himmel auf, daß der Allgütige die Beirung der Jugend nicht zu hoch angerechnet und daß er es schließlich so wunderbar gelüßt. Dann brachten neu erweckte Erinnerungen die Bilder längst vergangener Tage wieder zurück. Sie sah sich, halb Kind noch, halb Jungfrau schon, verworfen in dem Parkhof des kleinen Dorfes, wo der Kantonachfolger ihres so früh verbliebenen grundgütigen Vaters ihr so liebevoll Asyl geboten, wo die Poststraße ihr eine gewitz Mutter geworden. Es waren herrliche Tage ungetrübtcr Bläutes, die sie dort verlebt hatte. Da nahte die Verführung, die glückliche Schlange, dem friedlichen Paradies. Im Schloß war Besuch eingetroffen, die Alleen der fürstlichen Gärten und Parks wimmelten von eleganten Gästen, bei den Ausfahrten, den ländlichen Festen und Wasserparties auf dem stundenlangen Kanal wurde ein ungeheurer Luxus entfaltet, und Klotilde, das reizende Stiererkind, wie man sie nannte, die Meistlerin aus dem Klotier, wor ja oft der geirreite Mittelpunkt glänzender Kreise. Unter den Cavalieren, die ihr bewundernde Huldigungen darbrachten, that sich besonders einer hervor, der schönste und kühnste von allen, der junge Marquis v. Trefort. Dem gewandten und einnehmenden Klotie sollte es bald gelingen, das unschuldige Kind zu bekehren. Eine heimliche Flucht wurde verabredet und ausgeführt, nachdem zu nächstlicher Stunde ein Priester in der Schloßkapelle den heimlichen Ehe gesegnet. Die Kernte ahnte nicht, daß alles dies ein freches Gaufelspiel war, zu welchem eine Anzahl Gäste dienstliche Hand geboten. Was mußte das einfache Dorfkind von dem gräßlich freveln Treiben ihrer Zeit. Wie gern willigte sie in Georges' Verlangen, die Ehe geheim zu halten, bis es ihm gelungen wäre, die Einwilligung seines stolzen Vaters zu erlangen! Es lebte das Paar monatelang an verschiedenen Orten Frankreichs, verweilte in Paris und im romantischen Schloße Trefort, an den Ufern der Loire. Durch einen unglücklichen Zufall erlangte Klotilde Kenntnis von der wahren Natur des Verhältnisses, in welchem sie zu dem Marquis stand, und alsdald löste sie den Gedanken, den schmachtvollen Bonden sich zu entwenden. Es gelang ihr, zu entfliehen, sie irrte durch das Land, bis in einem Dorfe bei Orleans die Kräfte sie verließen. Nachdem sie dort einige Wochen gekostet, brach sie von neuem auf und erreichte die Schweiz. Ein gütiges Geschick ließ sie dort mit der Familie Wägel zusammentreffen, mit der sie nach Rürnberg trafe. Als Dienerin erst, dann ald vertraute Freundin der Frau fand sie herzliche Aufnahme in dem alten Patriarchen-haus, und als nach dem Tode der ersten Lebensgefährtin Herr Wägel Klotildens Herz und Hand antrug, ergriff sie erst aujo beflügelt und gab verneinende Antworten auf alle seine dringenden Fragen. Doch der ungeschliche Werber ermahnte nicht mit seinen Bitten, und auch die beiden Kleinen, Max und Bertha, zeigten eine so rührende Anhänglichkeit, daß sie es nicht über sich vernahmte, aus dem geistreichen Hause zu scheiden, das ihr, der Heimatslosen, lange Jahre hindurch Schutz und Schirm geboten. Immer und immer wiederholte Wägel, daß die erste Frau aus ihrem Sterbebette ihn in allen Stücken an sie verweilte, und daß es ihre Pflicht sei, nun neben ihm tren auszuhalten, wie sie gethan in den früheren Zeiten neben der ersten Lebensgefährtin. Und er wünschte so beweglich zu bitten, daß sie schließlich, wenn auch zögernd, ihr Jawort gab.

War sie schuldig? Nein, sie war es nicht, wollte sie sich selbst beklagen. Durch ungenügende, getrennte Pflichterfüllung glaubte sie den Fehltritt ihrer ersten Jugend hinreichend gesühnt, und wirklich hatte sie in Wägel's Hause nur Gutes und Segenreiches gesiehet. Und nun entstieg dem Grabe der Vergangenheit jene häßliche Gestalt, die sie zu machen kam an eine alte Schuld, die noch nicht gesühnt war. Früb'homme, der Hajarenkapitän, der Gast ihres Hauses, war der einsteigende Marquis Trefort.

Die junge Frau schloß tief auf, wie halb ersticht unter der Last solch entseßlicher Rück Erinnerungen, dann sprang sie mit einem Male auf von dem Sopha, in dessen Kissen sie ihr Haupt vergraben hatte. Mit leichten, elastischen Schritten näherte sie sich der Kommode, riß eine Schublade auf und

durchwühlte deren Inhalt, bis sie eine kleine Schatulle gefunden, welche sie herausnahm und auf den Tisch stellte. Lange betrachtete sie starr das Büchlein des unscheinbaren Kästchens, dessen Deckel sie endlich abhob, um mit bebenden Fingern einen kintenden Dolch zu ergreifen, den sie aus Vöth emporhob. Auf den schmalen Rippen des kleinen Rundes zeigte sich ein Zug kühner Entschlossenheit, und die dunklen Augen erglühnten in dämonischem Feuer, als sie leise die Worte vor sich hin murmelte: „Weibe du bei mir, du sollst mich vor dem Kerkerthür schätzen!“ Es war spät in der Nacht, als die Aufgeregte endlich ihr Lager aufsuchte, wo sie erst nach langen, bang durchwachten Stunden einige Ruhe finden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Wittelsbach und Württemberg.

Von Heinrich Heber.

Wir haben vor kurzen darauf hingewiesen, wie in der neuesten bayerischen Herzogstadt Regensburg der Erbe der Longobardenkrone, König Antbaris, um Thronbesteigung, Herzogs Garibaldi's Tochter, freite. Und abermals, noch mehr als 1000 Jahren, hat in denselben Mauern eine Tochter des Fürstenhauses der Bayern, den hohen Werber um ihre Hand mit dem Jaworte beklagt.

Wenige Wochen sind verflossen, als in Regensburg, der alten Stadt des weiland deutschen Reichs, herrliche Bewegung herrschte. Noch sind die alten Höfe und Paläste der Gesandtenstrasse mit den Abzeichen der früheren Herrlichkeit geschmückt; noch prangen über der Schwelle der kaiserliche Doppeltür, die Säulen von Frankreich und Navarra, die Schlüssel und der Umbrellino des hl. Stuhles, je nachdem ein Gesandter in ihnen residierte. Sollten für sie die Tage der alten Pracht wiederkehren sein, nein, St. Emoran, der stolze St. Er. Durchlaucht des Fürsten Thurn und Taxis und dessen Gemahlin, der jugendlich sammtigen Erzherzogin Maria Clementine, sollte gastlich seine Thore öffnen. Der Besuch Ihrer Königl. Hoheit Prinzessin Amalia Maria in Bayern war erwartet, während zu gleicher Zeit die Frau Herzogin Max von Württemberg der Ankunft ihres Vetteres, des Herzogs Wilhelm von Urach, Großen von Württemberg, entgegen sah. Sie begegneten sich bei ihren erlauchten Verwandten; und nachdem die gegenseitige Zustimmung der beiden Familien eingetroffen war, wurde die herrliche Verlobung des Herzogs Wilhelm von Urach mit Prinzessin Amalia Maria proklamiert.

Der hiermit in innige Beziehungen zu dem erlauchtesten Königshause der Wittelsbacher getretene Bräutigam Herzog Wilhelm Karl Florian von Oero Gregentius von Urach, Graf von Württemberg, wurde geboren am 3. März 1864 zu Monaco als ältester Sohn des Herzogs Wilhelm von Urach und dessen Gemahlin Prinzessin Floriana von Monaco. Der Bräutigam ist väterlicherseits ein Enkel des Herzogs Wilhelm Friedrich Philipp von Württemberg, ältesten Erbes der russischen Kaiserin Maria Fedorowna, Witwe Pauls I., Urohmutter des regierenden Zaren. Durch seine Mutter, ein Vorbild einer christlichen Fürstin, nennt er als Großtante

die aus der Geschichte der französischen Revolution, als Opfer der Schreckenszeit berühmt gewordene Fürstin Theresie von Grimaldi-Monaco, Tochter des Marschalls Stainville, Nichte des großen französischen Staatsmannes, Herzogs von Choiseul. Ein berühmter Geschichtsschreiber sagt von ihr, „niemals war in ein und derselben Persönlichkeit so viel zauberhafte Klugheit, Geist und Mut vereinigt.“ Sie starb auf dem Schafott als Opfer der blutdürstigen Jakobiner am 9. Thermidor, in dem Augenblicke, als Dumas, der Präsident des Schreckenstribunals, der ihre Verurteilung ausgesprochen hatte, selbst verhaftet wurde.

Die hohe Braut, Prinzessin Amalia Maria, wurde geboren am 24. Dezember 1865 als älteste Tochter des Herzogs Carl Theodor aus dessen erster Ehe mit Prinzessin Sophie von Sachsen. Eine tüchtige Krankeitsverminderer das Leben der teuren Mutter, als sich die Prinzessin noch im zarten Alter von zwei Jahren befand. Die Sorge und Liebe der Mutter wurde ihr ersetzt durch die zarte Fürsorge der zweiten Gemahlin des Herzogs, Ihrer Königl. Hoheit Prinzessin Maria Josefa von Braganza.

Wir haben in der hohen Braut alle jene Eigenschaften vereint, welche gerade in Bayern das Band zwischen Fürstenthum und Volk so fest und stark geknüpft haben: die Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit, Milde und Wohlthätigkeit, edles, geklärtes Kunstgefühl; so war es insbesondere die Musik, welcher die Prinzessin besondere Neigung und Verständnis entgegenbrachte.

Wenn wir den Stammenbaum der beiden königlichen Häuser noch den Verbindungen zwischen Wittelsbach und Württemberg durchforschen, so begegnet uns zuerst Reichthum, die Tochter Ludwig III., des Pfälzen, Kurfürsten von der Pfalz; hier war die Mutter der Braut eine Tochter Italiens, Reichthums Tochter des Grafen Amadeo von Savoyen und Fürsten von Achaia. Die Braut besand sich bei ihrer Verlobung in dem überaus zarten Alter von neun Monaten. Ihr Geburtsstag war der 7. März 1419, ihr Verlobungstag der 25. November gleichen Jahres; der Bräutigam, Graf Ludwig I., der Ältere von Württemberg, war damals 11 oder 8 Jahre alt; die

geschichtliche Forschung schwankt nämlich bei der Feststellung seines Geburtsjahres zwischen den Jahren 1408 und 1411. Die Vermählung der beiden fand am 17. Oktober 1434 in Stuttgart statt. Der Bund war ein überaus glücklicher. Mechthildis beehrte ihren Gemahl, der am 23. September 1450 zu Urach starb, mit drei Söhnen und zwei Töchtern. Sie trug als Witwe ihre Hand dem Herzog Albrecht VI. von Österreich; diese Ehe blieb kinderlos. Mechthildis lebte an den württembergischen Hof zu Heidelberg zurück und starb daselbst am 1. Oktober 1482. Das Andenken ihres ersten Gemahls war ihr unvergessen geblieben; an seiner Seite wollte sie ruhen, und so wurde denn ihre irdische Hülle in die Krypta des Wälderstein gebracht und dort neben Ludwig I. beigesetzt. Mechthildis war eine echte Tochter des

Wälderbachschen Hauses, glühend von Begeisterung für Kunst und Wissenschaft. Die hohe Frau war es, welche in ihrem Sohne, Herzog Eberhard I., den Webanen zur Gründung der Universität Tübingen (1477) entzündete. Im Jahre 1555 wurden die Leichen des Fürstenpaares in die bairische Stiftskirche übertragen, und ihr schönes Grabdenkmal ist heute noch eine Jierde dieses Gotteshauses.

Die nächste Eheverbindung zwischen Wälderbach und Württemberg lautet de dato Köln,

8. Oktober 1440, Graf Ulrich V. (Admatius, Benematius) der Belgelichte, freie Margarethe, die Witwe Herzog Wilhelms III. von Bayern-München, Tochter Adolfs I., des Siegreichen, Herzogs von Cleve und der Mark. Die Vermählung fand statt am 29. Januar 1441. Margarethe starb in Stuttgart am 20. Mai 1444 und liegt in der dortigen Stiftskirche begraben. Ulrich erzielte jetzt als Werbter am Hofe von Bayern-Landshut; er verlobte sich am 9. September 1444 zu Nürnberg mit Elisabeth, der 25jährigen Tochter des Herzogs Heinrich IV., des Reichen, von Niederbayern. Sie beehrte ihren Gemahl mit zwei Söhnen und einer Tochter. Sie starb bei einem Besuche in der Heimat zu Landshut am Neujahrestage 1451. Ihre Leiche ruht jedoch zu Stuttgart in der Stiftskirche neben ihrem Gemahl. In dritter Werbung erlor Ulrich die Witwe Ludwigs IV., des Älteren, Kurfürsten von der Pfalz, Margarethe, die Tochter Herzogs Amadeus VIII. des Friedfertigen, von Savoyen. Die Hoch-

zeit fand am 9. Juli 1455 zu Stuttgart statt. Margarethe gab ihrem Gemahle vier Töchter; sie verstarb am 30. September 1479. Elisabeth ist durch ihren Sohn Heinrich die Stammutter des württembergischen Königshauses.

Sabina, die Tochter Herzog Albrecht III., des Weisen, welcher seinem Lande das unschätzbare Geschenk des Primogenitur-Rechts gab, wurde bereits als sechsjähriges Mädchen am 18. Oktober 1498 mit Herzog Ulrich I. verlobt und mit ihm am 2. März 1511 zu Stuttgart vermählt. Sie starb zu Rürtingen bei Neutlingen, 30. August 1564 und ruht in der Stiftskirche zu Tübingen. Ihre kunstvolle Büste zierte einst das prächtige Lusthaus zu Stuttgart und

wurde durch den verstorbenen Herzog Wilhelm von Urach, Vater des Bräutigams, beim Abbruch des schönen Baues vom Untergange gerettet. Die Büste schmückt jetzt Schloß Sigmaringen, den Sommerhof der herzoglichen Familie. Als 13jährige Prinzessin vermählte sich am 20. Mai 1588 Ursula, Tochter Georg Johans I., Pfalzgrafen von Belgien, und Katarin des großen Schwedenkönigs Gustav Wasa, mit Herzog Ludwig III. von Württemberg. Sie überlebte ihren Gemahl um 42 Jahre und starb zu Rürtingen, 5. März 1635. Sie ruht



Ihre Königl. Hoheit Prinzessin Amalia Maria und Herzog Wilhelm von Urach.
Nach einer Photographie von Carlshofmann in Würz.

an der Seite ihres Gemahls in der Stiftskirche zu Tübingen, während ihrer bei einem Besuche in Rürtingen verstorbene Schwester Johanna Elisabetha, in der Stiftskirche zu Stuttgart beigesetzt ist.

Der Bruder der beiden Prinzessinnen, Georg Gustav von Belgien, war vermählt mit Elisabeth, der Schwester Herzog Ludwigs III., Witwe des Fürsten Georg Ernst von Henneberg. Sie starb nach sechsjähriger, kinderloser Ehe am 24. Februar 1592 zu Schloß Karlsburg.

Eine zweite Schwester Herzog Ludwigs, Emilia, war mit Richard, dem letzten Pfalzgrafen von Simmern-Spanheim vermählt.

Die dritte Schwester, Sophia Dorothea, trug ihre Hand dem Pfalzgrafen Otto Heinrich von Sulzbach. Sie starb zu Hilpoltstein am 23. März 1639; ihr Grabmal befindet sich zu Leunigen in der Kirche St. Martin. Obwohl sie ihrem Gemahl 13 Kinder geboren, erlosch dennoch mit ihm

die von ihm begründete Nebenlinie Sulzbach I. der Linie Zweibrücken-Verdenz.

Die letzte Verbindung war die Heirat der Prinzessin Charlotte Auguste, Tochter König Max Josef I., mit dem Kronprinzen Wilhelm von Württemberg (8. Juni 1808). Die Ehe wurde im Jahre 1814 wieder getrennt; Charlotte Auguste wurde am 10. November 1816 mit Kaiser Franz I. von Österreich vermählt.

Rehren wir aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück. Den Übergang bildet die Mitteilung, daß das herzogliche Haus Urach bereits einmal in, wenn auch nicht unmittelbare, verwandtschaftliche Beziehungen zu Wittelsbach, rot. Herzog Wilhelm, der Vater des Bräutigams, war in erster Ehe vermählt mit Theodolinde Luise Auguste Napoleone, Tochter des Kaisers von Italien, Eugen Beauharnois, Herzogs von Leuchtenberg und dessen Gemahlin, Augustia Amalia Ludovica Georgina, königlichen Prinzessin von Bayern. König Max Josef I. ist somit Urgroßvater der beiden Stiefschwester des Bräutigams, der Gräfin Auguste von Thun-Hohenstein und der Fürstin Mathilde von Hanau.

Wir wenden uns zum Schluß zu dem Bilde des künftigen Sommerortes der Prinzessin Amalia Maria, zu Schloß Lichtenstein. Wenn wir auf einer Karte die Entfernungen von München bestimmen wollten, könnten wir uns hierzu des von dem herzoglichen Bräutigam erkundenen Bezirks „deutsches Reichspatent Nr. 60665“ bedienen.

Schloß Lichtenstein ist ein Name, vertraut dem Ohr jedes Gebildeten. Er weckt ja sofort die Erinnerung an

Wilhelm Hauffs unübertrefflichen historischen Roman „Lichtenstein“. Die Burg verdankt in der That ihre Entstehung dem Buche Hauffs: der Herzog Wilhelm, der Beschauer der Künste, der geschichtlichen Wissenschaft wurde durch den Roman begeistert, aus den Trümmern der alten Ruinen das neue Schloß ersehen zu lassen.

Ein bayerischer Architekt, Heidehoff, den das „Bayerland“ schon mehrmals rühmend nannte, schuf den malerischen Bau im Jahre 1841. Das Schloß liegt auf einem Basaltfelsen,



Schloß Lichtenstein.

aberhalb des Fleders Hanau, nahe der alten Reichsstadt Neustingen. Seine architektonischen Vorzüge, die unvergleichlich malerische Lage erheben Lichtenstein zu einem der schönsten Schloßer-Edelbauten Deutschlands. Der Blick von den Zinnen des Turmes ist entzückend, in göhnender Tiefe das Thal von Hanau, mit blühenden Wasserfällen, deren Klatschen bis zur Höhe heraufspringt, die Berge des schwäbischen Jura mit ihren ersten Formen, im fernsten Hintergrunde die noch schneeigen Alpen; scharfe Augen wollen sogar die „Rösch“ und „Eiger“ erspähen. Über die waldbekrönten Berge und Hügel hinüber liegt unser entzückter Blick in die gelegneten Gauen des Württemberg'schen Landes, überflutet mit hunderten von blühenden Städten und Dörfern. Veräthnt sind die in nächster Umgebung befindlichen riesigen Tropsteinhöhlen von Lichtenstein.

Natur und Kunst haben ihre schönsten Gaben hier vereinigt; alles ist da, um glücklich zu sein. Die Regenwünsche, welche beide Länder dem jungen Brautpaare spenden, sie werden gemäß in Wirklichkeit sich verwandeln.

Königs- und Zibsee.

Von Dr. H. Weisber.

Dalb anmuthig und freundlich zwischen den grünen Hügelwäldern der Wärdenerlandschaft und an den vollbeleuchteten Strophen des Berkes gelegen, bald abgetrieben und schweigend in wachenfernen, düstern Hochgebirgsthälern begraben, bald träumerisch hingefunken in das dicke Nebellicht der Hochmoore, bald leuchtend in grünesoldigen Glanze zwischen felsumstarrten Hochgebirgsthälern, so reist sich in einer Ausdehnung von 60 Stunden am Fuße und in den Thälern unserer heimatlichen Alpen See an See, ein unerlöschlicher Born

stets neu erfrischenden Naturgenusses, eine stetige Aufforderung zur Übung des alten Rässels über ihr Werden und Vergehen, ein ewiger Anreiz zu künstlerischem Sinnen und Schaffen.

Aber all' die großen und kleinen Sterne in dem Jaubergürtel unserer Genweide, sie müssen erlassen angeht die überwältigenden Einbrüche des Erbarmens, durch welche Königs- und Zibsee jeden Beschauer hinreißt. Sie sind die klassischen Stätten unserer bayerischen Alpensee, ja, in der Ausgestaltung ihres Naturcharakters überhaupt unerreicht.

Königsee und Eibsee! Welche Zauberbilder steigen bei diesen Namen in unserm Geiste auf! Himmelhoch in den blauen Äther emporgeschobne Felsenfeste mit schneeschimmernden Fadenstranen und jäh abbrechende, tausend Meter tiefe Wandabstürze, laß und tat, kein Baum, kein Strauch. Am Fuße dunkle, traurige Tannen, das verschleuderte Trümmerwerk umflammernd, und dazwischen die unergründlich dunkle Fliet.

Eine schauerliche Gestaltungskraft liegt über diesen Bildern, und aller Glanz des Himmels, alles Wolkensuchten, alles Glänzen der hohen Binnan vermag es nicht, diese Bilder heiter zu stimmen. „Wir sahen“, so schildert Kofegger den Eindruck des Königsees vom Rautenwinkel aus, „zwischen Strup-

schreden. Liegen nicht genug Schreden hier aufgetürmt? Und halt es nicht aus den grollenden Stimmen des Echo, als riefen die Geister des Berges zurück, aus sechs- und sieben-facher Tiefe: Spielt nicht mit unserm Schicksal!“

Tiefenst, fast düstere Stimmungen sind es, die in den Gemütern feinfühligster Naturen hier erwachen, die Enge des Raumes wird bestimmend, die Großartigkeit der Natur erdrückend.

Doch ungeachtet dieser einseitigen Naturstimmung von hochnordischem Charakter bekundeten König- und Eibsee doch wieder bedeutame Gegenläufe. Dort eine hardartig schmale Felsengasse mit ponzerglatten Wänden, zwischen denen eine



Der Eibsee. Mit Genehmigung des Herrn Johann, Selbstphotograph, Portenlechen-Kreuz.

pigen Bewüchß auf einem Steinblock und blickten hinein über den dunklen See Spiegel in die zerrissnen Berge, die drinnen beim nach wilderen Obersee niederstürzen. Wir sahen da und schwiegen lange. Zwei arme, hilflose Menschenwesen in der grauenhaften Weidnis, zwei heischpochende Herzlein zwischen ungeheuren Steinwuchten. Denn diese Bildlandschaft am Königsee ist nur ein Weichnis für die große Bildnis dieser Welt. Selbst das leidenschaftlichste Wesen mühte zu solcher Stunde keine Hobne senen und kapitulieren.“ . . .

Und Karl Stieler: „Der Eibsee ist die Hölle der Natur — etwad Stützliches liegt in dieser Flut . . . Pogymden gleich stehen die Irrenden am Ufer und schauen mit vergnügten Augen in die schwarze Tiefe. Ihr Verstand ist zu kühl, und ihr Gemüt zu weich für die Kraft dieser Gewalten, sie fühlen nicht, daß hier Welten übereinander trocknen, sondern schienen eine Pfähle los, um am Krachen des Echo künstlich zu er-

nahezu 200 m tiefe Wassermaße mogt, hier ein vergleichs- weise flacher Plateaufee, der in Urtwielgetrümmer förmlich be- graben liegt, und dessen Uferdeformation sich auf den gigantischen Felsenstippen des Zugspitzmassivs lonzentriert. Im ganzen Be- reich der nördlichen Kallalpen liegt keine Stätte mächtigerer Zerwürzung als die Umgebung des Eibsees. Schon auf dem Wege von Partenkirchen und Garmisch nach Strainar über- tischt den Wanderer eine große Anzahl von den Höhen herab- gefallener Felsblöcke, die nach Art der Fündlingsblöcke mitten im grünen Wiesenplane liegen. Mit dem Anstiege des Plateaus zur Höhe des Eibsees (1669 m) aber häufen sie sich immer dichter und dichter, immer höher türmen sie sich, und mühsam umgeht oder überschreitet der Weg das wilde Chaos, in welchem vereinzelte trichterartige Einsenkungen kleine, seichte Wasserbecken umfassen, wie den farbenschildernden Bodersee (6,2 m tief) und den einsamen Rosenfee. Zerbrocktes Gestein

in felsamen Formen, umspinnen von grünen Farnstäutern und Rankengewächsen und beschattet von dunklen Tannen, umflutet den See.

Nur ein Bergsturz von riesenhafter Ausdehnung, wie die Geologie der Alpen laum einen zweiten kennt, kann dieses Trümmert Meer und diesen See geschaffen haben, und dies wird um so wahrrscheinlicher, wenn wir wissen, daß auch der nahegelegene Farnsteinpaß mit seinen Zauberseen, der Spitzingpaß mit dem Spitzingler, ja vielleicht selbst der Königstal oder bayerischen Seen, der Königstal, einem solchen Elementarergüsse ihr Dasein verdanken. Diese Genesis erklärt uns auch die zahlreichen Inselblöcke des Sees und die merkwürdige Erscheinung der

kleinen Ufer- oder Seebüchsen, wie des Trillen-, Unter- und Steingingersees, von denen ersterer ein wahres Kabinettstück alpiner Naturgeschichte genannt werden muß.

Schon seit dem Jahre 1874 besitzen wir dank den wertvollsten Forschungen des Universitätsprofessors Dr. Simon in Wien eine vorzügliche Kenntnis der Bodenplastik des Königsees. Am Eifer habe ich selbst im Jahre 1881 nur einige orientierende Untersuchungen angestellt, wobei sich eine Maximaltiefe von nur 27 1/2 m ergeben hat. Öffentlich gelangt es, im Laufe dieses Sommers noch das Kleine, aber merkwürdige Wasserlöden nach allen Richtungen hin gründlich zu durchforschen.

Das erste bayerische Husarenregiment „Edl von Vorburg“.

Von Leopold Winkler.

(Schluß)

Nach dem Falle Belgrads bezog die Hauptarmee und mit ihr unser Regiment Edl ein Lager bei Semlin. Am 13. September übergab Max Emanuel den Oberbefehl an Capraro und reiste nach Wien ab. Die kurbayerischen Truppen wurden am 25. September in die Feimats beordert, wo sie Mitte Dezember eintrafen, um bald darauf gegen den Erbfeind im Weizen zu Felde zu ziehen.

Am gleichen Tage ging das Husarenregiment im Lager von Semlin durch die Musterung des Kriegskommissärs Gemmel, wobei dasselbe auffallend viele Abgänge zeigte. Da nämlich sich schon vorher das Gerücht von der beunruhigenden Abwanderung des Regiments verbreitet hatte, so war der besetzte Oberstlieutenant bereits auf seine Güter gegangen und hatte seine verzuhrten Husaren sowie außerdem noch 70 Leute von seiner und seines Bruders Kompanie mit sich nach Hause genommen. Aus dem gleichen Grunde war der Rittmeister Jorgatski mit den meisten Husaren seiner Kompanie „auf gnädigst erhaltene Dienst“ nach Hause geritten. Nach geschickter Musterung wurde das Regiment sofort abgedankt. Edl versprach dem Kurfürsten, das ganze Regiment wieder bis Ende Mai 1689 — was aber nicht mehr geschah — komplett stellen zu wollen, und um sich die Anhänglichkeit seiner Leute nicht zu verlieren, ließ er ihnen alle eroberte Beute. Bei der Abwanderung erklärten Offiziere wie Soldaten dem Musterungskommissär, daß sie an Edl „einen Vater und nicht einen vorgesetzten Obristen“ gehabt hätten. Und diese Zuneigung der Untergebenen ruhte auf der liebevollen Sorgfalt, welche der Führer seinem Regimente stets bewies, wie z. B. daraus hervorgeht, daß durch seine Fürsorge die Husaren die Maß Wein um zwei Groschen billiger geliefert bekamen, als die anderen Regimenter. Was die militärische Qualität des Regiments in Bezug auf Brauchbarkeit und Verwendbarkeit betrifft, so dürfte für die Güte derselben allein schon dessen Zusammensetzung aus lauter alten und erprobten Soldaten, sowie seine vielfache Verwendung zu ehrenvollen Begleitkommandos sprechen. Derselbe wird uns aber auch noch durch die kaiserlichen Generale bestätigt, welche das Regiment öfters rühmten, und aussprachen, daß sie ein dergleichen ungarisches Regiment noch niemals gesehen haben. Ja, der Kurfürst selbst betonte — was Edl später in einem Bericht an den Kurfürsten sich als

verdienstvolles Moment zu seiner Vertheilung anrechnet — zu öfteren Malen Edl gegenüber die guten Eigenschaften des Regiments. Und dieses günstige Urteil gewinnt an Bedeutung noch dadurch, daß in den Akten nirgends Spuren von Disziplinarvergehen oder Exekutionen zu finden sind. Das bayerische Husarenregiment postete demnach sehr gut in den Reihen der bayerischen Reiteri, welche im 17. Jahrhundert auf einer musterwürdigen Stufe der Vollkommenheit stand.

Oberst Edl selbst lebte mit den kurbayerischen Truppen nach Boyern zurück und erhielt beim Fürstbischöflichen Hofkriegsrat für seine Person Quartier und Verpflegung angewiesen. Nachdem er ruhmbedeckt in seinem Quartier eingetroffen war, kam die eintunensfähige Revisionsstelle des Hofkriegsrates und verlangte genaue Abrechnung über die empfangenen Verordnungen und Antrittsgelder. Edl zeigte sich über diesen Mangel an Vertrauen in seine Redlichkeit, „so wir wohl die blutigen Becheren (Jähren) auch Herzen mit augen breiten“ — wie er an den Kurfürst schreibt — empört, zählte in seinem Bericht an den Kurfürsten alle seine Verdienste während der Kampagne 1688 auf und bat um Rückzahlung seiner Kanton. Unter den Verdiensten, von welchen der Leser schon größtentheils durch die vorstehende Schilderung unterrichtet ist, nennt er noch als ein ganz besonderes, „daß bey Belgrad das ganze Land sich gleich — schreibt er — an mich gehalten, über 1500 wehrhafte rassen (Majnen) beßen einzelne fertiche Volkstämme bei den Ungarn) und Hrycher (Strichen) stett bey mich gehabt alle gehorsam gelaißt und sich zu allem brauchen lassen, die Churbayerische schiffsbänd von den schiffen (Schiffsbänden von Schiffen) genommen, lange stungen daran machen lassen, und ein orientliches Regiment ohne uhnkosten eines kisten brodt formiert und rasmhafte Dienst zu allerghsten contento Ihre Curst. Drl. gelaißt“. Mit diesem Regiment sind zweifellos die bereits oben angeführten „Schnaphaner“ identisch, welchen demnach Edl in dieser Weise eine festere und strengere Organisation gegeben hat. Interessant ist, daß diesem Schnaphanerregiment die weißblauen Wimpeln kurbayerischer Donau-Transportschiffe (Zillen) auf ihrem Kriegspfade voranwehten.

Der bald darauf ersahende Aufbruch der kurbayerischen Armee an den Rhein und die Verordnung des Obersten Edl, mit dem Generalstab — wozu Edl als Generaladjutant zählte —

am 11 oder 12. Januar in Friedberg einzutreffen, wird wohl mit den Revisionsräthlingen des Jahres 1688 aufgeräumt haben, und am 2. März 1689 erging der kurfürstliche Befehl, dem Vbl sein ganzes Gutthoben — zweifelhafte Raution und räthselhändige Verpfändgelder — auszubehalten.

Da die meisten Leher dieses Blattes sich jedenfalls auch gern ein Bild von dem Habitus dieser schändlichen Husaren sowie von deren Kampfweise machen möchten, so mögen zum Schluß noch einige Notizen über Uniformierung, Bewaffnung, Ausrüstung und taktische Verwendung im Gefechte folgen.

Das Regiment trug blaue Spener, welche die Hüfte noch deckten, enge Hosen, wahrscheinlich auch von blauem Tuch, rote Gamasen und hohe rote Mützen oder Hosen mit Federn (Weiserfedern). Die blauen Lächer kamen aus Mähren, die Mützen mit Federn, die ungarischen Schabracken, deren eine so groß wie andere drei, ebenso die großen Knöpfe mit dreifachen Stücken auf der Brust und das Kniemerkmal aus Preßburg. Die Halftern kaufte Vbl in Linz, die 800 Paar rote Stiefel zu Somercin, einem Marktsteden 2½ Meilen südöstlich von Preßburg. Gegen die rauhe Witterung hatten die Husaren aus Wollse- und Luchshäuten gefertigte Pelze, welche außerordentlich schwer zu beschaffen waren, und schon unterm 2. Januar 1688 erging vom Hofkriegsrat noch Amberg und Straubing an Pleg- und Kenient der Weichl, die vorhandenen Wollshüte (auch Luchshüte), welche „die gewiß, prozen und schweiß nach haben“ an die Hauskammerlei einzuschicken, von wo Vbl 55 Stück rauchgeorbene Wollshüte à 2 fl. erhalten hat. Die Gewehre (Karabiner) und Fehzjehnen — 24 Stenbarten — sowie 400 Paar deutsche Pistolen wurden aus den Zeughäusern zu München und Augsburg beschafft. Die feuerreichen Türken gaben den Anlaß, daß im 17. Jahrhundert die Feuerwerke bei der Kavallerie überhand genommen haben. Zu den bereits genannten Waffen kam noch der etwas gekrümmte Säbel, den der Husar erst dann in die Hand nahm, wenn er Karabiner und Pistol losgerannt hatte. Die Husaren wendeten hauptsächlich nur die Kampfweise des „Schornpüperens“ an. Hiernach schwärmten

ganze Abtheilungen, unterhielten einen Feuerkampf und wichen dem Anprall des Gegners aus. Einzelne kleinere Truppen, welche den Schornpüperenden in Staffeln folgten, schwärmten gegen den verfolgenden Feind aus und suchten womöglich seine Flanke oder seinen Rücken zu gewinnen. Hatten sie denselben in Verwirrung gebracht, so war der Moment für die reguläre Kavallerie zum Einbrechen gekommen. Nächst sie retirirten, so rückten sie hinter die geschlossenen Linien der anderen Truppen. Die taktische Einheit der Husaren zu dieser Zeit war, wie bei der übrigen Kavallerie, die Eskadron, welche aus zwei administroiden Einheiten, Kompanie genannt, bestand. Von dieser Zeitperiode an fanden die Husaren noch und noch in allen größeren und kleineren Armeen Eingang, und in Deutschland gab es, auch unter den Duodezthoten, kaum einen, welcher nicht seine Husaren gehabt hätte, und indem es auch nur Kommerzhusaren — den jetzigen Leibjägern zu vergleichen — gewesen, luxuriös equipierte Kohlen in ungarischer Tracht, feichtliche, unsoldatische Figuren auf dem Vorlekt. Wir erinnern hier nur an die Husaren des Markgrafen von Ansbach und an jene der Fürstbischöfe von Würzburg und Bamberg. Wohl wurden auch die preussischen Husaren — ihr Geburtsjahr ist 1721 — ursprünglich zu Polizei- und Postillonendienst verwendet, oder schon zur Zeit Friedrichs des Großen erhoben sie sich zu jener Heldengröße, welche heute noch von der Nachwelt bewundert wird, und wir brauchen nur die Romane „Riten- und Erblich-Husaren“ zu nennen, um das Herz eines jeden braven Reiters schneller schlagen zu machen. Aber vergessen dürfen wir nicht, daß Witz und Stamm aller Husaren und der Urführer selbst in Ungarn zu suchen ist.

Der Überfluß dieses Landes an Pferden, die geringe Arbeit, welche der fruchtbare Boden erfordert, gab Gelegenheit, gekrümmte Reiter und abgerichtete Pferde zu gewinnen. In den weiten Puszten tummelte sich der Rogator, von jung an gewöhnt, auf dem Ross zu sitzen und mit dessen Reiter zu machen, ausgestattet mit einem lebendigen Temperament, feurig wie sein Wein, im Streit wild wie sein Pferd, pyffig, feindig und feind.“

Die Pressingfülle im Forste Kasten.

Von Otto Rasche.

Der Artikel „Ehrensal der Pressinger“ von Leher in Nr. 11 und 12 des „Bayerlandes“ rief mir die Erinnerung nach an ein Monument, das einstens einem der Pressinger gesetzt wurde und Beweis davon ablegt, wie sehr das Geschlecht, in specie Graf Max Emanuel von Preßling — nach dem eierten Artikel wohl der Erbauer des Palais, in welchem heutzutage die Hypothek- und Wechselbank untergebracht ist — von seinem Fürsten und Herrn geachtet wurde.

Da, wo in stiller feichtlicher Beschaulichkeit des fremdliche Dorf Plooneg mit seinen Anleghäuschen und vielen hübschen Willen langgestreckt am Ufer der Wärm sich hinzieht, umsäumt den Hügelrand südöstlich davon angedeuter Wald. Dieser Wald, von Heiliggeistspitale in München gehörig, ist der Forst Kasten, welcher durch einen eigenen möglicherweise angelegten Forster verwaltet wird. Es ist dies ein recht wertvolles Bestium, das von Ranke des Wärmholzes in seiner Breite bis zu den Pflanzen des Forstentrieber Waldparkes reicht und

die große Waldmasse zwischen München und Starnberg vervollständigt.

Einst zur Zeit der bayerischen Herzöge und Kurfürsten war diese ganze imposante Waldmasse von Nymphenburg an bis zum Buchhof bei Starnberg ein großer Wildpark, in dessen Mitte ungefähr das Jagdschloß Fürstenried stand.

Bruntholle Porzorce-Jagden auf den flottigen Edelkirsch, rauschende Jerte mit Waffensjagden und Gwobelfahrten auf dem See, nicht selten mit einander in Verbindung gebracht, schlossen sich an das fürnehme Geisid an und belebten dieses Gelände; das fröhliche Holzer der kurt uniformierten Püere schmetterte durch die alten Tannen und das muntere Gelände der holsgeliebten Leute, sie verbunden sich im ritterlichen Spiele und prägten der damaligen feichtleigen Zeit den Stempel heiteren Gepräges auf. — Tept ist's still und ruhig geworden in diesen Forsten, kein Fürstenrauf schmettert mehr durch die Bestände, und wo manches süßne Abenteuer bestanden wurde,

verhält im Herbstnebel nur noch hin und wieder der herausfordernde Brausfächer der Forstentwieder Hirsche. Nur ein stiller demütheter Zeuge solch bewegter Tage säubert, verlassen im stillen Waldesbunkel unter hoch schreienden Taunen, dem Uppigen von dem einflügeligen weidmännischen Treiben — es ist die „Preysingssäule!“

Nütten im Forst Raiken auf einer Freizung befindet sich das ansehnliche Forsthaus, bewohnt vom gastfreundlichen Schützer

des Waldes, und im rechten Winkel mit der von Ränchen nach Gauting am Forsthaufe vorbeifahrenden Straße, zieht sich tief in den Wald hinein ein Gerüst (Schmuck) bis zum Forstentwieder Park; es ist das sog. „Preysing-Gerüst“, auf welchem die bewusste Säule steht.

Bei einer Parforcejagd unter Kurfürst Karl Albert, dem nachmaligen Kaiser Karl VII., ist hier Oberstallmeister Max Emanuel Graf von Preysing mit dem Pferde gefürzt und lag lange Zeit bewußtlos, bis der Vermüde endlich geunden wurde. Scharf mag's wohl damals bei der Hape hergegangen sein, denn der Kurfürst ließ zum Andenken an die glückliche Errettung seines treuen Freundes, seines Oberstallmeisters, Geheim- und Konferenzrates, die fünf Denkmale errichten. Betrachten wir nun

die städtische Säule etwas genauer. Der ein wenig von dem Jahn der Zeit benagte, aber doch gut erhaltene Steinobelisk trägt auf der Spitze eine Kugel. Die Vorderseite (S.-O.) zeigt ein Relief der Muttergottes mit dem Jesuskinde; unter dieser, im nächsten breiteren Felde sieht man ebenfalls ein Relief, Noth und Meier sich unter einer Fische am Boden wälzen, darunter der Spruch (buchstäblich):

Stehen in Gottes gnad — macht stehen allezeit grad.

An der zweiten Seite (N.-O.) ist das gräßlich Preysingische Familiemoppen angebracht, und darunter die Inschrift:

Den 29. Novembris Ao. 1785 ist allhier

der Hochgeborene Herr Herr Max Emanuel Graf von Preysing

Chur-bayr: Scheimber und Conferenz Rhot Obrist Stallm. Hoch-Ritt: Ord: Gross: Kreuz und Erster Groß Canzler, auf der Jagt mit dem Pferde gefürzt; und ohne Lebenszeichen gefunden: durch sondere Gnadigkeit aber der Wund: thätigen Mutter Gottes zu Alentrüftung von der ontürenden Todesgefahr errettet worden monon zur ewigen Danckagung eine Silberne Ampel vor dem Sand: Altar von Joh Churfürst: Drit Cori Albrecht aufgehängten erhalten würdt.

Der du dieses Higest Liebe die Götliche Mutter

So kannst du sicher wondern in der gnad des Wohl: Klodis. An der entgegengesetzten Seite (S.-W.) ist ein Helm, Brustharnisch, Schwert und geschlossener Köcher darunter querliegend angebracht. Im unteren Felde befindet sich eine, infolge Vermüderung des Steins fast gänzlich unleserliche Inschrift, höchst wahrscheinlich eine lateinischellbersehung der an der entgegengesetzten Seite angebrachten Inschrift.

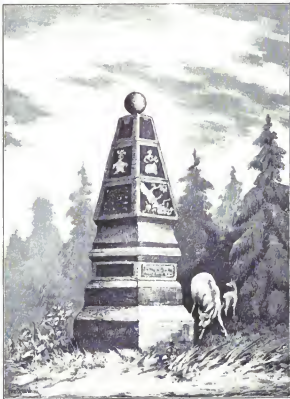
Die hintere vierte Seite (N.-W.) enthält die Nachbildung der in der oben aufgeführten Inschrift erwähnten Ampel — unter derselben ein aufgeschlagenes Buch über einem quer liegenden Kreuze und eine brennende Fackel. Hier unterhalb stehen die Worte:

RELIGIO CAUSA VOTI

Der Obelisk ist

18' (5,25 m) hoch und aus Stein in schöner Form errichtet. Dem früheren technischen Betriebsleiter der Forstverwaltung, Herrn Conrad Klaußner, I. Oberforst im Staatsministerium der Finzenzen, gebührt das Verdienst, daß dieses schöne Denkmal nicht dem unerbittlichen Jahn der Zeit zum Opfer wurde, indem er dasselbe im Jahre 1868 und dann noch einmal 1885 in selbstloster Weise auf eigene Kosten renovieren ließ, um es intakt länger der Nachwelt zu erhalten.

Die vorstehend ausgeführten näheren interessanten Daten über das Preysing-Denkmal verdanke ich zum größten Teil der mir zuvorkommend genöthigten Einsicht in die forstlichen Akten.



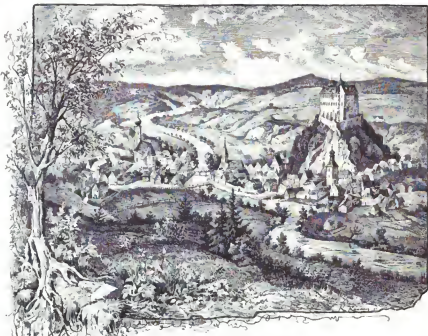
Die Preysingssäule im Forst Raiken. Originalzeichnung von Otto Weidner.

Hadamar von Lazer,
ein oberpfälzischer Minnesänger.
Reich von J. Winhad.

Unter den bayerischen Dichtern des Mittelalters befindet sich nicht an letzter Stelle Hadamar von Lazer, von dem uns bereits Ludwig Weich in der letzten Nummer des „Bayerland“ erzählte. Die Lazer oder Lazerer zählten, wie bereits daselbst

Der Inhalt der Allegorie, die damals auch bei anderen Nationen beliebt war, aber unsern heutigen Geschmack nicht sonderlich zusagt, ist ungefähr folgender:

Ein Minnesänger reitet eines Morgens aus, um eine Braut



Schloß und Markt Lazer im letzten Jahrhundert.

Nach einem Gemälde im Besitze Sr. Excellenz des k. bayerischen Staatskanzlers Dr. v. Jäger.

erhöht, zu dem besten Adel Bayerns. Ihr Stammgatt war das alte oberpfälzische Bergschloß über dem Flecken Lazer, an dem gleichnamigen Hüfchen gelegen, das in südlöcher Richtung der Donau zusieht. Das Geschlecht, dessen Wappen abwechselnd weiße und blaue Balken zeigt, wird auf einen der 32 Söhne des sogenannten Grafen Babo von Rosenberg zurückgeführt. Es hatte sich in mehrere Zweige geteilt, deren einem bis 1288 auch das Schloß Prunn an der Altmühl gehöre.

Der Dichter Hadamar lebte vermutlich am Hofe Ludwigs des Bayern, und etwa in die ersten Jahrzehnte des XIV. Jahrhunderts dürfte sein allegorisches Gedicht, „die Jagd“, zu setzen sein, die sich zu jener Zeit und im XV. Jahrhundert einer größeren Wertschätzung und Verbreitung erfreute.

zu finden; er folgt hierbei seinem Herzen, das ihn auf eine Spur bringen soll. Anher diesem personifizierten Herzen sind bei ihm die von einem Knechte geführten Hunde: Gluck, Lust, Liebe, Gnade, Freude, Bille, Sonne, Trost, Stütze, Treue, Beharrlichkeit, neben welchen im weiteren Verlauf allerlei romanisierte Jagdgesellschaften, sowohl guter als schlimmer Art, eine Rolle spielen. Bei einem erfahrenen Weidmann, dem ersten, der ihm begegnet, erbholt er sich Rat über sein Beginnen. Das Herz findet die Fährte eines preiswürdigen Wildes. Als der Jäger diesem nahekommt, entruht ihm das Herz und wird vom Wilde verwundet. Es zeiget sich Kuslanerter und Lazerer in Gestalt von Wölfen. Von den Hunden verlassen und zu Fuß gehend, weil das Pferd ein Eisen verloren hatte, begegnet der Minnesänger einem zweiten Weidmann, einem ehrenhaften Greise, mit dem er ein langes Gespräch führt, während Bille, Stütze und Treue, das wunde Herz voran, das

edle Welt weiter verfolgen, welches endlich mit Borne und Freude von dem Jäger erreicht wird. Aber wie bezaubert steht er vor demselben und getraut sich nicht, den Hund „Eube“ loszulassen. Da bringen die Wölfe alle Hunde zur Flucht, und das Wild entnimmt in des Herrn Willkomm. Der Jäger mußte von der Fährte lassen. Sein Herz ist noch tiefer verwundet. Es erfolgt eine abermalige Begegnung und ein Gespräch mit einem dritten, in der Rinne etwas blöden Weidmann, zu dem sich ein vierter gesellt. Der Held läßt bittere Klagen über sein Mißgeschick, wie darüber hören, daß er vor der Zeit durch den Hund „Gewalt“ ergraben müsse. In diese Klagen mischt sich jedoch die Hoffnung, daß treue Beharrlichkeit das hohe Wild dem doch endlich werde gewinnen helfen.

So berichtet Andreas Schneller, der, von heimathlichem Interesse angeregt, „die Jagd“ auf Kosten des literarischen Vereins zu Stuttgart im Jahre 1850 herausgab, zugleich mit drei andern Rämmelgedichten und der Zeit und in der Weise Salmass: Des Rämmers Klage; des Rämmers Zwist und Versöhnung; der Rämmers Falscher. Das letzte Gedicht ist eine Nachahmung durch einen späteren.

Werdin u. s. sagt in seiner Geschichte der deutschen National-Literatur nach einer strengen Darstellung der Schattenseiten der „Jagd“: „later dem einträglichen Fluß des Ganzen ziehen und vereinigt die überrauschenden Bilder und Gleichnisse an, eine ganz neue Art von Frauenmachung, liebevolle, gemüthvolle Jäger, wie sie nur das Volkstheib hat, und vorwiegend der Zug des liebenden Herzens zur äußeren Natur“.

„Ehret die Frauen“, das ist der Grundton des Ganzen, und die Allegorie ist zuletzt nur der Faden, um daran als Perlen allerlei Gedanken und Sprüche über Menschen und Dinge, über Leben und Liebe aufzuzählen. Von diesen Betrachtungen, die das Beste an der „Jagd“ sind und sich auch

in den erwähnten angehängten Gedichten finden, mögen die nachstehenden Strophen eine kleine Probe bieten:

Die Farbe der Trauer. 1)

O noch der Reiterfarbe,
Die ich mit Reil erkant,
Durch die an Jrens' ich barke!
Schmerz, ich erlöset, hier' ich, daß man sich nennt!
Des Lebens Anhang und der Irrens Ende
Wilt zu, mer dich mit Reiten
Wilt tragen, der lang heiser der Gende.

Späte Reue. 2)

Die Männer sind zu scheiden,
Das merket, werde Frauen!
Noch ängst es die Weiden
Siel lassen sich auf böser Fährte schauern.
Besitzt euch, an wen ihr Trauenerre
Und Trauenerre sehet
Wilt jenen Sinn; denn schämen ist späte Reue.

Die Treulosigkeit. 3)

Ein Frosch, ein Schöb den Ehren
Und allen guten Dingen,
Ein recht's Lebensweiden,
Und Unheil, Unlust, alles Schummer Bringen,
Ein Zimmer hier und dort, die ew'ge Reue,
Lebend'ger Freude Stücken
Ist in der Eh' ein Weib och' Eh' und Treue.

Ein reines Weib. 4)

Die Hilf in allen Mäten,
Ein Truf in allen Sorgen,
Der Trauenerre Trösten,
Und heil und Lust, ein Frauenstübchen bringen,
Ein Grund, ein Dach, ein Schöb hier vor dem Borne
Des Reib's, dort ew'ge Wärme
Ist in der Eh' die reine Frau dem Manne.

Kleine Mitteilungen.

„Die geschundenen Männer“ in Cronach. Auf dem Wege vor der Pfarrkirche in Cronach steht eine große steinerne Säule, auf deren obersten Theile das Schwertspitzen, wie es seit dem Schwedenkriege bis zur Einberückung der sächsischen Provinzen in die Kreise Bayerns von Cronach geführt wurde, zu sehen ist.

Dieses Wappen sollen zu beiden Seiten mit der einen Hand zwei geschundene Männer, welche im andern Arm ihre eigene abgezogene Haut tragen.

Wilt diesen Männern hat es folgende Bemerkung:

Als im Jahre 1632 die Schweden auf ihrem Zuge gen Cronach kamen, fanden sie an dieser Stellung ein so festes Bollwerk, daß sie zu einer längeren Belagerung gezwungen wurden, während welcher sie zu wiederholtem Sturz kamen, ohne etwas mehr anzurichten zu können, als die Stadt- und Festungsmauern zu beschädigen.

Endlich ging auch manches Menschenleben in der Stadt dabei zu Grunde, und auch bei den Kuställen, welche die Bürger auf dem Feind machten, kamen deren sehr viele aus. Glücklicherweise ward hierdie nach der zu nennen, welcher durch eine Kugel ober einem Schwertstich gleich ja getroffen wurde, daß er tot auf der Stelle blieb, denn diejenigen, die von den Schweden gefangen wurden, hatten mitunter eine abscheuliche Behandlung zu erdulden, die sich öfters zu brutalen Mißhandlungen, ja sogar zu einem förmlichen Ja-Tode-martern ausdehnte.

Wir wollen ein Beispiel dieser schrecklichen Grausamkeiten anführen und halten es für angezeigt, die Worte des Chronisten selbst zu gebrauchen.

Am 7. Juni (1632) verbreitete sich die Nachricht, der größte Teil sächsischer Weiderei sei gegen und nach Teufstüh gezogen; da erachte wieder Mut in den Herzen der Bürger und, so berichtet der Chronist:

„Leint die Officiere mit der Bürgerstätt und Kuställern dem Feind hinter dem Schöb und 1 Uhr Nachmittag jens Lager geflossen, der eine Theil unten bei der Hornoff, der andere Theil bey der langen Weiden ober das Weid hinausmarschirt, und um Vagertiff gehen, dem Feind zwischen die Stud und das Lager kamen, si gegebene Salvo der Feind in die Flucht gebracht, die Stud vernagert. — Als aber ein Heisreg vom Schloßweil hinauskommen, daß des Feindes Weiderei vom Wald hinfort angezogen komme, haben sich die unfreie wieder zurückgezogen, unter welchem ober etliche sich zu lange uff den Studen verweilt, vom Feind gefangen, vom Halß an biss uff die Hüßelchen lebendig geschunden und begraben worden; Namens Lorenz Weidmann Kupferstämich, Hans Fiedler Pommerwirth, Kaspar Böser, ein lediger Bürgersohn, und einer war Jöhles Berthold genannt, gewesen Spitalknecht. — Dietrich Reil, Hofner ist todt geschossen.

1) Stroffe 248. 2) Stroffe 620. 3) Stroffe 724. 4) Stroffe 720.



N^o 30.

Erhältlich wöchentlich vom Samstag nach Sonnabend alle Subskribenten zum Preise von 20 C. — Die bei Cassell bezogen werden — Die einem Briefe Bezugs durch die Post aber die Postgebühren sind zu berücksichtigen erheben

3. Jahrgang 1892.

A u f r u f !

Die von der Verlagshandlung R. Oldenbourg in München unter der Redaktion von H. Kehrer seit dem Jahre 1890 herausgegebene illustrierte Wochenschrift „Das Bayerland“ will nicht als gelehrte Fachschrift, sondern als vollstündliches Blatt durch Wort und Bild dem Volke vermitteln, was die Wissenschaft in rastloser Arbeit aus der reichen Quelle der Heimatkunde und Geschichte zu Tage fördert. Das bei seinem ersten Erscheinen gegebene Versprechen, jeglichem Streite des Tages fern zu bleiben und nur auf Förderung der Vaterlandsliebe bedacht zu sein, hat das Blatt treulich gehalten.

Seine Königliche Hoheit, unser allergnädigster Prinzregent, Allerhöchsthochst welcher, ein getreuer Erbe der großen Ideen seines unvergesslichen Vaters, den Forschungen und Bestrebungen auf dem Gebiete der Vaterlandskunde und Vaterlandsgeschichte besonderes Augenmerk zu teil werden läßt, hat dem „Bayerland“ Seine Huld und Gewogenheit zugewandt.

Die Königlichen Staatsministerien haben dem Unternehmen befürwortende Empfehlungen geschenkt, in der Kammer der Abgeordneten haben sich hervorragende Redner beider Parteien in seinem Lobe geeint, wie auch die Kundgebungen in hochehrenden Zuschriften sowie seitens der literarischen Kritik einmütig anerkennende sind.

Die Unterzeichneten waren sich bewußt, im Sinne der Allerhöchsten Willensmeinung zu handeln, als sie sich zu einem

Curatorium für die Wochenschrift „Das Bayerland“

vereinten. Dasselbe verfolgt den Zweck, Redaktion und Verlag der Zeitschrift mit Rat und That zu unterstützen, damit einerseits dieselbe in immer weiteren Volkskreisen sich einbürgere, andererseits an

künstlerischer Ausstattung und literarischem Gehalte einer Vollendung entgegengeführt werden könne, welche sie zu einem beneidenswerten Besitze unseres Volkstumes gestaltet.

Durch den seitens der Verlagshandlung ausgesprochenen Verzicht auf jeden aus dem Absätze der Zeitschrift sich ergebenden Gewinn ist dieselbe des Wesens einer spekulativen Unternehmung völlig entleert. Ferner ist das Vertrauen gerechtfertigt, daß Redaktion und Verlag, ihrer vermehrten Verantwortlichkeit voll bewußt, im Sinne des bewährten Programms der Zeitschrift dieselbe weiter gestalten werden.

Das Curatorium hofft, in weiteisen Kreisen Anklang zu finden, wenn es hiermit die Bitte stellt, es möge sich jeder Vaterlandsfreund die Förderung und Verbreitung des „Bayerland“ kräftig angelegen sein lassen.

München, den 25. März 1892.

Das Curatorium für die Wochenschrift „Das Bayerland“.

Karl Fürst Jagger von Babenhäusen,

Erster Präsident der Kammer der Reichsräte.
Erster Vorsitzender.

Eufas Graf zu Castell,

I. Obersthofmeister, Generalmajor à L. u. d. Armee.
Zweiter Vorsitzender

Karl von Groppe, I. Generalleutnant a. D.; **Ludwig Frhr. von Malsen**, I. Obersthofmarschall und Kammerer; **Sigmund Frhr. von Pfeufer**, I. Staatsrat im a. a. Dienste, Präsident der Kreisregierung von Oberbayern; **Ronrad Graf Preysing-Nichtenegg-Moos**, I. Kammerer, Reichsrat der Krone Bayerns; **Dr. Friedrich Ritter von Schauf-Rempfenhausen**, Mitglied der Kammer der Abgeordneten; **Max Freiherr von Soden-Fraunhofen**, I. Kammerer, Mitglied der Kammer der Abgeordneten.

Verstimmungen.

Eine Münberger Geschichte von Albert Schultzeiß
(Fortsetzung)

5. Kapitel.

Im Morgen des nächsten Tages — es war der 13. August — finden wir in dem Wägelchen Hause das Personal wiederum in gewohnter Thätigkeit. Zwar fehlte der Herr selbst, denn er brachte den größten Teil des Tages auf dem Bauhauje zu, aber seine Stelle vertrat der wadere Fraterriß Müller, eine unerwähnte Arbeitstücht, die sich nimmer genug thun konnte und, gegen sich selbst am strengsten, auch von jedem andern tüchtige Leistungen erwartete. Oben war eine längere Pause eingetreten in dem rüstigen Schaffen, es war die Zeit des zweiten Frühstücks. Auf einer riesigen Platte wurden belegte Brote herangerückt, und Amman, der Hausherr, machte die Runde, um aus dem gewaltigen Zinntrug, mit schäumendem Weißbier gefüllt, in die verschiedenen Gläser das beliebte „Hartenboffer“ zu gießen. Nach dem Wohlspruch: „Heiter auch in erster Zeit“, war die Unterhaltung, zumal der jüngeren Leute, eine ziemlich angeregte, und es fehlte nicht an lebhaften Späßen.

„Wißt Ihr denn schon“, sagte Amman zu Hedrich, „daß unser zweiter Buchhalter Zweck auf Freireisungen wandelt?“

„Was nicht gar, und woher wollt Ihr es wissen?“

„Er holt sich heute das Jawort von dem Vater seiner Angebeteten und hat sich deshalb in den größten Staat geworfen. Da seht mir hin, eben will er sich auf die Straße hinausstellen, weil Herr Wägel ihm für einige Stunden Urlaub gegeben.“

„Na, Zweck“, rief Hedrich dem jungen Kaufmannsdienner zu, „komm nur her zu uns und laß Euch bewundern. Wir wissen bereits von Eucum Vorhaben und wünschen Euch alles mögliche Glück. Sopperment, habt Ihr Euch sein herausgeschafft!“

Der solchermaßen Angeredete stellte sich unter die in dem weiten Hausflur Versammelten und nahm mit sichtlicher Befriedigung die seinem selbständigen Aufzuge gethenden Lobsprüche entgegen.

„Den Stock habt Ihr von dem alten Krudel erstanden, sagt mal, Zweck?“ fragte Köhlein.

„Freilich, und die Uhrletee dozn.“

„Ja, der Mann hatte einst bessere Tage gesehen, war ein angesehener Bürger und wohlhabend“, sagte Köhlein

nachdenklich zu Helreich. „Verfehlte Spekulationen stürzten ihn in Armut und Elend, so daß er zuletzt in besseren Häusern außerhalb niedere Dienste verrichten mußte, um nur leben zu können. Früher war er hier bei uns Hofkammer, wäre aber um ein Haar zweiter Buchhalter geworden.“

„Ja, warum nicht gar“, lachte der Korrespondent.

„Gewiß“, beharrte Köhnelin. „Hört nur: Als vor fünf Jahren Juedes Vorgänger plötzlich gestorben war, stellte sich am andern Morgen der alte Krudel dem Herrn Wägel vor und meinte, er wäre noch ein ganz tüchtiger Mann und sehr wohl imstande, ein Buch zu halten, und auch thue er es billiger als jeder andere.“

„Nun, und?“ fragte Helreich, ungemein befangen.

„Herr Wägel verbiß das Lachen, gebot auch uns, ernst zu bleiben, und befahl dann eine Probe. Der alte Krudel mußte sich mit dem angefügten Hauptbuch aus den Händen neben dem großen Falt aufstellen. Natürlich hielt er dies nur ein paar Minuten lang aus, dann zitterten ihm die Hände ganz entsetzlich, und er sank schlötternd in die Kniee und bat, daß man ihm das schwere Buch wieder abnehme. Das war denn nun Anfang und Ende seiner kommerziellen Laufbahn. Der Armée hat fortan viel Spott über sich ergehen lassen müssen. Unser lieberer Meister Gräbel —“

„Aha, der Dichter und Bloßschneeweiser, kenne ihn bereits.“

„Gräbel also hat über ihn ein Gedicht gemacht, das sehr starke Verbreitung gefunden. Das Ende heißt, glaube ich, folgendermaßen:

„Es kost' ich halt ich monder kernt,
Haut g'mont, er lein's, touf's, doch' ich mit lömt.“

„Ausgezeichnet, sehr gut“, lachte Helreich.

„Der Bieremann starb bald darauf“, jühr Köhnelin fort, „aber das Gute hatte der so häufig gezeicherte Versuch für ihn, daß Herr Wägel sich seines Kaspar angenommen, der jetzt bei uns Auskäufer ist.“

„Wie ist der Bursche, ich muß gesehen, höchst fatal und unsympathisch. Er sieht ja geradezu unheimlich obständig aus und ist dazu über alle Maßen unreligiös. Ich halte ihn für falsch und tädlich.“

„Das ist er auch, und wir alle nehmen uns vor ihm ganz gehörig in Obacht.“

„Aber er ist ein Jüngling erster Größe, was ich schon öfter zu beobachtigen Gelegenheit gefunden.“

„Freilich, freilich. Doch wer kommt da? Aha Militär.“

Zum Herrn Kapitän höchst wohlhellenlich.“

„Wie gefällt Euch dieser Mann, Köhnelin?“

„Wie Ihr doch die Leute anstandet“, lachte der Buchhalter. „Frägt doch lieber das Weibvolk, da ist ja alles ganz weg über den Offizier samt seinem Diener Pierre.“

„Auch Madame Wägel?“

„Thut mir den Gefallen und laßt diesen Namen ganz aus der Unterhaltung, Helreich, wenn ich Euch einen guten Rat geben darf.“

„Ich sehe die Dame des Hauses so äußerst selten, daß ich sie kaum erkennen würde, sollte sie mir einmal auf der Straße begegnen. Hier vermeidet man es förmlich, ihren Namen zu nennen, und ergeht sich meist nur in dunklen Andeutungen.“

„Es ist dies auch am besten so, glaubt mir's. Aber gehen wir wieder hinein an die Arbeit.“

Benige Stunden später fand im Geheimzimmer eine ernste Beratung zwischen Herrn Wägel und dem Reichsgrafen v. Soden statt, eine Beratung, welche das demnachstige Schicksal der alten Reichsstadt zum vornehmlichsten Gegenstand hatte.

„Wir alle, Erlaucht dürfen sich des versichert halten, sind nur erfreut, zu vernehmen, daß des Herrn Ministers v. Hardenberg Excellenz so gnädig gewesen, den Herrn v. Lobenborg und zum Vermittler mitzugeben. Inbes —“

„Ja, lieber Herr Wägel“, bemerkte Graf Soden freundlich, „der Versuch muß einmal gemacht werden, wie ausführlich auch immer der Erfolg sei. Aber ich würde die Ausführung des nun einmal gefaßten Vorhabens nicht länger hinauszuschieben. Wann gedenken Sie ohzugeben?“

„In keinem Falle vor übermorgen, Erlaucht. Durch die Occupation ist es nun unmöglich gemacht, früher mit den Vorbereitungen fertig zu werden. Möchten wir doch gnädige Aufnahme finden vor dem Angesicht des Befürchteten!“

„Das ist auch mein herzlichster Wunsch, wenn sich nur uns keinerlei übertrieblichen Hoffnungen hingehen wollen.“

„Wie es überhaupt der Stadt noch ergehen wird“, seufzte der Hofunger, „das weiß Gott im Himmel. An eine Aufrechterhaltung ihrer Selbständigkeit ist kaum mehr zu denken. Eine solche ist in den letzten Jahren ohnehin nur möglich gewesen durch die schweren Opfer, die Hat und Bürgerchaft vielleicht freudig gebracht, aber fortan nimmer werden bringen können.“

„Ihr seht zu schwarz, Herr Wägel, noch ist die Stadt zahlungsfähig.“

„O ja“, entgegnete der Hofunger bitter, „das sagen die Franzosen bereits. Aber wissen, Erlaucht, daß in Aotz, natürlich vorerst ganz insgeheim, aber um so ernstlicher die Frage verhandelt wurde, ob es nicht am besten wäre, wenn die Stadt sich unter preussischen Schutz begäbe. So, so weit ist es gekommen mit der alten, stolzen Koris“, schloß Wägel, tief aufseufzend.

Graf Soden schwie und versank in ernstes Nachdenken, dann sagte er langsam: „Ich finde den Gedanken keineswegs verwerflich, er ist der eingehendsten Betrachtung wert. Wir sind nun einmal Bürger unserer Zeit, und nur der Lebende hat Recht. Wie sagt doch Professor Schiller? Ja, so heißt es:

„Immer strebe zum Genusse, und lautz Du selber kein Genusse Weiden, als dienest'se Wille fähig an ein Genusse Tisch an.“

„Der Schiller ist ein sogenannter Weltbürger“, warf Wägel ein.

„Gewiß, und mit Stolz nennt er sich so; aber glauben Sie mir, die Zeiten der Kleinherrenhaftigkeit sind nun einmal dahin. Und Hand aus das Herz: auch in den selbstischen Republiken ist vieles, gar vieles nicht, wie es sein sollte.“

„Weiß Gott“, seufzte der Hofunger tief auf. „Man zählt 50 reichdunmittelbare Städte; in die rheinische und in die schwäbische Bont geteilt. bilden sie auf dem Reichstag ein eigenes Kollegium, aber ich darf es Erlaucht nicht verhehlen, ihre Bedeutung für das politische Leben der Nation ist wohl längst dahin. Ach, es muß gesagt werden: ein Kleinliches speichbärtgerliches Treiben ohne jeglichen Aufschwung der Seele, ein beengter Gesichtskreis, präontische Schmerzfülligkeit und dumpfe Trägheit herrscht, wie hier in Nürnberg, so auch anderswo.“

„Weider, leider“, stimmte Graf Soden bei. „Und ein Zustand solcher Art kann eine größere Erhellung nicht

überdauern. Wollen wir gegen einander aufrichtig sein! Nürnberg ist in seinem materiellen Wohlstand tief herabgekommen und geht eben nur von dem Schatten alter Größe und Herrlichkeit. So kann es wohl in friedlichen Zeiten noch fortzuehieren, aber dem Sturme nicht mehr trotzen, der eine neue Weltperiode bringt."

"Es fehlen auch bei uns nicht die unzufriedenen Elemente, die gedanklos eben nur Bewegung entgegenbringt, weil sie sich davon eine Besserung ihrer gedrückten Lage versprechen", sagte erst der Vorgesänger. "In den Bürgerklassen geht es gewaltig, und viele zeigen sich revolutionären Eindrücken sehr zugänglich."

"Aho, die Begeisterung für die Reufranken", lächelte Graf Soben, „Dr. Sartorius hat mir davon gesprochen. Nun, das ist ein Mensch, der in Bälde wieder verlassen sein wird. Aber nunmehr will ich mich Ihnen empfehlen, Herr Wägel. Also übermorgen gehen Sie in Klafz dem General Jourdan Aufwartung zu machen?"

"Übermorgen, Erlaucht. Aber darf ich Sie nicht meiner Frau vorstellen? Erlaucht waren so gütig, vorhin —"

"Ah, ganz wohl, wird mir eine große Ehre sein."

(Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung von Belgrad (6. September 1688).

Von Heinrich Heine.

Das 10. Infanterieregiment feiert am 28. April dieses Jahres einen hohen Ehrentag. Mit diesem Tage vollenden sich 25 Jahre, seit dem Regiment die Gnade, zu teil wurde, Se. Königl. Hoheit den Prinzen Ludwig als Oberstinhaber zu erhalten.

Das „Bayerland“ kann bei diesen festlichen Anlässe sich nicht schweigen verhalten, und es hält für die passendste Ehrengabe in Wort und Bild die Beschreibung einer hervorragenden Waffenthat des Regiments. Aber welche sollen wir hierzu wählen? Die Wahl ist schwierig bei der Überfülle der blutigen Kämpfe, der zahllosen Schlachten und Belagerungen, in welchen die tapferen Krieger des „10. Regiments“ ihrem Führen und Wande ihre Treue bewiesen. Wir wollen sofort bei den ersten Blättern des Regiments Halt machen. Es kostet Entfaltung, nicht von Wien, nicht von Graz, Ofen, Neuhäusel zu erzählen. Wir wollen weiter südwärts gehen, nach Belgrad, das am 6. September 1688 von Max Emanuel mit bayerischer Hand erobert wurde. Sein „Leibregiment“ heute „10. Infanterieregiment Prinz Ludwig“ eröffnete den Sturm.

Die Erzählung dieser Waffenthat sei die Ehrengabe des „Bayerland“ zum hohen Feste.

In friedlicher Eroberung schlägt heute der Westen Europas seine Schirmmüge über Donau und Ballau, und über Solonich und Konstantinopel geht der Triumphruf der Solomow. Wie so ganz anders vor zwei Jahrhunderten, da die „Türkenschar“, wer lächelt heute nicht bei diesem Namen, das Reich bedrückt. Treue Wache hielt der Bayernvolkshamm an der Dnarmk. Kurfürst Max Emanuel führte in eigener Person sein Heer gegen den Erbfeind der Christenheit. Angewollt sah man vor 200 Jahren am bayerischen Ode und im ganzen Lande dem Sturze entgegen, der endlich Vorkathst bringen sollte, daß Belgrad, das „Haus des Krieges“, wie es die Osmanen nannten, wieder in die Hand des kaiserlichen Heeres gefallen sei.

Der 6. September 1688, der Tag von Belgrad ist die letzte Strophe jenes Heldengedichtes, jener Epöpe von „blauen Könige“, dem Schreden des Halbmonds. Vor fünf Jahren erst hatte das Heer der Türken vor den Wällen Wiens gelagert und nunmehr kämpfte es bereit um die Volkwerke des eigenen Reiches.

Das Jahr 1687 kost mit dem Siege Max Emanuels über den Großvezir Solimon in der Schlacht am Berge Parlau oder von Wobaz geendet.

Der Feldzug des Jahres 1688 eröffnete sich unter den günstigsten Anzeichen. Gewaltige Revolutionen erschütterten das osmanische Reich bis in seine inneren Grundfesten. Am 23. Februar meuterten die Janitscharen zu Konstantinopel, erlöhnten den Palast des Desterbos Hussein Pascha und die hohe Pforte. Der Großvezir Sinanusch Pascha, der sich vom Belzöger im kaiserlichen Palaste bis zur höchsten Würde des Reiches emporgeschwungen, ein nicht seltenes Vorkommnis in der osmanischen Geschichte, verteidigte mit seinem Aga die Schwelle des Harams mit unerhörtem Heldennut. Die Epöpe möcht an die letzte Blutszene des Nibelungenliedes. Aber 200 Leuten des angreifenden Übels stürzten sich um die beiden Weiden; nachdem sie die ganze Nacht gekämpft, fielen sie gegen Morgengrauen der Übermacht zum Opfer. Die Meute warf sich auf den Haram, und es begann eine Scene schrecklicher Mänerung, wie selbst Konstantinopels an graufigen Ereignissen überlätigte Geschichte sie noch nie verzeichnet hatte.

Die Empörung verflanzte sich bis in die Reihen der unmittelbar vor dem Feinde stehenden Heere. Osman Jegen Pascha, der Beglerbey von Rumelien, erklärte sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Höchstemmandierenden der Heere an der Donau, die Janitscharen unter Sogarschi Pascha gingen zu ihm über. Der Serassis Pascha, Weichschaber von Belgrad, wollte sich ihm widersehen, aber bereit waren Jegen's Quartiermacher erscheinen und pflanzten übermäßig hoch über den vier Köhshöfen an Hassan's Feste, den Köhshweif Jegen's an. Hassan, von den Truppen verlassen, hatte keine andere Wahl, als sich in den Staub zu werfen und von Jegen Schonung des Lebens zu erlösen, die ihm gewährt wurde.

Wie Ungewitter drang das kaiserliche Heer die Donau herab. Jeder Tag brachte Jegen Pascha die Vorkathst neuer Niederlagen; als er die Melbung empfing, daß der General Garassa Pöpa und Prinz Ludwig von Baden Strediska gewonnen hätten, hieß er mit eigener Hand vor den Truppen Hussein Pascha von Erlau den Kopf ab und ließ Doosier Pascha von Belgrad durch seine Epöpis niederstürzen. Der Wäterich selbst hatte nicht den Mut, das Ansehen Max

Emanuel's zu erwarten. Er zog sich gegen Widbin zurück, nachdem er in lächerlichem Hochmuth Ibrahim Pascha von Erykstadt zum Pascha des schon seit Jahren wieder in christlichen Händen befindlichen Ofen und Defector, Befehlshaber von Belgrad, sowie Ahmed Pascha Eghül Ciburen, den „Schichten“, zu dessen Erbar ermannt hatte. Ihm übertrug er die Verteidigung des „Houses des Krieges“, auf dessen Weisheit seit 1521 der Holzmuth glänzte.

1440, 1450, 1493 und 1494 waren die türkischen Belagerungen erfolglos geblieben. 1493 waren sie nahe daran, Belgrad durch Vermit zu gewinnen. Der ungarische Befehlshaber Paulus Rákosius entdeckte das Komplott. Seine Bestrafung der Verräther ist eine der schrecklichsten, welche je die Grausamkeit eines Menschen erlitten. Er ließ sie gefangen setzen, einen um den andern drücken und durch die Überbleibenden aufheben; der letzte mußte Hungers sterben.

Max Emanuel lähnt Mut trieb das kaiserliche Heer unüberdeshlich vorwärts. Bereits am 8. August erschien er vor Belgrad. Sein tapferes Herz konnte keine Gefahr, angeht des feindlichen Heeres setzte er über die See, eine That vornehmster Muthheit. Wenn wir die aus jener Zeit vorliegenden Situationspläne betrachten und von dem großartigen Brückbau Einsicht nehmen, den Max Emanuel's Planiere zimmerten, so können wir um ein erhebliches jene Überhebung herab, mit der wir auf die türkischen Leistungen früherer Jahrhunderte zu blicken pflegen. Ibrahim Pascha ließ zur Begründung die von etwa 25000 Menschen besetzten Vorstädte niederbrechen und zog sich unter dem Schutze des Walles von Knack und Feuer in das Schloß und die Wasserstadt zurück. Max Emanuel, der sich vollkommen den Grundzug der modernen Kriegskunst zu eigen gemacht hatte, keine Stunde gegen den Feind umsonst zu lassen, ließ bereits am 12. die Laufgräben eröffnen und mit dem Bau der Batterien beginnen.

Wir können nun Tag für Tag die einzelnen Vorgänge des wüthenden Festungskrieges skizziren; auf beiden Seiten wurde mit gleicher Hartnäckigkeit und Todesbesorgnis gekämpft. Die osmanischen Befehlshaber wußten, daß sie nur die Wahl hätten, zu siegen oder zu sterben. Wenn sie auch mit den günstigsten Kapitulationsbedingungen nach Konstantinopel schickten, war ihnen der Tod durch Derselbst nicht sicher. Ihre Truppen schlangen sich mit echt mahomedanischem Fanatismus, reiche Schenkungen wurden an jene ausgetheilt, welche sich im Kampfe besonders auszeichneten. Ja sogar Braunwein wurde an sie verteilt, um sie noch mehr anzuspornen. Die Ausfälle der Belagerung waren unerwartet und zahllos, und die Geduld und Ausdauer der Belagerer wurde auf die härtesten Proben gestellt.

Max Emanuel verstand es, seinen Mut und seine Begierung in die Reihen des Heeres zu tragen. Sein Beispiel entflammte den einzelnen Soldaten, der nicht unempfindlich blieb, wenn er sah, wie der Oberbefehlshaber des Heeres, der mächtige Reichsfürst, gleich dem einfachsten Offizier in die vordersten Reihen sich begab, ohne nur im geringsten der Gefahren für sein Leben zu achten. Die Nacht fand ihn nicht auf weissem Pflilz im lastbaren Zelte des Lagers; ihre Finsternisse verdoppelten die Gefahr. Er war unermüdlich in nachtslichen Inspektionen. Eine Nacht wider sein die letzte seines Lebens geworden. Er besah sich mit seinen Offizieren bei den vordersten Appraden; irgend ein Arm, ein unvorsichtiges Licht oder dergleichen verriet ihr Anwesenheit den Türken,

welche ein müderliches Feuer auf die Stelle eröffneten. Dem unmittelbar neben dem Karthäusen stehenden General Capara wurde Hut und Beräde vom Kopfe geschossen, der Prinz von Commercy erhielt einen Steinwurf auf die Schulter, Graf von Amberg einen Schuß durch die Hand, Generaladjutant Claudio Martelli eine Kugel in den Kopf, der böhmerische Oberst Gollenfeld einen Schuß durch den Arm, dem Grauen Traun wurde der rechte Arm unter dem Ellbogen abgeschossen. Das Mißgeschick entmuthigte den Karthäusen nicht, in der nächsten Nacht war er wieder in den Appraden zu finden.

Vergebens schloßen die Belagerer von den Zinnen der Burg nach dem Gefahrbere Jegen Pascha. Der Escadrier verhartete in seiner feigen Unthätigkeit und hemmte augenblicklich seine kurze Vordrätbewegung, als ihm der Feldmarschall Dünamid mit dem größten Theil der vor Belgrad lagernden Armee entgegenrückte. Nur fünf kaiserliche Reiterregimenter und die baderischen Truppen hielten in dieser Zeit die Bemüerung der Festung aufrecht. Das kaiserliche Belagerungsgeschütz donnerte unaußhörlich gegen die Wälle, am 1. September waren die Sapperen nur mehr drei Schritt von der Festungsmauer entfernt, trotzdem wurde die Feuer noch bis zum 6. September fortgesetzt; fünf Breschen lagen offen.

Max Emanuel beschloß den Sturm. Nicht allein militärische Rücksichten waren hierfür maßgebend, sondern auch der selbstam gefasste Entschluß, daß das Wallrecht des Osmanenreiches, das „Haus des Krieges“, unter den Augen einer Gesandtschaft des Polnischen stellen sollte.

Wenige Wochen zuvor waren folgende Briefe zwischen dem türkischen Heerlager in Rijst und dem Karthäusen gewechselt worden. Ihrer stilistischen Eigentümlichkeit halber seien sie hier als merkwürdige Zeugniss mitgeteilt.

Schreiben Osman Paschas von Aleppo an den Karthäusen:

„Derjenige, der Gott am angenehmsten und unter denen fürnehmsten Deutschen der fürnehmste ist auch der fürtrefflichste Herr an Land und Leuten, der überall berühmt und bekannt auch des Bayerlandes Herzog und des Röm. Kaisers Generalissimus Maximilianus, welchen unser Herr Gott Gebandtheit verleihe wolle und welchen ich in particulari dieselbig gräßen lasse, auch neben der Begrüßung auch viel Höflichkeit verleihe und zu wissen mache, daß von den regierenden Türkschen Kaiser einer von dessen fürnehmsten Leuten einen importanten Brief an den deutschen Großmächtigsten Kogler bringt, welcher Ambassadeur der älteste vornehmste und verständigste Herr bei und gewesen auch anjehz noch in dieser Consideration ist, mit welchen auch unsers Kaisers geheimster Dolmetscher kommt so Alexander heißt und ein Christ ist; welche beide unterwegs begriffen und schon bei uns angetommen seynd, auch zu Euch kommen wollen mit aller Höflichkeit, wie es von diesem der Brauch gewesen.

Sie haben zu mehreren Sicherheit 100 Mann bei sich und verlangen eine Soldegarde, neben einen Polspart, berantwegen ich zu mehrerer Sicherheit, diesen Brief anjehz schicken und um obiges bitten thue; weil sie dies thun können haben und wenn sie in die Råde kommen werden, so wollen sie noch mehrere Leute vorausschicken, wenn auch dieser Ambassadeur auf Eure Gräßen überliefert sein wird, so wolle man denjenigen Pascha, so ihn begleitet, eine schriftliche Attestation deswegen ertheilen und diejenige zwei so geschickt werden, auf die Brief halten, wie anhermal dergleichen Ambassadeur sammt

ihren Leuten ohne einiged Beyd gehalten werden und daß sie bald wieder zurückkehren.

Aus dem Lager in Rischa

Von Aleppo. Osman Passa.

Wir Maximilian Emanuel x. c. entbiethen dem Osman Passa zu Aleppo unsere Gruß.

Wir haben Eures an uns aus Euer Feldlager bei Rischa überschicktes Schreiben empfangen, woein Ihr und berichtet, daß ein Vortrholter Entlar Offenbi somit seinem Oberbaimetzier vom Kayser Befehl habe zu uns ins Lager zu kommen, für welchen Ihr sicher Wekelt von uns begehrt. Nun könnten wir zwar wohl, die wir anjeha mit anders nichts als Kriegshändeln beschäftigt sind, dessen hieher-Reise entweder ganz abhslagen oder auf eine andere Zeit, so daß uns jemand solches verdienen könnte, bei jegigem Zustande aufschieben, indem wir leichtlich beurtheilen können, daß sein Anbringen mit unsern jeglichen Vorhaben wenig übereinstimmen werde.

So wollen wir doch gleichmahl zum Kennzeichen Christlicher Biedel auch einen Baitritt zu unserm Lager vergähnen und dasjenige, was an uns E. Kayser auch zu referiren anvertraut, sich anzuhe. Zu dem Ende haben wir einen Postport zu E. Sicherheit zu verzeihen und dem nach Euch zurückkehrenden Ueberbringeren Eures Schreibens bei seine Abreise einzuhändigen befohlen, ferner auch unsern Commandanten zu Sendra Befehl ertheilt, ihm mit genugsamen sichern Geleit Euch und die Curie in unser Lager zu begleiten, darau ihr Euch sicherlich zu verlassen habt.

Gegeben aus unserm Lager zu Belgrad.

Am 4. September langten Entlar Offenbi und Alexander Maurocordatos mit großem Geolge im christlichen Lager an und wurden somit unfreiwilige Zuschauer der Niederklege der Wassen ihres Herrn.

Zwischen 5 und 6 Uhr morgens stellte der Kurfürst seine ganze Arme in Schlachtreihung an. Emanuel Gott mit uns lautete das Feldgeschrei. Das Kommando des Angriffs selbst übertrug der Kurfürst dem Generalfeldmarischall-Lieutenant Strafen von Scherffenberg. Um 9 Uhr morgens warfen sich die ersten dem Tod geweihten Regimenter aus die Weichen; der mähende Angriff findet verzweifelte Gegenwehr, dreimal können sie die Maueru empur, dreimal werden sie in die Straßen hinabgeschleudert, welche sie mit ihren Weichen füllen. Als der heldenmähige Föhler Graf von Scherffenberg von einer Kugel getroffen tödt zu Boden sinkt, beginnt der Mut der Stürmenden zu sinken; in ihren Reihen macht sich ein verhängnisvolles Wanken bemerkbar. Nun trat jener in Dichtung und Bild so oft verperrlichte glorreiche Moment heran, in dem Max Emanuel persönlich in die Aktion eintritt und auf die Weiche eilt. Ueberreife Haischer haben später die Nichtigkeit dieser Thatfache bezweifeln zu müssen geglaubt. Wir finden jedoch das Ereignis in allen zeitgemählichen Publikationen, seien es fliegende Blätter oder eigentliche Geschichtswerke, in übereinstimmender Weise erzählt.

So schreibt ein fliegendes Blatt, „in Augsburg bei Jakob Koppmeier zu finden“, in folgendem treuerberzichten Stile: „Sobald solches Ihre Churf. Durchlaucht vermerkt, ritten Sie mit entschloßtem Degen voraus und zugen zurückweichenden Soldaten entgegen, denen er mit diesen Worten zugespreden: Lieben Brüder! Schauet mich an und sehet, was ich thue, folget mir nach.“

Bestätigend erzählt der ebenfalls in jenen Jahren erschienene „Neue Donaustrand“: „Die Türken haben unverzüglich mit bloßen Säbeln einen furiosen Anfall auf die Unsrigen tentert, wodurch dann wegen Incommodität des Ortes, wo die Soldaten so eng an einander gestanden, daß sie sich ihres Gewehrs nicht frei bedienen konnten, die Vollziehung des vorgenommenen General-Sturms fast nutzlos scheinen wollten, welchem aber vorzukommen dero Churf. Durchl. in hoher Person mit Zugiehung der vornehmsten Generalspersonen mit gleichfalls entschloßtem Degen auf die Weiche sich verjüget und allen dabeilich sich befindlichen Soldaten Ders zugespreden u. i. w. Auch der für die Geschichte jener Zeit so wertvolle Balthas erzählt den Vorfall in seinem „Nahmreichen Kriegshelm“ wortgetreu wie das Augsburger fliegende Blatt und führt in seiner originellen Nebenweise fort: „Darauf die Unsrigen vom neuem mit Muthe besetzt, so heldenmähig angegriff, daß die Festung, Stadt und Schloß mit stürmender Hand übergegangen, do dan von der Besatzung und denen die drin übrigen Gefindlichen nicht ein Mann übrig gelassen und auch des Kindes im Mutterleib nicht verschont worden. Ja, was noch mehr, so haben theils erditterte Soldaten, welche keinen Degen noch anderes Gewehr mehr gehabt, die Türken mit Bradmeßern erstochen und ihrem Lügenpropheten Wahomed nachgeschickt.“

Über 8000 Menschen fielen dem ersten Stürme der Soldaten zum Opfer, wurden erdarmungslos niedergeschossen und bedekten mit ihren Leichen die Straßen der brennenden Stadt. Der Rest der türkischen Truppen nebst den kommandierenden Föhds hatte sich im Kastell gesammelt. Na nicht dem schrecklichen Schicksale der in der Stadt Niedergeworfenen zu verfallen, erloschen sie ein eigentümliches Mittel. Sie befreiten alle gefangenen Christen aus ihren Ketten, lösten ihre Ketten und stellten sie als lebendige Mauer in drei Gliedern auf. Sie selbst knieten sich hinter den Unglücklichen nieder. Der Erfolg war der gewöhnliche. Als die säuerlichen Soldaten heranzüreten, lang ihnen in allen Sprachen und Wandarten die Begrüßung als Befreier entgegen unter Anrufung des Christengottes und aller Heiligen. Der rührende Anblick entwarfachte den Harn des Heeres, und bald trat die Bestätigung von Sr. Durchlaucht dem Kurfürsten ein, daß den Türken der erlösete Pardon gewährt werden solle.

Kniefällig luten die Postsch und die dreißig höherten Offiziere, welche vor Max Emanuel gebracht wurden, er möge sie seinem lagern oder Reizen gesungen geben, do sie den Tod der ganzamen Verhandlung vorzügen.

Nach siebenstündigem Kampfe war das christliche Heer völlig Meister der Stadt und des Schlosses.

Aber mit Recht klagt ein anderer zeitgenössischer Bericht: „Allein die Siegespalmen so der Höchste verliehen, sind nicht ohne Copressenweige und so ist die Süßigkeit dieser Eroberung mit der Moe und Barmuth des Tods und Verwundung so vieler tapferer Generale und Helden in etwas vergällt worden. Ihre Churfürst Durchlaucht von Bayern, welcher die in denen Geschichtenschriften verewigte Teutische Helden-Namen Ariovistus und Arminius schon in ihren Tapferheits-Nahm mit aufgenommen und solchen mit ihm getheilt, erlebte bei dieser Stürmung zwei Verwundungen, eine durch einen Theil an der Hand (wiewohl eine andere fürnehme Feder geschrieben an die Wangen), die andere mit einem Stein am Haupt. Tödt blieben auf der Wapflade: Generalfeldmarischall-Lieutenant Graf von

Scherffenberg, Obrst Graf von Fürstenberg, Obrst Graf von Homel, Oberstwachmeister von Hefler, Graf Heinrich Balshajot von Stohremberg, Obrst Graf von Tarn. Vermundet wurden: der Herzog von Mantua, Prinz Eugen von Savoyen, Prinz Commercy, Fürst Wlachtenstein, die Grafen Rabutin, Guibo von Stahrenberg, Kuerstberg, Latour, Lambert, Rannin, Philipp Graf Arco, die Marquis Dorcia und Boyer, Baron Hünfeler. Die ganze Belagerung kostete 24 Offiziere, 603 Unteroffiziere und 1766 Soldaten. Die Türken hatten nahezu 8000 Tote.

Der Kurfürst säumte nicht, sofort den Herrn der Hertscharen für den erfochtenen Sieg zu danken, und wohnte mit seinen Offizieren einem feierlichen Tebenm unter Lösung der

Städte bei. Prinz Bandemont wurde als Siegesbote zum Kaiser nach Wien, Graf Rothkast zur Kurfürstin gesandt.

In demselben Häuschen, in dem Sultan Mohamed IV. die Herrshan über die unter Kara Rufshapha stehende Arme abgenommen hatte, umgeben von den aus der Festung herbeigeflüchteten Siegestrophäen, empfing der Kurfürst Sulfair Effendi in Audienz und lud ihn huldreich zur Tafel.

Das sind die glorreichen Erinnerungen des 6. Septembers, eines Ehren- und Ruhmettages des Herrscherhauses und des Decres, insbesondere jener vier ältesten Regimenter unserer Arme, welche bereits bei Belgrad mitkämpften, des 2. und 10. Infanterie-Regiments, des 1. und 2. Chevauleger-Regiments.

Schloß Freyenseels in Franken.

Von G. v. N.

Wenn man in den zwischen Bamberg und Bayreuth gelegenen Städtchen Hofstedt die Weststraße verläßt und sich auf der nach Weismain führenden Tirthstraße nordwärts wendet, gelangt man nach einer kaum dreiviertelständigen Wanderung ebenen Weges an die durch Mauern und Klentürme besetzte Burg Freyenseels.

Nachdem man am Tamm und Brücke zwei offene Burggräben überschritten hat, durch das heraldisch verzierte Schloßthor in den engen Burghof und endlich in die Halle eingetreten ist, läßt sich das Auge plötzlich fast gebührend beim Ausblick in das reizende

und zugleich großartige vor ihm liegende Wiesent-Thal. Hier wird es dem Wanderer erst begreiflich, woher diese Burg ihren Namen hat, denn auf einem freien Felten steht sie da.

Auf die wohl von jedem von der Höheherse herkommenden Touristen empfundene Enttäuschung folgt hier entzückende Überraschung.

Alle möglichen landschaftlichen Reize eines romantischen Thaies finden sich auf dieses Fretchen Erde ausgegühtet. Gigantische vielfarbige Felten zwischen Waldedgrün bilden gleichsam die Marksteine zwischen den von einem Silberbächlein geschmückten saftigen Wiesen und den die Berge bedeckenden Loub- und Robelwäldungen.

Nach stellt nicht das nötige Wädlentrad in einem kühlen Brunne, und zum Überflus erblickt man noch zwei höchst malerisch zur Hälfte in die Felten hincingeboute Wotzndäcker, für welche der Bau von Klauhängen Lugus wäre, da der Klau seinen Ausweg durch natürliche Feltenröhre findet.

Der Ursprung dieser, seiner Zeit von Höhlenmenschen benutzten Wohnungen, wie sich solche in der Umgegend gar viele vorfinden, datiert jedenfalls weiter zurück, als der des Schloßes Freyenseels, dessen Geschichte vorläufig nur bis in das 13. Jahrhundert zurückzuverfolgen ist.

Es ist dieselbe auf das innigste mit der Geschichte des aradeligen Geschlechtes derer v. Kuffsch verbunden, denn seit urvorweltlichen Zeiten ist die Burg Freyenseels, wenn auch manchmal mit kurzen Unterbrechungen, so doch durch alle Generationen im Besitze der v. Kuffsch'schen Familie gewesen und ihr vorletzter Besitzer aus

dem genannten Hause war der berühmte Gräber des Germanischen Museums in Nürnberg Haus Jehr. von und v. Kuffsch, während sie gegenwärtig Eigentum eines seiner Söhne, Hermann v. Kuffsch, ist.

Als ersten urkundlich nachweisbaren Besitzer dieses zum ehemaligen Ritterstanz Gsbürg gehörigen Schloßes nennt die Geschichte den Stammvater des jetzt noch blühenden Kuffsch'schen Geschlechtes Ritter Otto de Wisse, denselben, welcher mit seinen sieben Söhnen im Herzogthum des Burggrafen Friedrich von Nürnberg auf Seite Ludwigs des Bayern an der Schlacht bei Ampfing teilnahm.

Freyenseels, ein freies Eigentum derer v. Kuffsch, gehörte zu jenen seltenen Plätzen, welche für die Burggrafen von Nürnberg, bzw. für die Markgrafen von Ansbach deswegen von großer Bedeutung waren, weil dieselben, an der direkten Verkehrslinie zwischen Ansbach, Nürnberg einerseits und den hochzuverlassenden Burgen Zwernitz und Wassenburg



Freyenseels von der Höhe. Nach einer Photographie gezeichnet von J. Mühlner.

anderseits gelegen, bezüglich der Sicherheit und Beherbergung burggräflicher Leute gute Dienste konnten. Daher hoben es sich die Burggrafen auch angelegen sein lassen, durch wiederholt abgeschlossene Verträge sich die Treuepflicht und Burgöffnung gegen Bezahlung größerer Geldsummen an die betreffenden Burgherren zu sichern.

Aber auch für den Bischof von Bamberg war es eine politische und militärische Notwendigkeit, die Besitztümer einer ganzen Reihe von festen Burgen innerhalb des bairischen Gebietes sich verbindlich zu machen und ein im Jahre 1378 bezüglich der Burg Freyenfels durch einen Vertrag geregelt Verhältnis herzustellen, welches die v. Kuffsch in Lehensabhängigkeit brachte, nachdem dieselben bis dahin diese Burg als freies Eigentum befaßt hatten.

Welleicht galt schon damals das Sprichwort „unter dem Krummstab ist gut wohnen“, denn es hat sich dieses Verhältnis in der That später in einem Falle als besonders heilsam erwiesen, als im Jahre 1523 die Burg Freyenfels, deren Besitzer Pantzas v. Kuffsch als Ritterkammerherr durch seine Fehde mit den Rürnbergern berückichtigten Thomas v. Absberg in Acht und Bann war, durch den Schwäbischen Bund geschützt werden sollte. Do legte sich als Lehensherr der Bischof von Bamberg ins Mittel und rettete so das Schloß vor dem Schicksal, welchem die Burg eines andern v. Kuffsch, Truppoch, sowie das benachbarte Krögenstein anheimfielen, weils letzteres damals Wohnsitz des Georg v. Giesch war, eines ebenfalls durch seine Freundschaft mit dem Abolberger kompromittierten Edelmanns.

Aber schon zwei Jahre später übernahmen die aufständischen Bauern die Arbeit, an deren Vorführung der Schwäbische Bund gehindert worden war. Das Schloß wurde im Jahre 1525 geplündert und zerstört und teilte so das Schicksal von acht andern kuffschischen Schloßern in jener Gegend, nämlich Koinach, Reutpach, Kuffsch, Wülstenstein, Reidenstein, Weier, Rothenspühl und Truppoch. Die verhältnismäßig starke Ausrüstung der Burg — die Zeughäuser enthielten in Friedenszeiten beständig 3 Tausendbüchsen von yemlicher Größe, 15 Posenbüchsen, 9 Hondbüchsen, 1½ Ztr. Pulver oder zu 3 Ztr. Pulver das nötige Quantum Salpeter, Schwefel und Kohle, ferner zu jeder Wache 100 Kugeln, 12 Armbrüste mit den Bechern und Köchern, sowie 300 fertige Pfeile — konnte das Schloß vor dem rasenden Bauernhaufen nicht schützen.

Der Besitzer Pantzas v. Kuffsch mußte mit seiner Gemahlin, einer geborenen Markgräfin v. Pappenheim hinter den

Mauern der Reichsstadt Nürnberg Schutz suchen und fand, als er nach 15 Wochen zurückkehrte, sein schönes Schloß in Trümmern, die Tischmesser ausgeraubt, die Wiesen abgemäht und Unkraut jeder Art in Wald und Feld verblüht.

Allerdings mußten die bei Hollfeld unweit Bamberg vor dem Heere des obersten Feldhauptmanns Georg Truchsch v. Wallburg kapitulierenden Bauern die ausgedehnten Freuden mit den Köpfen ihrer Adelsführer büßen und sich harte Strafen gefallen lassen, aber der den geschädigten Gesezten gemährte Schadenersatz reichte kaum hin, um nur das verunterte und verschleppte Mobiliar wieder zu beschaffen. Gleichwohl wurde das Schloß, so gut es eben ging, wieder hergestellt.

Im Dreißigjährigen Kriege blieb die noch dem Bauernkrieg mit großen Opfern wieder hergestellte Burg zwar verschont, erduldet jedoch noch in der Folge mancherlei Heimtückungen. Das Ansehen der kaiserlichen Obrigkeit im deutschen Reich war auch lange nach Abschluß des Westfälischen Friedens zu wenig konsolidiert, um Zustände unmöglich zu machen, welche lebhaft an die Zeiten des Faustrechts erinnern. Welleicht ist die Gegend zu romantisch, als daß sich die Romantik des Ritterlebens durch einen Fehdestrich aus derselben hätte verbannen lassen. Lehensherren und Lehensritter, dann wieder letztere unter sich, suchten nach wie vor ihre Händel mit Waffengewalt auszufechten, und so kam es, daß die Burg Freyenfels in den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts zwei Belagerungen und Veranlassungen auszuhalten hatte.

Das eine Mal gab hierzu Veranlassung der Streit des Hans Wilhelm v. Kuffsch mit Hans Adam v. Wirsberg, weils letzterer dem Hans Wilhelm die Besitzergreifung seines Anteils an der Burg Freyenfels verweigern wollte, obgleich der Bischof von Bamberg als Lehensherr solche genehmigt hatte. Es war am 28. September 1652, als Hans Wilhelm v. Kuffsch behufs Besitzergreifung seines Lehen-Anteils mit dem bischöflichen Amtmann von Wülstenfeld Dietrich v. Streitberg und dem bischöflichen Vogt Zuhmann v. Hollfeld mit einer Eskorte von 12 Pferden vor das Freyenfelder Thor rit. — Do jedoch Hans Adam v. Wirsberg die Zugbrücke aufziehen und erklären ließ, daß er in Güte das Schloß mit Hans Wilhelm nicht teilen werde, auch dem Charivaren von Hollfeld jagen ließ, er möge seine Büchsen fällen, denn es werde heute noch genug Patienten geben, so zog man für die Nacht wieder ab, um 10 Tage später, nämlich am 8. Oktober 1652 mit einem



Freyenfels von der Südseite.
Nach einer Photographie gezeichnet von S. Weisner.

größeren Aufgebot von Mannschaften zu Fuß und Fuß vor die festen Mauern von Freyenfeld zurückzuführen. — Witterwelle hatte sich der Schlossbesizer von Witzberg entfernt und die Verteidigung des Schlosses seinem Schwager, dem schwedischen Järbuch Sammel Daes übertragen. Dieser erfahrene Kriegsmann ließ beim Anblid des unter Trommelschlag und Trompetenschall anrückenden „Belagererheeres“ in aller Stille die Thürme und Mauern mit Mönchsfiguren besetzen und durch dieselben einen Sturmregen auf die Belagerer eröffnen, als diese sich ansahen, Sturm zu laufen, vier Sturmleitern anzulegen und das Stadeltor einzunehmen. Als sich die Belagerer durch die vielen Steinwürfe und Flintengeschosse an der Brennung gehindert sahen, begannen sie, Stroh und Holz in den Graben vor das Thor zu werfen, um durch Feuer die Öffnung derselben zu erzwingen. Aber der Schwede ergab sich nicht, der Log verging erfolglos für die Belagerer, welche einen Toten und viele Verwundete zu belagern hatten, jedoch die Belagerung noch acht Tage fortsetzten, um die Burg durch Aushungerung in ihre Gewalt zu bringen. — Unterdessen war der Schwede sonst feiner und zehn Mann beschendend Besetzung durch ein an unbewachter Stelle durch die Turmmauer gedrohenes Loch geschlüpft und entkommen.

Eine zweite Belagerung mitten im tiefsten Frieden hatte die Burg schon vier Jahre darauf im August 1656 auszuweisen, als es sich darum handelte, den wegen angeblicher Bedrohung seines Lehnsherrn angeklagten Hans Wilhelm v. Aufsess zu verhaften.

Lezterer, von der bevorstehenden Zwangsbewahrung in Kenntnis gesetzt, sendete noch vor Anbruch der bambergerischen seine Frau, eine geborene Frau v. Wolburg, nach Bamberg, um beim Bischof persönlich Fürbitte einzulegen. — Als dieselbe unverrichteter Dinge wieder nach Freyenfeld zurückkehrte, fand sie das Schloß von den bambergerischen Truppen, nämlich 20 Jerscheimer Dragonern und 200 sächsischer Müßi, streng besetzt und eingekerkert, ward von denselben sofort gefangen genommen und im Fortboje interniert.

Hier soll sich nun folgende mysteriöse Geschichte zugetragen haben.

Als die Schloßfrau eines Abends in ihrer Stube betrübt dasof und sehnlichst ihres im Schloß von allem Verkehr abgeschnittenen Gemahls und ihrer acht bei ihm weilenden Kinder gedachte, da wurde sie plötzlich durch die hohe Gestalt eines eintretenden Dragoners aufgeschreckt, welcher mit vertraulicher Miene sie folgendermaßen ansprach: „Die Frau erschreke nicht, ich bin ein Mensch und Christ wie ein anderer. Will die Frau ihren Zunker haben, soll ich ihn ohne Schaden aus dem Schlosse heraus- und wieder hineinbringen, oder auch sie zu ihm hinein- und wieder zurückbringen“. Sie, welche beim Erscheinen dieser unheimlichen Gestalt deshalb so in Schrecken versetzt war, weil sie fürchtete, nun von Freyenfeld als Gefangene weggeführt zu werden, erschrak über diese Rede noch mehr. So kam ihr ein Grouen vor diesen Menschen an, und sie erwiderte ihm, er solle sie in ihrem Streng ungetränkt lassen, hätte unser Herrgott ihren Mann und sie von einander getrennt, würde er auch wohl sie wieder zusammenbringen. Der Weibste über sprach weiter: „Wenn sie vielleicht nicht glaube, daß er im Schlosse gewesen sei, so wolle er ihr ein Wortzeichen weisen“, worauf er die Thür öffnete und durch zwei Soldaten einen schweren Doppelhaken, der im Schloß in

einer Schießscharte des Rundels gelegen hatte, hereintragen ließ. —

Dabei fuhr er fort, der hierüber arg erschreckten Frau von seiner schwarzfünflerischen Weise weiter zu erzählen: „er sei im Schloß unsichtbar am Tisch zu linken Hand ihres Gemahls auf der Vorbank gesessen und habe gesehen, daß der Zunker, der mit den Seinen speise, zweierlei Fleisch gehabt, und da habe er etwas zum Wohlgeschmack vom Tisch weggenommen, was sie nicht entrotten können und sie alle Tage gebrauchen müssen, er habe es bei sich im Sad und wolle es vorgehen. Hierüber erschrak die Frau derart, daß sie ohnmächtig im Stuhl zurückfiel, worauf sich die Soldaten eilten.“

Dem Schwarzfünfler aber — er hieß Hans Eißner — sind seine Streiche übel bekommen, da er bald darauf in Jerscheim standrechtlich erschossen wurde.

So hatte denn dieser kleine Krieg auch seine Spukgeschichte. —

Die Belagerung endete nach achtstägiger Ernüchterung am 18. August 1656 mit regelrechter Bestürmung und Zertrümmerung der Thore, hatte jedoch nicht den beabsichtigten Erfolg, da sich auch diesmal der eifrig gefaschte feindliche Kommandant, nämlich Hans Wilhelm v. Aufsess, der Verhaftung entzogen hatte, indem er mit Lebensgefahr nächstlicher Weile an einem Zell über die Mauer sich ins Thal hinabgelassen hatte und entflohen war.

Daß mit dieser Episode die unsicheren Zustände in Freyenfeld ihren Abschluß nicht finden konnten, ist leicht begreiflich. Lebens- und Erbtreueigkeiten, auch Gewalttöten waren jahrzehntelang an der Tagesordnung.

Unter diesen Verhältnissen war der sich allmählich vollziehende Verfall der Schloßgebäude unermesslich, wenn den letzteren nicht in der Person eines mit Klugheit versehenen, zugleich ideal angelegten Mannes ein Retter erschienen wäre.

Es war dies Karl Siegmund Freiherr v. Aufsess, welcher, nachdem er in spanischen Erbfolgekriege als kaiserlicher Obrist ruhmvoll gedient, sich dem geistlichen Stande widmete und als Statthalter des Kurfürsten von Mainz, zugleich Fürstbischof von Bamberg Grafen Lothar Franz von Schönborn die Jügel der Regierung in den bambergerischen Länden führte.

Derjelbe verstand es, unter möglichster Wahrung der itarmischen Eigenheit der Gärten, Türme und Zwinger die Burg in ein wohnliches Gebäude zu verwandeln, und wenn daselbe von seinem mittelalterlichen Charakter auch viel verloren hat, so stellt es sich auf seinen solidesten Felsfundamenten von der Thalseite der dem Ringe des überrosten Besizers doch als ein großartiges Bouwerk dar.

Mit dieser rettenden That begünstigt sich jedoch Karl Siegmund nicht — er suchte auch, und zwar zunächst durch gründliche Restaurierung der dem katholischen Kultus seit überhalb Jahrhunderten entzehrten Schloßkapelle, seinen Fideikommiss-Nachfolgern und besonders seinen Unterthanen die Übung der lutherschen Religion wieder zu ermöglichen und eine Gegenreformation einzuleiten, welche von seinem Besitznachfolgern durch die Unterhaltung eines Kapuziner- und später eines Dominikanerklosters bis zum Anfang dieses Jahrhunderts erfolgreich fortgesetzt wurde. Seit ist die Schloßkapelle Pfarrkirche der lutherschen Pörrgemeinde Freyenfeld. Sie zählt zu ihren Paramenten monche kostbare Erzeugnisse der Seiden-

weberei und besonders der Augsburger Goldschmiedekunst aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Eine über die vom Schloß auf der Westseite abfallende Schlucht führende Brücke stellt die Verbindung mit dem nahen, ziemlich umfangreichen Park her. Derselbe wird auf seiner Südseite gegen das Thal zu durch fastrecht abfallende, teilweise überhängende Dolomitfelsen von beträchtlicher Höhe begrenzt, von denen aus man entzückende Ausblicke in das herrliche Wiesent-Thal genießt.

Nach diese tiefigen Felsen mit ihren an der Thalsohle hervorsprossenden klaren Wasserquellen und ihren zahlreichen Gratten und Höhlen, wie sie ja im fränkischen Jura so häufig vorkommen, haben ihre Legende. — Eine dieser Höhlen wird das Preußenloch genannt, und zwar rührt diese Benennung von einer größeren Anzahl versprengter preussischer Soldaten her, welche sich im Jahre 1806 nach der Schlacht bei Jena hierher geflüchtet und mehrere Wochen lang geblieben haben, während die Ortseinwohner ihnen Speise und Trank zubrachten, bis die Soldaten plötzlich eines schönen Morgens — unbekannt wohin — verschwunden waren.

Begibt man sich von Freyenfeld im Wiesent-Thale aufwärts,

so erreicht man nach kaum 25 Minuten die Ortschaft Roth, wofelbst man auf einem auf dem linken Wiesentaler gelegenen Felsen nach Spuren einer Burg findet, welche einst der Stammsitz des nach blühenden Freibrengereichthums der Lochner v. Hüttenbach gewesen sein soll. — Nach weiterer kurzer Wanderung in den sich immer mehr verengenden Thale erblickt man alsbald vor sich die weiterragende altertümliche Burg Wieselstein, Stützpunkt des Grafen Wieg und Centrum der dort sehr umfangreichen gräflichen Besitzungen. Das Wieselent-Thal ist überhaupt durch seine verhältnismäßig große Anzahl von Schloßern und Burgruinen ausgezeichnet. Von Freyenfeld thalabwärts kommt man auf der nach dem alt-bambergschen Städtchen Hallstedt führenden, kaum 4 km langen Wegstrecke an weiteren zwei ehemaligen, schön gelegenen Ritterhöfen vorüber, an der Ruine Reidenstein und dem freundlichen Schloß des Weyer. Bau da ob verfaßt sich das Wieselent-Thal allmählich, bis es bei dem vom hohen Plankenstein überragten Törrschen Plankensfels wieder mehr und mehr an landschaftlichen Reizen gewinnt und mit seinen malerischen Seitenthälern jene herrliche, von Touristen mit Recht viel besuchte Gegend bildet, welche man die Fränkische Schweiz nennt.

Die Diebstahl der Mut-Scene.

Ein Nachtbild aus dem Bauernkriege.

Von Friedrich Richter.



„Sänglingen war's, das Fest der Freude. Aber nicht dazu, als man

das Jahr des Heils 1525 schrieb. Wie im Aelga, in Bayern, Österreich, Sachsen, Thüringen, Bairemberg und Elsaß, so stand auch in Francken der gemeine Mann gegen seine Herrschaft auf und verweigerte die alten Gerechtigkeiten mit den Waffen in der Hand.

Die nächste Ursache für das fürstlich-bischöfliche Hochstift Würzburg und Herzogtum Francken begann im Rattenburger Lande, wo sich die Bauernschaft zusammenschloß und verkaufte, nach Würzburg zu ziehen, die Geiseln zu verjagen oder tatzschlagen und ihnen ihre Güter zu nehmen.

Der Anführer unter dem Volke nahm aller Orten im Herzogtum zu, ein Amt nach dem andern erhob sich und griff zu den Waffen. Da die Obrigkeit lange Zeit nachsichtig übte, und die Bauern nach ihrem Willen zu und von einander ließen, so mehrte sich die Zahl der Unzufriedenen im Stifte Würzburg mit jedem Tage. Während der Bauernhaufe mit jeder Zeit wuchs, fing auch die Stadt Würzburg merklich zu wanken an und ging endlich zu den Bauern offenlanbig über, nachdem sie dem Bischofe zwar noch einen Abjagebrief übersandt hatte.

Die Getreuen des Bischofs zogen sich auf das feste Schloß „Unser Frauenberg“, welches, auf einem Berge links des Maines stehend, die Stadt überragt, zurück und verzichteten sich auf beste Dabeist. Inzwischen war Fürstbischof Konrad nach Heidelberg gereist, wofelbst er den Pfalzgrafen Ludwig und den Schwäbischen Bund um Hilfe anrief, welche ihm auch, jedoch nicht gleich für den Augenblick zugesagt wurde. Von Heidelberg aus, sagte der Fürst seinen Bedrängten die Annahme der bekannten zwölft Bauernartikel zu. Diese waren, wie es scheint, schon zu weit gegangen, als daß sie an eine gütliche Ausgleichung glaubten. Und obwohl der Bischof zur Vereinbarung einen Landtag ausschrieb, die Sache zerstückelnd sich, sei es nun daß man sich nicht vergleichen wollte, oder daß man in den guten Willen und in die Fassung des als wohlthätig, fromm und gerechtigkeitsliebend doch bekannten Fürsten einen halben Zweifel setzte, oder sei es endlich, daß die Unthaten der Bauernhorden schon zu weit gediehen waren, als daß man noch auf eine Knosförmung und Verzeihung hatte hoffen können. Der Bruch war also unheilbar.

Die Bauern waren von Rattenburg und Wergentheim gegen Lauda herabgezogen, wo sie die Burg in Rauch aufgehen ließen und vielfache Grausamkeiten verübten. Alsdann säumten sie mit ihrer namhaften Decretsmacht keinen Augenblick, vorwärts gegen Würzburg aufzubrechen. Mittlerweile näherten sich die kuffhändischen von allen Gegenden und Gauen des Frankenlandes der Stadt. Dies geschah am Oetern 1525. Und nun müssen wir unser Auge an fersende Bauernrotten, an brennende Dörfer, rauchende Kirchen, Mörder und Schläffer, an trauerige Schladten und Gewaltthätigkeiten aller Art gewöhnen. So den Anführern auf ihrem Zuge eine Kiste, eine Burg oder sonst einen Adelssitz auffisch, wurde alles

geplündert, erschlagen, misshandelt, ermorbet und in Brand gesteckt. Alenthalben rüstete sich in jenen schauerlichen Tagen der Himmel von den aufstrebenden Flammen, und füllte sich die Luft mit wildem Siegesgähnel und herzerzitterndem Sommergeheul. Endlich kamen die Bauern in zwei Heerhaufen vor Würzburg an. Der eine nannte sich der schwarze Haufe, es war der von der Tauber und wurde von Jakob Käl aus Eibelstadt sowie von Florian Geyer angeführt; der andere hieß der helle lichte Haufe, war zumeist aus dem Oberrhein und hatte den Götz von Berlichingen mit dem eisernen Hand sowie den Georg Wepler von Ballenberg zu Feldhauptleuten. Andere Hotten von Stüdtern und Lohndorf verbanden sich mit denselben.

Die Stadt Würzburg, die, wie bereits bemerkt, mit den Bauern gemeine Sache machte, ließ diese in ihre Mauern eintreten. Das Hauptheer der Kaiserlichen, welches man auf 25,000 Mann schätzte, lagerte in und um Würzburg, und nun begann die Belagerung des festen Felsenfestes Frauenberg, wo die Fürsten sonst ihre Residenz hatten, wenn Friede im Lande war.

Die Vertheidigung dieser Burg wahrte die Ehre der Anhänger des Landesherren und darz eine wahrhaft heldenmüthig ausdauernde genannt werden. Die Festung erwiderte das Feuer der Bauern nachdrücklich, schlug mehrere Stürme siegreich ab und verweigerte jede Uebergabe.

Andere Trupps trieben sich im Lande verteilt herum, quartierten sich bei den Weidlichen, die sie misshandelten und verjagten, oder in den Freyräthen ein, die sie ausplünderten und zuletzt in Kette legten. Besonders wild wirthschafteten sie in den Domherzhöfen, den Stiftern und weltlich gewordenen adeligen Häusern. Der Wein floß in Strömen. Im Stifte Burkard trant und verchristete ein von Föchberg bezugsamer Bauernhaufe in einer einzigen Nacht 280 Fuder Weines.

Unterdessen war es dem Schwabischen Fürstenbunde unter Anführung des Georg Truchseß von Waldburg gelungen, der Feinde am Neckar und überhaupt im Württembergischen Herr zu werden; die Ritterchaft schlug die Bauernheere mehrmals nachdrücklich auf Haupt. Nun rücten die Fürsten und Adeligen unter ihrem Bundeshauptmann in Franken ein, um auch hierorts die Rebellen zu bändigen. (Fortf. folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Unsere Bilder. Unsern Artikel über Velgrad schmückt eine jeigermäßigste Abbildung der Basilika. Jüngende Blätter und Prosodien erlegten vor 200 Jahren dem lebhaftigen Publikum die Stelle der heutigen Zeitungen. Unsere Abbildung ist die Reproduktion eines Kupferstichs, ausgegeben von der Kaiserlichen Akademie (soud) Eigentümlicher Abbildung der Velgrader und mit hübenender Hand eroberten Haupt-Belagerung oder Griechisch-Welgrader. Wie solde von den Kaiserlichen omni drei hohen Würdigen Völkern oder dem Hebräenmäßigen Cassanova Jetro Ghuzarisch. Durch Herzog Maximilian Emanuel (aus Bayern) u. Montag den 6. Septembris die laufenden 1698 Jahres glücklich erobert und eingenommen worden. Mit einem ausführlichen Diario, was vom 26. August bis den 8. Septembris Merkwürdiges darbey vorbey gangen und sich zugetragen hat. Vertraut zu München bei Lucas Strauß zu finden bei Michael Wenig Kupferstecher. — Die beiden Ansichten von Stronsfeld rühren von Landschaftsmaler J. Altheimer in Regensburg. Die Signette zum Einband von Oberlöbich ist ein Werk des jungen hochbegabten Münchner Künstleres Desio.

Eine Urkunde König Wenzels. Eine ganz seltsame Urkunde des Königs Wenzel an die Reichsstadt Rothenburg, die uns aus dem Nürnbergers Archiv bekannt geworden, können wir doch nicht umhin, hier mitzutheilen. Der König befehlt nämlich die Stadt durch den Nürnberger Bürger Heinrich Toppel, um durch diesen sich 12,000 Gulden auszubahlen. Als man die Stadt dieses ablehnte, so antwortete Wenzel in einem kleinen, mit dem königlichen Insignel bedruckten Brieflein, unter der Aufschrift: „Aurem Angustorum zu Rothenburg, die dem Reich angehörig sein“.

„Der Truizel hab an, zu scherren eine Son, und sprach also: Viel Weidreit und wenig Wölle. Die Weber können nicht befehen ohne Wölle. Ingehosefontein magst oiel. Dat Subatto omnia Sanctorum, hora Vesperorum Nuremberg!“

Dasß Victor II. von Geburt ein Bauer. Unter den Päpsten deutscher Abkunftung war Victor II., welcher am 3. März 1056 zu Regensburg gewählit ward und am 28. Juli 1057 starb, einer der bedeutendsten. Schon als Bischof von Gelfstadt stand er bei

Kaiser Heinrich III. in großem Ansehen und übte großen Einfluß auf die Reichsgehalte aus. Als ihn aber der sterbende Kaiser zu Hohenfels am Darz die Verähligung seines Sohnes und seiner Gemahlin am 5. Oktober 1056 einnehmlichen und in seinen Armen den Geist aufgegeben hatte, fügte er im Namen der Kaiserin Agnes und des unermüden Sohnes die Reichsregierung, bis ihn die Pflichten, welche ihm als Paupt der Kirche oblagen, nach Italien riefen. Über die Herkunft dieses gewaltigen Papstes herrschte seiner wölleig Zweifel, indem ihn die einen als einen Bayern, die anderen als einen Schwaben begriffen. Die letztere Ansicht schien das Best bezeugen zu wollen, bis Cornelius Will in seinem Werke „Die Anfänge der Restauration der Kirche im ersten Jahrhundert, nach dem Curlien kritisch untersucht“, den Beweis erbracht, daß Victor II. dem bayerischen Grafengeschlechte der Hirscheberg, nicht aber der schwabischen Familie der Grafen von Calto angehört.

Stattlich der Haupt- und Residenzstadt München vor 100 Jahren. Im Jahre 1791 wurden in den 5 Stadtvierteln München 1231 Täuhen, 1284 Begräbnisse und 309 Troumen ausgekommen. Die Bevölkerung hatte sich seit 31. December 1790 um 204 Personen vermehrt. Die Zahl der Sterbefälle der letzten zehn Jahre ergab im Vergleich zu den Geburten ein jährliches Ueßer von 164. Bei einer Einwohnerzahl von 40,000 ergab sich, daß von diesen 40,000 jährlich der 29. Teil, je der 36. ein neugeborenes Kind war, und je das 26. Paar toeben in den Ehestand getreten war.

100 Jahre später gestaketen sich die Hiffren beider Standesämter folgendermaßen: 13,243 Geburten, 10,312 Todesfälle und 3495 Ehehließungen. Das Verhältnis hat sich procentualiter der Einwohnerzahl nur wenig verändert.

Johanns Heint. — Verstorbenen. Eine Nürnberger Gedichte. Von Wilhelms Schellert (Herausg.). — Die Ueberung von Velgrad (6 September 1698) von G. Heint. (Mit einer Abbildung). — Ulrich Rembold in Baden. Von G. v. H. (Mit zwei Abbildungen). — Der Hochstuhler von Eren. Von Wadewitz und von Rembolden. Von Heinrich Richter (Mit einer Abbildung). — Heint. (Mit zwei Abbildungen). — Ein Urkunde König Wenzels. — Von Victor II., von Geburt ein Bauer. — Einleitend der Frauen- und Kriegerstadt München vor 100 Jahren.

Strommühlener Nebelbau J. Deber, München, Hauptstraße

44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



N. 31.

Ersteit wöchentlich zum Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2 — für das Quartal bezogen werden — bei einem besseren Bezuge kann die Zeit über die Verlagsanstalt zum Postzahle abgehoben.

3. Jahrgang 1892.

Verstimmungen.

Eine Münchener Geschichte von Albert Schultzeiß
(Fortsetzung.)

Der Kaufherr klingelte und gab dem eintretenden Ausbeder Krudel einige Weisungen, worauf der Diener sich abgab in das zweite Stockwerk, worauf der Diener sich

„Meine Frau ist gestern von einem hoffentlich nur leichten Unwohlsein befallen worden; ich selbst habe sie heute noch nicht sehen können. Zur Zeit finde ich nicht Ruhe, meiner Familie zu leben. Vor kaum einer Stunde heimgekommen, muß ich mich schon wieder bereit halten, einem baldigst an mich ergehenden Rufe Folge zu leisten.“

„Dann bedauere ich wirklich, Herr Bängel, Sie Ihrer kostbaren Zeit beraubt zu haben“, entschuldigte sich Graf Soden höflich. „Ich will sofort —“

„Nein, nein“, meinte der Kaufherr höflich ab. „Der Gegenstand unserer Unterhaltung war der wichtigste, den es für mich geben konnte. Bleiben Sie doch, ich bitte dringend, Erlaucht. Nun, wie steht's?“ fragte er den bescheiden eintretenden Krudel.

„Madame bedauert sehr, daß sie keinen Besuch annehmen kann“, berichtete der Ausbeder. „Sie hat wiederum starke Kopfschmerzen. Bis der Arzt kommt, werden Madame einweilen Provenessen auflegen.“

Graf Soden konnte sich des Lächelns nicht enthalten, als er die letzten Worte vernahm, aber Bängel rief ärgerlich aus:

„Was schwachst Du wieder für Unsinn, Kaspar? Gehe jetzt hinüber und sage Müller, er möge den letzten Abschluß fertigstellen, damit ich ihn heute noch prüfen kann. Verstanden? Auch wollen Herricus und Koop. in Frankfurt einen neuen

Kontoforrent, der baldigst anzulegen ist. Wie wirst Du jetzt sagen? Kannst Du es merken?“

„Freilich, freilich, Herr Bängel“, sagte Krudel vergnügt. „Der Herricus will einen neuen Kontor haben, soll ich zu Herrn Müller sagen. Herr's gleich besorgen“, und er wollte ähnest dienstfertig zur Thüre hinauszutreten.

„Noch einen Augenblick. Du kannst auch hinzufügen, daß Du der größte Dummkopf im ganzen Geschäft bist. So, jetzt geh!“

„Scheint wirklich kein Lumen zu sein, dieser dienstbare Geist!“ meinte Graf Soden lächelnd.

„Je, nun“, entgegnete der Kaufherr, „er ist fast ohne Schulbildung ausgewachsen, viel darf nicht von ihm gefordert werden. Doch ist er anständig, mäßig und vor allen Dingen treu und ehrlich.“

„Wirklich, Herr Bängel? Nun, Sie müssen das wissen. Mir würde sein Blick nicht gefallen. Bei aller Untermäßigkeit blüht es aus seinen Augen wie veraltete Lüge. Vielleicht aber thue ich dem armen Tropf Unrecht. Jetzt gestatten Sie mir, zu gehen. Wollen Sie doch die Güte haben, mich der Madame bestens zu empfehlen. Vielleicht werde ich dieser Tage einmal das Vergnügen haben.“

„Werde es mir zur großen Ehre anrechnen, Erlaucht. Ich und mein ganzes Haus stehen Erlaucht jederzeit zu freier Verfügung.“

Nachdem Herr Bängel seinen Gast mit allen dem hohen Range derselben entsprechenden Ehren hinausgeleitet hatte, verfügte er sich in die Schreibstube, um dort vom Gang der Geschäfte Einsicht zu nehmen.

6. Kapitel.

Kapitän Brüd'homme hat Besuch. Der Lieutenant Franz La Harpe vom 78. Infanterieregiment hat sich begeben gemacht auf dem hochbeigen Sofa; während der Wirt in ziemlicher Erregung mit starken Schritten das hohe und geräumige Zimmer nach Länge und Breite durchmüht, schmeucht der Geist in physischer Ruhe sein Wesen und scheint ungeachtet Male sich das Glas aus einer der Flaschen voll, auf dem Tische vor seiner Ruhestätte in reichlicher Anzahl aufgestellt sind. Das leibhaft gedrehte Gesicht mit den bebenden, aber lässig geschnittenen Zügen und der noch frischen Schmeere auf der linken Wange zeugt von robuster Gesundheit, der aufgedrübte blaue Waffenrock läßt eine herkulisch gebaute Brust frei, die ganze gebrungene Gestalt, wenig über Mittelgröße hinausgehend, verrät energische Kraft, wenigleich der Mann in diesem Augenblick das wenig anziehende, unerfreuliche Bild großer Übermüdung darstellt.

„So“, machte er sich beschlich drehend, „für heute kein Dienst mehr, und hoffentlich läßt man mir auch morgen meine Ruhe. Glaube aber nicht, daß wir allzulange hier sitzen bleiben. Nun, was sagst Du zu Bonapartes Erfolgen in Italien? Er ist ein Teufelkerl.“

Der Kapitän war mitten in seiner Wanderung durch das Zimmer stehen geblieben und sagte mit grosser Stimme:

„Meiner Frau, ich diene lieber unter ihm, als unter Jaurdan, der doch nichts Rechtes zustande bringt. Freilich ist Kieber der Klügere. Jedes zweifele ich stark, ob die beiden bis Wien vorbringen.“

„Bonaparte wird es thun, verlasse Dich darauf.“ — Aber sprechen wir von unrerer Angelegenheit. „Du bist ein treuer Mensch, Franz, und hast das Beneh, was wir an Dir gefon, reichlich vergolten durch Deine selbstlose Aufopferung für uns und unsere Sache.“

„Neben wir davon doch nicht weiter“, erwiderte La Harpe. „Du hast von jeher, abgleich ich nur Dein Milchbruder gewesen, gewollt, daß ich mich ganz und gar als Deinesgleichen betrachten solle. So hat denn schließlich der Herr Marquis, Deinen Bitten nachgehend, eingewilligt, daß ich bei Dir auf dem Schlosse Wohnung nehme, mit Dir den Unterricht bei dem Kaplan theile, kurz in allen Dingen als Dein Bruder gelte. So wurden denn Eure Anschauungen ganz und gar auch die meinen, und als die Revolution ausbrach, da konnte ich doch nur auf Seite der Kräftigsten sein, auch wenn meine Siege nicht in der Vendée gesunden hätte.“

„Na, wir beide haben den ‚Blauen‘ tüchtig zu schaffen gemacht“, lächelte der Kapitän.

„Das will ich meinen“, bestätigte stolz der Lieutenant. „Wir beide allein waren ja gut wie eine ganze Armee. Haben wir die Rechte umhergeführt in den Wäldern und Schluchten, bis sie jedesmal in die Falle gegangen, wo wir sie bequem niederzuzwingen konnten. Ach! das war jedesmal eine herrliche Jagd.“

„Aber die Sache der ‚Weißen‘ war eine verlorene von allem Anfang an“, sagte Brüd'homme mit trübem Tone. „Die gestifteten Unterthünungen seitens der Bretagner und der Engländer blieben aus, und damit war unser Schicksal besiegelt. In einer Reihe unglücklicher Treffen wurden unsere Scharen mehr und mehr aufgerieben, zuletzt war es nur mehr ein verzweifelter Zweikampf auf Leben und Tod. General

Kieber baute uns goldene Brücken und hat uns günstige Friedensbedingungen, die zu stellen er seitens des Konvents autorisiert war. Wir beide, Du sowohl als ich, waren klug genug, die wahre Sachlage zu begreifen; ja unterwarfen wir uns und konnten später selber in das republikanische Heer als Offiziere eintreten. Stoffel und Charette thaten nicht so, sie wurden später noch heftigen, aber ganz nutzlosen Widerstand zu Kriegesgefangenen gemacht und erschossen. Seidem herrscht Ruhe an den Ufern der Loire. Aber das stülze Schicksal meiner Ahnen ist in einen Trümmerschutt verwandelt, und nicht mehr spiegeln sich die Zinnen Trefont in den Wellen des herrlichen Strammes!“

„Laß diese trüben Rück Erinnerungen ruhen in der Vergangenheit Lieben, George. Es dient ja doch zu nichts und verbiebt nur jede frohe Laune. Du machst mir heute anhehn, vergeh ein freies Wort, nicht den allerbesten Eindruck. Was kann Dir fehlen?“

Brüd'homme heizte einen durchdringenden Blick auf seinen Freund, dann sprach er langsame: „Hilfst Du mich für feige, Franz?“ Der Lieutenant sprach überstürzt vom Sopha auf:

„Du? Welch sonderbare Frage? Wer in aller Welt soll Dich für feige halten? Absurde Idee! Von allem andern zu schweigen, wodurch hast Du Dir denn die Kapitän's-Epauletten verdient? Hat jemand Dir mit solch einseitiger Beschuldigung nahe treten wollen? Unjuna, dieser Jemand lebte nicht mehr zur Stunde.“

„Und doch fürchtst ich mich, Franz.“

„Dann müßt Du konk sein, George, oder schwach im Kopf oder Wagen vielleicht, denn im Herzen kann es Dir nicht fehlen. Was drückt Dich denn? Ich sehe Dir den ganzen Tag schon an, daß ein Etwas Dein Gemüth bedrückt. Wahn! Wahn! denn, sei affen Deinem getreuesten Freunde gegenüber.“

Der Kapitän schien unzufrieden, dann begann er wiederum: „Franz, weißt Du, was ein Gewissen ist?“ Der Lieutenant schlug eine große Lache auf.

„Aber, George, Du bist unbezahlbar mit Deinen kostbaren Fragen. Und dieser feierlich ernste Ton, diese Leichenbittermeine. Wahrlich, ich ererne Dich nicht wieder, ha, ha, ha!“

„Bitte, beantworte meine Frage.“

„Ob ich weiß, was Gewissen ist? Köstliche Beschäftigung, und wenn ich nun ‚Nein‘ antwortete? Aber sprechen wir doch von andern.“

„Rein, nein. Wir haben uns heute wieder getroffen, nachdem wir fast ein Jahr von einander getrennt waren, und mir ist, als sollten wir uns in diesem Leben nicht mehr begegnen.“

„Ach, laß das!“ suchte der Lieutenant abzumehren.

„Seit heute Nacht weiß ich, daß ich Rürnberg nicht mehr verlasse.“

„So bleibe hier. Kannst ja Platzkommandant werden, wenn Duasse ausmarschirt, mein Bekker“, scherzte La Harpe.

„Hat Dir eine Fingerring gemerkt?“

„Rein, ich hatte einen sonderbaren Traum.“

„Na, ja erzähle“, bat der Lieutenant.

„So genau kann ich mich des Zusammenhangs nicht mehr entsinnen. Ich weiß nur, daß ich in Anglistonweil gebadet erachte.“

„Nah, Träume sind Schäume. Du hast eben schlecht geschlafen, und dieser Umstand hat Dir für den ganzen Tag die

Laune verdorben. Du wirst morgen wieder ganz vergnügt dreinschauen, wenn Du das Besäumte nachgeholt hast."

"Denkst Du noch der Toge von Soverne, Franz?"

"Ob ich ihrer noch gedenke! War es doch meine glücklichste Zeit, die ich in Deiner Gesellschaft am Hofe des Kardinals verlebte."

"Und weißt Du noch, zu welchem Gaußspiel Du Deine Hilfe geliehen?"

"Na, no, es war vielleicht nicht so ganz recht, was wir gethan, aber wir haben es nicht schlimmer getrieben als die anderen eben auch. Du bewegst Dich heute mit Vorliebe in solch trüben Rückerinnerungen."

"Sie drängen sich mir heute mit unabweislicher Gewalt auf. Ich bin Klaitiden wiederum begegnet."

"Was!" rief La Harpe äberrascht aus, „hier in Nürnberg? Nicht? Nein? Wo denn?" Der Kapitän machte eine Bewegung.

"Aho, im Reiche der Träume. Nun, das war eine höchst harmlose Begegnung allodann, sollte ich denken."

"Ich habe mich an Klaitiden schändlich vergangen; aber ich will mein Unrecht sühnen, soweit ich es zu thun vermag."

"George, ich begreife nur nicht —"

"Ich stehe vor einer ersten Entscheidung und gedenke, meine alten Ansprüche wiederum geltend zu machen. Wenn es mir gelingt, Klaitide ausß neue an mich zu stellen, dann kann alles noch gut werden. Wenn nicht —"

Prüb'homme hatte diese Worte leise und hastig ausgeföhren, als hielt er ein Selbstgespräch. La Harpe betrachtete taffschämeid seinen Freund.

"Und hast Du Kunde von Deinem Stühlein, George?"

"O, er lebt, wie sagt's eine innere Stimme. Und wenn ich nicht mehr bin, dann wirst Du ihn zu finden wissen und ihn seinem Großvater entgegenführen. Er soll ihn segnen, den letzten Spröß aus dem Hause der Trefont!"

"George, Du bist krank, Du siehest", rief La Harpe nunmehr ernstlich erjchredt. „Ich erkenne heute in keinem Deiner Jüge mehr den klatten Kavolier von früher. Dir gibt die Unthätigkeit solch trübe Gedanken ein. Klaffe Dich auf, ermanne Dich und sei wiederum der Alte."

"Darf ich auf Dich rechnen, Franz?"

"Mit Leib und Leben stehe ich Dir zu Diensten. Verfüge über mich ganz nach Belieben."

"Und Du wirst, wenn Du mich nicht rächen kannst, doch für meinen Sohn Sorge tragen, seine Interessen noch allen Seiten hin wahren?"

"Ich will es thun, zähle auf meine Treue."

"Schwöre Franz!"

"Ich schwöre bei allem, was mir teuer ist."

Längere Zeit stonden die beiden Männer in erstem Schmeigen einander gegenüber, der Kapitän hielt La Harpes Rechte fest, sein Auge ruhte mit durchbohrendem Blicke auf den Zügen des Milchbruders, der ruhig aufschaute, endlich sagte George: „Ich habe Dich treu erjunden in allen Ständen, Franz, und ich will Deinem Schwure vertrauen". Da drang vernorener Athem an der beiden Ohren.

"Horch, was war das?" rief Prüb'homme zusammenjauend.

"Beruhige Dich doch", lächelte der andere. „Es ist nichts als ein Signal, man bläst unten in der Straße oder auf dem Plage außen zum Sammeln. Ich muß fort. Es ist der Dienst, der mich obruft. Hoffentlich wird mich nicht lange zurückhalten. Ich komme sicher wieder, dann verleben wir zusammen einen vergnügten Abend, wo Dir von selber die dummen Strissen aus dem Kopfe gehen werden. Auf Wiedersehen denn, George!" Und in größter Eile nahm La Harpe jetzt Abschied von seinem treuen Jugendfreunde, aber er lebend nicht mehr wiedersehen sollte.

T. Kapitel.

„Ei, das ist aber schön, Herr Feldrich, daß Ihr doch einmal Wort gehalten und uns die Ehre eines Besuchs wiederfahren laßet. Jetzt legt aber ab, denn Ihr bleibt jo doch wohl für eine längere Zeit und nehmt auch mit einem Schächigen Koffee vorlieb. Und nun noch eiaauf, seid uns recht herzlich willkommen!" Diese warme Begrüßung wurde dem Korrespondenten des Bögelschen Kaufhauses zu teil, als er, einer wiederholten Einladung folgend, im Hause Müllerer bei dessen Schwefler, der Predigers-Witwe Kato Bauer, vorsprach. Seit jener Nacht, in der Feldrich den Prokuristen auf keinem späten Gange begleitete, hatte sich zwischen den beiden Männern eine enge Annäherung vollzogen. Der ältere Mann begegnete dem jüngeren mit allen Zeichen einer stets wachsenden Hochachtung, doch hatte Feldrich es bisher auf das ängstlichste vermieden, seinem Vorgesetzten gegenüber des rein persönlichen Dienstes Erwähnung zu thun, den er dem ahnungslosen Vater dadurch erwieien, daß er dem Leberstein in einem kritischen Augenblick als Retter beizuspringen, indem er es Abends vor den Anjusten eines betrunkenen Chasseurs gerettet hatte. Zühten sich ja doch die beiden Männer ohnehin mit einander verbunden durch die gemeinsame Ausföhrung eines Unternehmens, das fürs erste mit dem Scheitern des dichtesten Geheimnisses unthätig bleiben mußte. Die Bergung der Kleinodien des heil. Admischen Reiches, der Kroninsignien und der Gemonshüde der alten Kaiser vor den räuberischen Händen der Franzosen war herrlich gelungen. General Jourdan schämte vor Kut, als er erkannte, daß man ihm zuvorgekommen war und nichts zurückgelassen als eine Leberzöpsel, darin vordem ein goldener Reichsapfel aufbewahrt wurde. Alle weiteren Nachforschungen erwieien sich als fruchtlos. Der Rat konnte in seiner gegenwärtigen Zusammenfügung mit gutem Gewissen versichern, die Befreiung nicht veranlaßt zu haben. Die zahlreich, meist hochbesoldeten französischen Espione vermochten ebensowenig, wie eifrig sie auch arbeiteten, Sicheres festzustellen über den Verbleib der „Heiligtümer", deren Spurloses Verschwinden in der ganzen Stadt das größte Aufsehen erregte. Nur drei Männer wußten darum, und diese schwiegen, so daß gar niemand in der Lage war, den eigentlichen Sachverhalt sich zu erklären. Herr Wägel hatte gleich von allem Anfang an beschlossen, in einer Sache, welche die strengste Diskretion bedachte, ganz selbständig vorzugehen, und so harrte er auf eigene Verantwortung noch Wien, um von dort sich Vorkehrungen zu erbitten über die fernere Verwahrung der Reichsleinodien, die er in Nürnberg, der unruhigen Zeiten halber, nicht mehr so ganz sicher glaubte. Die Erfahrung der letzten Woche hatte gelehrt, wie sehr er im Recht gewesen mit seinen Besürdungen. (Fort. folgt.)

Ein Blick in die Geschichte des Königl. Bayer. Generalstabes 1620—1792 und 1792—1892.

(Anhang aus der in Vorbereitung begriffenen Geschichte des K. B. Generalstabes.)

Schon mit dem Entstehen der bayerischen Armee trat die Notwendigkeit ein, den Oberbefehlern während eines Feldzuges von verschiedenen Dienstgeschäften zu entlasten. Wir finden daher gleich zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges bayerischen Anteil, 1620, die Generalstab-Verrichtungen in den Händen von General-Quartiermeistern, Rüstmeistern, General-Kommissären, General-Quartiermeisterlieutenants u. s. w., deren Thätigkeit bis zum Schlusse des langjährigen Kampfes 1648 währte. In dieser ersten Verfassung ist der bayerische Generalstab jünger als die gleiche Einrichtung in Frankreich, hat fast das nämliche Alter wie in Oesterreich und Ausland und übertrifft an Jahren Preußen.

Nach in den nächsten Regierungs- und Kriegsepochen treffen wir neben den wiederwandelnden und geschäftsunfähigen Kriegskommissären die Stelle des General-Quartiermeisters; so bei der großen Truppenaufstellung zu Dietrich 1674, während der Kriege mit den Türken 1683—1688 und im Anfang des spanischen Erbfolgekrieges 1702—1704, wogegen im späteren Verlaufe desselben außerhalb Bayerns der Generalstabdienst hauptsächlich auf die geheime Feldkriegskanzlei überging. In dieser Zeit erschienen außer den schon genannten Chargen noch der Oberquartiermeister, der Capitaine des guiltes und der Wagenmeisterlieutenant. Unter „Generalstab“ verstand man jedoch damals die Zusammenfassung des Großen Hauptquartiers, dem man überdies noch alle jene Offiziere und Beamte beizählte, welche keinem der bestehenden Truppenteile angehörten, also die Generalität, die General-Adjutanten des Kurfürsten, die Ingenieure, den Feldmedikus, den Stabsfeldapotheker, die Feldgeistlichen, die Auditoren, den Obergewaltigen, den Profosseutnant, den Stabsbarbier u. s. w.

Während des österreichischen Erbfolgekrieges kommt die Charge des General-Quartiermeisters 1741, 1743 und 1746 vor. Im Siebenjährigen Kriege besorgten beim Auxiliarcorps 1757 bis 1758 österreichische Offiziere die Generalstabsgeschäfte, wogegen dies beim Reichsfantingent 1757—1762 von seiten junger Offiziere geschah, die aus dem kurz vorher errichteten Kadetten-Corps in die Armee getreten waren.

Erst nach Vereinigung der herzoglichen Armee mit der kurländischen 1778, in welcher gleichfalls längst ein General-Quartiermeister, wenn auch mehr nur auf dem Papier, bestanden hatte, erfolgte die ständige Besetzung der Stelle eines General-Quartiermeisters in der Person des böhm. in österreichischen Kriegsdiensten gestandenen Epidius Freiherrn v. Hohenhausen, der zugleich zum Oberst und Hofkriegsrat ernannt ward. Das Übungsjahr 1784 zwischen Freimann und Wofsch mag den Anstoß zu dieser Verfügung gegeben haben. Daß jedoch damals die Obligatenheiten des bayerischen General-Quartiermeisters vorwiegend administrativer Natur waren, geht aus der denselben erteilten Instruktion hervor.

Mit dem 10. Jänner 1792 beginnt der bayerische Generalstab in heutiger Verfassung, da der bekannte Generalleutnant der Artillerie Graf von Ramfords den Kurfürsten Karl Theodor an jenem Tage veranlaßt, ein Generalstabscorps aus Offizieren

der Armee zu bilden. So gut die Absicht Ramfords war, ist dieselbe doch anfänglich keineswegs erreicht worden, weil jene die Generalstabsoffiziere hauptsächlich dazu verwendete, sein bekanntes Administrativsystem in die Armee durchzuführen, wie uns dies wieder die vorhandenen Instruktionen zeigen. Hierdurch wurden aber die Generalstabsoffiziere nicht nur ihrer eigentlichen Bestimmung entfremdet, sondern sie gerieten auch ihren Kameraden in der Armee gegenüber in eine schiefe Stellung. Daher kam es, daß man von ihrer Thätigkeit und ihren Leistungen innerhalb der bayerischen Feldzugsjahre von 1793 bis 1801 so viel als nichts hörte.

Ramfords, der erste „Chef des Generalstabes“, legte 1798 seine Stelle nieder und ging als Generalmajor nach London, wozu ihn, jedoch nur dem Namen nach, General-Quartiermeister Freiherr v. Hohenhausen bis zu seiner 1802 erfolgten Pensionierung ersetzte.

Zwischen 1798 und 1802 hatten übrigens auch der Generalstabsoberst v. Nibel und der Generalmajor v. Triva während der Feldzüge teils als Marschkommissäre, teils als General-Quartiermeister einzelner Corps Dienste geleistet.

Als 1802 Generalmajor von Triva, später Graf von Triva, General der Artillerie und Stabsminister der Armee, an die Spitze des Generalstabes trat, klärten diesen die kriegerischen Verhältnisse rasch und gab ihm seinen eigentlichen Zweck zurück. Wenn neuer Militärchriftsteller behaupten, Triva habe gar nichts für den Generalstab gethan und überhaupt keinesteils Verstandnis für denselben gezeigt, so ist dies nach neuester gründlicher Forschung bezüglich der Jahre 1806 mit 1815 entschieden unrichtig. Nicht nur zeichneten sich die mit großer Personalkenntnis von Triva gewählten Generalstabsoffiziere damals auf den verschiedensten Schlachtfeldern als die Befehlsorgane und taktischen Gehirne der höheren und höchsten Führer häufig aus, wie dies die Armeebefehle jener Periode unabweislich darthun, sondern mehrere von ihnen leisteten auch in diplomatischen Verwendungen geradezu hervorragende Dienste. Dagegen bleibt wahr, daß Triva von 1815 bis zu seinem Ausscheiden aus der Rangliste des Generalstabes 1820 für dessen Vervollkommnung organisatorisch nicht genügend eingegriffen und von 1804—1820 das Ingenieurcorps zu eng an denselben gefettet hat.

Trivas militärwissenschaftlich hochgebildeter Nachfolger, Generalleutnant v. Koglovich, Divisionskommandeur während der Befreiungskriege, an dessen Person sich zunächst die Benennung des Corps als „General-Quartiermeisterstab“ (1822), die Errichtung des Hauptobservatoriums der Armee und die Entsendung des schon 1813 bei der Reserve-Armee des Königreichs von ihm geschaffenen topographischen Bureau's knüpft, konnte für die taktische Durchbildung der ihm unterstellten Offiziere nur wenig leisten, da von 1825—1838 keine einzige größere Truppenzusammenziehung stattfand. Innerhalb jedoch wurden unter ihm 1826 die sogen. „Divisions-Quartiermeister“-geschafften, deren Aufgabe sich jener der heutigen Generalstabschefs der Armeecorps etwas näherte, und durch welche doch



v. Naglerich

Herr. v. Herzg.

v. Baur.

Herr. v. Brandt.

Georg Trina.

Otto Kunsford.
 Die Chefs des Königl. Bayer. Generalstabs 1792—1892. I. Blatt.

wenigstens einigermaßen im Frieden ein Zusammenhang mit den Einim-Truppen hergestellt wurde. Vergleichen sind die Verdienste Nagelovichs um die Förderung des topographischen Aufasses von Bayern und das bairländische Kartenwesen überhaupt besonders hervorzuheben — Verdienste, die noch heute nachwirken.

Als 1836 v. Nagelovich starb, erziehe ihn Generalmajor v. Baur, der bis 1847 die Stelle des General-Quartiermeisters bekleidete, ein kenntnißreicher, geistig hoch angelegter, auch auf dem Schlachtfelde bewährter Offizier, der aber etwas zu alt und zulezt zu kränklich war. Er beauftragte vor allem wieder die Abfassung der Divisions-Quartiermeister (1837), zeigte große Vorliebe für die seit 1833 eingeführten ausgebeuteten

Kartographierungen im Inlande und begünstigte zu sehr die schon viel früher besagte Richtung im Generalstab zum Terrainaufnehmen und Situationszeichnen. Auch begannen damals die sogen. „Spzjasäuten“ — Mathematiker, Topographen, Konstruktoren, Erfinder u. s. w. — im General-Quartiermeisterstabe hervorzutreten, was demselben nicht zum Nutzen gerichte. Die größten Truppenlager von 1839, 1840 und 1846 verminderte diese Friedensneigungen nur wenig abzuschwächen. Dagegen blieben die kriegsgeschichtliche Richtung und die in längerem Frieden einen Generalstab zierenden Bestrebungen für die Geschichte des eigenen Heeres schwach vertreten, da die von 1840—1866 bestehende „historische Section“ nur sehr kümmerlich leistete. (Schluß folgt.)

Wanderungen in bayerischen Bergen.

III. Kuerhahnjagd im Bayerischen Walde.

Von Otto Grabbe.



Der freundliche Leser ist mir längst gefolgt hinein in die Berge des lieblichen Allgäu's, dann hienieberum gefolgt hinauf zu den Wänden der mächtigen Fels-

region des Berchtesgauer Landes — wenn ihn diese meine schlichten Erzählungen nicht gelangweilt haben, so lade ich ihn ein, heute mit mir einen kurzen Gang durch die wolkgeläuteten Berge des Bayerischen Waldes anzutreten. Die Zeit ist gerade günstig, denn der stattliche Kuerhahn, der geheimnißvolle Bewohner unserer Berge und Wälder, der dort in reichlicher Anzahl siedet, er hält gerade jetzt seinen frühjährlichen Hochzeitstragen.

Nicht jeder verehrte Leser ist in die Geheimnisse des edlen Weidwerkes eingeweiht, viele kennen den stolzen Vogel, den König unserer Wälder, kaum dem Namen nach, geschweige denn, daß sie ihn jemals im lebenden Zustande oder gar in Freiheit gesehen hätten, denn unser Kuerhahn ist ein eigener, schwerer und schwerer Vorkämpfer, der sein stilles Dasein weit mehr vor den Augen des Menschen zu verbergen weiß, als sein kleinerer Vetter, der muntere Wirtshahn, wach lechterer, wenn

auch nicht weniger schön, doch zu seinem Aufenthalt nicht bloß die dichtesten Forste, sondern auch freiere Lagen, wie z. B. unsere bayerischen Wälder sieht und dort in reicher Anzahl gelehrt werden kann.

Betrachten wir nun unsern Sonderling kurz etwas näher; der Kuerhahn — Uehahn, tetrao urogallus — gehört in die Ordnung der Vögel (Gallinae) und zur Gruppe der Waldhühner (tetraonidae), ist wohl einer der stärksten unserer jagdbaren Vögel und erreicht ein Gewicht von ca. 12 bis 18 Pfund; seine Länge vom Schnabel bis zur Schwanzspitze beträgt ungefähr 1 m, seine Flügelspannung 1.40 m; sein Gefieder ist außerordentlich schön, Hals und Brust schimmern vom Schwanzablauf ins Grünliche mit glanzvollen violetten Lichtern, Flügeldecken und Rücken haben braune Grundfarbe und sind grau gesprenkelt. Die langen, starken Schwanzfedern sind schwarz mit einzelnen unregelmäßig verteilten weißlichen Flecken; unter ihnen befindet sich der flaumartige Stoß, schwarz mit helleren Flammen, welcher häufig von Jägern und Gebirgsbewohnern als Hutgeschmack getragen wird. Das Wildbret des Kuerhahns ist wenig gesucht, es ist trocken und zähe, der Vogel ist mehr seiner Seltenheit und des geheimnißvollen Treibens wegen ein sehr gesuchtes Objekt des Jägers und gehört zur sog. hohen Jagd. Um Mitte April beginnt seine Begattungszeit, welche bis Mitte Mai andauert und „Balz“ oder „Folge“ genannt wird; es ist die Zeit, in welcher der Kuerhahn vornehmlich bejagt wird, da man ihn sonst nicht so leicht auffindig machen kann. „Ihm ist wenig daran gelegen“, meint v. Kobell, „die Menschen zu sehen oder von ihnen bewundert zu werden, und wäre die Liebe nicht, die selbst Männer von dreifacher Philisopapie uns Herz an der Nase herumführt, es könnte kaum von einer Kuerhahnjagd die Rede sein. Aber die Liebe, die schon so viele Säger geschaffen, sie bestimmt auch ihn zu einem Balzgesang, den er in der anstehenden Stunde, da die Sterne erlöschen, und der kalte Morgen graut, anhebt, und dieses Lieb gerade ist sein Untergang, denn er vertritt sich dadurch dem lauschenden Jäger und erndtlich diesem das Anbirschen.“ Daher leitet sich auch die im Volksmunde übliche, aber falsche Legende ab, den Kuerhahn mache die Liebe taub. Dies ist wohl für Augenblicke durch die physiologische Beschaffenheit der Gehörorgane und Schnabel-

teile der Fall, darf aber keineswegs dem Verbotswort zu geschwehen werden.

In Bayern kommt der Auerhahn in fast allen größeren Waldgebieten vor, so im ganzen Zuge des Hochgebirges, im Bayerischen Walde, auf der Rhön, im Spessart, im pfälzischen Haardtgebirge, im Nürnberger Reichswald, in den Wäldern der Oberpfalz und Oberfranken; sogar bis fast vor die Thore der Stadt München wagt er sich, denn auch die Wälder bei Dreifelhöfen und Saurelack beherbergen ihn in geringerer Zahl. Den besten Stand an Auerwäld überhaupt dürften wohl die Jagdgebiete Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich in Steyermark aufweisen, wo es Sr. Königl. Hoheit Prinz Leopold von Bayern gelang, in einer Saison 30 bis 40 Auerhähne zu erlegen.

Nun aber noch dieser naturgeschichtlichen Betrachtung hinein in den Bayerischen Wald und rasch die Höhe von St. Oswald erklommen, von wo aus eine vollkommene Rundschau über das Gebiet des untern Waldes angenehm überrascht. Freututage führt uns bewein die „Waldbahn“ ganz in die Höhe, während man früher von den Ufern der schönen blauen Donau hinweg ganze Tagereisen im Wagen zurückzulegen hatte und schließlich, um ins Herz des „Waldes“ zu kommen, vorzog, die Prügeltreue per pedes abzumachen.

Wenn wir die Höhe von St. Oswald, einer ehemaligen Propstei von Niederösterreich, welche durch den Landgrafen Johann von Leuchtenberg schon 1390 gestiftet wurde, erklommen haben, überrascht uns, wie nicht leicht wo anders, ein überwältigender Ueberblick über die unermessliche Waldregion, die sich hier dem Auge darbietet, und rasch wird uns klar, warum man diese Gegend kurzweg „den Wald“ nennt, denn hier zeigt sich von dreien Rücken des Fußes bis hinüber zum Rachel und Arber, soweit das Auge reicht, ohne die geringste Unterbrechung tiefer, schwarzer Wald, der aus der Schneid des Gebirgszuges nur durch eine schmale Grenzlinie von den weiten Forsten Böhmens getrennt ist. Kein Haus, keine Feldung, keine Wiesen bieten dem Auge irgend einen Ruhepunkt, nur hin und wieder kränzelt sich aus dem Waldesdunkel silberweißer Rauch der Holzmooscheure in die Höhe. Wir betreten den majestätisch grauhartigen Wald, in dem sich Niesenschäfte, Niesensäume mächtiger Tannen und Buchen aufbauen, die bis zu namhafter Höhe stiellos gleich mächtigen Säulen eines Doms in die Höhe ragen und unter dem schimmernden Laubdach ein geheimnißvolles Halb Dunkel verbreiten, das uns in jeder, weichele Stimmung zu verlesen geeignet ist. Nach preiswürdigen Mürche haben wir das Forsthaus von Sch. erreicht, das mitten auf einer kleinen Waldbühne am Fuße des Fußes heimlich und behaglich, oder einsam gelegen ist. Im geräumigen Holzhaufe mit den breiten Fenstern und geräumigen wohnlichen Stuben machen wir's uns bequem und bereiten uns vor zum abendlichen Waldgange.

Nachdem die nötigen Utensilien im Rudloze verpackt sind, beginnen wir anzustreigen zur hochgelegenen Jagdhütte, in deren Nähe wir die Falze abmachen wollen. Auf wohlgepflegten Forstwegen in schönen Kreuze führt uns durch prachtvolle Waldbestände, untermischt mit großen Steinsetzungen, dann wieder vorüber an sog. „Auen“, der Weg allmählich hinan und berührt schöngebaute, grauhartige Tuffklausen, in welchen die Wasser gesammelt werden, um von Zeit zu Zeit die reichen Holzmassen dem Triftbache zu und ins Land hinaus

zu führen. Und erst diese Auen, es sind Einsenkungen der Berge, felsartig, noch größtenteils Urwaldungen im vollen Sinne des Wortes, wo mächtige Baumstämme, dort „Auen“ genannt, übereinander liegen und neuer Vegetation Untergrund bieten.

Immer höher steigen wir; die Region der Buche, der Tanne hört auf, es beginnt die Lage der Ficht und Luft liebenden Ahorne und weiter oben jene der Nichten, die immer spärlicher, streicher werden, bis sie endlich der Leiglöhe das Gebiet abtreten, und nun die Gegend den Charakter des Hochwaldes, wie man dort zu sagen pflegt, annimmt. Wilder, unwirtlicher ist die ganze uraltschöne Umgebung. Wir überschreiten die Teufelsklucht, einen wildgeriffenen felsigen Berggipfeln, und auf einer Waldbühne sind wir bei der Jagdhütte angekommen, um hier unsere Station zu nehmen.

Still, einsam ist hier die Gegend, kein Geräusch des Niesviehes, kein Gesang der Sennen unterbricht das tiefe eintönige Klauseln des Windes in den Wipfeln der uralten Bäume; es ist der Charakter so sehr verchieden von dem des Alpenlandes, und schweigend, einsichtig und düster wie der Wald ist auch die Bevölkerung — der Walder, wirtfar, er ringt der Natur als Halzarbeiter mit hartem Kampfe sein armseliges Leben ab und lebt wochen-, monatlang in abgesehener Waldesinsamkeit. Trüben übertrag uns der lahle Wipfel des Rachel, der in steiler Waldbühne zum melancholisch gelegenen Rachelsee abfällt, und in dem braunen Gensdfer des stillen Sees spiegeln sich Hunderte vom Wetter laß und grau gebleichter Baumleichen. Kein Fisch, kein lebendes Wesen außer dem Salamander demot die Wiesen stillen See, obgleich kein Wasser und alle Bergabhänge reich mit Steinforellen in schönsten Exemplaren bevölkert sind.

J wald i mit am Rachel,
Der Berg war von Wipfel,
Dasu ein Forsthaus, das
Ka haant ni haben, wer will.

lautet ein volksübliches Verlein — es bezeichnet so sehr die Genügsamkeit des eigentlichen Waldlers — der nur im Wirtsglase und im Wirtschmaus eine Abwechslung seines eintönigen Lebens erlangt.

Der stille Abend legt sich über die Au, reichliche Anzahl Schwärpen streichen über uns hinweg, während wir dem Abendwind des Auerhahns lauschen, um ihn vor Tagesanbruch rascher zu finden.

Mein Begleiter der alte Piesel, eine Art Postilion im Reiter verfahren mit dem kurzen Abend, indem er mit von den Abenteuern des „Waldes“ und der Wildschützen berichtet und in seiner erwaachten Geschwätzigkeit oam Daxar (Dr. Sebnner, der seinerzeit den Wald geognostisch untersuchte) erzählte, bis ihn die Erinnerung in die Gesilde des „Schampnerlandes“ versetzte, die er in den Freiheitskriegen mit erobert hat, und meinte, er sei 100 Stunden bis hinter Forst hineingekommen.

In dunkler Nacht drohen wir auf, um langsam den mühseligen Weg zum Standplatze der Auerhähne zurückzulegen — die Sterne glänzten nach, und aus dem dunkeln Walde schwärmten die Schneeflächen geisterhaft uns entgegen. Leise beschyten wir auf, ab nach kein Haßn sich merke. Während die Sterne zu erlöschen begannen, da schnellte meinen Piesel die Jagdhütte auf — „loht hob'n's hört, er schaudert schon“ rannnte mir leise

der alte verweirte Jäger zu, und auch ich vernehme das halbsaure: taf, taf, taf und deutlich den Hauptschlag des Jägersgeschloß, dann rauscht es mit dem Gefieder und fülle wieder minutenlang, bis das taf, taf wieder beginnt, der einzige Laut des geräuschten Holzgeranges. Beim nächsten Einschlag wird die Mäufte in Ordnung gesetzt, und man geht's bei jedem Einschlag anfangs drei, später nur zwei Schritte langsam, rauchweise vorwärts.

Gefatte mir, gebuldiger Leser, eine kleine Erläuterung, um Dir die Holzjagd erstlich zu machen.

Der Auerhahn „steht“ des Abends auf meist alten Nisthöhlen oder Büschen ein, verdrängt dort still die Nacht und beginnt, ehe das Tageslicht erscheint, seinen Holzgang. Dieser besteht nur in einem halbblauen Knappen mit dem Schnabel und der Zunge und endet nach vier bis fünf Knappen mit einem hellen Schlage der Zunge, welcher Ton so eigenartig ist, daß ihn doch geübte Ohr des Jägers auf 100—200 Schritt Entfernung vermischt. Nach dem Hauptschlage „schreit“ der Hahn, d. h. er sträubt sein Gefieder gleich dem Truthahne, breitet rudersförmig den Stoß aus und dreht sich einige Male auf dem Aste, auf dem er steht, herum. Dieses Schreien ist der Moment, wo der Hahn mehr aber weniger gefahrlos ist, und den der Jäger benutzt, um anzuvisiren, d. h. zwei bis drei vorsichtige Schritte zu machen nach der Richtung zu, wo er den Hahn hört. Dann darf sich kein Glied mehr bewegen, kein Geräusch entstehen, denn nach dem Schreien sichert der Hahn so vorsichtig, daß man glauben könnte, er habe auf jeder Feder ein Auge. Beginn das Tadeln wieder, und ist der Einschlag gegeben, dann springt der Jäger wieder vorsichtig seine zwei Schritte näher, bis er endlich schußmäßig unter dem Baume, auf dem der Hahn steht, angekommen ist und mit dem Auge denselben sucht. Es ist gar oft kein Versteck, in der Nacht und im dunkeln Baume, der sich zwar vor glänzenden Himmel abhebt, den Hahn zu erkennen. In solchem Falle wartet der Jäger das Schließen des Pulvers ab und erkennt durch die Bewegung den längst Begehrten, dem er dann beim nächsten Schließen das tödliche Blei zuwendet. Es ereignen sich aber oft faszische Verwechslungen, und manchmal erdicht ein schwarzer bemogelter Ast das Blei, und der unterlegte Hahn schießt mit

rauschendem Flügelgeschlage ab — dann ist die ganze Mühe dahin, und in bitteren Vorwürfen traukt sich der vergrämte Weidmann weiter. Wenn aber der Schuß glückt, wenn es fallend heruntertaucht durch das Gezweige und schwer auf den Boden plumpst, man kein eiserne Morgenstrahl ihn beschauen kann den vollwichtigen alten Feddhahn, dann ist's wohl lustig, und gern steckt man den Stoß auf seinen Hut.

So sprangen wir vorwärtsmäßig weiter, doch hatte der Burche seine „Minden“, einmal hielt er den Hauptschlag zurück und sicherte, und schon setzen wir den Fuß vorwärts — aber rasch vernahmen wir die Finte und saß mit gehobenem Fuße mühen wir minutenlang ruhig stehen, Minuten, die da zur Ewigkeit zu werden scheinen. Der Hahn legte lange aus, er mußte das schwahe Geräusch vernommen haben, denn wir waren näher an ihm, als wir geglaubt hatten. Endlich nach langer Pause setzte der „vergrämt“ Beglante wieder ein, und es war sein Ende, denn nach dem dritten Einschlag domerte der Schuß durch den stillen Wald, und schwer fiel der prächtige Hahn zur Erde, der heute nach meine Ardensstufe als Erinnerung an den „Wald“ jert.

Es gehört viel Selbstherrschung, Gediegenheit in den Einzelschritten und Schlaubitz von Seiten des Jägers dazu, um den stolzen Vogel zu überlisten, und oft schon hat den Jäger das Jagdheer oder die Leidenschaft so weit hingerrissen, daß er die gebotene Vorsicht vergaß und sein Jagdglück verjagte. Aber gerade in der Fremde der Arbeit liegt der Reiz für das Gelingen, und wäre dieje Triebfeder weidmännischen Stolzes nicht, würde nicht die wechsvolle Stimmung des nächsten Waldes in der einsamen Wildnis der Berge und Wälder solch mächtigen Reiz auf und auslösen, es würden nicht die Jäger, vom Jürsten herab bis zum schlichten Jagdhüter, in der Auerhahnjagd einen so mächtigen Ausweichungspunkt finden, daß oft weite Reisen, anstrengende Märsche, Entschungen jeder Art für dieses rüßige Weidwerk eingestricheln würden.

Unsere bayerischen Berge und Wälder bieten aber einen so mannigfaltigen, wenn auch nirgends übermäßigen Stand an Wild, daß es gewiß der Rede wert ist auf solchen Umstand auch den Laien aufmerksam zu machen, denn gerade dies trägt wesentlich dazu bei, den nationalen Wohlstand zu heben.

Die Siebelschlader Blut-Scene.

Ein Radzißbild aus dem Bauernkriege.

Von Friedrich Richter.

(Fortsetzung.)

Als von Beschlingen war mit seinen Obermädler Bauern am Sonntag Grund nachts von Würzburg ausgebrochen und wandte sich gegen die aurdenden kändischen Heeresmassen, in der Hoffnung, dieselben noch vor ihrer Vereimigung mit den anderen Jürsten und Herren zu treffen und zurückzumerfen. Inzwischen kamen sie nicht weiter, als bis in die Gegend von Königshofen, wo sie die angebotene Schlacht den Bündischen gegenüber mit bedeutenden Verlusten total verloren. Über 4000 Bauern bedeckten den Waldspiz. Die Jürsten behaupteten das Feld und bliesen somit dem Kriegsvolk die Nacht (2. Juni) und den Pfingstabend (3. Juni) zu Königshofen ruhig liegen.

Dem übrigen Hauße, welcher der schwarze hieß, war von dieser erlittenen Niederlage keine sichere Nachricht geworden. Was ihnen zuglommen war, lautete dahin, ihre Brüder bedürften ihrer Hilfe; auch hieß es da und dort, der Bauern Bundschuß habe die Schlacht gewonnen. So brach denn der schwarze Hauße, den Jakob Köß von Habelstätt an der Spitze, auf, um die streitenden Brüder zu versärken, und zog sich über Heidinghofen nach dem ca. vier Wegstunden von Würzburg entfernten Ingolstadt hin. Bei Sulzdorf stießen die beiden Heere auf einander; daß wurden die Waffen der Bauern allmä in leichten Kampfe zerbrochen. Hoch flatterten die Fahnen des Adels und der Jürsten. Dieje Schlacht,

wenn man sie nicht lieber eine wilde Flucht von vornherein nehmen will, wor kurz, aber blutig.

An 5000 Bauern ließen die Aufständischen tot auf dem Plage zurück. Die Bändischen hatten nämlich in Erfahrung gebracht, daß das Heer der Bauern sich verschworen hatte, seinem Bundesfeldaten, seinem Färtenlechtei Barben zu geben, sondern die Reiter auszuführen und den Färtenlechten die Hälse abzuschneiden. Daraufhin hatten sich die bändischen Soldaten gleichfalls vorgenommen, keinen von der Bauernschaft zu begnadigen oder zu verschonen, sondern alle Gefangenen niederzuschlagen. Und sie hielten ihren schrecklichen Voratz mit aller Erbitterung.

Es war also, wie gesagt, am Pfingstsonntage, als am 4. Juni 1525, wo diese für das rebellische Landvolk so schrecklich endende Wechselliege sich ereignete. In wilder Flucht zerstreuten die Bauern, und die meisten zogen sich gegen Ingolstadt zu. Dort legten sie sich ans neue fest, indem sich die tapfersten und kriegserfahrenen in das von ihnen früher ausgebrannte Schloß von Ingolstadt warfen, dessen starke Mauern noch standen. Von hier aus eröffneten sie zwar ein heftiges Feuer und wehrten sich mit aller Verzweiflung; allein das grobe Geschütz der Bändischen schlug Dreifache, die Fußbedeute stürmten und wurden des Schloßes Herr, wobei sie, ihrem Schwure gemäß, alles, was Leben hatte, niedertrachteten. Hier fielen nochmals 206 Bauern in kühler Gegenwehr. An diesem heißen Tage wurde der gegnerischen Bauernschaft alles, was sie an scharfen Werten, Donnerbüchsen, Feldschlangen, Doppelhaken, gansen und halben Haken besaß, weggenommen. Von denen, welche das nackte Leben retteten, zog ein kleines, aus sieben Männern bestehendes Häufchen, das, wie es schien, mehr aus Furcht denn aus Widerstandswille fast allein noch zusammenhielt, gegen das rechts ob liegende Dorf Viebselstut zu. An der Spitze marschirten zwei durch ihre Gestalt auffallende Männer, von denen der eine durch eine ungeheure Körpergröße hervorragte, der andere sich durch eine ungemeine Leibesgröße auszeichnete. Man kann nicht sagen, daß die Flüchtigen ihre Fäße langsam aufhoben; dem Lungen kamen abwechselnd seine Starchenbeine zu Hilfe, während der Kurze diesen Abgang durch die Beweglichkeit ersetzte, so daß nicht selten der Zwerg dem Riesen um anderthalb Schritte voraus war. Ob raune Zeit gingen die Fußgänger eifriges Schrittes süß und gedanklos den fünf anderen Männern voraus neben einander her.

Endlich brach der Kleine das verdrossene Schweigen.

„He, Bruder Altrich, warum ja still? Haben Dir die Bändischen das Maul allem totgeschlagen?“

„Schweig und nenne mich nicht mehr Bruder!“ entgegnete der Kleine.

Aber der Kleine, der, wie es schien, seine kostbare Loune in allen Lebenslagen beibehielt, ließ sich das Wort nicht so leicht weichen und fuhr fort:

„Nun, heiß ich denn nicht Dein Bruder von Adam her? Ich denke, wir haben heut' auf der Sulzdorfer Wiege dieselbe Bluttaufe erhalten, und wir sind deswegen auch Brüder.“

„Holt's Maul, sag' ich Dir!“ ärmte der Lange von neuem und ließ seine Schusterstrappen etwas stärker ansetzen.

„Das heißt“, versetzte der Gelehrdige, „Du willst jetzt nicht reden, was mich aber durchaus nicht hindert, meine absonderlichen Gedanken auch mir zu geben; und ich

denke eben“, fügte der unwürdliche Spötter hinzu, „unser Bundschuß ist durch das umdächtige Laufen seiner Freunde heute derart zerfallen und auseinander gesprengt worden, daß Du, Bruder Altrich, allen Respekt sonst für Deiner edlen Kunst, diese Schlappe die Tage Deiner Welt nicht ausbessern noch flicken wirst, soviel wir auch zur Zeit Pech haben.“

„Freilich, es hat sich zu spalten, Knirps!“ knirschte der Wärtische.

„Worum nicht? Sollte man nicht meinen, Du hättest der gemäßigten Kurzweil nötig, weil Du den langweiligen Weg so schnell zwischen Deine firschturmhohen Peine nimmst? Firschtuher, ich sage Dir, hättest Du vor acht Tagen gewußt, was Du jetzt weißt, Du hättest Dir und mir ein Paar Siebenmeilenstiefel verfertigt. Nicht?“

„Hätte mein Lebtag nicht verumtet, welsch' unzeitiger Witz in Dir steckt.“

„Nun sind wir doch heut' samt und sonders recht zur Unzeit gemwigigt worden!“

„Eherz bei Seite — aber wir werden den Wändigen nichtsdesto weniger hinter's Ohr schreiben.“

„Neb mir nichts von einer Fede, ich leide einen barbarischen Durst. Wie die Sonne aufbrennt! Ja wünsch' ich doch gleich, es wäre Wein, was ich schwitze! Sch! ich dort im Keller des Herrn Hermann Wörb, Viktorius im hohen Domstift und Pfarrer am Rottenberg, im kühlen Weingewölbe, zu den Heuben benannt, wo er seine Bebauung hatte.“

„Auch nicht übel — noch besser, wolle' ich sagen. Hei, wie trauten wir da noch alter Ritterweise.“

„Du wie ein wahrer Ritter vom Leisten!“

„Ich verlitte mir jede Knipfeling auf mein Zeichen!“

„Ich meine den Weistenwein, aber da hast Du Recht, doch ber zu Deiner Profession gehört.“

„Hei, wie herrlich reißt er nicht dort am Abhange dieser noch jungfräulichen Felsung Frauenberg an der Sonne. Recht haben die Würzburger Häder und Winger, daß sie den Wein nun einmal auch selber trinken wollen. O, es sind herrliche Würtische!“

„Aber das stolze Bergschloß, auf dessen Felsenstein sie doch ja lange schon herumtriefen, haben sie doch nicht gekriegt. Weil sie den Berg nicht haben spreien können, haben sie einstweilen seinen Wein geflossen.“

„Worum nicht? Aber freilich, es ist eine Schand', diese Burg und den Sobenberg unerlösen lassen zu müssen.“

„Ja jo, der Bauern Bundschuß ist krank; er mag nichts mehr einnehmen.“

„Spöttelst Du schon wieder?“

„Nun, er hat bereits zu viel eingenommen.“

„An die 26 Räder hat er bereits eingenommen.“

„Und 180 Bürger gebracht. Dafür haben uns die Bändischen heute kleinere Wagenpöhlen gedreht.“

„Ja, es steht nicht gut mit uns!“

„Was da — was dort, nun kommt die Reihe an uns. Abwechslung muß sein. Wir hätten uns mit dem Wirtshaus vergleichen sollen.“

„Daß ich doch gleich den tausendsten Teil von dem Wein zur Stell' hätte, den ich in Würzburg aus Wirtshaus ver-schüttet.“

„Staub's gern, Kamerad, daß Du dort an einem Tag mehr ausgegossen, als zuvor in einem Monat zu Haus nur

geschont hast. Aber das ist die gerechte Strafe für Deine Sünden. Sieh, Bruderherz, solches habe ich nicht auf meinem Gewissen, ich habe die Gottesgabe alle getrunken."

"Dorch! was war das? Hörst Du sein Schicksal?"

"Nun freilich, oder glaubst Du, daß man in Ingolsbald ein Faß ansetzt."

"Unerbesslicher Narr!"

"Das kommt alles von meinem guten Gewissen her, daß ich den vorerflichen Domherrnwein durchaus nicht wie Du verunehet habe."

"Gottlos, man hört die Geschätze nur von dieser Seite her spielen!"

"Immer besser, beacht mir, als sie spielen nach anjerrt rechten und leibhaftigen Seite. Wücht' gar zu gern noch ein bißchen länger auf der Welt herumwappeln!"

"Es scheint, unsere Brüder verteidigen sich im Ingolsbaldter Schloß."

"Kuch gut, da verlaßt man uns nicht gegen Siebelsbald zu. Oder willst Du vielleicht hinüber und ihnen helfen?"

"Ach! bei Leibe nicht! Das heißt, ich muß mich der Nothweilt und der guten Sache nach aussparen."

"Das nein' ich eine wahrer tiefenwürdige Antwort."

"Laß mich mit Deinem losen Maul!"

"Nun, so wechseln wir das Gespräch; es wird um so mehr bunt."

"Neh mir nichts vom Hund, Kamerad!"

"Siegt er Dir in den Gliedern?"

"Das Geschätz donnert noch immer fort. Da, wenn wir ihre Kartausen und Falkonette gehabt hätten!"

"Und bessere Mähnenmeister!"

"Und seine so erbärmlichen Anführer!"

"Ja, ja, der Jakob Köf von Siebelsbald mit seinem großen Maul und seinen noch größeren Beinen, hat er nicht die ganze Schlacht bei Sulzdorf allein verloren. Wie?"

"Ohne Zweifel! Es war schon ein halber Sieg, daß die Schlacht mit der Flucht begann."

"Und der oberste Hauptmann lief voran, als wollt' er einen Güterwagen bei Mainz aufhalten und andromen, noch che und bevor die Saune zur Reize ginge."

"Ganz recht, so war's, das that er. Der Strahler, der nie seine eigene Haut zu Nothe trug!" versetzte der Vange in trümmertlich nachsinnender Vertorenhelt.

"Und that er es denn allein?" fuhr der Kleine hämisch blinzelnd fort. "Aber darin sehe ich Deine Treue und Anhänglichkeit an ihn, vieliebter Bruder in Adam, daß Du unsern Anführer nicht oertsehest."

"Hielstest Du etwas länger aus?"

"Etwas länger, ja, aber nicht viel, teures Herz! Ich wäre sonst allein geblieben und mußte doch auch Dich verteidigen, daß Du nicht auch vor der Zeit sterbest und zur Hölle fahrest."

"Ich begreife nicht, wie Du Jederfuchter bei Deinen Brandfäden nicht lieber zu Hause geblieben bist."

"Wensch bleib Wensch. Das will ich Dir sagen: es war Brivattrache. Hätte mich der Herr v. Jobel nicht aus seinen Diensten gejagt, würde ich mich nicht zu euch gestellt haben, als wir ihm das Siebelsbaldter Schloß miteinander abbrannten."

"Ja, mich freut der Spöß heute noch."

"Wich reut er."

"Ich war es, der den ersten Bechtung in das Nest geworfen hat."

Indem kamen die fünf Ruchsfäger schnellen Trabes nachgelassen und schrien: "Die Bündischen sind hinter uns her!"

In der That erhoben sich in der Ferne hinter ihnen dentliche Staubwolken.

"Das sind Reifige, Kamerad! Nun mach Dein Testament."

"Fings!" trieb der Kiese das Häuslein an. "Jetzt gilt's Eile, daß wir den nächsten Ort erreichen. Doch sieh, das dreimal gesegnate Siebelsbald liegt da! Nun wollt' ich doch auch, ich hätte das Schloß hier vor und später angezündet, damit es uns jetzt als Schlafstunke lustigen läme."

"Horch, es klatert Sturm, die Siebelsbaldter Bauern haben also den Trupp bündischer Reiter auch schon bemerkt. Es scheint, sie wollen sich zur Wehre setzen."

"Das ist verlorene Müß! schleichen wir uns durch! Wahl verlaßt der Vange sich durch die mit Wensch angefüllte Strohe durchzuschleichen, aber die Siebelsbaldter hielten bereits unser städtiges Häuslein an."

"He, holla!" riefen die Stimmen der erschrocken Randleute unter einander. "Nichts da! ihr müßt hier bleiben und uns verteidigen helfen."

Man suchte das Dorf, so gut es eben ging, zu vertrameln und in Verteidigungslustand zu setzen. Einige versahen sich mit Feuerwaaffen und besetzten die Häuser, andere griffen wiederum zu Haken, Seilen, Drehschnecken u. dgl. und verhängelten sich in den Gassen. Alles vor voll Leben und voll Angst um daselbe; nur da brüden stand still und ansegestorben das zerhörte Jobelers Schloß. Von Rauch geschwärtzt stiegen seine Lärne innerhalb der Ringmauern wie traurig und schmerzlich fühlend empor und überlagten die Wohnungen der Burg, welche gleichfalls die Wut des Jeners zeigten und ohne Dach und mit zertrümmerten Fenstern laut anfragten, was kein Bewohner mehr in derselben weite. Über die Zugbrücke hinweg, welche auf einem Geraden mit Wasser und dichtem Gestrüch umzogen auslag, sah man durch ein offenes Thor mit halb zerplütherten, halb verlohnten, nur noch an einer Angel besetzigten Hahnschnecken in den Grabestüben und mit zerfallenen Biegeln, Schuttrümmern und glanzgeschwärtzten Balken bedeckten Schloßthür.

Unser Häuslein Bauern hatte recht gesehen, als es den zwei vorausziehenden Genossen signalisirte, daß die Bündischen hinter ihnen her seien und sie verfolgten.

(Schluß folgt.)

Der Engel- oder Kindelweiber von Neunaign.

Eine oberpfälzische Volksfage.

Von Karl Jettel.



Die Sage vom Kindelweiber.
Originalzeichnung von J. Strub.

jitterte. „Mutter“, wimmerte der Kleine zum Hegerbarnen, „Mutter, mich freiet erschrecklich, ich kann es nicht mehr anhalten; spüte dich, sonst muß ich sterben!“ Ein namenloser Schmerz durchstobte das arme Weib. Aber aus der Mutterliebe grandloser Tiefe hatte sie sich immer wieder Kraft.

„Wehe bittend als befehlend rief sie: „Hörre aus, Lieb Kind! Nur noch ein Viertelstündchen harre aus! Sieh, dort ragt ja schon die Hütte aus dem Schnee. Siehst Du den Kamin, und wie der schwarze Rauch aufsteigt?“ Indeß war es nur eine Trostflüge; denn man konnte durch den Schneesturm nichts unterscheiden. Der Kleine weinte unaufhörlich

fort. Mit unglücklicher Mühe schuf sie sich dürftige Bahn und Fährte; sie war der Erschöpfung nahe. Plötzlich — springt hungrigtaug aus des Damms beristem Staudpferd ein Wolf heran und stellte sich dem Weib in den Weg.

„Jesus!“ stieß die zu Tode Erschreckte aus. Im Nu war der Tragford hingestellt, und nun dringt sie mit übermenschlicher Kraft auf den zottigen Unhold ein. Der Wolf aber streift die gierigen Zähne, und weder des geschwungenen Stodes noch der wackigen Hiebe achtend, zeret er das Weib an Nack und Bein, bis es endlich vor Schreck und Erschöpfung auf das düstere Gehölz niedersinkt. Da erfährt den vierjährigen Knaben, der laut aufgeschrien hatte, plötzlich ein wunderbarer Kampfesmut. Er windet sich flugs aus dem Korbe, taßt den Stof an sich und haut unablässig voll reicher Kraft auf das Fell des Raubtiers ein, bis es verdunstet und verpörrt mit blutigem Rücken und aufgeschundenem Nacken sich vom Teiche trallt und wieder nach dem Bestrepp verzicht.

„Mutter“, rief der Junge, „der böse Wolf ist fort; ich habe ihn weiblich das Fell gegerbt. Mutter, hörst Du?“ Erst allmählich gewann die Arme wieder die Kraft, sich zu erheben, und nun starrte sie bald ihren Knaben an, bald lächelte sie zum erlogten Himmel empor; denn niemand anders als ein Engel Gottes dachte ihr jetzt ihr Kind. Voll unsäglichlicher Freude, den Knaben an ihrer Seite, küßte sie nach der heimischen Hütte, welche sie auch bald erreichte. In den nächsten Tagen oder erspöhte sie allem Volke in Saab und Laub, wie wunderbar sie durch ihres Kindes Mut und Kraft aus einer schrecklichen Gefahr befreit worden sei.

Seit dieser Zeit ward der Teich von Neunaign von dem Volke mit frommem Eifer immerfort der Kindel- oder Engelweiber genannt.

Seit dieser Zeit ward der Teich von Neunaign von dem Volke mit frommem Eifer immerfort der Kindel- oder Engelweiber genannt.

Kleine Mitteilungen.

Die tapfere Kriegerin. In der Schlacht am Berge Hjel, in welcher die bayerischen Truppen der erdrückenden Übermacht der Tiroler unterlagen, brachte eine junge Kriegerin ihren sechsenden Landskneuten ein Fäßchen Wein. Kaum damit angelangt, sah eine feindliche Kugel durch dasselbe hindurch. Ruhig und scherzend nahm das Mädchen das Fäßchen Wein vom Kopfe, hielt die Vöcker mit der Hand und dem Tuche zu, und forderte die Jedtstenden zur Eile auf, weil sonst noch eine Kugel kommen könnte, und sie nicht mehr als zwei Hände habe.

Wahlhüter des Dams zu Regensburg. Bischof Leo von Regensburg legte am 23. April 1275 den Grundstein zu dem hiesigen majestätischen Dam, der an göttlichem Charakter mit den andern Denkmalen dieser Baukunst wechsellert. Es wurde darauf von den Bürgern dieser Stadt kein Testament gemacht, ohne nicht zu der Vollendung dieses Tempels oder „zum Werk des Tumb“ beizutragen. Graf Heinrich von Ratzenst, der den Bischofsstuhl später befügte, 1277, vollführte den Bau mit den

Türmen, indem er seine Stammgüter in Bayern, insbesondere die Grafshaus Rotene, an den Herzog Ludwig verkauft hatte.

Napoleons akademische Laufbahn. (Zwigenbüßliches Spotsgedicht.)

Die Universitäten alle
 Ist mit Succes er frequentiert,
 In Jena, Wien, Berlin und Halle
 Und Königsberg viel Lärm vollführt,
 Und Gott und alle Welt turbirt: —
 Doch Gott sey Dank! mit Knoll und Hölle
 In Leipzig endlich anstudirt.

Der Schulterstein bei Passau. Im Jahre 1842, also vor einem halben Jahrhundert, war der Wasserstand der Danau ein so niederer, daß der mitten in Stromdette bei Passau befindliche Felsen „Schulterstein“ zu Tage trat. Der Stein trug diesen Namen, weil auf ihm in den früheren Jahren des letzten Jahrhunderts der Schuhmacher Toll ein Paar Schuhe gemacht hatte.

und hilft. Alles hat der Einquartierung halber Arbeit in Hülle und Fülle. Vielleicht aber können wir beide allein fertig werden.

„Es ist eine wahre Noth, Herr Helldrich“, sprach sie alddann, „wir haben übermorgen große Wäsche und die jetzt noch niemand, der Beistand leistet. Bei solchem Lamento heißt es dann selbst energisch mit Hand anlegen. Ach was, es geht wohl auch so. Ich habe, gottlos! ein Paar kräftige Arme und weiß mich zu tammeln.“

„So wollt Ihr selbst? —“ warf Helldrich schüchtern ein.

„Warum nicht?“ lachte das Mädchen. „Ich bin nicht solch ein verzärteltes Wesen, daß ich mich vor der Arbeit fürchten sollte. Herr Helldrich ist wohl schon längere Zeit hier, Tante? Ich konnte mit bestem Willen nicht früher abkommen. Ihr seht uns doch die Ehre auf ein Schälchen Rasser, nicht wahr? O freilich! Hört Du schon Deine Vorbereitungen getroffen, Tante?“

„Wie konnte ich das, Anna. Den werten Gast durste ich doch nicht allein lassen. Aber ich werde gleich fertig sein.“

„Einen weitjagenden Blick auf das junge Paar bestend, verließ Frau Bauer das trauliche Gemach.“

„Wie ist es denn Euch ergangen unterdes, Herr Helldrich?“ begann Anna, dem Gaste gegenüber an dem glänzenden gebohnten Eichentische Platz nehmend. „Ihr habt doch des Fräuleins wegen auf dem Heimwege weiter keine Unannehmlichkeiten gehabt?“

„Nicht die geringste, Fräulein Anna, ich verlohre Euch. Übrigens hätte ich auch eine ollenfallsige Wiederbegegnung nicht fürchtet.“

„Das glaube ich wohl, Herr Helldrich, Ihr seid ein so munter und starker Mann. Aber was ich sagen wollte: noch kennt meine Tante den eigentlichen Sachverhalt unseres kleinen Abenteuers nicht.“

„Ich werde verschwiegen sein wie das Grab“, beteuerte der junge Mann, „noch hat niemand aus meinem Munde das Geringste erfahren.“

„Dann ist ja alles gut“, rief Anno vergnügt aus. „Meine Tante glaubt, daß die Noth meiner Freundschaft mich nach Hause geführt, und doch wir durch Inzall Euch bezeugen sind. Daß ich nahe der Kirche von dem fürchterlichen Menschen hin verfolgt worden, darf sie nicht erahnen. Aber Ihr seid verschwiegen, wie Ihr versprochen, nicht wahr?“

„Und hat der Schreck Euch nicht geschadet, Fräulein?“ fragte er dann.

„Ganz und gar nicht“, lachte das Mädchen. „Ich habe herrlich geschlafen in jener Nacht, sogar ein wenig von dem bekandenen Abenteuer geträumt. Aber ich hörte die gute Tante, sprechen mir schnell von anderem. Vort Ihr unsern Dichter Gräbel, Herr Helldrich?“

„Ich habe den Namen schon oft nennen hören, Fräulein Anna, bin auch dem Manne selbst schon vorgestellt worden.“

„Er gehört zu meines Vaters besten Freunden“, warf Anno ein, „und ist oft bei uns zu Besuch. Aber wie gefallen Euch seine Gedichte?“

„Ach, darüber habe ich leider kein Urtheil, denn ich verstehe die Sprache noch zu wenig.“

„Sie muß Euch auch gar zu breit und unbeholfen-schwerfällig klingen!“

„Nicht doch, Fräulein, sie scheint mir ganz vortheilhaft zu passen für Schülervorlesungen somischer Vorklässe. Ich hatte anfangs alle Mühe von der Welt, die Nebenweise des gewöhnlichen

Volkes zu verstehen, jetzt freilich geht es schon weit besser. Aber Gräbels Gedichte zu lesen, fällt mir noch immer schwer, es gibt so viele mir noch ganz fremde Wörter und Wendungen.“

„Soll ich Euch daraus vorlesen, Herr Helldrich? Wir haben eine kleine Sammlung der neuesten Sachen. Ich will sie holen“, und eilfertig sprang das Mädchen aus.

„Ach, laß doch Anno“, rief die Tante, welche mittlerweile eingetreten war mit einem Brette, darauf einige dampfende Kannen standen. „Das hat ja doch wohl Zeit. Du wirst Herrn Helldrich erst zu bedienen haben.“

„Entschuldige, liebe Tante, das geht nun freilich vor. Also, darf ich bitten! Trinkt Ihr gern hell oder dunkel? Und hier der Zucker. Von dem Kuchen müßt Ihr aber auch verstehen. Den habe ich nämlich selbst gebacken, und ich will hoffen, daß er mir nicht misraten ist.“

Mit entzückten Blicken folgte Helldrich den Bewegungen der anmuthigen Gestalt des holden Mädchens, das ihn mit allen Aufmerksamkeit bediente.

„Der Kuchen schmeckt herrlich“, meinte der Gast.

„Das müßt Ihr durch die That beweisen, Herr Helldrich, denn Komplimente zählen nicht“, sagte Anna, behaglich an ihrem Stuhle kauend. „Ist Euch noch ein Schälchen gefällig?“

„Nein, nein, danke“, verneigte der Gast abzuweichen. „Dieser Mokka ist mir zu stark, ich fürchte, er möchte mich aufregen.“

„Ihr fürchtet?“ lachte das junge Mädchen, und durch ein kirscheses Lippenpaar glänzten zwei Reihen tadelloser Zähne. „Ach, geht doch, auf diese Gefahr hin müßt Ihr nun erst recht noch ein Schälchen trinken.“

„Aber, Anna“, warnte Frau Bauer mit mißbilligenden Mienen, „was soll denn Herr Helldrich von Dir denken?“

„Herr Helldrich soll vorläufig gar nichts denken, liebe Tante“, rief die Uebermüthige, „soudern Kaffee trinken und Kuchen essen, das sind vorerst keine allernächsten Pflichten.“

„Einem solchen Wackthum gegenüber“, sagte der junge Kaufmann mit somischer Resignation, „bleibt nichts anderes als blinde Unterwerfung übrig.“

„Und wenn Ihr“, warf Anno fort, „nicht reine Tafel macht mit dem Kuchen, dann besommt Ihr das nächste Mal die altbekandene Aeste vorgezert.“

„Um Gotteswillen, solche Grausamkeit, Fräulein Anna! Aber doch erst das nächste Mal?“

„O, wir rechnen bestimmt auf einen recht baldigen, wiederholten Besuch, Herr Helldrich“, sagte die Predigerwitwe, „dann wird auch mein Bruder uns Gesellschaft leisten können. Sonntag Nachmittag vielleicht, wenn Ihr nichts anderes vorhabt?“

„Was sollte ich verloben, Frau Bauer? Ich bin so gerührt über die Güte und Freundschaft, mit der ich, der Fremdling, hier aufgenommen wurde. Wie habe ich solches verdient, muß ich fragen.“

„Mein Bruder ist im allgemainen zurückhaltend und verschlossen, wenigstens wird er von Fernersehenes so beurteilt“, sagte die Predigerwitwe. „Euch aber schrint er geradezu in sein Herz geschlossen zu haben.“

„Tröstem ich ein Freuje bin?“ scherzte Helldrich.

„Ach, geht doch!“ meinte Frau Bauer. „Das ist nur eine harmlose Schwäche meines sonst so vortheilhaftes Bruders. Er möchte vielleicht selber nicht zu sagen, wocaus sich diese Abneigung im Grunde eigentlich stützt. Er ist seiner Vaterstadt mit Leib und Leben zugethan und kann den Markgräflern nicht

vergessen, daß sie sich verschiedene Male gegen die Reichshaupt nicht gerade von der lebenswürdigsten Seite gezeigt."

"Ja, das mag wohl sein", entgegnete Helldrich, "denn Herr Wüller weiß immer die Perian streng von der Sache zu scheiden."

"Wenn Ihre demnächst wieder hier zu Besuch seid mit meinem Vater, Herr Helldrich", versetzte Anna, "dann werde ich es sein, die eine Versöhnung herbeiführt zwischen Nord und Süd, zwischen Königtum und Republik, zwischen Preußen und

Rosie. Ihr sollt mal sehen." — "Anna, Du bist heute mehr als angezogen", sagte Frau Baur mit leiser Bemerkung, "wenn Herr Helldrich nicht mehr zu uns kommen mag, dann bist nur Du es, die ihn vertrieben." Mit diesen Worten wendete sie für einen Augenblick das Gemach. Zeit näherte sich Anna sink dem Gaste, ihm hastig mit schelmischer Miene die verhängliche Frage zuzufüstern: "Ist es denn wahr, was meine Tante soeben gesagt hat?" (Fort. folgt.)

Ein Blick in die Geschichte des Königl. Bayer. Generalstabes 1620—1792 und 1792—1892.

(Auszug aus der in Vorbereitung begriffenen Geschichte des K. B. Generalstabes.) (Schluß.)

Schon vorübergehend stand 1847—1848 Generalmajor Freiherr v. Zege an der Spitze des Generalstabes, dem dann Generalleutnant v. d. Mark folgte. Derselbe war bis 1853 General-Quartiermeister. Schon die Bewegungsjahre 1848 mit 1850 brachten frühes Leben in den Generalstab, besonders die vielen verschiedenen Ausmärsche und Truppen-Aufstellungen, vor allem aber die Unruhen in der Pfalz, der Feldzug gegen Dänemark und das Einrücken in Kuchstein. Der bleibende Parteil dieser Begebenheiten war jedoch die dauernde dienstliche Verbindung der Generalstabsoffiziere mit der Truppe — die erste Maßregel, welche der neue General-Quartiermeister 1848 in Antrag brachte.

Unter dem General-Quartiermeister Generalmajor Freiherrn v. Brandt 1856 wurden die seit 1847 ruhenden größten Terrain-Refognostrierungen wieder aufgenommen und 1854 auf Oberbayern, Schwaben und die Pfalz ausgebeht.

Von 1856—1866 erscheint Generalleutnant v. d. Mark neuerdings in der höchsten Stelle des Generalstabes und war vorzugsweise bemüht, den wissenschaftlichen Geist und die taktische Ausbildung seiner Offiziere zu heben. Im übrigen blieb sein Hauptaugenmerk, besonders in den letzten Jahren seiner Kommandoführung, auf Verbesserung und Erneuerung des topographischen Atlases gerichtet. Doch nicht nur die Blätter des letzteren wurden berichtigt, sondern die bayerischen Karten überhaupt, zunächst im Bogen, fortgesetzt. Ferner betonte man die Refognostrierungen auch auf die deutschen Nachbarländer aus. Genauere Benützung und Anregung zur lebhaftesten Thätigkeit erfuhr damals das topographische Bureau, das sich

besonders den neuesten Karten-Vervielfältigungsverfahren zu widmen hatte. Von literarischen Arbeiten sind besonders zu erwähnen „der Feldzug von 1809 in Bayern“, bearbeitet



1792 1816 1786 1811

Die Uniformen des Königl. Bayer. Generalstabes. Originalzeichnung von H. Sulzmann.

und auf dem Terrainvergleichlichen vom K. Bayer. General-Quartiermeister-Stabe, München 1865, und das schon seit 1849 begonnene „Handbuch für Generalstabsoffiziere“, welches, 1860 vollendet und autographisch vervielfältigt, endlich 1865 vermehrt zum Druck gelangte.

Nachdem der Feldzug 1866 bargehen hatte, sah auch in Organisation und Durchbildung des Generalstabes manches zu bessern sei, nahm 1867 der neue General-

Quartiermeister Generalmajor Graf v. Balthmer — von 1866 bis 1867 verfaß Generalmajor v. Schilling stellvertretend die Geschäfte — die nötigen Anordnungen kräftig in die Hand. Vor allem betonte dieser mit der Kriegsgenossenschaft fa hochbertraute Mann und unweicht von seinem philosophischen Geiste, den er nur auf die Metaphysik des Krieges übertrug, die praktischen Erfahrungen aus dem letzten Feldzuge.

Zunächst wurde die Ausbildung der Generalstabsoffiziere bei der Centralstelle durch Kriegsspiel und andere taktische Arbeiten, insbesondere durch sogen. Operationsübungen gepflegt. Hier darf das höchst verdienstvolle Wirken des damaligen Major im General-Quartiermeisterstabe Wind nicht unerwähnt bleiben, dessen unablässigem Bemühen es zu danken ist, daß die Arbeiten und Übungen der Generalstabsoffiziere bei der Centralstelle eine die praktische Schulung mehr ins Auge fassende Wichtung nahmen, und daß für den sachgemäßen Betrieb einzelner wichtiger Zweige des Generalstabesdienstes die Bahn gebrochen

wurde. — Die Generalstabsoffiziere bei den General- u. Kommandos erhielten durch die Einführung eines Mobilmachungsplanes für die Armee und häufige Anordnung größerer Truppenübungen ein wesentlich erweitertes Feld der Thätigkeit. — An der 1867 errichteten Kriegsschule fanden von nun an Generalstabsoffiziere vielfältige Verwendung im Lehrfach. —

Von geschichtlichen Arbeiten ist zu nennen:

„Anteil der Königl. Bayer. Armee am Kriege des Jahres 1806“, im Jahre 1868 veröffentlicht.

Der ongsstrengsten Friedensarbeit der Jahre 1867—69 folgte der Krieg von 1870—71. Von den großen Erfolgen des bayerischen Heeres in diesem Kriege, welchem der General-Quartiermeister im Stabe des Oberkommandos der III. Armee anwachte, darf auch der Generalstab einen Teil des Verdienstes für sich in Anspruch nehmen. Der mit der Wiedererrichtung des Deutschen

Reiches sich vollziehende Abschluß des Verjailer Bündnisvertrages hatte zur Folge, daß in den nun kommenden Friedensjahren der Generalstab sich in Anbälufe an die bewährten Einrichtungen des kgl. preussischen Generalstabes weiter entwickelte. Der bisherige „General-Quartiermeister“ wurde zum „Chef des Generalstabes der Armee“, der bisherige „General-Quartiermeister“ zum „Generalstab“.

Durch regelmäßige Zuteilung von Offizieren der Truppe, zunächst Absolventen der Kriegsschule, wurde eine gleichmäßige Ergänzung des Generalstabes angebahnt, und durch häufigeren Wechsel mit dem Frontdienste die allseitige Brauchbarkeit der Generalstabsoffiziere somit sichergestellt. Für die praktische Aneubildung kamen die Generalstabs-Übungsreisen bei der Centralstelle und den General-Kommandos zur Einführung; durch regelmäßige Kammoandierung von Offizieren zum preussischen Großen Generalstabe wurde die Uebereinstimmung mit den dort geltenden Grundsätzen mehr und mehr gesichert. Die Errichtung einer dem Generalstabe unterstehenden Eisenbahnlinien-Kommission in München ermöglichte dem Chef des Generalstabes der Armee erweiterte Einwirkung in Bezug auf das militärische Eisenbahnwesen.

Die Nachfolger des Grafen Voßmer, zunächst Generalmajor v. Heinleth, der benährte Generalstabsohlef des I. Armeekorps im Kriege 1870—71, hoben mit Erfolg dahin gestrebt,

den Generalstab auf der Höhe seiner Aufgabe zu erhalten. Von Generalmajor v. Heinleth wurde 1879 auch die Anregung zur Gründung eines Kriegsschulbes gegeben, welche Anstalt der Armee noch fehlt, und deren Nutzen sich bereits in den Bestrebungen zur Herstellung einer bayerischen Heeresgeschichte und in der regen Thätigkeit für Vorbereitung zahlreicher Regiments- u. Geschichten zeigt. —

Die 1881 eingeführten Bestimmungen über größere Übungen im Festungsriege, deren erste von Oberst v. Giel des Generalstabes geleitet wurde, eröffneten dem Generalstabe in höherem Maße als bisher das seit 1870/71 so sehr an Bedeutung geteilte Gebiet des Krieges um Festungen. — Im gleichen Jahre wurde dem Generalstabe eine weitere Eisenbahnlinien-Kommission mit dem Siege in Würzburg unterstellt.

Der General der Infanterie v. Diehl war von 1881

bis 1883 Generalstabsohlef der Armee und widmete sich besonders der ständigen Ausbildung der Offiziere der Centralstelle. Derselbe ist auch zum ersten Male mit Borenahme der Geschäfte eines Inspektors der Militär-Bildungsanstalten betraut gewesen, wodurch nun er und seine Nachfolger mittels Einwirkung auf Kadettenkorps, Kriegsschule, Artillerie- und Ingenieurschule, sowie Kriegsschule den einengrößen und gegenwärtigen Einfluß auf Ergänzung und Heranbildung des Offizierskorps der ganzen Armee und insbesondere des Generalstabes erlangten.

Unter Generallieutenant Graf Perri Della Boscia wurde in der gründlichen Schulung der Offiziere der Centralstelle des Generalstabes durch Übungen jeder Art, wie durch Entsendung zur Teilnahme an Übungen nach auswärts fortgefahren. Die Generalstabsoffiziere bei den General- u. Kommandos waren neben der alljährlichen Bearbeitung der Heeres- und sonstigen Übungen insbesondere durch die umfangreichen Mobilmachungs-Vorbereiten in Anspruch genommen, welche die um diese Zeit allmählich eintretende Erweiterung der Kriegsfornation des Heeres mit sich brachte. — 1885 erhielt der Chef des Generalstabes der Armee auch die Leitung des Armeekollegiums übertragen.

Seit 1888 nimmt Generallieutenant v. Staude als der 14. im Arme die höchste Stelle des bayerischen Generalstabes ein. Unter ihm hatte der Generalstab Gölgeleit, bei Anlage



Die Kaiserformen des Königl. Bayer. Generalstabes. Originalzeichnung von E. Hofmann.



Graf Betti de la Selve.

v. Ditzl.

von der Wirtz

v. Stein.

v. Gaislach.

Graf Bethmer.

Die Gieße des k. u. k. Bayer. Generalstabes 1792—1892. II Blatt.

und Durchführung der 1801 von Sr. Königlich Hoheit dem Prinz-Regenten stattgegebenen Königs-Wander, denen auch Sr. Majestät der Deutsche Kaiser anwohnte, eine Probe seiner Leistungsfähigkeit abzulegen.

Wird man heute einen Blick auf die hundertjährige Geschichte des Generalfleßes, so wird man erkennen, wie Dank der Fürsorge der Regenten es dem Generalfleße ermöglicht

war, sich den Forderungen der Zeit entsprechend stetig fortzuentwickeln.

Möge diese Entwicklung auch im kommenden Jahrhundert zum Ruhm und Heil des großen Ganzen immer und immer fortwähren, möge es aber auch dem Generalfleße in Zukunft nicht an Gelegenheiten fehlen, dem obersten Kriegsherrn seine unauwendbare Treue und Ergebenheit zu beweisen!

Die Giebelstädter Blut-Szene.

Ein Nachtbild aus dem Bauernkriege.

Von Friedrich Richter.

(Schluß.)

Derselben Weg, der von den sieben Mächtigen eingeschlagen worden war, hatte, jedoch in ziemlicher Entfernung von ihnen, auch ein Häuflein Reiter genommen, deren Hauptmann vorausstieg. Es war ein schon über vierzig Jahre alter, fannverbrannter Kriegsmann mit vernarbtem und vermittertem Angesichte, aus welchem ein Paar Bligaugen strahlten. Ein wahlgepflegter schwarzer Schnurr- und Zwickelbart hob das kriegerische seines Antlitzes um ein Bedeutendes. Die Gestalt war schlank, aber die breite Brust, der kräftige Hals, die nervige Faust, der muskulöse Arm legten Zeugnis ab für die wichtige Stärke des Anführers dieses kleinen Geschwaders. Das Raß war von weniger edlem Ansehen. Ein Edelmann würde diesen fanngelbten Hengst nicht bestiegen haben. Das ganze verriet den Reiterhauptmann mehr als einen Abenteuerer, denn einen Ritter von Geburt. Ihm zur Seite trabte ein stämmiger Burche, der ebenso jung als verwittert aussah; es war der Diener des Anführers dieses Häufleins, beide Söldlinge im Dienste des Pfälzerkönigs Ludwig.

„Tausend Willkuren Schwelbflugeln!“ fluchte jetzt in unachtsamlichem Haß der Anführer des kleinen Reitertrupps, als seine Mähre, über einen Stein stolpernd, zu stürzen drohte. „Das ist immer das Unglück einer gemannenen Schlacht, daß man den Mächtigen, wenn man sie gewarnt hat, auch noch nachhaken muß und sie nicht auf der Walfstätt selbst niederzulegen kann. Wenn ich Herr in Deutschland wäre, das müßte mir als Kriegrecht gelten: die Geschlagenen haben stehen zu bleiben, bis man sie niedersäßt. Aber da laufen sie davon, und statt einen der Plage zu übergeben, ihnen nachzustalpern, bringen sie den Sieger auch noch in die Lage, daß er bei der Verfolgung sein bestes Pferd aufreißt.“

„Kun“, verfeuerte der dem Hauptmann zur Seite reitende Reiter, „es geht doch nichts über das Nachsehen; man ist seines Sieges und Lebens nunmehr gewiß.“

„Ich will nach meinem Tode umgehen“, rief jetzt plötzlich der Hauptmann aus und hielt die Hand vor beide Augen, „wenn nicht dort ein Häuflein Bauern gegen Giebelstadt zu eilt. Laßt die Pferde ausgreifen, Kameraden! Es gibt ein Stück Arbeit; ich sehe Bauern, die uns die Kehle zuschnüren wollen, damit niemand mehr ein Trunk durchlaufe.“

Der Trupp Reiter ritt schief darauf los. Staubwolken wickelten auf, wie sie das Häuflein Bauern, wie oben beschriebener, gesehen hatten. Nicht lange, und das Geschwader bündischer Reiter ritt zu Giebelstadt ein. Die Landleute verteidigten sich, aber es half keine Gegenwehr. Was nicht bereits zuvor geflohen war, das wurde niedergeboren. Die

meisten kamen im Brande der Häuser um. Der Hauptmann und seine Gefährten wütheten schrecklich mit dem scharfen Stahle. Giebelstadt ging in Flammen auf; eine mächtige Rauchwolke zog sich über das lichterloh brennende Dorf hinweg. Schrecklich waren die Beheulte der Umstehenden. Unendlich schmerzhaft füllte die Luft. Der Ort war schwer heimgesucht, sowohl von dem knatternden Feuermeer, als von den Wurfsteinen der bündischen Kriegsknechte unter Anführung des Marfilins Knäppel, weiland Schütze des Magisters Sogitarus zu Wittenberg.

„Hei!“ rief er mit vergnüglich lachenden Augen aus, „Bist auf, Kameraden, dort schrien sich sieben Schelme in das hohe Gesträuch, das um den Schloßgraben sich hinzieht. Wartet, ich will euch verreden spielen!“

Hiermit gab der Hauptmann seinem Geisse die Sporen und ritt auf den Saum des Giebelstades, dessen Flieder einen angenehmen Duft verbreitete, der um so willkommener eingeschlagen wurde, als der dem brennenden Orte entquillende Rauch alles ringum in einen stinkenden Dampf hüllte und die Luft verdickte.

„He, ihr Aufschritter“, rief jetzt der Anführer des Geschwaders den sieben Mächtigen zu, die wir bereits kennen zu lernen die Ehre gehabt haben. „Ihr würdet wohl daran thun, aus euren schlechten Verdecke hervor zu kommen und uns die Mähre des Abfertigen zu ersparen. Also flucht! Höre einmal, Hans Bullenbeißer von Rüdlingen, nimm Dein Handrotz, laße die Lunte auf und schief dem älteren Kneifen dort drüben eine Bohne in den hungrigen Magen. — Doch halt, sey ab, die Bohne sind das Pulver nicht wert! Ich hab' einen andern Einfall; es gibt einen Hauptspieß, wollt' ich sagen, mir ersparen den bündischen Fürsten das Kraut und Lot von sieben Schüssen. Also ihr da drüben“, fuhr der edle Reiterhauptmann Marfilins Knäppel aus Wittenberg fort, „höret mich wohl an, sonst werd' ich wenig Jedertens mit euch machen! Ihr wißt bekanntlich nur zu gut, daß ihr Bauern uns den Tod geschworen habt; es ist mirhin nicht mehr als recht und billig, daß wir an euch ein Gleiches vollbringen. Dennoch soll einer von euch sieben begnadigt werden, wer nämlich durch die That zeigt, daß es ihm leid sei, sich gegen seinen rechtmäßigen Herrn empört zu haben, und zum Zeugnis des, seine sechs Kameraden vom Leben zum Tode bringt. Also hurtig ans Geschütz, ich werde mein Wort halten.“

„Es geht mit uns auf die Reige“, redete der Kleine die sechs andern an, „das ist nur zu gewiß.“

„Aber laßt uns mütig und zur Sühne dafür, daß wir dieses Schloß des Herrn v. Zabel hier ausgebrannt und geplündert haben, den Tod des Soldaten hinnehmen. Ich möchte mit keinem Raub beladen aus der Welt abfahren.“

„Nun, was befinnt ihr euch lange und mißbraucht meine Gümmigkeit? Vorwärts ihr Schurken!“ rief der Hauptmann, sich an dem Knäuel der Zitternden weidend, hinüber. Also frisch ins Werk, wie ich gesagt habe. Das ist mein letztes Wort.

Bei dieser ebenja bestimmten als furchtbaren Erklärung riß die Verzweiflung den riesigen Felschulter vom Boden empor, wo er sich, um Erbarmen flehend, gewälzt hatte; wie einwurf warf er sich auf den wackeren Bauern, der sich, gleich ihm vier andere noch, ohne jeden Widerstand von dem Felsen schlochten ließ. Der Boden räumte sich mit ihrem Blute. Jetzt waren nur noch der Lunge und der Kniee übrig. Letzterer aber wehrte sich seiner Haut und wollte sich nicht für das Leben des andern hinopfern lassen, wenigstens nicht ohne Gegenwehr. Erst kämpften sie mit der blanken Waffe, die sie noch trugen. Als aber die Wehr des Kleinen abbrach, unterließ dieser den Lungen, löste ihn um den Leib, zwang ihn so, gleichfalls auf das Schwert zu verzichten, und nun begannen die beiden Brust an Brust einen gewaltigen Ringkampf; der ungewöhnlichen Stärke des Kleinen begegnete eine andere Kraft, die Körpergewandtheit und besonnene Klugheit des

Kleinen. Der Ausgong des Kampfes schien ungewiß. Die allgemeine Stille, die sowohl Kämpfer als Zuschauer beobachteten, wurde nur zuweilen durch den Hauptmann unterbrochen, der dem blutigen Schauspiel unverwandten Auges zusah.

Plötzlich waren die Ringenden des Schloßgrabens zu nahe gekommen, ein dumpfer Fall ward gehört, das Wasser spritzte hoch auf, es gab einige Ringe, alsdenn aber verschwanden die Kreise in immer größerer Abendung, alsdenn ward es ruhig, glatt und eben, und es zeichneta sich auf dem Wasserpiegel wieder wie vorher die duftenden Fliederblüthe und das grüne Getreide, im Hintergrunde aber die noch stehenden Ruinen des Siebelsbader Schloßes materlich ab.

Fünf Bauern lagen auf dem Boden klug und tot, zwei, der Kleine und der Lunge ruhten auf dem Grunde des alten Purggrabens.

„Haha! ha!“ lachte jetzt der Reiterhauptmann, in furchtbarer Weise die Zähne drerrend. „Auf nach Würzburg! Bei meinem Leben, der schönste Streich im ganzen Bauernkrieg!“

Und dahin stog das Föhlen Reiter, dessen Hauptmann an der Spitze vorauszog und das damals im Schwung gehende Viehlein in die sommerliche Abendluft hinauspfliff: „Will dich der Schimpf geruen, so fehr du wieder heim“.

Donnerstag den 8. Juni, früh morgens 9 Uhr zogen die Händlichen in Würzburg ein. Hiermit schloß der Bauernkrieg im Hochstift Würzburg.

Kranstein.

Von J. Strubel.

Dem aufmerksamen Passagier, den das schwebende Dampfrohr durch das liebliche Werrathal im gelegenen Frankenlande führt, dürfte wohl kaum das freundlich gelegene Städtchen Kranstein entgehen, das sich amphitheatralisch am südwestlichen Abhange eines mächtig ansteigenden Hügels erhebt. Die „fränkische Platte“ bildet hier in mehr oder weniger sanftem Abfalle fortlaufende Hügelreihen, welche das Thal der alten „Werra“ zu beiden Seiten bis zu ihrer Mündung in den Main begrenzen. Von den Sommerseiten der Berge sehen uns wohlgepflegte Weinberge entgegen; Kiefer- und Laubholz, auf den Höhen, im bunten Wechsel mit prägnanten Getreidefluren und soßigen Thalwiesen, verstreuen dem „Werra“ der nach Eckhart auch das Weyfeld im Maindreieck in sich begriffen haben soll, eine wohlthuende Abwechslung.

Die Entstehung des Namens Kranstein läßt sich urkundlich nicht nachweisen. Pfleger Stampf leitet ihn ohne Angabe des Grundes von „Krausestein“ ab; der oberdeutsche Vogel im Kransteiner Stadtwappen gab manchem Veranlassung, ihn mit dem Worte „Kra“ in Beziehung zu bringen. Wir stimmen der Ansicht Schumanns¹⁾ bei, welcher in der Silbe „Kra“ einen altsächsischen, namentlich untergegangenen Gemeinnamen erblickt, wie er uns auch in Kranladi, Kranberg, Krafschmang u. s. w. entgegentritt. „Befürcht werden wir in dieser Ansicht dadurch“, sagt Schumann, „daß es nicht nur hier einen Kranstein gab, sondern in verschiedenen Gegenden Deutschlands, so am Fuße des Sodenbergs zwischen Oshenthal und Morrau,

ebenso in Oberfranken und am Rhein; es gab Grafen „von“ und „vom“ Kranstein im Gebiete von Trier und in Mecklenburg. Ehemals war Kranstein im Besitze des Grafen von Heunberg, wurde aber später an die Dynasten von Trimbarg abgetreten, unter denen die Grafen von Kriess unsersage Ansprache auf das Kransteiner Lehngut machten. Durch Schenkungsbrief vom 25. Januar 1279 hatte Konrad der Ältere von Trimbarg mit Zustimmung seiner Gemahlin Alheidis die Herrschaft Trimbarg und seine übrigen Besitzungen gegen ein jährliches Leihgeding an das Hochstift Würzburg abgetreten, woraus beide in ein Kloster gingen. Seinem Sohne Konrad dem Jüngern sollte als Erbeil nur Wurg und Amt Kranstein verbleiben. Nach seines Vaters Tode suchte Konrad die Schenkung an und forderte vom Bischof Mangold die Zurückgabe des väterlichen Erbes. Dessen weigerte sich der Bischof, und beide gerieten in ein ernstes Zerwürfniß. Im Jahre 1292 brachten obdige Vermittler einen gütlichen Vergleich zustande, nach welchem Konrad dem Bischof das Schloß Trimbarg und die Stadt Kranstein mit allem Zugehör als Eigentum überließ, wogegen Wurg, Stadt und Amt Bischofsheim von der Kdn, samt dem „Vork“, dem Weid- und Fischrecht nebst 100 Pfund Heller (1 Pfund ungefähr 4,25 Mark) als jährlicher Zins Konrad zugesprochen wurden; Kranstein verblieb für immer beim Hochstift Würzburg.

Der Bauernkrieg (1525), wie der Zustand der hartbedrückten Bauern gegen ihre Gutsherren gewöhnlich genannt wird, forderte auch in den fränkischen Gauen viele Opfer. Die Bauern zogen, alles verberend, durch das Land, zerstörten Klöster und Burgen und nahmen Kluge Nachen an ihren

¹⁾ Hgl. geöl. Not und 3. J. Dechantenreiter in Kranstein; dessen Schrift über Kranstein wurde zu dieser Arbeit mehrfach benutzt.

Tüngern und Wiberjochern. Auch für Arnstein wurde die Bauernbewegung verhängnisvoll, wie aus einem Bericht des Curamfien Lorenz Gries hervorgeht, welcher u. a. erzählt:

„Zu Arnstein hatte der Bischof zu Würzburg derselben Zeit ein amptman, Gog von Thüngen genant.“ Derselbe glaubte, seine Untergebenen in Ruhe erhalten zu können, „aber es selet ihm weit, denn als daz löger der bannern zu Wido-hausen und Kura angefangen, schreiben sie an alle unbligende ledien, was ihr sarnemen wert.“

Arnsteiner Bauern, die aus dem Bauernlager bei Kura zurückkehrten, forderten ihre Mitbürger zum Anschluß an den Aufbruch auf. „Das bracht in den ledien des amptis und sonderlich zu Arnstein ein groß gelauff und versamleten sich dafelst uf den heiligen Ostertag nach der weepzeit die von der geminde vor dem rothhaus mit iren Garsch und weren und hegeren, man solte die bedenken, so hinter dem Hoff herausgeht, obwersen, damit on iren wiffen und willen kein ruffiger hinein-lossen mogt.“ Bürgermeister und Rat suchten sie zu begütigen und meinten, die Arnsteiner müßten ja nicht die ersten sein, die sich einer so gefährlichen Bewegung anschließen, die Schloßbrücke oder Lichen sie bewachen.

Als am 19. April das Bauernlager drohend zum Anschlusse aufforderte, trugen der Amtmann, Bürgermeister und Rat



Arnstein Originalzeichnung von H. Mautner

in Würzburg an, wie sie sich zu verhalten hätten; auch bat der Amtmann um Zusendung von fünf bis sechs Kriegsknechten, da er niemand am sich habe als sein Gesinde. „Darauf ist dem amptman die antwort gegeben: der bischof wolle ime etliche pferde zuschicken, mitter zeit solte er sein selbst, das schloß und janit aller sachen in guter ordt haben.“ Unterdessen wurde nach Würzburg ein Landtag berufen, um sich in dieser heiligen Angelegenheit zu beraten.

„Man hatte derselbigen tagen Ulrich von Hatten, so sein hantwonnung zu Arnstein hielt, dem bischof zu Würzburg ungesagt: was er, der amptman und ire mitterwande etliche pferde beg sein hetten, verhofften si, das bauernsüger dadurch zu zertreunen und die nitur zu stillen.“ . . . Daranf entworret der Bischof am 21. April, er wolle ihnen 60 bis 70 Pferde schicken; da er aber nicht hinreichend Pferde besah, um Würzburg zu schenken, loanete er Ulrich gegenüber sein Versprechen nicht halten. In Arnstein wuchs die Aufregung zu lebendem. „Es erhob sich uf sonntag Quasimodogeniti adermals ein groß gelauff zu Arnstein, dan die geminde came mit iren weren, traunen und pfehen uf den markt, schriben: der rotze untertrunde, sie on irem heilichem Verbotzen zu verbindern und zu verurzen, was si vom rotze mit anders dorjuthun

und dem löger zu Kura die freudschafft mit zuschreiben, so wolle sie hinanf lossen und sie alle zum reftert hinandwerfen.“ Der Rat erschrak darob so sehr, daß er sich mit den ungestümen Bauern verglich und 15 der Zumalantzen zu den Beratungen heranzog, ohne deren Wissen und Willen nichts beschloffen werden sollte.

Da Gefahr und Unruhe täglich zunahmen, verließ Ulrich von Hatten mit seinen Getreuen Arnstein und warf sich in das feste Schloß Zobenberg. Unterdessen hatten die Arnsteiner Empörer 30 Mann unter Hans Stang, Hauptmann, und Hans Keßl, Fährndrich, gegen Wernck entsendet. Überall schlossen sich Gefinnungsgenossen an diese Scher an, welche Wernck plünderten und in Stand setzten, das gleiche Schicksal den Türken Braunbach und Kienfels bereite und dann zum Würzburger Bauernlager stich.

Als endlich der Schwäbische Bund sich gegen die aufständischen Bauern richtete, ging deren Ende rasch abwärts.

Ulrich verband sich mit den Bundes-truppen, brandschante Arnstein um 1220 fl. und ließ sich von der Stadt für erlittene Schäden 1000 fl. als Schuld verschreiben. Im fränkischen Gebiet allein verloren über 10000 Bauern das Leben. Die Bewegung endete ohne jeglichen Erfolg für die Aufständischen.

Am Donnerstag den 6. Jullii ist die fot Arnstein von

dem bischof zu Würzburg wider eingenomen, und sind dafelst uf freitag darnach als die sarnemiten ufzueger und urjocher dieser entporung mit dem swert gericht worden: Hans Stang von Enebrict, Lorenz Hofel von Zwornschach, Gump Weber von Kistenben, Peter Hochemer von Gurdorf, Kilian Fischer von Rattlingen, Peter Keller von Weinsgering, Claus Stemp, Gensherig, ein brd von Arnstein, ein mulier, Habader genant, solt auch enthant sein worden, dann er mit abgenanten nennen an die walstalt gefurt wart, als aber der zuchiger feinen, des Habaders gesellen, zu dem er gebunden gewest, uslofen und rüchten wolte, da entliep er, Habader. Er lome uf die manren, siel aus der stat durch den graben und trug also seinen kopf davon, ist auch vergebend widerumb zu gnaden eingenommen und eingelassen worden.“

Die Reformation fand auch in Arnstein ziemlich viele Anhänger, wie von den Pfarrern Joh. Thoma, † 1581, und Georg Schumann, † 1601, berichtet wird. In Karlstadt, Gemünden, Arnstein, Dettelbach, Gerolzhofen, Hoffurt, Münnerstadt, Arnstadt a. d. S. hatte sie, nach Dr. Stein, festen Boden gefast, bis 1587 im Hochstift Würzburg durch Julius Echter von Mespelbrunn eine Gegenreformation zur Durchführung kam. Alle protestantischen Untertanen, welche nicht

katolisch werden wollten, mußten das Land verlassen, infolgedessen viele Bürger in die benachbarten protestantischen Länder auswanderten, namentlich nach den brandenburgischen Fürstentümern in Fronten, sowie nach den Reichsfürstentümern Schweinfurt und Nürnberg.

Nach dem sog. „Sozialbund“ war das edle Geschlecht der Freiherren v. Hutten in Amte Arnstein reich begütert. Der Untertanen Hof ist auf die v. Hutten kommen von dem eben Geschlecht derer von Wädelsheim, so Anno 1456 mit Arnstein einen Vertrag ausgerichtet. Auf diesem Hofe, in der Stendener Vorstadt gelegen, saßen die Dienstknecht und Pächter der Gutsherren. Nach Fried besaßen die Herren v. Hutten in Arnstein eine Wohnung; Moriz v. Hutten, später Dompropst von Würzburg und Fürstbischof zu Eichstätt, ward hier selbst geboren. Er ist der hochbede Stifter des heute noch bestehenden und zur Zeit wohlgeleiteten Fräuleinospitals, welches schon vielen Hunderten von unbesoldeten, arbeitsunfähigen armen Leuten beiderlei Geschlechts einen ruhigen, sorgenfreien Lebensabend verschaffte. Anbetweilig vorgenom-

wene Gütererwerbungen der Herren v. Hutten hielten dieselben allmählich von Arnstein fern, so daß sie sogar ihre Familiengruft in der Kirche „Moriz Sondheim“ völlig aufgaben. „Alles, was sie noch in und um Arnstein an Lehnen, Grundbesitz und Gütern hatten, selbst ihre in Arnstein noch besessenen Vassalllehen“ troten sie zur zeitweisen Begehung einer Schuldsforderung im Jahre 1661 um 1280 fl an das genannte Spital ab. Die Zahl der Fräuleiner übersteigt im Durchschnitt die Zahl 30.

Während der Streitigkeiten des Würzburger Domkapitels mit dem neugewählten Bischof Sigmund wurde Arnstein von hessischen und sächsischen, ersterem zu Hilfe eilenden Truppen 1440 besetzt; aber durch Bartholomäus v. Hutten kräftig verteidigt; das Schloß, hoch oben auf dem Hügel liegend, hatte jedoch erheblich gelitten. In den nun folgenden, bis 1454 währenden moorgelähmten Wirren wurde Stadt und Amt Arnstein verpfändet, jedoch schon vom Fürstbischof Schertenberg wieder eingelöst und dem Hofstift erhalten.

(Schluß folgt.)

Altes und Neues aus altbayerischen Landen.

Von J. Kelper.

Alci traulich stillen Lampenchein an der Seite des behaglich wärmenden grünen Kachelofens im entlegenen Forsthaus läßt dessen einsamer Inhaber während der langen Winterabende seine vieljährigen Erfahrungen im böyerischen Hochgebirge, im Alpen-Paradise und auf der Hochsee — vom Ledroin bis zu den Donauumflutungen — in bunten Reihen an seinem geistigen Auge abwechselnd vorüberziehen.

Mit begrifflicher Vorliebe bei den hoch fröhlich und lebhaft im Gedächtnis haftenden Eindrücken verweilend, läßt er — auf die Gefahr hin, stellenweise etwas zu ermüden — die liebenswürdigen Befehrerinnen und fremdbüchigen Lehrer des „Vogelandes“ ein, seinem Gebotungsgange eine kleine Weile nachsichtige Folge leisten zu wollen:

Unter herrlichem Sonnenglanz und wolkenloser Bläue des Himmels belegen wir zu Zweien am Ostermontag des Jahres 1890 den Frühzug Augsburg-Ingolstadt-Regensburg auf einer Zwischenstation da, wo die Bahnlinie das auf beiden Seiten von sanft geschwungener, meist mit Wald besäumten Höhenzüge begleitet, durch landschaftliche Reize anmutig verschönte, fruchtbare und betriebene mittlere Poartal plötzlich verläßt, um durch einen längeren Hügelschnitt allmählich in den Sättrand des von nahen und fernem Bergketten rechts und links der Donau begrenzten, ausgedehnten, ziemlich eindenigen Neuburg-Ingolstädter Donaumoores einzuliegen.

Lepters, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unter Kurfürst Karl Theodor durch großartige Entwässerungsanlagen zu der bis in die neueste Zeit fortgesetzten Kultivierung wohl vorbereitet, wurde von diesem Fürsten mit auswärtigen Ansehern, „Kolonisten“, besetzt, welche sich in ziemlicher Anzahl auch aus Kur- (d. i. Rhein-) Pfälzern, im Volksmunde heute noch „Überrheiner“ genannt, rekrutierten. Hieran erinnern zahlreiche Ortsnamen wie Korfelsbühl, Korfelsruh, Korfelton, denen später Ober- und Untermagel, Ludwigsmoos und andere mehr folgten.

Die Aderton und Viehzucht treibenden Bewohner erstreckten sich zum Teil eines leiblichen, mitunter behäbigen Wohlstandes, die ärmere Bevölkerung beschäftigte sich nebenbei noch mit Torfstich und Korbflechterei. Vor nicht gar langer Zeit, da „Gump, Gumpswirger und Rosnforsen“ ihr Lammlein trieben, war das „Moos“ etwas verfahren. Jetzt ist es anders geworden; die „Wideler“ ist besser als sein Ruf!

Auf einer von Ok nach West streichenden, dünenartigen Erhebung, dem letzten Ausläufer und vorgegeborenten Posten des sächsischen Donaumoores abfließenden Hügellandes, liegt 416,9 m über der Meereshöhe das zum Bezirksamte Schrobenhausen gehörige, durch den Namen hinsichtlich seiner Lage treffend gekennzeichnete Dorf „Berg im Moor“, mit weithin sichtbarem Kirchturm, ein rechter Lustort; in unmittelbarer Nähe davon lag einst die jetzt abgegangene Burg Burgel, noch der sich ein Berthold, ein Angehöriger des Hochstifts Graubühnen und Wirtshaus des Klosters Eichenhofen nannte, und die nach seinem Tode, wie es scheint, mit ihm ertönderten Großen von Scheyern erbten.

An der Dorfstraße ist eine Holztafel mit verwitterter, nur mühsam entzifferbarer Schrift ausgerichtet, in welcher Kurfürst Karl Theodor als Gründer der Mooskolonien und hiermit als Wohlthäter der ganzen Umgebung gepriesen wird. Da bereits mehrere Jahre seit dem letzten Besuche dieses Ortes verfloßen sind, erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß mittlerweile dieses sächsische äußere Donauufer einer großen, kulturhistorischen That wieder in entsprechendem Stand gesetzt ist; wenn nicht, geben vielleicht diese Zeilen anständiger, wohlwollender Behörde Anlaß.

Sozial besamt, dürfte die Entwässerung des Donaumoores als Ausgangspunkt solcher größerer Kulturversuche in unferer angebauten oberbayerischen Mooren betrachtet werden; trotz der bis jetzt erzwungenen unvollsten Erfolge Meist gleichwohl noch ein weites, nach Umständen wieder eines Jahr-

hundert's schwerlich ganz zu bewältigtes Arbeitsfeld den Kulturtechniken vorgelegt.

In der ebendas durch ihr Vorgehen, heutzutage durch den Guß der Kanierglocke zum Kölner Tam (Weißer Doam) berühmten blühenden plätschernden Industriefeld Frankenthal hat sich Karl Theodor als zweiter Urbauer, bezw. Wiederbegründer des ursprünglich von den eingewanderten „Wöllnern“ Ende des 17. Jahrhunderts angelegten, ca. 5 km langen, zum Rhein führenden sog. „Frankenthaler Kanals“ gleichfalls verdient. „Kurfürst“ und „Vater dieses Landes“ nennt ihn die mit vergoldeten Lettern auf Marmor eingegrabene Inschrift zur steten Erinnerung an seine zeitgemäße hochbedeutende kulturelle Schöpfung, welche jedoch heutigen Tages wiederum der Verbesserung, bezw. Vervollständigung und Erweiterung dringend bedürftig. Ein solches ständiges Schmerzenskind der bayerischen Kammer, wie sein jüngerer, allerdings ca. 25 mal längerer „Vetter“, der Donau-Nein-Kanal, wird der Frankenthaler wohl niemals werden.

Doch kehren wir von dieser „Übertreibers-Partie“ noch einmal zum „Berg im Gau“ zurück und bemerken gleichsam zur Erklärung des Stauortes jener hölzernen Säule, die ihren Ursprung auch einem Kanale mitverbankt, daß ganz in der Nähe des hier nach Norden unternimmt ins Ross abfallenden Gefäßes der vornehmlich zur Entwässerung dienende, langgestreckte „Hauptflaxal“ vorüberzieht. Derselbe beginnt im Südwesten bei Klingensmooß, verläuft nach Westwärts Richtung, und läuft in nordöstlicher Richtung über Karlstein (Jofenburg) bis in das weidlich der Wäldchen-Ingalspöcher Eisenbahnlinie befindliche Oberjünauer Ross zum sog. Weidlochbach der Donau zu.

Oberjünau im „Unterland“ bietet durch seinen an Parthalamänsfeste stattfindenden, daher Vortort-Wart genannten Fledermausk ein gleichwertiges Gegenstück zu dem etwas mehr bekannten „Oberländer“ Kefersauer Markt bei Wäldchen.

Bei Station Juchering zeigt mittlerweile ein Vorwerk die Nähe Ingalspöcher an, des größten und stärksten bayerischen, bezw. süddeutschen Volkwerkes und samstigen Generaldepotplatzes für die gesamte bayerische Armee. Zum Besuch der durch Pferdebahn mit dem Bahnhof verbundenen, ziemlich weit entfernten, links der Donau gelegenen Stadt ist der Aufenthalt zu kurz. Infolge des Osterurlaubes und der verhältnismäßig noch frühen Tages- und Jahreszeit herrscht heute nicht das gewohnte, besonders während der Hauptreisezeit schwarz ausgelegte, von mancherlei Uniformen belebte, rege Leben und Treiben in den sonst so verkehrsreichen Hallen. Nur einzelne nachträgliche „Urkauser“ steigen mit vergnügter Miene in die zur Abfahrt noch verchiedenen Richtungen bereit stehenden Säge.

Ein im letzten Moment gemächlich heranschleichender Trupp Säger mit echtem Weidmannsflöckchen, darunter ein „grün's Hütel“, dessen verrottete Farbe an den im heiligen Überreiser seiner Zeit entfernten Fatima (Oelstroß) Überzug der städtischen Brauereiwärter vor der alten Wäldchener Kesselfenz schier gemahnen möchte, entpuppt sich dem lumbigen Auge sofort als Offiziere, welche den dienstfreien weinigen Feiertag zu einem Jagdausflug, alim bewaffneter Spaziergange bis zum obendlichen Schneckenriede — man schrieb den 7. April — zu brauchen gedachten, bei dem schönen Frühlingssonnent untreuig

angewandert und gesünder als ein Aufenthalt in der Stadt und obendrein Festung.

Nur langen Jahren, wo bei und noch niemand an Eisenbahnen dachte, diente der nachmal's hochgeehrte, von gewisser Seite auch bestrittene, fernwegemonte Tischler, Graf August von Platen-Hallerwände, als junger Königl. bayerischer Unterlieutenant in der Ingalspöcher Garnison; seine damals gewiß ausgiebigen Wäuselstunden widmete er auch weidlich der Wäse, seiner hohen Wästin, wie das an einen Wäuselner Freund, Max v. Gruber, gerichtete, der „Eingug in Galopis“ betitelte Gedicht aus dem Jahre 1816 beweist. Die in realistischer Drostik kontrastierenden, den Inhalt des Ganzen beiläufig erraten lassenden Anfangs- und Schlusssätze hier wiederzugeben, kann ich mir nicht verfangen:

„Ich willkommen mit Segen und Heil den gewanderten Kriegern,
Die durch Galopis' Thier gehen in die fremdländische Stadt!“
„Wingst an den Strom hinunter und riefst: Ihr Kriem die Thier
Ist euzuliche Meer hinunter mit die selbige Stadt!“

Wohl manch späterer Kamerad wird ähnlichen Gefühlen zeitweise beredten Ausdruck verliehen haben, wenn auch nicht in der laßjischen Form von Tischleren, so doch sicherlich mit höchst preiswürdigen, echtböhmerischen, unermüdeten Kraft- und Kernspindeln. Hierüber ist jetzt allerdings längst Groß gewachsen! Denn Ingalspöcher zählt heute trotz Festungseigenschaft zu den beliebtesten Garnisonsstädten Bayerns.

Den Zeitlang können wir aus dem weiter rollenden Eisenbahnwagen das über hochgelegigen Firslen hinweg als Wahrzeichen der Stadt ragende weißige, steil abfallende Fiegelbach der großen gotischen Stadtpfarrkirche, sowie die den Donauflutstrom unmittelbar beherrschende, ehemals turmige Feste des im gleichen Stil erbaute, altertümlichen bayerischen Herzogschlosses mit dem Wäid verfangen; dann aber eilen wir an Feldern, Wäsen und Wäldern vorüber, woch letztere teilweise die „Könne“ im süßen sich zum Früh schon auferkern, Stromabwärts in die gesegneten Gefilde Niederbayerns, um nach mehreren Stationen in Neustadt an der Donau unsere eigene Wanderung anzutreten.

Ein Gang durch das stellenweise noch mit Mauern, Thürmen und Thoren versehenen Städtchen führt auf der Hauptstraße an der stattlichen Pfarrkirche, deren schönster Turm mit einer eleganten süßigen Barock-(Pavillon-)Kuppel getönt ist, sowie an zwei bemerkenswerten, spätgotischen Frauenbauten, dem Rathaus und Gutsbaus zur Post, vorbei. Neustadt mit behäbigem, anheimelndem Aukern, von alters her zu Niederbayern gehörig, hatte seiner Zeit mehrfach durch Plünderung und Feuerdrust zu leiden, und zwar von Seite des zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts stehenden, wau-lustigen, im hohen Greifenalter trotz Kerkerhaft stolzen und unzugänglichen Herzogs Ludwig des Geheereten von Ingalspöcher, der mit seinen liebeswerten Vettern zu Landshut und Wäldchen nicht immer verwaaltshafliche und freundschaftliche Beziehungen unterhielt.

Ludwig der Wärtige ist es, welcher die Pfarrhofstädtchen Schrottenhausen und Kisch, sowie das an dem rechten Ufer von hoher Warte malerisch ins weite Landschaft herabfallende Friedberg mit dem noch gut erhaltenen, längst friedlichen Zwecken dienenden seinen Schloß zur Durchführung seiner vielfachen Kriegszüge mit dem damaligen Drostigen wohl und dauerhaft besetzen ließ.

Au der durch eine zierliche Kofokopie — Miniaturausgabe der von Alcomünster — ausgegebenen, seit Aufhebung der Deutschordens Kommander Blumensoll in Besitz der Heiliggeiststiftung der Stadt Nürnb. gelangenen Epitaphische Tafel ist eine auf jene Festungsanlage Bezug habende

entworfene Zeichnung angebracht, worin der Herzog u. a. Graf von Mortain, „Bruder der Königin von Frankreich“, genannt wird. Bekanntlich war seine Schwester Johelle, die „schöne Jiabeau“, an König Karl VI. von Frankreich (1380—1422) vermählt. (Zerst. folgt)

Ode auf Walde.

Aus Anlaß des Volksfestes (31. Januar 1892).
Weiskart von Karl Jettel.

O weisem Säuger, der auf des Scheitel dir
Den Ruhmeskranz, den preisenden, setzen wollt,
Durchflögen nicht dein sinnend Auge
Reuende Blüthe der höchsten Blume?

Doch weichen muß er, lässiglich stolzer Weis,
Vor deiner hohen, stehenden Majestät,
Und ruhet auch die reichste Dürft
Waldenbesäet in seinem Schoße.

Denn welcher Dünkel mochte hinan an dich,
Unsterblich — Großer! Ob ja die Göttheit selbst
Vor deinem Will schon trüb den Schleier,
Der uns unläßt die dumpfe Sitze.

Wenn heiliger Ehre Sturz zu dem Nappetrund
Sankt Michaelis mächtig erbaunend schlug,
So schlägt er auch an deines Ruhmes
Kammer erlöschende lichte Sterne.

Und wenn des Vergaltos tugende Fichtenwelt
Am Jarkhang bei Heßels Lobe taucht,

So taucht sie und auch deinen Namen,
Seliger Freund der träumenden Wahnacht.

Und klingt das Ror silber dem Glocke her,
Nicht Wunder woe' es, hörten wir heute nach,
Wie diese Klänge leif' durchjittern
Deine frommleigen, innigen Weisen.

Doch blühte heil'ger Ernst auch dein Siegel auf
Mit deinem Streben, Dichten und Lieberaum:
Du warst kein Kerkeloff, sondern blühtest
Schaltstest und heiter ins sonnige Leben.

Drum weht, erho'ge Schoten des Genies,
O, weht mit gold'nem Frieden durch diesen Saal
Und wehet lachend heute wieder
Unsere freiliche Tafelrunde!

Dem Epigonen aber verzeihe mich,
Wenn d'irr'ge Blasen deinem so vollen Kranz
Er schicktest einseitig: möge;
Tude sie zwischen dem Vorbergenide!

Kleine Mitteilungen.

Dom-Schloß zu Würth a. D. Wir haben vor kurzem über das durch schwerer Brandunglück gerührte Würth a. d. D. berichtet. Im Schloße zeigt man noch das Wandbild, in welchem der Fürst-Prinze Karl v. Dürberg die Knechtentafel unterrichtet. Als Kaiser Franz II. von Österreich auf einer Reise das Schloß eroberte, und man ihm sagte, die so majestätisch in das Land anschauende Ritterreihe gehöre dem Fürsten Thurn und Taxis, bemerkte er in seiner gemüthlichen Weise: „dem Schloß war ich auch nicht feind“.

Die Uniformen des bayerischen Generalstabes. Wir haben in zwei Hefern die mannigfachen Wandlungen festgehalten, welche die Uniformen des bayerischen Generalstabes während seines hundertjährigen Bestandes zu erfahren hatten. Wir erlösen in der Mitte des ersten Bildes den General-Quartiermeister von 1785. Welcher Kontrast zu der letzten Figur des zweiten Bildes! Auf der jungen gepuderten Perücke ruht der dreieckige, angedrückte schwarze Hut mit schwarzer, durch eine goldene Schlinge festgehaltenen Kapsel; der bastliche Federbusch ist formloslosartig. Blauschwarze Kofeten schmücken die beiden Seitenenden. Der lange Rock verfinbildet durch seine weiße Farbe die Vorliebe Karl Theoberts für Österreich; die Schöße sind aufgeschlagen und durch Knöpfe zusammengehalten; der kleine umgeschlagene Kragen und die Aufschläge sind von schwarzem Sammet; von gleichem Stoffe ist die goldgefärbte Weste. Die Knöpfe des Kragens sind von gelbem Metall. Die Hufe ist weiß, mit weißen Stiefelstrümpfen; sie stehen in hohen Weistiefeln. Die Schwabade und Halstüchlein sind larmoisin mit Einfassung von Goldbroden. Der Sattel und das Zaumzeug sind aus Naturleder. Die Silberkürschne zeigt blaue

Luerstriche. Das spanische Rohr und die vergoldete Regenkappe sind Attribute dieser Charge. Die zarte Farbenzusammensetzung, die Eleganz und Zierlichkeit gibt dieser Uniform einen vornehmen Charakter.

Die erste Figur zur Linken des Beschautes trägt die Uniform, welche bei dem ersten Gedanken der Gründung des Generalstabes ins Auge gefaßt war. Der Offizier trägt das bekannte schwerfällige Kammerjoches Kofkett mit weisem Kofschweiß. Rock, Hufe und Weste sind weiß, die Klappen und Aufschläge von schwarzem Sammet. Der Kofschibel hängt an weißer Kapsel. Die Stiefel reichen bis an die Kniehöfen. — Bei der Gründung jedoch wurde ein hellblauer Rock beliebt, ferner graue Hufe.

Der Weiter zur Rechten zeigt den Tappus vom 25. Oktober 1799—1811. Der Charakter der Uniform hat eine vollständige Umwandlung erlitten. Der Rock ist hellblau mit Aufschlägen und Klappen von poncecontert Mancheiter mit silbernen Knöpfen. Weste und Westleder sind weiß. Der Hut mit Karbon und silberner Schale ist bei den Staboffizieren mit breitgebogener, bei den Oberoffizieren mit schmaler silberner Treffe besetzt. Der Federbusch ist unten blau, oben weiß. Im Jahre 1802 wurde die Farbe des Kragens dunkelblau, die Knopflöcher wurden mit kleinen silbernen Lipzen und Caischen verziert. Von der rechten Schenkel fiel eine befriedende silberne Kofschnecke nach rückwärts.

Neben dem Offizier von 1792 erlösen wir die Type der Uniformen von 1815—23. Sie zeigt uns die Vorliebe jener Zeit für prächtig geschmückte, reiche, tollbare Uniformen.

Die beiden Weiter und der Offizier zur Linken des zweiten Bildes weisen die allmähliche Vereinfachung; die silberne-

dießen Hüte und Klappen verschwinden, ebenso die Calfschien auf den Hüften der Knechtelauflage. Uniformsack und Regen werden durch Gamschlagsack vom 13. April 1859 beigestiftet.

Die zwei Figuren zur Rechten zeigen die jedesmann bekannte Uniformbilder der letzten Jahre.

Alter Festesgloss. Verstorben Herzog, in seinem Chronicon Alsatien erzählt aber des Fürstentums Ruprecht's Erbgang als Bischof in Straßburg im Jahre 1449 folgendes: Ruprecht, ein Herzog aus Bayern, Herzog Stephan's Sohn, König Ruprecht's Enkel, kam an das Bisthum (1440); doch wurde zuvor ein Tag zu Hagenau gehalten, da mußte er schwören und Briefe über sich geben, daß Niemand die Tödtlichkeit allen ihren Freireichen, Verträgen und Ratungen zu lassen, und auch andere Punkte mehr. Daraus wurde er an das Bisthum empfangen 1448.

Darauf auf Dienstag vor Valentin (11 Febr.). Anno 1449 ritt er zu Straßburg ein mit 800 Pferden und holt seinen Votzen, Herzog Stephan, bei sich, auch einen seiner Brüder und 16 Votzen und Herren, wurde herrlich von den Bürgern und allen Domherren empfangen, in das Münster geführt und von den Domherren auf den hohen Altar gesetzt. Als dieser Bischof einzitt, zog er zum Cronenburger Thor ein, hinter dem alten St. Peter hin, bis daß er kam, da die „Wollfärb“ (Wollfärbere) pflügen zu sehen, da stand der Bischof ab und nahm Herrn Jakob von Eckenberg seinen Hengst, als des Bischofs Nachkalt, und seß darauf. Also that man dem Bischof einen Ueberrock an, demnach ein Hütlein auf und darüber ein rotes Barettlein, und ging man ihm entgegen mit dem Kreuz, das löste er, und trug man über ihm ein herrlich seiden Tuch, das trugen herrliche vier Männer. Als er nun in das Münster kam, da that man ihm ein eine Uebertrage und einen Fasel auf, und septe ihn auf den Altar, und machte ein Weibschloß Meise, und da man das Evangelium sollte lesen, da gab man dem Bischof das Buch zu lesen, da gab er den Segen dem, der das Evangelium las.

Nach der gehaltenen Messe ging der Bischof mit seiner Herrschaft in seinen Hof, und man ließ zu Tisch, und trug manch Essen und ferode Tracht auf, unter Anderem brachte man dem Bischof ein Gedankens, das war ein Schloß, da that der Bischof an dem gedruckten Schloß oder Burg ein Fensterlein auf, da floßen Bögeln heraus, darnach that er ein Thütlein auf, da war ein Weiberlein darin gemacht, das sie vollter lebendiger Fischlein. Darnach brachte man ihm eine andere Tracht, das war ein Spanglerlein getreten, halb verpöthet, halb verfilbert. Zum dritten Essen einen gedruckten Hahn mit seinen Federn.

Item saßen in dem einen Saal mehr denn 300 Priester, und gab man ihnen drei Gänge, und jedesmal fünf Trachten, und vor jedes Essen anders denn das andere. Der erste Gang: 1. Ein Reut. — 2. Windfleisch. — 3. Weiße Wandria und Hüner darin. — 4. Schwarze Gullerfleisch (Wallreut). — 5. Salnetten von Haden. — Der andere Gang: 1. Schwarzer Pfeffer, denn Schrein-Witzpret. — 2. Ueberdresch von einem Hirsch. — 3. Ein graues Ruch mit braunem Zucker. — 4. Ein gefärbtes Gedankens. — 5. Ein Essen vor weiß und gelb, vor lind zu essen. Der dritte Gang: 1. Reis mit Zucker beset. — 2. Kuppen, Hüner, Spanglerlein getreten. — 3. Wallreut, darin Hüner, Kalbfleisch und eine Saure dabei. — 3. Gedankens wie „Negeldinnen“. — 4. Cwergen, Pflaumen. Es gingen auch vor dem Tisch 8 Propheten, die hatten ihre Steine und Sprüche, hatten auch in ihren Händen allerlei Seitenpiel und spielten vor dem Tisch. Die Nacht blieb der Bischof in Straßburg, aber am Morgen ritt er mit seinem Vater und Bruder hinweg. Er wüßten auch die von Straßburg alle Gassen, als dieser Bischof einreiten wollte, und verbrachten ihre Socken heimlich, und die Straßen, da der Bischof herzog, da durfte niemand hindrücken, drum die meisten Gassen waren gar wohl besetzt mit geschützten Leuten. Es

zogen auch die von Straßburg geritten in ziemlich großer Menge gegen den Bischof, empfangen ihn herrlich, schenken ihm 700 Goldgulden, 8 Fuder Wein, 100 Viertel Haber, auch 8 Ochsen und wurden sonst zu diesem Banquet 40 Küller gemehrt. — So weit der treuerhige Gusswill, der ferner berichtet, wie auf den Prunk in Bischof Ruprecht's Regierung, auf den Klang seines Eintrages in Straßburg nach Kolmar und Gantebüchle folgte. Die früheren Bischöfe Straßburg hatten denart gemischt, doch kein Stück Silbergeschirr mehr bei Hof vorhanden war, als Ruprecht die Regierung antrat. Sein Vater, Herzog Stephan, sorgte damit nachsehen und schickte ihm ein Duzet silberne Platten, Teller und Becher, das Goldgeschloß, auch die vom Abel wüßten aus hölzernen Schüsseln essen, darnach ließ er (Ruprecht) auch silberne machen; das wurde ihm mehrtheils gehendet von Herren Sigismund von Oesterreich, bei welchem er zu Fußstaud genossen.

Haushaltungsbudget einer „bloß zehrenden“ Familie (aus den besten Stunden) in München im Jahre 1798:

für die Wohnung	130 fl.
für Holz	50
für die Kost à 6 Köpfe	425
für den Lohn der Köchin	30
„ „ des Stubenbändchens	24
Wäschelein	24
Kleidung der Frau	50
„ des Herrn	35
„ der Kinder	25
für Postpauke, Haarschneid, Pomade ic. zu 4 Personen	8
für Schusselohal	6
„ den Zeitraucher	36
„ Kerzen täglich 2 Kreuzer	12
„ Tischung, Bettgarnung und Küchengeschirr	20
für Barbier und Abendsessen	12
„ andere Kleinigkeiten	40
Summe	927 fl.

Ein schautiger Fund. In der alten Fürstendurg Trausnitz bei Landshut an der Iler befindet sich neben dem merkwürdigen Brunnen, welcher der Iler gleich, bis zum Wasser 240 Schritte tief ist, der früher zur Festhaltung von Staatsgefangenen verwendet, nunmehr, fünfjährige Turm, zu welchem in einem runden Nebenturm eine Wendeltreppe führt. Der große Turm war eigentlich das erste Gebäude dieses 1183 zu erbauen angefangenen festen Schloßes, unter welchem viele Keller sich befinden. Bei einer vor 70 Jahren vorgenommene Baustichtung stieß man auf eine unterirdische Loge, und durch dieses in ein Gewölbe; da entdeckte man ein Totengewölbe, welches ungemein starke und große Schenkel und andere Weidene hatte; bei diesem lag ein eiserne Holzsand, mit vielen kleinen, spärigen, langen Spigen innender versehen, und der innere Raum dieses Ringes war so eng, daß, wenn man ihn zerschloß, die Spigen ringsherum durch den Holz bis an den Schindal gedrungen sein wüßten.

Altregensburgerische Polzeiwirtschaft. Im 14. Jahrhundert durfte in Regensburg der Bürgermeister officin ein gepoltes Schwert im Gürtel tragen, die anderen Bürger durften nur stumpfe Führen, die sie vorher an der Friedejaule nachtragen mußten, alle Zeichen, daß sie die Waffen ehrdor trugen.

Beobacht. Bekanntheit. Der Küniginger Gräber. Von Albert Schullig (Jahrbuch 1) — Ein Bild in die Gräber bei St. Peter. Generalstab 1620—1770 und 1780—1800. (Kriegs- und vor in Beschreibung legitimen Gräber bei St. Peter. Jahrbuch.) (Mit den Gräbern) (1818) — Der Gräberbau von St. Peter. Ein Aufsatz aus dem Jahrbuch. Von Friedrich Schiller. (Schiller) — Verzeichnis. Von J. Gräber. (Mit einer Abbildung) — Bild und Beschreibung altregensburgerischen. Von J. Gräber. — Ein alt. Von St. Peter bei Regensburg. (17. Januar 1802.) Von St. Peter. — Reise Wittelsburg. Von Schiller zu St. Peter. A. D. — Ein Aufsatz über die Gräber. — Eine Beschreibung. — Beschreibung. — Ein Aufsatz. — Ein Aufsatz. — Ein Aufsatz.



Verantwortlich für den Inhalt und Druck: **H. Lehner**, Druck und Verlag von **H. Oldenbourg** in München.

N^o 33.

Erzählt vollständig ohne Censur und hat nach der Vertheilung zum Preis von 2. — für das Quartal bezogen werden. Der nämliche Betrag kann bei Bestellung mit dem Verlagsbuche auch einbezahlt werden.

3. Jahrgang 1892.

Verstorbene.

Eine Kärntner Geschichte von **Albert Schallig**
(Vervollständigung.)

8. Kapitel.

Es war am Vormittag des 15. August, als eine Deputation, bestehend aus sechs Rathherren in Begleitung des Herrn v. Lobenburg als Vermittler sich nach Lauf in das Hauptquartier zu General Jourdan zu verfügen befohl, um eine gefindere Behandlung der Stadt bei ihm auszuwirken. Wenngleich die Hoffnung, etwas bei dem gestrengen Herrn durchzusetzen, nur eine geringe war, so wählte der Rat diesen letzten Versuch wagen, und man war übereingekommen, bei dieser Gelegenheit noch einmal allen reichstädtischen Pomp zu entfallen, um durch solche Ehrung und Aufmerksamkeit ein starres Kriegshertz vielleicht menschlich weicher zu stimmen. Die Seele dieser Deputation, welcher außerdem noch fünf Herren aus den besten Familien beizählten, war wiederum Friedrich Wögel. Der damalige zweite Leutnant, dem außerdem eine Menge Ehrenämter auferlegt waren, galt ja, wie wir wissen, für eines der fähigsten und bedeutendsten Mitglieder des kleinen Rates, und so war es nur natürlich, daß bei der Wahl alsbald sein Name genannt wurde, dem alle Stimmen zufielen. Er sollte der Führer der Deputation sein und, wie bei so manchen anderen Gelegenheiten, auch diesmal wiederum mit erprobtem Geschick Ansehen und Ehre der Stadt einem übermächtigen Feinde gegenüber behaupten und als beredter und unerschrockener Anwalt mit Takt und Würde die alles Maß des Erlautesn übersteigenden Forderungen eines siegreichen Generals zurückweisen.

Die Kunde, daß noch vor der Mittagsstunde der glänzende Zug vor dem Rathause seine Aufstellung nehmen würde, war längst in der Stadt verbreitet, und eine dichtgedrängte Menge

Neugieriger hatte sich eingefunden, um dem Schauspiel anzuzusehen. Damals — es sind seitdem nahezu hundert Jahre vergangen — bot die Umgebung des Rathauses ein wesentlich anderes Bild dar, als es heute der Fall ist. Kärntner galt dem Künstler und Kunstfreunde immer als malerische Stadt, und diesen Charakter hat auch eine moderne Bauordnung nicht zu verwischen vermocht. In der Anlage der Straßen und Plätze herrschte von jeher fast überall eine regellose Willkür vor, und wenngleich dadurch eine Fülle pittoresker Ansichten mehr geschaffen wurde, als durch regelrechte Gleichförmigkeit entstanden wären, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß es damals mit Romant und Behaglichkeit in heutigem Sinne ziemlich schlecht bestellt war. Die Gassen waren eng und winklig, leider auch meist sehr schmutzig, denn Straßenreinigung war ein unbekanntes Ding. Eine nächtliche Beleuchtung durch hängende Laternen kam erst im Winter des Jahres 1792 auf, und die Nummerierung der Häuser war eine Folge der ersten französischen Invasion. Verschiedene Reisende, unter denen nur Herber und E. M. Arndt angeführt seien, sprachen sich in sehr ungünstigen Sinn über die damalige Außenseite der Stadt aus und meinten, daß der Verfall allüberall wahrzunehmen sei. Der Stolz der Bürgerschaft war das im Jahre 1616 neubauete Rathhaus, und der große Saal in welchem sich mancher historische Akt abgespielt, bildete seinen größten Schmuck. In innigen Zusammenhang mit diesem Saal war das unterirdische Hochgefängnis, von dessen schauerhaftesten Räumen man sich trotz lebhafter Schilderungen doch kaum ein richtiges Bild schaffen kann. Grundtätig herrschte bis 1806 Karls V. peinigste

Das Gerichts-Ordnung; weniger eine angeklärte Zeit und mit ihr eine mildere Bestimmung, als vielmehr eine gewisse Schleiheit, das Charakteristikum einer untergegangenen Epoche, hatten der Justiz schließlich weniger Opfer als in früheren Jahrhunderten zu geföhrt, denn noch mehr in Koblenz als in Solingen und Solgen an der nach Altersfolge führenden Straße zu schauen.

Die Ordnung des Tages ging mit jülicher Schwerfälligkeit vor sich. Vor dem Rathssaal, gegenüber der Schow — deren Klog jetzt die Hauptmaße einnimmt —, in welcher der Schaumantmann und Wäuzwarden wohnte, dessen Amt es war, die zum Zahlen der Waizung (Steuer) erforderlichen goldenen und silbernen Symbole auszuwecheln und die Wäuzen nach Schrat und Korn zu prüfen, hielten vier prachtvolle Gleichschlechter-Boisfen, b. h. Patrizierwagen, mit guten Koffen besponnt. Ab und zu zeigte sich einer der Rathsherrn in selbsthab, das sonst nur bei den zu Oitern vorgehenden Wahlen angelegt wurde und aus dem schwarzen spanischen Kleide, der Allwengerade, der grauen, steifen, runden Kalotze aus dem hohen Barett bestand. Die Justiz zur Anwartung, wenn der hohe Rat zu Rechten saß, bestimmten zwölf Stadtrichter hatten die- mal die Deputation zu begleiten als Einspänniger. Sie waren in der befohlenen Anzahl von der Schüt, wo sie im Kunen- gärtigen Wohnungen und Stallung für die Pferde inne hatten, herübergekommen und harrten auf der Hauptwaize im Jüner- hause der weiteren Ordnung. Im Jünerhause togten belohnlich früher das Jünergericht und das Klagamt, von denen jenes über politische Verfehlungen, dieses über Honorarverfehlungen und in älterer Zeit auch über Kleider- und Luxusordnung zu sprechen hatte. Neben dem Jünerhaus stand damals noch auf dem Sternplatz des Umgebungsgebäude, zugleich Wohnung der Ammonnen, was begrifflichermode den Platz sehr beengte.

Die Einspänniger, durchgehends kräftige, wohlgetragene Gesalten, ausnehmend gediente Tragoner oder Küstiere, versehen nicht, in ihren schmanden Vorwärtswäuzern die Augen der Menge auf sich zu ziehen. Auf den gelben Waffentüchern mit roter Einschnung, roten Kragen und eben solchen Aufschnungen erglänzten in der hellen Mittagsonne die weismetallenen Knöpfe; der mächtige Handegen mit dem polierten Stabgeseiß und der schwarzen Kappel blühte in der neuen Faust, die ein gelbener Stulphondschuß umschloß, die schwarzen, hohen Reiterstiefel wiesen Krancheten und massive Sporen auf, das Haupt bedeckte ein breiter Hut mit weißer Barte und weißem Federbüsch. So tummelten sie ihr Koffe und wählten sich hier und da den Spoh, gegen den dichtesten Haufen zu eine Bewegung anzuföhren, was dann immer zur Folge hatte, daß die Menge, zumest Weiber und Kinder, mit lautem Getöse unter starkem Gelächter der Soldaten auseinanderstob. Es war jult auch Tag und Stunde, wo der im Felderischen Verlage im Rathsaalgebäude dreimal in der Woche erscheinende „Friedens- und Kriegs-Kurier“ ausgegeben wurde. Die sog. Feitric- Zeitung, das zweimalliche Blatt Deutschlands, war im Hause des Ränbergers ein gern gefeherer Gast; in Quart- format gedruckt und am Kopf eine schäuderhafte Wignette führend, übermittelte der „Kurier“ dem Leser die genaue Kenntnis der allerneuesten Weltbegebenheiten.

Endlich war nach langem Warten die ersehnte Saugwarde, ein Kuzerpsiden, am Platze eingetroffen, und die Abfahrt der Deputation konnte erfolgen. Über den Drumort ging's lang- sam und schwermüßig durch die Waizergasse dem Kaufertor zu.

Die Straßen standen gedrängt voll, allenthalben öffneten sich an den oft bunt bemalten Häusern, an denen der Zug vorüber mußte, die kleinen, kleigroßen Fenster, und es kamen neugierige Köpfe zum Vorklein, die der glänzenden Kavalkade nachsahen, ja lange nur ein Köpfschweiz zu erlöiden war. Vor dem Thore gedräute domols die Landstößt einestweide des heitern Anblick wie wohl heutzutage. Der hinaus wollte, der mußte an militärischen Posten, Horn- und Krantwerken vorüber und gelangte hinter Schanzen endlich auf ein wäldes Sand- feld, angefüllt mit Schutt und abgeladenen Steinen, auf denen Disten und Brennseifen lustig wucherten. Wohl boten die Pollermiese und der Judenthül hübsche Spaziergänge im Sommer noch des Tages Rast und Hope, aber man durfte sich dortselbst nicht zu lange verhalten, sonst riskierte man, ausgeperrt zu werden, denn die Thare wurden zu obenlicher Stunde fest verschlossen, und wer noch einwoillte, hatte Sperr- geld zu zahlen. Nürnberg war zwar ihre eigentliche Bestimmung, aber eine nach mittelalterlicher Art beschriene Stadt, die doch zum mindelsten gegen einen unvermuet pöpligen Angriff ge- schätzt sein mußte.

Der Zug kam langsam vorwärts, denn die Landstößen waren damals nur ausnahmungsweise chauffiert und kunstmäßig hergestelt. So wurde es später Nachmittag, als nach öfterem Anhalten die Deputation endlich in Lauf ankam. Aber ach! den broden Herren war der Blut sehr gefunken, und sie glaubten nimmer an einen guten Erfolg ihrer Wäuzen. Was sie sehen und hören mußten von den Thaten der Franzosen, von ihrer Aufföhierung dem Landvolke gegenüber, überstieg weit die schlimmsten Befürchtungen. Sie fanden aus Herbedrad, aus Altdorf und aus Lauf sehr Deputationen vor, die auf die Kältefe des gemäligten Befehlshabers Jourdon warteten, um von ihm Schutz und Milderung des oft zu harten Schicksals zu ersehen. Im Kuchhof zur Krone, wo sie abgetreten waren und sich mit zwei leudten Zimmern begnügen mußten, da andere Räume nicht mehr zu haben waren, hatten sie Gelegen- heit, den ärgerlichsten Austritten einer übermäitigen Soldaten- anzahl anzuwohnen, was ihnen viel zu denken gab. Von Ottensood waren Leute erschienen, die, in Lumpen gekleidet, den General onsehen wollten, er möge ihnen, denen seine Soldaten Alles genommen, nur des Notwendigen zum Leben schenken. Was sie den Ränberger Herren erzählten, war eine geradezu entsehlige Anlege gegen die Franzosen und ihre Krieg- föhierung, die mit allem Rechte eine barbarische genannt werden mußte.

Unter denen, die bei General Jourdan sich Gehdre er- bitten wollten, befanden sich auch zwei Professoren der Un- versität Altdorf, und mit hohem Interesse lauschte man der beredten und ausführlichen Schilderung, welche der Historiker Will und der Jurist Sirenkens von den Drangalen ent- warfen, die das platte Land durch die Franzosen auszuzeichnen hatte.

„Wägen Sie daraus ersehen“, schloß der eine dieser Ge- lehrten seine lange Rede, „daß die Ränberger, so schwere Opfer die Invasion ihnen auch auferlegt, immerhin relativ besser daran sind als wir. In der größten Stadt herrschen doch, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, geordnete Zu- stände. Also, ich merke, Sie wollen sich zu einer fulminanten Gegenrede rüsten. Herr Wägel! Aber diese werden wir zu morgen hören. Für heute, denke ich, ist es genug. Wir alle

sehen und noch einigen Stunden Schlafes. Also habe ich die Ehre, allerseits gute Nacht zu wünschen.“ So wurde denn die lange Sitzung, die in einem engen Zimmerchen beim Scheine einer einzigen Fackelglatze stattgefunden, aufgelöst, und man schickte sich an, so gut es sich eben machen ließ, in den angewiesenen Räumen die primitiven Lagerstätten zu verteilen.

die der Wirt unter vielen Entschuldigungen zur Verfügung stellte. Es war unterdes Mitternacht geworden, aber mit dem ersten Hahnenschrei war man bereit zuunter, und jeder eilte, dem gräßlichen Orte zu entkommen, wo er einige höchst unerquickliche Nachtstunden hatte verbringen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Königin von Hohenstaufen.

Von Friedrich Leichter.

Wie innig die Geschichte Bayerns mit der des großen deutschen Reiches verbunden ist, das tritt so recht deutlich zu Tage, wenn wir vor unsere Blicke das Bild des unglücklichen Heldenjünglings Konradin heraufschwänden, in welchem das Kriegergeschlecht der Hohenstaufen sein kühniges Ende nahm.

Konradin gehört aus Bayern; seine Mutter Elisabeth ist eine Tochter unseres Herzogshauses; in der bayerischen Stadt Boburg wurde sie mit Kaiser Konrad IV. getraut, in dem bayerischen Schlosse Wolfstein, nur wenige Stunden von der alten Herzogsstadt Landsbut entfernt, erblickte Konradin das Licht der Welt. Herzog Otto II. der Erlauchte von Bayern war der treueste Freund und Anhänger seines kaiserlichen Schwiegersohnes Konrad, und sein Sohn, Herzog Ludwig der Strenge, war dem früh verwaisten Knecht Konradin ein getreuer väterlicher Erzieher und Berater. In dem bayerischen Schlosse Schwauagen umarmte Konradin seine Mutter zum lehren Male, bevor er den Zug über die Alpen untrat, im treulosen Italien sein früheres Grab zu suchen.

Der grausame Karl von Anjou ließ die Leichen des Gerichteten und der Geführten seines Lieblings am Strande, „als wären sie vom Meere angetrieben“, einsammeln und Steinbühl darauf errichten. Sein Sohn, König Karl II., lähnte diese Schmach und erbaute über den Gräbern eine dem Dienste der Karmeliten geweihte Kapelle. Dort in der Kirche St. Maria del Carmine ruht hinter dem Hochaltare der beinaheverworfene kaiserliche Jüngling, und ein bayerischer König hat das Denkmal errichtet, welches sich über seinem Grabe erhebt.

Das Monument besteht aus einer Marmorstatue Konradins. Die Inschrift am Fuße lautet: „Maximilian, Kronprinz von Bayern, errichtete dieses Denkmal einem Verwandten seines Hauses, dem König Konradin, dem letzten Hohenstaufen, im Jahre 1847, den 14. Mai.“

Die beiden Reliefs am Sockel stellen Konradins Abschied von seiner Mutter und seine Trennung von Friedrich von Baden aus dem Nachtlager dar.

Die Geschichte des tragischen Endes des jungen Kaisersohnes ist zu besonnt, als daß wir sie ausführlich erzählen sollten. Nur einzelnes möchten wir hervorheben, so die vielen wohlbekannten Namen aus den Reihen der Edlen, welche mit ihm am 21. Oktober in Verona eintraten. Es begleiteten ihn von Fürsten außer seinem Vatersfreund Herzog Friedrich, Herzog Ludwig von Bayern und sein Stiefvater, Graf Reinhard von Görz, sodann die Großen Berthold von Karstetten, Berthold von Eichenbach, Rudolf von Habsburg, Wolfrod von Bergring, von Edlen der Schenke Konrad von Limpurg, Friedrich und Hermann von Hünenheim, Konrad Kropfo

von Hisingen, sein Vorkämmerer, ehemals Gesandter in Italien, Albert der Jüngere von Reussen, Heinrich von Freyung, Konrad von Bogen, Konrad von Grundberg, Altran von Rottau, Konrad von Luppurg, Albert von Linzmann, Bernhard von Weilsheim, Ulrich von Wommendorf und viele andere.

In Kürze eine Schilderung des unglücklichen Schicksals: In Anjou wurde unter Zugrundelegung der ausgerechneten Fortschungen des Kosider Historikers, Professors Dr. Schürmayer. Am Mittwoch den 23. August 1268 flohen die beiden Heere langsam einander gegenüber. Karl von Anjou mußte die Schlacht ansuchen, wie gering auch bei den 6000 Mann, welche er den 10000 Mann Konradins entgegenstellen konnte, die Aussicht auf Sieg war. Was von der Tapferkeit auch in verzweifelter Lage nicht zu hoffen war, sollte Eist leisten. Anjou wählte aus seinem Heere 800 der tüchtigsten Reiter aus und legte sie in den zwischen den Höhen von Antrosciana und dem Monte Felice gelegenen Thale, während noch die Schützen der Nacht über den Höhen weilten, in den Hinterhalt. Er ordnete seine übrige Streitmacht in zwei Schlochtreihen. Die erste, geführt von Jakob Cantelmi, bestand aus Provenzalen, Lombarden und einigen Römern. Diese Abtheilung sollte in der Ebene gegen den Gostojuk vordringen; aber die zweite Abtheilung, die ihre Stellung in den Abhängen des Lagerhügels nahm, um rechtzeitig eingreifen zu können, stellte Karl den Vorkämmerer Heinrich von Conscience, der schon durch sein Aukeres lebhaft an Anjou erinnerte und dadurch die Gegner über dessen Person leicht täuschen konnte. Um die Täuschung zu vollenden, wurde Conscience mit der königlichen Kleidung und dem königlichen Abzeichen ausgestattet. Karl selbst übernahm die Führung des Hinterhaltes. Nichts, das vorliegende Dorf Capello umgebende Baumgruppen verborgen ihn dem Auge der Gegner. Diese ordneten sich gleichfalls in zwei Abtheilungen. Der Senator Heinrich mit 300 Kastilianern, Graf Goloano mit den Lombarden, Graf Gerardo Donatario mit den Toscanern bildeten die erste Schaar, die zweite wurde von Konradin, Friedrich von Österreich und dem Vorkämmerer Kross von Hisingen befehligt.

Vergebens suchte die Schlachtreihe der Provenzalen die Gegner um Übergang über den Sotzo zu hindern, vergebens dem ungekürzten Angriff der an Zahl überlegenen Widerstand zu leisten. Die zweite Abtheilung schickte sich an, in den Kampf zu greifen, als die erste bereits in wilder Hast sich nach allen Seiten hin, wo sich im Walde und Gebirge Zuflucht bot, gestreut. Der Vorkämmerer Jakob Cantelmi rettete sich auf dem Wege nach Aquila. Gleichem Schicksal verfiel die zweite Abtheilung. Der Infant Enriquez wirft sich dem vermeintlichen König, Heinrich von Conscience entgegen und trifft ihn zum Tode; die Streiter Anjous fliehen. Inbel verdammt

den Fall des Königs; wäre dieser jetzt aus seinem Hinterhalte hervorgebrochen, es hätte nach dem Ausdruck des italienischen Geschichtschreibers Euba Malaspina „die Schar seiner Erwohnten nicht ausgerückt zur Speise für die feindlichen Schwärmer“. Karl ließ während des Kampfes die Messe lesen, rief die Hilfe Mariens an; dann, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß der Senator fern vom Schlachtfelde mit der Verfolgung beschäftigt sei, die Deutschen aber in Gemeinschaft der Bewohner von Alba das Lager plünderen, brach er mit seinen 800 Reitern hervor, Krone und Reich zu retten. Mit vernichtender Gewalt wüthte der jähe Überfall der geordneten Abtheilung auf die zwar an Zahl überlegenen, aber aufgelösten und vom Kampf ermüdeten Sieger. Die Antäherer versuchten vergeblich, die Kräfte zu sammeln, dem Feinde den eigenen glänzreichen Sieg wieder streitig zu machen. Der Senator hatte die Flüchtenden zu weit verfolgt, um durch rechtzeitiges Eingreifen in den Kampf die Katastrophe abwenden zu können. Der Anblick des Unglücklichen lähmt seine Kraft nicht; mannhast, aber erfolglos stürmt er wiederholt auf den Feind ein, dann wütht auch er sich in die Flucht. Mehr als 4000 Leichen aus beiden Heeren bedecken das Schlachtfeld. Die Schar, über welche Karl nach Gebat, verdiente nicht, ein Heer genannt zu werden; aber die schwersten Verluste fielen nicht ins Gewicht gegen diesen Sieg, der einer Vernichtung der Gegner gleichgalt. Den ersten Nachhall verübte Karl noch aus dem Schlachtfelde am 26. August. Tanalo d'Alquino und mehrere andere Edle wurden enthauptet. Grausame Vergeltung traf viele der gefangenen Römer. Erst ließ er ihnen die Fänge abbauen, und als man ihm bemerkte, daß der Anblick solcher die Römer mit Hohn gegen ihn erfüllen werde, befahl er, die in einem Gebüde Zusammengepflockten zu verbrennen.

Wenige Tage darauf war Konradin Gefangener Anjou's durch den tüchtigen Verrat Giovanni Frangipani's, und Montag 20. Oktober fiel sein Haupt auf dem Schaffotte.

Wir aber wiederholen, was wir zu Beginn dieser Zeilen sagten, Konradin gehärt und Bayern, und mit Recht hat ihn unser vaterländischer Dichter Martin Greif zum Helden seines herrlichen Dramas gewählt, dessen Widmung Sr. Königl. Hoheit der Prinz-Regent huldvollst entgegennahm. Mit stürmlichem Beifall ist das Drama im Königl. Hof- und Nationaltheater aufgeführt worden. Wir können uns nicht versagen, den Lesern des „Bayernland“ von diesem gewaltigen, echt vaterländischen, echt bayerischen Drama zu berichten.

Erzählen wir in Kürze den Aufbau des Stückes. Wir erblicken im ersten Akte Konradin und seinen Freund Herzog Friedrich auf Burg Arbon am Bodensee.

Sie tauschen den Schwur der Treue in ersten Worten; innige feurige Minne atmet die Begegnung der beiden Fürsten mit Barbara und Hildegard, der Tochter und der Nichte des Ritters Hermann von Hürnheim.

Sel mit so traut und zueglichen wie sonst.
Es haben Könige ja sich erhoben,
Die es Geburt nicht gleich gekümmert die.
Erinner Dich dereinst an meine Worte.

So küßert Konradin zu Barbara. Ein Meisterwerk der Dichtung sind die kurz erzählenden Worte in welchen Konradin von den Schicksalen seiner Ahnen erzählt:

Zeit war es, in der hochgerüsteten Stadt,
Dem trauen Konstant, wo im Kreis der Fürsten
In seiner Hofzerstalt der Markgraf hockte,
Als ihn heimlich Eolo Bürger horte,
Von Wolland's Truennel he ja erretten,
Was er vollbracht auch, seines Schwur's gebent.



Konradin Denkmal in der Kirche S. Maria del Carmine in Neapel.

Wo sind die Ritter, die ihm abfolgt folgten?
Und dort war's noch, wo ihm noch fernerer Zügen
Die Friesenboten der lombard'schen Städte
Die goldenen Schlüssel legten vor den Thron.
Wo sind die Tage hin, die den besetzten?
Dort aber rüchtorst, wo die Hirne leuchten,
Dort war es, wo durchs offene Aepfcher
Sein Cael Friedrich, den Valerius heist,
Mit wenigen Getreuen nur erschien,
Die heuliche Krone in Hühn zu nehmen,
Die ihm der kirg'g' Chte weggeraubt.
Nun all den Thälern und von all den Göt'n
Kam das benehete Volk einherzuziehen,
Ihn jubelnd zu führen in sein Reich
Wann werden wieder solche Zeiten kommen?
Doch freilich, dort war's auch im Hefenstich,
Daran der junge Rhein vorbeistretet.

Wo Konrad's Sohn, Irenens junger
Gatte,

Gedenket durch die Nahe eines Stammes,
Die langen Jahre eingeleitet leuchtete
Und munden Jüdt in der Verweilung
auß'wärts.

Der, wie ich fürchte, sich an mir erschallt,
Wenn der Barmherzige nicht Gnade läßt

Kaum hat unser Auge Zeit,
den unglücklichen Jüngling zu betrachten,
der in idealer, fast
wunderbarer Schönheit vor uns
steht, als Verkörperung des
Heldes, welches wir uns forment,
seit wir zum ersten Male den
Namen des deutschen Kaisersahnes
gehört, der unter welchem Weile
verblutete. Der Gang der Ere-
ignisse seffet uns, Italiens Ab-
gesandte nahen, die Ghibellinen
rufen ihren König. Der Jüng-
ling verspricht, zu ziehen, da
kommt die Mutter, Elisabeth von
Bayern. Ihre Bitten hemmen
für einen Augenblick die ehr-
geizigen Gedanken ihres Sohnes,
sie erschelt in einer den Jü-
därer tief ergreifenden Scene
seinen Verzicht auf die italische
Fahrt.

Wie Du warst eine Mutter Dein konnt nennen,
Die ich die bin, geliebter Schamerzosen,
So ist Dir auch nur eine Heimat eigen,
Die sehr Du halten magst mit aller Kraft
Ganz ober nicht ihr angehören, gilt's.

Da ertönt vom Ufer herauf ein Spottlied auf den ver-
weidhigten, thronlosen Prinzen. Die Worte verwunden die
Nadelspitzen sein Herz. Sein Stolz wackelt auf, er schleudert
vom Adler der Burg seinen Mantel als Pfand herab, daß er
die Fahrt um die Krone wagen wolle. Sein Entschluß
bleibt unerschütterlich trotz der Warnungen des Cheims Lud-
wig von Bayern, trotz der erneuten Thränen der Mutter.
Mit ihrem ahnungsvollen Rufe

Leuchte Du in Jammer mit dem armen Herz?
O Konrad, mein unglücksel'ger Sohn!

schließt der erste Akt.

Das Reprint. Nr. 22

Der zweite Akt führt uns nach Verona; wir sehen die
Huldigung der ghibellinischen Städte und Adeligen, aber auch
ihren Zwist, ihr schändes Räuferspiel. Schon jängelt die
Mutter des Verro's, Frangipani und der Podesta von Verona
entwerfen den Plan, den Jüngling beim Wähl zu vergiften.
Vergebens bemühen sich der treue Rhein, Herzog Ludwig
von Bayern, und Graf Meinhard von Görz den Prinzen von
der hoffnungslosen Wendung seines Glückes, von der Aus-
sichtslosigkeit seiner Unternehmung zu überzeugen. Der Herzog
muß nach Bayern zurück, dessen Grenzen der Böhme bedroht.
Der Abschied zwischen Rhein und Neffe ist tief ergreifend.

Wie ist's, als ich ihn zum letzten Male

seufzte Konradin, als Ludwig das Zeit verläßt. Der Glanz-
punkt dieses Aktes ist die wehmüthvolle Trauungscene. Der



Richard Sarg als Konradin in Martin Greff's gleichnamigen
Teaterstücke.

Wohin hier Photographie von G. H. Photographen T. Sarg.

schlummernde Konradin erblüht im
Arme seine Mutter, welche in der
heimatlichen Schloßkapelle vor
einem Rabanonenbild für den
fernen Liebting Schutz und Segen
ersucht. — Der erschütternde
Schluß des Aktes ist die gewal-
tige Scene des Bounstaches. Ihm
folgt der dritte Akt. Konradin
zieht triumphierend in Rom ein
und wird auf dem Kapitol von
seinem Fortegänger Enrico von
Mailand zum Imperator, zum
Kaiser ausgerufen. Unser Blick
wird förmlich geblendet durch die
Pracht der Ausstattung, das Auge
wird nicht satt, die bewegten Massen
des Volkes, die bunten Gruppen
zu bewundern. Das Drama bringt
eine neue Verwickelung, Violante,
die Tochter des Frangipani, die
noch vor kurzem den Ghibellinen
tödtlich hohte, wird durch seinen
Anblick entzückt, der Zauber
der Liebe umjängt ihr Herz. Sie
enthüllt die Anschläge ihres Vaters,
Konradin bleibt vom Giftbecher
bezwahrt, und seine Gnade schenkt
ihm als Entgelt das verirrte

Leben Frangipani's. Violante scheidet, indem sie Konradin
als Knecht für schlimme Wechsellälle ihr Schloß Aversa
anbietet. Das Unglück ist nicht zu fern. — Der vierte Akt
versetzt uns auf das Schloßfeld von Loggionazzo, wo Kon-
radin's Glück zusammenbricht. Wir folgen seiner Flucht nach
Asturo. Das Boot liegt bereit, ihn und seine wenigen Ge-
treuen nach Siziliens rettender Rüste zu bringen. Seine
Worte verrotten Violante, daß er sie nicht lieben werde, sie
schleudert den Schlüssel zur Kette des Boots in das Meer,
und hilflos fällt Konradin in die Hände seines Feindes.

Wenn wir in dem Schluß des vierten Aktes die schwächste
Stelle des Dramas erblicken, so verzeihen wir diesen Fehler
bald bei dem fünften Akte.

Ein heiliger Schauer umweht uns; wir schauen jene
Scene mit eigenen Augen, von der wir oft mit bebenden
Wippen und thranenreichster Wimper lasen, die historische Schach-

sene Konradin und Friedrich, welche beim Spiele durch Robert von Bari unterbrochen werden, der da kommt, ihnen das Todesurtheil zu verkünden. Der Dichter hat die Scene meisterhaft entworfen. In die Wendungen des Spieles mischt sich der Kummer der Freunde, die Erzählung der grausamen Denkerthaten des grimmigen Anjou.

„Schwach Deines König und auch Matt dazu“, ruft der sitzende Friedrich, da haaren die Schlüssel der Kerkerthür, und Robert von Bari bringt den Todespruch. Der Abschied der beiden Freunde, der Todesgruß Konradins an den im nächsten Betleide schmachtenden treuen Ritter von Hürnheim sind Scenen von tief ergreifender Wirkung, unfähig weit auszuwall; kaum vermag das Auge die Thränen zurückzuhalten, wenn wir den letzten Worten Konradins lauschen:

Leid und, o Vater in der Erde,
König,
Die letzte Stunde mußig zu befehen,
Und todt selbstbewußt, wie Du
bist,
Trop mirer Sündenlast, die Dir
bekannt,
Und eingehn in Tein ewig Reich!
Amen!
O Mutter, weichen Schmerz bereit
ich Dir!

Die letzte Scene gilt der unglücklichen Mutter, die nach Neapel eilt, um vergebens mit ihrem Schmucke wenigstens die Leiche des treuen Sohnes zu erkaufen, die ihr der Büttersch Karl von Anjou verweigert. Aus dem Munde Alarbs de Voltery vernimmt sie die Meldung von dem Vollzuge der Befehle Anjous. Wir wollen die Worte hier niederschreiben, denn wir glauben, der Tod Konradins ist niemals in vollendeter Weise erzählt worden:

„Auf einem Noth, nicht an des Herrn Hofen
Erhebt sich das Weib, das Konradin
Mit ihrem Schritzt bringet an Friedrichs Seite.
König daß er den Geflüchten sich entziehn,
Bermögen er eben noch einmal den Spruch,
Den der mu, der ihm led, beglückt hote;

Doch mee noch nicht der treue Knecht zu Ende,
Als ihm ein Ritter schon den Leib durchdrante
Der Anjous Hiden, der, vor Jarn erbebend,
Klein auf seines Schicksals Hüfte stand.
Kam zum der Grund dem Freunde in die Knie
In langem Seufzer. Dann sonnetreter,
Ward Konradin den Hundstich in die Tiefe,
Wohin er Krugon, von Manfreds Seite
Ihm noch verordnet, die eignen Rechte zusprach.
Ein Ritter, den zwar kein Wundt geführ,
Dob auf des Hunds und mee damit verschwunden.
Doch Konradin, nach abgeregten Kleide
Lag auf den Knie'n und sprach sein lezt' Gebet
In sich hinein, wozum, zum Blod genant,

Er niederlag sein kronenwürdig
Daupt
Und eine Last den Todesstreich
empfang.
Dob Wolf schrie auf und murmelte
weit umher,
Doch Friedrichs Klinge überdünne
alles
Und mochte selbst die reuhesten
Krieger wirre,
Rur Anjou, dem der Hingegestrich
So lang' er lebt, auch im tiefsten
Kerker
Veständig hätte seinen Schlüssel geführt,
Wer noch in seinem Dasse nicht
versinkt,
Und ohne Aufschub sel auch Friedrichs
Daupt,
Ihm folgten nach der Wride die
Geflüchten,
Als letzter Lancia, dem im weichen
Arm
Noch abgethanen Besiegte die Wafel
Die kaum erlöschtes Leben an-
gehaucht.
Es fiel das Weib, bis alle hin-
genorbet:
Do plötzlich leuchten alle Wände sich
Anb' neue dem entsetzten König zu,
Ein Kler hoch heulende aus den
Lüften
Und laudte in des königliche Hinz
Den rechten Hölger heet, darauf er
mieber
In gleich heulendem Flüge sich erhub
Und in des Himmels Höhen fern
entfchwand.



Hildegard und Barbara von Hürnheim in M. Greifs Brauerzeit
„Konradin“.

Der Gottes Thron das Zeugnis hingetragen
Der, seit es Menschen gibt, schuldlossten That.

An der Bahre des Sohnes sinkt die Mutter zusammen,
und leise fällt der Vorhang und verhüllt uns ihren Schmerz.
Ein großes Drama hat seinen großen Meister gefunden.

Das alte Traunstein.

Von Hugo Knoll.

Siecht von der schmucken frisch aufblühenden Stadt an der rauschenden Traun will ich heute erzählen, nicht davon berichten, wie sie sich ansehnd, durch die Kunst ihrer reizvollen landschaftlichen Lage am Fuße walddiger Berge und ihrer klimatischen Vorzüge ein vielbesuchter Kurort zu werden, ich will Schweigen von den wohligen Wässern ihrer

herrlichen Badeanstalt und ich will auch für dieses Mal mich enthalten, Dir, lieber Leser, zu vermelden von einem gar hochverehrten Freunde, der ebenem zu Traunstein in der Kantstube hinter seinen Steuer-Noten saß, und an dessen göstlichem Hause träumt keiner vorübergehend, ja er über Landes Art und Sitte, Geschichte und bergreichen sonstige Matrien sich unterrichten

wollte. Da konnte er zu niemand Besserm geraten, als zu Herrn Hartwig Berg, weiland Rentamann und Ehrenbürger von Traunstein! — Über das „alte Traunstein“ soll ich einige Zeilen schreiben, hat die Schriftleitung des „Bayerland“ von mir begehrt — und „Ihre Wunsch ist mir Beicht“, lautet meine Antwort; doch ist es weder viel, noch Großartiges, was ich zu berichten weiß, nur in alte, fernliegende Zeiten reicht es zurück. —

Breite, vorzügliche, mit aller Kunst des Ingenieurs angelegte und gepflegte Straßen durchziehen das Land nach allen Richtungen. Langezüge hochbeladener Wagen und

punkten römischer Straßen über einen Fluß der Toll ist, strahlen von da auf beiden Ufern andere Straßen nach allen Richtungen aus. Rothgewiesen hat sie bis Seerbad einerseits und über Hallerbrunn gegen Lanter anderseits, über Hochloch nach Wachsendorf gegen die Achen zu, ferner gegen Altenmarkt, Tittmoning und gegen den Hochberg hin der hochgelehrte und gründlich prüfende Dr. Wilhelm Schmidt, Director des I. Kupferstichkabinetts in München (nach seinem Amte zum Unterschiede von den vielen Namensvettern „Kupferschmidt“ bei seinen guten Freunden genannt). Das Nähere darüber magst Du im Oberbayerischen Archiv, 34. Band, nachlesen.



Traunstein. Nach Peter Gombold's Zeichn. im I. Nationalmuseum von G. Schöberle

Karren und schwergepaddter, schellenklingelnder Saumtiere bewegen sich auf ihnen, von Ost nach West, von Gallien nach Pannonien leidet der geschäftige Handel seine Karawannen; dröhnenden Schrittes marschieren fristgezügte Kolonnen eisengepanzter Krieger und traben reißige Geschwader dahin, durch den Befehl des Imperators vom Occident in den Orient, vom Rheine an den Euphrat, gerufen! Auch über das reich-gelegnete schöne Noricum breitet der römische Adler seine Fittiche!

Ein mächtiger Felsenflod schiebt sich von West nach Ost ins Thal der Traun vor und zwingt die Wasser des Flusses zu einer weiten Schleife. Diesen gänßigen Punkt benutzten die Römer zum Übergange über das Thal für ihre große Reichsstraße von der glänzenden römischen Hauptstadt Augusta Vindobonorum (Kugsburg) nach dem reichen norischen Municipium Juvavum (Salzburg) und, wie es bei den Übergangs-

Weil nun das Gedder der Straßenzüge an diesem Punkte mit aller Bestimmtheit befaundet werden kann, liegt es auf platter Hand, daß hier ebenfalls eine römische Niederlassung bestanden haben muß, und viele Forscher haben darum bisher die Station Artobriga gesetzt, welche die weltberühmte Festinger Tafel, eine römische Straßenkarte, zwischen Didajum (d. i. nach den neuesten Forschungen Schiering am Chiemsee) und Juvavum (Salzburg) verzeichnet. Allein wenn diese Karte in ihren Entfernungsbangoben — je 16 römische Meilen ¹⁾ noch beiden genannten Orten — nicht einen Schreibfehler enthält, so muß Artobriga viel weiter nach Osten fallen, als nach Traunstein, etwa noch Lanter; auch die jenfeit der Traun, zwischen Stein- und Rößelbach, im „Bürgerwalde“ vorhandene Schanze ist keinesfalls dieses Artobriga, weil sie überhaupt

¹⁾ 6 römische Meilen gehen auf eine deutsche Meile.

keine römische, sondern eine noch ältere, eine vorgeschichtliche Befestigung ist. Hiermit soll aber nicht in Abrede gestellt werden, daß die Römer sie vielleicht auch einmal besetzt und um sie gekämpft haben. Was nun wieder Traunstein betrifft, so hat man dort außer den nach Beutlich erlaubten Straßenersten keine sonstigen römischen Spuren entdeckt, keine Mauerwerk u. dgl. m. Dessenungeachtet ist bei der wichtigen Lage des Ortes, wie bereits gesagt, am Beliehen einer mehr oder weniger bedeutenden römischen Niederlassung nicht zu zweifeln; vielleicht war auch eine römische Befestigung hier vorhanden, die an der Stätte des eiuigen Pfiegeschlosses zu suchen sein dürfte.

Ungeachtet für diese Angaben ein gerade zugehender Beweis in den Thatfachen liegt, wissen wir gar nichts vom römischen Traunstein, und erst verhältnißmäßig spät, erst gegen Anfang des 12. Jahrhunderts taucht das heutige Traunstein in den Urkunden auf, obwohl eine ganze Reihe von Erbschaften des Chiemgauts, namentlich Erbe am Traunflusse bereits im 8. Jahrhundert in Urkunden genannt werden, z. B. Erlafstei (jetz Erlshädt), die Witterpferrei von Traunstein, erscheint schon in dem Verzeichnisse der Schenkungen, mit welchen Herzog Thassilo II. zwischen 748 und 788 die Salzburger Kirche begabte.

Etwa um das Jahr 1120 treten die Herren v. Trauna auf. Ihr Geschlecht und der Ort führen den Namen vom Traunflusse, dessen Klang aus in weit entlegene Zeiten zurückversetzt. Dem Namen Trauna, der bei uns in Bayern und in Österreich vorkommt, liegt nämlich eine Wurzel drau (d. i. das Fließen, der Fluß) aus dem sprachlichen Urgegenstand des indogermanischen Volkes zu Grunde, und die Trauna, die Trau in Mörnten, die Trave in Hallstein, die Träne (etidem Trauna), die in die Rhône sich ergießt, sind ingesamt auf diesen Stamm zurückzuführen. Mit den rauschenden Wassern schlägt der Ruchholl aus den jernen Jochtauenden, als die Urväter der jetzigen europäischen Völker in den Rontinent einwanderten, an unser Ohr.

Die Herren v. Trauna führen die Namen Sigibart, Engilmar, Eticha, Otto, Hotald, sind ritterliche Dienstmannen der Grafen von Ortenburg zu Kraunburg und Marquartstein, sondern ihre Ruhestätten zu Kaitenholtsch und Waging und hiebei mit einer Linie zu und um Traunstein bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts begütert, während andere Herren v. Trauna in Trauberg, Timonning, Salzburg angehebelit und beehüet sind.

Im Jahre 1255 bei der Landtheilung zwischen den Herzogen Ludwig II. und Heinrich XIII. erscheint nun Traunstein zum ersten Male als Stadt und wird dem Herzogtum Niederbayern einverleibt, das jedoch mit dem heutigen Kreise Niederbayern nicht zusammenfällt, sondern mehr den Osten und Norden des alten Herzogtums umfaßt und durch eine Linie über Moosburg, Erding, Kraunburg, Kalsenheim, Marquartstein begrenzt wird. Mit den übrigen achtzehn niederbayrischen Städten erhielt Traunstein 1311 von Herzog Otto III. die sogenannte graße Handfeste, d. i. den Freiheitsbrief für die drei Stände, Adel, Geistlichkeit und Städte, wodurch den Städten bedeutende Rechte, z. B. die niedere Gerichtsbarkeit, gewährt wurden. Im Genusse dieser Rechte und durch den Transport und Handel mit Salz gedieh die Stadt zu ansehnlicher Blüte. Der Transport des Salzes von Reichenthal

her bewegte sich ursprünglich auf der alten Römerstraße von Salzburg über Raunert, aber Kaiser Ludwig der Bayer, welcher nach dem Aussterben der niederbayrischen Herzoge wieder ganz Bayern vereinigt hatte, gab den Transport durch das salzburgische Gebiet auf und arbdnete seine Föhrung über Weisbach, Inzell, Siegsdorf nach Traunstein an, von da über Erlsdt, Ebing nach Wasserburg. Im Jahre 1352 wird auch zum ersten Male die Existenz der Kirche zum hl. Oswald bezeugt.

Zehn Jahre später hören wir zum ersten Male nach die Burg Traunstein nennen. Ich möchte nicht glauben, daß die Erbauung derselben erst im Beginne des 14. Jahrhunderts statt hatte, wie der verdienstvolle Geschichtschreiber von Traunstein, Benefiziat Wagner, angibt, sondern dafür halten, daß sie zum mindesten gleichzeitig mit der Befestigung der Stadt, also im Töhrhundert früher, stattbätte, da nach einer feststehenden Regel jede feste Stadt an der hiesig ergrinsten Ede eine Burg, aber, wie wir heute sagen würden, eine Citadelle erhielt. Dabei ist zu bemerken, daß an der Stätte der Burg auch die römische Niederlassung oder Befestigung geblieben haben muß, wenn sie überhaupt vorhanden war. Bis zum Jahre 1618 bestand sich die Burg in landesherrlichem Besitze, dann wurde sie an den damaligen Pfleger Freiherrn v. Törring verkauft und ging bei dem großen Stadtbrande 1704 zu Grunde.

In dem oben genannten Jahre 1362 erhielt Herzog Friedrich Stadt und Feste Traunstein, und hiermit gedieh sie an die neue niederbayrische Linie des Herzogthumes, bis sie nach dem Erlöschen derselben (1544) wieder an Oberbayern fiel. Um das Erbe der Landesherrlichen Herzoge entbrannte ein für Bayern sehr verheerlicher Krieg, während dessen auch Traunstein wiederholt in den Bereich des vum Nidhtelgriebe bis in die Alpenländer tabenden Kampfes gezogen wurde. Wie fast das ganze niederbayrische Gebiet, war auch Traunstein von päpstlichen Truppen besetzt. Nach der Einnahme von Ruffein zog Kaiser Max I. mit seinem Heere gegen Burghausen, schlug im Großartenhale (sa hieß damals das Thal von Markwartstein) das 5000 Mann zählende Bauernaufgebot des Chiemgauts, erzwang dessen feste Stellung an der Klauje (27. Oktober), nahm Tags darauf die Burg Markwartstein nach heftiger Beschießung und besetzte am 30. Oktober Traunstein ohne Widerstand. Bald darauf kehrte aber das kaiserlich-bayrische Heer wieder nach Tiral zurück, worauf der päpstliche Feldherr Raimberg am 19. November das von 600 küniglichen Rechten verteidigte Traunstein zurück eroberte: er selbst und ein anderer Pfälzer Feldhauptmann, Erlinger von Einsheim, wurden bei dem kurzen Kampfe schwer verwundet. Doch nicht lange blieb Traunstein in päpstlichen Händen; als Ende Dezember ein kaiserlich-bayrisches Heer zur Säuberung des Landes von den Pöhlern aus den Bergen wieder vordrang, nahen es den Ort wieder in Besitz, und nun blieb er dauernd bei Oberbayern.

Das wichtigste und folgenschwerste Ereignis für die Stadt war die Gründung der im Jahre 1619 vollendeten Saline. Im Reichenthal war eine so ergebliche Salzquelle erschlossen worden, daß sie dort nicht verfaulen werden konnte, weshalb man ihre Ueberleitung nach Traunstein beschloß und durchführte. Noch heute besteht das für jene Zeit schwierige Werk fort, das nicht zum letzten zur Blüte der Stadt beigetragen hat.

Aber auch schwere Tage, Tage des Unglücks hoben Traunstein heimgeführt und ihm tiefen Schonen zugefügt. Dreimal verheerten fürchterliche Brände die Stadt: 1371, dann am 23. August 1704, als die Österreicher abzogen, welche die Stadt besetzt gehabt hatten, und nochmals am 26. April 1851. Verhältnismäßig billig kam Traunstein in den großen Kriegen durch, wenn auch der Belienbeschlag derselben sie verhehlte. Die Schweden und Franzosen, welche im Dreißigjährigen Kriege Bayern so schrecklich verheerten, drangen nicht über den Inn vor, und Traunstein hatte nur durch Kriegserlösungen und Flüchtlinge zu leiden; während des spanischen und österreichischen Erbfolgekrieges war es bald von kaiserlichen, bald

von österreichischen Truppen besetzt und erbuldete viele Drangsale, die sich während der Epoche der französischen Revolutions- und Kaiserriege bei den fortwährenden Truppendurchmärschen in schier unerträglichem Maße wiederholten, namentlich im Jahre 1809 während des Feldzuges gegen die österreichischen Tiroler. Doch niemals wurde die Stadt aber ihre nähere Umgebung zum Schauplatze eines kriegerischen Zusammenstoßes.

Längst hat sie sich von diesen Wüderlichkeiten erholt. Als sich vieler Behörden, als aufstrebende Baderstadt, als Hauptstation der Salzburger Eisenbahn gestiftet eine glücklichen Zukunft entgegen! Die einstige Grenzfestung ist der Sitz betriebamen gegenwärtigen Friedenswerkes geworden!

Krautstein.

Von Dr. Strubel. (Schluß.)

Nur Bestrafung von Mord, Diebstahl und Brandstiftung waren die „Centgerichte“ eingeführt, deren das Amt Krautstein zwei aufzuweisen hatte. Die Kommission setzte sich aus dem Centratzen (Amtskeller), dem Centrschreiber, einem Chirurgen und den Schöffen zusammen. Die Strafen bestanden meist in Kautenstrichen, Stümpen mit dem Beien, Spannen in den Back, Prangerstrichen, Gefängnis und in seltenen Fällen sogar in der Todesstrafe. „Es ist ungebracht und der Weib am griechischen Bi (Wagen) verbrannt worden Konigsmundt Reisin von Schwemmeltsbach. Sie ist die Anländerin mehrerer Scheuern gewesen. Die Obeten mögen ihrer Seele gnädig sein!“ (Pfarrmatrikel von 1627).

Ein dunkles Blatt befand sich in der französischen Geschichte bilden die „Hexenverfolgungen“ des 16. und 17. Jahrhunderts. Ueber der Zauberei oder Hexerei Verhängte wurde als mit dem Weien in Verlehn lebend verbrannt. Auch in Krautstein fielen mehrere Personen diesem unflüchigen Wahne zum Opfer. „Amo 1627, 15. Januar, wurden 8 Personen wegen Zauberei mit dem Schwerte hingerichtet und dann verbrannt. Hat man ihnen zum Scheiterhauffen mit allen Kloden geleut. Der am meisten Bekannte war Paul Wotterpiel, Schneider allhie.“ Das Eigentum der Verurteilten wurde konfisziert.

Trop der kühnsten Bekämpfung der Hexenprozesse durch Cornelius Loos, Ab. Thonar, Friedrich Spee u. a. dauerte es noch lange, bis es „in den Köpfen togte und die Scheiterhaufen seltener wurden“.

Wittere Drangsale hatte Krautstein während des Dreißigjährigen Krieges zu erdulden. Im Oktober 1631 drangen die ersten schwedischen Reiter und später deren Verbündete in die Stadt, erprehen des öftern große Summen Geldes, nahmen Pferde, Lefen und Rüge hinweg und benüchtigten sich der Wein- und Getreidevorräte, so daß die Not der Einwohner jahrelang unbeschreiblich war. „In die fünfzig Personen wurden gefchofen aber sonst verhältniß, der gewesene Schullehrer Hermann gar tanzgeschossen, der Fortmeister Johann Konrad Kochenbrüner bis auf den Tod verwundet, viele Leute mit Stricken getreüt, Frauen und Jungfrauen mißhandelt, ja dormalen ist feinfelig gehandt worden, daß es einen Stein erformen möchte.“ Von 1635 ab wählten sich die Kriegesfluten vom Frankenslande weg, aber das Elend hörte nicht auf, die gefchlagenen Wunden gingen zu tief, als daß sie so bald wieder hätten geheilt sein können; außerdem kamen

fortwährend kranke Soldaten, fahrendes Gesindel und Schnoppshähe hier an, welche den Bewohnern Belästigungen ohne Ende bereiteten.

Die Verachtung drohenden Wellen der französischen Revolution gingen auch an der Stadt Krautstein nicht ganz spurlos vorüber. Als nämlich Jurdan am 3. September 1796 durch Erzherzog Karl bei Würzburg besetzt worden war, zog er mit seinen strengen Vorden über Krautstein ins Judoische Gebiet und dann an den Rhein zurück. Die Soldaten der „glorreichen Republik“ plünderten in Krautstein, rafften zusammen, was nur transportierbar war, und erlaubten sich die brutalsten Mißhandlungen.

Am 18. Jahrhundert besaß Krautstein vier Thore: das Würzburger, auch Eisersdorfer und Hauger Thor genannt, das Weidenborfer, Heugrumborfer und Schweborfer Thor. Da, wo jetzt eine vielbesahene Dittichstraße an einem Kratze wohlgepflegter Gärten im sog. „Garten“ vorüberführt, kreuzte sich ein See aus, der im Jahre 1799 in 31 Parzellen um 307 fl. 13 Wapen veräußert wurde.

Infolge der Säkularisation der geistlichen Fürstentümer auf Grund des Münchener Friedens kam das Hochstift Würzburg mit anderen 1803 an den Kurfürsten von Bayern. Das frühere Lehngut ging jetzt allmählich an das aufstrebende Wirtgertum über.

„Große Aufregung herrschte in Krautstein, als am Abend des 10. Juli 1806 die bayerischen Truppen nach dem für sie unglücklichen Treffen bei Hammelburg sich über Krautstein naherten und am Oranienburger Berge nochmals Aufstellung nehmen wollten, um dem Feinde die Stien zu bieten. Zum Glück wurde der Plan ausgegeben.“

Sehon 1317 ersehen Krautstein als Stodt mit magistratlicher Verfassung, bis 1801 von einem Ober- und Unterbürgermeister verwaltet; heute zählt dieselbe rund 1900 Einwohner. Krautstein besitzt die Ehre, der Geburtsort mehrerer berühmter Männer zu sein, so des Nikolaus Deigendorf, (Teichendorf), Magisters der Driskunde im 15. Jahrhundert, des Dr. Bartholomäus Jechner, welcher 1519 als Domprediger und Professor der Theologie in Mainz verlor, des gelehrten Preefessors Johann Jauer (Jauer) im 17. Jahrhundert und — laut nur least — des ausgezeichneten Michael Ignaz Schmidt (1736—1794), des besten Geschichtschreibers der Deutschen, dessen gründliches Werk noch heute gerne gelesen wird.

Wir können es uns nicht verlagern, an diesen Stellen noch auf ein interessantes monumentales Bauwerk hinzuweisen, nämlich auf die Pfarrkirche „Maria Zandheim“ (Zandheim) welche in ihrer jetzigen Gestalt am Ende des 14. Jahrhunderts erbaut worden sein mag. In streng gotischen Stile begannen, mußte der ursprüngliche Plan wahrscheinlich wegen Mittellosigkeit infolge von „Kriegsclausen“ halb verlassen, und der Bau in möglichst einfacher Weise seiner Vollendung entgegengeführt werden. Sie ist ungefähr zehn Minuten von der Stadt entfernt und auf dem Friedhofe gelegen unmittelbar an der Bahnhofsstraße Gemünden-Oberndorf.

Als die Herrn v. Hutten im 15. Jahrhundert „Maria Zandheim“ als Begräbnisstätte ihrer Familie wählten, ließ diese Kirche auch Altarapelle; infolgedessen ist sie heute noch dadurch sehr interessant, daß verschiedene wohlhabende Denkmäler aus jener Zeit an den Seitenmänden und Nischen aufstellung fanden. Darunter sind besonders hervorzuheben: Das Denkmal Philipp v. Hutten in der südlichen Seitenkapelle, von seinem Bruder Mari v. Hutten gestiftet; ferner das Wilhelm v. Hutten und seiner beiden Ehefrauen, des Bartholomäus v. Hutten zu Saaleh, des Ludwig a. Hutten u. v. a. Das künstlerisch hervorstechendste Monument ist wohl das an der südlichen Seitenwand aufgestellte, welches Bischof Julius Echter von Melchiorbrunn seinem Schwager Stephan Jakob von Siebelstadt nach dessen Ehefrau Catharina, des Bischofs Schwester, hat errichten lassen. Die erste Abteilung zeigt in Relief das Ehepaar und dessen Kinder vor dem Kreuze, die zweite Abteilung die Auferstehung Christi. Ein Kranz von achtigen Wappen umgibt das Ganze. Ein mäßig angeordnetes Restaurationsband macht es möglich, im laufenden Jahre umfängliche bauliche Reparaturen vorzunehmen, so namentlich eine neue Bedachung und die Herstellung einer geschmackvollen Kaffeeentende.

Werken wir einen Blick auf das Bild der hiesigen Stadt, so gewahren wir zuerst die Stadtkirche, nächst dem Schlosse das höchstgelegene Gebäude des Städtchens; sie ist im gotischen Stile erbaut; die innere Einrichtung hingegen ist in Renaissance gehalten. Ursprünglich war diese Kirche nur eine dem hl. Nikolaus geweihte Kapelle, im Volkssprache die „Nastkapelle“ genannt. Mit der Zeit fanden es Rat und Pörrer un bequem, zum Besuch des Gottesdienstes den verhältnismäßig weiten Weg nach „Maria Zandheim“ zu machen, und man schritt im Anfang des 18. Jahrhunderts zur Erweiterung der Nikolauskapelle in der Umhänge, in welchem die Kirche sich uns heute darstellt. Im Jahre 1800 wurde dem Innern der Kirche durch wohlgelungene Dekorationsmalereien ein recht freundliches Aussehen verliehen; als ganz besondere Freude erscheinen zwei auf den beiden Seitenaltären im Jahre 1800 aufgestellte, aus der tüchtigen Hand des Wilmhener Akademiprofessors Anselm hervorgegangene Bilder, „Jasit mit dem Jesuskinde“ und „Maria, die Lilientraute“.

Auf das städtische Gebäude im Vordergrund sei der geneigte Leser in erster Linie aufmerksam gemacht; es ist dieses das „Huttenische Präfaturpalais“, in dessen linkem Flügelbau eine äußerst freundliche, neu decorirte Kapelle eingerichtet ist. Die vordere Fassade dieses Flügels zeigt das Huttenische Wappen mit der Aufschrift:

Im Jahr Christi 1558 ist durch gottselige Vermächtniß Mauri II. Bischoffens zu Sachst. und Tomb-

Prabsten zu Würzburg Freyherrns von Hutten dieses Spital gestiftet, dieses Gebäu aber in diese Gestalt und Bequemlichkeit unter glorreicher Regierung vier nach einander gefolgten Bischöffen und Fürsten zu Würzburg und Herzogen zu Franken, Joannis Philippi, Freyherrn von Greiffenclan, Joannis Philippi Francisci, Reichs-Grafen von Schönburn-Budeim, Christophori Francisci auch Freyherrn von Hutten zum Stalgenberg, Frederici Caroli, gleichfalls Reichs-Grafen von Schönburn-Budeim auch Bischöffen zu Bamberg von Anno 1715 angefangen und 1730 in diesen Stand gebracht worden.

Ein wunderhübscher Ausblick erschließt sich dem Auge vom Amtsgerichtsgebäude, dem wohlstehalten früheren Schlosse mit ausgedehnten Gärten und schäuder Umfassungsmauer; auf der Höhe des ansteigenden Hügels erweitert sich die Aussicht zu einem Panorama von feinem Reize. In nicht allzu weiter Ferne ziehen sich das Altschneegebirge mit dem Kreuzberge, die Hainberge, der Steigerwald, der Speßart (Spechtswald) und die Höhen der Saale mit dem Neuen- und Eckenberg dahin; innerhalb dieses Raumbildes dehnen sich die wohlkultivierten Hofäckern und die äppigen Thalgründe der fränkischen Platte aus; freundliche Ortshöfen in großer Zahl, Weiler und Höfe beleben die herrliche Landschaft.

Auf der Höhe zwischen dem Spiale und dem Amtsgerichtsgebäude erblüht nun das Benefiziumsbaus, welches 1847 seinem jetzigen Zweck übergeben wurde. Das freistehende Gebäude vor dem Turme enthält mit dem nebenan stehenden, hier nicht sichtbaren Hause die Räume der Königl. Präparanden-schule, durch zweckentsprechende, freundliche Lokale, durch mehrere neue Instrumente, sowie durch eine stattliche Anzahl instruktiver Lehrmittel sich auszeichnend. Einer äußerst gesunden und freien Lage erfreut sich auch das Postgebäude zur Linken der genannten Ansicht. Au den Pörrhof reicht sich weiter links das Königl. Rentamtsgebäude an, und vor demselben erhebt sich an der Hauptstraße das geräumige Rathaus, Anno 1521 erbaut. Rechts oben, zum Teil hinter einer Gruppe von Obstdäumen verdeckt, schaut einseim das Turmhäus der Königl. Präparanden-schule ins Thal, in Ermangelung eines geeigneten Turmplatzes im Jahre 1819 zum Staate errichtet.

Die auf dem Bilde ersichtlichen ästhetischen Gebäude zur Rechten bilden die Brauerei, ein ziemlich umfängliches und nach anstehenden Angaben mit Dampftrieb. Der „brause Saft“ dieser und der Hemmingschen Brauerei ist weit über das Reichthum der Stadt hinaus bekannt und stimmt die Freunde des „Gambriums“ zu heiterer Festlichkeit. Die Pappelnreihen und das Erlesgebüsch markieren den Lauf der historischen Wern, die auf der Südseite des Städtchens in „unheimlich“ ruhigen Gänge dahinjagt, das Rührrad treibend und ununterer Föhler in sichern Rachen tragend. Der freundliche Beschauer ertöt sofort die Stelle, allwo der Jahresweg aus der Stadt über eine feinerne Brücke, mit der Statue des heiligen Nepomuk, durch die Sigeröderer Vorstadt links nach dem hochgelegenen Turmhäusenseit des Thales führt; getrennt stehende Häuser mit Cösb- und Gemüsegärten begrenzen dieselbe.

Eine Anzahl von Wäldhäusern, darunter die „Post“ und „das weiße Lamm“ weilt sich durch freundliche Aufnahme der Gäste, durch Darbietung „duftender Gaben“ aus Mäde und Keller volles Lob zu verdienen.

Ein vor mehreren Jahren ins Leben getretener Verschönerungsverein sucht durch verständnisvolle Anlegung freier Plätze — ich meine hier nur den über ein Tagewerk großen, im Entzieren begriffenen „Vnitpotplatz“ — die Freundlichkeit des Städtebundes nach innen und außen zu erhöhen.

Amtein nennt ein fleißiges, braues und vaterlandstüchtiges Bürgerthum, sowie eine größere Anzahl betriebsamer,

gewissenhafter Beamten, Lehrer und Bediensteten die Seinen. Alle süßen sich eins in der Pflege religiösen Sinnes und bürgerlicher Tugenden, auch im Genuße erlaubter Freuden und Vergnügen, wovon die bestens bekannte, jeglichen Kalenders geistliche lassen die Gesellschaft — „böhmern“) ist ein dem Gemüthlichen hier ganz geläufiger Ausdruck — bededtes Zeugnis ablegt.

Altes und Neues aus altbayerischen Landen.

Von J. Reipert.
(Fortsetzung.)

Zu Zeiten Kaiser Ludwig des Bayern (1314—1347) malte er ein herzoglicher Pfleger zu Reichenau a. D. getreulich seines Amtes, nämlich der moderne Ritter Albrecht Rindsmoul, welcher in der Entscheidungsschlacht zwischen dem Gegenkönig Friedrich dem Schönen und König Ludwig dem Bayern am 28. September 1322 bei Mühldorf am Inn die Blüte der Ritterkavallerie Bayerns und des Reichs mit zum Siege führen half und der Sage nach den Gegenkönig persönlich gefangen nahm.

Mhland läßt in seinem 1818 verfaßten, „nicht preisgetrübten“, vaterländischen Schauspiel „Ludwig der Bayer“ auf Ludwigs Frage: „Wer sing den Herzog?“ den gefangenen Friedrich selbst entscheiden: „Weist die Schädel vor!“ Nachdem er die Wappen überblickt, klopft er auf Albrecht Rindsmouls Schuldr, worauf ein Hüßelkopf mit einem Ring gemolt war: „Hier diesem Ruhmol muß ich mich ergeben“.

Unter engerer Landesherrschaft Martin Greiß, welcher in seinem neuesten, 1891 erschienenen echt vaterländischen Schauspiel „Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf“ denselben Stoff mit gewohnter Meisterschaft behandelt, stellt hauptsächlich der Gefangenahme Friedrichs vollkommen die Auffassung jenes berühmten Vorgängers Mhland. Friedrich der Schöne: „Des Rindsmouls konnt' ich heut' mich nicht erwehren mit Houn und Ströcken, dem ergob ich mich“.

Vor dem Forum der historischen Kritik kann diese Darstellung allerdings nicht mehr bestehen, selbst der vollständige Held Eitrich der Schwepfermann (Martin Greiß): „Für jedermann ein Ei, dem brauen Schwepfermann dagegen zwei!“ erscheint nur noch als jogenhafter angeleglicher Sieger bei Mühldorf. Anführer dieser letzten größeren Schlacht ohne Anwendung der Feuerwaffen, in der Kriegsführung ein entscheidender Wendepunkt, war thatsächlich (der vom Dichter zweideutig geschilderte) König Johann von Böhmen; der Gegenkönig Friedrich des Schönen aber hat ein Mann des Hohenpöllerischen Burggrafen Friedrich von Nürnberg gefangen genommen.

An der Hand der Generalstabkarte, Blatt Ingolstadt Ck, schloßen um von Reichenau die nordöstliche Richtung ein, an der Felsenmühle vorbei über die unweit in die Donau mündende, von Abensberg herrührende Abens „Abusina“, alsdann auf einem Weiteffing durch das gerade trodrene Moos zur heilkraftigen Schwefelquelle Gögging, wegen der ausströmenden Schwefelwasserstoffgase mit dem zwar nicht ästhetischen, aber treffenden Namen „Stinkbrannen“ bedacht.

Von dem als chemische Rücküberlösung, sowie durch die romanische Kirche mit interessantem Portale und den Kirch-

hof beachtenswerten Dorf Gögging führt der Weg über Sätling längs des westlich zur Donau steil abfallenden sog. Donauherges mit 345,3 m höchster Erhebung parallel mit dem hier nordwärts laufenden Strom, dessen linkes Hochufer, insbesondere bei dem Nömerastell nördlich von Trausung, ebenfalls ziemlich unermittelt cuposeig. Die Beglinie selbst vor durch viele im Sonnenschein weißblühende Kalksteinbauern weithin sichtbar, Baumaterial für die damals abgekehrte, jetzt wohl längst fertiggestellte neue Dörfstrichstraße nach Eining. Bold öffnet sich ein überraschend schöner Ausblick: zu Füßen das blaue Band der hartig stehenden, einlobenden Donau, das rechte Ufer von dem mit Gehäusen und Baumgruppen angenehmen unterbrochenen schroffen Kalksteinrändern in schiefen Konturen eingeholt, das linke dagegen von den fernabstehenden Berggruppen des Hienheimer Forstes in sonstigen Wellenlinien unruhig.

Nabe vor uns zwei ansehnliche, mit Stangen umfriebene Flächen, aus deren Spalten helles Wasser mit roter Flegelbedeckung hervorbricht. Ein mächtiger weiß-blauer Flegelstock macht auf die Stätte besonders aufmerksam: „Sta viator, sich still, lieber Wundermann! Wir sind bei den Nömerausgrabungen von Eining angelangt. Zur näheren Orientierung ist es unerlässlich, den von Stadtpfarrer Schreiner zu Abensberg als Urheber und früheren Leiter (seit 1879) der Ausgrabungen im Verlage der Thomassischen Buchhandlung in Landshut verdienstvollerweise herausgegebenen „Begewiser für Eining und die dortigen Nömerausgrabungen“ entweder zuvor oder an Ort und Stelle bei dem Lehrer in Eining zu beziehen, welcher als dertmöglicher Leiter die betreffs der neueren Ausgrabungen trotz „Begewiser“ höchst ermunterten Aufklärungen mit Sachkenntnis und Liebe erteilt.

Die einzige römische Niederlösung Rufina bestand aus dem vom heutigen Eining südlich, am rechten Donauhochufer gelegenen festen castrum, denn aus der vor dem Kastelle sich ausbreitenden Lagerstadt, den „castris“. Das sind die Wohnhäuser für die Familien der Offiziere, Soldaten und übrigen Kolonisten, Tempel, Bäder, Wirtschaftler und Händlerbuden. Zwischen den Kastellen von Trausung und Eining überdritt die aus dem Westen des römischen Germaniens über Weisenburg, Hofstetten, Müching, Trausung kommende große Heerstraße die Donau, wahrcheinlich mit einer festen Brücke.

Freigelegt war das castrum zum Teil, die sog. „villa“ dagegen ganz. Jene, im Westend angelegt, im Norden, Osten

*) Von dem illustrierten Informationsblatt der sog. Böhmern, einer „Zinkart“, welche, von Weiden kommend, während des Winter die Weisungen bei Bergjahren in der Pfalz in diesen Scharen besetzt

und Säulen durch künstliche Mittel, im Westen von Natur durch das freie Hochmeer beschützt, bildete jahrhundertlang ein festes Stützlag. Das bis an die beiden Seitenhöfen, Stützpunkte der Thorsäulen, bloßgelegte nördliche Thor war von einem nach gut erhaltenen Steinopfen gekrönt in der charakteristischen Form einer Irbeleauß, letztere bekanntlich heute noch das Wappenzeichen der alten Augusta Vinidolorum, Augsburg, damaliger Hauptstadt der aus Südbayern, Tirol und einem Teile Württemberg bestehenden römischen Provinz Raetia. Von den ausgegrabenen Befestigungswerken ist ein mächtiger, zweiflügeliger Verteidigungs- und Wachtthurm an der südwestlichen Ecke des castrum besonders bemerkenswert. Durch seine Lage hat er haben Vierrand beherrschte er das westliche und südliche Donauuferlande stromaufwärts bis zum linksseitigen, gleich selten Traning, jede feindliche Annäherung hier ausschließend, wenn die Artillerie ihrer Katapulten und Ballisten rechtzeitig spielen ließ. Munition an Steinbügeln schweren und leichten Kaliber liegt jetzt noch im Thurm aufgeschichtet; von den ebenfalls abblühenden starken Halpfeilen und einbeischlagenen Balken u. sind erdähnlichweise keine Überreste mehr vorhanden.

In der Westecke des castrum erhebt sich das ehemalige praetorium — bei vorübergehenden Lagern „Zelt“, hier Amtsgebäude des Oberbefehlshabers, heutzuutage etwan mit „Kommandantur“ wiedergegeben — nebst den Säulensockeln der Vorballe auf einige Meter in seinem ganzen Umf. Ganz nahe davon, westlich, befindet sich das Fundament eines kleineren Gebäudes, bereits wohl Wachtstube, wo die für den inneren

Vogendienst verwendete Mannschaft während ihrer freien Pausen in Ermangelung von Zeitungen, Bier und Tabak durch Würfel, Wein und — Schlaf die Langeweile ferngehalten haben mochte.

An einem nördlichen Seitenausgange des Prätorialgebäudes bemerkt man an der Außenwand eine umgekehrt in den Stein gehauene Inschrift: V. R. ANTONINI PII L.V., deren Sinn infolge der Abflügelungen im Anfang und am Schluß dem Richterfahler vorerst nach Unklar gelieben ist. — Antoninus Pius, römischer Kaiser von 138—161 n. Chr. V. (incluicim?) R. (actim?) I. (Cohors?) V. (Legio??); daher fasthündiger Aufschrift sehr erwünscht! —

Im südlichen Teile des castrum könnte eine nahezu vollständig erhaltene, aus feineren Ziegeln gemauerte Schmiede, mit unterirdischen, horizontanten und oberirdischen vertikalen Jaggschlingen, aus einem feinen Jüngere Balken mit den nötigen Holzbohlen nach einem halb andertausendjährigen Stillstand sofort wieder angeblasen werden.

Als Baumaterial für sämtliche ähnlere Monumente ist sowohl der hier an den Kalksteinen des fränkischen Jura noch vorkommende feste Marmor als auch porphyer, an der Luft verhärteter Kalkstein verwendet; letzterer, hier nicht heimisch, dürfte wohl aus der Neuburger Gegend, der späteren (unteren) „Fels“, wie sie heute noch landesüblich heißt, mittels Hüllen dorthin abwärts hierher verschifft worden sein. Gute Bausteine liefern in der Nähe die Brüche bei Einig am Weinberg, bei Stauning und insbesondere Sandbränden, Übergangsbereich der Jura- in die Mischformation.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Billige Äpfe. Die wohlfeil ehemals die Fürsten in ihren Kranzweiden bebaut wurden, bereits die Preisung, welche Adolf von Nassau, Kurfürst von Mainz, seinem Leibarzt Dietrich von Reichede, „Doctoren in der Arznei“, anwies. „Wir wollen ihm geben (sagt der Kurfürst in einer Urkunde vom Jahre 1470) jedes Jahr fünf und zwanzig Gulden in zwei Heften von unserm Siegler zu zahlen, dazu 2 Zuber Weins und 25 Malter Korn und wenn wir unsern Secretarien und Hofschänke lieben, wollen wir ihn und seinem Knecht auch gleich unserm Secretarien Kleidung geben. Wenn wir ihn nicht bedürfen, so mag er auch andern Kranzen helfen.“ Wenn man aber bedenkt, daß das Malter Korn nicht über einen Gulden stieg, und der Wein sehr wohlfeil war, so kann man den ganzen Gehalt nebst der Kleidung nicht auf hundert Gulden ansetzen, und dafür mußte der Leibarzt nicht allein den Kurfürsten, sondern alles Hofschänke besorgen; auch den Hof überdies hin begleiten.

Leinwand des Mittelalters. Der berühmte Markgraf Albrecht von Brandenburg (1567) hatte einen Hofmeister, namens Ved, welcher sich bei der Hochzeit der Schwester Albrechts zu Karlsruhe, 1587, in Tode traf. Nichts drückt die Tendenz der alten ritterlichen Jecher besser aus, als die vielen Postale, die Helden ihrer Burggen. Auf den berühmten Oberbürger Wamborn stand der Kernspruch: „drin al ut“. Bekannt ist das alte Stadtwort über den Recken der schönen Pragerinnen zu Mainz. Daß auch andere Männer sich dem Trank ergeben haben, davon zeugt die Geschichte des berühmten Westfälischen Friedensschlusses, wo es oft von dem großen schwedischen Reichsfürsten Axel Oxenstierna heißt: „man habe mit Dr. Eyckens diesen Tag

nichts rüden können, weil Sie ziemlich besetzt gewesen“. Auf dem Friedenskongresse zu Münster wurden die Geschäften der Regenten getrunken aus einer vergoldeten Waide, zwei Maß haltend, deren Klöppel man heranziehen, nach getrunkenen Glase oder wieder einhängte und damit fingelte, zum Beweise: „daß man christlich Spiel gespielt habe“. Der englische Minister Ed. Temple führte einen Korb bei sich, der für ihn trinken mußte. Der Reichsadler von 1500 koste das Übermaß im Trinken ausdrücklich verboten, und der Edle a. Schwargende rg nimmt denselben in seinem damals berühmten Buchlein: gegen das Zutrinken (1514) herzlich bei, weshalb sich jeder mit den Worten zutrufnen: „So gilt dir den Reichsadler“.

Ein oemee Piarre. Die Piarrei Irzshenberg (zwischen Wiesloch und Hilding) war früher so gering an Erträgen, daß deren Inhaber nicht standesgemäß leben konnten. Darum schrieb der Piarre Bisg, der in den Jahren von 1645—1648 hier war, in's Stadtwortbuch:

„Wie guet es ist in dieser Piar
wirft du in dieser Hof der gnar
daß einer schickst aus, der ander ab,
keiner hat hier kein orte zum Stad“.

Wochel: Verkauften. Der Kündiger Gedächtn. Von Albert Schmitt (Hetzberg) — Rechen von Götterheim. Von Grotz Erich. (Mit dem Jährbuch) — Das ein Erwerb. Von Grotz Erich. (Mit einer Gedächtnis) — Wochel. Von G. Erich. (Hetzberg) — Das ein Erwerb und Zeitwörterbuch. Von G. Erich. — Kleine Mitteilungen. Wochel Erg. — Zeitwörterbuch von Wochel — Ein oemee Piarre.



Herausgegeben von H. Keher, Druck und Verlag von H. Oldenbourg in München.

Erhalten inbetracht ihrer Genauigkeit und auch durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2. — für das Ganze bezogen werden. — Bei einem früheren Bezuge kann bei Voll oder bei Bestellsendung nicht ein Vorkaufszug erbeten.

3. Jahrgang 1892.

Verstümmelt.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultzeiß.
(Fortsetzung.)

9. Kapitel.

„Wir werden den Herrn General Jourdan heute nicht sprechen können, meine Herren“, rief Professor Siebenkees nach der ersten Begrüßung, als man sich auf dem Marktplatze sammelte. „Er ist gestern spät heimgekommen und liegt wieder einmal am Fieber danieder.“

„Wenn es nicht Jourdan sein kann, dann ist es ein anderer, der uns anhört. Gehört müssen wir werden“, sagte Wägel mit Entschiedenheit. „Wir wollen denn doch sehen, ob bei den Machthabern gar kein Verlaß auf ein gegebenes Wort mehr zu finden ist.“

„Leider nicht; hören Sie nur. Die Universität hatte vor wenig Tagen erst eine Deputation an Jourdan geschickt, um Sicherheit und Befreiung von Einquartierung auszuwirken. So erhielten wir denn in der That eine schriftliche Sauvegarde ausgestellt des Inhaltes, daß allen Befehlshabern der französischen Armee, die Nürnberg passieren würden, der Befehl erteilt sei, weder in das Kollegien-Gebäude, noch in andere Häuser, die von Professoren bewohnt seien, Soldaten einzuquartieren und überhaupt die zum Studieren nötige Ruhe auf keine Weise zu stören. Dieses Blatt wurde abgedruckt und nebst der zu Würzburg getroffenen Übereinkunft am Kollegienthore und an anderen Gebäuden der Universität angehängt.“

„Um“, machte Wägel. „Es wird wohl wenig gehalten haben!“

„Ertragen, mein Wertester, denn Jourdan hatte sich in der Sauvegarde des Wortes ‚Volontär‘ bedient statt des bestimmteren ‚Soldat‘. Nun verlorste jeder Franzose, den man sich durch

die Sauvegarde vom Halse halten wollte, die Bezeichnung mit dem Worte, daß er kein Volontär sei, und ihn die ganze Sache nicht angehe. Wir sind nun hier, und bei dem General ein ehel eine genauere Auslegung und Fassung seines Erlasses durchzusehen. Der Bürger und Bauer muß endlich einmal geschätzt werden, die Erbitterung des Landvolkes gegen die fremden Untertücker ist auf eine bedenkliche Höhe gestiegen.“

„Und die Klage der solchermaßen zur Verweisung getriebenen Leute wird eine schredliche sein“, sagte Wägel nachdenklich, „wenn demnächst einmal das Schlachtenglück den Franzosen den Rücken kehren sollte.“

„Das wird in Bälde geschehen, es müßte denn keinen Gott im Himmel mehr geben. Aber, haben die Herren gestern Abend nicht dieselbe Beobachtung wie ich gemacht? Es muß in und um Nürnberg stark gewittert haben. Das ganze Firmament schien in Flammen zu stehen. Ich habe es für ein hochbedeutungsvolles Zeichen genommen. — Aber, da sehen Sie doch, eine ganze Reihe schwer beladener Wagen! Ah, man kommt vom Requirieren. Wie wir's, wenn wir der Verteilung bewohnen würden? Ich sehe hier alle möglichen Gegenstände und möchte wissen, wozu dies alles dienen kann.“

„Die Franzosen können alles brauchen“, sagte Professor Wöll mit Bitterkeit, „Lebensmittel so gut wie Kleidungsstücke, Vieh und Pferde ebenso gut wie Stednadeln und Haarpuder und noch weit mehr.“

„Schredlich“, rief Wägel empört aus, „und solchen Kruten haben wir in gebankenloser Vertrauensseligkeit Thür und Thor geöffnet!“

Sie waren vor dem Pflegenamts-Gebäude angelangt und sahen das Kommissariat in voller Thätigkeit. Ein wahrer Schwarm von Kommiss, Ordonnateurs, Secrears, Employés stürzte den ankommenden Wagen entgegen, und die Verteilung wurde dazwischen unter wüstem Lärm und rohem Geschreie, unter hohem Spotttoben und kühnen Streißegeien. Nur mit Mühe gelang es den Rürnbergern, ihren Unwillen zu bemeistern, als sie mit eigenen Augen sehen mußten, in welsch empörender Art hier Schwere und Fleiß des arbeitsamen Landmannes vergebend wurde. Rädelos wurde weggenommen oder in der allergeinsten Weise rauiert, wovon ganze Familien wachsend hätten leben können. Am ärgerlichsten geberdete sich der Troß verworfener Weiber, welche sich allüberall vordrängten mußten, um von allem das Beste zu erhalten. Der Beamtenstand der Kommissariate rekrutierte sich meist aus jungen Leuten, die als geborene Pariser, den besseren Familien angehörig, alsdann in ihre ganzen Erbschaften zum Stupen, den sog. Ruscobin, später auch wohl Jurcopole genannt, repräsentierten. Es ist die allgemeine Klage der Chronisten jener Tage, daß die Kommissariate mit ihrem unarmbrügeligen Kontributions- und Requisitionswesen die fränkischen Lande noch weit mehr geschädigt haben, als die rohen Ausdehnungen der fränkischen Herrs er gotten. Bekanntlich operierten die Kommissariate selbständig und unabhängig von der Herrsleistung, die ihnen jedoch militärischen Beistand zur Unterstützung und Durchsührung ihrer Forderungen zu leisten hatte. Zu den Kommissariaten drängten sich meist Leute, die durch die Revolution alles verloren hatten und nun auf Kosten der unterworfenen Völker wieder einigermaßen zu Wohl gelangen wollten, der ihnen später er möglichen sollte, irgendwo im Kaukasus ein behäbige Existenz zu führen.

Da unterdes die zehnte Morgenstunde herangerückt war, beschloßen die Herren, sich auf das Schloß zur Aufwartung zu begeben. Die beiden Rübtorfer Professoren wuschen an General Bernabotte verweisen, der, nachdem er sie lange hatte warten lassen, endlich erschien und mit dem Hut auf dem Kopfe barsch nach ihrem Begehren fragte. In aller Bescheidenheit versuchten nunmehr die beiden Herren, sich stühend auf den Zentralschen Geleitbrief, den General zu bitten, daß er gnädigt abtsehen möge von weiteren Einschuldungen des armen, bereits über Vermögen mitgenommenen Städtchens, besonders möge er versügen, daß den Vermögenen der Wärten, Acker und Felder freitend der Soldaten Einhalt gefesse, denn eine gänzliche Verarmung des Landvolkes wäre die unmittelbare Folge.

„Meine Leute wollen leben“, gab der General barsch zu Antwort, „meine Kavallerie, Kosch und Reiter, dürfen nicht Not leiden. Wir wollen in Deutschland nicht haufen, wie es die Deutschen in Frankreich gethan. Dies sage ich Ihnen, merken Sie wohl auf: alles, was besohlen wird, vollziehen Sie den Augenblick, und alles, was verlangt wird, es sei was es wolle, das schassen Sie unverzüglich zur Stelle, sonst, sei Gott, lasse ich das Rest an allen Enden in Brand stecken. Gehen Sie jetzt, man wird Ihnen alsbald die Forderungen des Kommissariats mitteilen.“ Die beiden Professoren empfinden sich wiederum in sehr gedrückter Stimmung und machten den unteren herrenden Rürnbergere Herren Bericht von ihrer geschickten Mission.

Leider sollten auch diese nicht glückliche sein. Herr v. Labenburg hatte es durchgeseht, daß General Kleber trotz

seiner anfänglich in bestimmtester Form ausgesprochenen Weigerung die Deputation schließlich doch verließ. Die Herren fanden den gemaltigen Stellvertreter des Obergenerals noch an der Tafel sitzen, und er bereitete sich keineswegs, sein leeres Frühstück zu beenden. Einige Untergeneräle in reich gestickten Uniformen, die tricolore Schärpe um die Hüfte gestülungen, und zwei Damen saßen mit zu Tisch, wo der Wein in Etöden floß, und die feinsten Speisen aufgetragen waren. Nachlässig wurde die höfliche Begrüßung der Deputierten erwidert, und Kleber zeigte mit leichter Bewegung der Hand gegen eine Fensterbank, wo einige Sessel platziert waren. Die Damen betrachteten neugierig die Herren in der spanischen Tracht und küßterten lächelnd einander Bemerkungen zu über den feierlichen Kunst, der auf den Gesichtern der Neuzugetretenen lag.

Enblich erhob sich Kleber von der Tafel und trat der Rürnbergere Deputation entgegen. Als die kleine Tischgesellschaft sich entfernt hatte, wandte er sich an Wägel, als an den Sprecher der Deputation.

„Sie wünschen, wie mit Herr v. Labenburg mitgeteilt, dem Obergeneral Jourdan ihre Aufwartung zu machen. Ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß der Obergeneral für Sie nicht zu sprechen ist. Bürger Jourdan liegt zu Bette und muß gemäß ärztlicher Anordnung sie einige Stunden der Ruhe pflegen.“

„Wir bitten“, entgegnete Herr Wägel in fließendem Französisch, „dem Obergeneral gnädigt unser aufrichtiges Bedauern mitteilen zu wollen. Da wir aber bereits seit gestern hier verweilen, und es uns begrifflicherweise lieb wäre, bald wieder heimzukehren, möchten wir uns die Frage erlauben, ob an Stelle des Obergenerals vielleicht dann Sie selber und Gehör schenken möchten?“

Der General sann einen Augenblick nach, dann sagte er, seine schlaue Gestalt leicht auf den Säbel stützend: „Es sei, wenn Sie sich kurz fassen, denn meine Zeit ist knapp bemessen.“

Herr Wägel wollte nunmehr eine Schilderung der Leiden und Trübsale beginnen, welche über die Stadt Rürnberg heringebrochen waren, als der General ihm sofort lechhaft ins Wort fiel.

„Immer wieder das alte Lied, daß ich schon bis zum Überdruß hohe anstimmen höre. Was sollen Sie denn? der Soldat muß leben.“

„Aber General, solche Ausdehnungen, solche unerhörte Greuel —“

„Nun, melden Sie das dem General Rep. An ihm wird es sein, Abhilfe zu schaffen.“

„Wir haben es gethan, und nichts ist geschehen zur Besserung unserer Lage.“

„Dann vermögen auch wir hier im Hauptquartier nichts dazu. Wie haben Sie sich denn die Sache vorgestellt? Sollen wir vielleicht jeden einzelnen Soldaten bestreuen deshalb, weil er sich dasjenige verschafft, was er zum Leben unbedingt nötig hat?“

„Man wird im Hauptquartier sich nicht beklagen können. Wie sind den ungeliebten Wästen in jeder Beziehung freundlich entgegen gekommen.“

„Ein Gebot der allgeröndlichsten Klugheit“, noch höhnisch Kleber ein.

„Die Stadt Nürnberg hat gethan, was nur in ihren Kräften gefunden, so weit über ihre Kräfte hinaus.“

„Bah, wir wissen besser, verlassen Sie sich darauf, was Nürnberg zu leisten vermag.“

„Wir stehen hier als Vertreter der Republik, und ich erkläre hiermit in aller Namen, daß die Stadt mehr zu thun absolut nicht in der Lage ist.“

„Wir werden sehen“, begnügte sich Kleber zu sagen.
„Bestatten Sie mir, General, noch eine freimütige Bemerkung. Ich sagte eben, daß wir den angebotenen Västen freundschaftlich entgegengekommen sind. Ich muß hinzufügen, daß wir es gethan, weil wir noch auf Treue und Manneswort gerechnet.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Kleber.

„Wir haben die Proclamation, welche der Obergeneral vor kaum zwei Monaten erlassen, ernst genommen.“

Kleber machte eine heftige Bewegung und warf das Haupt so ungestüm zurück, daß der reich bordierte Hut mit den traditionellen trifloralen Straußenfedern in Gefahr geriet, herabzufallen. Es suchte in den energischen, scharf geschnittenen Linien des breiten bartlosen Gesichtes, als er mit heiferer Stimme ausrief: „Hüten Sie sich, weiter zu sprechen, meine Herren, sonst —“ — und er stampfte mit dem schweren Reiterhülhel ungestüm den Boden — „hätten Sie es bitter zu büßen. Wir sind keineswegs gewillt, Nachsicht zu üben. Nürnberg ist reich und soll zahlen. Holtet ihr, stolze Krämerseelen, uns für so naiv, nicht zu wissen, was eure Stadt zu leisten imstande ist? Gottlos! Sind wir von unseren Landsknechten gut bedient und kennen eure Hiltzquellen besser als vielleicht ihr selber. Mich hat der Obergeneral gestern schon beauftragt, an eine Kontribution zu denken. Ich habe euch angehört, und nun spreche ich. Vernehmt denn —“ — und er zog aus dem blauen Waffentod einen Bogen Papier heraus, den er mit der behandschulten Linken rasch entfaltetete, dann begann er zu lesen: „Von heute ab in 4 Terminen wird die Stadt Nürnberg zu leisten haben: eine Kontribution von 2½ Millionen an barem Gelde, 300 000 Pfund Brot, 5000 Zentner Heu, 5000 Zentner Hafer, 5000 Zentner Stroh, 5000 Zentner Fleisch, 25 000 Pinten Brauntwein, 300 Pferde, 50 000 Paar Schuhe, 10 000 Paar Stiefel, 50 000 Paar Samsachen und 50 000 Henden.“

Die Rauschherren standen bei dieser fürchterlichen Eröffnung unbeweglich vor dem Kriegsmann; es schien, als hätte der Schreck über das Vernommene ihrer Glieder gelähmt, endlich begann Wägel mit langsam bedächtiger Rede: „General, das soll wohl eine Drohung sein, und zu schrecken. Soldat übertriebene Forderungen können doch wahrlich nicht ernst gemeint sein.“

„Es ist unser Ernst. Darüber werden Sie sich in Wälde klar sein.“

„Die Stadt Nürnberg wird nicht den vierten Teil des Geforderten leisten können.“

„Die Stadt wird das Ganze leisten, verlaßt euch darauf.“

„Und wenn wir nicht wollen?“

„Man wird euch zu zwingen wissen. Wissen Sie, daß Ihr Hünd mein ist, wenn ich es verlange?!) Das Kommissariat versteht sich darauf, seine Forderungen einzutreiben. Nachdem ich Ihnen das Eine gesagt, brauche ich auch das Andere nicht zu verschweigen. Der Obergeneral hat die Namen einer erheblichen Anzahl von Patrioten und sonstigen Standespersonen notieren lassen. Man wird die Herren zu finden wissen, die uns Bürgerschaft und Gemüde leisten, daß die Stadt ihren Verpflichtungen nachkommt. Gehen Sie jetzt und eilen Sie, bald wieder, bei den Ihrigen zu sein, denn es ist leicht möglich, daß auch dem einen oder andern von Ihnen selber das Loß beschieden wäre, als Geißel nach Sivert oder Charlemont zu gehen.“

„Sie sagen, General, daß die Namen einer Anzahl von Patrioten notiert sind. Wer hat dies besorgt? Dem Rate ist nichts davon bekannt, er hatte keinen Personalstatus zu leisten. Von wem ist die Entwerfung einer solchen — nennen wir das Ding bei dem richtigen Namen — Proskriptionsliste ausgegangen?“

„Von wem? Dreiste Frage! Von uns selber. Wir werden in solchen Punkten sehr gut bedient.“

„Durch Espionen, durch wahre Schandbuben“, sagte Wägel tief entrüstet.

„Bah, es sind Deutsche“, höhnte Kleber.

„Ja, ja, leider sind es Deutsche, die ihre Landesknechte verrotten“, seufzte Wägel.

„Beschönnen Sie mich gefälligst mit solchen Deklamationen. Ich kann Sie verstehen, daß, wenn ich das Oberkommando hätte, eine ganz andere Kriegsführung an die Tagesordnung käme. Ich würde meine Nordbrenner vorausschicken und alle Dörfer anzünden lassen und unter dieser Erleuchtung weiter ziehen. Wenn ein Gott im Himmel ist, so wird er in die Hände klatschen und rufen: Bravo, Messieurs les Français!)

„Nun wir Ihr Programm kennen, General, wäre jede weitere Bitte unsererseits reine Verschwendung, und ich sage mit dem römischen Dichter:

Nullus in orbe populus, nec foedera sunto,
Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!*)

„Was soll mir Euer Latein“, höhnte Kleber, „ich verstehe es nicht.“

„Es wird die Zeit kommen, General, wo Ihnen der Sinn dieser Worte klar ist. Wir verzichten darauf, dem Obergeneral unsere Aufwartung zu machen, und kehren stehenden Fußes nach Nürnberg zurück. Wir haben die Ehre, General, und hiermit von Ihnen zu verabschieden.“ Und die sechs Herren verließen mit tiefem Grause das Gemach.

(Fortsetzung folgt)

) Höchst begünstigte Ausrufung.

) Dicitur. Vgl. oben: Die Franzosen in Branten, S. 156.

) Nicht Liebe, nach Wändnis eine der Hölle.

Kaiserliche soll Elter aus seinen Geboten, ein Räuber.

Am Obermain.

Von Ludwig Sapp.

Altes gutes, liebes Frankenland! — so rief Schaffels König Rüdeman aus, als er vom Banzberge herniedersehend auf das gefegnete Mainthal und seine Uferhöhen — und es scheint uns in diesen Worten der milde, friedliche, harmonische Lakonist, der auf der Mainlandschaft liegt, treffend festgehalten zu sein. Ja, es ist ein gutes, liebes Land, das der schöne Strom beneht, der vom Fichtelgebirge herabkommt, ein Gebiet zu durchfluten, das der Reiz hoher Anmut schmückt. Und daß ihm letztere tren zur Seite bleibt auf dem Wege in die inneren Thäler Frankens, weiß jeder, der diese kennt; wer sie aber nicht kennt, der lese Guitav v. Heeringens freilich nun fast verschollene „Wanderungen durch Franken“ — mit wärmerer Liebe und steuener Erlassung und Wiedergabe des Volkscharakters der Gegend ward das Mainland nicht vorher und seitdem nicht wieder beschrieben, als es hier geschehen.

Unser Blick fährt uns in das obere Thal des Mains. Eine kurze Strecke hat der junge Fluß erst zurückgelegt, seitdem unterhalb Kulmbach die beiden Pränder „Weißer Main“ und „Roter Main“ sich vereinigt. In Windungen, da und dort umflusst, wagt er durch die letzte Knie, an die sich zu beiden Seiten die mit Obstbäumen besetzten Ackergebände reihen bis zu den ansehnlichen Höhen, wo sie „der Berge Waldtranz grün bestimt“. Vonstöße und Bahnlinie folgen seinem Laufe. Draußen und schäumend stürzt er im Orte Mainleus aber ein breites Wehr, neben dem sich Rühreräder drehen. Vom südlichen Höhenrand schaut ein Farnbar mit spitzen Turme herab: Willmerkreuth, öfter genannt, weil im Jahre 1518 hier Luther gepredigt haben soll, aber auch vom Profil der nördlichen Uferhöhe ragt ein solch spätes Thürlein mit Rinne und Bauernhäusern aus dem Obigen an; Zeitfahn, und daneben erhebt sich der Hügelzug zu einem bewaldeten Kegel, dem Patersberg, der das Auge ab seiner von der Hochbartheit abweichenden Erscheinung unwillkürlich anzieht, während im Mittelgrund die blanken Mauern eines Schlosses durch die Bäume schimmern. Es ist dies das v. Rünzbergische Schloß Bernstein. Diesen nördlichen Teil der Banzschaft hat unser Künstler dargestellt.

Schreiten wir zunächst dem Schloße zu. Auf möglichem Hügel steht es ab einem saftigen Wiesengrund, durch seine Umfassungsmauer mit den Ecktürmen an mittelalterliche Befestigungsart gemahnen. Unmittelbar an den alten Bau grenzt ein neueres Schloß mit seinen Platanengängen, dann das Dorf Bernstein. Die Wiefe unterhalb des Schlosses heißt die Kriegswiefe — sie ist mit Blut gedüngt.

Von lieber Freundeshand ward mir noch einem zu Weismain aufbewahrten alten Schiffspläne folgende Mitteilung hierüber:

„Die Söhne des Edelmanns Hans Heinrich v. Rünzberg zu Bernstein hatten im Jahre 1632 einen gewissen Christenleutnant Komens Reichard v. Hagen in ihr Schloß genommen, der viele Edle und Ueble an sich zog und mit Rauben und Plündern den süßlichen (Bamburgischen) Unterthanen und dem Aelte Riefen großen Schaden zufügte. Alle

umliegenden Dörfschaften (bei Weismain) mußten nach Bernstein wöchentlich kontribuireen. Zusammengetratte Bauern und Bursche erstreckten sich sogar, gegen Weismain einen Angriff zu machen, indem sie das untere Thor dieselbst besetzten. Es ist aber für sie nicht gut ausgefallen, denn die Banzmannschaft an dieser Stelle hat solche bei Zeiten inne geworden, den Fahrenjunker vom Pferd geschossen und tot in die Stadt geschleift, worauf die übrigen die Flucht ergriffen und bis Schwarzach, eine Meile Wegs von Weismain, verfolgt wurden. Ihr Zufluchtsort war Bernstein, wo sie sich sammelten, um den süßlichen Unterthanen nach größerer Drangsale zu bereiten. Diefem Treiben mochte ein Ende Friedrich Schley, Obrister zu Borchheim. Ohne Wissen und Anzeigung derrer von Weismain wurde derselbe vom Fürstbischöf zu Bamberg zur Bestrafung der Uebeltäter abgeholt. Obrister Schley nahm seinen Marsch mit 800 Mann zu Fuß und zu Fuß nach Weismain, übernachtete obdau und zog samt den Weismainern Auschäffern am folgenden Morgen gegen Schwarzach, wo die v. Rünzbergischen Bauern und Grundbesiden in geschlossenen Gliedern bewaffnet auf freiem Felde standen. Obrister Schley hat auf dieses hin stracks den Fuß gegen das Schloß Bernstein mit einer Kompagnie Reiterrei genommen, hernach ein Feldstück in der Bauern Kolonnen abfahren lassen, solche hierdurch zerrennet, überfallen und bei dreihundert niedergebauen. Dieser Ausgang des Rünzbergischen Edelmannskrieges trug aber den Weismainern nach größerer Erbitterung und Furchtschalt von seiten des Markgrafen und berer von Abel ein.“ —

Wir wollen uns die schöne Wanderung durch das gesunde Klutbad nicht weiter verderben lassen und ziehen fürbald, der Höhe zu. In Weitauss geben wir uns auf dem Klutweg einen guten Trank zu gönnen — die Wirtschaf ist von Kulmbach aus viel besucht, — daher immer höher, bis wir auf der Plattform des kleinen Steinbause stehen, welcher für den Genuß der Aussicht auf der Südtappe des Patersberges errichtet ist. Der Berg ist nämlich oben fottelidernig eingebogen und erinnert daher der Form nach an die Rösslein im Fichtelgebirge. Weiteres liegt in den mächtigen Urwäffen seiner Hauptberge klar vor Augen, im Südsichen steigt der Klause Klus in der Oberpfalz empor, vulkanischen Ursprungs wie der Berg, auf dem wir stehen; ein Wolstbrach an der östlichen Abwadung des Patersbergs läßt erkennen, daß unterirdisches Feuer einst hier mächtige Austräge hervartreit. Gegen Süden erhebt sich, über dem Hochplateau des Göranner Angers, einer großen prähistrischen Fundstätte der Bronze- und Hallstattszeit, das ehemalige markgräfliche Lustschloß Sandsporeil (Zwernitz), dann weiter rechts der schroff aufragende Carbigast. Westlich tauchen der Staffelsberg mit seinem Kirchlein und Banz mit seinen beiden Türmen auf. Nordwestlich zeigen sich Feste Coburg, diese sehr deutlich und nahe erscheinend, und die beiden Höhen, dann beschürzten Höhen und Bäume den Frenstid, bis er nordöstlich gegen die Klutten des Frankenswaldes wieder freien Spielraum gewinnt. Aber mit Behagen verlesen wir das Auge nun in das liebliche

Wointhal, das mit seinem Gelände von Kulinboch und seiner stolzen Pfaffenberg über Altenlundstadt, Ströhendorf mit v. Eckendorffschem Schlosse, Burglundstodt mit Kirche, Burg und Rathaus bis nach Harb bei Hochstadt vor uns ausgebreitet liegt.

„Grünes Thal und Silberfaun des Rheines . . .
Alles gutes, liebes Frankenland!“ —

Überschauen wir nun noch einmal das eingangs beschriebene Teilstück, das eine mit der Gegend wohlvertraute Künstler-

Schreier zu bringen, bevor vielleicht verderbliches Hagelwetter sie schädigt.

Wüßte es ihr gesingen! Es ist ein braves Volk, die Bauernjugenden daß, dazu körperlich wohl gebildet. Hier und an den beiden Zinsparmen hinaus grüßt uns manch ommütiges Menschenbild, blühend in reiferer Jugendfrische, die Schläfen von den Franzen des schwoorzen oder roten Kopftuches gietlich umflaumt. Und so scheiden wir nicht



Stieß aus Dorf Hardelein mit Petersberg und Zeilhausen. Originalzeichnung von Professor Karl Dep.

hand in der beigelegten Ansicht trefflich wiedergegeben hat. Danktes Gewölbe holt sich vom Himmel, und die Bauerngruppe im Vordergrunde, der Mann, der Oberkleider ledig, und die Frau mit dem blauegestreiften Bänderrock, ist ernst beschäftigt, die Frucht ihres Fleißes wohlgeborges in die

ohne ein poetisches Segenswort wie vom Lande, so auch von den Leuten:

„Gott schenke Dich, Du liebliche Thal,
Gott schütz' Dich, weicher Bauernhand,
Er schenk' Die Früchte allzumal
Und gelbne Ernten Deinem Hund!“

Altes und Neues aus altbayerischen Landen.

Von J. Keiper.
(Zweiter Teil.)

Im Nördernsteile erwiesen sich hervorstechend vorderlandsfähig die im sog. Fischgrätenstil, d. h. mit gegenseitig schräg zu einander gestellten Kalkplatten ausgeführten Bauern. Diese Bauart erinnert einigermaßen an den neuerdings j. B. am

Bahnhohe Zwiebel und anderen der herrlichen Bayerischen Holzbohn beliebten ebenso dauerhaften, als geschmackvollen sog. Euklappenstil: Zwischen den grab behauenen, ploßlich wirkenden hellen Granitquadern kommt dort die aus gleich

unverwiltlichen, gewöhnlich etwas dunkler gefärbtem Urgebirgsstein im unregelmäßigen Verband von Dreiviertel-, Vier- und Fünfeckigen zusammengesetzte Wandmauerfällung ausdrucksvoll zur Geltung.

Mit diesem vergleichenden Seitenbilde verlassen wir das im „Wegweiser“ noch nicht aufgenommene, deshalb hier etwas breiter behandelte eigentliche castrum und wenden uns zu dem zweiten Objekt, der völlig freigelegten villa.

Da dieselbe in genanntem Führer mit Beigabe eines Lageplans genau beschrieben, so sei jetzt nur kurz gestreift. In derselben befinden sich auch verschiedene Räume für Vordereinrichtungen, zum Teil gut erhalten mit noch heutzutage leidlich funktionierenden Heiz-, bezw. Erwärmungsvorrichtungen, Hypocausten, wie durch ein einzelnabesetztes Strohgefäß mahnendlich vor Augen kam.

Darüber sind einige Flöttinggräber mit Skeletten aufgedeckt, auch wird ein einzelner starker Manneshübel gezeigt, der bei Hoflegung des vorhin erwähnten Hofes sich vorfand und vermutlich einer der entscheidigen Erläuterung des Lagers einschlagenden Schildecke angehörend haben dürfte. Der Besatz ereignete sich eines untafelhaften Schiffes, an dem jetzt noch sämtliche Jähre unversehrt vorhanden sind. Ferner sind die Gipsabgüsse zweier Notdiplomata und eines Fortunaabemaltes in erhabener Arbeit aufgestellt, deren Originale nebst anderen wichtigen Sachen dem Kreismuseum in Landshut einverleibt wurden. — Ein Altar aus dem Jahre 211 n. Chr. befindet sich im Königl. Nationalmuseum zu München. —

Im Schulhause endlich war eine Sammlung der neuesten Fundgegenstände behufs Sichtung und Inventarisierung aufgeschrieben: Von Kost mehr oder weniger zerfressene Schwerter, Schellen und Pfeilspitzen, Fingerringel mit Legionstempel und Elmschöpfen aus germanischem Thon, Schälgefäße, Körbe, Christbesen, eisenerne Eisenadler wie aus vom Boden, hübsche Gemmen, Ringe und sonstiger Kram, ferner starke Nischwehkronen mit einem kurz abgehauenen Stück der Stange, wohl zu Werkzeuggriffen bestimmt, stonische Überzähne, „Hauer“ von Wildschweinen, wie sie der spottlustige Epigone, vornehmlich der Nischjäger, in Silber gefaßt an der Urkette trägt. — Edel- und Schwarzgold mochte der seit urvorzeitlichen Zeiten mit Eisen und Buchen bestickte beschorene große Nienheimer Bergort besonders damals in schwerer Menge beherbergt haben, bis allmählich mit fortschreitender Kultur eine ausgebreitete Gold- und Silbergewinnung im Laufe der Zeit den Wohlstand in engerer Wildbahn vertrieb und das in Herden zur sog. Schmolzweide eingetriebene zahre Schwärme seinen wilden Vetter in dem bisher ungeschmäckten Genuss der jeweiligen Spreng-, Hals- und Pollmästen erheblich beinträchtigte. —

Vochinteressant ist die im Schulhause ebenfalls befindliche Münzsammlung: Neben einem einzigen, aber vorzüglich erhaltenen Goldstück, so funktionslos glänzend, als läme es gerade vom Prägestock, umfaßt sie eine größere Anzahl Silber- und Bronzemünzen von Vespasian (69—79 n. Chr.) bis zu Konstantin dem Großen (323—337 n. Chr.), letztere mit Kreuzen, ein Symbol des als Staatsreligion anerkannten Christentums. Mehr oder weniger zahlreich sind ferner die Münzstücke nachgenannter römischer Kaiser, zugleich hauptsächliche Träger der in dem langen, 268-jährigen Zwischenraum allmählich dem Ende entgegenstrebenden Welt Herrschaft,

nämlich: Domitian (81—96), Trajan (98—117), Hadrian (117 bis 138), Antoninus Pius (138—161), Marc Aurel (161—180), Probus (276—282) und Diocletian (284—305), unter ihm (305) die letzte große Christenverfolgung.

Hoffentlich haben seit Frühjahr 1890 die mit weiteren Grabunternehmungen zu verbindenden Ausgrabungen bei Einig erfreulichen Fortgang genommen! Das allgemeine Interesse, welches man maßgebenden Ortes, in Jochkreisen und beim gebildeten Publikum ihnen entgegenbringt, dürfte sich noch erheblich steigern, wenn der von der gemeinschaftlichen Kommission für Erforschung des römisch-germanischen Limes ausgearbeitete Arbeitsplan im Laufe der nächsten Jahre praktisch durchgeführt sein wird. — Denn Einig gegenüber auf dem linken Ufer der Donau bei Nienheim läuft der berühmte römische Grenzwall, „Hofgraben“, auch kurzweg „Hofl“, in Süddeutschland allgemeiner „Teufelsmauer“ genannt, welcher bei der Hadrianshöhe am sog. „Hofl“ („Hadrian“) Fled bis zur Tomou, von da durch den Nienheimer Forst in das Altmaßthal nach Gumpshausen zu und dann quer durch das Land zum Refor, Rain und Klein sich hinzieht.

Im „Bayerland“ Nr. 2 und 3, I. Heft des heutigen (dritten) Jahrganges, befindet sich aus der beruflichen Feder von Hugo Krauß ein nach jeder Hinsicht vollendeter Aufsatz „Die Teufelsmauer“. Der geehrte Herr Verfasser wird es wohl nicht verübeln, wenn in teilweiser Ergänzung seiner historischen Mitteilungen die schon vor 1² Jahren anlässlich des Einiger Besuchs bei verschiedenen Autoren, darunter Dr. Anton Steudle, † Erzbischof von München-Freising, „das Bistum Augsburg“ (Kondhospit Donauwörth, Dinkelsbühl etc.), gesammelten und in neubereiteter Peiorität niedergeschriebenen Daten über Entstehung, Ausbau und Verlauf des römisch-germanischen Grenzalles in Kürze wiedergegeben werden: Nachdem die Römerherrschaft in der sog. Teufelsgerichsacht (9 n. Chr.) durch Armin trotz späterer, vorübergehender Erfolge des edlen Teufelsjohannes Germanicus (14—16) und Cäcinius im rechtsrheinischen Germanien getrocknet war, blickten die Grenzen zwischen Römer und Germanen fast zwei Jahrhunderte lang im großen gleich. Erliere bestrahlten sich zur Erhaltung ihres Bestandes und Einflusses wesentlich auf die Verteidigung. Zum Schutze ihrer südwestlichen Eroberungen gegen die Parbaren der Germania magna begannen sie schon unter Domitian (81—96) mit der Anlage eines Grenzalles zwischen Rhein und Donau, welchen drei Stoßstellen, den sog. arce decumates, angeordnete Soldaten zu bewachen hatten. Unter Kaiser Hadrian (117—138) wurde dieser „limos imperii“ oder transdanubianus“ an der Donau und noch weiter ausgebaut, woson die schon erwähnte, zwischen Nienheim und Pöfderfeld am linken Donauufer stehende Hadrianshöhe noch heute Zeugnis ablegt. Deshalb hieß er auch „vallum Hadriani“ und später wegen Anlage weiterer Befestigungen mit Türmen etc. durch Kaiser Probus (276—282) „vallum Probi“.

Dieser ungeheure Bau, „der das römische Germanien gegen das freie Schießen sollte, oder nicht auf die Daser konnte“, zog sich in einer Längenausdehnung von 70 deutschen Meilen von Koblenz am Rhein bis nach Kleve an der Donau. „Im Rheingebiet war der Wall von Erde mit Pfahlwald und Graben davon, im Donaugebiet von Stein mit Straße darauf.“ Die Entstehung eines so außergewöhnlichen, gewaltigen Wertes

schrieb der spätere Volksglaube dämonischen Kräften zu, daher der Name „Teufelsmauer“.

Von den vielen Kastellen, welche zum Schutze und zur Befestigung des großen Grenzlandes südlich von ihm, bezw. innerhalb des römischen Territoriums bestanden, nahm Abusina vermöge seiner Lage Stromaufwärts am weitesten natürlichen engen Felsenhorst unterhalb des heutigen Benediktinerklosters Welterburg am weitesten eine strategisch wichtige Stellung ein. Aber letzteres steigt fast senkrecht der hohe, felsige Arzbürg aus dem engen Donaualthal an.

Die Anlage von Abusina dürfte aus naheliegenden Gründen mit dem Bau der gegenüber befindlichen Strecke der Teufelsmauer zusammenstehen; seine Blüthezeit fällt in die beiden ersten Drittel des dritten Jahrhunderts; die Befestigung wurde von der Cohors tertia Britannorum. Hiegeltempel C.H.O. III. BR., gebildet. — Letzterer Umstand dürfte die oben versuchte, mit zwei Fragezeichen versehene Lösung der teilweise räthelhaften Inschrift am praetorium fast ganz hinwürgen lassen.

Die Garnison hatte späterhin schlimme Tage zu bestehen, namentlich als im Verlauf der 375 n. Chr. begangenen Völkerveränderung die Alanen wiederholt mit wechselndem Erfolge die Festung besaßen. Das castrum mählte mit so vielen großartigen militärischen und kulturellen Schöpfungen der einst weltbezugnehmenden und weltbeherrschenden stolzen Roma, später nur noch ein „Kloß auf thönernen Füßen“, das gleiche Los des Unterganges teilen. Vor manchen seiner Schicksalsgenossen ergriff sich Abusina jedoch des Verzuges, aus langsam, langsam Schimmer unter Mutter Erde wieder am Tageslicht zu erschauen und, wenn auch nur in Ruinen, die Bewunderung der Nachwelt zu erregen.

Mit all diesen Betrachtungen war geraume Zeit verstrichen; die menschliche Natur trat in ihr Recht, der fast nichterne Magen erhob berechtigten Einspruch ab so langer Vernachlässigung: In einer neuen Feldkapelle zum Schutze vor dem jenseitigen Donaualwinde nehmen wir von des mitgebrachten

Vertrates einen kleinen Juchst ein, gewürzt mit feurigem Stefienerwein von der Insel Capri, den mein liebendwürdiger Gesährte in saniger Weise zu Ehren des Tages und Ortes aus weinbaudiger Festschloße freubezog.

Also wieder geküßt und angerührt, schlugen wir uns mit stillem Abschied von der sichergewonnenen Stätte querselben zu dem in südöstlicher Richtung an Sandbarlanden vorüber nach Abenberg führenden Sträßchen und verließen uns den eben langweiligen als langen, abendlein frisch beschatteten, sonnenbeschienenen Weg, ja gut es geht, durch allerlei Geisprüche über unsere heutigen Erlebnisse. Eine miteinschneidende, ebensolche den Kurfürsten Karl Theodor berührende, außer Fachkreisen wohl wenig bekannte Anekdote sonstgeschichtlichen Inhalts will ich nicht verhehlen: Auf einer seiner Ausbügungstouren in den ihm zugefallenen bayerischen Erbländen besuchte er u. a. auch die alte Herzogsgaststadt Kelheim und den benachbarten Hienheimer Forst. Vor mehr als hundert Jahren war dieser heute noch herrliche Laubhaldenwald begrifflicher Weise mit noch sehr vielen, unralten, redenshaften Eichen bestanden, welche in ihrer großartigen Erhabenheit einen mächtigen Eindruck auf den neuen Landesherrn gemacht zu haben scheinen; denn derselbe wandte sich an den ihn begleitenden Forstmeister mit der „leutlichen“ Frage: „Sag mir Alter, wie viele solcher Eichen stehen wohl im Forste?“ Daran jener geschwind: „So viel Sterne am Himmel stehen!“

Dem hohen „Jäger aus Kurpfalz“ mag die schlagfertige Antwort seinen latin- und sterksundigen altbayerischen Grünrads wohl fast behagt haben. Weiteres verjähmte die Geschichte. — „Unzählig“ alte Eichen hat es damals dort gegeben; jezt freilich sind sie „wohlgelähmt und regitriert!“ Sie teilen eben nicht ganz das beneidenswerte Los der Geister, von denen die mit Altmeyer's Waetz besrandet gewesene Minna Herzlieb in ihrem schönen Lied „Kraft in Thüren“ singt:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Frucht,
Und mit Entzänden küßt ich auf
In jeder heitern Nacht.“

(Schluß folgt.)

Franz Marius v. Babo.

Von Heinrich Heber.

Hier haben in letzter Nummer unseres vaterländischen Dichters Maria Greif und seiner Mittelbairischen Dramen gedacht; heute sei das Andenken eines Mannes in Wort und Bild erweckt, der vor 100 Jahren großen Einfluß auf die literarische Entwicklung Bayerns äbte und ein Werk hinterließ, welches vor wenigen Jahren durch die geistreiche und geschickte Bearbeitung von Dr. Wilhelm Wappschuß zu neuem Leben erweckt wurde, das Trauerspiel „Otto von Wittelsbach“.

v. Babo wurde geboren am 14. Januar 1756 zu Ehrenbreitstein als der Sohn eines ehemaligen bayerischen Hauptmanns.

Er studierte am Jesuitenkollegium zu Koflenz; über den näheren Gang seiner Studien fehlen leider die Anhaltspunkte. Obzudazu überraschend aber muß der Erfolg derselben gewesen sein, denn wir finden ihn 1775 — er zählte damals

19 Jahre — als Regierungs- und Hofkammerrat zu Mannheim erwählt.

In diese Zeit fallen die Verhandlungen bezüglich der Gründung einer Nationalbibliothek in Mannheim, deren Direktion Lessing und deren Verwaltung Babo übernehmen sollte. Die Verhandlungen mit Lessing zerfielen sich. Babo bekam 1777 die Verwaltung und Aufsicht der Mannheimer Hofbibliothek in einem Alter von 21 Jahren. 1778 folgte er dem Kurfürsten Karl Theodor nach München; dort blieb er anfänglich ohne Amt, bis ihm die um Bayern so hoch verdiente Herzogin Maria Anna, eine Fürstin von hohem hellen Geiste 1784 das Amt ihres geheimen Sekretärs übertrug, das er bis zu ihrem Tode 1790 bekleidete. 1789 wurde er auf Veranlassung des Grafen von Namfarg, mit dem er in vertrautester Freundschaft lebte, zur Teilnahme an der Errichtung einer Militärakademie, bei welcher er bis 1799

Studienleiter war, eines Armeeverorgungshauses und der Anlage des Englischen Gartens aufgeführt. Er wurde am 8. September 1791 in den Adelsstand erhoben. Ferner wurde ihm neben dem Amte des Studienleiters der fürstlichen Mittelschule auch (1792) das eines kaisersl. geheimen Sekrätors, das eines Zensurates (1797) und endlich das eines Oberpostsekretärs übertragen. Als der Theaterintendant Graf Seccan sein Amt niederlegte, ging die Intendanz an eine Kommission über, an deren Spitze Babo stand. Grandauer, der bekannte Geschichtsschreiber des Münchener Volkstheaters sagt von seiner Amtsleitung: „Er trachtete, seine Pflicht mit dem vollen Ernst eines Ehrenmannes zu erfüllen“. Die Abneigung des Publikums gegen Schiller (siehe „Vaterland“ 2. Band Seite 146) kiffte Babo. Kogebue war für ihn wie für das Publikum der Held des Tages.

1803 wurde Babo zum Intendanten ernannt, und es gelang seiner Energie, die Zerrüttung zu heben.

Ermöhnt sei, daß er bei der Beizung Münchens 1809 durch die Esterzischer die Kasse rettete und daß er diese zur Zeit der Not des Krates durch verzinsliche Geldentnahmen auf seinem Privatcredit und unter Verpfändung seines vor der Stadt gehaltenen Grundeigentums in gutem Stand erhielt.

Er legte 1808 die Intendantur nieder und lebte in stiller, nur der Wohlthätigkeit gewidmeter Zurückgezogenheit. Er starb am 6. Februar 1822.

Die Zahl der Bühnenwerke Babos betrug 13. Wir lassen nur die bemerkwürdigsten Schauspiele ins Auge, vor allem seinen

„Otto von Wittelsbach“. Das Stück wurde am 23. November 1781 zum ersten Male in München angeführt. Nach einer zweiten Aufführung am 25. November verbot Karl Theodor weitere Vorstellungen, sowie überhaupt die aller vaterländischen Stücke, sogar die Drucklegung des „Otto“ wurde untersagt. Erst 1801 wurde das Stück neuerdings hervergeholt, es war inzwischen über die meisten Bühnen Deutschlands gegangen, hatte in Bamberg den Theaterpreis erhalten und wurde im Jahre 1810 durch Benjamin Tompson ins Englische übersetzt.

Babo ließ im Jahre 1818 einen „Tassilo“ folgen, der nicht mehr in Druck gegeben wurde, und dessen Hand-

schrift wie so manches Wertvolle dem großen Theaterbände von 1823 zum Opfer gefallen war.

H. Schneider in Würzburg, der sich Leben und Werke Babos als besonderes Studium erkor, widmet ihm folgende treffliche Charakteristik:

„Wenn auch Babo nicht zu den dramatischen Dichtern ersten Ranges gehört, so wird sein Name doch fortwährend mit Achtung genannt werden. Für uns ist er von um so größerem Wert und desto mehr in Ehren zu halten, weil hauptsächlich er bewirkt, daß Bayern in der Geschichte des regeren Lebens und der Entwicklung der dramatischen Dichtkunst mit Ehren genannt wird, als welches in ihm dem gewöhnlichen Vaterlande und seiner Literatur für jenes Fach

einen geistreichen und in den Künsten der dramatischen Kunst wohlvertrauten Dichter gebildet hat.“



Franz Maximilian Babo.

Der Viersteker.

Eine Hamburger Erinnerung.

Von R. Schaper.

Der stets revolutionäre Fortschritt der Technik, die aus den Selbstkriegen und Haubitz des Dreißigjährigen Krieges die Konstruktionsweise von Booten, Eisen u. dergleichen sich, das immerzu rollende Rad der Zeit, die aus Landstreifen und Söldlingen ein Volk in Waffen schuf, hat im Laufe der Jahrhunderte auf allen Gebieten zahllose kleinere Einrichtungen spurlos hinweggeführt. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Menschen! Derselben Generation, die ihre ersten Schulaufgaben beim Schimmer eines Kerzenlichts oder ihre ersten Lehrjahrearbeiten beim matten Scheine eines ruhenden Lampenschirms gefertigt, ist später der strahlende Glanz des

elektrischen Glühlichts zu schmecken. Städte begrüßten einst jubelnd die erste Postkutsche, während in unseren Tagen jeder Bauernhof eine Eisenbahn für sich beansprucht.

Der Feuerriemer und die martialisches Bärentänze des Landwachtregiments, die Straßen-Platane, die Postkutsche, das Blastrad und der Dreifuß, das Wirtshauschild, der die Strohen durchziehende „englische Reiter“, der Gallmeisterstreicht mit dem Strick in der Hand, der die Straße nach herrenlosen Hunden durchspähte — was, nebenbei bemerkt heutigen Tages da und dort auch nichts schaden würde —, der schwanige Gesang des nächstlichen Wälders, Gortische und

Fleischbank mit den wohlgeräucherten Rogetieren, der Boffersprenger am Schiffswinterungsstege, der allabendliche Jappensreich von der Hauptwache, sie sind dahingegangen wie in unseren Tagen die Kirchweihen zu sein aufgehört. Und mit diesen alten Dingen ist eine ganz originelle Species von Wächtern der Sanität verschwunden: Der Bierfischer.

„Hopfen und Malz — Gott erhol's!“ war zwar von jeher die Devise des bayerischen Bierbrauer gewesen, allein sintermalen es unter der christlichen Faust doch auch da und dort Schlingel und Schlemier gegeben, die sich die Erfindung des Heimsleins sehr zugute kommen liehen, hat sich schon in der „guten“ alten Zeit eine hochwachtbähliche Polizei veranlaßt gesehen, ein Aufsichtsdorgan ins Leben zu rufen, welches das Bier zu feien, das ist zu prüfen und Rapport an die Behörde zu machen hatte. Die Gaumenprobe und ein faustsicheres gutes Verständnis für gutes Bier war die Grundvoraussetzung, die der Bierfischer der alten Zeit suchten. In unseren Tagen betraut der Staat mit diesen Bierproben — natürlich auf ganz anderer Grundlage — Kapazitäten der Wissenschaft, hervorragende Chemiker und deren Jumul. Man darf dabei eben nicht übersehen, daß in den letzten Jahrzehnten erst die Bierbrauerei aus dem Stadium eines empirischen Gewerbes zu einer Species der chemisch-technischen Wissenschaft heraufgearbeitet worden ist, wie dies eben der eminente Fortschritt von Technik und Chemie mit sich gebracht hat. Nicht als ob der Bierbrauer Chemiker gewesen, im schwächeren Sinne, Gott bewahre. Die Bierbrauerei ist von allem Anfang ein chemischer Prozeß, wie auch die Kochkunst, gewesen. Doch wie kommen abseits, wie wollen ja keine Abhandlung über den Bierbrauer schreiben, sondern über Bierfischer.

Es ist erwähnt worden, daß lange vor Erfindung der Schmiralien das Institut der Bierfischer errichtet worden ist. Am 23. November 1803 ist eine kurzschlüssige Verordnung erschienen. — Daß's Inhabhaber verzeihen laß: „23. Nov. wurde gegen die Brauer verfügt — welche klar und deutlich verstanden, wie denn eigentlich ein ausübendes Bier beschaffen sein muß. Die Verordnung spricht zunächst dem Publikum das Recht zu, „für sein gutes Geld ein gutes Speisebier zu verlangen“. Ein solches „Speisebier“ (mit diesen Worten ist doch wohl angedeutet, daß das Bier einen wesentlichen Bestandteil der Nahrung der Landbewohner bildet) aber „soll“ — heißt es weiter — „stark perlen und hoch schäumen; der Schaum muß sich einige Zeit lang halten. Die Farbe gebe von Braun in das Hochgelbe, sei klar und durchsichtig. Das Bier habe einen weinicht-geistigen, pekelnden Geschmack; es muß die dem Hopfen eigene Bitterkeit mit sich führen, auf den Gaumen eine kühlende und erquickende Empfindung erzeugen, und der ligelnde Geschmack derselben muß sich auch dem Genuß mitteilen.“ Die kurzschlüssige *lex corvina* läßt sich sodann auch über die Kennzeichen der schlechten Biere vernehmen, deren sie drei Unterarten unterscheidet, nämlich: 1. Grob: geschwächt; 2. unvollkommen; 3. verdorben.

Im Jahre 1806 hat sich das Bamberger Landesdirektorium veranlaßt gesehen, einen Oberfischer zu bestellen, dessen Funktion einem gewissen Martin Friedheim übertragen wurde, von dem es in dem betreffenden Dekret heißt, daß er „schon vollständige Proben seiner chemischen Kenntniß abgelegt habe“. Friedheim erhielt für „jedermalige Abfägung und Probung“ 45 Kreuzer aus der Staatskassa angewiesen.

Eine, allerdings aus späteren Jahren stammende Dienstinstruktion führt uns in die Amtsgeheimnisse der löblichen Kiererkunst ein. Erste Bedingung für den Kandidaten des Bierfischeramtes war, daß er sich als „ein im Brauereien erfahrener Mann“ ausweisen konnte. Diese Voraussetzung ist aber nur selten und nur zufällig erfüllt worden, denn unter den Bierfischeramtskandidaten und wohlbestallten Bierfischern waren schließlich alle Gewerbe- und Berufsarten vertreten: Pensionisten, Schuster, Schneider, Leineweber, Kupferfchmiede, Kommissionsäre u. s. w. Man scheint mehr Gewicht darauf gelegt zu haben, daß der Kandidat ein gehöriges Quantum der verschiedenartigsten Biere vertragen konnte. Um aber auch in dieser Richtung nicht allzuhohe Anforderungen an Buzgel, Kopf und Magen des Bierrichters zu stellen, sollte ein Mann an einem halben Tage nicht mehr als sechs Biere kiesen. § 2 der allerhöchsten Verordnung über die Dienstverpflichtungen des Bierfischer setzt von dem Herrn Sachverständigen voraus, daß er zur Verpfehlung „seiner Geschmacks-Berzeuge unverboden und rein mitbringen und solche auch in diesem Zustande während der Kierfunktion erhalte“. Daraus mußte er auch am Abende vor seiner Ausübung „nächtern“, d. h. ohne Nausch zu Bette gegangen sein (von wegen des Katers), dann durfte er vor dem Kiesen weder Bier noch Käse, noch Schinken, weder Kümmerbrot noch Zuckerbäckereis genießen haben, ja er mußte sich vorher auch des Genußes des „Lobak's“ (Schid- und Rauchtabak) enthalten. In diesem angeleiterten Zustande trat der Kierler mit seinen Genossen das „verantwortungsvolle“ Amt an.

Der § 3 der bereit oben erwähnten „Dienstinstruktion“ für den Bierfischer“ gibt diesem genaue Anweisung, wie die Prüfung, das Kiesen, vorzunehmen war. „Das Bier darf“ — heißt es — „nicht unter 7° und nicht über 17° R Temperatur haben. Der Kierler hat einen reinen Mund voll zu nehmen, den Schluck im geschlossenen Munde zu halten, mit der Zunge am Gaumen zu reiben und dabei auf die Empfindung zu merken, die er verzeichnen wird. Sodann hat er den Mund wieder zu entleeren, und zwar das erste Mal mittels Ausspülens.“ Erst bei dem zweiten Mund voll durfte der ebidlich verpflichtete Bierfischer die Lobung hinter der Halobinde nach rückwärts in den inneren Rachen verschwinden lassen. Die Zungenprobe war nur einmal vorzunehmen; wie oft die zweite Probe zu verzeichnen war, darüber schweigt sich die Verordnung aus; wir werden aber nicht irre gehen, wenn wir annehmen, daß der Bierfischer im Verufe seiner der Verantwortlichkeit seines Amtes die Proben sehr gründlich nahm und sich nicht leichtfertig mit einem einzigen „Kußschluck“ über die Probung hinwegzusetzen pflegte. Daß bei den Proben mitunter auch äußerliche Eindrücke zu unterlaufen geneigt waren, ist aus manchem Astenstück ersichtlich und auch durch Überlieferung bekannt. „Das Bier hat ja o G'wäckel!“ diagnostizierte einmal der stadtbekannt Bierfischer Enlogius Stempelhuber. Es war um die Zeit der Sonnen- und Bierwende, wo sonst einzelne Bierfischer in das Zeichen des Stiches eintreten. Stempelhuber hatte die erste Probung instruktionsgemäß nach außen entleert und schmit dabei ein Gesicht, als ob er aufgeschpitzt worden sei. Bald aber glätteten sich seine milden Züge und infolge eines kurzen Wogenlambes, der ihm in die auf dem Rücken liegende Hand gedrückt wurde, setzte er die zweite Hälfte seines Urteilspruches in die Worte,

zum Herrn Prasolaten, welcher auf erhaltener Nachricht weit von dessen Wohnung auf dem Gang dem H. Geheimen Rath entgegengegangen, complimentirt und in seine Staats-Zimmer geführt, wo beide hohe Herren sich eine Zeitlang freundschaftlich unterhalten haben, endlich aber Herr Prasolat auf Seiten gegangen, und nach einer kurzen Beil. Sr. Excellenz H. geheime Rath in dem darüber befindlichen großen Saal gegen den Ober-Garten geführt, wo Herr Prasolat auf einem Tischelein einen etwaigen Thein nachher mit Herrrod, Tafel und Stab neben zweien stehenden Geisteslichen gezeu, wobei Herr Kistler Consulent auf der Seite gestanden, eine kurze Rede gehalten, darauf den Velen-Edt abgelesen und dann praevia Stipulatione manus der Herr Vasall diese Worte mit aufgehobenen dreien vorderen Fingern (am nachgelagert hat: So wahr mir Gott helfe und seine Heilige, worin jeder feruame actus geschlossen und dens die gratulationen gegeneinander abgelegt, darauf einzwelfen den verdienstlichen Dingen in den Staats-Zimmern des Herrn Prasolaten bis nach 12 Uhr gesprochen, dann an einer großen Tzeit wohl gepreiset worden. Nach der Tafel wurde theils gespielt, theils in dem Garten spazieren gegangen, gegen halb Sechs Uhr aber die Chaissons betreten, wosuch Sr. Excellenz H. Geheimen Rath sich bei Herrn Prasolaten beurlaubten, und von diesen bis an die Chaisson begleitet, mit den Wozigen wieder nach Hause fuhren; ansparebet hat Kants-beruener das ge- wöhnliche Douceur für die hübsige Dienerschaft an 2 Kaut- thaler dem P. Guts- meister übergeben. A. u. f. am 21. Sep- tember 1801.

v. B.



Landestracht der Gemeinde Bispingen, Bezirksamt Rittling.

Bayerische Nationaltrachten. Der rauhe Winter benahm uns die Möglichkeit, an Ort und Stelle das Material zur Beschreibung der Nationaltrachten des Landes zu sammeln, wozu uns der unerschöpfliche Festzug am 10. Octoberstag Sr. König. Hoheit des Prinz-Regenten Entzugung gegeben hatte. Sr. König. Hoheit der Prinz-Regent haben unseren Arbeiten auf dem Gebiete der Erforschung der Volkskunde mächtige Förderung angedeihen lassen durch huldvolle Überlassung des ihm feierzeit vom Central-Komitee überreichten Albums der Trachten des Festzuges.

Wir wenden uns heute zur ländlichen Gruppe des Bezirksamts Rittling, gestellt von der Gemeinde Bispingen. Derselbe Bezirksamt lieferte auch eine Gruppe in altbayerischer Bürgertracht der Stadt Burghausen, welche bereits in Nr. 2 dieses Jahrgangs, Seite 24, Beschreibung gefunden hat. — Beide Trachten gehören der Vergangenheit an. Die moderne bayerische Kleidung hat sie fast vollständig verdrängt.

Die Männer tragen schwarzen Filzhut mit vierseher, dicker Stoffschür, selbstdes hängt rechts die goldene gefasste Trodel herab. Die schwarze Tuchjacke zeigt statt der wertlosen Knos- stücke der gegenwärtigen Knosindustrie zwei Reihen von je acht

blauen und bligenden Silberzwanzigern; die Jacke ist kurz, die Hünder, die Seitentaschen sind mit Wächsen von schwarzer Fosamentrie eingefaßt. Die Weste, das Leib, ist von Scharlach- tuch oder von braunem, gezierelten Sammet, dicht am Halse geschlossen mit stehendem Kragen. Wie bei der Jacke wird der wichtige Knopf durch die 16 Silberzwanziger ersetzt. Ein buntes gezeichnetes Goldstuck schlingt sich um den weißen Hemdtragen. Der breite Lederzug ist grün, die vierfache weiße Stiderei aus Fluores- fchern zeigt in hübscher, reicher Ornamentik den vollen Namen oder wenigstens die Anfangsbuchstaben des Besitzers. Im Gürtel findet auch die Uhr ihren Plaz. An mehrerer Silberseite dau- men alle möglichen Anhängel, Uferschlüssel, Siegel, Geden- münzen, sogar ein Bijambüchlein. Tiefelbe reiche Behängung wiederholt sich bei der Weste, deren Kofee in luxuriöser Weise vielfach ganz aus Silber sind. Die schwarzledernen Hosen, an den Taschen gefest, finden in den bis zur Kniehöhe reichenden roten Zuchtschleusen. —

Bei Betrachtung des weiblichen Kostüms finden wir vor allem eine originelle Form der Pelzhaute aus Ottersfell. Die Cylinderform ist nach vorn durchbrochen, um den godgestrichen Boden, „Bömer“, mit den immerwährend zitternden Wüandgen und den hübschen schneid, die sogen. „Biverer“ zu zeigen. In der Kleidung des- sammen wir den trohen Farbensinn der früheren Zeit, der anseher jetigen Tracht immer mehr und mehr zu ent- schwinden droht. Das seidene Bruststück zeigt ein großes feines Blumenmuster auf weißer Grunde mit einer von hellstem

Rosa in tiefes Porzau übergehenden Verde. Die Blumen wechseln in Blau, Rot und Gelb. Das schwarze Nieder ist auf jeder Seite mit sechs Hosen versehen; an dieselben ist das mächtige Silbergeschwür festgemacht, dessen Reite acht Meter lang ist. Mit der Kofebreit her Reite, welche die Trägerin über die Achsel bis Mitte des Rückens fallen läßt, stimmt der putzige breite Schürzfitt, in dessen Kränlein ein Ring eingeschaltet ist, von welchem die Reite ausläuft. Mächtige breite Gedenthalter und Rängen erlöhen den Wert des Schmuckes, bei dessen Anzichlung wir die großen Öhringe mit breiten bunten Steinen, sowie die drei amangreichen Broden an der Brust sowie die halben Ringerringe nicht vergessen dürfen. Das Oberbüden, von der Besidterung draußengerichte „Aner- rödchen“ genannt, ist, wie der Kof, von Seide, es wird mit Vorliebe dunkles Nieschrot mit Blumenbesinn gewöhlt. Die Armel haben schwarze Sammetausfchüge mit weißen Spitzen besetzt. Des Schürzchen ist von zarter weißer Seide, und fast jedes derselben ist für sich ein Kammert durch die herrliche Handstickerei des untern Teils, Feldblumen und Rosendüthen dar- stellend.



N^o 35.

Erhalten höchstens zehn Exemplare aus dem Verlage der Verlagsanstalt
 bei dem Verleger in München. Bei dem Verleger in München.

3. Jahrgang 1892.

Verstorbene.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultze
 (Beilage.)

10. Kapitel.

Die Wittigsdorfer hatte dem künftigen Feldherrn ein mit preussischen Trampeln versehenes Schreiben gebracht, aber ja begierig er war, dessen Inhalt zu erfahren, es gab im Geschick so viel zu erleben, daß er wohl oder übel seine Ungeduld zählen mußte, denn immer erst nach geschehenem Tagwerk fand er Ruhe zur regelrechten Erledigung seiner eigenen persönlichen Angelegenheiten. So schloß er sich denn in sein Zimmerchen ein, setzte sich an den Tisch und erbrach erwartungsvoll das vielfach gestellte Schreiben. Der Brief war aus Rathenow, von seinem Vetter, dem einzigen seiner noch lebenden Anverwandten, geschrieben und lautete wie folgt: „Lieberwertester Vetter Karl! Eine lange Reihe von Jahren ist verlossen, seit wir uns nicht mehr gesehen. Du bist damals halb im Anfrücken von mir gegangen, weil es Dir bei uns in Rathenow zu stille gewesen, und weil Du die Welt hast sehen wollen. Nur wenig habe ich unterdessen von Dir erfahren. Ich weiß, daß Du am Rhein landstationiert und seit einigen Monaten eine Stelle angenommen hast in einem großen Handelsbause Nürnbergs, wozu ich diesen Brief adressiert habe. Mich drängt ein ganz bestimmter Anlaß, diesmal an Dich zu schreiben, lieber Karl! Ich bin nachgerade alt und müde geworden und sehne mich nach einer Stütze, daher ich Dir allen Ernstes den Vorschlag mache, Deine Stellung in Nürnberg anzugehen, um als Teilhaber in mein Geschäft einzutreten, das Dir unter Umständen vielleicht späterhin ganz zufallen könnte. Es muß Dir bekannt sein, daß mein Leberhandel jederzeit einen bedeutenden Nutzen abgeworfen hat, der

Gewinn siehe sich erheblich steigern, wenn fortan eine jüngere, frische Kraft am Geschäft Anteil nähme. In den nächsten Jahren stehen mir große Lieferungen für die kgl. preussische Armee in sicherer Aussicht, ob ich sie aber annehmen werde, hängt ganz von Deiner Antwort auf diese meine Anfrage ab, denn allein und ohne Teilhaber will ich mich nicht in meinen alten Tagen auf solche Unternehmungen einlassen. Hat es doch ohnehin noch immer für mich und Charlotte gereicht, und ist sogar jedes Jahr ein Erntedliches übrig geblieben, das ich sicher in Grundstücken angelegt. Ich stehe mit meinem einzigen Rinde ganz allein in der Welt, alle meine Verwandten sind gestorben, ich habe niemand mehr als Dich, den Sohn meiner lieblichen Waise. Gehe ich nun einen ganz Fremden in mein Haus und Geschäft aufnehme, wolle ich vorerst bei Dir anfragen, ob Du nicht Lust hättest, mein Teilhaber zu werden. Ich verlange kein Einlagekapital, nur eine frische und tüchtige Arbeitskraft, dafür nun biete ich Dir ein höchst Erntedliches: eine nach allen Seiten hin festgesicherte Existenz. Überlege Dir doch ja meinen Vorschlag reiflich, ich lasse Dir Zeit dazu, ich will Dich mit einer Entscheidung gewiß nicht drängen. Was soll das Herumschwärmen in der Fremde nützen, wenn Dir daheim ein warmes Nest, in welches Du Dich nur hineinsetzen brauchst, bereitet ist? Charlotte hat Dich, ihren treuen Spielgefährten aus früheren Jahren her, noch immer nicht vergessen, sie spricht fast jeden Tag von Dir und hat mit an Dich die allerbesten Grüße aufgetragen. Wie schön wäre es, ist immer ihr zweites Wort, wenn Karl wieder hier wohnte, am Tage mit Dir im Geschäft thätig wäre und in

den langen Winterabenden uns erzählt, was er in der fremden Welt bezaun gesehen und erlebt hat! Ich glaube, Charlotte hat noch viel mehr Sehnsucht nach Dir als ich selber, und schon dieser Umstand allein sollte Dich bestimmen, an eine baldige Heimkehr zu denken. Ich habe neulich gehört, daß die Franzosen in Franzen sein sollen, aber niemand hier hält es für möglich, daß sie nach Nienberg kommen, denn die alte Reichsstadt soll ja eine starke Festung sein, welche von einer tapfern Besatzung wider erteidigt wird, so daß die Fremdlinge sich die Köpfe täglich anrennen werden. Dich bezaunen die Weltkugeln im Grunde genommen so wenig zu kümmern als und hier in Matheson, wo wir alleamt im tiefsten Frieden leben, denn seit dem Überfall der Schweden unter dem alten Verflinger haben wir keinen Feind mehr gesehen. Ich weiß Dir mit bestem Willen von hier nichts Neues weiter zu berichten, als daß wir uns freuen werden, recht bald wieder von Dir zu hören, und in dieser angenehmen Hoffnung verleihe ich mit wiederholten herzlichsten Grüßen von Charlotte an Dich Dein wohlaffectionierter Vetter Friedrich Wilhelm Lehmann."

Heldrich hatte die Lesart des Briefes vollendet, er folgte das Schreiben wieder zusammen, legte es vor sich auf den Tisch und versank in tiefes Nachdenken. Da hörte er unten seinen Namen rufen. Er sprang auf, eilte an das offene Fenster und fragte, was man von ihm wolle.

„Ein Mann ist hier, der Euch zu sprechen wünscht.“

„Gut, ich komme sofort.“ Er griff nach Hut und Stiefel, nahm das Schreiben an sich und verließ das Zimmerchen. Bald sah er sich unten im Hofe einer wenig Vertrauen erweckenden Gestalt gegenüber.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte Heldrich den noch jungen Mann, der mit widerlicher Vertraulichkeit sich ihm näherte.

„Ganz recht“, entgegnete der andere im Hültertou, „Ihr seid es, darüber laun kein Zweifel mehr bestehen.“

„Ich kenne Euch nicht, habe Euch nie gesehen.“

„Kur gemacht“, befähigte der Fremde, „um so besser lerne ich Euch. Ihr schwebt dormalen in großer Gefahr, und ich bin gekommen, Euch zu warnen, Euch zu helfen. Ihr —“ Ein fröhliches Lachen war die Antwort Heldrichs.

„Ich laun Eurer Hilfe entzaunen. Laßt mich, ich habe weder Zeit noch Lust, Euch länger anzuhören.“

Aber der Fremde hatte den jungen Kaufmann beim Arm erfaßt und zückte ihm halb einige Worte ins Ohr. Betroffen blieb Heldrich stehen.

„Aha“, meinte der andere mit triumphierender Miene. „Jetzt wird es Euch wohl belieben, mich anzuhören. Aha, Ihr seid erkannt worden, als Ihr letzten Diensttag abends um 9 Uhr im Schotten der Lorenzer Kirche einen Chauffeur, dem Ihr ein Trauenzimmer abgejagt, kurzrand niedergeschlagen habt. Der Mann hat, schwer verletzt, Aufnahme im Spital gefunden, Euch aber wird man wohl schon morgen den Prozeß machen wegen menschenlichen Überalls.“

„Wann“, rief Heldrich empört aus, „ich —“

„Kuhig Blut“, warnte der Fremde, „Euer aufbraunendes Wesen laun Euch in solchen Falle nichts helfen. Ihr seid es gewesen, jedes Abkugnen ist unnütz. Hört mich also gefassen an. Ich bin, wie schon gesagt, gekommen, Euch zu warnen, denn die Richter sind Euch schon an den Fersen.“

Heldrich wurde nachdenklich. Mit listigem Augenblinzeln beobachtete ihn der andere, dann sagte er immer mit

gedämpfter Stimme: „Rettung habt Ihr einzig und allein nur durch mich zu erhoffen, und wenn Ihr Euch freigeig erweist, soll Euch kein Haar gekrämmt werden.“

Noch immer schwanke Heldrich, dann sagte er langsam und bedächtig: „Ich setze ein, daß Ihr es gut mit mir meint. Vergebt mir meine Vorkheit von vorn. Ich bin Euch ja im Gegenteil zu größtem Danke verpflichtet und will mich Euch nach allen Kräften erkenntlich zeigen, weil Ihr mich rechtzeitig gewarnt. Kommt mit mir hinaus in mein Zimmer, dort launen wir völlig ungestört weiter verhandeln.“

„Ganz recht“, nickte der Fremde mit behaglichem Schmunzeln, und die beiden stiegen die Treppe hinauf.

„Da sind wir am Ziele“, sagte der junge Kaufmann, als sie oben angekommen waren; er ließ dann dem Gast beim Eintritt in das Zimmer den Bartritt, schloß vorsichtig Fenster und Thür und machte sich in einer Schablade zu schaffen.

„Nehmt Platz“, sagte er dann, dem Besuch einen äußerst solid gearbeiteten Lehnstuhl präsentierend.

Kaum hatte der Fremde die Aufforderung Folge geleistet, als Heldrich, rath einen starken Leberrichten hervorziehend, mit Bedankensschwelle seinen Gast schon an der Sesselschele dormalen eng festgehalten hatte, daß der Überfallene nicht im Stande war, mit seinen Armen nur die geringste Bewegung auszuführen.

„So“, sagte der junge Kaufmann in ruhigstem Tone, „Schreiben und Loben würde Euch gar nichts helfen, mitthin thut Ihr am besten, Euch ganz still zu verhalten und mir auf alle meine Fragen hübsch artig Bescheid zu geben. Wer Ihr seid, braucht Ihr mir gar nicht zu sagen. Ich nehme als sicher an, daß Ihr der französischen Geheimpolizei angehört, aber am liebsten auf eigene Bedienung ein unfauberes Geschäftchen machen möchtet. Ich will aber wissen, wer es war, der Euch auf mich gehtet? Es wird am besten sein, wenn Ihr mir den Namen alsbald angebt, damit nicht unnütz Zeit verloren geht.“

„Bindet mich los, gnädigster Herr“, bat und schikte der Gefesselte. „Ich laun mich ja gar nicht rühren. Gebt mich frei!“ Heldrich hatte sich vor sein Opfer gestellt, daselbst mit prüfenden Blicken betrachtend.

„Aa, das ist ja nicht so sehr“, sagte er dann gefassen. „Es sind nur die Arme festgehalten, die Brust dagegen ist ganz frei. Wenn Ihr nicht unsothigerweise zerrt und reißt, kann die Sache Euch gar keine Beschwerde machen. Ich habe vor Zeiten dies Kunststück des driten an meinen Kameraden in der Schule ausgeübt. Laßt nur, daran ist noch niemand gestorben. Aber ich finde, daß die Belandung hier oben in meinem Zimmer weit besser ist als unten im Hofe. Der düstere Vorbau, unter dem Ihr grüthend, hat mich Euer Gesicht gar nicht erkennen lassen. Gewonnen habt Ihr freilich durch den Befehl sich nicht, wenigleich Ihr mir jetzt ganz bedeutend jünger varkommt als vorn.“

„Laßt mich los“, heulte der Angeredete, mit aller Kraft an den Riemen zerrend, „laßt mich los!“

„Na, na, gemacht“, sagte der junge Kaufmann, „Euer hübsches Gesicht wird wahrlich nicht schöner durch solche unzulasse Aufregungen. Ihr bleibt, bis Ihr mir alle Fragen, die ich Euch stellen werde, beantwortet habt.“

(Fortsetzung folgt.)

Kraibürg in der Vergangenheit.

Von Heinrich Henz

Nachdem der Inn, der wüthende Saal des Hochgebirges, das Bergland verlassen hat und in die Ebene der Hochebene eingetreten ist, behält er den Charakter des Alpenstroms bei und bahnt sich mit ungebändigter Kraft den Weg in die Arme der Donau. Mit tiefer Sähle hat er das Bett eingegriffen, in dem er seine reichenden Fluten dahinwält; bald weitet sich das Thal zu beträchtlicher Breite, und in langgezogenen Schleifen windet er sich durch buchtige Auen und weiße Geröllbänke von einem Uferhange zum andern, bald bricht er mit trotziger Gewalt durch die Felsenriegel, die sich ihm entgegenstellen und den raschen Lauf zu hemmen dröhen. So prägt er der Landschaft, die er durchwält, einen eigenartigen Stempel auf; liebliche, sanfte, einschmeichelnde Bzge fehlen dem Bilde, das dagegen an Grobheit und hohem Ernste gewinnt und durch die Pracht der Erscheinung jesselt. Zieht sich ja doch am südlichen Horizonte die in klarem Dunste verschwindende Kette der Alpen dahin, aus deren Klamern Schöbe der tosende Strom entspringt, und auf ihren Kämmen und Schraffen blinkt der weiße Schneemantel und glühern im funkelnden Sonnensichte die gleisenden Fienfelder — und einstens vor Juhrtausenden, da erstreckte sich von dort oben herab bis in unsere Landschaft hinein ein einjagz riesiges Meisergesülde, als dessen Abenden die Schattbägel der Moränen zurückgelieben sind, die jetzt die Hochfläche in malerischen Linien ziehen, und auf ihnen und weit über die Ebene hin zerstreut die gewaltigen erratischen Blöcke, die Finbünge, welche die wandernden Eiskugeln auf ihrem Rücken von den Höhen des Hochgebirges ins Flachland herangegeführt und hier abgesetzt haben, als sie selbst unter dem Ruffe der wärmer werdenden Sonne in Wasser zerronnen.

Gar reizend ist das Gelände zu beiden Seiten des Stromes. In breiten Wellen zieht das Hügelland dahin, durchbrochen von tiefengehimmten, steilwandigen Schluchten, aus ihrem Grunde rinnen schmale Bächlein durch grüne Wiesen, die letzten Überbleibsel der wüthenden Meisergewässer, die einst die kassenden Furchen wühlten; dunkle Wälder breiten ihre Schatten über Berg und Thal, und leicht hebt sich davon das helle Grün der üppigen Wiesen und das leuchtende Gold der gesegneten Saatfelder ab, und überall, von den Höhen herab, vom Saume der Forsten her und aus den Trippen hervor grünen die weißen Geshäfte in unübersehbarer Zahl. Das sind die Einbuden der Bajunoren, die einstmals nach echt germanischer Sitte das Land besiedelten, aus dem sie die weltbeherrschenden Römer nach vierhundertjährigem Regimente vertrieben. Und heute noch wohnt der fernige Bauer am liebsten wie seine Vorfahren, allein für sich, von keinem Nachbar beengt, auf dem von den Auen überkommenen Agh! Nicht allzu häufig sind die Dörfer, die sich meist nur um Kirche und Schulhaus gruppieren, und noch seltener die größeren Orte, die Märkte und die Städte, die sich insgesamt blaß dem Stromlaufe entlang entwicdelten.

Kraibürg heißt einer dieser Orte. Unlängst ist die Ableitung seines Namens, der wahrscheinlich auf das althochdeutsche Kria, Kria (d. i. die Kräfte) aber auf einen

gleichlautenden Personennamen Kria zurückführt, und dunkel ist sein Ursprung. In Wüthem, aber irrefühlichem Lokalpatriotismus wollen einheimische Geschichtsschreiber hier die Stadt Carro-lunum des römischen Geographen Ptolemaus finden, doch ist das ebeno falsch, wie die Radricht, daß von Kraibürg die einst im Kloster Attel aufbewahrten römischen Denkmale stammen, weil diese nicht hier, sondern zu Kornberg bei Attel gefunden worden sind; Römisches hat man in Kraibürg selbst noch nie entdeckt, obgleich Römerspuren in der Gegend sehr häufig sind, insbesondere Straßenreste, die allerdings nach der Untersuchung durch sachverständige Forscher harten.

Nach daß Chredorf, das in einer aus dem Jahre 772 herrührenden Urkunde genannt wird, Kraibürg sei, läßt sich nicht behaupten, weil gewiegte Forscher in diesem Chredorf den Ort Kraham bei Grüntegernbad, Bez.-A. Erding, erkennen wollen.

Heute geleitet uns die Inthalbahn am Ort und Stelle. Die Fahrt gestaltet, mit Ruhe aus des Ausblicks in die herrliche Landschaft zu erkennen und auf den Bahnhöfen mit Hülfe der Landkarte den Ort zu finden, dessen Name statz auf dem einsamen Stationsgebäude prangt. Locus a nou lucendo halt Du einmal auf Deiner Schulbank geleitet und hier tanst Du den Spruch gleich auf seine Wahrheit erproben, denn soll ein Ständlein, mitunter nach etliche Kilometer dazu, sind die Bahnhöfe entfernt von jenen Wäldern, für deren Verkehr sie die schienenlegenden Ingenieure schufen. Sie liegen eben unten im Thale, besüllt von den Wellen des grünen Inns, die Wohn hat zwar die Ufer zweimal gewechselt, ist aber hüblig oben auf der ebenen Hochfläche gebirgen. Das trifft für Wasserweg zu, für Gars und unser Kraibürg, und darum wußt Du zu Fuß zu wandern aber den Bogen bestiegen, sofern Du einem der genannten hübschen und interessanten Orte Deinen Besuch erzeigen willst. Die Wäldel wird Dich bei keinem derselben getrennen, sondern nicht bei Kraibürg. An den Fuß der Höhen geschmiegt, winkt es Dir jenseit des Stromes gar traumlich entgegen.

Doch wenn wir den rings vom Walde, dem Wäldorfer Hart, ungeschlossenen Bahnhof verlassen haben und zu Thale steigen, müssen wir noch einmal Halt machen; denn auf einer alten Hochwarterrasse liegt das Dorf Pärten, durch das die Straße führt. Ein wüthiger Hartbeere hütet hier die Herde seiner Besahenen; mehr als ein Werdjeholzer ist vergangen, seitdem er und ich die gleiche Schulbank drückten. Er hat sich dem Dienste der heiligen Kirche gewidmet und sitzt in stillem Frieden in seinem ruhigen Seelfargerichte; mich hat das Schicksal hinaus ins bewegte Leben geworfen, viel herumgewirbelt im Herrendienste, und nun lande ich meinen Roden hier und da im Faden des „Bayerlandes“, um dessen freudlichen Lesern vom Erlebten und Geschehen vorzuzupländen; darum bitte ich, mir diese Einschaltung auch zu verzeihen, denn ich kann am schon gelegenen Hartbeere des biederen Seelfargers, eingebend der einzigen Augenzeugenenschaft, nicht vorbeigehen, ohne ihm herzlichst zuzusagen: „Grüß! Dich Gott, alter Freund!“

Värten ist ein Name uralten deutschen Stammes, denn er gehört zu „baren“ („den Acker besessenen“), im Althochdeutschen *goharwa*, im Mittelhochdeutschen *gehürle*, ein Vart, das nur noch in hiesigen Wörtern erhalten, sonst ausgestorben ist und ein Seitenstück zum bayerischen *piant*, (point, Point) bildet.

Der Ort erscheint auch früh in Urkunden, denn im Jahre 1050 übergeben ein Graf Adalshof und seine Gattin Armgard ihren Herrschaft zu Vartina an die Domkirche zu Solzburg, nebst der Kirche mit den Priestern und den Vrienden baselbst. Dieser Graf war ein Sprößling des reich begüterten, mächtigen, zu den vornehmsten bayerischen Adelsfamilien zählenden Geschlechts der Grafen von Rott am Inn, und die Kirche ist wohl die ursprünglich frühromanische Johanneskapelle, welche jetzt ein Seitenstück der Pfarrkirche bildet und in der Überlieferung als die älteste Taufkirche der ganzen Gegend gilt. Daraus deutet auch schon der Name ihrer Patronin. Die Pfarrkirche ist ein gotischer Bau, selber innen verzielt; ihr Turm, d. h. der untere aus starken Quadern gebaute Theil derselben, teilt das Schicksal ja vieler anderer königlicher Bauwerke aus romanischer Zeit, daß ihm nämlich römischer Ursprung zurechnet wird, als ob nicht die Bauweise unserer Vorgänger, welche die großartigen romanischen Dome und Kirchen errichteten, ebenso viel Geschick befehlen hätten, diese massigen und meist etwas ungeschlachtet sich vor Augen stellenden Thürme auszuführen!

Im letzten Jahrhundert wollten aus allen Gegenden Hülfsuchende nach Värten zum Wunderbaue der gotischen Alta, welchen der fromme Glaube große Heilkraft für Geistes- und Gemütskranke zuschrieb.

Das aus 206 Pergamentblättern bestehende Wunderbuch selbst kam noch der Klosteraufhebung in die Mönchener Hof- und Staatsbibliothek. Es ist ein im 9. oder spätestens Anfang des 10. Jahrhunderts geschriebenes Evangelarium, d. h. die vier Evangelien mit den Psalmen des hl. Hieronymus, geziert mit den Bildnissen der vier Evangelisten. Am Schluß nennt sich der Schreiber des Buches: Framengaudus ein Eingeklosterter (inclusus) Priester; er war also ein Weltlicher, der sich nach damaliger frommer Sitte zur Erhöhung der Buße in eine Zelle hatte einschließen lassen. Auf einigen Blättern finden sich von einer Hand des 15. Jahrhunderts Randbemerkungen über den Grundbesitz und die Ertragnisse der Pfarrei Värten angebracht, und auf einem Blatte sind von einer Hand des 11. Jahrhunderts zwei Schenkungsurkunden eingeschrieben, von welchen die eine unleserlich ist, die zweite eine Vergabung der oben erwähnten Gräfin Armgard enthält, somit des Beweises liefert, daß das Buch jedenfalls im oder vor dem 11. Jahrhundert hierher kam, wenn die Sage an seiner Verbindung aus Frankreich überhaupt begründet ist.

Rachdem wir so lange bei dem interessanten Värten verweilten, wannem wir durch die im ersten Lenzejahr blühende Au und auf der Brücke über den von der Aderschmelze hochgeschwellten Strom dem schonen Markte Kraibitz zu. Er lehnt sich an den Schloßberg an, der einstmal eine feste Burg trug. Wie weit ihr Alter zurückreicht, wissen wir nicht; doch mit großer Wahrscheinlichkeit sind ihre Erbauer die mächtigen Herren des Bistums zwischen Jar und Inn, welche als Grafen von Rott (am linken Ufer zwischen Rosenheim und Wasserburg), Frontenhäuser (Bez. N. Wiltsburg) und als

Herren von Wödling (auch Wiegling, Wöding, am linken Ufer zwischen Au und Gorb) erschienen; ein Sprößling des Hauses, Graf Rana von Ratt, wird 1055 nach dem Sturze der Krone von Kaiser Heinrich III. mit der bayerischen Pfalzgrafschaft belehnt. Mit dem Bischof Konrad von Regensburg erlosch das Geschlecht 1226.

Ein Erbtöchter, Adelheid, das Kind eines Grafen Rana von Frontenhäuser, hatte einen romantischen Verheirathung. Sie ist die Brautläuferin der Gründung des reichen Klosters Baumburg und war dreimal vermählt, denn zu ihrem ursprünglichen Erbe fügte sie aus der Hinterlassenschaft eines jeden Mannes nach reichem Besitze, wodurch ihre Hand viel begehrt ward. Ihr erster Gemahl war Graf Markward von Markwardstein, von dem ihr ausgehete Güter südlich und westlich von Ehemsee zufließen; in zweiter Ehe freite sie Graf Adalrich von Pössa, ein Vetter des Grafen von Cham, und in dritter Graf Berengar I. von Sulzbach. Nur aus der Verbindung mit Ulrich (gestorben 1049) entsproß ein Kind, die Tochter Uta, die — von Vater und Mutter Seite her eine reiche viertelmännige Erbin — dem künftigen Grafen von Ortenburg, Engelbert III., später Herzog, zu den Altar folgte.

Mit ihm siedelt ein Zweig des Hauses Ortenburg nach Bayern über, und mit ihm wird der Name Kraibitz zum ersten Male in die Geschichte eingeführt. Die Abkunft der Grafen von Ortenburg hält sich in Dunkel; die Versuche, ihre Vorgänger unter den Herzogen des Nottadegaues (im mittleren und unteren Nott-Thale, am Donauufer von der Waschbüch zur Jannmündung und teilweise über den Inn hinübergreifend) oder in den rheinischen Grafen von Sponheim im Jurastrich zu finden, führten zu keinem zuverlässigen Ergebnisse. Erst in Rärnten und im 11. Jahrhundert lassen sich Spuren des Hauses sicher erkennen. Engelbert II. erwarb das markgräfliche Amt in Istrien. Von seinen Söhnen wurde Hartwig Bischof von Regensburg (1105—1136), Heinrich und Engelbert III. nach einander Herzoge von Rärnten. Nachdem Engelbert III. 1136 in das Kloster Sern eingetreten und dort gestorben war, zog sich seine Witwe Uta auf ihre bayerischen Besitzungen zurück und führte nach unserm Kraibitz den Titel einer Herzogin. Von den Söhnen Engelberts III. folgte ihm Ulrich in der herzoglichen Regierung über Rärnten, Hartwig bestieg 1156 den Regensburger Bischofsstuhl, Engelbert IV., der um 1130 zuerst austritt, wurde Markgraf von Istrien und übernahm die bayerischen Güter, während ein jüngerer Bruder Rapoto ebenfalls nach Bayern übersiedelte, die Grafschaft und Güter im Nott-Thale übernahm, hier die Burg Ortenburg erbaute und so der Stammvater des gräflichen Hauses wurde, des einzigen von den alten bayerischen Graugeschlechtern, des neben dem Wittelsbachischen nach im Namenstamme blüht.

Engelbert IV. nennt sich Markgraf von Kraibitz, von Marquardstein und von Burzen (d. i. Alteneubrunn bei Neubauern am Inn). Zwei bayerische Grafschaften sind sein eigen, beide aus dem Erbe seiner Großmutter Adelheid stammend: die eine um Kraibitz, wahrscheinlich alter Besitz des Wödlingschen Hauses, die andere um Marquardstein, Erbe Adelheids von ihrem ersten Gemahl. Engelberts Gemahlin war Rathilde, Tochter des Grafen Berengar von Sulzbach und Armgards von Wöding-Frontenhäuser. Nachdem er kinderlos

gestorben, fielen seine bayerischen Besatzungen an seinen Bruder Rapoto, während die österreichische Markgrafschaft an Berthold Grafen von Andechs kam. Rapoto starb auf dem Kreuzzuge Kaiser Barbarossas, worauf seine Witwe die Besatzungen teilte. Rapoto II. erhielt Kraiburg, Heinrich Ortenburg, letzterer pflanzte das Geschlecht fort.

Rapoto II. nahm lebhaften Anteil an den Kämpfen des Landes, insbesondere führte er mehrere blutige Fehden gegen die Herzoge von Österreich, die Grafen von Andechs, Bogen und Hols und den Bischof von Passau; hierdurch geriet er

die bayerische Pfalzgrafschaft nicht mehr verliehen, nachdem er ohne männliche Nachkommen gestorben war.

Mit der Hand seiner Tochter Elisabeth erhielt die Güter, soweit sie nicht als Lehen eingezogen wurden, Graf Heinrich von Werdenberg aus dem Geschlechte der mächtigen Rheinholer Grafen von Montfort (1256). Kurze Zeit führte er den Titel eines Pfalzgrafen von Kraiburg, dann nannte er sich, augenscheinlich auf Einsprüche der bayerischen Herzoge, nur Graf von Kraiburg und gleich darauf (1269) verkaufte er die mit seiner Frau ererbten Güter an den Herzog



Kraiburg. Nach Peter Casbills Festsitz im R. Antiquarium zu München. Von R. Schöcherl.

mit seinem eigenen Schwager Herzog Ludwig dem Kelheimer in Krieg, und dieser eroberte 1109 die Feste Kraiburg, zerstörte sie und besetzte das ganze Gebiet seines Schwagers. Drei Jahre darauf besitzte sie der letztere allerdings wieder und 1208 erhielt er sogar die Würde des Pfalzgrafen in Bayern an Stelle des gekürten Pfalzgrafen Otto VIII., dessen Familiengüter und Reichthümer an Herzog Ludwig I., den Kelheimer, fielen.

Ihm folgte nach seinem Tode (1231) sein Sohn Rapoto III., der sich mit einer Burggräfin Adelheid von Rürnberg aus dem Geschlechte Hohenstauren vermählte. Auch er wurde in mancherlei Fehden verwickelt; während einer solchen fiel er in die Gefangenschaft des Bischofs Sigfried von Regensburg und mußte seine Freiheit durch große Opfer erkaufen. Mit Vorliebe nannte er sich „Pfalzgraf von Kraiburg“, doch wurde

Heinrich XIII. von Niederbayern um eine hohe Summe Geldes, seine Gattin soll er verlossen haben. Aus den Besatzungen an der Kott bildete der Herzog ein Vicecomit mit dem Sitze in Vorkfirchen, Kraiburg erhielt ein herzogliches Amt.

So war denn das mächtige Geschlecht der Grafen von Ortenburg zu Kraiburg erloschen, in dessen die niederbayrische Linie zu Ortenburg, jetzt in Franken zu Lumbach noch in Blüte steht.

Mit dem Abgange der eigenen Grafen waren zwar die längendsten Zeiten für Kraiburg vorbei, und es mußte in die Reihen der gewöhnlichen Orte eintreten; allein durch die Gunst der Lage am Strome und am Straßenübergangspunkte entwickelte sich ein lebhafter Handel, namentlich mit Getreide, und eine flotte Schifffahrt, welche wiederum den Gewerben zu regem Betriebe verhalfen. Zu seiner Blüte trugen auch die

von den Herzogen verlichenen Privilegien (Märkte und sonstige Freiheiten) viel bei. Der Umschwung der Neuzeit, der alle kleineren Orte schädigt, machte sich zwar auch hier empfindlich bemerkbar, und nicht jeder Versuch mit dem mabernen Fortschritte gelang, z. B. wurde die in den fünfziger Jahren auf dem Jan begonnene Dampfschiffahrt bald wieder eingestellt.

Durch den Leinens des Herzogs Heinrich XIII. erfolgte ein Kauf geübter Krainburg an den niederösterreichischen Zweig des Hauses Wittelsbach bis zu deren Erlöschen (1340), gelangte dann an Kaiser Ludwig den Bayern, der Ober- und Niederbayern vereinigte, und kam 1363 an die neugegründete Linie Bayern-Landshut, nach deren Aussterben es wiederum an Oberbayern fiel (1504).

Dah nicht stets die Sonne am Himmel leucht, daß auch viel Stürme daherkraufen, das mußte Krainburg ebenfalls erleben. In der Chronik sind die großen Brände von 1384, 1548 und 1571 verzeichnet, verheerend erlitten die Fest 1570 und 1611, doch am meisten hatte der Ort unter den Drangsalen der Kriege zu leiden, deren Gewitter sich über seinem Weichbilde entluden: 1262, 1284, 1333 und 1364, während der Feinden gegen Salzburg, 1309 und 1310 gegen Österreich, 1319 und 1322 im Kriege um die deutsche Kaiserkrone zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayern. In einem neuen Kriege zwischen Bayern und Salzburg wegen Vererbungsfragen (1382—1384) überfielen die Erzbischöflichen das Gebiet Krainburg, plünderten es aus und legten die Mauer in Asche. Schlimme Tage beschworen die Zwillingskinder Herzog Ludwigs des Gebarteten gegen Heinrich von Niederbayern heraus 1420, während deren alle Dörfer ringsum in Flammen aufgingen. Im Kriege um das Erbe Herzog Georgs des Reichen von Landshut (1504), fiel Krainburg zuerst in die Hände des ersten Feldmarschalls Georg von Biepepf und kam erst durch den Kölner Spruch an die rechtmäßigen Herren, die Herzoge Wilhelm und Albrecht von Oberbayern.

Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Reformation auch in die bayerischen Gauen vordrang, gewann die protestantische Lehre in Krainburg und in der Nähe monchen Anhänger, doch erlosch das energische Auitreten Herzog Albrechts die Bewegung im Keime.

Im Dreißigjährigen Kriege war Krainburg und die Gegend öftlich vom Jan insofern vom Glück begünstigt, als kein Feind den Strom überschritt. Defensionsgedacht litt die Gegend schwer unter den Drangsalen, zumal als die Schweden 1632, 1646, 1648 Wiene machten, aber den Jan vorzubringen. Insbesondere in den beiden letztgenannten Jahren fanden sich die feindlichen Heere wochenlang stehend und beobachtend an den Ufern gegenüber, bis die Schweden abzogen. Vorher schon, 1634, hatten die Bedrückungen durch die einquartierten Kaiserlichen des Landvolk zum Aufstande gebracht; es sammelte

sich um Wasserburg und konnte nur mit Mühe zum Aus-einandergehen bezwungen werden.

Auch in den folgenden Kriegen fiel kein größerer Zusammenstoß bei Krainburg vor, aber die Brände über den Jan war ein für Feind und Freund gleich wichtiger und gleich anziehender Punkt. So ging Oberst de Wobst am 23. November 1705 hier über den Strom und fiel am folgenden Tage den aufständischen Bayern, welche Wasserburg belagerten, in den Rücken. 1742/43 legten die Österreicher hier einen verhängten Brückenkopf an, und das Gleiche geschah 1800. Die Feldzüge 1805 und 1809 brachten endlose Durchwürche, und 1813 stand Brede mit seinem Beobachtungskorps zwischen Jan und Solach vom August bis zum Oktober.

Der Vosselärm konnte die Mäen nicht zum Schweigen bringen. Die Partiebe der bayerischen Volks für dramatische Vorstellungen äußerte sich wie an manden anderen Orten auch zu Krainburg. Geistliche Schauspiele sollen schon früher dargestellt worden sein, von 1776—1826 bestand auf dem Hofbau ein gut eingerichtetes Theater, in den Jahren 1801, 1812 und 1821 wurden auf dem Marktplatz religiöse Schauspiele aufgeführt — und die künstlerischen Überlieferungen der Väter veranlaßten die Bürger, im heurigen Sommer zur Darstellung des großen wäterländischen Dramas „Ludwig der Bayer“ von Martin Grevi zu schreiten.

Bemerkenswert ist noch, daß Krainburg nicht Sitz der Pfarrei ist, sondern die Seelsorge durch einen Capellans versehen wird, der Pfarrei wohnt eine gute halbe Stunde entfernt in dem kleinen Weiler Löfering, wo schon 1068 Pfarre Adwin seinen Sitz hatte; der Pfarhof an dieser Stätte scheint von einer uralten Schenlung herzuführen.

Nö in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnten die Pfleger in der alten Grotenburg, oder im „Schloße“, wie sie der Volksmund nannte, denn wurde das Gebäude verlassen, 1756 verkauft und factan als Steinbruch verwendet. Heute ist auch die letzte Spur der alten Feste verschwunden. An ihrer Stelle erhebt sich eine hübsche Kapelle, welche vom Schiffmeister Riedl insofge eines Gelübdes für glückliche Rettung aus schwerer Gefahr erbaut wurde (1834).

Von der Höhe des Schloßberges aus bietet sich dem Auge eine prächtige Rundsicht: zu Füßen der freundliche Ort mit dem weiten, brunnengeschmückten Marktplatz, der durch die Laubgänge seiner alten Häuser den anheimelnden Charakter der Traulichkeit erhält, hinaus und hinab das lachende Innthal, vom breiten Silberband des Stromes durchzogen und gesäumt von den dunkeln Farnen auf den Höhen, im Norden hinter dem Mühlbacher Hart die sanftgeschwungenen Höhen des Jenthales, die auf das weltgerichtliche Schlachtfeld von Ampfung herabschauen, und im Süden die schneeig-leuchtende, blauaufluge Kette der Alpen!

Der Schäffleranz und der Neßlersprung.

Von Anton Reuer.

War do in Mäachen eine gar traurige Zeit im Jänner 1517. Angst und Jammer, Klage und Tröhnen holte alle erlegt, die noch am Leben waren. Wor's auch zu wundern? Der „schwarze Tod“ war durch die einst große Hauptstadt der Bayern gegangen, und scheidlich war die Zahl

beter, die er mit sich gerissen hatte. Das war nun aber schon das dritte Mal.

Schon vor vierundfünfzig Jahren (im Jahre 1463) war dies Uebel durch Pilgrime aus dem Orient eingeschleppt worden, und die alten Leute erzählten noch mit Grauen von der

schweren Zeit, und wie man da keinen Menschen ununtersucht in die Stadt ließ, ja selbst Waren und Briefe rücherte, ehe sie hereinbrachten, wie man die Eisenmang- und Kreuzgasse ganz gesperrt hatte, anfangs mit Ketten, dann aber, als doch hier und da einer durchschlüpfte, gar mit Brettern. In den Straßen wurden ganze Haufen Bacholdersträuße verbrannt, und ein eigener Pesthaufen war angelegt, der im Sendlingerthorort wohnte; dem umgeachtet fielen die Leute nur so dahin auf Straßen und in Häusern und starben und wurden schwarz, gar graulich anzusehen. Und all die Ärzte und gelehrten Herren wußten kein Mittel, und der Schwazge Tod nahm auch die Medicos und Chirurgiae Magistros dahin mit sich. Als endlich die schreckliche Krankheit zu Ende Septembris nachgelassen, da erholte sich das Schwazgebändte München nur langsam wieder — doch nach 20—30 und gar noch mehr Jahren wuchsen die jungen Leute wieder ganz lustig heran, und die Pest war schier vergessen.

Da grigte sich im Jahre 1515 abermals das Todesgeheiß, doch ging es bald oorüber, obwohl es auch einsome Menschen mit munden Herzen genug hinterließ. Aber 1517 wor's wieder arg, ja wohl noch ärger als vor 54 Jahren; denn man hatte diesmal die graße Vorficht nicht angewendet wie damals, und so verbreitete sich der schreckliche Schwazge Tod mit graufiger Schnelle durch die ratlose Stadt. Man wußte vor Angst nicht mehr, wohin. Wohl über 5000 Menschen starben des schrecklichen Todes an der „Pest“. Da stand auf dem „Anger“ eine kleine Kapelle beim Hause des Klosters Oberberg, die schon Abt Ulrich im Jahre 1297 mag haben erbauen lassen — nun mochte man auch ein Gebömb, diese Kapelle neu und größer zu bauen zu Ehren des heiligen Sebastian, des Pestpatrons. So geschah es denn auch, und die Sebastiankapelle am Anger wurde vom damaligen Baurmeister Leonhard Holzer stuttisch erbaut und, bis selber auch Bildhauer war, mit der Statue des Heiligen in Kriegsbleidung der Hochallee geziert.

Aber die Angst der Münchner war so groß geworden, daß viele gar nicht einmal mehr zur Kirche zu gehen wagten. Die Pest war wohl zu Ende, aber Totentille blies in der Stadt zurüd. Wer nicht mußte, verließ gewiß das Haus nicht, ja selbst ans Fenster zu gehen, hatte man verlernt. War's aber zu wandern? Wer konnte wissen, ob der erste, der das Haus verließ, nicht abermals erkrankt und dahinsiel van der „Pest“ ergriffen? Und warum hätte man mehr zum Fenster gehen sollen? Sterbende, Tote, Leichenträger, Särge hatte man ja zu schaurigen Genüge gesehen! Hatte man auch im Jahre 1463 gesagt, die Pest sei zu Ende um

Michaeli, und doch starb dann noch sogar bei mitregrierende Herzog Johann, obwohl er sich ins Jagdschloß Hartmanns (die jetzige Wennerichswalge) geflüchtet, nach im November jenes Jahres, erst 26 Jahre alt († 10. November 1463). Konnte es nicht wieder manden so gehen, der sich hinauszogte, darauf bauend, daß man die Pest als erloschen erklärte?!

Dah unter solchen Umständen die Hofschkürer leer, darß ich wohl nicht erst sagen, es sah aber auch sonst noch gar schlimm und übel aus. Die Reichen verflochten sich in ihre Häuser, die größten Geschäfte standen still, die Weinschenken hatten keinen Gast, die Bräuer wollten nicht sieden, und da niemand ausgehen mochte, gab's auch süe die Schneider und Schuster wenig Arbeit. Den meisten hatte ja der Meister Schreiner das Kleid angemessen und mit Habelspänen gefüllt, daß Gott erborn!



Dazu kam noch, daß von draußen niemand herein wollte in die Peststadt, gar nicht zu sagen von Fremden, denn wer wollte sich vor dem Thore auf eine Bödenhaut legen und hoch in die Luft schleudern lassen, ehe er die Stadt betreten durfte? Das war nicht jedermanns Geschmack, wäer auch meiner nicht gewesen! Aber wäer die Fremden auch weggeblieben, wenn nue die Bauern der Umgegend nach hätten kommen wollen und Vieh zuteiben und Getreide herfahren und Eier und Schmalz und andere Lebensmittel all' bringen! Jedoch leider hatten sie nicht den Mut, und so geschah es, daß ein anderer böjer Gast im traurigen München eingezogen war, als die Pest ausgezogen war, und dieser Gast war der Hunger!

Daß die Schäßler eben auch keine Arbeit hatten, brauchen wir nicht mehr zu bereuen! Da war denn in der „äußeren Stadt“ zwischen dem schönen Thurm, der früher des Raufinger Thore geheißen, und dem „inneren sendlinger Thore“ mit der Leysler Brücke der Färbergraben, und obwohl die Schäßler ihre eigene Gasse in der „äußeren Stadt“ hatten, unterhalb unfer 2 Frauen Gottesacker bis zum Schäßlerturm hin, so wohntn doch auch auf dem Färbergraben einige Schäßler, sowie auch manch ehrjamer Weggecorrierer.

Einer von den Schäßlern nun, schlechthin Meister Martin genannt, war da, wo jetzt Kaufmanns Korb das Haus besitzt (Färbergraben Nr. 20), und da nannte man's beim Dimmelschäßler. — weiß nicht warum, einzwomenig als warum man dos oan der Sendlingergerße her hinten anstehende Haus „die Hülle“ und, weil ein Koch darin war, „beim Koch in der Hüll“ hieß. Meister Martin war früher einer der tüchtigsten Gesellschaftler gewesen, daß Scherz und Schalkheit, dabei wohl ein tüchtiger Schäßler, der sich viel in der Welt umgeschaut und Menschen und Sitten anderer Länder kennen gelernt

Auch die edle Klara war ihm nicht fremd geblieben; er konnte ganz manierlich auf der Weige spielen und hatte damit gar oft die Gesellschaften seiner Jungsgenossen sehr erweitert. Auch war er gar ein frommer Christ, voll Gottvertrauens und darum nicht gar so träben Mutes wie gar manche andere in der Münchenerstadt damals, denen alle Lebensfreude und oft die Gebetslust gemindert ward vom argen Gram und trüber Angst und Sorge.

Aber die Arbeit ruhte, und der Verdienst mit ihr.

Sah er denn einmal mit seiner Ehefrau Elisabeth im ersten Gespräch beisammen. Es war ein schöner heller Wintertag, der Boden wie mit weißem Innentuch belegt, der Himmel so blau und freundlich, als hätte er nie auf eine Pest in München herabgeschaut!

„Ist der Tag ja schön, die Sonne so freundlich, der Boden wie im Tanzsaal, und noch will niemand aus dem Hause“ — brummte Martin unwillig — „Ist doch, als wäre kein Mensch mehr in München, der so viel Mut hätte, durchs Fenster zu schauen, aber aus der Hausthür zu gehen! Da sind wir doch andere Leute, nicht wahr Alte“ — fügte er zufrieden lächelnd bei — „wir gehen alle Tag zur St. Sebastians-Kapelle am Eberdberggasse drinnen, verfluchen auch die Kadaver in der Peterskirche nicht und sind doch fröhlich und frisch.“

„Aber ja alles recht — dem lieben Gott sei's gebandt und unsrer Lieben Frau und St. Sebastian, wenn nur die Arbeit wieder ginge! Aber da steht noch das letzte Fass, das vor der „Bredeln“ bestellt war — und niemand hat es, ist ja ewig Schade am Fass, Arbeit und Zeit!“

Es trat eine lange Pause ein, beide schwiegen, weil jedes wohl noch etwas sagen wollte, aber es aus Schonung des andern wieder unterdrückte.

Doch währte es nicht lange, denn als Mutter Elisabeth ihrem Cheuirt ins offene hellblaue Kuge geschaut, da war's ihr, als könne sie diesem Manne nichts verschweigen, was sie beide nahe angeht — hatten sie ja doch schon ja mancherlei Schicksal zusammen getragen, zusammen geduldet, geschafft, gebetet — so meinte sie denn, es würde auch leichter sein, wenn er's gleich wisse, daß sie auch bald zusammen dorben sollten. Da schob freilich Meister Martin seine grüne Schlegelhaube auf dem halbkahlen Scheitel hin und her, als sie ihm mittheilte, daß sie bereits die letzten Vorräthe angegriffen habe und, so es nicht bald anders gebe, nicht mehr Rats wisse, weil mit Speise und Trank auch das Geld zu Ende sein werde! Das Letzte hatte die ehrenhafte Meisterin wie verschämt, halbtaub beiseite, denn bisher hatte Fleiß und Sparosinn immer noch hingereicht. Mit sechsten Augen, die Hände gestulzt, den Blick zum Kreuzstuhl und zur Schmerzhaften Mutter auf dem „Alte!“ in der Zimmerede gewendet, schloß sie mit ihrem Bicklingsstutzer: „Ja, ja, der Gott erbarm!“

„Sei ruhig, Alte“, sagte jetzt der Meister — „hat unser lieber Herrgott so weit gehalten, ja wird's auch schon nicht fehlen. Er hat uns bewahrt vor dem Schwarzen Tod — wir sollten ihn loben und ihm Dank sagen alle Zeit, und wir wollen verzagt sein? Hast Du die Worte vergessen: „Werfet eure Sorgen auf den Herrn, und er sorgt für euch“ — wahrlich, wir einmal die Predigt bei den Franziskanern gehört haben? Nein, wir sind nicht am Schwarzen Tod gestorben,

wir werden auch nicht verzugern! Und gleich will ich jetzt fortgehen, und Anträge machen um Arbeit!“

Sprach's und ging seinen Schritten der Kammer zu, um das Arbeitsfeld mit dem besseren Künzge zu vertauschen, und atobald, nachdem er sich mit Schwärze wohlbespritzt und mit dem heiligen Kreuz besegnet hatte, war er hinausgetreten in den einsamen Jährgraben, ein Gebetlein zum heiligen Sebastian vor sich hinnermeln. Besorgt, aber doch getroster schaute Elisabeth dem braven Manne nach. Sie war aber auch die einzige Person, die er am Fenster sah, soweit sein Weg ihn führte.

Nach geraumer Zeit hörte sie seine Schritte die tote stille Gasse herabkommen. Züster war sein Blick, und unwillig warf er die Beklänge auf den großen Eisenstich. „An unsanft — nirgends Arbeit — man läßt mich gar nicht in die Häuser ein“ — rief er — „Thüren und Läden verriegelt, und die Blechfenster sind die ärgsten Hosenhülse!“ Damit ging er hinaus in die einsame Werkstätte, Elisabeth aber blickte zum Kreuzstuhl hin, eine Thräne fiel ihr die gesuchte Wange herab, und halblaut seufzte sie: „O Schmerzhafte Mutter! Was wird das werden! Daß Gott erbarm!“

Da trat Martin plötzlich wieder ein — heiterer waren seine Züge — und sprach: „Heiß' was heißen kann, die Bredeln ist vorbei, die Luft ist rein — aber die Kat ist groß — wenn Reßen und Schlegel nichts verdienen, vielleicht hilft die Fiesel weiter!“ Und damit nahm er die alte Weige von dem Wandbalken, säuberte sie sorgfältig ab, zog die gesprungenen Seiten auf, spannte den Boden und fiedelte ganz lustig ein altes Tänzlein herab, wie er's in guten frohen Zeiten so oft gethan, seine Kameraden damit vielmals erheitert und seine Cheuirtin gar manchmal damit zu einem ehrenbaren Tanze bewogen hatte.

Elisabeth schaute ihren Mann mit besorgtem Blicke an. Fast wollte sie es bedanken, als hätte das Unglück ihm den Verstand wieder gemacht, und als er nun gar anfang, die Füße tanngerecht zu stellen und zur eigenen Musik ein Tänzlein durch die Stube zu machen, da schlug sie die Hände jämmerlich zusammen und rief aus: „O Schmerzhafte Mutter, was ist das? Nun hat ihn gar der Weltstanz erfasst!“

Martin aber lachte laut auf, trat zu ihr, gab ihr die arbeitstrauhe Hand und sagte mit seiner ehrlichen Weise: „Alte, sei ruhig, ich bin nicht nützlich, und plagt mich kein Weltstanz; aber helfen will ich, helfen Dir und mir und hundert anderen, und weil's mit dem Blechfenster nicht geht, ja ist mir meine alte Fiesel eingefallen! Schau, Gott der Herr hat den Schwarzen Tod weggewaschen von uns Mägdlein, aber statt daß nun die Leute herausgehen in die schöne frische Luft und ihm danken mit Gebet und Jubel, bleiben sie in ihren dimpfigen Stuben, wo die Luft verdorben, und der Trübsinn auch eine Krankheit ist, und darum müssen die Blechfensterleute dorben, und würden die, welche der Schwärze Tod verhängt hat, am Ende Hungers sterben! Da ist mir nun 'was eingefallen, und meine schier, der liebe Gott hat mir's so eingegeben! Schau, jemand muß den Anfang machen, jemand muß die Leute ans Fenster und auf die Gassen bringen, denn wird alles wieder recht werden. Und das wollen wir zwei thun, Du und ich! — ja schon mich nur an — Du und ich! Zur Ehre Gottes, zu Lob und Dank für unsere Lebenserhaltung wollen wir vor dem Houle ein Tänzlein machen, wie wir's vor 27 Jahren auf unsrer Hochzeit gethan haben, ich will die Fiesel

streicheln, und Du sollst tanzen mit mir, und wir wollen sehen, ob der alte lustige Martin den anderen ihre Schlafsauben nicht heruntertanzen kann!"

So sprach der brave Schäffler. Die ehrsame Weiberin hatte freilich gar manches einzuwenden, war auch ganz verächtlich bei dem Gedanken, aus offener Gasse tanzen zu fallen, aber da half alles Gegerebden nichts, und endlich begeisterte sie Martins Mut und frommer Ebelian selbst so, daß sie hinging, ihr Hochzeigewand anjog und „in Gottes Namen" ihrem Eheherrn hinaus setzte aus den stillen Hütbergaden!

Da klangen die Hüteldöne so lustig, und Martin und sein ehobar Weiblein tanzten auf der Straße, als wär' ihr Hochzeitstag.

Lange wollte sich niemand am Fenster zeigen, endlich erschien da und dort ein bleiches, angstvolles Gesicht — Kinder meist waren es und junge Mägdelein, die ja am neugierigsten sind.

Als Meister Martin dies sah, rief er ihnen zu: „Auf, ihr Stubenbocker, geht herans und schaut, wie schön es hier ist, und wie der liebe Gott wieder gehalten hat!" Aber sein Ruf blieb erfolglos. Wohl kam hin und da auch ein Mann oder eine Frau an das Fenster, aber auf die Straße wollte niemand sich wagen.

Dagging Martin zum Hause seines Junzigenossen und Nachbarn Michel und pochte mit derber Schäffler Faust, und rief ihn heraus. Aber alles umsonst! Da öffnete er selber die Thüre, wohl mag es dabei Später gegeben haben, und trat in die Werkstatt, und spielte auf der Geige den alten Jesumarsch der Schäffler, wenn sie an ihrem Tänelstag zu unsrer Lieben Frauen Pfarrkirche zogen, aber kein Michel war zu sehen. Endlich erblidete er in der Ecke das Gesicht des sonst so lustigen Bubens seines Genossen, des etwa 16 jährigen Franzl, der die Schwoegelpeife!) ganz wacker blasen konnte. Dem hatte die Kuegler aus dem Verstecke getrieben, der Vater aber hatte sich unter einer Tonne verborgen, denn er glaubte nicht anders, als Martin sei närrisch geworden.

Dieser bewies ihm aber bald das Gegentheil und hütete nicht aus, anfangs mit Gewalt und starker Faust, später mit überredendem Worte, bis auch Meister Michel versprach, mit ihm zu gehen zum Straßentanz. Da sprang Franzl lustig empor und rief: „Heido, jetzt geht's anders, da nehm' ich

meine Schwoegelpeife mit und helfe dem Meister Martin Musik machen".

So ward denn auch gethan, und alsbald hörte man im Hütbergaden eine helle Schwoegelpeife und eine Fiedel dazu, die spielten eine frohe Weile, und Meister Michel tanzte mit Martins Ehefrau einen sittigen Weuwett oder auch einen Langaus, als ob der Schäfflerhehog wäre!

So zogen die zwei Schäffler und der Bub mit Frau Ebeloth durch das tennueige Mänschen, von Schäffler zu Schäffler, und nun ging's bald leichter, als man einmal sah, daß die ersten Tänzer nicht tot hinfielen. Da schloß sich von dem Schäfflers alsbald Meister und Geiße an, und nun zog Frau Ebeloth, Gott dankend, sich zurück, jetzt tanzten der Männer genug, nun war sie entbehrlich geworden und lehrte heim und betete gar heezlich für ihreu beaven Martin und alle, die mit ihm zogen.



Am zweiten Tage war es schon ein lustig Häufllein ehrfamer Schäffler, das singend und tanzend Mänschen durchzog, Franzl vorans mit der Schwoegelpeife, ein anderer Schäfflerjunge mit ihm, der die Trommel schlug. Meister Martin ließ aber auch ein Fuß mittragen, beaufschlugen sie mit ihren Schlegeln im Takte los und tanzten dazu. Da öffneten sich die Läden und Fenster, gar bald auch da und dort eine Thür,

und als sie am dritten Tage ansyogen mit Trommel und Pfeife, da sprang aus einem Hause auch ein lustiger Kunde herbei, in scheidegem Ornande, und machte allerlei Poffen, doch man wieder lachen hörte nach langer Zeit in Mänschen.

Aber auch die Wegger hatte das schöne Beispiel der Schäffler alsbald lebendig gemacht. Meister Martin hat ja einen Bettle, der ihr Zugführer war, und sie machten es zusammen ab, daß die Wegger ihr altes Freizogen am Fischbeunen wieder hervorsuchen sollten, und wie sie einst der Geiße getrotzt um des lieben bayetischen Herrscherbaukes willen, so wollten und sollten sie jetzt auch in den Brannen speingen, daß all' Mänschen sehe, wie keine Krankheit des Schwarzen Todes mehr Lust und Wasser regiere, und nichts mehr zu befahren sei.

Da hörte man denn andern Tages abermals eine Trommel und Pfeife, das war aber nicht die der Schäffler, sondern ein anderer lustiger Zug kam durch die Kaufingergasse herab, Weggerjungen saßen zu Pferde, Weggerelchlinge in Fellen eingewickelt sprangen daneben her, und so ging's, hinterbein die Algesellen und die Weiler, zum Fischbrunnen. Da

!) Kleine Querflöte, damals ein sehr beliebtes einfaches Instrument, das auch bei den Soldaten in Begleitung der Trommel eingeführt war.

hier es wieder: „wollt ein braver Wegger sein?“ und die Lehrlinge liefen dreimal auf dem Brunnenrand umher, dann sprach der Klagefelle:

„Wo kommst Du her, aus welchem Land?“

Spricht der Lehrling: „Alhier bin ich ganz wohl bekannt, alhier hab ich das Weggerhandwerk ehlich gelernt — eberdenn will ich auch ein rechtschaffener Weggerfuchter werd'n.“

Antwortet der Klagefelle: „Ja ja, alhier hast Du das Weggerhandwerk aufrichtig und redlich gelernt, sollst auch ein rechtschaffener Weggerfuchter werd'n, Du sollst aber getauft werden bei dieser Feiert, weil Du gern Fleisch, Pratzwürst und Brat'l isst.“

Sag an mir Deinen Namen und Stamm, Dann will ich Dich taufen in Gottes Namen.“

Und der Lehrling: Mit Namen und Stamm heiß ich A. R. in allen Ehren,

Das Taufen kann mir niemand wehren.

Endlich der Klagefelle: „Kein nein, das Taufen kann Dir Niemand wehr'n:“

Aber Dein Namen und Stamm muß verändert werd'n, Du sollst hinfür heißen Johann Georg Gut, Der viel verdient und wenig verthet!“

Da kam alsbald das Volk herbei, Bubens zuerst, dann wohl auch Mägdelein, Weiber und Männer, und alle sahen die lustigen Parzische ausjungs nicht ohne Angst ins Wasser springen, als sie aber gelaud herauskamen und Köpfe austwarfen, da wurde man bald jutraulich und froh.

Und die Schäßler zogen inbeffen anbeiter von Gasse zu Gasse, und hotten ihr bestes Arbeißeid angethan, rote Jade, manchesterne Hose, schöne reine Schurzjelle und grüne Schlegelstappen. Auch hotten sie sich Reifen mit Buchslaub umwunden, und ihr Tanz wurde so immer schöner. Da zogen sie eben am Bestraßenturm beim Sendlingerthor vorbei, sieh, da kommt ein altes Bauernweiblein heringehumpelt, eine Butte auf dem gekämmten Rücken, und Eier in derselben! Hei, war da ein Inbel, es war die erste Vänerin, die sich wieder nach Münden wagte. Die Schäßler nahmen sie triumphierend in ihre Mitte, befranzten ihre Butte und lauten ihr die Eier ab, und als die Butte leer war — hui, da war der Lustig-macher oder Handwurf mit einem Sprunge in derselben, und sieh sich von dem Weiblein „Buckeltragn“ tragen. Sie aber, der die Last zu schwer war, dandte sich schnell und der „Dand überman“ purzelte aus dem Korbe, zum größten Gelächter aller Umstehenden!

Und so wurde Münden wieder fröhlich, und die Geschäfte wieder lebendig, und der Verdienst wieder möglich, und das hatten die Mündner den Schäßlern zu danken. Darum wurde ihnen das Privilegium gegeben, „daß sie alle 7 Jahre 16—24 an der Zahl, wie vormals die Eesthoben, aufziehen und einen Konstranz — den „großen Achter“ genannt mit Buchsreien aufziehen, und dann die Gesundheitsen trinken dürfen. Und so zogen sie denn fortan alle sieben Jahre durch die Stadt, und bei den frohen Tänzen waren die geübten „Reißhinger“, welche die Kunst behäsen, in einem Reize volle Weingläser über den Kopf behende zu schwingen, auch wohl durch die

Jäße zu schleudern, ohne daß ein Tröpflein des edlen Lebensjades verloren ginge. In der Mitte tragen sie aber das alte Fah mit, so lange es anshielt, auf das sie beim ersten Tanze geklopft hatten. Aber auch die „Gretl mit der Butten“ durfte nicht fehlen, nur war's ein Bauernweiblein mehr wie 1517, sondern ein lustiger Schäßlergeselle hatte einen Bauernweibetrod angezogen mit Schürze, und ein ausgestopptes Bauernweiblein war an die Butte gebunden, der Schelm selbst aber schaute oben aus der Butte in bunter Fiedeljade und einen ausgefrempten Hut auf dem Kopfe, auf dem vier Kartenasse gestekt waren, horte auch eine lange Brust und zeigte sie den Bubens dranshen, wollte sie aber einer erhaschen, da war sie sungs wieder fort.

So Lieb's bis 1802, da fand man die „Gretl in der Butt'n“ nicht mehr „zeitgemäß“ für das frisch illuminierte Johrhundert, und sie mußte verschwinden, und das alte Lieblein, von Trommeln und Pfeifen begeistert, wurde nicht mehr gehört, dafür aber waren aus den einen Handwürsten zwei geworden, denn Handkonstien sind ja gewiß jetzt noch zeitgemäß, wie die tägliche Erfahrung lehrt.

Die Schlofferjungen aber „schönsten“ (schleuderten) den „Zack“ in die Höhe, eine Figur mit großen verdrachten Augen, wie sie jene „Frenden“ mögen gemacht haben, die man im Jahre 1515 und 1517 am Thore Mündens auf eine Wärenhaut legte und emporschleuderte, damit ihre schlechte Atmosphäre sich reinigte.

Aber sie mußten sich später wohl lobet ausgeführt haben, wechhalb der Gebrauch verboten wurde, und zwar schon früh, weil bereits Burgholzer im Jahre 1798 denselben als abgeschafft erwähnt.

Nun wäre nur noch die Frage zu beantworten, warum denn über den Ursprung des Schäßlertanzes eigentlich keine Urkunde mehr bestche?

Es ist dies allerdings zu wundern, da sonst die Fänfte und Annangen derlei gewissenhaft und mit Stolz aufbewahren, während die Schäßler nichts mehr darüber besigen. Allein die Ursache ist leicht begrifflich. Der Weggerstanz hatte positive Entstehung, während der Schäßlertanz einer Zeit des tiefsten Jammers entsprang. „So lange die Krankheit selbst wüete, stoh alles, was nur fürhen konnte, aus der Stadt; nachher aber traute sich kaum einer über diese Anglißperiode zu schreiben, ohne Gefahr zu laufen, durch die Erinnerung an diesen Jammer ihn selbst zurückzurufen. Die Natur derselben war ja selbst höchst geheimnißvoll und hatte zu einer Zeit, wo es mit der Heilunde noch tief im Argen lag, so große Scheu und Entsetzen verbreitet.“ Wor's denn in der Zeit der ersten Cholera zu Münden anders? Wer hätte damals gern Notigen gemacht, mo jeder täglich fürs Leben fürchtete oder schwere Verluste erlit?

Daher nur in der Kirche das Andenken an jenes Elend blieb, in jener Wotiazelt bei St. Peter — das Schäßlerhandwerk aber hielt seinen schönen Brauch für ein lebendig Gedenkbild, und darum sei jederzeit der Schäßlertanz willkommen, als Andenken an das Vorübergehen schwerer Trübsal, aber auch als Zeugnis festen Gottvertrauens und edlen Mutes braver Mündener Handwerker. Gott segne das ehrsame Handwerk allezeit!

Kleine Mitteilungen.

Fürstliche Musik. Die Wälder erzählen von dem jüngsten Besuche des Landgrafen von Hessen am Heiligen See, doch der hohe Geist, dem leider das Licht der Augen geraubt ist, nach der Tafel selbst die Bioline ergreift und mit eminenter Virtuosität mehrere von ihm selbst komponierte Konzertsätze vortrug. Diese Befehung weckt die Erinnerung an ein Konzert der Hofe im Jahre 1771. Am 27. Februar hatte sich abends 8 Uhr in dem fürstlichen Appartements der Residenz zu München eine außerordentliche Gesellschaft versammelt. Max III. hatte seinen erlauchten Hofe, dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, zu Ehren eine musikalische Soirée veranstaltet, zu welcher die besten Kräfte der Kapelle desboten waren. Der Kurfürst von der Pfalz hatte zwei Tage vorher gelegentlich eines im Kaiserjoni ausgeführten großen Festkonzertes zwar den Leistungen der Solistinnn seinen höchsten Beifall spendet, aber zugleich bemerkt, daß denn doch des Mannheimer Orchesters das Minderere überwiege. Heute nun sollten sich nicht nur die Virtuosen der bayerischen Hofkapelle in vollstem Glanze den freudigen Ohren zeigen. Max III. selbst wollte sich als ausübender Sängler hören lassen. Das Konzert begann mit einer Symphonie von Friedrich Schubert, einem der fruchtbarsten und beliebtesten Komponisten der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Als hierbei Max III. eine Bioline ergreift, um am ersten Violin einzutreten, ließ sich Karl Theodor eine Hülfe reichen, der ebenfalls anwesende Kurfürst Alenand Wenzelstand von Triest aber trat zur zweiten Bioline, so wurde die Symphonie unter ständiger Beileitung dreier Kurfürsten angeführt. In der folgenden Nummer trat der Kurfürst als Solist in einem Konzert für die Gamba auf. Max III. war überhaupt mit einem nicht gewöhnlichen Talente für Musik ausgestattet, hatte sich von frühester Jugend ihrem Studium hingeeben und auf dem Klavier, der Bioline, dem Cello und der Gamba große Fertigkeit erworben. Auch in der Komposition hatte sich der Kurfürst mit Erfolg versucht, und ein von ihm geschriebenes »Matast matere ist noch vorhanden.

Die ersten Wäpchenbüchlein, die an der Wange abgehoben. Im das Jahr 1517 wurden zu Nürnberg die sogenannten leuchtendsten Wäpchen, d. h. Wäpchen mit Eisenkerzlicht erfinden. Früher wurden die Wäpchen, indem man sie auf ein gabelförmiges Gestell legte, mittels der Wange abgekratzt. Einige Erfindung verließ den Wäpchen eine viel größere Sicherheit im Treiben; denn man fing jetzt an, die Wäpchen an der Wange abzukratzen, was das Zielo sehr erleichterte. Nürnberg machte sich jene Erfindung sehr bald zu nuge, indem es seine Wäpchen mit solchen Wäpchen ausstrahlte, die an der Wange abgehoben wurden. Als es im Jahre 1519 sein Wäpchenbestellung zum Zug gegen Herzog Ulrich von Würtemberg stellte, ließ es zu dem bündischen Kriegsvolk u. a. auch 150 Wäpchenbüchlein stiften, »die mit guten Oberhäp versehen sein«. Der durch sein unmaßiges Wäpchen brühnende Kaiser und Viktorier J. Woobor konstatiert ausdrücklich, daß dies seines Wissens das erste Mal sei, daß Wäpchenbüchlein also begiebt worden, und also Nürnberg nicht nur der Ruhm der Erfindung des Feuerbüchleins, sondern auch der ersten Auswendung desselben bei seinem Kriegsvolk gebühre.

Die Kanbestraich von Preßfeld. War oftmals hat das »Bayerland« die Schönheiten fränkischer Kanbestrich geliebt. Wände Seite könnten wir füllen, wenn wir jetzt beginnen wollten, das herrliche Stad Erde zu schildern, in welches mit heute die Wanderung der unserer Erde nach den Nationaltraditionen führt. Wir machen Halt in Forchheim, wir haben keine Zeit, so lockend es wäre, von seinen mit den Karolingern beglückenden großartigen historischen Erinnerungen zu erzählen. Es rufen uns die Berge, die vom Oben herübergräßen. Es wäre gar lustig, im Wogen

mit fünfzig Kisten hinauszufahren in die hohe Frühlingssprache, welche mit dem schmerzigen Kanestrich der Wäpchen die Dörfer umfließt und verbleibt. Doch noch schneller führt uns das Dampfrohr zur Stelle; seit Jahrzehnten ist der Schienenstrang in grünen Thäl der Birsfeld gelegt. Es wird uns dort, nicht schon in Wäpchen den Wagen zu verlassen, um uns an dem entzückenden Kanbestrich zu erfreuen; wohl recht es uns, bei Birsfelden den Ehrenbürg hinaufzulinieren zur uralten Halbburgkapelle oder auf den Krönberg mit der Bergkapelle, so genannt, weil das auf der Höhe thronende blaue weiße Kirchturm von Nord und Süd schon Ständen zuvor dem Wanderer entgegenruft. Man glaubt, es in sanfter Erleichterung zu haben, während man noch weit von ihm entfernt ist. In Preßfeld endlich verlassen wir den Zug. Bleiblich an die waldgedeckte Höhe hingetrug, grüßt uns der freundliche Ort. Der Turm der Kirche, der mächtige Bau des unterirdischen, einst den Grafen Steinheim gehörigen Schlosses übertragen die freundlichen Häuser des Marktes, und abwärts müssen wir anseher jeder Halt gebieten und der Schilderung entsagen, wie Preßfeld so recht das Bild einer schmucken, reinlichen, geistlichen kirchlichen Ortlichkeit sei; wenn wir ein Bildwerk wägen, dann würden wir den geistlichen Kanestrich der Hof von Kleophas Schmid einen großen Stern verleihe. Auch die Fahrt ins Traubenthal müssen wir unberücksichtigt lassen, doch ausgeschoben ist nicht aufgehoben. Der Beschäftigung der Tagdiner gilt heute unsere Aufmerksamkeit. Die Gruppe des Festtages vom 12. März 1891 erhebt vor uns nach einer sehr gelungenen Aufnahme des F. v. Chironaleischen Kletters in München. Die folgen der Regel der Galanterie und widmen uns zuerst den Betretenden des schönen Beschlechts. Charakteristisch ist vor allem der schwarze Anstrich, wenn mit breiter gepreßter Vorhülle aus grünem Seidenjammert geziert. Er ist oben gestülpt, unten offen, vor Zeiten war er ganz gestülpt. Das sehr lange Jäckchen ist vorn offen, um die bunten Ähren zur Wirkung gelangen zu lassen; seine Ärmel sind in der Mitte gepufft und bogenig oben und unten gebunden. Jäckchen und Hod haben stets gleiche Farbe, bei Hochzeiten und großen Festlichkeiten wird schwarz getragen; junge Mädchen lieben auch rotbraun, dunkelblau; helle, gelbe Farben sind verpönt. Den Aufschmitz des Jäckchens füllt ein feinstes gefranstes Tuch von schwarzem Atlas, mit großen Blumennestern in den Uden; das Tuch, dessen Grundfarbton grün und rot sind, fragt sich über der Brust und wird hinten geknüpft. Über dieses Tuch kommt ein zweites, nicht einber fordenpendendes, jedoch etwas dunkleres Kräftuch, welches soje um die obere Brust und den Hals gelegt wird. Die Kopfbedeckung der Weiber bildet die Krone, jene felsame und pompöse Schmuckstück, welches, einst vielfach verbreitet, heute nur mehr in diesen fränkischen Gauen zu sehen ist. Die Krone ist aus unzähligen Goldfäden zusammengesetzt. Der dritte Akt ist von römischen Golde mit farbigen Perlen besetzt, mit ihm blüht die eigentliche weit gewölbte Krone; von den vielen Hunderten von Goldblättern, die sich in scheinbar regellosem Gewirr zusammensetzen, zeigt jedes eine andere Form: Gabeln, Kronen, Trauben, Sterne u. s. w. Wenn große Festen aus Weib- und Silberfäden umfassen in ihrer Mitte einen farbigen Stein, der wieder mit silbernen Scheiben umsaßt ist, in denen farbige Perlen ruhen. Von einer Korbette zur anderen schlagen sich weit herabfallende goldene und silberne Ketten. Unter jeder Korbette hängt an Silberfäden eine farbige Perle in Tränensform auf den Keil herab; über den Korbetten steigen auf Weib- und Silberfäden phantastische Blumen empor; den Knoten des Korbches bilden mit Silber umspinnene diese Perlen, um denen die Füllgründblumenfäden heroverwehen, an deren Spitze wieder Perlen als Lauteopfen erzhiren. Dieses stolze Prunkstück gehört der Frau, die übrigen Mädchen



N. 36.

Quartal halbjährlich ohne Sonntage und Sonnabend oder Nachbestellungen zum Preise von M. 2 — für halbes Quartal bezogen werden. Bei neuen Lieferungen bringt durch die Post ohne für Verlagsanstalt nach ein Verzeichniß einlegen.

3. Jahrgang 1892.

Verstümmelten.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schmittke
(Fortsetzung.)

Der bitterste Ingrimm, die helle Wut sprach aus den häßlichen gemeinen Zügen des Geknebelten, die kleinen Augen begannen in grünlichem Glanze zu funkeln, röchelnd ging der Atem, aber nach einer kurzen Weile war der letzte Widerstand gebrochen, und er sagte in unterwürfigem Tone: „Ich habe meine Partie verspielt und sehe, daß ich Euch nicht gewachsen bin. Macht mit mir, was Ihr wollt.“

„Wer hat Euch zu mir geschickt?“

„Niemand, Herr, ganz gewiß niemand. Ich bin aus eigenem Antrieb gekommen.“

„Die französische Geheimpolizei?“

„Rein, Herr, denn ich habe mehr Grund, sie zu fürchten, als Ihr.“

„Aha, ein wertvolles Beständnis“, murmelte Heldrich, erleichtert aufatmend.

„Nun erzählt häßlich im Zusammenhange, was Euch beunruhigt, mich hier aufzusuchen. Vor allem, wer seid Ihr eigentlich?“

„Ich heiße Schleierer, Herr, und bin aus dem Fränkischen drüben. Mich haben die Kriegsnöthe aus der Heimat vertrieben, und jetzt muß ich hier in Nürnberg Beschäftigung und Verdienst suchen.“

„Eine häßliche Beschäftigung, die Ihr da treibt, ich muß gestehen“, brummte Heldrich. „Aber weiter: wer sagte Euch von dem Chauffeur?“

„Ich selber, Herr, habe den Vorfall von weitem mit angesehen und Euch dann erkannt. Nur wußte ich nicht gleich Euren Namen und Stand.“

„Ist der Chauffeur“, fragte Heldrich weiter in etwas geprüfem Tone, „in der That bedeutlich verletzt?“

„Rein, Herr, beruhigt Euch. Ich sah, wie er sich bald nach Eurem Weggang erhob und ruhig seines Weges weiter ging.“

„So habt Ihr mir nur ein dummes Märlein aufbinden, mich in Schreden jagen wollen. Ich werde es Euch gedenken.“

„Verzeihung, Herr, Verzeihung“, winselte Schleierer, angstvoll aufblickend zu dem jungen Manne, der mit großen Schritten im Gemache auf und ab wanderte.

„Was soll ich jetzt zur Vergeltung mit Euch vornehmen?“ fragte Heldrich, plötzlich vor dem Geknebelten stehen bleibend.

„Ach, Herr, gebt mich frei“, bat Schleierer nachmal.

„Ihr sagtet mir soeben, daß Ihr allen Grund hättet, die französische Geheimpolizei zu fürchten. Warum dies? Ich verlange eine prompte Antwort.“

„Ich habe, vor einer Woche etwa, in der Gegend von Fochheim verschiedenen Proviand besorgt.“

„Gestohlen, wollen wir sagen“, warf Heldrich ein.

„Rein, nein, nicht gestohlen, ich wollte die Franzosen nur ärgern, es wäre mir aber um ein Haar recht schlecht bekommen.“

„Hättet Euch nichts geschadet, wahrlich nicht. Na, ich will Euch laufen lassen. Solch eine erbärmliche Kanaille, wie Ihr seid, laßt mir nicht weiter gefährlich werden. Macht, daß Ihr fortkommt, zu lange habt Ihr schon mit Eurer Unweisheit dies Haus geschändet. Doch hütet Euch, ich

sage es End, mir zum zweiten Male unter die Augen zu treten.“

Mit diesen Worten löste er den Riemen und öffnete dann die Thüre. Schließer sprang aus von seinem unbequemen Sitze, in nächsten Augenblicke hatte er das Zimmerchen verlassen und eilte polternden Schrittes die Treppen hinunter.

11. Kapitel.

Im traulichen Eckerküchlein des Hauses in der Kirchhofgasse saßen an einem Tische die Predigerwitwe Bauer und ihre Nichte, beide mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Frau Bauer hielt einen halb vollendeten Strumpf von mächtigen Dünenschnouren in den Händen, ohne Unterlaß klapperten die Nadeln, wenngleich das Werk nur sehr langsam und kaum merklich zu wachsen schien. Sie sprach wenig, aber immer wieder schweifte über die großen, runden Gläser der herangehaltenen Brille hinweg kritisch-bewachtende Blicke zu Anna hinüber, die oft ihre Näharbeit in des Schops sinken ließ und schließlich vor sich hin träumte.

Da hielten auf dem nahen Bauerschlagneme die Gloden bedäunend zum Stundenuwechel aus, und das junge Mädchen schief jah auf mit dem Aufe: „So spät schon, und er kommt noch immer nicht!“

„Dein Vater wird heute ohnehin nicht kommen“, sagte Frau Bauer.

„Ich dachte nicht an den Vater, ich dachte —“

„An Helrich natürlich“, fiel die Tante lebhaft ein, „und nur an ihn, das weiß ich ja längst! Alle Deine Gedanken beschäftigen sich ausschließlich nur mit seiner Person. Wo soll das enden, Anna? Hast Du Dir diese Frage nicht schon selbst gestellt?“

„Ich“, entgegnete Anna freumüthig, „habe just darüber noch nicht viel nachgedacht. Ich bin froh, wenn Herr Helrich zu uns kommen mag. Er bringt Leben und Mergang in unser gar zu süßes Haus, und dafür bin ich ihm sehr dankbar. Wie heertlich haben wir uns neulich unterhalten, als er mit uns Karten spielte. Er weiß so hübsch zu plaudern von seinem vieljährigen Erlebnissen, und dann ist er so ganz anders als die hiesigen jungen Männer.“

„Anna, Anna“, sagte die Predigerwitwe, und es klang aus dem Munde der alten Frau wie leiser Klummer. „Er ist Dir nicht gleichgültig mehr, ich weiß es längst.“

„Ja, Tante“, rief das Mädchen, lebhaft vom Sitze aufspringend, „ich liebe ihn, ich habe ihn geliebt von der ersten Stunde an, da ich ihn gesehen.“

„Und er?“

„Noch hat er sich nicht erklärt, aber sein ganzes Wesen thut mir kund, daß er mich wieder liebt“, und die Sprechende trat erschütteret die Haupt an der Tante Brust.

„Mein gutes Kind!“ sagte Frau Bauer mit weicher Stimme, und ihre Rechte strich sanft über den Scheitel der Nichte. „Aber es kann in dieser Weise nicht länger mehr fortgehen, und an mir wird es sein, jetzt zu handeln. Schon beginnt man in der Nachbarschaft zu reden über die häufigen Besuche des jungen Mannes. Ich muß —“

„Was willst Du thun, Tante?“ unterbrach Anna diese Rede. „Kein Wort an Karl, wenn Du mich lieb hast.“ Sie stand ausgerichtet zu ihrer vollen Höhe vor der alten Frau, die Hände wie zu einer Bitte erhoben.

„Nein, mein Kind“, wehrte Frau Bauer ab. „Laß mich die Sache ergehen, che noch Dein Vater Gelegenheit findet, ein entscheidendes Wort zu sprechen.“

„Karl ist ein Ehrenmann, und der Vater liebt ihn sehr.“

„Wir wollen es hoffen“, jagte die Predigerwitwe, „dann wird auch die Erklärung, die er mir abzugeben hat, frei und rüchthellos lauten.“

„Da kommt er selbst“, rief Anna aufstehend, „ich höre seinen Schritt unten auf der Straße und gehe, ihm zu öffnen.“

Sie vertief eiligt das Zimmer und lehrte bald darauf mit Helrich wieder zurück, welcher Frau Bauer in achtungsvoller Weise begrüßte. Mit prädicandem Ernst ruhten die Blicke der Predigerwitwe auf den offenen Jagen des jungen Mannes, aber die blauen Augen senkten sich nicht, sie hielten wacker stand und schauten so ansehnliche wie nur je. Dann begann der Besucher: „Ich hätte Euch einen ganz besonderen Fall vorzulegen, Frau Bauer, wenn Ihr so gut sein wollt, mich anzuhören!“

„Gewiß will ich das“, lautete die eifrigt gegebene Entgegnung, „aber nehmt doch Platz. Soll meine Nichte und verfallen, oder darf sie anwesend bleiben?“

Die beiden Frauen wechselten einen verständnißvollen Blick, als der junge Mann dann antwortete: „Fräulein Anna mag bleiben, wir verhandeln ja keine Geheimnisse. Die Sache ist in aller Kürze diese: Ich erhielt heute morgen einen Brief von meinem Vater aus Rathenow. Er verlangt, daß ich zu ihm gehe, und ich möchte doch so gern hier bleiben.“

„Euer Vater“, sagte Frau Bauer nach einer Weile, „hat ein großes Lebergeschick? So habt Ihr und einmal erzählt. Er will, daß Ihr Eure Stelle hier aufgibt und bei ihm trittet. Ist es nicht so?“

„Erstens“, wider Helrich, „aber, um die Wahrheit zu gestehen, ich habe im Grunde genommen recht wenig Lust, dies zu thun. Reimt Ihr mir auch ernstlich hierzu rathen, Frau Bauer?“

Die Predigerwitwe wurde bedenklich.

„Ist Euch denn wirklich an meinem Nale so viel gelegen?“ fragte sie halb ungläubig.

„Alles ist mir daran gelegen“, behauptete der junge Mann, „Ihr allein habt zu entscheiden.“

„Und wißt Ihr auch, welche Verantwortung Ihr damit auf mein Haupt wärgt? Sagt, drängt die Entscheidung so sehr?“

„Nicht im mindesten, Frau Bauer. Ich habe den Brief mitgebracht, Ihr müget den Inhalt erfahren und dann air Eure Ansicht darüber kund thun.“

Mit diesen Worten überreichte Helrich der Frau Bauer das Schreiben, welches diese an sich nahm, um es nahe dem Fenster aufmerksam durchzulesen. Sie lehrte, in solche Lektüre vertieft, den jungen Leuten den Rücken zu. Schnell näherte sich Helrich der Geliebten, mit Wärme ihre Hand erfassend und an die Lippen führend. Da rief die Tante mit halber Wendung gegen ihren Besucher sprechend: „Hier ist ein Wort, das ich nicht enträtheln kann. Vielleicht seid Ihr so gut, mir den ganzen Brief vorzulesen.“

„Mit Vergnügen“, antwortete Helrich, näher kommend, während Anna in eine andere Zimmercke hüftete, von dort aus mit hochroten Wangen und klopfendem Herzen den Worten

des jungen Mannes zu lauzhen. Als er gerndet und das Schreiben wieder zusammentragelot hatte, entlaid eine lüngere Pause. Niemand wagte es, das erwartungsvolle Schweigen zu brechen, denn sagte Frau Bauer langsam, aber in entschledenen Tone: „Ihr habt vorhin beantraget, Heldrich, daß Euch an meinem Räte alles gelegen ist, und so muß ich Euch sagen: die Pflichten der Dankbarkeit gegen den Bettei, der Vaterstelle an Euch vertreten, rufen Euch nach Mathenow.“

„Und wenn ein Anderer mich hier in Nürnberg zurückhielte, Frau Bauer?“

„Die Pflicht muß dem Manne über alles gehen.“

„Wahl, Frau Bauer, aber vergeßet nicht, daß mein Bettei ganz und gar nicht das Recht besitzt, solch weit gehende Ansprüche an mich zu erheben. Noch bin ich vollständig Herr meiner Entschlüsse, und so bitte ich —“

„Nein, nein“, unterbroch hostig die Predigerwitwe. „Wenn, wie Ihr selbst gesagt, die Entscheidung in meinen Händen ruhen soll, so kann und darf mein Ausspruch nur dahin lauten, daß Ihr Nürnberg verlasset und zu Eurem Bettei nach Mathenow geht.“

„Ich kann es nicht thun“, rief der junge Mann mit Ungestüm; „vor kurzem noch hätte ich leichten Sinnes ziehen können, aber jetzt ist mir das Scheiden so schwer geworden, daß bei dem bloßen Gedanken mir schon das Herz brechen will. Ich bleibe, denn Ihr könnt nicht so grausam sein, mir Eure Thüre zu verschließen, mich von demnen zu weisen, wenn Ihr aus meinem Munde erhöhret, daß ich Anna liebe, mehr, als ich mit Worten sagen kann.“

„Rath, mein einziger Rath“, jubelte das Mädchen auf, an die Brust des Geliebten stürzend, der seine Arme zärtlich um die halbe Gestalt legte und einen heißen Kuß auf die Stirne drückte. Dann traten die beiden mit verschlungenen Händen vor die Predigerwitwe, und Heldrich sprach mit bewegter Stimme: „Tante, wir bitten um Euren Segen für unser Herzessündnis.“

„Ihr habt mich überascht, Kinder“, stammelte die Angerebete. „Es war nicht recht von euch. Nach weis ich nicht, was mein Bruder dazu sagen wird.“ Da näherte sich die Nichte mit sanfter Bittsagung.

„Auch er wird Rath gern aus seinen Sohn anerkennen, dessen bin ich sicher. Ist er doch immer seines Lobes voll.“

„Er darf es noch nicht erlöshen. Ich will zu den anderen Sargen, die ihn bedrücken, nicht auch nach diese häufen. Herr Bögeli ist odwesend, die ganze Last des Geschicktes ruht nun fast ausschließlich auf meines Bruders Schultern, und ich brauche Zeit, ihn vorzubereiten.“

„Ach ja, thue es, liebste Tante!“ drängte Anna.

„Nur sochte“, wehrte lächelnd Frau Bauer ab. „ich will euch ja helfen, soweit ich es vermag. Aber ich stille dabei meine Bedingungen, auf deren Erfüllung ich strengstens bestehen muß.“

„Laßt hören, Frau Tante“, rief Heldrich, mit Wärme die Hand der Predigerwitwe drückend.

„Ihr habt meine Zustimmung zu eurem Bündnis, denn“, — setzte die Sprechende mit einem unterdrückten Seufzer hinzu — „gehörliche Dinge sind nun einmal nicht zu ändern. Von einer Verdrückung der Verlobung kann aber, so lange der Feind in der Stadt ist, nicht die Rede sein, und ich zweifle keinen Augenblick, daß mein Bruder ganz genau mit mir derselben Ansicht sein wird. Sind aber ruhigere Zeiten angebrochen, ja muß Karl unbedingt nach Mathenow reisen und dort sich mündlich mit seinem Bettei auseinandersetzen. Gerade dies kann ich ihm nicht erlassen.“

„Wirst Du lange fortbleiben, Karl?“ fragte Anna ungsvoll. „Ach! wenn Du gar immer wiederkkehrst! Wenn ich, nachdem ich Dich kaum gefunden, Dich schon wieder verlieren mühte!“

„Keine Sarge“, beruhigte der junge Mann sein Bräutchen mit frohem Wächeln, „diese Bedingung der guten Tante kann ich ja leicht eingehen. Es ist eine reine Geschicktsreise, die mich höchstens einige Wochen laßt.“

„Aber der Krieg, Tante, die Franzosen könnten Dich erschließen —“

„Du hörst ja, Anna, daß ich erst reisen soll, wenn ruhigere Zeiten angebrochen sind, wenn also Friede geschlossen ist.“

„Ach, dann waltete ich, es wäre immer noch Krieg, damit Du nicht nach Mathenow reisen könntest.“

„Aber, Anna, Du sprichst ja klüßlich daher“, sagte die Tante mit leitem Barouir, und Karl schloß mit einem feurigen Kuße für einen Augenblick seinem halben Bräutchen den kleinen rasigen Mund.

(Zwei. folgt.)

Dom Sendlingerthore zu München.

Von Hugo Arnold.

Antes Rosen erhebt sich in verschiedenen Kreisen der Hauptstadt, man möge das alte Sendlinger Thar befestigen, zumal seitdem das modernste und bestbelebte Verkehrsmittel der Neuzeit, die Pferdebahn, ihren Schienenweg durch dasselbe gelegt hat, und wir setzen nicht an, diesem lebhaften Begehren eine wirkliche Berücksichtigung zuzugerehen, wenn das halbhundertjährige Bauwerk in der That sich dem Verkehr als ein unbecommes Hindernis in die Quere stellt; ja wir gehen sogar so weit, daß wir dem Thare nicht mehr den vollen geschichtlichen Wert zuerkennen, weil es bereits seit Menschenaltren seinen Hauptbestandtheil, den eigentlichen Tharturm, verloren hat, und auf unsere Tage nur die vorgegebenen

Plankenmaße gekommen sind. Was die Frage betrifft, inwiefern der Verkehr durch diese Überbleibsel der alten Stadtbefestigung benagt werde oder nicht, so liegt diese außerhalb des Rahmens dieser Betrachtung; wir wollen uns nur mit dem Thare als geschichtlichem Bauwerke befassen. In dieser Hinsicht meinen wir nun, daß ihm trotz seiner Verfallung immerhin noch genug historischer Wert inne wagne, um reges Bedauern heranzuwachen, wenn es durch Abbruch spurlos verschwinden sollte. Denn die Bedeutung des Thares liegt weniger in den an ihm selbst haßenden örtlichen Erinnerungen, als in dem Umstande, daß es einen der lehtigsten Teile eines großen geschichtlichen Sargen darstellt, einen in stummer

Sprache und doch berebt wirkenden Zeugen des Werden und der Entfaltung der Stadt, den eine Gedächtnistafel niemals zu ersetzen vermag, selbst wenn goldene Buchstaben an einem der benachbarten Häuser verflünden: „Hier stand einst das Seublingertor“.

Stehst Du vor den ephemertrauten alten Türmen, so tritt Dir mit ihrer körperlichen Erscheinung das plastische Bild einer Vergangenheit von langen Jahrhunderten entgegen. Dich umfängt — vorausgesetzt, daß Dein idealer Sinn nicht ganz im Idealen und schalen Treiben des nüchternen Werktagelbens und im Haschen nach dem Gewinn der Stunde erloschen ist — die zauberhafte-poetische Weihe, mit welcher der Flügel-schlag entzunderter Feiern Dich umrauscht, und in Deinem Bufen regen sich die Empfindungen frommer Pietät gegen das Berl., das Deine Vorfahren sich mit kräftigen Armen erbaute, um ihr Haus und Gut, ihren Herd und ihre Habe dahinter zu sichern gegen Unbill und Zerstörungslust von wilden und unbarbarischen Feinden. Hüter dem Pallwerkstücke der Mauern und Türme erblühen gezeichnet die Heimstätten für Gewerbe, Handel und Kunst, und dankbar sollten die Entel sich immer dessen erinnern!

In Nr. 5 des vorigen Jahrgangs haben wir den freundlichen Lesern dieser Blätter erzählt, was es über zwei andere Tore Mannichens zu berichten gibt, über das Nord- und das Karlethor, und haben dabei allerlei gemeldet von dem Entstehen der Preisungswerte, welche die herzogliche und kurfürstliche Hauptstadt ehedem ebenso umschaffen wie jede andere Stadt; der Mauerbau gehörte ja in mittelalterlichen Zeiten so unbedingt zu den charakteristischen Eigen-

schaften eines Stadtwesens, daß sein heraldisches Sinnbild, die Mauerkrone, als Aushängeschild in die Wappenschilder der Städte überging. Indem wir auf jenen Aufsatz verweisen, wollen wir in nachstehenden von diesen allgemein geschichtlichen Dingen nur so viel wiederholen, als des Zusammenhanges wegen nötig ist.

Die Umsfassung der von Herzog Heinrich dem Löwen gegründeten Stadt, deren Umfang der heutzutage noch vorhandene Ring von Färbergraben über die Augustiner-, Schäffler-, Schrammberggasse, den Hofgraben und Pfisterbach entlang zum Kratten- (jetzt Klei-) Thal bezeichnet, wurde bald so eng, als die Gemeinde durch den Salzhandel und die Verlegung des herzoglichen Hofhaltes hierher nach der Teilung des Landes in Ober- und Niederbayern (1256) rasch zu hoher Blüte gedieh. In dieser ältesten Umsfassung befanden sich noch den Himmelsrichtungen 5 Thore: gegen Osten das untere oder das Thalburgthor (jetzt Katholikturm), gegen Norden das vordere Schwabingerthor in der Dientergasse (zwischen dem Gebäude der General-Administration und dem Englischen Hof) und das hintere Schwabingerthor in der Beinstraße (vor der Postdirektion), gegen Westen das obere oder das Kaufingerthor in



Das Seublingertor vor dem Abriss des Hauptturms im Jahre 1810. Jener Ansicht.
Originalzeichnung von G. H. 1810-11.

der Kaufingergasse beim Hause Nr. 21 und gegen Süden, das Seublingertor am Ende des Rinderaarckes und der Hoienngasse, mit der Teufelbrücke über den Stadtgraben. Mit Ausnahme des Thalburgthores sind sie insgesamt längst dem Verkehrsbedürfnisse gewichen.

Das Aushängen des alten Seublingertores bewahrt eine, am einst dem Herzog Ludwig dem Brandenburger gehörige, jetzt sogen. Ruffinipompe angebrachte Gedächtnistafel und zwei

Bildnisse ebendort mit den Jahreszahlen 1300 und 1600, welche uns seine damalige Gestalt vor Augen führen. Im Laufe der Zeiten hieß es *Vährich*, *Blannens*, *Ruffinsturm* und 1808 wurde es abgebrochen.

Mit dem Aufschwunge Wändens entstanden vor der Stadt, insbesondere an den auf die Thore zuführenden Straßen, ausgedehnte Anhebungen, welche bald zu förmlichen Vorstädten heranwuchsen, so daß die *Romewidigkeit* sich ergab, auch sie dem Verreiche der Stadt einzuvorziehen. Mit Ausgang des 13. Jahrhunderts schritt man daher zu einer erweiterten Umfriedung der Stadt, und zwar weislich gleich in einem so großen Rohstade, daß sie das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit hinein die Befestigungslinie geblieben ist und beim Regierungsantritte König Ludwig I. noch beinahe ununterbrochen erhalten war. Dieser neue

Mauerwerk wurde im Beginn des 14. Jahrhunderts vollendet, und darauf (1319) mit dem Bau eines zweiten Gürtels vor demselben begonnen, wodurch der zwischen beiden Umfassungen liegende Zwinger gebildet wurde. Die beiden Mauern verstärkten zahlreiche Thürme, den Fuß des äußeren Mauerwerks bespülte ein nasser Graben.

Zum Abschlusse der Straßen wurden, den alten stehengebliebenen Thoren entsprechend, neue Thore angelegt: das untere, *Thal-*, jetzt *Nortthor*, das neue *Schwabingerthor* (1318 vollendet) an der Stelle vor der jetzigen *Feldherrnhalle*, das obere oder *Kuhnbauer*, jetzt *Karlsthor* (1315 vollendet) und am südlichen Ende der *Sendlingerstraße* das zweite (äußere) *Sendlingerthor*, das 1316 zum ersten Male in Urkunden erwähnt wird. Dem Verkehrsbedürfnisse trug man angesichts der großen Ausdehnung durch Anlage weiterer Thore Rechnung, von welchen wir nur die zwischen *Nar-* und *Sendlingerthor* gelegenen anzählen wollen: Das *Täden*, *Schiffen* und *Angerthor*, letzteres in unmittelbarer Nachbarschaft des *Sendlingerthores*.

Wohl seinem Vorgänger an der inneren, alten Umfassung empfing das *Sendlingerthor* den Namen von dem benachbarten, am Abende eines einflussigen *Noruers* gelegenen Dorfe (*Ober-*) *Sending*, das uns bereits im Jahre 782 gemeinschaftlich mit *Susapinga* (*Schwabing*), als *sentilinga* (d. i. bei den *Rachkommen* des *sentillo*) in Urkunden begegnet. Es besaß einen eigenen Adel, der nach Wänden überzögele, lange Zeit unter den ersten *Patriarchenschlechtern* erscheint, schließlich aber ins *Bürgertum* zurücktrat.

Das Hauptthor. Nr. 21.

Anfänglich bestand das *Sendlingerthor* nur aus einem einzigen hohen zinnengekrönten Thorurm, dessen Ansicht von innen, von der *Sendlingerstraße* her, uns das Bild auf Seite 424 vor Augen führt. Als man im Laufe des 14. Jahrhunderts die Befestigungen verstärkte, wurden ihm zwei mächtige sechseckige Thürme vorgelegt (wahrscheinlich um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert) und durch Mauern mit dem Hauptturme verbunden, wodurch ein eingeschlossener Vorhof entstand. Hatte der stürmende Feind sich der Brücke bemächtigt und den Graben überschritten, so mußte er erst das äußere Thor zwischen den beiden Seitenthürmen erklimmen; war ihm dies gelungen, so drang er in den Vorhof ein, wo er sich zwischen den Schießscharten und dem Hauptturme aus *Schießscharten* und *Erlern* herauslaufenden Geschossen und *Wälkungsgräben* mit siedendem Wasser oder benennendem Pech in einer

schlimmen *Kaufsfalle* befand. Diese am *Nortthore* nach erstlichste Befestigungsanlage hieß der „*Barholan*“ mit einem aus dem *Krabischen* entlehnten Worte und wurde, wie dieses, durch die *Kreuzfahrer* zu uns gebracht. — Über den Graben führte eine hölzerne Brücke, und jenzeit desselben wurde verperrt den Zugang, wie und der *Waldmische* *Stadtpalan* aus dem Jahre 1613 zeigt, ein niedriger *Lamdbour*, d. i. ein leicht gemauertes, frene-



Das *Sendlingerthor*, nach Abbildung des Hauptturms bis zum Jahre 1859. Äußere Ansicht Süd-Ostseite. Originalzeichnung von H. U. 2046/57.

liertes (mit *Schießscharten* durchbrochenes) *Randel*.

So sah es vor dem *Sendlingerthore* bis zum *Dreißigjährigen Kriege* aus. *Kurfürst Maximilian I.* wandelte während desselben seine *Hauptstadt* mit *Angehob* aller *Kunst* der damaligen *Fortifikation* zu einer *Festung* um und umgab die alten *Ringmauern* mit einem *Gürtel* von 18 *Bastionen*, welche wiederum ein *breiter Wassergraben* schützte. Gerade vor das *Sendlingerthor* kam eine solche *Bastion* zu liegen, eine dergleichen vor das *auspringende Eck* am *Angerthor* (*Niste* davon haben sich bis vor *wenigen Jahren* im *Garten* des „*Glodgartens*“, jetzt „*Neue Welt*“, erhalten) und zwischen beiden befand sich wieder eine *kleinere Bastion* hart vor dem *Pal-* oder *Orgerium* der *inneren Umfassung*.

Zwischen der *letzten* genannten *Bastion* und *jener* vor dem *Sendlingerthor* führte nun von außen über das *Glacis* her der *gemeinschaftliche Zugang* zum *Sendlinger-* wie zum *Angerthore* auf einer *hölzernen Brücke* über den *Stodtgraben*, dann durch ein *gemauertes*, mit *Falkatter* versehenes *Wachthaus* und eine *Poterne* (*gestülzte Durchfahrt*) auf die *Kurtine* (d. i. *Mittelwall* zwischen den *Bastionen*), wo sich der *Weg* trennte,

nach der Linken zum Anger, nach der Rechten zum Sendlingerthor, vor welchem das Mandel nunmehr ebenfalls einen massen Graben und eine Brücke dazu erhalten hatte. Just wie die Parteien des Himmelreichs, war also der Weg zur Stadt nicht leicht zu gewinnen.

Und so blieb es, bis die neue Zeit heranbrach, welche ja viele Einrichtungen der alten umänderte und beseitigte. Nachdem die Befestigungen Münchens den erhöhten Anforderungen schon lange nicht mehr entsprachen, hob Kurfürst Max Josef IV. 1803 die Festungseigenschaft seiner Residenz förmlich auf und sich mit dem Einleiten der alten Werke beginnen. Im Jahre 1810 kam die Straße an das Sendlingerthor. Sein Hauptturm wurde abgebrochen, und die Mauer mit den Wällen var

Platz, und zur Linken erhebt sich seit 1878 ein Schulpalast, während seit neuestem die Pferdebahn vom Thortweg selbst Besitz ergriffen hat. Das Thor in seiner gegenwärtigen Gestalt zeigt das Bild hier unten.

Wardem galt die Gegend links vom Thore nicht ganz geheuer. An dem dort 1873 gefallenen Teile der Stadtmauer, sollen der Sage nach in alten Zeiten die Selbstmörder begraben worden und mancher Spuk gesehen worden sein, weshalb noch im Beginn dieses Jahrhunderts kein altes Weiblein vorbeiging, ohne sich schon und unheimlich zu betheuern. Verleitet hat auf die Enttöschung jener Sage das „Grabergrässel“ eingewirkt, das sich innen an der Mauer zum unteren Anger hinabzog, wo das Haus des Scharfrichters — im



Des Sendlingerthor im Jahre 1892. Originalzeichnung von H. Deffmann.

dem Thore abgetragen, dadurch wurde ein freier Ausgung aus dem Stadttinnen und der Sendlingerthorplatz gewonnen, in dessen Umgebung jedach die Häuser erst 1827 entstehen konnten, nachdem der seit 1812 festgesetzte, zuerst auf 4000 Fuß im Umkreis bestimmte, dann auf 2000 Fuß ermäßigte „Gesundheitszirkel“ um das allgemeine Krankenhaus aufgehoben worden war. Die beiden Plankentürme blieben stehen, so daß das Thor die Gestalt hatte, welche unser Bild auf Seite 425 zeigt. Endlich im Jahre 1860 wurden diese letzten Reste restauriert und mit der Umgebung und den noch stehenden Mauern in Einklang gebracht, wobei neben dem Thore zwei kleinere Pforten für Fußgänger getrochen wurden. In den letzten Jahren erkufte auch das ja gestaltete Thor noch mancherlei Änderungen, indem die letzten Ueberbleibsel der Stadtmauern und des Zwingers beseitigt wurden. In diesem befinden die Bürgermeister keine Wärfeln und die l. öffentliche Turnanstalt hatte sich einen nach des Tages Wähen viel besuchtem Turmplatz darin angelegt. An deren Stelle dehnt sich jetzt zur Rechten ein freier

Jahre 1572 „Haus des Bäckers“ genannt — als das einer „unehelichen Person“ nicht unter anderen Häusern, sondern alleinstehend mitten in der Straße erbaut war; erst 1841, nach dem Tode des letzten von der Stadt besoldeten Scharfrichters, wurde das Haus abgebrochen, und der Platz eingeebnet.

Mit der im Jahre 1873 erfolgten Entseugung der Stadtmauer, verschwand auch das „Haus des Bäckers“. Die Sage meldet darüber folgendes. Ein Kaufritter habe einmal der Stadt (wegen seiner dort hausenden Schwiegermutter ?!) Fehde angelündigt und gegen großen Lohn mit einem Ratsherrn ein heimliches Bündnis geschlossen, laut welchem dieser ihm zur bestimmten Zeit ein Thor öffnen sollte, damit er die Stadt überfallen, Feuer legen, und bei dem darüber entstehenden Wirrwarr nach Herzgnust plündern könne. Aber der verräterische Anschlag sei noch rechtzeitig entdeckt, und der ungetreue Ratsherr zur gerechten Strafe in diesem Turm lebendig eingemauert worden, so daß er elenden Hungertodes sterben mußte;

durch das offen gelassene Dach habe er drohend die Faust zum Himmel emporgestreckt, und zur Warnung für alle etwaigen Verräther, beyzu. solche, die es werden wollten, habe man nach seinem gütlichen Abschieden das Türlein bedocht und auf der Spitze die kleinere Faust angebracht. — Als im vorgenannten Jahre das Türmchen, das 10 Fuß Höhe und 6—8 Fuß innere Weite hatte, abgebrochen wurde, fand sich nichts Besondere vor; die drohende Faust erwies sich als ein steinerner, gänzlich verwitterter Turmknopf, dessen ursprüngliche

Gestalt nicht mehr festzustellen war. Man wollte wegen der Öffnungen im oberen Teile des Turmes in ihm einen „Luginsland“ erblicken, doch besond so nahe an den hochtrogenen Thürtürmen kein Bedürfnis nach einem solchen; zu welchem Zwecke er also diente, läßt sich nicht sagen. —

In nächster Nummer überreichen wir unsere Leser durch Bild und Beschreibung zweier werthwürdiger Umbauprojekte, welche im letzten Jahrhundert und zu Beginn des gegenwärtigen für das Sendlingerthor geplant waren.

Sine Besurbesteigung vor 141 Jahren.¹⁾

Am 28. November 1750 trat der Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken-Birkenfeld, der Herzogsohn des Prinzen Ludwig, des kaiserlichen Papen-Verwesers, von Mannheim aus eine Reise nach Italien an, deren Hauptziel Rom war. In seinem Gefolge befand sich ein Leutnant, Namens Karl Jörg, der als Reichsfurrier Dienst thut und der vom Pfalzgrafen auch beauftragt war, eine Darstellung dieser Reise abzuweisen. In Form von „Tagebuchaufzeichnungen“ hatte auch am 19. Januar 1752 der spätere in den Adelsstand erhobene und zum General beförderte Jörg die ihm von seinem hohen Herrn aufgetragene Arbeit fertiggestellt. Wir entnehmen den kulturhistorisch interessanten Aufzeichnungen, deren Original das königl. Bergheim-Geographisch in München besitzt, folgenden in der Ueberschrift bezeichneten Abschnitt:

„Nachdem ich in der Stadt (Roapel), so viel mir in aller Eile möglich, hin und wieder besichtigt, mochte ich zugleich die Anstalt, folgenden Tag — 24. Februar 1751 — den durch die Welt so berühmten Berg Vesuv, wernoch ich Zeit meines Lebens so sehrlich verlohne, zu betreiben und in genauesten Augenschein zu nehmen. Ich hatte auch das für einen Wissensbegierigen erwünschte Schicksal, die erschreckliche Beschaffenheit des Berges, da er eben in voller Hut gestanden, zu betrachten, welches seit zehn Jahren nicht geschehen.“

„Morgens um 7 Uhr septe ich mich mit schon besagtem Herrn Professor Vori — kurzweilich bayerischer Not und Professor, der bekannte Mitbegleiter der bayerischen Akademie der Wissenschaften — und meinem Joseph in eine Chaise und postierten wir beständig zwischen dem Meer und den schönsten Aussichtern zwei Stunden lang bis nach Portici, welches die Sommerwohnung des Königs, wovon ich bei der Retour vom Vesuv ein netteres zu reden haben werde. Es folgete meinem Begleiter wenig Mühe, eine Truppe Wegweiser oder vielmehr Kamellen mit ihren Maultieren, welche uns den Berg hinaufzuführen sollten, zusammenzubringen. Ich suchte für jeden meiner Reisecomponens drei tüchtige Kerle aus; wir setzten uns auf die Fiel und wollten uners Weg antreten; allein so leichtbedingst fortzukommen, war nicht möglich, indem jeder

von diesen Parthen seinen Haril Haril vorgezogen haben wollte. Ich wurde zwar ganz gemächlich von einem herantret und auf einen andern gehoben, allein dabei blieb es nicht, ich kam bis auf den dritten, und würde des Auf- und Absteigens kein Ende gewisern sein, wenn wir nicht endlich mit entblöhten Hirschwängern und Ruhe verschafft und die Kerl samt Maultieren, welche uns tüchtig dünkten, ausersetzen hätten.“

Wir troten also unsern Weg an und ritten wohl eine starke Stunde zwischen einer großen Menge aus dem Berge herausgeworfener Steine von oberhanden Forben und Gattungen, deren einige zwei bis drei Schuh groß gewesen. Endlich gelangten wir an den Abfah, wo nicht mehr mit Ketten fortzukommen. Auf dieser Stelle hielt ich mich ein wenig auf, die dofselbst an zwei und drei Orten vor Augen liegenden Ausgehungen recht zu besichtigen. Es kam mir nicht anders vor, als ein Durchfluß von geschmolzenen Eisenkugeln, welche sich also gelocht und in drei bis vier Schuh großen Schellen zusammengeleitet hatten. Nach der Aussage meiner Führer soll dieses als ein mit Feuer fließender Strom erschienen haben.“

Ich hörte schon odhier des Donner des Berges mit ziemlicher Stärke. Wir mochten uns democh gefoh, unsern Weg zu Fuß anzutreten, und legten die zu dem Ende erkauften, starken, neuen Schuhe an, welcher wir dormalen mehr als zu viel beandigt waren. Unsere Führer hatten Riemen um den Leib, woran wir uns hielten. Vor jedem gingen zwei derselben und einer schob hinten nach. Bis dahin war die Luft ziemlich gelassen und angenehm. Wir septen immer weiter fort und gingen in der Kiste, welche gleich einem groben und schwarzen Sand, mehr als schuttel. Es war nirgend kein sicherer Tritt und also dieser Weg sehr beschwerlich. Endlich gelangten wir auf die herausgeworfenen harten Steine, welche einen, zwei bis drei Schuh groß und schorffantig sind. Wir vermeinten, nicht mehr weiter fortzommen zu können, angesehen solche fast bei jedem Schritt unter dem Fuß auswichen und bei dem geringsten Fall einen armetlig zugerieht hätten. Je mehr wir uns dem Gipfel näherten, desto heftiger vermohren wir das öfter wiederholte Donnern, die Luft war auch durch den Tromontostwind dormalen schneidend, doch ich mich vor Kälte kaum an meine Führer halten konnte; zu diesem komonoch der stork wir uns durch den Wind gelohene Schwefelrauch, welcher uns fast ersiede, also doch ich besorgte, den Weg unmaßlich mehr weiter fortsetzen zu können.“

¹⁾ Aus dem zweiten Abschnitte des in den nächsten Tagen bei G. G. Buchner in München und Bamberg erscheinenden Werkes: „Folgende Friedrich Michael von Zweibrücken und dessen Reife nach Italien. Von des Regiments Dr. Ludwig Trsch, Ober-Haus- und Eisenkammer und des Zerstörer Dr. Friedrich Leib. Mit einem Bildnisse des Pfalzgrafen.“

Meine Führer versicherten mich, daß dieser Dampf der Gesundheit keineswegs schädlich, sondern vielmehr gegen Kopfschmerzen ein dienliches Mittel sei.

Endlich kamen wir auf die Spitze dieses abenteuerlichen Feuerberges, in Meinung, daß wahrlich dieses der Ort sei, wo alles wohl könnte betrachtet werden, dessen wir aber sehr bezagen, sündemals, wie ich bald erkannte, dieses gleichsam nur die Ringmauer eines tiefen Abgrundes war. Ich setzte mich also nieder und sah mit Entsetzen einen großen Bezirk, in welchem nichts als schwarzer Dampf an vielen Orten herausbrach, ja, von dem Wind geblüht, sich nicht in die Luft erheben konnte. Aus der Wäite hörten wir öfters ein solch erschreckliches Getöse, daß ich meinte, der ganze Berg müsse in Stücke zerbrechen, und mich gedauerte, als ob in tiefsten Abgründe der Erde 100 Kanonen auf einmal losgeknallt würden, welche gleich einem Louisaer von unten herauf beständig mit härtester Stöße, endlich mit dem entsetzlichen Donnerknallen hervorbrachen. Diefem folgte aus der Wäite ein schwarzer mit Feuer, Asche und Steinen vermischter Dampf, welcher turnhoch hinaufstieg.

In Betrachtung dieses bunten Schweißdampfes, welcher durch den Wind mit Gewalt aus uns jagetrieben wurde, konnte ich bisher nicht das Geringste klar entdecken. Solches fiel mir um so empfindlicher, als ich diese so beschwerliche Reise umsoest vorgenommen zu haben noch immer beklagete. Ich unterredete mich deshalb mit meiner Führer, ob es nicht möglich, durch diesen Dampf hindurchzukommen, damit wir den Wind auf unserm Rücken hätten und so fort die wahre Beschaffenheit des Schlandes mit mehr Überlegung betrachten könnten. Einige wollten es wäthieren, andere zeigten schlechten Appetit dazu. Auf Verespörung eines Dolmetschens demjenigen, welcher sich zum ersten hinüber wagte, war so gleich ein junger, determinierter Knecht geföhrt und stieg in aller Gleichmüthigkeit bis 60 Schritte mitten durch diesen Dampf den Berg hinunter, welches mir vorkam, als ob er sich in einen großen Kessel siedenden Wassers hineinstürzte. Nach einer halben Viertelstunde sah ich diesen gefährlichen Beschäfter aus dem Dampf wiederum heraussteigen, welcher versicherte, er wolle sich durch den nächsten Weg, so er genannt, auf einen Platz führen, wo ich alles nach völligen Genügen betrachten könnte. Wir traten also den finsternen Weg an und folgten demselben durch den Schwefeldampf nach, da indessen auf einmal ein neues graufames Donnern unter unsern Füßen entstand und das Rauch Verwunderung verdrängte, daß wir nicht wüßten, ob sich der Berg gespalten oder wir ersticken würden. Endlich erklärten wir die Sonne, und war uns zugleich der Wind auf dem Rücken, da wir die innere Beschaffenheit des Berges etwas genauer betrachten konnten. Hier hing nun auf das neue meine Verwunderung an und kam mir im ersten Augenblicke vor, als ob ich in eine unbekannte Welt verlegt wäre. Ich befand mich auf einer Ebene, welche eine kleine Viertelstunde im Durchschneite und rundum mit einem hohen Rand, worauf wir nämlich zuvor gestanden, umschlossen war. Das Gölal fügte es auch, daß der Wind sich gänzlich legte und unserm Gesichte ein freies Feld zur Betrachtung überließ. Die oben gemeldete Ebene ist am besten einem zu Wellen getriebenen Schwefelsee zu vergleichen, da man keinen Fuß setzen kann, als am bloß gestodten Schwefel.

An verschiedenen Orten entdeckten sich handbreite Spalten, woraus eine Menge schwarzen Dampfes hervorbrach, welches von den verborgenen, hin- und wieder auftauchenden Feuerbächen verursacht wird, und sehen wir unter unsern Füßen die hellbrennende Materie gleich einem Wasser durchfließen.

Mitten in dieser Ebene steigt der große, schwarze Hauptkamin in Form eines Zuckerrübes hervor; seine Breite dürfte etwa 50 und die Höhe 70 Schach haben. Am Fuß desselben ist eine große Oefnung, gleich einem Gemälde, welches mit oendlicher sulphur-salpeterminer Materie gleichwie mit Gipsstein behängt ist. Ebenso selbst sieht man den großen Kanal, welcher das stiehende Feuer in Rinnaböden zu dem besagten Ramin hineinführt. Während der Zeit, als ich diese Gekammern mit Entsetzen betrachtete, erhob sich ein abermaliges Donnern mit abwechselndem Brausen und Erschütterung in dem Abgrunde und es stieg aus dem großen Ramin eine turmhohle rauchende Feuerwäite in die Höhe, wodurch die bestreichenden Eßnungen zum Ausfließen schwarz und roten Dampfes bewegt wurden und beugte ganze Ebene einer mit vielen Fontänen speigender Wasserfälle nicht unähnlich war. Ich konnte solches um so viel besser abservieren, da unweit von meinen Füßen eine solche Spaltung sich befand. Kurz und mit Wahrheit zu sagen, der Phänomene dieser vulkanischen Feuergehalt sind demwähen außerordentliche und wunderwalle, daß meine Feder viel zu schwach, die wahre Beschreibung derselben zu beschreiben.

Ich sammelte also von allen verschiedenen Gattungen der sulphurischen Materie.

Meine Führer brocksteteten selbst mit Entsetzen viele Reuigkeiten, welche sie zwar niemals gesehen, ermahnten uns deshalb, nicht länger zu verweilen, angehen der Berg die äußerste Gefahr bedrohte und in 10 Jahr nicht gethan, was sie demnächst sehen mühten und seit 8 Tagen verpflüht. Sie versicherten, daß solches jederzeit der Vorhale einer neuen Entzündung sei. Auf Befragen, warum sie dann die Fremden nicht awertigten und mitwollig in so große Gefahr setzten, gaben sie zur Antwort: Per il denaro si fa tutto. Wir machten und sofort aus dem Schlande und traten unsern Rückweg an. War nun zuvor das Hinaufsteigen mühsam und verdrücklich, so fand ich jetzt das Absteigen weit gefährlicher, indem man bei dem geringsten Ausweichen der Steine sich jämmerlich zerfallen konnte. Als wir auf dem Weg, da unsere Maulthiere zurückgelassen, anstamen, fanden wir eine gute Provision der äußerstenen Früchte und des besten Weins, Lacrima Christi genannt. Wir ergötzen und also mit der schönsten Aussicht des Meeres, den vielen Quisquillöfsern und der vor Augen liegenden Stadt Kapoli. Zu merken ist, daß das Erdreich da heram das allerfruchtbarste, welches allerdings dem mit Salpeter und sulphurischen Rachen imprägnirten Grunde mag zuzuschreiben sein. Meine Begleiter erzählten mir, daß dem Rücken dieses Berges ein dikes Erdbeben und Brausen der Winde entstände, daß man vermene, die ganze Welt müsse zu grund gehen. In dieser Zeit selbster sich alles, was nur konnte. Das ausbrechende Feuer sei einem in der Luft schwebenden Wasserstrame ähnlich, und so er sich in das Meer ergießt, proffelte daselbst gleich einem geschmolzenen Metall.

Man rechnet seit dem Leben Christi 17 dergleichen stark Ausgüße, darunter einige die Asche bis nach Rom und Afrika

getrieben; anher sothane Zeit ist der Berg durchgehend so stille, daß man kaum davon einigen Dampf verspürt.

Diese Abwechslungen mögen leichtlich daher entspringen, daß der in Eizilien befindliche Berg Ätna mit dem Vesuv durch unterirdische Höhlen zusammenhänge, also zwar, daß vermöge Oxydation ersterer bei Entzündung des andern ganz ruhig, jezt hingegen bei Stillstände dieses zum Aushauchung kühnig. Ohne Zweifel ist es wenigstens, daß dergleichen geheime Verbindungen der Natur mehrentheils unter der Erde hin verborgene Gemeinthschaft haben. Ein gleiches beobachtet man bei der Terra Solfataria. Solche ist von dem Vesuv wenigstens 6 Stunden entlegen und läßt bei Unruhe des

Vesuv nicht die geringste Ausdampfung verspüren, hingegen bei dessen Aufhöhren innerzeit häufigen Rauch von sich führen.

Der große Naturkundige Plinius hat bei eben dieser Entdeckung sein Obach daselbst gefunden. Gleiches Schicksal ist verschiedenen Engländern widerfahren, und sind dort sieben Jahren drei derselben auf solche Art allzu zugrunde gegangen. Einer von meinen Bawoeyern war gegenwärtig, als selbe bei ganz gelassener Witterung in den Kamin sich versärgte. Es entstand ein ziemlich starker Dampf, welcher die übrigen Kammern nicht ohne Ursache herunters zu Weilen bewog. Man wartete einen ganzen Tag, die drei Kariosen aber kamen leider nicht mehr zurück.

Altes und Neues aus altbayerischen Landen.

Von J. Reiper.

(Zat.)

Wachdem infolge wechselseitiger Verzierungen der Name des Kurfürsten Karl Theodor schon wiederholt gefallen ist, dürfte vielleicht einige Schlaglichter über ihn und seine Zeit nicht ganz unwillkommen erscheinen: Seine Persönlichkeit, wie immer verschieden beurteilt, ist für die innere Entwicklung Bayerns und der Pfalz hochbedeutend und bildet in der politischen Geschichte beider Länder geradezu einen Eckstein. Wenn auch nicht ganz im Sinne des angeklärten Despotismus des Friederichianisch-Josephinischen Zeitalters zählt dieser fast die Schwelle unseres Jahrhunderts berührende Fürst (gestorben im Februar 1799) doch als einer der letzten Vertreter des rapid im Niedergang begriffenen absolutistischen Princips. Neben persönlichem Ehemeritismus gegen die durch die französische Revolution geschaffenen neuen Verhältnisse und unruhigen Zeitläuße blieb ihm vom Schicksal nicht erspart, den Verlust seiner Stammländer, der Kurpfalz, ohne Aussicht auf baldige Wiederverlangung oder entsprechendes Entgelt als letzte herbe Enttäuschung erleben zu müssen.

Herr des gesegneten Landstriches im weiland heiligen römischen Reich deutscher Nation, als welcher die alte Kurpfalz — vorwiegend zum VI., nieder- oder kurbairischen Kreis gehörig — sächlich angesprochen werden darf, residierend am sonnigen Rhein in den eleganten, weitläufigen Räumen des zeitgemäßen Mannheim'schen Schlosses, zur heißen Sommerzeit im beschatteten Schwemingen, seiner Lieblingshöflichkeit, Kühlung und Erholung indessen, konnte der Kurfürst ebendam als „Vater seines Landes“ wahrhaft nach Herzenslust herrschen, schalten und walten, „leben wie Gott in Frankreich“ nach landläufigem Pfälzer Ausdruck.

Andero und erster gestaltete sich die Lage, als mit dem Tode des kinderlosen Kurfürsten von Bayern, Maximilian des Vielgeliebten, Sohn des unglücklichen Kaisers Karl VII., im Jahre 1777 die jüngere Linie des Hauses Wittelsbach in Bayern erlosch, und letzteres erbsolgerecht Karl Theodor als Haupt der älteren (Zulzbachischen) Linie zuziel.

Aus Gründen der Staatsraison, persönlich ungern und zum größten Leidwese seiner getreuen Pfälzer, verlegte er seine Hofhaltung und damit den politischen Schwerpunkt in die neue Residenz München. Dazu folgten besonntlich viele pfälzische Hof- und Staatsbeamte, deren Geschlechter in jenseitigen Bayern, bzw. in München heute noch fortleben.

Als Träger der doppelten Krone von Pfalz-Bayern hätte Karl Theodor bei politisch günstiger Konstellation u. z. eine achtunggebende Nachfolge nach innen und außen entfalten können. So aber mußte er gleich im Anfang seiner Regierung über die vereinten Kurlande, „Bayern und Pfalz, Gott erhalt“, infolge des bayerisch-österreichischen Erbfolgekrieges durch den Teschner Frieden 1779 das Amnietel, d. h. den Teil von „Niederbayern“ zwischen Inn, Donau und Salzach, altbayerische Lande, behufs Herstellung einer direkten Verbindung von Tirol mit „Osterreich“ an letzteres abtreten. Seine späteren, glücklicherweise vereitelten Tauschprojekte, welche die Selbstständigkeit Bayerns ernstlich gefährdeten, trugen auch nicht zur Beruhigung der vaterländischen Gemüter bei.

Wenn deshalb vielleicht das Andenken dieses Fürsten trotz namhafter anderweitiger Verdienste in „Alt-Bayern“ sich leiner besonderen Sympathie erfreuen sollte, um so rezer lebt es in den ehemals kurpfälzischen Landestheilen der bayerischen Pfalz jort, gilt es doch dem letzten Repräsentanten der alten Kurpfälzer Herrlichkeit, zugleich dem letzten Spröß der Pfälzisch-Wittelsbachischen Kurfürstendinie! Das in manchem pfälzischen Mauthaus, z. B. dem heimatlichen des Verfassers befindliche, in 11 gemalte lebensgroße Brustbild des letzten Kurfürsten der Pfalz, in der überreichen Staatsstadt des prunkvollen Zeitalters Ludwig's XV. mit mächtig wollernden Allongeperrücken, stößt wohl jezt wie sonst der heranwachsenden Jugend bei aller sinnlicher Reizung und Wohlgeruch ehrsüchtvolle Eren ein.

Noch lebhafter aber wirken seine Schöpfungen: Hierdoo sei nur das gleich so vielen anderen ebendam kurpfälzischen Kleinodien „Altheideberg, du Feine“, nicht mehr in den Besitz der Krone Bayerns zurückgelangte Schwemgingen flüchtig gestreift. Am rechten Rheinufer zauberte Karl Theodor aus einer Sandwüste eine blühende Oase hervor: das prächtige Schloß umgibt ein herrlicher Park mit mairischen Baumgruppen, grünen Matten und schattigen Laubgängen, nach damoligem Geschmack der Schatzspiele mit kunstigen Grotten, antiker Statuen und großartigen Wasserkwerken verziert. Eigentümlich bekrönt den nicht oberflächlichen Besucher der Koutrost zwischen dem heitern, üppigen Marimorbad und der ernsten Waldsee mit ihrem schaukelnden Minaret, beides nobelwurt ein Zeichen der Zeit, bis die Geister auf einander pläzten.

Diese edle Perle des Rheins, auf welche die „beuti

possidentes“ mit Recht stolz sein dürfen, übt noch heute auf die Wähler große Anziehungskraft aus. Wenn der biedere Weintrichter allein oder noch lieber mit einem Bräutchen am Pfingstmontag eine größere Waisreise über „die Reispfad“ hinaus sich getraut, so besucht er gewiß den „Schwäzinger Garten“, das Heidelberger Schloß und auf dem Rückweg das Mannheimer Theater.

Nach dieser — ich verpöche es — letzten „längeren“ Abzweigung sehen wir Gottlob, wie mancher der geduldrigen Leser wohl auch mit Ansehen wird, vor dem Endziel unserer Fußwanderung, dem Eingangsthor von Akenberg. Dasselbe, an dem fläbischen Aken (Akenia) gelegen, ist ebenfalls ein freundliches, behäbiges niederbayerisches Städtchen mit entschieden altersümlichen Gepräge, insbesondere an dem von Kirche, Turm und späten Giebelnanten der Häuser wirkungsvoll umrahmten Marktplatz. Um Wänden der früheren Umwallung erheben sich die auch umfangreichen Reste eines uralten Herrenhofes, des vormalig blühenden, stolzen und mächtigen Hofgeschlechtes der so früh von Schauspiel der vorläufigen Weichichte verschwundenen Akenberger. — Der jetzige, augenscheinlich einer späteren Zeit angehörige Schloßanbau dient dem Königl. Amtsgericht als Sitz. — Vobo der Akenberger, dem keine zwei Gemahlinnen nicht weniger als 32 Söhne und 8 Töchter geschenkt haben sollen, zeigte einstmals, der Sage nach, dem bei ihm jugendlich Kaiser Heinrich II., dem Dritten (1022—24), mit berechtigtem Vosterstolz die stattliche Zahl seiner in Jugendkraft stehenden Mannesproffen, welche nach menschlichen Ermessen — auch in geminderter Zahl — die dauernde Erhaltung des obren Geschlechtes hätten verbürgen können.

Trotzdem erfolgte dasselbe schon im Jahre 1485 mit Nikolaus, dem letzten Akenberger, der, von herzoglichen Hof in Wänden der sieben Heinen zutrabend, mit manchem seiner Gefährten und Knechten umweit Freising in jähem Ueberfall erschlagen wurde, und zwar von keinem Geringeren, als dem ihm besonders auffälligen Herzogbruder, Christoph dem Stocken von Bayern, bezw. durch dessen Mörder. — Nur die rohe und verwilderter Sitt, welche bei Durchführung der damaligen vielfachen Ritterkämpfe und Kriegejahren allgemein im Schwange war, läßt die vielleicht nicht mit diesem Ausgange gewollte That, welche eventuell nur ein Aufheben des persönlichen Egoismus hätte bezwecken sollen, in einigermaßen milderem Lichte erscheinen; von dem Vorwurf des Landfriedensbruchs aber sann Christoph nicht freigesprochen werden! —

Wenden wir uns ob von diesen düstern Blatte des ausgehenden Mittelalters und erheben wir das Gemüt an dem vom Schloßplatz frei herüberblühenden ebenen Standbild Johann Thurmors von Akenberg, genannt Aventinus, des bayerischen Herolds, auch eine Verkörperung des mit beginnendem sechzehnten Jahrhundert in deutschen Landen breitet

eingezogenen Humanismus, der „Rosenrote einer neuen Zeit“. In der üblichen schlichten Bekleidertracht, mit gut ausgeführten Falkenwurf, steht der verdienstvolle bayerische Geschichtschreiber voll anspruchsvoller Würde und edler Haltung aufrecht da, einen Band seiner unvergänglichen Jahrbücher der Bayern in Händen. Die Inschrift sagt, daß er dieselben in seiner Vaterstadt — Gessertshaus das jetzige Hofbräu — im Jahre 1519 begonnen und 1521 vollendet hat, für das große Werk eine kurze Zeit.

Auch in der neueren Geschichte Bayerns und Deutschlands ist Akenberg durch das siegreiche Geheft Napoleons I. mit Erzherzog Karl von Österreich bekannt; hietan erinnert die südöstlich im Weichichte der Stadt aufsteigende „Napoleonshöhe“ als historischer Ort wohl bleibend, der innerhalb der Mauern dagegen noch an einen Firmenschild prägnante, „außer Aken behäbigste“ Korsame „Napoleon“ hofentlich nur mehr vorbeigehend.

Das Geheft bei Akenberg am 19.20. April 1809 war die Einleitung zu den dem österreichischen Heereslager stets abholden, bis zum 23. April fortgesetzten Tagen bei Landshut, Eggmühl und Regensburg. Erzherzog Karl war noch Wöhnen juchtschlagdrängt, Wien fiel am 12. Mai 1809 zum zweiten Male in die Hände Napoleons. Dieser, bisher unbezweungen, rächte die ihm von Erzherzog Karl am 21.22. Mai beigebrachte empfindliche Niederlage von Aspern durch seinen blutigen Sieg in der mahnendernden zweiwägigen Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli 1809, worauf endlich der für Österreich überaus ungünstige, auf dem Schloße zu Schönbrunn beschlossene sog. Wiener Friede vom 14. Oktober 1809 folgte. Napoleons Stern stand im Zenith! 2000 Quadratmeilen wurden aus dem sieben Leid der „altersschwachen“ Austria geknieten, welche oder noch widerstandsfähig genug war, die auf diese kräftige Operation erfolgte schwere Kreisse glücklich zu bestehen, um nach einigen Jahren wieder in früherer Fülle auf dem Wiener Kongreß abgewohnt, vielfach lange entbehrt Huldigungen „gnädigst“ entgegen zu nehmen.

Das junge Königreich Bayern erhielt demals für die dem „erhabenen Verbündeten“ treu und tapfer geleistete Heeresfolge Solz und Verdienstgobden, das Inziviertel und die Hälfte des Hausstandsvolltes zugesprochen, mit Ausnahme von Verdienstgobden nur im vorübergehenden Besitz.

Es war allgemach Abend geworden: Unter den Jütichen der Nacht gelangten wir auf der alten Wohnlinie so zeitig nach Hause, um nach am gewohnten Stimmliche durch ein von Eining mitgebrachtes Stüdchen terra sigillata als sichtbares Zeichen der gelangenen Osterfahrt im engeren Kreise des Interesses zu erweisen.

Wenn durch vorstehende Erinnerungen auch weitere Kreise im lieben Vaterland Anregung empfangen, so danken wir's dem „Bayerland“.

Kleine Mitteilungen.

Die Freilassung in Akenberg und das Schrannelaufen in Akenberg. Schon bei den Griechen und Römern gab es unregelmäßige, unter Witterung stehende Orte, an welchen Verfolgte oder selbst Verdächtige Zuflucht und Sicherheit fanden. Als Freilassung die Wälder wurde es angesehen, wenn man den an einen solchen geeigneten Ort Geflüchten mit Gewalt hinwegzuführen

oder durch indirekte Zwangsmittel, wie Hunger oder Feuer, zum Verlassen seines Zufluchtsortes zu nötigen suchte mochte.

Dieser heidnische Gebrauch, wonach ursprünglich alle später bestimmte Tummelstätten als Asyl gelten, ging auch ins Christentum über, indem die Kirchen und ihre Umgebungen zu solchen Freiläutern erklärt wurden. Dadurch konnten namentlich folgende

Sklaven vor der Strenge ihrer Herren geschätzt werden. Aber auch zur Milderung der Strenge des Schuldrechts vor dieses Recht brutzungen bestimmt. Durch die kaiserliche Befehlsgebung wurde dieses Institut begünstigt und erweitert. Doch führten Mißbräuche, die sich einschlichen, allmählich zu einer Begrenzung des kaiserlichen Rechts.

Im Mittelalter waren es die Kaiser, welche einzelnen Orten „das Recht der Freizung“ verliehen. So wird in den ältesten kaiserlichen Urkunden die Freizung und das Geleit zu Aßberg als ein uraltes hergebrachtes Recht bestätigt. Noch der Exhauition wurden schon vor 900 Jahren den Herren von Aßberg zur Bekräftigung ihrer geleiteten kaiserlichen Weisgebende die Freizung und das Geleit aus ihrer Herrschaft zu Aßberg verliehen.

Auf einem Höhenrücken längs der Eisenbahnlinie, die von Wangenhausen nach Kleinleisich sich hinzieht, liegt linker Hand der Marktsiedel Aßberg mit einem Schloß, das von den Teufelsherrn erbaut ist, die nach dem im Jahre 1647 erfolgten Aufheben des Aßbergischen Reichsleites mit der Herrschaft dieselbst vom Kaiser besetzt wurden. Die ausgehobene Familie v. Aßberg nimmt in der fränkischen Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts eine hervorragende Stelle ein. Namentlich der ebenso tapfere als gelehrte Kämpfer und Landesherr Herr Georg v. Aßberg († 1490) war einer der wichtigsten Staatsmänner der fränkischen Fürstentümer. Er war mit Ludwig v. Eyb der einflussreichste Rat des gemeinlichen Kurfürsten und Kurfürsten Albrecht Achilles und mit den wichtigsten diplomatischen Sendungen von denselben betraut. Auch Paul v. Aßberg († 1513), im Hassenpiel so geübt als tapfer im Kriege, erlangt sich Ruhm auf vielen Turnieren und nahm hervorragenden Anteil an dem bekannten Treffen von Aßlerbach (1502), wobei die Würtemberger mit so blutigen Köpfen vom Kurfürsten Kasimir hinweggeführt wurden. Hier von erzählt und nicht bloß Eyb von den Verhältnissen in seiner fernigen Zeit, auch das Hohenlied hat den Aßberger bejungen, indem es also berichtet:

... „Wenn ich Herr Paulus von Spyrng
er ist ein jernig man,
sprangt die gemein von Kurnberg
gor dazertlichen on.“

Ich aerec an jehnen reien,
er jurt jwren meijng sporn,
er hat on jehner jehin
manich ritter und grolen verloron...“

Doch auch eine schmoovolle That ist mit dem Namen derrer v. Aßberg verknüpft, indem Hans Thomas v. Aßberg im Jahre 1620 den Grafen Joachim von Cöningen, mit dem er in Streit lebte, ohne ihm Hilfe zugesagt zu haben, zwischen Donau und Obermergen überführt und so schwer verunehrt, daß der Cöninger einige Tage darauf zu Harburg verstarb.¹⁾ Diese tragische Ausübung des Faustrechts bildet einen wichtigen Wendepunkt der deutschen Geschichte, indem namentlich strenge Maßregeln zur Abschaffung des Stregerechtsleites und zur Herbeiführung der allgemeinen Sicherheit getroffen wurden.

Der Schmooßige Bund übernahm die Exekution gegen den Treibendreher und Freier, der sich indeß, do er von der Zeit an einem fränkischen Raubritterleiden sich erprob, längere Zeit mit seinem Anhoose der Verfolgung zu entziehen wußte. Seine Burg, dortmer namentlich Aßberg, wurden gebrochen und ausgebrannt. Erst im Jahre 1531 fiel der gewaltthätige Aßberger durch die Hand eines seiner Raubgesellen.

¹⁾ Siehe den Anhang: „Die Tötung des Grafen Joachim von Cöningen durch Hans Thomas v. Aßberg von E. Dänle“ in den Nummern 2—7 im ersten Jahrgang (1869) des „Oberland“.

Trotz dieses höchst ärgerlichen Vorkommnisses blieb das kaiserliche Privilegium der Freizung und des Geleites dem Reichsleiten Aßberg erpotten. Erst nach im Jahre 1541 hat Kaiser Karl V. dasselbe folgenbarmogen konfirmirt:

... „sonderlich die Freizung und Geleit zu ihrem Recht und Schloß Aßberg gehörig, das denn von demselben Hof anfang, wend und Ende aus vier Tet und ihn rings um den Berg hundert hat. Der Geleit bedürft, niemand ausgenommen, der genotigt und geleit wurde an der obbenannte Tet einen oder den Kreis des Oetern betrete und die Bogt nicht erlangen mochte und bereist ein sind, Wann der Frowen anrufft und Weist, so müssen ihnen des Kind, Mann oder Frauen das Geleit vorziehen jolagen bis an die Bogte und die Bogte bis an die Derrichalt und daß abdann ihm dieselb Geleit ganz richtighalten gehalten werde und jehnes Leits, Lebens und Guts vor wenigheit gefreit jey, doch daß er sich geleit halten jolle. Und so einer, der ein Todtschlag gethan, dazgleichen, daß mit seinem Guts und Gut entwarnen und in gemett Geleit kommen jey, der jeder einen Gulten und einer der ein sint an den Tod genomb oder einen obern Handel hat, ein Viertel Weines geben müssen, damit Jre Voreitern von weilsam unjere Voreitern von Reich, Romischen Kaiser und Königen gnädiglich gefreit, begabt und jürchen...“

In den späteren Zeiten wurde die Sicherheit des Hofes auf den drei Stunden im Umkreis hollenden Markungsbereich von Aßberg ausgehakt. Jeder Jürchtling konnte die Freizung jehens genießen und mit jeder Art von Beschäftigung seinen Unterhalt gewinnen. Für diesen Schutz sollte derselbe gleich anfangs des jehnen Eintritts in die Freizung, wolle üblichlich, so lange er solche geest, der Herrschaft zu Aßberg ein Viertel Wein mit 1 Gulten 15 Kreuzer zu bezahlen. Warte ein Jürchtling bis an die Aßberger Markungsgrenze verjagt, so konnte der erste die ihm begehrende obderrische Bürger oder auch nur ein Kind aus dem Tet ihn in Schutz nehmen. Es wurde ihm abdann die vollkommene Freiheit zugesichert, diese vom dertigen Rante befreit und von höherer Herrschaft bestätigt. Led von dieser Freizung war gar nicht ausgenommen, als nur die Vertreter der Majestätbeleidigung und ein ermüetener vorräthiger Todschlag. Vom Jahre 1591 bis zum 4. Februar 1792, also in 200 Jahren, haben nicht weniger denn 227 Personen von der Freizung und dem Geleit in Aßberg Gebrauch gemacht. Unter diesen befanden sich 30 Uebredner und Jarmilanten, 2 Diebe, 2 Entführer von Frauen, 4 Mißthäter, 2 Defektüre, 4 Wogen wegen Wehnamensverjäten, 12 wegen Schulden, 7 Kaufleute wegen Bankrotts, 13 Duellanten — darunter 1 Graf und 8 Oberleite — die übrigen waren unvorjähliche Todtschläger.

Am 4. Februar 1792 befanden sich noch 4 Anglanten in Aßberg, die in Konjunktur einen erschlagen hatten. Der letzte von ihnen war schon 20 Jahre dort, die übrigen erst 3 Jahre. Erst im Jahre 1799 wurde dieses Recht von der preussischen Regierung, an welche Aßberg gekommen war, aufgehoben, weil dieses Privilegium mit der modernen Staatsverfassung unvereinbar schien.

Ein anderes merkwürdiges Recht unter dem Namen „Schrankenlosen“ bestand bei dem kaiserlichen Landgericht Vungroßstamm Nürnberg, welches von 1456 bis zu seiner im Jahre 1806 erfolgten Auflösung in Aßberg seinen Sitz hatte. Dieses Privilegium bestand darin, daß, wenn jemand, „er mochte im wemischen Reich gefressen sein, wo er wolle“, einen obren „unvorjählicher Weis“ im Jern, Duell ic. das Leben nahm und umgebenen vor das kaiserliche Landgericht kam, dort aber „die Schranken“, d. i. die Schranken, ergriff, ihn nicht an niemand davon wegnehmen durfte, sondern der Kaiser dieses



Verstorbene.

Eine Würzburger Geschichte von Albert Schalligk.
(Fortsetzung)

13. Kapitel.

„Mama, warum bist Du denn immer so traurig? Sonst hast Du uns jeden Abend so schöne Geschichten erzählt vom Schwanenritzen und vom Kofläppchen und jetzt nicht mehr. Jetzt mußt Du immer weinen, den ganzen Tag. Warum weinst Du denn, Mamachen? Sind wir denn unartig gewesen gegen Dich? Vielleicht waren wir doch unartig; komm Max, wir wollen Mama um Verzeihung bitten, daß sie uns wieder gut ist und uns wieder schöne Geschichten erzählt.“

Und die kleine Sprecherin, die dreijährige Bertha, sah die Hand ihres nur wenig älteren Bruders Max, und die beiden lieblichen Kinder traten mit treuherzig-bittenden Mienen vor Madame Wägel hin, die in einem steifelegenen Polsterstuhl am Fenster saß und dem Geplauder mit Thränen in den Augen gelauscht hatte.

„Nein, meine Kinder, ihr habt mich nicht um Verzeihung zu bitten, denn ihr seid ja immer meine lieben, guten Kinder gewesen!“ und mit sanfter Bewegung umarmte und küßte sie die Kleinen.

„Sag mal, Mama“, begann dann nachdenklich der fünfjährige Max, „mir ist immer, als hätten wir schon einmal eine Mama gehabt. Ja, ja“, rief der Knabe plötzlich aus, „ich weiß es ganz bestimmt. Aber diese andere Mama war gar nicht so schön wie Du. Sie hat auch nie mit mir spielen wollen und ist immer im Zimmer geblieben. Wo ist sie denn jetzt?“

„Sie ist im Himmel, Max, wohin alle guten Menschen einmal kommen.“

„Im Himmel?“ sagte das Kind zweifelnd. „Damals habt ihr zu mir gesagt, daß sie von uns weggegangen ist, weil, weil — ich weiß nicht mehr, warum. Aber ich habe Dich viel, viel lieber als die andere Mama. Und Du wirst nicht von uns weggehen, ganz gewiß nicht? Wir haben Dich ja so lieb. Warum weinst Du denn nun schon wieder, Mamachen?“

„Ich weine gar nicht, Kinder“, sagte Madame Wägel mit einem schwachen Versuch zum Lächeln, „aber ich möchte nur einen längeren Brief schreiben. Geht doch einmal zur alten Kofel in die Küche und fragt, was sie uns heute Gutes kocht. Dann könnt ihr gleich dort bleiben oder auf der Tanne spielen. Seid also brav und bleibt hübsch auhen.“

Mit einem Rasse verabschiedete sie die Kleinen vor der Thür und kehrte wieder in ihr Zimmer zurück.

Aus der Tasche ihres Morgenkleides nahm sie ein Brieflein, das sie entfaltete und zu wiederholten Malen las. Die flüchtig-eben Geschickzüge der jungen Fran nahmen einen unheimlich starren und drohenden Ausdruck an, als die dunkeln Augen mit verzehrendem Feuer auf den wenigen Zeilen ruhten: „Liebe Klutilde! Vergewiss dich Du mir auszuweichen, denn ich werde Dich überall zu finden wissen. Du bist mein und hast mir zu folgen, oder ich vernichte Dich und das ganze Haus. Kann Dir die Wahl schwer fallen: hier hoffnungsloser Untergang, dort meine Liebe? George.“

Madame Wägel setzte sich in den Lehnstuhl und verlor in tiefes Nachsinnen, lange, lange Zeit hindurch, dann sprang sie wieder auf, und es schien, als ob neue Lebenslust ihr

gonges Sein durchströme, als sie, mit lebhaftem Schritte das Gemach durchstiefen, vor sich hin sprach: „Der edle Patron! Mit solch erbärmlichen Trübungen glaubt er, mich zu sprechen. Da, er soll es erfahren, daß er nicht mehr ein unerfahrenes Kind vor sich hat, das ihn fürchtet. Noch heute, sobald Wägel zurück sein wird, will ich ihm meine Schuld in ihrem ganzen Umfange bekennen und seine Verzeihung erlangen. Denn kann ich mit reinem Gewissen, wenn auch schweren Herzen von diesem Hause scheidn. Ich habe es als eine Dienende betreten, ich habe als Herrin darin gewaltet, aber ich werde es nicht als eine Verlassene verlassen, denn ich gehe freiwillig und rein von aller Sünde. Wenn der Glende nicht abermals gelogen hat, und mein armer Knabe noch lebt, dann werde ich im fernem Frankreich seine Spur zu finden wissen. So ist denn meine nächsten Schritte der Weg aus's Kloster vorgezeichnet. Freilich fällt mir der Abschied von hier, von ihm, dem Edlen und Guten, von seinen herzigen Kindern unendlich schwer, aber es muß sein, und wenn das arme Herz mir in Stücke brechen sollte, es gibt eine andere Zähne für den Fehler meiner unerfahrenen Jugend. Aber bevor ich alles hinter mir lasse, was das Dasein mit verschönerte, ehe ich mit der ganzen Vergangenheit hier in diesen Räumen breche und aus's neue einer ungewissen Zukunft entgegengehe, will ich Abrechnung halten mit Ihnen, Monsieur le Marquis le Tresort, und Gott wird mich stärken in den schweren Stunden, die mir bevorstehen.“

Wenige Stunden später hatten sich im Geheimzimmer Graf Soden und Dr. Sartorius eingefunden, die gekommen waren, um zu erfahren, welchen Verlauf die Sendung des Rates an den Obergeneral Jourdan genommen und welchen Bescheid die Herren von dort zurückgebracht. Aber sie mußten erfahren, daß eine Etollette von Loui aus an den Bot abgehandelt worden war, welche die Kunde überbrachte, daß es noch keineswegs sicher sei, ob die Deputation heute heimkehren werde, indem Jourdan noch unpäßlich sei und niemand vorbeisähe.

„Ich zweifle sehr“, sagte Graf Soden, als Wäler ihm dies gemeldet, „an einen Erfolg dieses Schrittes nach oben, was ich gestern und heute erfahren; indes konnte es ja geschehen und hat sicherlich nicht geschadet. Die Aufseherung einer erhöhten Kontribution war nun einmal beschlossene Sache.“

„Eine erhöhte Kontribution?“ fragte Wäler erschrocken.

„Aber wie kann die Stadt eine solche leisten?“

„Sie wird eben müssen“, entgegnete Graf Soden. „Um das Vie' kümmerlich sich die fremden Nothhaber bekanntlich nicht im mindesten.“

„Freilich“, rief Wäler erbittert, „und wenn die Stadt unter ihrer Schuldenlast erliegt.“

„Ist denn der Streit, der sich zwischen Magistrat und Bürgerchaft über diesen Punkt erhoben, nun einigermassen geschlichtet?“ fragte Sartorius.

„Leider eben nicht“, senkte Wäler, „und zu den bisherigen Vermittelungen kommen noch neue hinzu.“

„Der Streit hotiert wohl aus älteren Zeiten?“ fragte Sartorius wiederum. „Auch ich beginne, obwohl Fremdling, mich lebhaft dafür zu interessieren, denn mir scheint, als begreife diese Regelung der Finanzfragen gleichzeitig in sich eine ausstrebende Verfassungsänderung.“

„Ich habe“, begann Graf Soden, „in meiner Schrift über die Finanzzustände Nürnbergs mehrfachenorts es auch tiefsie beklagt, daß man die Verwaltung der öffentlichen Staats- einkünfte jederzeit mit einem geheimnißvollen Schlei'r bedeckte. Zwischen Magistrat und Bürgerchaft muß Vertrauen herrschen, Offenlichkeit ist die Mutter der Tugenden und des Wohlstandes, Geheimhaltung kann hier nur von Übel sein.“

„Wie hoch belaufen sich die demüthigen Schulden der Stadt?“ fragte Sartorius. „Wissen Erlauch't, mir dieses zu jagen?“

„Im Jahre 1755“, antwortete Graf Soden, „ergab sich zwischen Einnahmen und Ausgaben ein Defizit von über 67000 Gulden, und dieses Defizit ist seitdem mit jedem Jahre gewachsen, so daß sich nunmehr eine Schuldenlast von nahezu 9 1/2 Millionen ergibt.“

„Allerdings eine gewaltige Summe, deren Verzinsung allein schon ein iustitliches Kapital repräsentirt“, sagte Sartorius. „Wie so war es denn möglich, Erlauch't, daß die Posten eine so ungemessenhche Höhe erreichten?“

„Den Hauptposten stellte der Rottrilsarbeitsort, den die Stadt als Glied des fränkischen Kreises zu leisten hatte. Nürnberg mußte so viel zahlen als der Markgraf von Brandenburg für seine beiden Fürstentümer Ansbach und Bayreuth. Da diese Last für die Stadt sich eben doch als zu schwer herausstellte, entschloß sich der kleine Rat zu einer Korrektion der Finanzzustände, aber er ist über das Stadium der bloßen Beratungen noch nicht hinausgekommen.“

„Leider, Erlauch't“, senkte Wäler, „und mir scheint, als wäre Nürnbergs Untergang so gut wie besiegelt. Woher soll eine Rettung kommen aus so großer Bedrängnis? Rings um uns nichts als Gnebel und Verwirrung und taumelndes Untergang früherer Herrlichkeiten!“

„Und doch gibt es einen solchen Ausweg“, sagte Soden, „und ein leichtes Räthsel floß über seine gutmüthigen Züge.“

„Erlauch't meinen den Anschluß an Preußen?“ fragte Wäler hastig, „und aus seiner Stimme klang es wie verhaltenes Nüchtrauen.“

„Berstet mich nicht solich. Ich möchte um keinen Preis als politischer Emissär angesehen werden; für mich hat die Angelegenheit, das spätere Schicksal Nürnbergs, zwar hohes Interesse, doch bin ich absolut nicht Partei.“

„Und ich mag die Preußen nicht“, rief Wäler unwillig hervor.

Graf Soden lächelte wiederum. „Die Markgrafen sind freilich eure besten Nothbarn nicht gewesen. Angesehen von allem andern könnte ihr Nürnberg so bald nicht vergessen, woß sie euch zugehört, erst noch in diesem Jahrhundert.“

„Ganz recht, Erlauch't; es war in allen Stücken der brutale Übermut des Stürzerns, der angekräft sich an dem Schwächeren reiben durfte. Wir haben es nicht vergessen, daß vor Jahren der Knoscher Markgraf in seinem Lager sich einen Affen gehalten, den er zum Dogne der Stadt Nürnberg wie einen Kotherrn geliebt. Er und seine Kavaliertruppen mit dem Tiere ungebührlichen Spott.“

„Der König von Preußen hat solche Ungebührlichkeit alsbald abgehofft“, bemerkte Graf Soden ernst, „und die Markgrafen haben nützlich zu regieren ausgehört.“

„Was sein“, grüßte Wäler, „aber preussisch werden wollen wir noch lange nicht.“

„Ach“, mischte Dr. Sartorius sich in die Unterhaltung, „könnte mir bemerken auch kaum vorstellen, daß der Gedanke, sich unter preussischen Schutz zu stellen von seiten der Bürgerschaft sympathisch begrüßt werden würde. Indeß kann man ja im Laufe der Zeiten die sonderbarsten Wandlungen erleben. Nach allem, was ich in den letzten Jahren gesehen, gehört und erfahren, kann ich aber nicht mehr so recht an ein Fortbestehen des hl. römischen Reichs deutscher Nation in bisheriger Verfassung glauben.“

„Ach, Doktor, wach einseitiger Mann könnte sich der Wahrheit verschließen, daß auf den ausgeführten Weisen der Reichsverfassung und der Reichspolitik überhin kein Heil mehr zu finden ist? Wir müssen es ja tagtäglich erleben, daß die Reichsverfassung sich mehr und mehr als völlig ungenügend erweist dem Gange der Weltgeschichte gegenüber.“

„Und da soll dann“, grüßte Müller, „alles Heil und von Preußen kommen? Warum hat es sich denn durch den Weisler Frieden losgeragt von Kaiser und Reich?“

„Preußen“, erklärte Graf Eoden, „bedürfte, weil finanziell äußerst erschöpft, des Friedens und that daher einen Schritt, der allen möglichen Deutungen ausgesetzt ist. Aber dennoch bedachte ich nach wie vor bei dieser meiner Ansicht; wenn Deutschland aus all den gegenwärtigen Trugaleen und Bedrückungen eine politische Wiedergeburt erziehen soll, so muß der Impuls dazu von Preußen ausgehen.“

„Aber ich will nicht preussisch werden, und die wenigsten meiner Mitbürger werden es wollen.“

„Es wird ja auch vorerst niemand dazu gezwungen“, sagte Graf Eoden in ruhigem Tone, dem Doktor ohne rathen Blick zuwendend. „Die Sache hat auch keinwegs solche Eile. Übrigens wird eine öffentliche Abstimmung ganz genau das Maß der Stimmen für und wider ergeben.“

„Ein solches Plebisit, so nennt man wohl das Ding,

könnte für die Breußenfreunde zu einem kläglichen Hasse werden“, beharrte Müller.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht“, sagte Graf Eoden lachend. „Indeß wollen wir abbrechen. Es hat mich gefreut, woußte er sich allbann an den Doktor, „daß ich mich für Ihren Schilling verwenden konnte. Er wird Anstellung finden bei der Polizei, ich bin noch nicht sicher, ob im äußeren oder im inneren Dienste. Nicht wahr, Schlichter heißt der Burche?“

„Ganz recht, Erlaucht. Im Namen der braven Eltern bin ich Ihnen für solche Verwendung zu Dank verpflichtet. Aber ich merke, daß allmählich, während mir plaudernd, der Abend herangebracht ist. Es dunkelt bereits, als rüde die Nacht heran.“

„Ich fürchte“, sagte Müller, nachdem er durch das Fenster einen Blick zum Himmel emporgeschand, „daß wir in Bälde ein schweres Unwetter bekommen. Sehen Sie diese Wolken, es ist die allergährlichste Sorte.“

„Daß, gestern sah es genau so drohend aus, und alles hat sich verjogen, war nichts als Wetterleuchten“, beruhigte Sartorius.

„Heute aber scheint es doch Ernst werden zu sollen“, entgegnete besorgt Graf Eoden. „Wenn es die Herren auf dem Heimwege von Lauf unter freiem Himmel übertrifft, kann es ein Unglück abgeben.“

„Hören Sie, wie der Donner grollt? Da, nun sollen schon die großen Tropfen. Entschuldigen Sie es gütlich, wenn ich Sie für einige Zeit allein lasse, aber ich muß unbedingt jetzt hinüber. Es gibt noch so vielerlei zu besorgen heute, zumal in Abwesenheit des Herrn!“

Der Prokurist eilte mit höflichem Gruße aus dem Zimmer, in welchem die beiden Herren zurückblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Madenburg im Wasgau.

Von Johannes Hill.

Wenn Dich, lieber Leser, ein schönes, hochkultiviertes Land, das segnet mit anmutigen, reizenden und molerischen Naturformen, voll fruchtbarer Auen und heimlicher Gründe, voll weingebühnter Hügel und wildiger Berge, voller Städte und Dörfer, in welcher wohlhabende, betriebame, gemüthliche Menschen wohnen, erregen kann; wenn Dich das Großartige, Geheimnißvolle und Gefpenstige anzieht, ein Land der Burg- und Klosterwinen mit Geschichten und Sagen — so rufe Dich auf zu einer Wanderfahrt nach der Pfalz. Hast Du auch gepreienere Gane des Rheins, Rheins oder Neckars bereist, die Alpen und Seen des bayerischen Hochgebirges und der Schweiz bewundert, komme nun, es wird Dich nicht gereuen.

Stolz in die Gefilde und Thäler der Pfalz schauten vorwemals viele Schloßer und Burgen, von welchen nur ein kleiner Teil ganz von dem Erdboden verschwand, ohne Überreste seines Daseins zurückzulassen. Wieder andere sind bis auf geringe Trümmer niedergefallen, mehrere aber stehen noch schön und fest in den Hauptmanern und tragen noch künstigen Zahndruckten. Unter letztere zählen gerade diejenigen, welche ein höheres Interesse für den Alterthumsfreund haben, sei es

durch besondere Bauart, oder in Bezug auf Vergangenheit und Geschichte.

Zu den Denkmälern aus alter Zeit, welche dem Pfälzer sozusagen an das Herz gewachsen, zählt auch die „Madenburg“ bei Landau. Nicht ihre Historie, nicht Großthaten, Kämpfe und Siege der früheren Besitzer hoben die Burg um Vorderpfälzern wert und traut gemacht, sondern ihre merkwürdige Bauart und unvergleichlich schöne Lage, wodurch sie in dieser Beziehung von keiner andern Burg in der Pfalz übertroffen wird.

Die Burg, teilweise noch gut erhalten, hatte eine sehr große Ausdehnung und eine lähne feste Lage. Nach allen Seiten breitet sich in der Tiefe ein großes Rundgemälde vor dem Beschauer aus, das an majestätischer Pracht und Erhabenheit vergebens zum andern Male gefunden werden dürfte. Weit über die flüchtige Vorderpfalz nach dem Schwarzwald und der Bergstraße dringt der Blick, und der ganze Strich von Stroßburg bis in die Gegend bei Frankfurt, mit unzahligen Städten und Dörfern besetzt, liegt frei und offen. Einzig in seiner Art ist der großartige Anblick des Thaies von Mosserweiler gegen Westen, mit den darüber aufliegenden

erweiterten Höfen und Felsenkammern. Es fehlt hier der harte Spiegel eines Sees, um diesen Punkt zu einem der herrlichsten von ganz Deutschland zu machen. Tief im Süden erhebt der Straßburger Münsterthurm in einer Entfernung von 18 Meilen sein Haupt, die Ebenen des untern Elßah und Badens breiten sich endlos vor den staunenden Blicken aus. Die Dome von Speyer und Worms, Heidelberg mit seinem weltberühmten Schlosse nebst Mannheim, die nahe, iröhre Feinung Landau und die dazwischen nach allen Richtungen eilenden Eisenbahnzüge verlieren dem Ausrufsgewälde ebenfalls ausgeübte Unterwürigung. Nirgends lohnt die Mühe des Bergsteiges besser, als nach unserer Wadensburg.

Allerdings läßt, wie schon bemerkt, die Raubthätigkeit keinen Vergleich zu mit den Schweizeralpen, mit den Felsenkammern, Seen und Schneebergen jener Gegenden. Dennoch muß der Kenner solcher Länderstriche dem Wadgauer den vollsten Tribut seiner Bewunderung zollen, indem selten eine harmonisiertere Abwechslung der Scenerie gefunden werden kann, als hier. Auf dieser Höhe öffnet sich dem Betrachter erst recht der untere Wadgauer, die sog. „pfälzische Schweiz!“ Überall zeigen sich die Felsenhäupter der mächtigen Bergriesen in phantasiehaften Bildungen, in blauer Ferne das Felsenland bei „Dahn“ mit seinen Burgen und Sagen. Umgeben und besüßelt von feinerer Pracht und Schöne atmet hier die Natur in gebührender Weise. Nichts vermischt der Loueist, noch Anmut, Schlichtheit und Romantik befreit. Die Natur spricht all ihre Kraft und ihren Reiz vorzuführen, so daß man unerschöpflich ist, welcher Stelle des Ganzen man mehr Bewunderung zollen mag.

Die Geschichte der Wadensburg beginnt unendlich im 13. Jahrhundert, in welcher Zeit ein Graf Friedrich von Leiningen als Besitzer aufsteht. Durch die Hände der Pfälzer, Sickingen kam sie als Pfandobjekt an die Stadt Landau, später an den Herzog Ulrich von Württemberg, bis sie schließlich als Perle dem Krone der Bischöfe von Speyer einverleibt wurde.

Ten ersten feindlichen Überfall erduldet die Burg durch das Kriegsgewalt des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz. Der damalige Besitzer, Friedrich v. Pfalzheim, hielt es mit dem Gegner des ersten, Herzog Ludwig von Zweibrücken, und wurde bei Urrumpelung des Pfälzes im Mai 1470 gefangen hinweggeführt. Im Bauernkriege des Jahres 1525 traf die Burg ein härteres Schicksal. Nach der Bauern Niederlage bei Hohenhausen sammelten sich dieselben wieder bei dem „Weißweiler Hof“, umsetzt der Wadensburg, und kamen überhin, auch dieser Feste einen Besuch abzustatten. Wohl hatte Bischof Georg, in richtiger Erwägung der bevorstehenden Ereignisse, einen Trupp fremder Vasallen aus einem andern Oberamte seines Gebietes zum Schutze in das Schloß gesetzt, aber der Hauptmann, Niklas Wunsbach, öffnete aus Jurecht des Thar den anrückenden Rebellen, worauf der zusammengesetzte Haufe jubelnd, raubend und zerstörend in die Stille und Gewölbe drang. Nachdem die Schär rasier dem Weine zugespunden, der Jubel verhallen war, ließ sie den übrigen Wein austauschen, worf die Brandbrenner in das Gebäude und zog weiter. Später, nach unterdrücktem Aufsturz, wurden alle Gemeinden des ganzen Oberamtes als treubrädig erklärt und verurteilt, auf eigene Kosten die von ihnen gestürzten Schloßer wieder aufzubauen. Durch die unrichtige

Leitung des Bischofs erstand wieder das Schloß, prächtiger als zuvor. Unter Bischof Philipp, dem Nachfolger, ward im Jahre 1530 der Ritter Heinrich Kroy als Amtmann bestellt; alle Hauptbrieffschaften und andere wertvolle Papiere und Kostbarkeiten des Bistums wanderten hierher. Auch bauliche Veränderungen stammten aus jener Zeit, wie dieses aus der Inschrift eines Wappens hervorgeht.

Kaum waren Friede und Ruhe wieder auf dem Schlosse eingezogen, und abernals schauten dessen Zinnen lustig hinab ins Land, als der wilde Markgraf Albrecht Alcibiades im Jahre 1552 in die „Pfaffengasse des Landes“ drang und mit seinen eutmenschten Truppen das arme Wall brandschaltete. Als er vergebens die pfälzischen Auster Wadensburg, Landek und Weihenburg aufzardete, seinem Gelbglüste zu genügen, dazu uerschwingliche Lohsen und Lieferungen auflegte, erstick er mit Sturm die Wadensburg und brannte sie nieder. Lange blieb dieselbe in diesem Zustande, bis in den Jahren 1593 bis 1594 neue bauliche Gebäude wieder sich dort erhoben, worüber ebenfalls Inschriften an den beiden schönen Treppentürmen näher Auskunft erteilen. Neues Verderben brachte im Jahre 1622 dem Schlosse der Pfälzer Obergeneral, Graf Mansfeld, durch seinen Obersten, Graf von Löwenstein, der dasselbe eroberte und zerstören ließ. Den Todesstoß erhielt die Wadensburg im Jahre 1690 von dem Norddeutschen Randal, der sie niederwarf, schloste, dabei nicht die geringste Achtung gegen die schönste Fieder pfälzischer Burgen an den Tag legte.

In der französischen Revolution wurde das Schloß mit dem 200 Weegen großen Lammenswalde, den Kastanienpflanzungen und Steinbrüchen inbegriffen, von der damaligen Regierung an Preidate veräußert, deren Nachkommen heute noch Besitzer sind. Sehr viel hat in neuerer Zeit der dortige Verschönerungsverein an diesen Trümmern gethan. Gewölbe, Gänge und andre Räumlichkeiten sind zugänglich gemacht, welche man früher nicht vermutete. In einer kleinen Halle hat man sehr interessante Funde untergebracht, die gegen eine kleine Vergütung von den Wächter gezeigt werden. Den ganzen Sommer hindurch ist oben eine reichende Restauration anzutreffen, die dem Touristen angenehmen Aufenthalt ermöglicht.

Aus den vorhandenen Trümmern geht hervor, daß das Schloß groß und reichlich angelegt war. Man begegnet ziemlich wohlgehaltenen Bauten aus verschiedenen Jahrhunderten, kühnen Gewölben und Gemächern. Um das Schloß lief eine hohe, selt Ringmauer, in welcher sich gegen Nordwest das Eingangsthor befand. Neben demselben bemerkt man nach ein Stück Wachtthur mit einem kleinen Anloßfenster. Über dem Portale nach dem Schloßhofe prangt ein Wappen mit der Jahreszahl 1549 und folgendem Verse:

„Wadensburg bin ich genannt,
Folgerd' Iren hab' mich das (was) der von Württemberg Land,
1516 nahm er mich ein, hat mich zu eigen gegeben,
Gott der Herr geb' ihm das ewig Leben.“

Der Burghaus bildet einen von verschiedenen Bauten umringten Raum, der nur gegen Osten, nach der Ebene, offen war. Die vormaligen Nebengebäude sind noch deutlich bemerkbar, ebenso Inschriften, Wappen, Treppen, auch in dem oberen Stockwerke sonstige Räumlichkeiten. Das Ganze ist in einem jüdischen Baustil aus der Renaissance- oder Barockzeit gehalten.

Verzierungen der mannigfaltigsten Art, ausgegrabene Bruchstücke von Thorsäulen, Gesimse u. dgl. zeugen von Geschick und Geschmack damaliger Werkleute. Schade, daß die beiden wohl erhaltenen schiedigen Treppentürme, verziert mit Wappen und Silberwerk, ihrer Stufen beraubt sind! Auch die geräumige Küche mit Herd und Backofen wurde freigelegt, zwei verschüttete Brunnen hat man ausgegraben. Kühn und solid stehen noch die Bogen, auf welchen eine weite, wohlangelegte Veranda lag. An das Schloß schmiegte sich der Garten, den man neuerdings teilweise wieder herstellte. Eine der größten Burgen der Pfalz, hat sie das Besärgte einer stattlichen Hofburg auszuweisen, im Gegensatz zu den vielen kleinen Nebenfesten unserer Gegend. Überall Spuren früheren Glanzes,

zahlreich vertreten; man sah, trank und überließ sich sorglos der Freude. Was konnte auch hier im Reiche der Luste und Freiheit dem erholungsbefürigen Menschenkinde entgegen treten, das zum Lamm stimmen sollte? Doch den Himmel schien der Jubel bald gelangweilt zu haben, denn er machte unversehens ein gar schiefes und mährisches Gesicht. Tief aus dem Hartwalde hoben sich gewitterschwere Wollen und bildeten eine verderbenbringende Decke, die sich gerade über der Wadenburg wölbte. Plötzlich rollte der Donner, sadige Blitze saßen anhaltend nieder, denn der Himmel schritt zum Sturm auf das Schloß und dessen Anwohner. Im Nu waren sämtliche Räume der Burg mit Flüssigkeiten angefüllt, während andere kühl die Brust den Elementen darboten. Die Wehrzahl



Die Wadenburg. Von St. Dole.

alter Pracht und Größe. Mancher Sturm mag noch darüber brausen, ehe die festen Mauern vollständig zerfallen, was jedoch der Verschönerungsverein nach Kräften abzuhalten sucht; manches Auge dürfte sich noch an deren Schönheit, wie an dem Ausblicke über das weite Land ergötzen.

Bis jetzt hat die Sage ihre immergrünen Ranken um die Trümmer nicht gewunden, dafür gab aber das Schloß bei Gelegenheit der am 6. August 1843 in seinem Bereiche abgehaltenen Feiern des Vertrags von Verdun, als des tausendjährigen Bestandes des Deutschen Reiches, Veranlassung zu einem Zwischenfall, der schwerlich in der Pfalz in Vergessenheit geraten dürfte.

An jenem Tage fand im nahen Landau ein großes Musikfest statt, und schon in der Frühe war das Schloß der Sammelplatz einer beträchtlichen Menschenmenge. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten war das schöne Geschlecht auch

der Gasse glaubte jedoch, noch rechtzeitig das untenliegende Dorf Fischbach erreichen zu können, und machte sich auf den Weg. Aber die steilen Pfade waren schon durchwühlt und erweicht, der rote Lehmgrund löste als Mörtel sich auf, infolgedessen ein Schauspiel begann, das jeder Beschreibung spottet. Rutschend, purzelnd, wotend, den schmerzigen Boden stampfend, kamen die Ausreißer unten an. Aber in welchem Zustande! O, die armen Damen mit den luftigen weißen Kleidchen und Hütkchen und Bänderchen! Gott sei's heute noch geklagt! Zur Stunde wird lachend noch der großen „Fischbacher Aufschpartie“ gedacht, die, so reich an komischen Begebenheiten der mannigfaltigsten Art und Weise, sich an das Wort „Wadenburg“ für alle Zeiten knüpft. Ein stolzer Tag in der Geschichte der Wadenburg ist der soeben erfolgte Besuch N. K. K. H. des Prinzen Arnull und Gemahlin, Prinzessin Theresie, welche anlässlich der Enthüllung des Luitpoldbrunnens in Landau verweilten.

Den Weg nach der Koblenburg nimmt man am besten von der Eisenbahnstation Siebeldingen aus, der durch einige idyllisch gelegene Weindörfer fährt. Aber jedoch vorzieht, das Dorf Eschbach mit der Burg mittels Fahrgelegenheit zu erreichen, der erlosse den Wahnzug schon in Landau, allwo stets Fahrwerke anzutreffen sind. Ein Fußgänger legt die beiden bezeichneten Wege von Siebeldingen und Landau aus in 1^h—2 Stunden zurück. Wieder andere Touristen besuchen zuerst den „Trieffel“ bei Annweiler und begeben sich von da, ziemlich auf der Höhe, nach der Koblenburg.

Von Jahr zu Jahr mehren sich die Besucher des Bades, wie der übrigen Gegenden der Pfalz. Wir erhoffen den Dank aller Rotarfreunde, ihre Aufmerksamkeit auf diesen interessanten Punkt gelenkt zu haben. Mögen die gebeten Leser mit eigenen Augen schauen, was der Feder des Verfässers nur in bescheidenem Maße zu beschreiben möglich ist. Heute noch kann jedem, der ohne moderne Brillerei und Bettelci eine Vergnügungstour unternehmen möchte, ein Besuch der Pfalz angeraten werden; er wird finden, daß wir nicht zu viel und zu tollig gesprochen.

Erinnerungen eines Alten an Vater Max (König Max I.) in Tegernsee.

Von Fritz Schent

„So bald a feibung Jahr is's her
Und heit's nimma wele mehr,
Te rosch all Jahr is v'Zummerma
Im Tegernsee der König zu“

Im Vater Max hat all's g'her
Und g'hoit, der We ma's lichen mer:
Wie staba, wie die großen Rest,
Dum lang si' sch' an König g'fret.

Et hat die Kaiser' der Kaiser g'fragt:
„Seh's deus g'm'e'n? Dolt's n' woch mit plog,
Den braven Reim? Teig's som is'.
Na heit's ge' wie is's schlich an 'ad'!“

Und sinnt a Bauer an' doher
Und sagt: „Ja, grad's bi' Witt, ge'n Herr:
Sitt wiche ba! — 'J' hat' a staba
Jahr Kolbenbrun, 'wos Mar's bapuz!“

Te v'famt der König si' ert lang
Und wachd gon Bauernhof sein' Baum,
Er woch, wie'n Bauer spuch' a Baum,
Dum g'panga's holt gon Max, den lieh'n.

Der König sinnt als ander' Mal
Auf Epen und ins Brichschiel,
Da geht der Heg's a Gernacia,
Der Balth in der Krugen die.

„Gleich Gott“, sag's, „Wachd, dös is' je',
Wochst lei' go mir auf d'Kinn ge'!“
„Tei Rachta?“ fragl der König deus
Und lach holt über dös heuse.“

Da sagl die Cu': „Ja, g'ausch del mir
De d'Kinnsteln, d' g'her je' die!“
„So, is'“ meust na der hoch Herr,
„Ja soll Wachd's den i' mer!“

Te grüsch er König, is's v'sch, is's orn,
Jins Boll de schlog dös Berg gar warm,
Und hoi' in Rot, wochst ninerstet aus,
Som König'schlich kummt d'hertha raus
Wie's g'bochen hat: der Max is' tot!
O mei' War da a G'm'e'n, a Max
We' Woch sad König, a Scherz, a Waf'
Im Binsel die v' Tegernsee!

Trum hoi' mi es mei' Jugahrt
Vater woge an Vater Max is' g'fret
Und jopt, als alter Sichgan an'
Tent i' is' gar viel gem da bro' —

meine früheste Jugendzeit verflachte der gute Gemins des Thales. Vater Max I., der unergiebige König Bayerns.

Im Jahre meiner Geburt, 1817, hatte der König, begeistert von den Reizen des schönen Oberthales, die ehemaligen Klostergebäude von Strafen Durchfall künstlich erworben und in wenigen Jahren zum herrlichsten Fürstentum erhoben, um wenigstens einige Sommermonate seinen treuen Bergvolke zu leben und dasselbe durch seine Leutseligkeit noch inniger an sich zu fetten.

Daneb war es noch still in dem kleinen Seedorf. Außer den wenigen Beamten und Schloßbedienten lebten einige Handwerker und Tagelöhner im Dorfe; außer der königl. Brauerei mit dem Bedürfnischen war nur ein Bierhaus, die Post, vorhanden. Eine Krämerci von Curtin Reinhard sorgte für die nötigsten Bedürfnisse der Bewohner. Wer höhere Ansprüche machte, der bestellte, was er bedurste, beim Münchener Boten, welcher ein bis zwei Mal von Tegernsee dorthin fuhr. Die Herren des Ortes kamen abends im Bräustübchen oder auf der Post zusammen, und an Sonn- und Feiertagen traf man sich wohl öfter beim Vorkühn in Gern oder beim Scheurerwit in Rotbach.

Lebhafte wurde es erst, wenn der königl. Hof nach Tegernsee übersiedelte. Da fuhren schon einige Tage vorher die königl. Postwagen ins stille Dorf, und ihnen folgten zuletzt, meistens nachts 9—10 Uhr der König mit der gütigen Karoline, den holden Prinzessinnen und dem hohen Gefolge. Ein Reitnacht mit Laterne und brennendem Wachlichte ritt dem königlichen Wagen voraus.

War das ein Anbel, wenn der Vater Max sein Tegernsee heimsuchte. Wenn die Postwagen nicht zu spät kamen, blieben wir gehärrten Kinder jedesmal so lange wach, bis die höchsten Herrschaften am Forsthaus vorbei fuhren. Der Vater mußte in Uniform mit den übrigen Beamten und dem Portier, einem Exquivalental des Benedictinerstiftes, die hohen Herrschaften am Schloßportale erwarten, wobei sich der König in leutseligster Weise mit jedem unterhielt.

Schon am nächsten Tage vormittags sah man den geliebten Max I. entweder im blauen oder dunkelgrünen Frock mit goldenen Knöpfen, schwarzer Folsbinde, heller, geläuteter Erdensweste, dunkelgelber, enger Ledertose und hohen Kappenstiefeln, ein spanisches Röckchen in der rechten Hand und umkreist von drei weiß- und beaugeschnittenen Wachtelhündchen, auf einem Spaziergange. Die Kinder liefen ihm entgegen, küßten dem so heiter blinkenden König die Hand und wurden nach

„Serrliches Tegernsee! — Sind auch nahezu 75 Jahre dahingezogen, seit die Uhr der alten Ketzliche meine Geburtsstunde schlug, ich habe dich nicht vergessen; denn

dem Befinden der Eltern gefragt. In späteren Jahren, als wir zur Schule mußten, durfte immer einer von uns den Vater zum Wochenrapporte in das Schloß begleiten, bei welcher Gelegenheit der herzensgute Vater Mag alle möglichen Fragen stellte. Wurden diese zur Zufriedenheit beantwortet, so erhielten wir die Erlaubnis, uns in der Hofbibliothek Süßes geben zu lassen. Aus Dankbarkeit sandte der Vater im Herbst die vorzüglichsten Bergamottäpfeln aus unserem Garten zur Postzeit, zu welcher er selber häufig besohlen war. Bei der Heimkehr von derselben richteten wir unsere Blicke sofort nach den Schritten des Unicoem-Fraders. Standen sie in die Höhe, so enthielten sie Bonbons, welche ihnen der gute König für die „kleinen Feister“ in die Säckle gesteckt hatte.

Der alte gute Lehrer Luz in Tegernsee hatte sich der besondern Gunst Sr. Majestät zu erfreuen. Niemals ging der König am Schulbause in ernen Dorfe vorüber, ohne sich nach dem Fortschritte und Betragen der Schulkinder zu erkundigen. Bei einer solchen Gelegenheit hatte der König eines Tages auch erfahren, daß ich mit meiner Schreibtafel eine Feisterstunde im Schulzimmer eingewiesen hatte und dafür zur Strafe nach der Schule eingesperrt worden sei. Wenige Tage danach begegnete ich dem unvergeßlichen Vornamen; ich hatte kaum meinen Strahlhut abgenommen, als der König sein spanisches Ködchen drohend gegen mich erhob und rief: „Muß schöne Sachen von Die hören! Man hat Dich ins Loch gesperrt, Du Schlingel!“ Dann sein Ködchen sinken lassen, fragte er feunlich, wie es mir im Loch gegangen, und als ich erzählte, daß mich die älteste Tochter des Lehrers in die Kapselkammer gesperrt habe, da konnte der Gute so recht vom Herzen lachen.

Wer immer dem Könige begegnete, wurde angesprochen, und besonders leutselig und gnädig unterhielt sich derselbe mit schon bekannten Bauernleuten. Diese luden den König meistens zum Besuche auf ihrem Hofe ein, und wenn es irgend möglich war, machte ihnen Vater Mag die Freude, besichtigte das Vieh und oft Kücheln und tauft Milch.

Mit einer Rolle Krumenthaler war der herzensgute Vornamen immer versehen, überall half er, wo gefragt wurde über ein Unglück oder Amt; dabei wurde aber die Güte des Fürsten lieber häufig mißbraucht.

Mit Vergnügen folgten unsere Blicke den schönen Königsschiffen, welche von mehreren dunkelblau gekleideten Rudernern gezogen wurden, wenn dieselben nach der Jagd nach der königl. Meiererei Kastenbrunn am Forsthaufe darüberkamen. Unbeschreiblich schön waren die See- und Bergbeleuchtungen bei Allerhöchsten Besuchen, wie am 8. Oktober 1822, an welchem Tage Kaiser Franz I. von Osterreich mit seiner Gemahlin Uxellatte, des Königs geliebter Tochter, denn Kaiser Alexander I. von Rußland, im ganzen 257 Personen in Tegernsee des Königs Gäste waren. Schim ein vnor Tage vorher trafen Militär-Freiwärter und Grenadiere in Tegernsee ein; erstere zum Abnehmen der Raketen und Schützen von Leuchtschiffen auf dem See, letztere als Ehrenwache beim Schlosse. Vor diesen hatten wir Kinder große Furcht wegen des martialischen Aussehens derselben in den hohen Hüternähen. Wir betrachteten sie immer mit größerer Entfernung, und nur einmal mochte ich mich in Begleitung eines mir bekannten, älteren Bedarmen die zur Schloßkirche vor, in deren Nähe ein Wochtposten stand.

Der Totaleffekt dieser Bergbeleuchtungen war auf Kaltenbrunn am Nordende des Sees berechnet, und dahin begaben sich abends die allerhöchsten Herrschaften zu Wagen, während die Schiffe schon nachmittags von Tegernsee nach Kaltenbrunn gebracht worden waren. Nachdem die Nacht angebrochen war, eröffnete der Damm der auf dem Point zwischen Tegernsee und Egerm angelegten Kanäle den großartige Schanzpfeil; bald darauf stunden die höchsten Berge in Flammen, und an ihren steilen Hängen erglänzten in riesigen Feuerzügen die Anfangsbuchstaben allerhöchster Namen; der See aber erleuchtete wieder um unzähligen erleuchteten Schiffen; rings um Seeufer wurden Festsitze entzündet. Immer wiederholte sich der Donner der Geschütze, sirtwährend stiegen Raketen und Leuchtschiffen in die Höhe und spiegelten ihre Feuerlinie im See; von allen Seiten ertönten die Klänge der Militärmusiken. Endlich fuhren die allerhöchsten Herrschaften auf den Königsschiffen hinüber zum reich beleuchteten „Angeromann-Bühl“ — Eigentum des Königs bei St. Urseln — am östlichen Ufer und von da zu Wagen wieder zurück nach Tegernsee, woselbst sie aus dem Schloßpforte von der Bevölkerung des schönen Seethales jubelnd empfangen wurden. — Diese Bergbeleuchtungen wurden nach unres Vaters Berechnungen und Angaben durch das Forstpersonal und die Salinen-Dienerarbeiten zu Summe gebracht, die Länge eines Namenszuges betrug ca. 1200 Fuß oder ca. 408 Meter.

Wenn dann im Herbst der königl. Hof wieder nach München überfiedelte, da ward es wieder still im Dorfe, die Läden an den zahlreichsten Feisten des Schlosses, aus welchen Vater Mag so oft und so freundlich herabgeschaut, wurden geschlossen, und lange nach konnte man sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß der gute König nicht mehr in seinem Lieblingsthele unter seinen treuen Bergbewohnern wandeln, daß man seine sympathische Stimme ja bald nicht mehr vernehmen werde!

Es war im Frühherbste 1825, als die allerhöchsten Herrschaften wieder nach München zurückgekehrt waren. Die Knaben hatten damals schon einen Hofmeister und Lehree in der Person des sehr tüchtigen Forstprovisanten Feidinand Klein — gehalten als Kreisforstmeister in Landshut — in dessen Begleitung wie auch unsere Spaziergenosse, meistens Waidgänge oder im Triftbache, machten. Dieser erzählte uns manche Anekdoten aus dem Leben des Königs, besonders während des Landaufenthaltes im Tegernseethale, in daß wir uns immer wieder mit Freuden an des guten Vater Mag Leutseligkeit erinnerten. Aber wir sollten die lieben Züge des Königs nicht mehr schauen, nicht mehr die Frage vernemen: „Wie geht's Vaten? Seid ihr brav? Was macht der Vater?“

Der 13. Oktober 1825 brachte eine erschütternde Kunde! Es war ein schöner, ziemlich warmer Nachmittage, die Turmuhr hatte eben halb zwei geschlagen, als der Forstgerichtsdiener mit einem Schreiben in der Hand dem Forsthaufe, in dessen Garten wir eben des Laub der Bergamotte-Birnenstämme zusammenrechten, zweiteilte und die Frage an uns richtete, ob der Herr Hofmeister zu Hause sei? Auf die bejahende Antwort verschwand er im Hause.

Bald darauf trat der Vater mit dem Gerichtsdienere aus der Kanzlei, ging zu uns in den Garten und sagte schluchzend: „denk euch, Kinder, — unser guter König Mag ist tot!“

Wir hätten den Vater niemals weinen sehen, und diese ersten Thränen vergrößerten den Schmerz, um den so geliebten König in unseren jugendlichen Herzen. Wir meinten mit ihm!

König Maximilian I. trakt längst in stiller Brust der Theatiner-Klosterkirche, aber sein Geist schwebt segnend über dem herrlichen Tegernsee, das er einst zu einem irdischen Paradiese umwandelte, in welchem er zahllose wohlthätige Werke und

Schöpfungen älte und ins Leben rief und so viele Menschen glücklich machte. Sein liebes, menschenfreundliches Antlitz schaue ich jetzt nach nahezu 70 Jahren noch so deutlich im Geiste, als stände ich noch vor dem guten Vater Nag und küßte ihm die Hand! Erinnerungen an solche Menschen schwinden erst, wenn die Augen sich zum ewigen Schlafamer schließen!

Auß der Hinterlassenschaft der Römer.

Von Hugo Arnold.

König, beziehungsweise vier oder drei Jahrhunderte hindurch dauerte die Herrschaft der Römer über die Gegend südlich der Donau und den Strich jenseit dieses Stromes bis zum mächtigen Grenzwall, der Teufelsmauer, und innerhalb dieses langen Zeitraumes wurden die dem großen Volke der Römern angehörigen Landbewohner durch den Druck der strengen Organisation des römischen Staatswesens, durch die festen Zügel des römischen Regiments, durch die Überlegenheit der römischen Kultur und durch das zur Nachahmung reizende Beispiel der römischen Beamten, Offiziere, Kaufleute, Gutsherrn und sonstiger Ansiedler allmählich zwar, aber schließlich vollständig romanisirt, so daß sie sich ihrer ursprünglichen nationalen Eigenart gänzlich entäußerten und in Lebensführung und Sitte, wie in der Sprache völlig zu Römern wurden. Sie trugen dieses Geschick mit allen Völkern, welche das Schwert der Legionen dem Weltreiche einverleibt hatte und die sich nachmals demart als Römer fühlten, daß die Nachkommen der alten Vöster sich noch heutzutage mit Stolz „Römern“ nennen und die Abkömmlinge der einst aus ihre Nationalität so eingeleiteten Griechen sich den ganzen Orient hindurch „Römer“ heißen und mit dieser Bezeichnung auch von den Türken, Arabern u. s. w. belegt werden; denn der Name der „Hellenen“ ist erst ganz in der Neuzeit wieder zur Aufnahme gebracht worden. — Allerdings klassisches Latein war es nicht, das die rauhe Junge der Mäler und Eisenalter redete, und unsere Herren Gymnasiallehrer und Professoren würden vor Entsetzen aus der eicranischen Haut fahren, so etwa der eine oder der andere ihrer lehrbegierigen Diszipuln in die ungeschlachten Laute, Satz- und Wortformen verfallen würde, die ebendem zwischen Alpenraum und Pfälzgraben im Munde der iberischen Provinzier erklangen.

Die verbreitenden Stämme der Völkerwanderung setzten dann mit rauhem Beize über den Boden der römischen Provinzen weg, wobei der größte Teil ihrer Einwohnerschaft durch die kriegerischen Einfälle der deutschen Stämme und die Drangsale, welche sie mit sich brachten, durch Hunger und Krankheit zu Grunde ging; die wenigen Truppen, welche noch in den Grenzfestungen die Nacht an der Donau hielten, zog Obdormer nach Italien, und ihnen schlossen sich gewiß die noch vorhandenen gebildeten und wohlhabenden Elemente an, so daß fast ausschließlich Ackerbauer und Handwerker, kleine Leute, Unfreie und Kolonen zurückblieben, welche lieber in der Heimat als in der unbekanntem Fremde der ungewissen Zukunft entgegengingen.

Obwohl ihre Zahl keine sehr große gewesen sein kann, hat sie doch immerhin so viel betragen, um aus die Orte

und Hüpf, ja auch die Flurnamen keltischen oder römischen Ursprunges zu überliefern, unter welchen die keltischen den Römern selbst durch die Eingeborenen überkommen waren. Hierher gehören vor allem die Namen der Städte: Regensburg (Castra Regina), Augsburg (Augusta Vindelicorum), Eßlach (Abodincum), Rempten (Cambodunum), und größerer oder kleinerer Ansiedelungen und Festungen: Einzig (Abusina), Traßing (Arusena), Pöfau (Batavis), Künzing (Quintanis), Pöfau (Pons Ovi), Partentrieden (Parthanum), Wallei (Fallucis); dann die Namen der größeren Flüsse: Donau (Danubius), Inn (Oenus), Isar (Licus), Amper (Ambro), und eine ganze Reihe kleinerer Gewässer, deren heutige Namen deutlich die keltische Herkunft verraten: die Elan, die Partnach, die Laber, der Relebach, der Rintschbach und die Ringing, die Wils, die Strogen, die Abens u. s. w. — Gerade die Fortbauer dieser Namen spricht trotz der Umwandlung ihrer Formen durch fremde Zungen und durch die abfließende Zeit bestimmt dafür, daß in den betreffenden Orten und an den benannten Flüssen alle Landbewohner in solcher Anzahl wohnen geblieben sind, um den neu zuwandernden Bajuwaren die aus altergegründer Zeit ererbten Namen in den Mund zu legen. Das gilt insbesondere von den Städten, denn wie wir von einigen sicher wissen, daß sie ansehnliche Baureste aus dem römischen Altertum in die spätere Zeit getretet haben, z. B. Regensburg und Pöfau, so haben wir ferner allen Grund anzunehmen, daß die andern ebenfalls völliger Zerstörung anheimfielen, und daß sich in ihnen durch alle Not und Verdrängnis ein Stod oder wenigstens ein Häuflein römischer Abkömmlinge fort und fort erhalten und dieser auch das christliche Bekenntnis weiter vererbt habe. Es fehlt nicht an Beweisen dafür.

Ein Passauer Formelbuch bewahrt z. B. ein Urkundenbruchstück aus dem 7. oder 8. Jahrhundert, dessen Formular aus dem 6. Jahrhundert nach Christus — also noch aus der Zeit der römischen Herrschaft in diesen Gegenden — stammt; ausgestellt ist diese Urkunde zu Jonasna, einem Orte, der im Rattachgau (d. i. im Bezirke des Rothales bis zur Donau, hinübergreifend auf das rechte Innufer) gelegen sein muß, und die darin aufstretenden Personen tragen insgesammt römische Namen: Mairanus (Majoranus), Dominicus, Dominico, Quartinus, Floritus, Vigilius, wie sie uns auch anderwärts, gleichfalls bei Römern, in augsburgischen Bayern begegnen.

Bereits erscheinen noch im 9. Jahrhundert in Regensburg, im ehemaligen Hauptstuhlwerte Roms an der Donau, „Latio“ (Cöliner) und ihr Quartier, in dem sie Handel

treiben, wird im 12. Jahrhundert „inter Latinos“ genannt; jetzt heißt es: die Wollersstraße, d. i. die Straße der Wälschen. Allerdings hat man in diesen „Latinern“ später eingewanderte lombardische oder französische Kaufleute erblicken wollen, allein es ist kaum ein Zweifel, daß sie die Nachkommen von altsteingefessenen Römern sind, da die Urkunden des Stiftes St. Emmeram auch in der Umgebung der Stadt „Romani“ nennen, teils als „coloni“ (d. i. halsfreie Erbpächter), teils als freie Besitzer. Ebenso kommen im 12. und 13. Jahrhundert in der Salzburger Gegend, in der Umgebung des Klosters Gars, in der Stadt Krimpen, am Eberberg im 11. Jahrhundert, bei Lindau romanische Namen vor.

Zahlreicher noch als auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene blieben römische Provinzialen im Alpenvorlande und in den Thälern des Hochgebirges sitzen und mehr noch in dem südwärts vom Inn sich behnenden Noricum als in Bindelehen und Kätien; je näher wir an die Bezüge kommen, desto mehr häufen sich die Spuren des Romanismus. So haben wir vor Mönchsberg Thoren je ein Waldstätt am Weithsee und bei Wolfratshausen, und in zwei Urkunden aus dem Jahre 806, welche Schenkungen bei dem letzteren Waldstätt an das Kloster Schäftlarn betreffen, wird einmal eine Leibeigene als Walkin (d. h. als Weilsche) bezeichnet, und ein andermal tragen zwei weibliche Leibeigene Damen die romanischen Namen Tunicia und Ita. In der Mönchener Umgebung erklärt ferner noch der hochverehrte und grundgelehrte Geschichtschreiber Bogner, Oberbibliothekar Dr. Niegler, folgende Ortsnamen für romanisch: Burg und Kloster Andechs, die Schwäige Arzo bei Wrostrath, den Hof Portenläng bei Cierleslo unweit der Körnerstraße von Salzburg nach Augsburg und den Weiler Kauff am Pilsensee.

Häufig erscheint bei Örtlichkeiten die Bezeichnung „Wald“ und „Waller“, d. i. Weilsch. So haben wir außer den bereits genannten Dörfern Waldstätt den Waldseer und das Dorf Ballgau unweit Portenlängs, an der Traun nördlich von Traunstein eine ganze Sammlung von Waldsehdörfern: Raywälden, Traunwälden, Rißelwälden, Oberwälden, Weiwälden, Waldenberg und dazu ein Wallersdorf im Bezirke-amt Raban an der Isar. Wälden wir das benachbarte salzburgische und tirolische Gebiet noch heranziehen, so sieht sich diese Auszählung unendlich vermehren, doch wollen wir eigentlich die Grenzen des heutigen Bayerns nicht überschreiten, obgleich jene Bezirke innerhalb des alten Bajuwarengebietes liegen. Auffallend ist dabei, wie Niegler bemerkt, daß vornehmlich die Bezirke die romanische Bevölkerung festgehalten haben, und wir dürfen dabei wohl daran erinnern, daß der Apostel der Bayern, der heilige Koyert, auf seiner Bekehrungsreise längeren Aufenthalt am Wallerse nordöstlich von Salzburg nahm, bevor er seinen Wohnsitz in dem verdröhten Juvauium (Salzburg) aufschlug. Offenbar that er dies, weil er dort noch eine beträchtliche Anzahl christlicher Römern antraf.

Sehr häufig tritt auch der Familiennamen Waldh in den bayerischen Alpen auf. Dabei will ich eines Trägers desselben gedenken und mit verdienter Anerkennung gedenken. Er hat mich auf vielen Forstjünglingsjahren im Bezirke der Administration Uruua (d. i. das heutige Pöchl) südlich vom Ammersee) zu Wasser und zu Lande mit unerermüdlichem Eifer begleitet und ist, mit Weg und Stieg vertraut, mit getreulichem Rat und That zur Seite gestanden; jetzt hat er seinen Aufenthalt

wieder an einer klassisch-römischen Stätte zu Jising hart am Schiemsee, wo man vordem römische Buntereste gefunden hat, und wo die große römische Heerstraße von Salzburg nach Augsburg vorbeizieht. Er kann seinen rühmlichen Eifer in Erkundung der Spuren seiner Ahnen dort draußen noch neue rege betätigen. Im übrigen muß ich seinen Stedtbrief auch nach der forstlichen Erziehung hin verwallständigen, denn der wärdere Mann trägt selbst somatlich den charakteristischen Stempel seiner Antunft: einen typischen Körnerspiz nach dem Muster antiker Statuen, einen vollkommen ebenmäßigen Gliederbau, Ringen und Haare von schwarzer Farbe und dazu eine so vollendete Blage, daß er mit Cicero und Cäsar als Nebenbuhler wetteifern könnte.

Daß sich bei solcher Wohnweise die Reste zahlreicher romanischer Bevölkerung auch in den ältesten Urkunden finden, ist leicht erklärlich. So haben wir zwei aus dem Jahre 788 unter Bischof Rano herrührende Verzeichnisse des Bistums Salzburg über seine Besitzungen, den sog. Indiculus Arnois, der das aus herzoglichem Gut herstammende Grundbesitzthum des Stiftes zusammenfaßt, und die Breves Notitiae, welche eine Übersicht des von anderen Schenkern vermachte Besitzes der Salzburgerkirche enthalten. (Beide sind von hochgelehrten Bibliothekar Dr. Rinz der Münchener Staatsbibliothek veröffentlicht.) Nach denselben hat das genannte Hochstift in den salzburgischen und oberösterreichischen Gauen nicht weniger als 324 romanische Gehöfte übernommen, darunter im Salzburgergau 80, 30 und 116; im Mittergau 5 und 3, im Traungau 80 und 20, im Mattiggau 4, außerdem noch eine Reihe „vici Romanorum“, romanische Gemeinden.

Zweifelhaft auf die Dauer konnten diese Römern ihre Stammeseigenthum nicht behaupten, dazu war ihre Zahl doch zu gering, und stand ihre Kultur nicht hoch genug. Im Laufe der Zeiten gingen sie inmitten der Bajuwaren unter, indem sie mit ihnen nach und nach völlig verschmolzen.

Aber wie ihre Spuren sich dem Auge des Forstjüngers heutzutage noch dadurch verzeihen, daß in den genannten Bezirken eine ganz beträchtliche Anzahl von Männlein, und Weiblein mit dunklen Augen und Haaren herumlaufen, und der Menschengeschlag hierdurch überhaupt eine dunklere Schattierung aufweist als in jenen Strichen Deutschlands, in denen niemals Römer sesshaft waren, so haben die römische Kultur und die romanische Bevölkerung ihren Einfluß auch auf den deutschen Sprach- und Wortschatz geübt.

Da ist vor allem die Stammesbenennung „Latiner“ als herabgewürdigter Spottname hängen geblieben: der Latial, Latiald oder Latial (ein ungeschicktes Weiphaßes Weibchen sind). In der Nimmwieschitz besitzen neben zahlreichen romanischen Kimmern (s. B. auf dem Gebirgsstode hinter dem Tegetersee zwischen dem Kienthal und der Scharnitz) eine Reihe romanischer Ausdrücke fort: Die Alm selbst, der Senner (senior), der Kofet (casa), der Söller (solarium), der Schotten (exococtum), die Alpenkräuter Warbl (marrubium), Rabauan (montanum), Speil (spika); in den Wein-gegenenden Tirols und am Bodensee: der Torkel (Presse torcular), der Jörn (Umer, urina), der Wezaner Flurhühne (salturnarius der Fandellen), der Wein (vinum), der Most (mostrum), das Gäß (vas), der Käiser (cuparius). Dazu treten eine ganze Reihe von Ausdrücken, die sich auf Ackerbau, Gartenkultur, Baukunst, Gewäde, Gewerbe und Handel

beziehen. 3. B. Joch (jugum), Fegel (flagellum), Mait (modius), Käse (caseus), Pacht (pactum), Straße (strata), Kall (calx), Wörtel (mortarium), Mauer (murus), Pforte (porta), Turm (turris), Kammer (camera), Fenster (fenestra), Fegel (tegula), Stall (stallulum), Wörjer (mortarium), Kiste (cista), Schoß (scaphium), Pfund (pondus), Weiler (villa), Markt (mercatus), Pfosten (postis), Pfeiler (pilarius), schreiben, Scheit (scilicet, scribitum), Pfister (pistor). Letzteres ein Wort, das sich insbesondere in Bayern und Schwaben erhalten hat

und 3. B. auch im Ortsnamen Pfisterham (plü-tarheim) im Bezirksamte Eilsbiburg) schon im Beginn des 11. Jahrhunderts erscheint. Die Umverlebung dieser Worte und Ausdrücke in den deutschen Sprachschloß legt ein breites Zeugnis dafür ab, daß die Gewerbe und Künste, welche sich ihrer bedienen, bei unsren Ahnordern erst unter römischem Einfluß zur Entwidlung oder wenigstens zur reicheren Ausbildung geblieben sind.

(Schluß folgt)

Zeitlmoos.

Ein Hirtengebetsgefang von August Kopisch



Wacht hinein, ihr Kleinen, wärmet euch am Feuer,
Am Abend ist's im Zeitlmoos nicht geheuer!
Die Kleinen lachen. —

Und wie er weiter reitet von der Stelle,
Wirst sich am Teich ein Wässchen in die küste Welle . . .
Was will er machen?

Er springt ins Wasser noch, nur sie zu retten; . . .
Ja, wenn ihn nur die Rigen nicht zum Narren hätten!
Die Rigen lachen.

Er laßt sich zum Hof mit kaltem Weizen,
Da sitzen auf dem Hofe wiederum die Kleinen. . . .
Was will er machen?

Er nimmt die Peitsch' und haat sie, aber munter,
Dempferschen ähnlich springen sie von da herunter
Und steh'n und lachen.

Was setzt er sich, doch Augschweiß muß er schmeißen,
Denn hinter sich läßt wieder er die Kleinen sitzen. . .
Was will er machen?

Sie klammern sich oft fest an ihn und knien!
Er kann sich die Zunftgeiler nicht vom Hals streifen:
Sie oder lachen.

„Am Zeitlmoos ist's abends nicht geheuer!“
Sitzt eines; doch er sieht um Hirten nur ein Feuer . . .
Was will er machen?

Er traut sich nicht hin bis zum nächsten Orte
Und will herab und gibt den Hirten gute Worte —
Die Kleinen lachen.

Kann nicht' er gern sie haufen mit dem Steden,
Sie aber steh'n, ludest sie mit den Jähnen bleken. . . .
Was will er machen?

Die Hirten wollen ihn vom Pferde heben,
Da deckt sich gar der Sattel um, er fällt daneben.
Die Hirten lachen.

Er schilt sie aus, die Hirtin schmeidet beide,
Er liegt im Moor, am Schimmer einer hohlen Weide. . . .
Was will er machen?

Ans springt er, schnallt den Sattel wieder fest,
Steigt ooch und peitscht: „Fortreiten“, ruft er, „ist das Befehl!“
Die Kleinen lachen.

Er kommt nicht fort, es ist ihm wie im Traume:
Der Sattel sitzt am Hofe nicht, nein, am dem Banne. . . .
Was will er machen?

Aus allen Eden ruft's: „Geh heim zum Jener
Und wärme dich, im Zeitlmoos ist's nicht geheuer!“
Die Kleinen lachen.

Nun bleibt er sitzen. Die Landfrösche querten,
Die Klaffen stachen, Alles hat ihn da zum Narren. . . .
Was will er machen?

Er sitzt und sieht — anstrickt der Hahn den Morgen,
Da rufen sie: „Nun, guter Mann, bist du geborgen!“
Und steh'n und lachen.

Er geht zum Hof: es ist ihm wie im Traume,
Sitzt aus und jagt aus dem verhetzten Banne —
Was will er machen?“

Hort trüret er, es klinget ihm noch im Chöre,
Er hört immer noch, und immer wie im Chöre
Die Kleinen lachen.

Kleine Mitteilungen.

Das Sebtingerthor. Wir haben in letzter Nummer das Besondere gegeben, über zur merkwürdige Pläne eines Umbaus des Sebtingerthores zu berichten.

In dem Augenblicke, in welchem der Plan auf Befreiung des alten Thores lebhaft erörtert wird, dürfen wir wohl daran erinnern, daß bereits vor langer Zeit das Vorhaben bestand, dem Thore eine andere Gestalt — natürlich der jetzmaligen Geschmacksrichtung entsprechend — zu geben. Wir führen den freundlichen Vorschlag hiermit die Bilder vor Augen, welche zeigen, wie das Thor, dessen Umgebung hätte umgearbeitet werden sollen. Der erste Plan ist von dem unter Kaiser Karl VII. und Kurfürst Max Josef III. wirkenden Architekten Cavallio, dem Erbauer des Residenztheaters und der Paläste Löring (jetzt Postgebäude), Breyfing (jetzt Hypotheken- und Wechselbank), Forcia (jetzt Museumgebäude), Arco (Theaterstraße) entworfen, der zweite von dem Militärarchitekten und Oberbaumeister Franz v. Thurn (1763—1844), dem Vater der Schwere Reiter- und Türkenkavallerie,

der Pläne des Münzgebäudes und des alten chemischen Laboratoriums an der Kreisstraße. — Wenn man diese Ansichten betrachtet, so dürfen wir wahrlich denken, daß diese Pläne nicht zur Ausführung gelangen, und unsere Entschlossenheit werden — wenn das Thor wirklich befreit worden ist, seinerzeit aus ästhetischen Gründen bei Befreiung des Bildes, vom gegenwärtigen Thore und Platz lebhaft wünschen, daß keine Veränderung eingetreten wäre!

Heilende und hochzeiten im Mittelalter. Mit dem Worte Weinal bezeichnete man im Mittelalter selten die Abkühlung einer Ehe; man gebraucht dafür lieber die Bezeichnungen Brautlauf, Hochzeit, Weide. Über die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Brautlauf sind mehrere Sprachforscher nicht einig; mit dem Worte Hochzeit (hochzeit) aber bezeichnete man im Mittelalter jedes Fest überhaupt. Es gab im Mittelalter viel weniger Jungweiber als jetzt; in manchen Jähren durften sogar Weiber nicht als Meister aufgenommen werden.

Im früheren Mittelalter birken die Verlobten von der Handreichung an, also schon vor der kirchlichen Trauung, Gemahle, später erhielten sie diese Bezeichnung erst nach der kirchlichen Einsegnung. In Frankfurt war es üblich, daß der Verlobte bereits bei der Verlobung der Braut einen Ring gab, wofür er gewöhnlich ein „stättlich vermaßtes Hohnlein“ erhielt.

Die Verlobung wurde mit Tönen und Schauspielen gefeiert, wobei es gewöhnlich zu verschwenderisch berging, daß einjährigende Verlobungen adig erodiert wurden. In Ulm wurde angeordnet, daß man nur die sechs Uhr Abends auf Kosten des Bräutigams zechen dürfe; was einer von dieser Zeit an trank, hatte er aus eigener Tasche zu bezahlen.

Die kirchliche Trauung, welche zuweilen auch Solemnisierung der Ehe oder Inthronisation genannt wurde, konnte an allen Tagen, selbst den Freitag nicht ausgenommen, stattfinden. Einige Tage vor dieser Feier fand das Baden statt; die Brautleute und die Geladenen besuchten das Bad, und die Diensthelfer erhielten ein Badegeld zum Geschenk. Darauf folgten allerlei Festlichkeiten. Zur Kirche gingen die Brautleute nicht zusammen, sondern getrennt und jedes von Brautleutern geleitet. Gewöhnlich trafen dabei die Weiber; in manchen Gegenden pflegte der Tüchner zu blasen. Man liebt es, recht viele Leute einzuladen, damit der Jungweiber reich erscheine.

Die Hochzeitsschänke waren im Mittelalter beträchtlich und von mehrfacher Art. Braut und Bräutigam besetzten sich selbstverständlich gegenseitig, aber selbst da mischten sich die Besuchenden ein; in Nürnberg wurde nun um den Anfang des 14. Jahrhunderts den Besessenen verboten, in den ersten zwei Monaten der Ehe einander etwas zu schenken. Auch die Gäste brachten Geschenke, wovon sie gleichsam die Bewirtung bezahlten; diese sogenannten Schenkhochzeiten dauerten in Frankfurt durch das ganze Mittelalter, erst nach dem Einschleife des Mittelalters erschienen die Freihochzeiten, bei denen die Weiber ein- und ihren Dank für die Bewirtung aussprachen. Das Beschenken erwiderte bald einen solchen Umfang, daß Edelleute ihre „pfeiffer, kreuzer und bierer“ über ihre „stenden lute“ an die Käte bedachtbarer



Plan zur Anweisung des Sebtingerthores von Cavallio.

Städte sendeten und brieflich um Geschenke für diese kamen. Die Geschenke an die Brautleute bestanden entweder in Geld, oder in Kleidern, Trümpfen und Haushaltungsgegenständen; auch die Stadtbekörden machten Geschenke. So schenkte der Frankfurter Rat 1392 einem Weibmann für 18 Gulden Wein zu seiner Hochzeit. Auch die Brautleute zahlten Geschenke nach, zum Teil nur an die Diensthelfer. Die Waisenkinder, Riche und Knechtlinge konnten auch Speisen und Getränke den Jährlingen nach Hause tragen. Denen, die durch Krankheiten am Erscheinen verhindert waren, schickte man Speisen ins Haus; ebenso anderen Kranken, Armen, den Tüchern, den Organisten, den Schalkheern, den Badern, den Lotengütern, dem Studienrecht der Trümpfe, welche der Bräutigam zu besuchen pflegte. Es kam auch vor, daß man für die zulässig Vorübergehenden Wein auswendete.

Die Hochzeitsschänke waren im Mittelalter überall prächtig, glänzend und lange dauerten. In Schönbühl-Hall dauerte eine bürgerliche Hochzeit neun Tage, und der Gäste waren so viele anwesend, daß täglich Tisch aufgestellt wurde.

Im Jahre 1493 richtete der Vater des Sebdingers in Augsburg seiner Tochter eine Hochzeit aus, bei der 270 Weiber anwesend waren. Sie dauerte acht Tage und so viel wurde



Verstümmelten.

Eine Münchener Geschichte von Albert Schallheim
(Fortsetzung.)

14. Kapitel.

Es ist spät am Abend. Am Wägelerschen Hause ist das Tagewerk längst geschehen, und jeder darf sich nunmehr der wohlverdienten Ruhe hingeben. Der in mächtiger Fülle herniederfallende Regen hält alle gebannt unter schirmendem Dache, und so ist es still und öde in dem Hofe und dem kleinen Garten, wo sonst um diese Zeit noch gern Madame Wägel mit den Kindern ein Stündchen zu verbringen liebte. Wie das stattliche Hans mit seiner dem weiten Plage zugekehrten Fassade lebhaft erinnerte an jene stolzen Prachtbauten, denen wir in Florenz und Venedig so oft begegnen, so ist auch die Anlage des Hofes und der Gartenterrasse entschieden noch berühmten Mustern südländischer Provenienz erfolgt. Bei den lebhaften Handelsbeziehungen, wie sie das ganze Mittelalter hindurch zwischen Nürnberg und Italien bestanden, bietet dieser Umstand an sich nichts Auffallendes. So hatte sich ja auch, vermutlich nach italienischem Vorbild, bis zum Ende der Reichsfreiheit in Nürnberg die Stundeneinteilung von Sonnenauf- bis Untergang unter dem Volke erhalten.

Das oberste Stockwerk des Hauses bildete nach dem Hofe zu den sog. Söller, eine offene Halle, weit luftiger angelegt noch als die geräumigen Korridore und Treppenaugänge der unteren Geschosse. In früheren Zeiten botte die Halle wohl schon den verschiedensten wirtschaftlichen Zwecken und auch als Kinderspielplatz gedient; nachdem es aber einmal vorgekommen, daß eines der Kleinen, schlecht beaufsichtigt, die immerhin nicht niedrige Ballaststraße reflektiert, dort das Gleichgewicht verloren

hatte und in den Hof hinabgestürzt war, wo man es auf dem Pflaster gräßlich zerstückelt aufgehoben, wurde beschloffen, den ganzen Raum abzuschließen und der allgemeinen Benutzung unzugänglich zu machen. In den hier oben befindlichen Kammern und Gelassen war unbrauchbar gewordener Handrat aufgespeichert, den man nunmehr unter sicherem Verschluß ruhig eine Weile des Moders werden ließ, aber man hatte nicht unterlassen, die großen Schränke, die, halb in die massive Mauer eingelassen, hier plaziert waren, auszuräumen, um passende Aufbewahrungsorte für weniger oft gebrauchte Dinge zu haben. Doch war seit Menschengedenken der Söller nicht mehr benutzt, kaum je einmal betreten worden, und es galt deshalb, wie dies ja in alten Häusern oft vorzukommen pflegt, unter den Dienstboten dieses oberste Stockwerk als ein geradezu verirrter Ort, an dem es sogar am hellen Tage „umgehe“.

Hätte gerade heute zu solch vorgerückter Stunde eine oder die andere dieser furchtsamen Seelen sich auf den Söller verirrt, so wäre ganz unzweifelhaft das Vorhandensein eines Spelstres festgestellt worden. Der weite Raum lag im tiefsten Dunkel, aber ohne Unterlaß luden vom nächstlichen Himmel grell leuchtende Blitze auf, die für Augenblicke lebendige Tageshelle verbreiteten. Bei dem Scheine dieser Blitze hätte man hier oben einen hochgewachsenen Mann, in eine prächtige Fuzorenmajorn gestickt, wahrnehmen können, wie er immer ungeduldiger mit leise klirrenden Schritten den Gang auf- und abwärts wanderte, von Zeit zu Zeit laufend stehen blieb oder auch wohl die solide Konstruktion eines der mächtigsten, just offen stehenden Schränke eingehend musterte und erprobte.

„Sie löst auf sich warten; die heiligechte Stunde hat längst geschlagen. Hoffte sie auf diese Weise, mich gefügiger zu machen, so könnte sie sich täuschen. Es gibt für sie kein Entinnen mehr, sie muß mich folgen, freiwillig oder gezwungen! Noch ist Wägels nicht zurückgekommen von seiner nutzlosen Mission, und wenn er kommen sollte — eintrief! In dieser Nacht noch wird er aufgehoben und abgeführt. Ich habe meine Vorregeln nicht beize getroffen. Ah, ich höre Schritte. Ah, was ehrie! Clothilde, so voilà enuist!“

„Währe mich nicht an!“

„Wie steht es? Hast Du bereit, wie zu folgen?“

„Vornege, was ist mein Kind?“

„Du wirst es erfahren. Ich will Dich zu ihm führen. Eile, alles ist bereit; Du kannst ohne Aufsehen das Haus verlassen. Ich heiße den Schlüssel zur kleinen Seitenthüre Pierre hat ihn nie verwechselt.“

„Ich will meinen Worten noch einmal sprechen.“

Der Offizier lachte höhlich auf. „Deinen Gatten? Sorge nicht um ihn. Wer weiß, ob er heute noch zurückkommt. Morgen in aller Frühe wird er aufgehoben werden; er geht als Geisels nach Süd.“

„Gleider, das ist Dein Wert!“

„Wah, was willst Du? Er stand mir im Wege. Es kostete mich ein Hart an den Kammandanten, und die Sache war geregelt. Indem ich General Kleber mit zu Daul verpflichtet. Er ist Straßburger, sein Vater war Göttaier bei meinem Ganja, dem Kardinal Kobon. Du siehst, alles geht nach Wunsch. Doch jetzt, eile; ich führe Dich. Um Mitternacht müssen wir die Stadt im Rücken haben.“

„George, ich folge Dir nicht!“

„Du mußt, ich brauche Gemalt.“

„Schützt mich, ihr Himmelskinder! Da, was ist das? Großer Gott, verzeihen!“

Ein kurzer, wirrer Kampf im Dunkeln, dann stromt ein scharfes Licht am Himmel auf, ein furchtbarer Donnererschlag — trachend stürzt Klauer und Balkenwerk herüber, die junge Frau unter der Last begraben, aber keine Spur mehr von dem Offizier. Er ist verschwandnen. Got der mit einem Male losgebrochene Sturm in tohlen Durcheinander der entsetzten Elemente ihn von dannen geführt, ihn in die Lüfte gerissen und in graunige Tiefen gestürzt? Wer mag es wissen? Da erscholl unten Wäglers Stimme.

„Klman, Kludel, wo seid ihr? Hee zu mir! Es hat eingeschlagen in unrerer Hause, der ganze Hof ist wie beudet mit Dachziegeln. Schnell eine Laterne, gehen wir hinaus.“ Im nächsten Augenblick war alles im Hause auf den Weinen. Aber Wägels gebot den anderen, zueückzuehören und seine weiteren Weisungen abzuwarten.

„Was ist Madame?“ fragte er dann Lisette, und als ihm die Antwort wurde, daß sie sich in die Zimmer eingeschlossen habe, sagte er lachend: „Sonderbar, daß alles so ruhig bleibt, sind doch sagge die Kinder ermacht; ich höre sie laut weinen. Geh hin, Lisette, und ihr beide folgt mir.“

Jetzt standen die Männer oben auf dem Dächer, wo ein schrecklicher Anblick sich ihnen darbot. Der Sturm hatte sich versungen in dem Fachwerke des Giebelbaues, die zierlichen Säulen, welche das Gesimse stützen, waren geknickt, und einer der Erker war seiner Träge beraubt und eingeschürzt, seine Trümmer bedekten weißlich den Boden. Mit der Laterne

in der erhobenen Rechten schaute Wägels auf das wüste Chaos.

„Wir werden morgen Arbeit genug haben, wenn wir hier aufräumen wollen. Für jetzt ist nichts zu thun. Der Wind scheint sich gebrochen zu haben, auch regnet es zu stark, als daß nach weitere Gefahr drohen könnte. Gehen wir wieder. Halt, was ist das?“ Er hatte einige Schritte vorwärts gemacht, dann rief er entsetzt aus: „Im Gottes Willen, hier liegt Madame, ganz unter Schutt und Balken begraben. So habe ich mich nicht geträumt, als ich vorhin schon von drüben her ein Frauenleib zu bemerken glaubt. Ist sie tot, aber kamen wir noch rechtzeitig, sie zu retten? Klman, haltet die Laterne, Kludel und ich wollen sie hervorziehen. Sadje, langsam, so ist es gut. Den Kopf höher halten! Gott, sie regt sich nimmer. Woher aber kommt das viele Blut? Ah, hier ist eine schwere Wunde, die sich noch nicht geschlossen.“

Wenige Minuten später lag Madame Wägels auf ihrem Bette, tatenloslich, mit geschlossenen Augen, vollkommen regungslos, nicht für einen Augenblick war das Bewußtsein zurückgetretet. Mit angstvollen Blicken betrachtete sie Wägels, bis Dr. Sotarius eintrat, nach dem man eiligst gesandt hatte.

„Gott sei Lob und Dank, daß Ihr gekommen seid“, sagte Wägels mit einem Seufzer der Erleichterung, als der Arzt das Zimmer betrat, „wie dachten, daß sie uns unter den Händen stürbe.“

Kleber begann der Doktor seine Untersuchung, je länger sie jedoch währte, desto trister und nachdenklicher wurde jene Wiene, dann sagte er: „Ich darf Euch nicht verhehlen, Wägels, daß mir es hier mit einem sehr triftigen Falle zu thun haben; denn abgesehen von dieser schweren Wunde hier am Hinterhaupt, scheint mir nicht ausgeschlossen, daß innerer Verletzungen stattgefunden haben. Die tiefe Ohnmacht kann noch Stunden wahren, sie kann, ersichert nicht, in Tod übergehen. Wir wollen letzte Überprüfungen annehmen, die alle Viertelstunden er neuert werden müssen, im übrigen hat bereit die ganze Pflege sich auf größtmögliche Schonung des in seinen innersten Teilen aufgereizten Organismus zu beschränken, denn jedes weitere Vorgehen könnte für jetzt mehr schaden als nützen. Selbstverständlich darf die Kranke nicht einen Augenblick unbewacht bleiben für den Fall, daß das Bewußtsein wiederkehren sollte. Für jetzt ist weitere nichts zu thun, ich kann gehen, denn ihr bedürft meiner Hilfe heute nicht mehr. Gehabt Euch wohl, waegen mit dem nächsten will ich wiederum vorzprechen.“

Mit warmen Händedruck botte der Arzt sich verabschiedet, und Wägels blieb allein zurück im Krankenstimmer. So erstlich eine lange, bange Stunde, dann wurde es unten in der Straße vor dem Hause lebendig: die Deputation war zurückgekommen, und Herr Wägels kam dargefahren. Aber nicht lange währte das Lärmen, bald trat wiederum tiefe Stille ein, die nur der an die Scheiben klopfende Regen unterbroch. Der heilige Sturm welcher die Deputation auf dem Wege übertraht, hatte die lange Verjährung derurteilt. Auf der Schwelle seines Hauses erfuhr Wägels schon, daß ein schwerer Schlag ihn getroffen, dann teilte oben sein treuer Prokurator ihm schone den schlimmen Kunde mit. Der Kaufherr botest mit schwankendem Schritte das Gemach und stand vor dem Bogen der heiligeliebten Jenu, die mehr einer Toten als einer Lebenden gleich. Er warf sich auf die Knie, sein Haupt auf die Decke betted, die er mit heißen Thränen benetzte, wäh-

rend die blaffen Lippen ohne Unterlaß Worte der ächtlichsten Liebe flüsteren. Müller zog sich verschwiegen zurück, die beiden Watten allein lassend.

Aber nicht allzulange sollte die Vereinigung dauern. Koch hatte der Margen nicht gekraut, als die letztgeschlossene Hausthür von rauch geräuschten Schlägen erdröhnte. So gewaltig war der Sturm, den die unbewussten Wärter verursachten, daß Madame Wägel aus der Betäubung erwachte und einen irden Blick auf ihre Umgebung warf, aber alsobald die Augen wieder schloß zu erquickendem Schlummer. Dann trat Müller mit leisen Schritten in das Zimmer.

„Man verlangt dringend, Herrn Wägel zu sprechen. Es sind französische Offiziere, die sich durchaus nicht abwenden lassen und gewiß nichts Gutes im Schilde führen. Leider ist meiner Meinung nach ein Entkommen ganz unmöglich, ich hätte sonst —“

„Rein, nein“, unterbrach Wägel kühl, „ich weiß nur zu genau, um was es sich handelt. Es sollen Geiseln ausgehoben werden, die dem Feinde Sicherheit leisten dafür, daß die ausgesetzten Kontributionen eingehen.“

„Und dazu will man Euch nehmen?“ rief Müller mit Bestürzung.

„Warum nicht?“ entgegnete der Kaufherr mit herabseher Gelassenheit. „Bin ich doch Volunger und biete in meiner Person sammt allein schon die bestimmtesten Garantien. Geht also und sagt den Herren, daß ich bereit bin. Ein Stündchen wird man mir doch wohl gewähren zur Ordnung meiner Privatangelegenheiten. Geht und kommt alsobald zurück, denn ich habe Euch noch vieles mitzutheilen.“

Der treue Diener ging und kehrte wieder mit dem Bescheid, daß Herr Wägel die erbetene Stund Aufschub bewilligt sei, daß aber eine Militärpatrouille im Hause bleiben müsse, welche die bestimmte Weisung erhalten habe, jeden Ungehörigen energisch zu verweilen.

„Ich weiß es“, antwortete der Kaufherr mit bitterem Acheln, „und denke nicht daran, zu entfliehen. Eizette wird meinen Platz am Krankenbette einnehmen müssen, denn wir

beide haben unten zu thun. Koch weiß ich nicht, wie lange ich fortbleiben werde, aber es kann nur gut sein, wenn ich die Zeit meiner möglichen Abwesenheit von Hans und Geschöft nicht zu kurz bemesse.“

Gleich darauf fand im Speisezimmer zwischen dem Kaufherrn und seinem Prakturisten eine lange Besprechung statt, die erst ihr Ende nahm, als ein französischer Militärbeamter kam, Herrn Wägel an seine gegebene Fügung zu erinnern und ihn aufzufordern, auf der Stelle sich zur Abfahrt bereit zu halten.

„Gut“, erwiderte der ja Gemahnte, sich an seinen treuen Diener wendend, „wir sind im Reinen. Die Sorge für Geschöft und Hans habe ich nun ganz und völlig auf Eure Schultern gewälzt.“

„Und ich gelobe Euch, alles zu thun, was in meinen Kräften steht, das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Reiset mit Gott, Herr Wägel!“

„Und wie ich Euch gebeten Müller, meines Namens unbefristete Ehre in der Geschöftswelt aufrecht zu erhalten, so wird mein erprobter Freund Dr. Sartorius für Weib und Kind —“ — hier erstukten Thänen seine Worte, doch löste der Sprechende sich alsobald und fuhr mit fester gedankter Stimme fort: „Ich habe mich bereit verabschiedet von denen, die mir das Teuerste sind auf Erden. Sie geht noch einmal zu sehen, würde mir meine Zustimmung tauben, und die Fremdlinge sollen sich nicht freuen dürfen an meinem Schwärze. Also allen meine herzlichsten Grüße, und nun lebt wohl, Müller, alter bewährter Freund!“

Herr und Diener sanken sich in die Arme und hielten sich fest umschlossen, dann stampfte der fremde Offizier ungeduldig mit dem Säbel auf den Boden und stieß einen leisen Fluch aus.

„Me voilà“, rief Wägel jetzt aus, „je vous suis, Monsieur!“ Dann verließ er, mit festen Schritten inmitten der französischen Soldaten marschierend, sein Haus, das er für lange Zeit nicht wiedersehen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vogenberg.

Von Franz Kell.

Dem Touristen, welcher zu einem Ausflug in den Böhmer Wald die Stadt Straubing verläßt, zeigt sich von der äußeren Donaubrücke aus gegen Osten ein breiter Bergkegel von mäßiger Höhe, dessen Gipfel ein stattliches Gotteshaus krönt — der Vogenberg. Ein zweifelhafter Marksch über die Weidenflächen des tiefen Donauesfers führt ihn durch das Pfarrdorf Weibersdorf, nicht weit an der in ihrem Äußeren nach ganz dem Charakter eines Klosters trogenden ehemaligen Benediktinerabtei Oberaltich vorüber, der amnützig gruppierten vorderen Berglette des Böhmerischen Waldes entgegen zu dem Martte Vogen, welcher sich unmittelbar an den Fuß des Vogenberges anschmiegt. Koch kurzer Raht befeigt er wohl nach mühselö den Berg, der einst die Stammurg des mächtigen Geschlechtes der Grafen von Vogen getragen. Aber nicht die geringste Spur des ehemals zweifelloso imponanten Bauwerkes ist zu finden. Die Ritterburg hat einer Stätte des Triedens Raum gegeben, eine schöne Kirche neßt Pfarr- und

Schulhaus erhebt sich jetzt an Stelle des jammgekrönten Schlosses.

Um ja mehr wird aber der Wanderer überrascht sein von dem großartigen Landschaftsbilde, das sich seinem Auge von dem Gipfel des Vogenberges darbietet. Weit schweift das Auge hin gegen Süden über die fruchtbare Donauebene, „Bayerisch Natelammer“, welche von den Höhen der Isar und Lohr in sanfterm Zuge begrenzt, an hellen Tagen aber von Steiermarks, Salzburgs und Tirols schneebedeckten Berggipfeln wie mit einem blinkenden Saume umrahmt ist. Ostwärts grünen bewaldete Hüben unterhalb Passaus aus dem stammverwandten Eiterreich herüber, gegen Westen tauchen die Pyramiden des Regenbühner Domes in weiter Ferne auf, und zwischen beiden Abhüllängen des Geschöftsfeldes schließt gegen Norden die Kette der Forberg des Bayerischen Waldes, wie ein riesenhaftes Amphitheater aufsteigend, in weitem Vogen das reizende Bild in sanften Linien ab. Weit über hundert

Dörfer, zahlreiche Kirchen und Schlösser, die mächtigen Bogen des majestätisch nach Osten rauschenden Donauflusses und zahlreiche Waldinseln in der Ebene betonen das große Gemälde und bieten dem Auge wohlthuende Abwechslung und erfrischende Ruhepunkte.

Übermüdig von dem mehrdeutigen großartigen Anblick, wie ihn nur wenige Aussichtspunkte unseres Vaterlandes in solcher Mannigfaltigkeit bieten, läßt sich der naturbegeisterte Wanderer nieder und verliert sich in die Vergangenheit, in der fast über all die Lande, die er gesehen, und noch manch andere jenseit der Berge die Grafen von Bogen von hier aus herrschten. Wenig wird mehr von ihnen verkommen, denn ihr Geschlecht ist schon seit fast einhalb Jahrhunderten erloschen. Aber ihre mehr als zweihundertjährige Geschichte bietet doch genug des Wertwürdigen, um die Erinnerung an sie wieder wachzurufen, um sie mehr, als des letzten Bogeners Mutter Herz und Hund einem Ahnen unserer erlauchten bayerischen Herrscherhaufe weihen und durch ihre Veranschaulichung mit dem Bayernherzog Ludwig dem Kelchreiter das absterbende Geschlecht der Grafen von Bogen mit dem aufstehenden der Wittelsbacher in direkte Verbindung brachte.

Der Ursprung der Grafen von Bogen verliert sich in genauer Vorzeit. Die Chronik des Klosters Oberaltich, welche der Prior Peter Amilian Demauer im Jahre 1731 zum tausendjährigen Jubeljahr des Stiftes unter Benützung zahlreicher wichtiger, zum Teil wohl bei der Säkularisation zu Verlust gegangener Urkunden herausgab, und die wegen der vielfachen Beziehungen des Klosters zu den Bogenen Grafen eine wertvolle Quelle für deren Geschichte ist, berichtet über denselben folgenden. Als Kaiser Heinrich II., der Heilige (der bekanntlich von 1002 bis 1024 die deutsche Kaiserkrone trug), einmal in Regensburg Hof hielt, lud er verschiedene obdige Herren zu einer Jagd ein, darunter auch Bodo II., Grafen von Hainberg. Dieser, von zwei Gemahlinnen mit 32 Söhnen und 8 Töchtern beschenkt, erschien mit seinen sämtlichen männlichen Sprossen und je einem Diener und ritt oft mit 66 Pferden zur kaiserlichen Jagd an. Der Kaiser, der diesen ungewöhnlichen Aufzug für Hochmut hielt, war darob ungehalten und ließ den Grafen hart an. Dieser aber kniete vor dem Kaiser nieder und übergab ihm freiwillig seine sämtlichen Söhne zu seinen Diensten. Die Überlassung stimmte den kaiserlichen Herren sehr freudig, und er beschenkte die jungen Grafen von Hainberg allesamt reichlich mit Schlössern, Städten und Reichthümern, darunter einen mit Namen Hartwich mit der kurze Zeit vorher als erkranktes Leben dem Reiche heimgeführten Grafschaft Bogen. Hartwich nahm den Namen eines Grafen von Bogen an und wurde so der Stammvater dieses Geschlechts. (Die Erzählung von den 32 Söhnen Bodos gehört bekanntlich in das Reich der Fabel.)

Schon unter Hartwich erfuhr die Grafschaft Bogen, die sich ursprünglich wohl auf die nächste Umgebung des Bogenberges beschränkte, namhafte Vergrößerungen, insbesondere durch Besetzung mit einigen Gütern im Nordgau durch Kaiser Heinrich III. Unter seinen Söhnen Friedrich und Konwin umloste dieselbe fast alles Gebiet von Regensburg bis Passau zwischen der Donau und dem Böhmerwald, sogar die Herrschaft Schüttenhofen im heutigen Böhmen und einige Schlösser und Märkte am rechten Donauufer. Sie hatten das väterliche Erbe geteilt und Friedrich, der ältere, dabei u. a. den Stammort

Bogen nebst der Schirmvogtei über das Hochstift Regensburg erlitten. Ihm vererbte das Kloster Oberaltich, das von dem Bayernherzog Udo II. und dem heiligen Pirminius 751 gegründet und mit Bischof Eizo von Straßburg, damals Abt in Reichenau, mit zwölf Benediktinern besetzt, 907 jedoch von den Ungarn zerstört worden und seitdem 196 Jahre in Ruine gelegen war, seine Auferstehung aus den Ruinen. Im Jahre 1102 baute er daselbst wieder auf, stiftete es im Vereine mit seinem Bruder Konwin mit reichen Schenkungen aus und besetzte es wieder mit Benediktinern. Von dieser Thronfolge ist das 1418 von dem Abt Johann Vogel errichtete prachtvolle Grabdenkmal der beiden Brüder in der Klosterkirche in Oberaltich noch heute Zeugnis. Friedrich starb fern von der Heimat an einem Tage nach dem Gelabten Laude im Jahre 1104 in Jerusalem. Von seinen drei Söhnen übernahm Friedrich II. die Grafschaft Bogen. Wegen Ermordung eines Bogtes des Herzogs Heinrich X. (des Staufer) von Bayern begann dieht gegen ihn eine Fehde, in welcher der zur Grafschaft gebührende Markt samt Schloß Falkenstein (im heutigen Oberricht Roding und jetzt im Besitze des Fürsten von Thurn und Taxis) besagert, eingeemmen und eingeschert wurde. Er selbst fand seinen Tod in der Schlacht von Savia 1136. Seinster Charakter war sein Sohn Friedrich III., ein Wahlthür der Kirchen und Wälder, der auf einem mit Kaiser Konrad unternommenen Kreuzzuge 1149 den Tod fand und in Jerusalem zur ewigen Ruhe befristet wurde.

Mit dem Tode seines Sohnes Albert erlosch der Stamm des Grafen Friedrich I. von Bogen, und die Grafschaft ging an die Nachkommen seines Bruders Konwin über.

Konwin selbst, ein tapferer Held, der mehrfach siegreich gegen die einfallenden Böhmen kämpfte, ward von bejubelter Bedeutung für die spätere Entdeckung des Marktes Bogen, indem er den Anlaß zu der den Wahlstand desselben großentheils begründenden weidmännischen und vielbewehrten Wallfahrt gab. Im Jahre 1104, dem Todesjahre Friedrichs I., kam, so geht die Sage, auf der Donau ein feineres Gedenkbild der Mutter Gottes flussaufwärts geflohen und ließ sich auf einem in Flußbette liegenden Felsen nieder. Graf Konwin verbrachte daselbst in das Schloß auf dem Bogenberge und stellte es in der Schloßkapelle auf. Es war damals die Zeit der Bilderhüternerei des Basilias in den unteren Donauländern und die natürliche Erklärung des von der Sage berichteten Wunders ist wohl die, daß das Gedenkbild von Verehrern vor den Bilderhütern gerettet wurde und auf diese Weise nach Bogen gekommen ist. Nachdem Konwin dem Kloster Oberaltich die Hüfte desselben übertragen hatte, entsiedelte sich alsbald durch den Zufall der frommen Verehrer eine einseitige Wallfahrt, die noch gefördert wurde, als bald danach das Schloß auf dem Bogenberge in eine Pfarrkirche vermandelt und in geringer Entfernung vom alten ein neues Residenzschloß errichtet wurde. Der Chronist von Oberaltich schreibt die Erbauung des neuen Schloßes, von dem übrigens auch keine Spur mehr vorhanden ist, Konwins Enkel Albert I., dem Stifter der nahegen Benediktinerabtei Windberg (1125) zu. Nach dessen Tode (1147) übernahm die Herrschaft sein Sohn Berchtold II., ein reicher und friedlicher Herr, und danach 1168 dessen Sohn Albert III. Dieser, Erbauer des Schloßes Hohenbogen auf dem gleichnamigen Berge des Bayerischen Waldes, wird als ein unruhiger Kopf geschildert, der hauptsächlich den Kirchen und

Klöstern hart ansetzte und es als seine Aufgabe betrachtete, die Früchte der diesen von seinen Verfaßten gemachten reichen Zuwendungen für sich einzuhelmen. Seine Gemahlin war die böhmische Prinzessin Lubmilla. Mit den Grafen Rapot und Heinrich von Ortenburg führte Albert III. heilige Fehde, die sogar den Herzog Ludwig von Bayern zu kriegerischem Einschreiten zwang, jedoch mit wenig Erfolg, da Graf Albert im Bunde mit seinem Schwager, Herzog Ottolar von Böhmen, sich als überlegener Gegner erwies. Große Länderstriche Bayerns, insbesondere ganz Niederbayern, wurden durch diese Fehden in Wüsteneien gezogen und verwüstet, bis endlich 1192 Kaiser Heinrich VI. selbst Friede gebot, den Herzog

Gewaltthaten ihres Vaters gegen die Klöster und Stifter fort, vertragen sich weder unter sich noch mit ihren Nachbarn, bis sie dem Kreuzheere zum vierten Kreuzzuge (1202–1204) nach Palästina sich anschlossen, auf welchem Berthold bei Damiette in einer Seeschlacht den Tod fand. Albert IV. kehrte nicht nur von diesen, sondern auch von einem weiteren 1200 unternommenen Kreuzzuge wohlbehalten zurück. Bei einer dritten Fahrt nach dem heiligen Lande fiel er bei Venedig unter die Seeräuber, wurde aber befreit und kehrte unverrichteter Dinge heim. Er beschloß sein unruhiges, fehdereiches Leben im Jahre 1242, ohne Leibeserben zu hinterlassen.

Mit ihm erlosch der Stamm der Grafen von Bogen, und



Der Begräbnis. Originalzeichnung von G. Fröhlich.

Ottolar von Böhmen absetzte und den Grafen Albert von Bogen als den Urheber des Krieges in Acht erklärte und ins Exil nach Apulien verwies. Auf Befehl des Kaisers beteiligte er sich an einem Kreuzzuge, kehrte aber, als das Kriegsheer sich nach des Kaisers Tode (1197) unverrichteter Dinge heimwärts wandte, in seine Grafschaft zurück und eröffnete sofort wieder die Feindseligkeiten gegen die Grafen von Ortenburg, brennend und plündernd das Land durchziehend. Er starb im Alter von 33 Jahren 1198.

Seine Söhne Berthold III. und Albert IV. (ein dritter, Leopold, trat in den geistlichen Stand) setzten anfänglich die

keine Güter und Herrschaften „wachsen“, wie der Chronist sich ausdrückt, „als neue Hoarlöden dem bayerischen Könige zu“, b. i. fielen nach dem damaligen bestehenden Lehensrechte, nachdem sich die Landesfürsten schon zu einer ansehnlichen Selbstständigkeit durchgerungen hatten, an das bayerische Fürstentum.

Die Grafschaft Bogen umfaßte damals immer noch ein recht ansehnliches Gebiet, in welchem der Markt Bogen, Wöndberg, Witterfeld, Falkenstein, Weizenstein, Plattling, Rattenberg die hervorragendsten Orte waren.

(Schluß folgt.)

Die Trachten des Grafsfelds oder Trachten aus Unterfranken.

Von B. Richter.

Nachdem wir uns in verschiedenen Gauen des Bayerlandes, besonders im Algau und in den bayerischen Bergen, an den mannigfaltigen schmucken Trachten ergötzt haben, kommen wir endlich nach Unterfranken, wo in manchen Gauen noch ein echter Bauerntanz zu finden ist, und wo uns hoffentlich auch noch Bauerntrachten begegnen. Wollen sehen!

scherin des Grafsfelds, das uralte Städtchen Königshausen mit seinem Kirchturme. In diesen Dörfern wollen wir Umschau halten und aus von der Hausfrau manch väterliches Trachtenstück aus Truhe und „Pöhlter“ (Schranz) hervorholen lassen, während wir die weibliche Tracht an den schmucken Bäuerinnen selbst bewundern können.



Brautpaar aus dem Dorfe Kallert bei Oberlauringen.



Brautpaar aus Saal im Grafsfeld

Wir beginnen bei dem nördlichsten, an die sächsischen Herzogtümer angrenzenden Gau, dem sog. Grafsfeld. Während dieser Reise in alter Zeit das ganze Gebiet von Fulda herab bis zum Main mit seinen verschiedenen Untergauen (meist nach den Flüssen Saale, Sinn, Werra zc. benannt) bezeichnet, versteht man jetzt darunter das Gebiet nördlich der Hainberge an den beiden Ufern der fränkischen Saale bis zu ihrer Vereinigung mit der Elbe. Von mächtigen Kreuzwarten (Schloß Sternberg im Osten, Ruine Wildberg im Süden, Ruine Sulzburg im Westen, die Gleichberge im Norden) behütet, dehnt sich fast unabsehbar, mit mäßigen welligen Erhöhungen ein fruchtbares Gefilde aus; reiche Fluren und echte Bauerndörfer umgeben in weitem Kranze die Beherr-

Der Bruststock der männlichen Tracht — das erwidern wir von vornerein — war früher allen unterfränkischen Gauen gemeinsam, es war der lange Rock (Magen), die kurze Weste, Kniehose, lange Strümpfe, Schnallenschuhe und der „Dreißpig“. Diese Tracht finden wir demnach mit einzelnen Abweichungen auch auf den vier Bildern aus dem Grafsfeld. Der lange, meist dunkelblaue Rock mit seinen fliegenden Schößen, den man einstens 20 bis 30 Jahre lang getragen (wo kommt das jetzt noch vor?), hatte einen breiten liegenden Kragen und eng anschließende Ärmel, die, vorn sich weitend, auf die Hand fielen. Die, wenn auch farbige, doch dunkle Weste hatte wohlsonen Schnitt, entweder lang herabreichend und mit eintelligen silbernen Knöpfen (bis zu 20 Stück) versehen, erinnernd an

die Schwestern der Kofolzeit, oder — kurz mit zwei Reihen Knöpfen, zu welcher das doppelte silberne Uferteilein als Schmuck gehört, um den Hals geschlungen und in Brusthöhe von einem Ringe gehalten. Zur einreihigen Weste aber paßt nur eine kurze, breitschleiderige Berloque (Bild 4), oder der große Silberhalter (Bild 1), beide in Taoschenhöhe befestigt. Niemals aber fehlt das schwarzseidene Halstuch, das in einem breiten Knoten geschlungen ist, und darüber der weiße Hemdfragen aus hausgemachtem Zeinen, der heutzutage — bei der modernen Trennung von Hemd und Stragen — nur auf dem Lande noch zu finden ist.

nach vorn aufgeschlagen ist, während von den schwarzen Bändchen, welche Krampe und Kopfteil verbinden, seidene Luchtschen auf einer oder auf beiden Seiten herabbaumen. Daneben war auch die breitverbrämte Pelzkappe in Gebrauch, die allerdings zu einem lässlichen, schmerzbringenden Antlitz besser paßte, als der friebliche „Dreispiz“. Tempi passanti Dreispiz, Kniehosen und Schoallenschuhe sind verschwunden, es war in den dreißiger Jahren, als die Bauern anfangen, sich dieser Eigentümlichkeiten zu schämen und die herrlichen Hosen sich beilegte. Nur alte Männer behielten ihren Dreispiz und die „Bockledernen“ bei bis an ihr selig Ende.



Brautbild aus dem Mißgrabe.



Brautbild aus Pöhlhofen.

Ebenso allgemein waren früher die kräftigen Schuhe mit runden oder viereckigen Schnallen, teils von Messing, teils von Silber, je nach Reichtum und Festheit. Die Kniehosen, mit Bändern befestigt (beim Bräutigam etwas geknäht und mit drei Metallknäpfen besetzt) mußten genau mit den langen gerippten Strümpfen harmonisieren; sind erstere dunkel (aus Ranzfester oder Tuch), so sind die Strümpfe weiß; sind sie aber hell, aus gelbem oder weißem Firschlleder, dann müssen die Strümpfe dunkelblau oder schwarz sein; ja verlangte es das Geseß des Geschmacks, von dem man ciceronianisch sagen könnte, wir haben's nicht erunden, nicht gegeben, sondern überliefert erhalten. Die ganze Tracht schließt ab mit dem Dreispiz aus schwarzem Filz, dessen breite Krampe schwingend

Nach der Hochzeit (Bild 1 S. 460) bleibt der Mode getreu, nur daß sein Dreispiz in einen noch kühneren „Zweispiz“ verwandelt ist und ein künstliches Sträußchen an der Stirnseite trägt; ein gleiches, mit langer seidener Schleife ziert die Brust der merkwürdigerweise kurzen Jacke, die — sollte man meinen — eines Hochzeiteres ganz unwürdig ist. Es war dies ganz entsprechend der früheren Sitte, daß erst der Mann sich den langen Rock beilegte, während die Burtschen, die ledigen Mannspersonen noch die Jacke, den Janker, trugen und so auch zum letzten Male am Hochzeitstage.

Wenden wir uns nun zur weiblichen Tracht, die sich mehr erhalten hat. Nehmen wir vor allem die Hochzeiterin, so trägt sie (ist auch schon viele Jahre her) auf dem glatt-

geschneidene Haare ihr Brautkrönlein, Schappelkranz¹⁾ genannt, dessen Unterbau ganz verdeckt ist durch den Anspug von Zier- und Hüttergold. Der schlank Hals hebt sich frei aus der zierlichen, weichen Haarkraut, und das linsenförmige Bruststück bauscht sich in vielen Falten aus dem weit ausgeführten Riemen der Jacke, nur eine einfache Schammasche an goldenem Ketten bildet den Halsgeschmuck. Die seidene Schürze über dem weit gefalteten meist dunklen braunen Rocke aus Seide mit breitem farbigen Saume ist nach Mädchenart schmal und kurz, aber bunt und mit reichen Blumenmustern versehen. Die zierlichen Brautschuhe tragen silberne Schmälchen oder schleifenartigen Anspug. Unser Brautpaar ist aus dem kleinen Dörfler Wäldchen bei Oberlanzingen.

Das Bild (dem Darje Saal entnommen) zeigt die Bäuerin im großen Staat, wie sie an hohen Festtagen zur Kirche geht. Die weiche Jacke (auch Mägen genannt), trägt statt des Anspuges zwei im Winkel zusammenhängende Reichen Metallstücke, dazuweisen einen Brautgeschmuck altertümlicher Form, über den oberen Teil ist das seidene befranzte Halsstück geflungen, das zugleich den Hals gänzlich umhüllt und in zwei Zipfeln über den Rücken hinabhängt. Die früher in ganz Unterthüringen übliche Bandhaube ist mächtig hoch und oben gerundet, die auf den Rücken fallenden handbreiten Noizeer-Bänder sind mächtig lang, der Anspug über der Stirn sieht einem Kronreiß ähnlich. Die seidene, einfarbige Schürze verdeckt, wie es Frauenart ist, den Rock fast gänzlich, und zwei handbreite, gerade Noizeerbänder mit kurzen Schleifen fallen fast bis zum Saume der Schürze herab. Wenig sichtbar sind die weichen Strümpfe, die in den zierlichen Schmalkenschuhen stecken. Zum Feststaat gehören noch die weichen Goldbandhaube, die auf der Außenseite Perlenstränge tragen.

Bild 3 zeigt einen ganz eigentümlichen Kopfschmuck, gleichsam die Anklage eines städtischen Untes, der halbkreisförmig Kopf und Gesicht einrahmt und einen entsprechenden Anspug hat. Die Jacke ist nicht eng anliegend, sondern bequeme, mit weiten farbigen Oberärmeln versehen und schließt nach oben ab mit einem herzförmigen Saate aus schwarzem Sammet, von dem sich der Silberhals, an einem Sammetbüchsen getragen, schon abhebt. Die Schürze, wenig ausgeführt, haben schwarzen Anspug, Strümpfe und Rock sind dunkel, letzterer hat einen breiten grünen Saum. Das Leibstücker ist die bunte blumengemusterte Schürze. Diese jezt noch übliche Tracht gehört dem Wäldchen an, der fast ganz protestantische Bevölkerung hat, die auch hier wie andernwärts die dunklen Farben in der weiblichen Tracht vorzieht. Doch ist's nicht der Festtag, sondern sonntagen der Bräutigam für Sonntag Karfreitag oder für den Gang in die Stadt.

Wieder andere Formen und Farben zeigt Bild 4 (aus dem Orte Weßlingen). Die weichen mit Bänderchen versehenen Hemdärmel, das weiße Kopftuch, hinten kunzwooll geflungen, vorn kann einen Streifen Haar freilassen, die helle Schürze mit den kurzen Streifen ist wohl keine Kirchentracht; ich denke, die Bäuerin geht zum Tanz, aber zu dem einer großen Hochzeit, weil ja das buntermusterte Riemen mit dem Seidentuch und dem reichen Silbergeschmuck angelegt ist. Dazu passen auch die weit ausgeführten Schuhe mit den Silbergeschmücken. Man sieht, das Frauenwerk, das hier ganz städtische und schmale Vertreterinnen gestellt hat, jezt viel mehr Geschmuck und Abwechslung in seiner Tracht, es besinnt sich wohl, ob ein Kleid zur Kirche oder zu weltlichen Feste pass, während des Eheherrn langer Mägen und Treisje für alle Gelegenheiten herhalten muß, für den Kirchgang, für die Kattifikation und selbst für das Wäldchen.

Der Cagliostro von Bayreuth.

Von Dr. Specialk. Hellank.

Cine im Leben großer Entdecker oder Erfinder oft bewährte Thatsache ist es, daß der Genius schon in der frühesten Jugend mit den höchsten Problemen ein ahnungsvolles Spiel treibt. Newton und Stephenjon sind dafür Belege, die in ihrem Kinderspiel anerkennen zu ihrem nachmaligen glorreichen Errungenschaften die erste Hand anlegten.

Uebrig ist jede kommende Wissenschaft ihre Kräfte im ansehnlichen kindischen Land. Jede einzelne Wissenschaft hat eben, wie jeder einzelne Mensch, wie jedes Land, und jedes Volk seinen Entwicklungsgang. Von diesem Gesichtspunkte aus hat auch die Geschichte der Alchimie ihre Berechtigung und Würdigung erhalten. Über dem Studien nach dem Steine der Weisen und dem Lebenselixir wurde unsere neue Chemie entdeckt, die heutzutage wirklich mehr vermag, als die Metalle zu verwenden, die mehr zu leisten vermag, als unsere Vorfahren als ihr höchstes Problem betrachteten.

Mittelmäßige Weiser bleiben immer an der Materie kleben, so kam's, daß die chemischen Bestrebungen des vorigen und

vorhergehenden Jahrhundert's auf dem Sand gerieten, sie wurden Mode, und mit der Mode ging zur gerechten Strafe Charlatanerie und Betrug Hand in Hand. An den verdammten berüchtigten kleinen Öfen, wo das Wäldchen der Einnahmen von dem Plus der Ausgaben weit überwiegen wurde, wo die tollste Wirtshaft auf dem Ruin des Landes florirte, fanden die Adepten offene Arme. Es wäre ja gar so bequem gewesen, mit leichter Mühe die leeren Staatstaschen beständig gefüllt zu sehen und dabei das alte, schöne Leben im rauschenden Maße fortzuführen. Daß diese Schwärmer bei so reicher Kunst doch selbst immer bettelarm blieben und nie im stande waren, sich vorher selbst in blühenden Wohlstand zu versetzen, daran dachte man unbedenklischerweise freilich erst immer, wenn es zu spät war.

Einer der vorweggenannten Künstler dieser Art war der Baron v. Krohmann, oder wie er sich kurzweg mit allen seinen Titeln schrieb, der Herr Christian Wilhelm v. Krohmann, Herr zu Kottenstein und Fischenburg, Erbherr zu Kronenseß und Großenhahn, Ritter vom Orden des goldenen Reichthums und Oberster Hochfürstlich Brandenburgisch-Culmbachischer Oberpräsident, Geheimrath, General-Stammantant, Kammer-

¹⁾ Man findet diesen Anspug und dessen Verzierung nicht bloß in anderen thüringischen Gegenden — Ried, Speierth — sondern auch in Orlan, Schwaben, Erzgebirgsland und Krain.

herr, auch Ränz- und Bergwerksdirector! Taß ein Mann von so vollstehenden Würden und Titulaturen auch von ansehnlicher Abkunft sein mußte, verließ sich von selbst. Demgemäß gab er für seinen Vater Johann Christof v. Krohnmann aus, der in Diensten des Schwedenkönigs als Generalmajor und Landdrost zu Königsberg gelebt, nicht weit von diesem Orte die oben genannten Güter besessen habe und 1635 von der Königin Christine von Schweden baronisiert worden und 1658 gestorben sein sollte. Von seiner Mutter Magdalena behauptete er, daß sie eine Schwester des Admirals von Schweden, Baron v. Fleming, der mit dem Könige Christian X. von Dänemark sich als ein tapferer Krieger bewiesen hatte, gewesen sei und 1664 ihr Leben beendet hätte. Er selbst aber, der Held unserer Geschichte, wollte zu Königsberg, vier Meilen von Dörpt in Livland im Jahre 1639 geboren sein.

Die Augenbeidele und weinere Bildung, welche Krohnmann zuerst im elterlichen Hause und dann in der Freude erhielt, waren ganz geeignet, sein weiteres Leben würdig vorzubereiten. Sein Vater behauptete, eine Universal-Goldkünstler zu besitzen, welche das Leben verlängert und selbst vom Tode errette, mittels derselben glaubte er, auch geringere Metalle in edlere verwandeln zu können. Dieses Kleinod wollte er, wenn übrigens den Auslagen seines Sohnes hierin überhaupt zu trauen ist, von einem berühmten Adepten des 17. Jahrhunderts, dem Herrn v. Sendivinus, den er in polnischen Kriege zu Warsenburg 1662 gefangen hatte, erhalten haben.

Der junge Krohnmann wurde, mit jetzigen chimärischen Gewissheiten ausgeschattet, kaum 13jährig auf die hohe Schule geschickt; er studierte zu Dörpt, Abo, Upsala, Sotho und Kopenhagen abwechselnd Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Von Kopenhagen, verließerte er, mit einem Grafen von Königs-mard nach Jena gegangen zu sein, hierauf aber, weil sein ältester Bruder der Landesfürst geodß die väterlichen Güter erhalten hätte, sich in der Fremde herumgetrieben zu haben, um sein Glück zu suchen. Und dieses, behauptete er, habe sich ihm zuerst unter den Benezianern gezeigt, denen er vier Jahre als Schiffsführer und Lieutenant zu Candia gedient hätte. Auch bestand er darauf, mit vor den Turbanellen gewesen zu sein und den Orient durchzogen zu haben, sowie er überhaupt von dieser Zeit an beständig im Kriege gewesen sein und dann z. B. dem Bischof von Münster und den Holländern gebietet haben wollte, bei denen er unter dem General der stiegenden Armee, Namens Keller, mit dem er in Rhynwegen gelegen, Obrster gewesen, vor Rhynwegen verwundet und auch von den Franzosen gefangen worden sei. Was daran Wahres oder Falsches sein mag, bleibt wohl ziemlich unentschieden. Nur der Umstand scheint sich bewahrheitet zu haben, daß Krohnmann in Holland zur katholischen Kirche übertrat und sich, so lange es ihm bequem schien, dazu bekannte, und zwar überall, wo er sich nach seiner Gefangenschaft hinwandelte, oder richtiger gesagt, weil er nirgends eine bleibende Stätte fand, wo er durchreiste und das Schicksal ihn hinwärt. Wie er aus der französischen Gefangenschaft loskam, ist unbekannt. Wir finden ihn bald darauf plötzlich in Währen. Was hier von ihm veranlaßt, ist weder anzudeuten noch überausend und am kürzesten mit den Schlüsselzilen von „Nitter Rurtz Braunsahrt“ zusammengestellt, wo es heißt

Wiederfaher, Weiber, Schulden
Ach! kein Rutter nicht sie loo!

Krohnmann entfloß, und zwar nach Wien. Dort verheiratete er sich mit Margaretha Elisabetha, einer geborenen Kollendin, der Stiefmutter des General-Lieutnants und Geheimen Kriegsrats Wiederhold von Wiederhold, welche ihm auf ihrem Gute zu Frauenhofen, eine Viertelstunde vom Tulln angetraut wurde. Von da an verwendete er sich vollends, d. h. er ward aus einem tapfern Krieger ein gewaltiger Arzt, der durch seine Universalmedizin, die in einem roten Goldpulver, dits Säften und zweierlei Bissen bestand, selbst dem Tode gebieten wollte; dazu kam sein eigenes Genie zum Vorschein, und er wurde ein großer Chymiker und Adept. Der Mann erlangte wirklich in kürzester Zeit eine große Berühmtheit; dafür bürgen eine Anzahl hoher Namen, von denen nur einige beispielweise angeführt sein. Da war der Fürst Karl Joseph von Sichtenstein, der ihm und großer Freude, den „Stein der Weisen“ erhalten zu haben, 3000 rheinische Gulden und ein Paar Pferde im Werte von 1000 Thalern vererbt; ferner der Geheimen Hofsanftalt Christian Odeß, der unserm Heiden aus Dankbarkeit für die ihm mitgetheilte Tinktur 300 Gulden Schenkte, ferner die Gräfin von Königseck, die ihm eine kostbare Perlenkette gegeben hatte und viele andere dergleichen. Zuviel und Vertrauen wuchs von Tag zu Tag um so mehr, je heimlicher er mit seinen Tinkturen that, unter denen sich ein besonderer Wohlthut zur Verlängerung des menschlichen Lebens bestand. Und wodurch konnte er sich, besonders nach der damaligen Lage der Dinge an den Höfen mehr empfehlen als durch Befreiung solcher Waische. Sogar der großmächtige Kaiser Leopold I. würdigte den Wundermann seines vollen Vertrauens, und die zufälligerweise noch erhaltene Konversation der beiden Zeitgenossen genährt tiefe Einblicke in die unbegreifliche Reichthümlichkeit und die bodenlose Dornhöflichkeit, welche sich hier gegenüber standen. Es ist, wenn überhaupt dieses Produkt ein Recht auf Glaubwürdigkeit hat, völlig unfaßbar, wie Krohnmann mit der höchsten, nichtsjagenden Phrasologie viertelstundelang redet und der kaiserliche Juchrer, in eben denselben Ton eingehend, antwortet, und mit einem Strome von hinreißendem Nichts das unsinnigste Nichts verhandelt, verteidigt, beglaubigt und versichert. Der Kaiser hielt stand und bot dem Wundermann erst ein Reichsbaronet, dann ein gutes Wundengeldchen von 12000 Reichsthalern, er versprach, ihn noch dazu zum Burggrafen zu machen in Ungarn über Schemnitz, Keusöb, Speries, Klobaz und Teletz, er gelobte, ihn stetig allhier an seine Person zu fesseln und überdies noch zum Kammerherrn zu machen, wenn er ihm das Geheimnis mittheile; aber Krohnmann blieb unbeweglich wie ein großer See, seine Krana vor keinem menschlichen Auge zu entschleiern.

Indessen dauerte die Morie nicht so lange. Eine anständige Summe Schulden, dazu ein Quell, noch mehr aber der Umstand, daß man hier und dort seiner jodenscheinigen Kunst auf den Grund gehen mochte, bewogen ihn, heimlich aus Wien sich fortzubewegen, indes er seine Flucht mit einer höchst dringenden Vererbung zur Gräfin von Kerevtschiller nach Kirchberg in Böhmen zu demanteln suchte. Er kam aber nicht nach Böhmen, noch weniger, wie er andere glauben machen wollte, nach Holland, sondern er blieb unterwegs sitzen zu Nordheim, wo er gute Jährte ausgewittert haben mußte. Denn von hier aus schied er am 3. Juli 1677 an den Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Gulmbach,

und preist ihm in langer Reihenfolge seine Künste und Dienste an. Während der Markgraf wenig darauf zu geben schien, mußte Krohnmann unterdessen die Freundschaft des Geheimen Rats, Konfistorialpräsidenten und Generalsuperintendenten Dr. Kasper v. Ellen auf Weigenborj zu gewinnen, welcher des Markgrafen auf Reisen geführt hatte und über des Herz deselben noch alles vernacht. Dieser Dr. v. Ellen war ein sonst ganz trefflicher Herr, ein für seine Zeit auch gelehrter Theolog, aber ein in der Chemie gänzlich unversahener Mann; ein vier Dulaten schweres Goldklümpchen, welches Krohnmann zuvor bei dem Silberarbeiter Weber zu Bayreuth hatte zusammenschmelzen lassen, und welches der irrende Ritter als ein in seinem Ofen verfertigtes Gold zum Andenken, wie er sagte, gebracht hatte, noch mehr aber der als heimliches Angehen ausgeprochenen Warnung, wie sehr es den Baron dränge, wieder zur protestantischen Religion zurückzukehren, und das Bemühen anderseits, einen so hohen Kenntnißreichen und welt-erfahrenen Herrn für den Hof des Markgrafen und die reine Lehre des lutherischen Glaubens zu gewinnen, das alles hoff endlich zusammen, diesen unschätzbaren Fund zu Bayreuth festzuhalten, obwohl der Silberarbeiter Weber beständig behauptete und seinen Kopf zum Pfande setzte, daß kein Krohnmanns Vorgehen der offenbarte Betrag stehe. Da der Markgraf nicht schnell genug zum Entschlusse kam, die Fäden aber wohl gezogen waren, und Herr v. Ellen Himmel und Erde für seinen Projecten in Bewegung setzte, beschloß nun Krohnmann, die Sache zum Entscheld zu treiben. Umgehoben über die verdrüßliche Jügerung drach er pfeßlich auf, um einer ehrenvollen Verurlung nach Holland nachzuzukommen. Ein seiner Schauspielercoupe, der seine gute Wirkung that, indem ihm unverzüglich der fürstlich-brandenburgische Hof- und Reiseprediger Arnold Stodtseh nachgehendet wurde, mit der bestimmten Weisung, den überglauenten Herrn

zu versöhnen und um jeden Preis nach Bayreuth zurückzubringen. Krohnmann schien unauohaltfam und ungebändig und entsetzlos sich nur ungern zur Rückkehr, die damit belohnt wurde, daß Krohnmann vorläufig als „Minister (oder wie er sich ausdrücklich bezeichnen ließ, als „Primo-Minister“ ohne sein einziges Ansehen und Begehren) in die Dienste des Markgrafen trat und am 7. September desselben Jahres in Oegenwart der Prinzen, der Cavaliers, des Stallmeisters Horati und des Kammerraths v. Brandenstein in Pflicht genommen wurde: Er hochfürstlichen Durchlaucht getreu zu sein, derselben Ehre, Nutzen und Frommen zu fördern, vor Schaden zu wahren, auch nach seinem besten Vermögen und Verstand das Beste betrachten und vorzunehmen, insbesondere dessen Wissenschaft in Geheim zu halten, auch nach Se. Hochfürstliche Durchlaucht davon zu wissen vordüchten Dero allein und Ihrem Gnanze zu eröffnen. — Wohl, die Wahrheit ist eingebracht, wer wird sie bezähnen? Krohnmann begann alsobald seine Künste an. In Frauenaurach bei Erlangen erlos sich ein Zimmer, Kauerer, Koffen, ein gutes Laboratorium anzukubauen und mit allem Zugehör einzurichten; da gab es Hockföden, Phioten, Instrumente und Tiegel aller Art, Tinturen, Schmelze- und Grabiermoffter und „philosophische“ Lica. Krohnmann war unterdessen immer auf Reisen in der Reichsriterschaft, um das notwendige Material in reifster und gehöriger Weise einzukunnen, was alles schweres Geld kostete, aber der Markgraf gab es gern, wie er denn zum Beginn des Werkes gleich unterschiedliche Goldfängen und Schmelzen im Gewicht von 589 Dulaten an Krohnmann sandte, eine Dosis, die der kluge Adelph alsobald noch um die Hälfte zu steigern wußte. Was sollte man denn im voraus kaufen und sparen, da ja hundert und tausendjähriger Erfolg sicher war, und das kleinste Häuflein in einem wahren Berge von Gold auswaschen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hinterlassenschaft des Römer.

Von Hugo Arnold. (Zähl.)

Am bayerischen Oberlande hang streckenweise bis tief ins Mittelalter herein romanische Wandart, im Unterinntal fangen die eomunischen Besenerinnen ihre ladinischen Amlieder und Schnaberzählspeln, wie diesel noch in Gröben und Erbeberg der Brauch ist, und aus unsrer Gevallen hat Professor Dr. Sepp eine Reihe von Familien- und Hausnamen romanischen Ursprungs gesammelt, die insgesammt auf die Dantierung ihrer ursprünglichen Träger hinarbeiten: Fellerer (volarius, Pfeißschiltler), Fägler (sigularius, Töpfer), Dejer (decurarius Krugenträger), Cler (okarius, Tischläger), Koler (von navale, Keubrud oder navale, Schiffmann), Koderer (nautarius, Fißler, Schiffert), Prasser oder Press (pralaris, Wicher oder Wiefeler; im Französischen du Prol, wie ein bei uns heimlich gemordenes Freiburgersgchlecht heißt), Fißbeler (y-dularius, Schußer), Fißgerer (pollularius, Felschänder; im Französischen polluiser, wie der bekannte Markschall, der Eruberer von Zerbstopol, sich nennt), Föfel (von poslum, Scheurer), Fiefferer (spicarius), Fuch (Tuscus), Fuch (pusillus), Numl (Romulus), Walger, Walzer, Walze = Wälze.

Dazu kommt ebenfalls noch eine Reihe mundartlicher Kneubrüde: Kede (der Wechbau am Wasser, aren), Solde

(die Weide, sulis), Hof (das Daidelcut, hulus), Dost (die Ziege, hordulus), Fißel (die Knicktroupe, podalis), Schwoopen (die Zade, scapula), Ferg (gestreiftes Zeug, varius), Wotzen (Worgen oder Abendbrod, murenda), Wenten (Wichfrei, pollens, italienisch polenta), Falsidi (Hekt, Widerrücken, Instidium), punken (schlagen, stoßen, pungero), Wöjche (Mauschele, plaga), rodeln (raufen, rebelharn), Fassen (Schlund, Nagengingang, fura). —

Wir haben uns bisher nur mit jenem Teile der römischen Hinterlassenschaft beschäftigt, der aus dem Munde ihrer Nachkommen in unsere Sprache übergegangen ist; mit dem Meisten der aus ihren Händen hervororgegangenen Werke haben wir uns nicht befaßt: mit ihren Festungen, Türmen, Häusern und Straßen. Aber der Erde ist davon allerdings meist nur wenig erhalten, denn sie liegen unter schirmenden Decken von Schutt und Kafen im Schoße der Erde und harren des Spatens, welcher die Überbleibsel aus vieltuendertjähriger Grabesnacht wieder an das Tageslicht fördert. Wohl die Straßen machen davon eine Ausnahme, indem ein beträchtlicher Teil des vorzüglich angelegten Straßennetzes unserer Gauen (auch dieses Wort ist römischer Abstammung: strata calcata, mör-

lich „gekollte“ Strafe) und Wege auf den römischen Verbindungen liegt. Doch diese Dinge wollen wir nicht in den Kreis unserer Betrachtung einbringen; wir wollen zum Schlusse unser Augenmerk bloß noch einem einzigen, sehr prägnanten, aber darum nicht minder wichtigen und im Bereiche des einstigen Römerebietes südwärts der Donau hochgeschätzten und gefeierten, allezeit willkommenen Gegenstande zuwenden: nichts geringeres als dem pflanzenden, wohlthätigenden Knädel, einem Gerichte, das die feine französische Küche der „Gesellschaft“ freilich noch nicht der Aufnahme für würdig fand, obwohl die Herzogin Auguste von Leuchtenberg, die Tochter unseres unsterblichen Königs Max Josef, es als das gewolltesten laut ihrer Speisekarte vom 10. März 1835 heiligfähig machte.

Der „Knädel“ (mundartlich „Knebel“), das Wort, ist zwar von echter deutscher Geburt und führt den Namen von der Art seiner Zubereitung, vom Kneten, das ihm die mehr oder minder zarten Hände der weiblichen (in den Kasernen sogar der männlichen) Küchenmagdener liebevoll ungeduldig lassen; aber die Sache, die Speise, ist römischer Herkunft und jedenfalls, wie mancher andere Stück römischer Kultur und Lebensführung, von Römern den bairischen Bildungsgenossen überliefert worden. Sie hat ihnen wirklich sehr gemundet, denn neben den Knudeln bilden die Knädel ja noch in der Gegenwart das bevorzugte Lieblingsgericht der bayerischen National- und Landesküche.

Nun teilt zwar der Knädel mit dem Schiefelpulver das gleiche Schicksal, daß uns nämlich weder der Name seines um die schauenswerte Menschheit hervorbreitenden Erfinders, noch der Tag und die Stunde überliefert wurde, wann er zum ersten Male die Tafel eines quiritischen Feinschmeckers gerte, oder daß er in der That römischen Ursprungs sei, und seine ersten Exemplare das Licht der Welt jenseit der Alpen erblickten, das beweist uns das Rezept, welches ein alter römischer Schriftsteller in seinen gesammelten Werken der hungersden Nothmet zu Kap und Trömmen ouhzubereiten sich bemüht hat.

Der Geschichtsforscher Marcus Porcius Cato (geboren zu Tusculum 235 v. Chr., gestorben 149 v. Chr.) verfaßte nämlich ein für die Kenntnisse der Kulturgeschichte sehr wichtiges Werk: *De Agricultura sive de rebus rusticis* („Über den Ackerbau oder über die Landwirtschaft“) und in dessen 79. Kapitel legt er den römischen Küchenfein Nothstehendes ob Datz:

Globulus sic facito. Casuum enim alia misceto. Iudo quantos volas facito. In abentia calidum unguam indito. Singulos aut binos coquito, versatoque crebro dinubus rudibus coctos exnaito. Eos melle nuguito, pupaver lufriato, ita ponito. D. h. in unserer geliebten Mutterprache: „Knädel mache folgendermaßen. Röhre Kaje mit Speil (ein feiner italienischer Weizen), mache dann daraus so viel als du willst, lasse in einem warmen Stiefel fest ein, lasse sie einzeln oder zu zweien loden, wende sie dabei mit zwei Kochlöffeln häufig um und nimme sie heraus, wenn sie gar gekocht sind; dann bestreue sie mit Honig, streue Mohndörner über und bringe sie so auf den Tisch.“

Wenn bei der Vorklesung dieses Rezeptes Deine theiliche Handreue und ihre getreuen Küchentrobanten, lieber Vater, den Kopf ebenso schütteln, wie es die Engel meines Handwerks

bei Kundmachung dieses Ausgusses aus dem ostertragreichen Kachbuche gethan haben, so muß Du eben die Güte haben, ihnen begrifflich zu machen, daß die Geschwäder je noch Land, Vohl und Zeit wachsen, und die Anweisung zur Knädelbereitung noch hehrwürdiger Monar geschieht; italiische Kost mit unsrer hieberden deutschen Goumen und Kägen so heute noch nicht sonderlich behagen. Im übrigen bleibt die Hauptsache unangefochten bestehen: Doch schon vor 2000 Jahren, als unsere kühnheitigen Vorfahren im Schatten ihrer Urwälder noch den auf der Jagd erlegten Bären braten, Holzäpfel zum Kochisch oben und Meth dazu tranken, im sonnigen Stolensand die Knädel ob ein Vederbüßsen für Herren und Gehalten galten und daher zu vermuthen steht, daß im „kleinen Porsewal“ für die römischen Legionäre und Hülstruppen ihnen auch ein eigener Abschnitt gewidmet war wie in dem genannten Handbuche für praktische Landwirte. Genüz haben sie sich in der Einöde und Langweil ihrer Kastele herzhast daran erquid.

Werte Dir dann nur auch, daß die Knädel noch ihrer runden Gestalt gubli bielen, und daß sie als ein gar wichtiges Ergänzungs der ecken und nützlichen Kochkunst geschätzt worden sein müssen, weil sich nicht bloß der gefürchte Herr Cato, der sicherlich selbst manch gewichtiges Honiggefoltes und mohnhönerbestreutes Tugend mit feurigem Mästerwein die Wargel hmoßgerpält hat, mit ihnen literarisch beschäftigte, sondern sie auch andere Schriftsteller erster wissenschaftlicher Studien würdig erachteten. Der gelehrte Polyhistor Marcus Terentius Varro (geb. 117 v. Chr. und gest. 27 v. Chr.), ein begeisterter Anhänger Cäsars, erklärt in seinem Werke *De lingua latina* ausführlich die Etymologie des Wortes und Lucius Janus Moderatus Columella (er lebte 30–65 nach Chr.) und andere landwirtschaftliche Schriftsteller erwähnen ihrer mehrmals.

Einem jetzt fast verschollenen bayerischen hochachtbaren Forscher, dem Herrn Professor Schlett, der in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts sich gar emsig der Erforschung der römischen Hinterlassenschaft widmete, erschien das lateinische Knädelrezept sogar so merkwürdig, daß er verpochte, sobald er Ruhe genug gewinne, es zur Differtation zu erheben, und mit Glossorien erleuchtet, mit Varianten begleitet, in einem mäßigen Laartband der Küchenwelt näher bekannt zu machen“. Der eifrige Herr scheint leider nicht mehr zur Erfüllung seiner Verheißung gekommen zu sein.

Dorum muß Du, freundlicher Leser, Dich mit dem Verzuge begnügen, den ich mache, um Dir nochzuweisen, daß unser bayerisches National- und Volksgericht, der Knädel, die Wurzel seines Stammesbaums im Lande der germanischen Schwabst und der hochzeitlichen Reifen hat, daß wir es aus dem Erbe der einstigen Weltberherrschter empfangen haben, daß es aber unter den sorgsamten Händen unserer Hausfrauen erst vervollkommenet, verfeinert und veredelt wurde zur Färde und Blüte seines Beschlechtes, zum mäßigen Vederknädel, dem künstlerischen Produkt der Goldbotenmenge! Wenn Dir ein solcher aus dem Saucertraute einladend entgegensteht, „wie Venus in den Rosen“ (singt Uhlend vom Schwefelische), dann betrachte ihn nicht bloß mit appetitlichen Blüten, sondern wütze Dein Wohl mit einem geistvollen wissenschaftlichen Rückblick auf den Gang der Kulturgeschichte, von dem Dir diese Abhandlung ein weisensholendes Kapitel vor Augen geführt haben will. Gefegnete Wohlgeit!



Verstümmelten.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultzeiß.
(Vervollständigung)

II. Theil.

1. Kapitel.

Zwei Jahrzehnte sind vergangen seit dem zuletzt erzählten Ereignissen. Wir schreiben das Jahr 1816. An einem wunderschönen Vormorgen war es, als zwei Männer, ein rüstiger Greis im Silberhaar und ein frischer Jüngling, auf dem freien Plage vor der Nürnberger Burg, der sog. Freiwang, standen und sich an dem schönen Fernbild labten, der dort dem Auge des Schauenden sich erschließt. Wer von allen, die ein gütiges Geschick nach Nürnberg geführt, würde es unterlassen dürfen, hier herauf zu kommen, von dieser Stelle aus ein so anziehendes Städtebild in sich aufzunehmen?

Eine alte Linde, unter deren Schatten viele, viele Geschlechter ihre frohen Kinderspiele gespielt, breitet auch über uns noch die dichterlaubten Äste, zur Seite steht der runde, schönste Burgturm hoch in die Lüfte und stößt mit seiner Spitze die weißen Wolken. Zur Linken hoben wir einen uralten Kapellenbau und zur Rechten die ehrwürdige Kaiserburg. Unter uns aber zu unseren Füßen liegt sie hingebreitet, die stolze Moris! Es reißt sich Dach an Dach, Giebel an Giebel und zeigt sich fort in langen, meist krummen Linien, oft unterbrochen durch Brücken und Wälle, bis sie alle enden an einer stattlichen Mauer, welche wechselnd das Ganze mit einem tiefen Graben und hohen Erdwerken von allen Seiten her fest umschließt. Aber aus der umfangreichen Häusermasse ragen Thürme und Kuppeln empor, und wir gewahren bald die hohen Dome von St. Sebald und von St. Lorenzen. Ein gelber Fels, trägt seines Weges dahinziehend, teilt das Ganze in zwei

ungleiche Hälften. Über die Mauer und Gräben hinüber umfließt der Wind ostwärts wohl bebauter Landschaft mit freundlichen Tälern oder auch die Strecken dürrer Sandes, Fels und Wiege, Acker und Heide, Wald und Sumpf, bis ein auslaufender Zweig des Fichtelgebirges den Horizont begrenzt, aber der Süden scheint uns näher gerückt. In dunkelgrüner Färbung trennt der Lorenzer Forst die Ebene von dem Weichbild, bis mehr nach Westen hin sich der Hügel der Alten Feste dem Blicke entgegenstellt und unsere Fernsicht abschließt. Dort taucht ein bescheidenes Lärchen auf, es ist die Kirche von St. Rochus, und um den kleinen Bau herum liegen viele Steine. Dort haben sie einen der berühmten Erdhügel der Stadt zur ewigen Ruhe gebettet: es ist Peter Wäcker, der Erzgießer.

„Wenn Du nun Abschied genommen, Georg“, sagte der Ältere zum Jüngeren, „dann wollen wir wieder an den Heimweg denken. „Fällt Dir denn das Schicksal so gar schwer?“ fuhr er wohlwollenden Tones fort. „Du brauchst Dich Deiner Thränen nicht zu schämen. Es ist immer ein erster, bedeutungsvoller Augenblick, wo man den Schritt thut, der uns aus dem Elternhause in die fremde Welt hinaus führt.“

„Heute noch gehöre ich euch, Dir und den lieben Eltern, dann aber muß geschieden sein, vielleicht auf viele Jahre hinaus. Nächste Woche gebe ich, im fernem Sachsenlande zu sein, in dem großen Leipzig.“

„Wo, wenn es Gottes Wille ist, ein tüchtiger Theologe aus Dir werden wird. Dies ist ja immer der Herzenswunsch Deiner guten Mutter, meiner lieben Anna, gewesen“, sagte gerührt Müller — denn der kieberere ehemalige Professor des

Wägelchen Hauses war es, der dieses Gespräch führte mit seinem Enkel Georg Hedrich, angehenden Studiosen der Gottesgelahrtheit — „Dich dormalst des Herrn Wort verkünden zu hören, vielleicht in Nürnberg selbst, wo Du geboren bist.“

„Ja, ja Großvater“, lachte der junge Mann erheitert auf. „Dah ich ein wirklicher geborener Nürnberger bin, das verleiht mir in Deinen Augen einen ganz besondern Wert. Ich bin stolz darauf, mich ein Nürnberger Kind nennen zu dürfen, und werde in der Fremde auch jederzeit und allerorts den Ruf meiner Vaterstadt zu mahnen suchen.“

„Das freut mich, von Dir zu hören“, sagte gerührt der alte Mann, „wenngleich ich es nicht anders erwartet. Blide rings um Dich, hier redet jeder Fußtritt Boden, jeder Stein von einer ruhmvollen Vergangenheit. Du findest in Deutschland kaum eine zweite Stadt, welche solch eine Geschichte aufzuweisen hat wie Nürnberg. Der Heiligtum gehört den Römerzeiten an, hier die Margarethenkapelle zählt an die tausend Jahre, die Linde im inneren Hofe hat die fromme Kunigunde, die Stifterin des Bamberger Domes, gepflanzt, und in der Burg haben die deutschen Kaiser oft und gern gewohnt. An langen Winterabenden habe ich Dir, als Du noch als Kind auf Großvaters Schoß gesessen, erzählt von vergangenen Zeiten und vergangener Größe. Sie klangen sich hübsche Sagen an unsrer alten Kirchen und Häuser.“ — Ihr Gespräch wurde unterbrochen. Mit höflichem Gruße hatte sich ein junger Mann, im Beginn der zwanziger Jahre stehend, den beiden genähert. „Entschuldigend Sie, meine Herren“, begann er in gebrochener Deutsch, „ich bin ein Fremder und eben erst, d. h. vor einer Stunde, mit der Post hier angekommen.“

„Was steht zu Diensten?“ fragte Müller. „Sie sind kein Deutscher, wie ich höre?“

„Nein, mein Herr, ich bin Franzose. Mein Name ist Martin, Jean Martin, Goldschläger. Sagen Sie mir gefälligst, wo ich hübsig logieren kann, bis ich Arbeit gefunden.“

„Goldschläger sind Sie?“ Nun, da gehen Sie am besten auf die Herberge. Diese ist im „Goldenen Fisch“ in der Pfannenschmiedgasse. Der Wirt heißt Kaspar Krubel. Ich werde Ihnen den Namen aufschreiben. Sie können ihn ja sagen, daß ich, Müller, Sie an ihn verwiesen habe. Die Pfannenschmiedgasse ist auf der Lorenzer Seite drüben. Sie werden den Burgberg hintersteigen, immer geradeaus bis zur Barfüßler oder Museumsbrücke, welche Sie passieren. Alsdann kann Ihnen jedes Kind den Weg zeigen, wenn Sie den Fettel hier mit der Adresse aufweisen.“

„Sehr verbunden, mein Herr“, dankte höflichst der junge Mann. „Ich will mich sofort auf den Weg machen und habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

2. Kapitel.

Ein traumliches Zimmer ist es in dem Wägelchen Hause, das Bertha, die Tochter des Kaufmanns, sich ausgesucht und in welchem sie jede freie Stunde zu verbringen pflegt. Die kleinsten Fenster des kleinen Zimmers waren weit geöffnet, so daß die warme Maienlunne frei einziehen konnte in den reizend ausgeschatteten Raum. In nachdem Spiele huschten die goldenen Strahlen über die gebogenen Möbel, erglänzten in blendenden Werten auf den polirten metallenen Beschlägen

und Stieraten, um schließlich in breiten hellen Streifen sich zu lagern auf dem dunkeln Dielen des kunstreich eingelegten Fußbodens.

Bertha saß in einem bequemen Lehnstuhl, der in eine der tiefen Fensterhaken gerückt war, und, in einiger Erhöhung vom Boden auf einem Leinwandtisch liegend, einen Kuchel auf den Worten gestarrte. Noch prangten dort Cereus und Hyacinthen in reichem Flor, in üppigen Gestirne wucherten weiße Kaktus und blaue Cinerarien, und stattliche Gruppen reizender Jasmin und Bergargonien schmückten die sauber gehaltenen Beete. Die Springkrautblüthe standen in voller Blüte und sandten weithin ihre bewuschenden Dämpfe. Ringum herrschte tiefe Stille, der verworrene Lärm des Tages drang auch sonst nur selten in dies Heiligthum, aber heute am Sonntage ruhten ja ohnehin alle Hände, die in regem Fleiße eine ganze Woche lang ununterbrochen geschafft, um das einströmige Märchlein der nahe Gartensantone und ab und zu das Lieb eines leicht beschwingten Frühlingslängers war hörbar. Seit einer geraumen Weile schon saß das Mädchen oder vielmehr die junge Dame bewegungslos auf dem Stuhl, das blonde Haupt leicht nach unten geneigt. Über die hübschen Züge des blassen Gesichts war ein stiller Ernst ausgebreitet, und die blauen Augen hatten mit eigentümlich starrem Ausdruck auf dem Buche, welches die schlanken weißen Hände aus dem Schoße hielten.

Da klopfte es leise an die Thür. Die junge Dame schrak aus ihrem Träumen auf und rief mit heller Stimme: „Herein!“

„Entschuldigend, wenn ich Dich störte, Bertha. Es drängte mich, wieder einmal von Dir zu hören. Wie geht es Dir immer?“

„Sei mir willkommen, Johanna! Bitte, lege doch ab, Du mußt diesmal länger bei mir bleiben.“

„Weißt Du so oft zu mir kommst, nicht wahr?“ sagte lächelnd der Besuch, eine schlanke Bräutete in eleganten Haltung und tabellischer Toilette.

„Aber laß Dich vorher bewundern, Johanna. Geschmackvoll wie immer, ja, ja, man sieht es so recht deutlich, daß Deine Ähnen dem Hofe angehöret.“

„Ach, geh doch mit Deinem Spott, Bertha! Du wüßtest Dich noch weit feiner trösten, wenn Du nur wüßtest.“

„Das ist ja wohl der blaue Seidenstoff, das Geschenk Deines Vaters? Du hast mir das letzte Mal davon gesprochen.“

„Freilich, und ich habe es mir genau nach Pariser Muster anfertigen lassen: siehst Du, ganz kurze Taille mit Kähelwulsten und Sammetbändern an den Ärmeln, der Rock ist glatt und rückwärts faltenreich. In Paris tragen die Damen natürlich viel weiteren Halsauschnitt und nicht solch breite Spitzfragen. Wir können aber nicht —“

„Freilich nicht, aber sage doch, Johanna, werden Dir denn die unsinnig langen Handschuhe nicht lästig?“

„Was willst Du? Dieselben sind nun einmal modern. Laß nur, Bertha, Du bist sehr freundlich, aber ich kann wirklich allein fertig werden.“

Nachdem die Sprechende — es war Johanna Sartorius — das hohe Barett, mit Bändern und Federn garniert, abgenommen, entleerte sie den seducen Albiduc und ließ sich zum Wandern an der Seite der Fremdin nieder. „Ich finde Dich so ernst gestimmt, Bertha! Was fehlt Dir doch?“

„Heute ist der Geburtstag meiner armen Mama, und selbst ein Tag ist immer angethan, mich erst zu stimmen.“

„Ach, ich begreife diese Freundin. Vermag ich ja doch mit Dir all dies bittere Leid zu fühlen, denn auch mir fehlt die Mutter seit Jahren schon. Ich habe es, Deinen Schmerz zu schauen, immer vermieden, davon zu reden, wie wohl wir uns seit langem näher stehen. Aber heute, da der Gegenstand doch einmal berührt ist, lämstest Du mit dem doch sagen, wie mein Vater sich auch gegenüber äußert, denn bei uns zu Hause schweigt er sich vollständig aus.“

„Der Herr Medizinalrat“, begann Bertha zögernd, „sagt jederzeit, daß es ein schwerer, aber vielleicht nicht ganz hoffnungsloser Fall ist.“

„Und dieser Zustand dauert schon lange, lange Zeit hindurch. Was habt ihr Bitteres und Herkes während der letzten Jahre erleben müssen!“ Und die Sprechende sah trübselig die Hand der Freundin.

„Es wechseln gute Stunden mit schlimmen. Meine Mutter hat Tage, wo sie auf uns den Einbruch einer geistig Befunden macht. Nach jener Katastrophe freilich lag sie monatelang schwer krank da, von den Ärzten aufgegeben; Papa weilte im fernem Frankreich, als Geisel in Sibirien. Um uns Kinder kümmerte sich niemand als die brave Lisette, die uns erzog, denn Papa hatte später alle Hände voll zu thun, den drohenden Ruin von unserm Hause abzuwenden. Nach unverdrossenem Arbeiten ist es ihm, auch beste unterstützt von dem wahren Müller und dessen Schwägerin Helene, namentlich freilich gelungen, der Firma wiederum zu ihrem alten Ansehen zu verhelfen. Unterdessen ist auch Max herangewachsen, und bald wird Papa die Last der Geschäfte auf seine jüngeren Schultern abwälzen dürfen. Bald, sage ich, denn Papa hat mehrmals davon gesprochen, daß er nächstes Frühjahr sich zurückziehen möchte. Vorher gibt es natürlich Hochzeit.“

„Ach, geh doch, Bertha“, warf hochgeräthend die Freundin ein.

„Ei was“, kichelte die andere schelmisch, „Du wirst Dich doch mir gegenüber nicht verstecken wollen! Daß ihr beide euch liebt, ist ja für gar niemand mehr ein Geheimnis, alle Leute wissen es, Dein Papa ja gut wie der meinige. Euer beiderseitiges Gebahren erinnert mich immer an den Vogel Strauß.“

„Aber Dein Bruder hat mir noch gar keinen Antrag gemacht“, beharrte Johanna, „und ich selber —“ — die junge Dame betrachtete nachdenklich die Fingerringel ihrer wohlgepflegten Rechten — „ich selber möchte nicht —“

„Nun, Max wird schon demnächst einmal bei Deinem Papa vorbeikommen und aufpassen, das weiß ich ganz bestimmt, und dann sagt Johanna nicht Nein!“

„Weil ich aber doch, denn Max scheint mir allzu siegesgewiß!“

„Das ist mein Bruder nicht, den kenne ich zu genau. Gerade in diesem Punkte ist er werthmäßig zurückhaltend, und wenn Du nur einen kleinen, ganz kleinen Schritt thun wolltest, ihm entgegenzukommen, dann würde alles gut gehen, hat er mir neulich erst vertraut.“

Johanna hatte mit leuchtenden Augen dieser kleinen Rede gelauscht, dann sprang sie auf und rief, der Freundin Mund mit lebhaften Klaffen schließend: „Ach, schweige doch, Du Böske, Du Schlimme, Du weißt es ja doch längst, wie sehr ich Max liebe. Worum willst Du es ihm nicht sagen?“

„Johanna“, flügelte die andere in komischen Tönen, „Du wirst mich nach idem mit Deinen ungestümen Umrarmungen, die doch eigentlich nicht mir gelten. Es ist nur schade, daß Max dormalen verrückt ist, ich liebe ihn sonst sofort rufen, und er müßte Dir hier vor meinen Augen sogar eine Erklärung machen.“

„Ja, ja, eine solche Herberung wäre Dir ganz wohl zuzutrauen“, sagte Johanna schelmisch, bemüht, sich wieder zu fassen. „O, ich kann es ganz ruhig abwarten, bis er zu mir kommt.“

„Eben habe ich ein Beispiel Deiner Ruhe erlebt“, entgegnete Bertha lachend, „aber deshalb bleiben wir dennoch gute Freunde, nicht wahr? Ich darf Dir versichern, daß Du Papa als Tochter und mir als Schwester herzlich willkommen bist zu jeder Zeit.“

Johanna drückte gerührt die Hand der Freundin, welche mit stillen Seufzer fortfuhr: „Und lassen wir, daß mit Dir wieder Freude und Lebenslust einziehe in diese Räume, welche so selten ein frohes Lachen glücklicher Menschen vernahmen.“

„Du bist zu ernst, Bertha, und nimmst das Leben zu schwer. Rannt Du denn nie, auch nur für flüchtige Stunden, das Leid verdrängen, das Dich bedrückt? Schließe Dich doch mehr unseren geflügelten Kreisen an. Gerade Dich möchte ich gern glücklich sehen. Worum bist Du denn so kühl abweisend gegen jeden, der Dir sich nähert?“ drängte die Freundin.

„Mein Platz ist an des Vaters Seite“, lautete die Antwort, „und meine erste Pflicht ist es, ihm, dem die Gattin fehlt, nach Kräften das trübe, freudlose Dasein zu verschönen.“

„Und Du gestattest nicht, daß andere mit Dir sich in diese Pflicht teilen. Wähnst Du Dich ausschließlich geschaffen, Deine ganze Jugend in strengster Abgeschlossenheit und Einsamkeit zu vertrauen? Die Bestimmung des Weibes ist entschieden eine andere, sein Platz ist an der Seite eines liebenden Vaters, inmitten einer blühenden Kinderzucht.“

„Ei!“ sagte Bertha mit schwachem Lächeln, „Du bist ja gewaltig gut unterrichtet über unsere Obliegenheit und boziest trotz einem Professor. Wer hat es Dich gelehrt?“

„Vielleicht mein Bruder Wilhelm!“ entgegnete Johanna rasch, die Freundin scharf beobachtend, welche den Blick schon zu Boden senkte. Freilich nicht mit Worten; ich habe immer tiefes Mitleid für ihn empfunden.“

„Auch ich halte ihn hoch“, beugte sich Bertha zu sagen, „und schätze ihn als einen der besten Menschen, denen ich begegnet.“

„Aber Du hast ihn nicht verstanden“, flügelte Johanna, und ihr seid einander fremd gelieben.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Bogenberg.

Von Franz Meil. (Schluß.)

Lubmilla, des letzten Bogeners Mutter, betrauerte den Tod ihres Gatten Albert III. sechs Jahre hindurch und reichte dann (1204) dem Bayernherzog Ludwig dem Reihener ihrer Hand, welchen ihre annehmende Schönheit und Liebheit bewogen gelehrt hatte, daß auch ein etwas unwilliger Söhner, den sich die schorsinnige Böhmia mit ihm erlobt, seine Leidenschaft nicht anzulöschen vermochte.

Eine häßliche Sage erzählt hierüber:

Herzog Ludwig von Bayern, der sich dazumal viel in Landau (a. d. Naar) aufhielt, ritt gern und oft hinüber zum Bogeners Schlosse und wurde von den Reigen der jungen und schönen Witwe so bestrickt, daß er in Leidenschaft zu ihr entflamte. Lubmilla aber wies sein Drängen lächelnd zurück; nur als Gattin wollte sie sein eigen sein. Auf den Rat ihrer Dienerin ließ sie aber auf einen Teppich ihrer Kammern die Hebräerische malen und stellte bei dem nächsten Besuche des kaiserlichen Liebhabers dahinter drei weltliche Ritter als Zeugen ihrer Unterhaltung auf. Als Ludwig von neuem sümmlich um ihre Gunst bat, forderte sie ihn aus, vor den drei Rittersn ihr das Ehevorsprechen zu geben. Ludwig gab's, da hob sich der Teppich, und die drei Ritter traten als Zeugen hervor. Der Herzog versich vor ihm über das Mißtrauen der schönen Witwen für Stunde das Schloß. Bald aber zog es ihn wieder mächtig dahin, und er führte nun Lubmilla als seine Gattin heim.

Der glücklichen Ehe entsproß der Bayernherzog Otto „der Erlauchte“, doch wurde dieselbe jäh gelöst durch den gewaltsamen Tod Herzog Ludwigs, der 1231 auf der Donaubrücke zu Reihem durch den Dolch eines Menschenjägers endete. Seine Witwe betrauerte den Tod ihres Gatten und gründete für das Seelenheil desselben das Kloster Seligenthal vor den Thoren Landshuts, wo sie ihre letzten Lebensjahre verbrachte und im Jahre 1242 zur ewigen Ruhe einging.

Unter der Herrschaft der Großen von Bogen hat der Bogenberg seine glanzvollste Zeit gesehen und vor manchen Festen und feierlichen Ritterspielen, wie heute noch der östlich unterhalb der Kirche gelegene „Tummelplatz“ andrauet, Freude gewesen. Torton wurde es ruhiger do droben, der Lärm der Waffen und feierlichen Gelage verstummt, das Schloß verfiel, und der stille Wald dalkte nun wieder von dem Gebet und Gesang zahlreicher Pilgerzüge, welche unter Wodenshall und Orgelklang der wunderthätigen Gottesmutter in ihrem Gnadenbilde ihre Verehrung zollten.

Im Jahre 1295 begann das Kloster Oberalteich, welches das Patronat über die Kirche auf dem Bogenberge inne hatte, den Bau eines neuen Gotteshauses, da das alte den Scharen der zustromenden Pilger nicht mehr genügte. 150 Dorfschaften, Märkte und Städte führten der Uraussicht namentlich auf, aus welchen um 1531 alljährlich Pilgerzüge zum Bogenberg walschritten; um Fronleichnamstage allein waren sit bis zu 15000 Pilger anwesend. Wiederholt wurde die Kirche ein Raub der Flammen infolge Blitzschlages, aber immer wieder erstand sie durch die Wohlthat der frommen Gläubigen, vielfach auch von Mitgliedern des bayerischen Fürstenhauses, aus der Kiste. Auch die Schreden der Hussitenkriege hat der Bogen-

berg wie der ganze Bayerische Wald zur Wenige kennen gelernt, nicht minder zwei Jahrhunderte später die des Dreißigjährigen Krieges, während dessen die Schweden zu wiederholten Malen in der Gegend unermesslich wirtschalteten. Aus der Kirche auf dem Bogenberge hatten sie das Gnadenbild vom Altare weggerissen und über die Felsen des Berges hinuntergestürzt, wo es später von dem Abt Hieronymus von Oberalteich wieder aufgefunden und an seine alte Stätte zurückgebracht wurde. Auch die Schreden des Landshuter und österrheinishen Erbfolgekriegs hinterließen ihre Spuren in der weiten Nahe rings um den Bogenberg, nicht am wenigsten hatte das nahe Straubing darunter zu leiden.

Unser materiell gesunntes Jahrhundert hat den Zugang der Pilger bedeutet vermindert, dennoch zeigt noch jetzt die Frühlings- und Sommermonate hindurch das harmonische Geläute des schönen Gotteshauses das Nahen zahlreicher Pilgerzüge an, welche unter lauten Gebet einherziehen, um nebst ihren Huldigungen große Wachskerzen als Opfergaben vor dem Gnadenbilde darzubringen. Die ursprüngliche unter diesen ist die von der Gemeinde Holskirchen bei Postau alljährlich am Pfingstsonntag gemeinlich „lange Stange“, eine 13 m lange, schlanke Fichtenstange, die, über und über mit rotem Wachs umwunden, sich als eine Kiefenkerze darstellt und — so will es der Brauch — ansrecht nur immer von einem Manne getragen, in feierlicher Prozession den Berg hinauf zur Kirche gebracht und hier am Chooringange angesteckt wird. Tausende von Zuschaueru folgen dem eigenenthümlichen, in seiner schlichten Art erhabenden Schauspiel; der Volkbeleger dieses acht niederbayerischen Kraftstückes steht fortan bei seinen Gemeindegemeinschaften in großem Ansehen.

Das Gotteshaus, seiner Anlage nach gotisch und in der Architektur der Hauptstädte nach in dieser Stilart gut restauriert — bemerkenswert sind insbesondere die schönen Regengoldble — zeigt in der älteren Anstaltung noch die Formen des Gotikstils und läßt die Harmonie im Inneren des Tempels, zumal auch die neuen Altäre dem Baustil angepasst sind, sehr vermiffen. Ringsum liegt der Friedhof mit der alten Kriegerkapelle, die einst ein Totentanz schmückte. Dieser ist verschwunden wie manche gleichfalls hier angebracht gemefene originale Grabsteine, unter welchen die des 1719 verstorbenen kurfürstlichen Pflegers von Wittenfels Johann Gabriel Ertl kurz und bündig mit aller Rechtsgerechtigkeit obrednet:

„Zuri hin, Zuri her,
Tod Recht gilt doch mehr.“

Weitere Grabdenkmäler erinnern vor Jahren noch an die früheren Herrscher der Bogeners Gaus. Sie sind in äderrückenen Sammelstufen von der wehrvollen Stätte weggenommen und in ein Museum gebracht worden. Ob sie dort ihren Zweck der Erhaltung des Andenkens mit der Geschichte der Gegend so eng verbundener Namen besser erfüllen als an der Stelle, welche ihnen Liebe und Verehrung ursprünglich angewiesen?

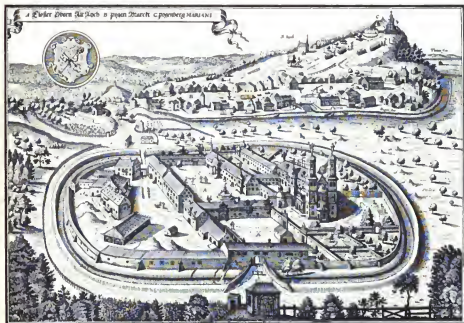
Von einer Anzahl Kapellen, welche früher an verschiednen Stellen zerstreut den Berg schmückten, sagt nur ein „Salvator im Hölzchen“ am nordöstlichen Bergabhange, von Abt Benedikt von Oberalteich 1463 geschaffen, aus dem Tannen hervor.

Daneben erhebt sich auch die stille „Klaufe“, vormals der Sitz des weitberühmten „Cösigl“ von Bogen.

Nachdem wir so auf dem Bogenberg in Vergangenheit und Gegenwart umherschauen gehalten, begleiten wir den Wanderer wieder hinunter zum Markte Bogen, der sich mit seinem breiten Marktplatz und den freundlichen, reinlichen, einen gewissen Wohlstand verratenden Häusern reizend im Bogen am den Fuß des Berges gruppiert. Er zählt 1400 Einwohner und ist der Sitz einiger Behörden. Die Bewohner sind größtenteils Gewerbetreibende und Landwirte. Besonders zahlreich ist das Glas- und Eisenwerk vertreten. Für des Leibes Notdurft sorgen nicht weniger als sechs Bierbrauereien und acht Wirtschaften, welche

Nach der Güterverehr auf der Donau, bei welchem der Export Bogener Bieres bis nach Österreich ein gut Teil ausmachte, gestaltete ehemals, als der Transport der Schiffe stromaufwärts noch allgemein mühsam mit Zugtieren benutzbar, den Verkehr Bogens lebhafter als heute, wo der Dampf als leistungsfähigeres und billigeres Transportmittel dient. Im Sommer jedoch erfreut sich der sonst stille Markt eines zahlreichen und stetig wachsenden Besuches von Touristen, welche die landschaftlichen Schönheiten der Gegend herbeilocken.

Die jetzt projektierte und zur Zeit der Volkvertretung zur Beratung vorliegende Eisenbahnverbindung mit



Ugen und Kloster Oberaltach im 17. Jahrhundert. Nach Merians Topographia Bavarica.

dem Knädelmüßigen freundlichen Willkommen bieten. Sie verdanken ihren Ursprung wie der ganze Markt seine Entwicklung vorzüglich der Wallfahrt, welche, wie wir gehört, namentlich in früherer Zeit mehrere Monate des Jahres hindurch zahlreiche Pilger, zum Teil aus weiter Ferne, hier zusammenführte.

Straubing und dem nördlichen Teile des alten Bogener Landes bis Konzell hin wird aber, falls dieselbe zur Ausführung gelangt, den ruhigen und bescheidenen Markt Bogen und den herrlichen Bogenberg erst zur vollen Geltung bringen und ihre Reize weiteren Kreisen enthüllen.

Die Schlacht bei Leipheim (4. April 1525) nach den neuesten Forschungen.

Von Joh. Doll, Stadtpfarrer in Leipheim.

Der Professor Max Radlofer, der früher in Günzburg war und demalen in Augsburg lebt, hat im Jahre 1887 bei Bed in Nordlingen ein 652 Seiten umfassendes Werk über Günzburg und Leipheim und die Bewegung zu Anfang des 16. Jahrhunderts erscheinen lassen. Hier ist das

Leben und Wirken des Reformpredigers Johann Eberlin, welcher zu Günzburg geboren wurde und wahrscheinlich zu Leipheim bald nach 1590 starb, eingehend behandelt. Ebenso ist das historische Material gesammelt über den Leipheimer Herrern Hans Jakob Wehe, der besonders schnell und scharf die

religiöse Feuerung einführte und an die Spitze des Leipheimer Bauernhaufens geriet, weshalb er am Tage nach der Schlacht, Mittwoch 5. April 1525, auf einem Kornoder zwischen Leipzig und Buchsheim entkoppelt wurde. Im 4. Kapitel ist auch eine Übersicht über die Geschichte der Städte Wänzburg und Leipzig. Mit großem Fleiß und ruhiger Umsicht ist das Material gesammelt, jedoch weniger prognostisch verarbeitet; daher hat hier jeder Freund der Ortsgeschichte eine reiche Fundgrube.

Der Bauernbewegung im März und April 1525 ist der große Raum von Seite 254 bis 494 gewidmet. Diefen Fortsetzungen ist das Material für die folgende Skizze hauptsächlich entnommen.

1. Das Bundesheer und die Streitmacht der Bauern.

Am 1. April hatten die Bauern zum ersten Male das Kloster Eisingen eingenommen, und zog ein großer Haufen, der 12000 Mann stark gewesen sein soll, vor Weiskirchen, das sie einige Stunden vergebens belagerten, worauf sie das Kloster Hoggenburg plünderten. Am Morgen des folgenden Tages (Sonntag) zogen sie von Hoggenburg ab, und weniger, als die Hälfte fehrte nach Leipzig zurück.

Indes stand der oberste Hauptmann des Bundes, Georg Truchseß v. Waldburg, mit seinem Heere, des über 1500 Pferde und 8000 Fußknedte stark war, dem Völklinger Haufen, gegen den man am 30. März von Ulm aus gezogen war, an verschiedenen Orten gegenüber. Am Morgen des 2. April erhielt der Truchseß zu Zwieselstein ein Schreiben des Bundes mit dem Auftrag, schleunigst seinem Zug gegen Leipzig zu nehmen. Infolge dieses Auftrages leitete der Truchseß zurück und übernachtet am Montag, den 3. April, mit der Reiterei in Wiblingen, während das Fußvolk in Göggingen blieb.

In Leipzig traf man in der Eile verschiedene Vorkehrungen, sei es nun, daß man schlimme Ahnungen oder bereits sichere Kunde von dem Herannahen der Bübischen hatte. Man suchte bei verschiedenen Rothbarn, so bei den Bauern im Ries, Hilfe. Pfarrer Wehe soll sich eine verborgene Höhle außerhalb der Stadt gegraben und eine Wehenspolte, durch die er entfliehen konnte, ausfindig gemacht haben. Am Dienstag früh sandte man noch von Wänzburg aus durch einen eigenen Boten ein demüthiges und unterthäniges Schreiben an den Bundesrath in Ulm, worin man das Vorgefallene entschuldigend, den Angriff abwendend und weitere Verhandlungen zur gütlichen Beilegung gewinnen wollte. Es war zu spät. Auf dieses Schreiben wurde mit den Waffen geantwortet.

Am Dienstag früh zog der Truchseß von Wiblingen und Göggingen her über Ulm gegen Leipzig. Zu Ulm ordnete man 200 besticte Reiter, sowie die Reiter der Stadt Ulm auf das linke Donauufer gegen das Kloster Eisingen zu. Diese trafen auf vier oder fünf Führllein Langenauer Bauern, welche das Kloster Eisingen zum zweiten Male plünderten. Hier von wurden an 600 erlöset, gegen 250 gefangen nach Ulm geführt, während andere bewiesenen, oder mehrschick in der Donau den Tod fanden.

Indes zog der Haupttheil der Armee links von der Donau gegen Leipzig. Die Zugordnung wird in folgender Weise berichtet. Zuerst kam der Rennhof mit seinem Vortrab, dies ist eine Reiterabtheilung, bei der Herr Georg Truchseß mitste-

teils dann selbst war, der Schützenjoh, dessen Hauptmann Klaus von Schouenburg war. Diefem folgte ein geringes Fußgeschick, danach eine Abtheilung Fußvolk, der verlorene Haufe genannt, dann kamen drei Haufen oder Geschwader von Reifigen (Reiterei). Auf die Reifigen folgte das rechte Geschick und 1000 zu der Artillerie gehört. Danach der gewaltige Haufe zu Fuß, danach zwei Haufen oder Geschwader zu Fuß, dann die Wagnburg und der Troß und zuletzt ein Haufe zu Fuß, der den Nachzug und das Nachtraben inne hatte. In dieser Weise zog die Bundesarmee Dienstag den 4. April vormittags auf der Straße von Ulm gegen Leipzig.

Die Bauern hatten sich zwischen Leipzig und Wähl auf der sog. Bibersteige aufgestellt, und war dieser Platz für sie sehr günstig; denn westlich davon, also gegen Ulm mündet die Biber in die Donau, im Osten bedete sie das Jungholz und unter dem Felde, also gegen die Donau zu, noch Karben, hatten die Leipheimer viele alte Wägen übereinander gelegt, dazwischen waren Haken und andere kleine Geschick zur Abwehr aufgestellt. Die Zahl derer, welche so Stellung genommen, wird verschieden angegeben. Die niederste Zahl enthält ein Bericht des Truchseß mit 3000 Mann; dessen Schreiber schätzte sie auf 4000 Mann, andere geben noch höhere Zahlen bis zu 8000 Mann. Offenbar war nicht sämtliche Reiterei, die zu den Bauern gehörte, hier aufgestellt; einige waren in Leipzig gelassen, mehrere zwischen Leipzig und Wänzburg und ein Teil auch in der Stadt Wänzburg.

Ein hervorragender, das Ganze überblickender und leitender Führer, wie er Georg v. Waldburg war, stand den Bauern natürlich nicht zur Verfügung. Dieser Mangel zeigte sich im Burentrage überall, so auch vor Leipzig. Nach den von Bomanow herausgegebenen Akten sind Seite 444 f. die Hauptleute, Führlbrüche, Räte und Rädelshäupter genannt. Beim Leipheimer Heere, der ungefähr 250 Mann stark war, wird Einhart Sträuß (Strouß), der Bürgermeister, besonders genannt, sein gleichnamiger Sohn kommt unter den Rädelshäuptern vor. Unter den Hauptleuten ist an erster Stelle Hans Scherlin von Holzheim (bei Neu-Ulm) genannt; bei Hans Köhlin (Köhle) von Kettenbach ist der Beisatz „Oberster“. Eine besondere Rolle spielte der Wirt Paul Kon (Konig) von Großkäf, ebenso Martin Treu von Schöben und Martin Kaiser von Horgou. Hierdurch ist indes die Frage, wer eigentlich das Oberkommando geführt habe, nicht beantwortet; vermutlich niemand. — Ein Verzeichnis, welches noch dem Einzug von den blüßlichen Brandmeistern angelegt wurde, enthält 114 Ortsnamen, an denen die Aufständischen zusammenkommen waren, darunter ist namentlich das Wänzhöl und das weiter östlich gelegene Gebiet bis hinein nach Dintelsharben, Josenarshausen, Welden und Horgou stark vertreten. Die bei jedem Orte angegebenen Personen belaufen sich auf 4075; doch mocht das Verzeichnis seinen Anspruch auf genaue Vollständigkeit. Also gegen diesen aus so vielen Gemeinden zusammengewürfelten Haufen, welcher der einheitlichen Leitung entbehrte, zog der Truchseß mit seinen Reitern und Landknechten heran.

2. Die blutige Reiberlage und die Übergabe von Leipzig und Wänzburg.

Zwischen Holzheim und Wähl kam dem Rennhofen der erste Burenhaufe zu Gesicht. Dieser war beim Anblick der

Reiterei anfänglich mutig und guter Dinge. Sie schossen aus mehreren Falknetzen (Feldschlangen) auf die Reiter und stellten sich überhaupt, als ob sie bleiben wollten. Einige sollen sogar gerufen haben: Her, her, ihr Bluthunde. Als sie jedoch die anderen Reithen und Hosen, den langen, langen Zug der Bundesformel nachrücken sahen, entfloh ihnen sold der Mut. Sie merkten, daß sie solcher Übermacht nicht gewachsen seien und wollten sich nach Leipzig zurückziehen, um sich mit denen zu verbinden, welche dort und in Gänzburg lagen. So kam die Flucht in sie.

der Befehl ausgeführt, und der Zweck vollständig erreicht; den fliehenden Bauern war der Weg verlegt und die Rückkehr nach Leipzig abgeschnitten. Da sie aus dem Walde herauskamen, wurden sie von den Soldaten mit ihren Speisen empfangen und viele erstochen. Wo sich die Nachrückenden hinstanden, überall rannten sie dem Tode entgegen; die sich auf dem Felde zurückwandten, fielen den Reitern in die Hände und wurden von diesen niedergemacht; die sich noch dem Jungholz begaben, wurden von den Fußsoldaten verfolgt und getödtet. Es war geraume Zeit ein wildes Gemepel, ein schoungel-



Die Bauraufschlacht von Leipzig. Originalzeichnung von A. Hoffmann.

Nun konnte der Vorstoß der Händischen sie wegen des dazwischen liegenden Moores auf geradem Wege nicht erreichen. Die Reithen mußten das Moor umreiten. Hierbei erblickten sie einen neuen Haufen, den sie bisher nicht gesehen hatten. In den setzte der Truchseß mit dem Rennhofen. Anfänglich stellten auch diese sich zur Wehr, doch nur so lange, bis die Reiter ganz nahe gekommen waren. Da wendeten sie sich zur Flucht, von den Reitern vielfach verfolgt und niedergemacht.

Mittlerweile hatte der erst erwähnte große Haufe in seiner Flucht nach Leipzig noch keinen Vorstoß erreicht. Das sah der Truchseß, der überhaupt die Gegend sehr genau kannte. Sofort schrie er den zunächst befindlichen Fußsoldaten zu, sie sollten sich eilends — wohl in nordöstlicher Richtung — auf das steinere Kreuz zu wenden. Rasch wurde

loset Niederhosen und Niederhosen, so daß Wald und Flur mit Leichen bedeckt war. Mehrere Hundert trieb die Not in die Donau, in deren Fluten sie den Tod fanden, so daß man dort eine Unzahl von Hüten und Waffen schwimmen sah. Die wenigen, welche das linke Ufer erreichten, waren noch nicht gerettet, da die oben erwähnten Hessischen und ulmischen Reiter denen, welche von Göttingen gegen Leipzig zu flohen, nachjagten, und wo sie am linken Donauufer trafen, teils ermordeten, teils gefangen nahmen. Auf offenen Felde gegen Leipzig vorrückend, fand der Truchseß noch zwei Föhnlein, die von Gänzburg herkommen und den Leipheimern zu Hilfe kommen wollten. Auch diese wurden angegriffen und teils getödtet, teils zerstreut; namentlich flohen mehrere in feuchte Auen, wohin ihnen die Reiter nicht folgen konnten.

(Satz folgt.)

Der Cagliostro von Bayreuth.

Von Dr. Quercius Holtenb.

(Zerlegung.)

Krohnemann oder vielmehr der Minister Baron v. Krohnemann richtete sich auf großem Fuße ein und legte einen sehr Dignität entsprechenden kleinen Hofstaat an, lebte gern vollaus und ließ auch andere leben. traktierte fleißig, hielt einen hübschen Stall von zwölf Pferden und machte einen Aufwand, der 3. B. in seiner Küche täglich eine Konsumtion von 30 Pfund Fleisch verlangte.

Betrachtet man die Sicherheit, mit der Krohnemann zu Werke ging, wie er sein eigenes Leben stabilisirte, die übergebenen Summen verloroberte und, nicht zufrieden damit, in völlig unbefangener Weise obendrein eine onständige Zahl von Schulden kontrahirte, so bleibt wohl keine andere Annahme übrig, als daß unser Held von dem glücklichen Erfolg seiner philosophischen Tsen und seiner Tinkturen und Salze vollständig überzeugt sein mußte, denn sonst hätte er diese Summen wohl nicht verjubelt, sondern säß bei Seite geschickt, um im Falle des Mißlingens sich zu solozieren und sein Schicksal im Trocknen zu erhalten. Natürlich setzte es ihm nicht an unbedingten Gläubigen, Verehrern, Fremden und Vertheidigern, denn es gab bereits mehrere offene Augen, die das ganze Treiben zum minderen argwöhniglich beobachteten, wenn nicht gar durchschautes. Der Silberarbeiter Weber wußte sein richtig Teil, und der Stallmeister Jlorati gehörte auch zu den Aufgeklärten, welche an die mögliche Existenz eines Steins der Weisen nicht glauben mochten, deßhalb kam von dieser Seite noch wenigen Wochen eine unumgehliche Einschüterung, welche sich bald darauf zu dem bestimmten guten Rlate verstärkte, den Wohlgebot so nicht aus dem Horn zu lassen, sondern den derzeitigen Kommandanten der Pfaffenburg in gütigen Ruhestand und den Baron v. Krohnemann in dieser Eigenschaft dorthin zu versetzen. Krohnemann war über dieses Mißtrauen so empört und so tief in seinen inneren Bewußtsein verkerzt, daß er, völlig unfähig seiner selbst und außer sich vor Zorn, am 3. November 1697 in Gegenwart seines Freundes und Beschützers, des Herrn v. Vllien, seine Psholen erschlug, seine Tsen einbroch, sein philosophisches Salz ins Wasser und Jobann mit des Wortes zum Fenster hinausjchüttete: „Nun hab' ich nichts, nach meine Kinder, nach Se. Hochfürstl. Durchlaucht!“ worauf er sich den bloßen Degen durch den Leib rennen ließ, woran ihn jedoch Herr v. Vllien verhielt.

Nun hatte er das Spiel gewonnen, und der Hof wachte lange Zeit nicht, einer solchen Energie gegenüber den geringsten Zweifel mehr verlaunen zu lassen. Man hatte einmal zu spielen angefangen, und wenigleich noch nicht gewonnen, doch auch nur erst wenig verloren und wollte daher, wie es bei Spielenden immer der Fall ist, mehr dran setzen, um alles Verlorene zu gewinnen und außerdem großen Vorteil zu ziehen. Also wurden neue Gläser und Psholen angeschafft, die eingereiften Tsen wieder aufgebaut, neue philosophische Salze angeleitet; Tag und Nacht brodelten und setzten die Tinkturen, und Tag und Nacht horchte man dem glücklichen Lofe, dem großen Wohlklumpen entgegen. Als aber nach immer nichts erscheinen wollte, riß dem Markgrafen doch endlich der über-

dies dünn gesponnene Faden der Geduld. Krohnemann aber, der dieses längst vorausah, hatte bereits Vorsorge getroffen und ein hübsches Mittel zur Hand, um denselben augenblicklich und wenigstens vorläufig dowerhaft wieder anzuknüpfen.

Offenbar zu Augsburg und Frommen der Raßmehl, zur Belustigung der kommenden Münzämmler und Moritätenträger hatte Krohnemann ein numismatisches Kunstwerk, eine Medaille in honorem & gloriam sempiternam des Markgrafen prägen lassen. Als derselbe am 6. November 1677 das schweidelhafte Stück erlittete, das sich sold darauf am 8. Januar 1678 in zweiter, verbesserter Auflage wiederholte, war der hohe Herr sehr getührt, noch mehr aber, als Krohnemann in einem Schreiben inzwischen das erfreuliche Versprechen gegeben hatte, er werde ihm Mißochis dieses Jahres so viel reines Gold verfertigt haben, daß davon die Zeitreis erhaltene Summe von 10000 Thaler nicht nur völlig erjezt, sondern auch das Schloß zu Bagerdors wieder erbaue werden könnte, so wahr ihm Gott helfe und sein heiliges Evangelium!

Indessen verging unter gespannter Erwartung die Zeit. Der Rome des Wundermannes wuchs, und die Rede davon ging weit und breit, und der Glaube an ihn wor groß, sehr groß, so daß keiner wagte, gegenteilige Meinungen verlaunen zu lassen. Ein Engländer, der moderne Hr. Stapelton, der von Salzburg kam und den Kichmisten zu Bayreuth für einen Lügner erklärte, wurde ausgeprägt. Denn es liegt nun einmal in der menschlichen Natur oder, besser gesagt, in ihrer Verkerrtheit, das Wunderliche und Unmögliche leichter zu glauben, in den politischen Dingen dagegen den schärfsten Maßstab der Kritik anzuwenden. Daß Krohnemann in seiner Weise alles aufbot, sich mit einem untrüglichen Nimbus zu umgeben, ist selbstverständlich.

Zu Mißochis dieses Jahres sollte also der erste Schoß dem philosophischen Vade ersteinen. Alles horrie der Dinge, und der Adept trug gefesseltich dazu bei, die Erwartung gchdrig zu steigern. Schon im Juli ließ er dem Markgrafen sagen, daß binnen sechs Wochen nicht nur alle Auslagen bereingetracht, sondern überdies eine solche Quantität Goldes geliefert werden könne, daß man drüber staunen würde. Der Zeitpunkt erschien, aber da hatte der „Teufel wieder einen Värm durch gemacht“, so daß Krohnemann die versetzte Tinktur und das Sal Philosophicum in die Kasse warf „und also zum andern Male darum gekommen war!“ Dagegen sollte der Markgraf zum Erjoch einer wirklichen Probe bewohnen. Der Meister lud den Fürsten, dessen Gemahlin Sophio Luise und den ganzen Hof in das kleinere Gewölbe des herrschaftlichen Schlosses ein, wohin das Laboratorium von Ironocauer verlegt worden war. In Gegenwart dieser Personen machte er dann, nachdem er zuvor in ihrer Anwesenheit sein sog. philosophisches metallisierendes Salz angeleitet hatte, welches der Münzmeister Johann Jung im hochfürstlichen Kabinettgemach bei drei Wochen Tag und Nacht mit langer Brandweinige hatte abmarren müssen, in zwei eisernen Pfannen eine Mischung von Quecksilber, Grünspan und Salz, die er Kmalgama nannte, nahm aus einer kleinen Schöchjet

ein weißes Pulverchen, streute es darüber und brachte alsbald das schönste Gold und Silber hervor, freilich nicht in der gemäßen und erwarteten Menge. Die hohen Anwesenden überzeugten sich bei der Probe nach von der Echtheit und Güte des Goldes, sie hatten ihrer Meinung nach den Beweis in den Händen, daß der Abt wenigstens mit der Probe befehlen sei und überhäufte ihn nun mit allen möglichen Gnaden und Bewilligungen. In, der Markgraf gewann ein so hochfürstliches Vertrauen zu ihm, daß er nicht künftig nahm, ihm die Würde eines Oberpräsidenten, Geheimen Rates, Generalcommodanten, Kammerherrn, auch Münz- und Bergwerksdirektors zu übertragen, und am 21. November 1678 von ihm sogar den Erbprinzen Georg Wilhelm aus der Taufe heben ließ, unweit der höchste Beweis fürstlicher Zuneigung, welchen ein Unterthan nach damaligen Begriffen erhalten konnte. Von nun an war es wieder leicht, den Markgrafen von einer Frist auf die andere zu verfröhen. Der hohe Herr hatte ja selbst die Probe gesehen und für echt und nützlich befunden, desto sicherer rechnete er auf eine unergründliche Menge Goldes und auf die untrügliche Erfüllung jener ersten Versicherung, man könne „vermittelst der Universal-Mentrai und ohne sonderbare Kosten und Mühe, beneficia des obersten Goldes — alle Wochen 400 Ducaten Nutzen in der Münze haben, und daß solches Alles nicht falsche Combimenta, sondern wohlthätige Combimenta wären, damit fürstliche Gemüther sich reichern könnten“. Krohnmann kannte jetzt keinen Herrn und wußte ihn hinreichend zu beschwören; um denselben in gutem Humor zu erhalten, ließ er in der Folge noch verschiedene Thaler von Gold und Silber, aus die Geburtsjahre des Fürsten, dessen Gemahlin und des Erbprinzen prägen. Sie sind seitdem zu großen unumstößlichen Seltenheiten geworden; gleichzeitig mit einem derselben überreichte er im Jahre 1679 eine gedruckte „unterthänigste Ehr-, Pflicht- und Wunsch-Abstattung“, wobei er seinen Namen mit voller Titulatur unter die Debitatur setzte. Die Münzen tragen, ebenso wie diese Schrift, ganz phantastische und überladene Allegorie, welche in jener Zeit zur Blüte des Lufians sich gipfelte. So ging es unbeanstandet und ganz glücklich weiter, denn von Zeit zu Zeit versprach Krohnmann einen großen Zug zu thun; kam aber nichts zu Stande, so war es seine Schuld nicht, denn der Fing war immer zu groß oder zu schwer, als daß er es allein zu vollbringen im Stande gewesen wäre, und dann traten ja auch unvorhergesehene Hindernisse entgegen, deren Beseitigung nicht in seiner Macht lag; natürlich, denn wo nichts ist, kann auch nichts werden, und hat selbst der Kaiser das Recht verloren. Endlich am 11. Juni 1800 glückte es, und er überhandte drei Mark Visiten in Gold mit dem reizenden Versprechen, daß in kurzer Zeit „bald mehr und dann also successive per gradus das ganze corpus nachfolgen soll. Auch könne man sich ganz sicher darauf verlassen, daß er alles mit großem Delicamento in wenig Tagen, vermöge eines künstlich goldenen Antimonial- und Mercurial-Öls in das allerbeste und superfeinste Gold gradiren und melioriren wolle.“ Wenn nun auch dieses sog. „Gold“ das unbrauchbarste Metall war, so hatte doch Krohnmann mit seiner Pflanzung Wort gehalten. Daß es nicht besser war, kam lediglich davon her, daß er dasselbe in der Freude seines Dergens und nur als vorläufige Probe zu früh aus dem Bode gehoben hatte, denn jetzt war er, seiner

Aussage und vielleicht auch, wie er selbst glaubte, wirklich so weit, daß man „alle Monate ein Ehrliches aus dem Kolben nehmen und solches in infinitum thun könnte“. Jedem, der zu ihm kam, zeigte er seinen Kolben und goß sein Grabierwasser hinein, wobei dann alsobald deutlich zu sehen war, wie das Gold zu Boden fiel, wobei er sich rühmte, nun im Stande zu sein, innerhalb 21 Tagen die erforderlichen Zinkturen machen zu können. Der Hofrat Hermann Lüde, Herr v. Vlien und andere Kavaliere waren Zeugen, wie Krohnmann mittelst seines philosophischen Salzes, welches er zu Hause präpariert und lange in balsam Murio gehalten hatte, Blei, sage Blei in Gold tingerte, ein Experiment, welches auch anderen gelang, denn Vlien machte in seinem eigenen Saue selbst mit diesem Salze denselben glücklichen Versuch. Krohnmann gewann dadurch das unbedingte Vertrauen dieser Männer im vollen Grade, sie hielten und verteidigten ihren Freund gegen den Markgrafen, welcher, durch verschiedene Vorgänge, namentlich aber durch Krohnmanns ganz außerordentliche Kunst, Schulden zu machen, die Geduld zu verlieren schies und auf baldigen Entschluß drang. Was wollte er aber mehr? Krohnmann machte täglich vor jedermann, der es zu sehen verlangte, seine gältigen Proben und versicherte, in seinen Mälern jetzt einen solchen Vorrat von Zinkturen zu haben, um in kürzester Zeit die prächtige Summe von 57 000 Dukatens liefern zu können. Zugewidmen ließ er auch auf seinen ersten Freund, den Herrn v. Vlien, eine Medaille schlagen, deren Beschreibung hier eine large Anekdote finden mag. Auf der vorderen Seite erhebt die Sonne, welche ihre Strahlen auf seine Wäse wirft; auf der Rückseite reicht eine Hand aus den Wolken herüber gegen eine andere, welche gleichfalls aus den Wolken hervorragt, in der Mitte des Bodens steht ein Fäßchen und die Buchstaben

G E I
H I N
E M S

welche das Wort Geheimniß bilden. Dadurch förderte er den guten, kurzschäftigen Vlien so sehr, daß dieser mit seinem Freunde Lüde sich anschloß, mit einer Bürgschaft von 14 000 und etlichen Gulden für Krohnmann einzutreten, da dessen ganz arrüteter Kredit dem Markgrafen die Augen öffnete. Überdies aber hatte Krohnmann von den beiden Freunden schon bedeutende Summen und Antieken in allerlei Arten erhalten: von Lüde beiläufig 1000 Thaler und von Vlien beiläufig viermal so viel, und zwar von letzterem unter allerlei Titel: bar in Gold und Silber, allerlei Medaillen, Silbergeschirr, gangbare Thaler, mit Diamanten besetzte Contrefaits, Wäuschen n. s. w. Die beiden Herren glaubten jetzt nachgeben genug gethan zu haben und waren schon bereit, ihren Schilling, der ihnen nun doch gelinde gelagt, unheimlich zu werden begann, beim Markgrafen anzuliegen. Aber Krohnmann that wie ein Bergweiser, warf sich ihnen zu Füßen, beteuerte mit den heiligsten Worten seine Kunst, gab neuerdings große Versprechungen und beschwichtigte so den waden Sturm und Sturz, welcher indes doch sicher und unaufhaltsam herabkommen mußte. Schon früher hatte Krohnmann eine fälschliche Korrespondenz mit Herrn v. Vlien angesetzt, der die von auswärts erhaltenen Briefe, welche ind Krohnmann versuchte und durch seinen Kammerdiener schreiben ließ, unbedenklich für echt hielt. Nun schrieb Krohnmann selbst viel

nach auswehrt. So hatte er sich an den Hauptmann Johann Kämpfer nach Regensburg gewandt und ersichtlich um einen andern Herrn beworben; er hoffte, dem französischen Könige aber dem Dauphin empfohlen zu werden und dadurch in neue Dienste zu kommen. Überall kostete er nach Hilfe umher, und da er keinen Ausweg mehr sah, dachte er an heimliche Flucht. Unter dem Bedmantel, allerlei nötige Chemikalien zu bedürfen, hatte er eine Keise nach Nürnberg angemeldet, zugleich allerlei Klugheit und Verhältnisse allda zu vereinigen. Aber man hatte Verdacht und gab ihm so sicheres Geleite mit, daß Krahenmann nicht im Stande war, seine Absichten zu verwirklichen.

Als nun die letzte Zeit abgelaufen war, und der Mark-

groß in seinen Erwartungen wieder sich getränkt sah, als dann auch die beiden Professoren, Löble und Völin, zu reden begannen, da verwusste der also lange irreführte Fürst sich immer vor Joru: er ließ am 22. Dezember 1681 den Beizträger greifen, gefesselt und mit verbundenen Augen auf die Feite Blossenburg bei Stambul bringen, wo der Aufhängling dem Kommandanten auf das strengste empfohlen wurde; er solle nur geringe Kost haben und schlechtestes Lager, niemand sehen und sprechen dürfen, auch müsse ihm alles verweigert werden, womit er sich einen Schaden zufügen könnte; keine Feder, Tinte oder Korrespondenz wurde gestattet, alle an ihn eingehenden Briefe aber direkt an den Karlgroßen abgeliefert.

(Fortsetzung folgt.)

Stodensfels.¹⁾

Ein eberwähliger Boge von Wolf Hühling.



Ein wilder Sturmwind weht durch den Wald ein Wanderer; wann wird sich ein Obdach finden, das dem Verirrten Schutz und Hort gewährt. Endlich sieht sich der Bäume schwarze

Reihen, und auf hoher Höhe zeigt sich vom jähren Bliesstrahl beleuchtet, das Gemäuer eines Schlosses. Der hohe Turm ragt noch stolz und ungebrochen in die Lüfte, kränzlich umkreisen ihn in tollem Flug die Raben. Wohl ist's keine heimliche, trante Schwelle, welcher der Wanderer zustrebt, und Bangen umwirbelt sein Herz; aber die Müdigkeit, die Erschöpfung endet rasch die jügernde Wahl. Die Fernde, dem wilden Laufen der Elemente entrückt zu sein, ist ihm eine schnelle, gewante Jährerin durch die mit Wurzeln, Brombeerranken und Dornenweige verperrten Pfade zum verfallenen Schlosse. Er durchsteigt den Hof und schreitet durch ein Pfortchen in des Turmes schäumende Mauer. Vorsichtig tastet er an den Wänden die Treppe hinauf; er befindet sich in einem säulengetragenen Gemache, an dessen Mauern der Sturz sich machtlos bricht. Hier will er ruhen, hurtig bereitet er aus Mantel und Felleisen sich ein dürftig Bett. Schnell drückt der Müdigkeit des Wanderers Auge zu; die tiefen Klemzüge künden die Erschöpfung des Armen. Da, hoch, nach tosenden Lärmen tönt durch die erste Stille;

ein Jubeln, Jubeln, Becherklang, Lautenspiel, fröhliche, lecke Feder und Gesänge. Jammer toller wird der Lärm und stört den armen Eschlöter aus dem Traume. Er lauscht, er horcht und rasch springt er auf, zu fühlen nach den lustigen Bewohnern. Werden sie wohl dem Gaste halb sein, der ohne Anfrage ihre Burg betrat? Ein Lichtstrahl schießt sich durch die Spalten der Bretter, welche ein Fenster verschließen, das aus des Wanderers Schlossstätte den Blick in den Ritteraal gewährt. Er öffnet es leise, der Saal erstrahlt im Glanze von Hunderten von Kerzen, deren Licht sich in bligenden Spiegeln wiederbricht. Ein fürstliches Mahl bedeckt die Tische; aus eitem Golde sind die Fumpen der nimmer rastenden Zecher. Ihr kostbares Gewand, die goldenen Ehrenketten, der ritterliche Schmuck künden ihre vornehme Herkunft. Der Wanderer, ein heiterer lustiger Gesell, sinnt bereits, ob er nicht um Zulass bitten soll, auch er wolle manch frohes Lied, das Wahl zu würzen. Noch einmal richtet sich sein Blick auf die Tafelrunde, ob er nicht ein bekanntes Gesicht erkenne. Doch was erblickt sein Auge und macht sein Blut erstarren? Kleine Flammen züngeln am Boden und an den Stühlen; selbst die ledernen Speisen sind von blöndlichem Lichte umhüllt, und in den Bechern perlt kein Wein, sondern fließt geschmolzenes Gold. Und die Augen und Wästel der Spieler sind zischenbes, glühendes Erz. Der Böse hat das Wahl gedeckt. Jitternd triecht der Wanderer in die Ecke seines Gemaches, sein entschert Blick vermag sich nicht vom Gräßlichen zu wenden. Jammer heller flammt die Lohz, lodern die Flammen, als wallten sie das ganze Schloß erfüllen. Da, ein Rettungsgedanke; der Wanderer betrenzt sich indrängig, und siehe, der Spul ist gelöst. Ein schiller Schrei, ein letzter Blick, und alles ist vorbei, still und ruhig. Nur von außen graßt der Donner, schlägt der Regen an die Bretter. Doch den Wanderer duldet's nicht mehr in den Mauern, wo er der Hölle Spul geschaut. Er eilt hinaus, wo hold das Morgengrauen ihm den Weg zur Heimat weist.

¹⁾ Die alte Burgmauer Stodensfels, eine ehemalige Feite des ritterlichen Welschens der Jomer, liegt im L. Kantongebiete Wittmann am Eigenstufte in hauerlicher Bildung.

Kleine Mittheilungen.

Nürnberg'sche Medizinische Gesellschaft. In alten Zeiten gab es neben führenden Schülern auch führende Weillinker, die, in den Länden herumziehend, ihre Heilmittel anproben oder medizinische Fischelei trieben, die Leute damit betrogen und ihnen das Geld aus der Tasche schwindeelten. Wegen dieses Unfug erließ der Rat zu Nürnberg am 20. März 1550 folgende Verordnung: „Nach gemeines Rathen und Rathbursen willen und aus mercklichen Ursachen ist ein ephor Rath darvon kommen, ersichtlich und festlich zu gebieten, daß hinfuro ansehend bescheidener Doktoren Niemand in dieser Stadt in Leiburgency kuriren oder praktizieren soll, ihm sey denn daß zuvoran je zu Zeiten von einem Rathe oder Bürgermeister wissenschaftlich vergönnt oder erlaubt. Welcher des überfüge oder unerlaubt über 3 Tage hie in Leiburgency kurirt oder praktiziert, der solle einem Rathe oder gemeiner Stadt zu Fuß verfallen sein zehen Gulden.“

Und welchem also ein Zeit zu praktizieren vergönnt wurd, der soll dieselben Zeit nicht eigen Rath noch Kost haben, sondern zu offen Wirth, der gewöhnlicher Kostung pflegt, zehren. Welcher das überfüge, der sollte zu Fuß verfallen sein von einem jeden Tag fünf Pfund neuer Heller.

Er soll auch die Zeit seines vergönnten Hierseins Niemand ein Rezept oder Syrus geben, damit diese durch die bei Stadt geschwornen Apotheker gemacht und von den Kranken oder ihren Scheindornen daselbst empfangen und bezahlt werden. Ob er aber einigen Kranken etwas von Kräutern, Wurzeln oder Speyess gebe, so soll er daselbst mit anders noch höher geben und rechnen, denn wie er das ohngefährlich sanft hat. Welcher das überfüge oder anders thut, der soll von einem jeden Stad zu Fuß verfallen sein 5 Gulden. Er soll sich auch von Königlichem seiner Kräfte und Arznei holder an ziemlicher gleicher Beschaffung, und ob er mit jemand darüber spännig würde, an dem beynähm lassen, was ihm dann durch zwei des Rathes dazu geordnet dafür zur Belohnung zugesprochen wurd.

Und ob er sich in Zeit seines Hierseins in einigem obgemeltenem Stad anders, denn darin begriffen ist, hielt, so soll er sich darum eines ehrbaren Rathes Strafe unterwerfen und gebulden.

Und es soll ein jeder, dem also zu praktizieren vergönnt wurd, sich abgründet Anstalt, ehe er zu praktizieren anfängt, einem Bürgermeister die Zusalten angetoben. J. B.

Gedächtnis der Heiden. Es sind soeben 50 Jahre verlossen, daß König Ludwig I., der unermüßliche Förderer vaterländischer Beschäfte beschloß, daß den Haupt- und Vorwörtern der Festungen Ingolstadt und Gernersheim die Namen hervorzuhebender bayerischer Generale beizulegen seien. Es wurden folgende Benennungen gemacht: A. Festung Ingolstadt. Hauptumfassung, Fronte: Nagelovich, Reichberg, Joller, Biering, Pappenheim, Gantler, Verunging, Deuz; Hornwerke: Haslaugische, Habermann, Schwepfermannsche, Mucci, Wredersche, Weidenstosf Talgische; Fronte: Streiter, Weder, Gumpensberg. B. Festung Gernersheim: Hauptumfassung, Fronte: Schwanf, Weder, Treuberg, Theobald, Dieg; La Motte; Hornwerke: Derogische, Wredersche, Friedrichsche, Sieben, Vincenzi, Bandt, Stengel, Serbenhof, Dettling, Hrenburg.

Eine niederbayerische Dichterin. Am 6. März d. J. starb zu Ultenburg in Niederbayern die unter dem Namen „Jungfer Das“ bekannte und beliebte Katharina Koch, eine Naturdichterin im engsten Sinne des Wortes, denn ihr Bildungsgang umfiesse nur den Weg in und aus der Dorfschule. Professor Karl Weß-Schrotenthal in Regensburg, der bekannte Kenner und Beschüfer des Frauenzirkelns, wurd im Jahre 1872 auf ihr Wirken aufmerksam gemacht und überzeuge sich bald, daß Katharina Koch, die 16 Jahre hindurch teils in ihrem Geburtsort

Ultenburg, teils in Regensburg als Magd gedient hatte, über ein zwar eng begranztes, aber schönes Talent verfüge. Es gelang seinen freundschaftlichen Bemühungen, die Aufmerksamkeit der Verewelt auf ihre Gedichte zu lenken. Kritik und Publikum empfangen dieselben sehr günstig, und die bereits am 8. April 1811 geborene Dichterin konnte bis zu ihrem Tode ohne Sorgen leben. Die Gedichte erschienen in einer kleinen Ausgab unter dem Titel „Mein Leisten“. (Posten der deutschen Naturdichterin K. Koch, herausgegeben von Karl Schrotenthal, bei G. Greiner und Pfeiffer in Stuttgart. Preis 1 Mark.)

Der Professor Karl Weß-Schrotenthal überreichte uns aus dem Nachlasse folgendes tiefempfundene, ergreifende Gedicht mit der liebevollen Erlaubnis zur Veröffentlichung. Das Gedicht zeigt besser als die eingehendste Kritik die hervorragende dichterische Begabung der Verewerin.

Der sterbende Bayer in Griechenland.

Seht ihr, dort, wo die Sonne
So freundlich niederfinkt,
Wo aus des Abend's Kühle
Natur die Lobung trinkt,
Dort hinter Wollenbergen
Zeit sich ein blauer Rand:
O Gott, so fern, so fern,
Dort liegt mein Vaterland!
Dort ziehst du hin, die Brüder,
Mit sanften Jubelgeschall,
Indes ich hier verschmacht
Im fremden Krankenstol.
Weiß Bayern nicht mehr sehen,
Nicht mehr mein Vaterland,
Hier sterben soll ich, — sterben!
O Gott, wie den' ich aus!
Wer wird mir Lobung reichen
Zu meiner letzten Stund?
Werd' ich den Trost verziehen
Aus eines Bayern Mund?
Wer wird mit heilgen Fischen
An meinem Lager steh'n,
Wenn Sinnen und Gedanken
Und Sprache mir vergeh'n?
O Gott, erbarm Dich meiner,
Erbarm Dich über mich,
Ich hab' im fremden Lande
Gonft keinen Trost als Dich!
O Vater, nimm in Anbald,
Nimm meinen Geist zu Dir,
Wiß, daß sich Hellas' Erde
Leicht wälde über mir!
Wie wird mir? Es wird dunkel,
O Mäter tritt zurück
Und gönne durch des Senker
Ihm Himmel mir den Wid,
Wen ist er, — Bayerns Harde,
Ich mag sie nochmal's sehn!
Wen ist er, so zum Himmel,
Ihr Heimot werd' ich geh'n!

Für die militärischen Verdienstleistungen Würzburg zu Anfang des dreißigjährigen Krieges mögen folgende Notizen inskribt sein: Die Musterrolle der Kompanie des würzburgischen Wittnesches Henning Christoph v. Wunderslein vom Jahre 1621 führt 202 Pferde an; den Leutnant Philipp Adolf v. Weidlingen,



N. 40.

Verkauft wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— bei Caesari bezogen werden. — Bei neuen Heften erfolgt durch die Post oder die Postanstalt zum Preis von M. 2.—

3. Jahrgang 1892.

Berschwunden.

Eine Münchener Geschichte von Albert Schallheil.

(Fortsetzung.)

„In stillen Sinnen sah Bertha eine kleine Weile. „Nicht leicht ist es besser so“, flüsterte sie dann, „Entsagung ist des Menschen Los, ich kann ihm ja nie angehören, aber es vergeht kaum ein Tag, das glaube mir Johanna, an dem nicht meine heißesten Wünsche für sein Wohl aus der Tiefe meines Herzens zu Gott aufsteigen. Fällt es ihm, dem Starken, so sehr schwer, zu entsagen?“

„Er hat ja seine Wissenschaft!“

„Du sagst es in so bitterem Tone, Johanna, und doch weiß ich, daß Wilhelms energisches Weiterstreben zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Neulich hörte ich, eine Professur an der Würzburger Universität sei ihm so gut wie sicher. Man spricht allenthalben nur höchlichstes über seine Talente und seinen Fleiß. Ihm gebührt, heißt es, ein ausgedehnterer Wirkungskreis, als er ihm in Nürnberg könnte geboten werden.“

„So sprichst Du, Bertha, und doch bist gerade Du es, die ihn in die Fremde weist. Wie gern hätte er hier sich einen trauten Herd gegründet! Aber Du weinst, Bertha?“ unterbrach sich die Freundin. „Vergiß mir, ich wollte Dich nicht kränken, nein, gewiß nicht. Sieh, ich ehre ja schließlich Deine Gründe, wer kann denn in allen Dingen seinem Herzen gehorchen! Sieh, unter meines Bruders Papieren habe ich jüngst dies Blättlein gefunden. Es sind Verse; darf ich sie Dir vorlesen? Sie sind ja ohnehin an Dich gerichtet. Also höre:

In stiller Nacht!

„Was willst Du, süßes Bild aus fernem Stundem,
Was beängst Du Dich vor meine Seite wieder?
Nicht ich noch heut, was einstend ich empfinden,
Als Dir gerecht ich meine schmucken Lieber?“

Das Bayerland. Nr. 40.

Woh! Jahre sind jähren dahingegangen,
Wah! Jahre von dem kurzen Erdenwallen,
Wie oft sah ich des holden Lenzes Strahlen,
Wie oft des Herbstes süße Blätter fallen!

Wie mancher Hoffen ich seitdem verflümmert,
Das ich gebeut in jenen gold'nen Zeiten,
Wie mancher Wahngestalt' ich'sch' geträumert,
Im Kampf des Ideals mit Wirklichkeiten.

Ich sah die treuen Freunde sich zerstreuen,
Die mir mit ihrem ganzen Sein ergeben,
In weiter Ferne ihren Schwur erneuen,
Mir zu gebieten für ein volles Leben.

So bin ich reich, es auch von jenen Träumen
Die kühnsten wieder in ein Nichts verjagen,
Es auch von jenes Stromes Wellenschäumen,
Die glüh'nden Lippen wenig Tropfen triden.

Doch denkst Du meiner noch in Deinen Sinnen,
Wenn der Erinnerung Puch Du ausgeflogen,
Und wenn Du nachst, daß Stunden schnell verinnern,
Lernst Du noch oft von den vergang'nen Tagen?

Ein herz' Gefleid, es magst und zu trennen,
Ich bleib' allein, es war ein irdisch' Wähnen,
Ein Adler wird Dich einst die Seine nennen,
Und ich, ich segne euch mit hehren Thronen.“

Bertha war bewegt, ihre blauen Augen schimmerten in feuchten Glanze, und ihre Stimme zitterte, als sie sagte: „Kannst Du mir das Blättlein lassen, Johanna, bis ich mir das Gedicht abgeschrieben?“

„Gewiß, meine Leute. Nicht wahr, es sind hübsche Berle, und sie wirken um so unmittelbar, weil sie selberlebte Gefühle schildern. Aber sieh mal“, sieht die junge Dame fort, einen Blick durch das Fenster, dem sie nahe stand, auf den Garten vor sich. „Deine Mama, wenn ich nicht irre?“

„Ja, sie ist es, die Kräfte“, beschwerte Bertha, ebenfalls hinunter blickend. „sie macht ihren kleinen Spaziergang. Wollen wir sie nicht hören, sie ist so scheinbar?“

„Können ihr sie denn so ganz allein lassen, ohne für ihr Leben fürchten zu müssen?“

„Meine gute arme Mama ist die frommste Seele von der Welt, sie würde kaum einem Wörtchen Schaden zufügen können. Gerade darüber haben uns die Ärzte vollkommen beruhigt.“

„Aber ihr Zustand ist dennoch ein völlig hoffnungsloser?“

„Wir müssen es wohl annehmen; huer im Herbst werden es zwanzig Jahre, daß das furchterliche Unglück sich ereignete.“

„Ja, ich weiß, ein heftiger Sturmwind riß den Sichel eures Onkels nieder, und Deine Mama wurde von einem stürzenden Balken schwer getroffen. Unter der mächtigen Erschütterung des Gehirns hat Verstand oder Denkvermögen, wie man sagen muß, aufs empfindlichste gelitten. So heißt es allgemein, auch Papa hat dies jedzeit zugegeben. Aber Deine Mama war ja schon Jahre hindurch in ärztlicher Behandlung?“

„Jreilich, aber sie lehnte beim, wie sie sagte, ab.“

„Womit beschäftigt sich die Kräfte den ganzen Tag über? Weiß sie die Stunden ihrer entsetzlich langen Ruhe auszuhalten?“

„Mama ist, abgesehen von manchen Tagen kaum ein Wort spricht und oft wochenlang sich fast gar nicht um und kümmert, doch eigentlich nie müde, nur sind es immer rein mechanische Arbeiten, die sie beschäftigt. In früheren Jahren hat sie sich wohl auch am Klavier unterhalten.“

„Und ihr Spiel?“ fragte lebhaft Johanna.

„Auf den weniger Gebildeten machte es oft den Eindruck, als wäre es der Vortrag eines auswendig Begabten. Für uns aber war es vollendetes Hülfspein, diesem Spiel lauschen zu müssen. In letzter Zeit hat sie das Spiel gänzlich eingestellt.“

„Arme Frau!“ sagte Johanna mit dem Tone des innigsten Bedauerns. „Arme Bertha, wann wird Dir wieder Freude und Fröhlichkeit erblähen?“

Unten im Garten aber wandelte gefassten Hauptes mit langsamem Schreiten eine hohe Frauengestalt, in dunkler Gewänder gekleidet, zwischen den duftenden Blumenbeeten.

3. Kapitel.

In damaliger Zeit — im Jahre 1816 — war der Sitz der gefürchteten Polizei-Direktion nach in der Dillinggasse (Theaterstraße) in dem Hause „bei den Klauen Vögeln“, von der Verwaltung seiner Fassade so genannt. Es ist 10 Uhr vormittags, und wir finden um diese Stunde das Stadregiment in vollster Thätigkeit. Polizei-Direktor Wurm, ein ehemaliger Militäre und unseren Großvater nach in lebhaftester Erinnerung, galt als ein Mann, der entschlossen schien, seine Neuerungen mit rückwärtsgeleiteter Energie durchzuführen, und der in keinem Punkte Rücksicht zu üben willens war. Er hielt nicht nur sein Bureau-Personal beständig in Atem, sondern war auch

bedacht, die gesamte Mannschaft von 40 Polizeifeldatzen mit 4 Rittmeistern und 28 Nachwächtern hübsch mobil zu erhalten. Die unausgeglichenen Vorurtheilen und Befähigungen, welche die Bürgerschaft solcherweise seitens der sog. Sicherheitsorgane zu erleiden hatte, machten oft böses Blut. Wenigleich es dem subdelegierten Kommissär der Stadt, Freiherrn v. Kochner, in vielen Fällen gelungen war, gewissen Veranlassungen, die allzu empfindlich in liegkommene alte Gewohnheiten und Bräuche einschneitten, den verwundenden Stachel zu nehmen, atmete dennoch die ganze Stadt förmlich auf, als es später einmal hieß, der „Wurm“ komme fort.

In einem großen düsternen Zimmer des oberen Stockwerks stand hinter einer hohen Barriere an seinem Posten der nach jugendliche Offiziant Johann Schumacher, der sich nicht ungenau als rechte Hand des Herrn Direktors bezeichnen ließ, wenngleich er im Grunde genommen nur ein gewöhnlicher Schreiber war. Der Raum zeigte sich angefüllt mit einer Menge Personen, zumest Bürger und Arbeiter, die alle der Verlobung ihrer Verlobungsleute harren. Zwei Polizisten hielten die Thür besetzt. Der Offiziant begann aus einer vor ihm liegenden Liste abzulesen.

„Demmeier, Reilholz, Rührort, Öttinger und Seidel, sämtlich Bürger und Hausbesitzer allhier. Sind alle da, Brandmüller?“ wandte er sich an einen der Polizisten. „Laut! Einige Brandmüllers haben die oben genannten am letzten Sonntag sich das Vergehen der Übertretung der Polizeistunde zu schulden kommen lassen, indem sie nach 1/2 11 Uhr nach Karten spielend im Gasthaus „Zum Lamm“ auf der Fäll betroffen wurden. Die eben genannten verfallen somit der ausgesetzten Geldstrafe, welche innerhalb drei Tagen nachsehbar an zuständiger Stelle zu erlegen ist. Verstanden?“

„Gestatten Herr Offiziant, wir wollten nur unser Tadelndes!“ zu Ende spielen.“

„Kümmert die Polizei gar nichts. Wir verlangen strenge Beachtung der Befehle. Weiter: Frau, Martin, Hausbesitzer und Inhaber einer Spegerei-Handlung en détail, Schleichengasse, hat laut gemachter Anzeige an seine Kunden Neujahrgeschenke hinanzugeben und sich damit gegen eine ganz bestimmte lautende Polizei-Verordnung verkehrt. Genauere Untersuchung wird angeordnet werden. Können nunmehr gehen. Weiter: Fräulein, Nikolaus, Rapschmiedemeister und Hausbesitzer, ist angeklagt der schmerzlichen Verletzung durch Verhöhnung unseres Neujahrsfestes.“

„Ein mir gar nicht bewußt, Herr Offiziant!“

„Hoho, Polizeifeldat Sandmann vortreten! Wie heißt das Lieb, das die Jungen am Neujahr gefungen?“

„Worten Sie, Herr Offiziant!“ antwortete der Angewesene. „ja ja heißt es:“

„Schau, dort steht ein Stroh und Stroh,
Wir sei schüchtern, trunke dich,
Bismut von China ist zum End
über jeden Nummerling.
‘S is der alte Schwelger.“

„Was kann ich dafür, wenn die Duden Spattfelder fingen?“

„Werden's schon hören. Man hat Ihren Duden mit eingefangen. Die auszufellende Untersuchung wird das Weiter ergeben. — Ah, Herr Oberst!“ wandte Schumacher sich in

*) Daus sel. Kaffeebohnen, den Trampelnehmer zu streuen.

ganz veräbtertem Tone an einen Herrn mittleren Alters, der eben ins Zimmer getreten war. „Bitte, wollen Sie doch gefälligst vortreten!“

„Ich kann warten, bis die Reife an mich kommt“, entgegnete der Angeredete, und alles blickte um, den Eingetretenen zu mustern.

Es war eine kräftige, mittelgroße Gestalt, die sich stramm aufrecht trug. Auch ohne die Narbe auf der linken Wange und ohne den gewaltigen Schnurr- und Knebelbart hätte sich der gebirgte Krieger in jeder Bewegung verraten.

„Aber so kommen Sie doch, Herr Oberst, das Stehen wird Ihnen ohnehin schwer“, hat der Schreiber in sehr geschmeicheltem Tone von neuem. „Zudem habe ich ja nur Ihr werthes Personale aufzunehmen, und das wird gleich geschehen sein. Haben Herr Oberst die Legitimation schon mitgebracht? Beweiser, daß Sie sich selbst bemäßen mußten. Also, beginnen wir. Es ist ja nur der Ordnung wegen. Franz Wahape, ehemaliger Oberst der großen Armee, geboren in Franckreich, dormalen 53 Jahre alt, ist gesonnen, längeren Aufenthalt in Nürnberg zu nehmen, zum Zwecke des Erlernens der deutschen Sprache. Nicht wahr? Herr Oberst haben sehr gute Wahl getroffen, sprechen aber ja schon sehr gut, belieben sich schon sehr fließend auszubringen. Bitte um Ihre

werthe Namensunterzeichnung. So, das wäre alles. Ich habe die Ehre, mich Ihnen ganz ergebenst empfohlen zu halten, Herr Oberst. Gehorsamsten guten Wogens zu wünschen.“

„Erbärmliche Schreiberei!“ murmelte der alte Hauptgenge innerlich vor sich hin, als er mit schwerem Tritte die gebrechliche alte Stiege hinunterflampfte.

Auf der Straße angekommen, blieb er eine Weile stehen, unerschläffig, wogin er nunmehr seine Schritte lenken sollte, dann wandte er sich rechts dem Plattenmorte zu (so genannt nach dem ehemals wichtigen Handwerk der Plötner, Harnischmacher, die vor dem auf dem Reinen, nunmehr verbannten Plage ihre Waren verkauften). Dort stand die von alters her wohlrenommierte Weinstube: „Zum Posthörslein“, in welcher Oberst Wahape jetzt eintrat. In einer traulichen Ecke des nicht großen Lokals saßen an dunkel geblästem Eichentische einige ältere Bürger beim Frühgöbken. Sie führten mit gedämpften Stimmen, aber höchst lebhaften Gebärden animierte Gespräche politischen Inhalts und unterbrachen den Redefluß für einige Augenblicke, bis sie die Gemüthsboten, daß der neue Gast in hinreichender Entfernung Platz genommen, um nichts mehr von dem zu verstehen, was sie redeten.

(Fortsetzung folgt.)

Fürstzell.

Von Kreisratsherrn J. Wimmer.

Vom bayerischen Jnnauer zwischen Passau und Scherding bis zur Donau erstreckte sich ehemals ein mächtiger Forst, in ältester Zeit der „Passauerwald“, später von dem großen Grenzschloß am Jan der „Neuburgerwald“ genannt. Schon am Ende des IX. Jahrhunderts begannen einzelne Ansiedler ihn zu lichten (Mon. Boic. XXXI, 1, 133), und von da ab sind die Rodungen fortgesetzt worden; aber ein Stück des Neuburgerwaldes liegt noch immer als dunkles Obland zwischen den farbigen Kulturthälern der Donau und Rott.

Zu den Siedelungsinselfn, welche das Mittelalter in diesem Waldmeere geschaffen hat, gehört auch das ehemalige Kloster und heutige Pfarrdorf Fürstzell; ein Passauer Domberr Namens Hartwig wurde 1274 sein Gründer. Die Stiftungsurkunde zeigt uns ein seltsames Bild der Gegend: auf einer von Gestrüpp bedeckten Waldlichtung einen verlassenen Bonenbohof und eine verfallene Kapelle (curiam et capellam incultam et desolatam jam longo tempore). Diese Bestimmung mitten im Forst erworben Hartwig als Plog für ein Kloster und überzog sie samt einem Bauerngut zu Sulzbach draußen an der Rott den Cisterzienserbrüdern der großen Abtei Aldersbach im Bisthale. „Zell“ (colla) hieß die neue Siedung, die sofort aus dem bisherigen Pfarrortende der nohen Pfarrei Trochom losgelöst wurde. Als besonderer Mönner der ansprechenden Pflanzung erwies sich Herzog Heinrich XIII. von Niederbayern, indem er sie durch Vergabung mit Einkünften, Rechten und Privilegien so sehr förderte, daß sich das junge Kloster sofort Fürstzell nannte; der Name ist also ein bleibendes Ehrenmal für jenen Bisthoberr geworden.

Der Klosterbesitz wuchs, wie die Urkundenforschung in den Monumenta Boica (V, 7—98) beweis, zu einem stattlichen Umfange an; doch wie überall bildete auch hier der

Güterkomplex kein geschlossenes Areal, sondern trug den sog. „Streucharakter“; seine entzerrtesten Splitter lagen an der Iyar bei Dingolsing, an der oberen Wäls bei Frontenhofen und dranten in der Weingegend von Wien. Abgesehen von diesen ganz isolierten Außenposten umhospante eine Bogennlinie von Nittich im Nottelhof über Uttsau bei Obergröbich bis zur Donau bei Wilshafen das Terrain, auf welchem die Güterparzellen von Fürstzell zu einer etwas gedrängteren Gruppe geschoft waren.

Wir möchten nun allerdings etwas mehr erfahren über die Vergangenheit unsers Klosters, als was diese Dokumente bieten; wir möchten von den Äbten hören, die es regiert, von allerlei Scenen, die sich dort abgespielt, und von den wirtschaftlichen Zuständen, wie sie im Laufe der Jahrhunderte gewechselt haben. Allein Fürstzell kehrt keine Chroniken wie das benachbarte Vormbach am Jan, dessen Abt Angelus Kumpfer vor 400 Jahren mit seiner „historia monasterii Formbacensis“ das Meisterwerk einer Klostergeschichte geliefert hat. Wir müssen uns daher mit einigen Betrachtungen über die architektonische Physiognomie von Fürstzell begnügen.

Daß die hiesigen Klostergebäude anfänglich auch von Holz waren, wie die unsrer älteren Klöster fast durchweg, ist wohl nicht anzunehmen; das XIII. Jahrhundert konnte schon aus Stein. Jedenfalls aber wird auch der Fürstzeller Bau, gleich dem in Vormbach und an vielen anderen Orten, noch im XVII. Jahrhundert ein Ronglomerat von Bauwerken gebildet haben, wie sie im Laufe des Mittelalters aneinander gestellt worden waren: planlos, winkelig, düster. So erhob sich mit dem Ende des XVII. Jahrhunderts der Sturm einer architektonischen Revolution, der zuerst über die österrichischen und dann über die bayerischen Stifter hinjogte. Die alters-

graum labyrinth stürzten, und wechselläufige regelmäßig angelegte Wasserquadrate, von gekuppelten Doppeltürmen überragt, treten allenthalben an deren Stelle.

In solcher Gestaltung tritt und denn auch die Abtei Fürstentum auf der nebenstehenden trefflichen Totalansicht entgegen. Die weilige, von dunklem Waldbande gesäumte Kultur-

gleich durch äußerst zarte Farbentöne in Rot und Gelb höchst wirkungsvoll davon ab. Sonst herrscht im Kolorit Weiß und Gold vor, letzteres besonders an den reichen Stützeraufhängen des Chors und der Oratorien.

Die ebenen von Eisenzimiergehäken im weißen Talar und schwarzen Stoppulier beofterten Räume des Klosters

Fürstentum haben noch der Säkularisation keine so fremdartige Bestimmung erhalten wie manche andere, die in Kasernen oder gar in Strafkäuser verwandelt wurden. Ein Teil derselben wird von der Ortsgemeinschaft bewohnt, alles übrige, samt den Ökonomiegebäuden befindet sich in den Händen des Großgrundbesizers Herrn Wieninger, der eine Weinerei und Musterwirtschaft betreibt und somit die industrielle und ökonomische Thätigkeit der alten Mönche gemissermaßen fortsetzt.

Die weislaßigen Gebäude betretend, schreiten wir über stattliche Treppen und durch leichte Korridore, um die schönste Reliquie aus der Klosterzeit, den Bibliotheksaal zu besichtigen. Zehermann wird übermüdet sein, wenn sich dessen Flügelthüren öffnen. Denn er hat ein Bündel des Koloris vor sich, als keines harmonisches Ganze, wie mir dünkt, fast noch schöner als der herrliche Büchertempel zu Admont in Steiermark. Kaum hat man sich an der Holzgalerie, die in halber Höhe ring-



vollständig beherrscht; die zwei herrlichen Räume mit den schwarzen Kuppeln erscheinen gerabozu als Signatur der Gegend.

Wir betreten nun die ehemalige Kloster- und jetzige Pfarrkirche. Im Jahre 1744 vollendet, zeigt sie natürlich die allgemeinen Familiensüge der von göttlichen Eseren so viel geschmückten Kirchen der Barockzeit: die in Freskofarben leuchtenden Gemälden, die mit Stülke ornamentierten Wände, die stoff ausstübenden, von gewundenen Säulen getragenen Kläre, das theatrale, aber kräftig modellierte Figurenwerk, die zwei großen Deckengemälde

machen übrigens hier keinen bedeutenden Eindruck: ihre Farben sind häßlich und stumpf als man sie an den Fresken jener Zeit gewohnt ist. Ebenso bieten die merkwürdigweise nicht aus Marmor gebildeten, sondern aus Holz geschnittenen Kläre nichts Besonderes. Von überraschender Schönheit aber ist die Stuckarbeit. Sie trägt nicht den Typus jener wuchtigen und müßigen Procht wie etwa im Kloster Fürstentum bei Veud, sondern mehr den einer leichteren und feineren Eleganz nach dem Muster von Ettol; gleich phantastischen und geistreichen Federzeichnungen ranken sich diese Ornamente über die Wände hin und heben sich zu-

um den Saal führt. Ein Stück davon ist in dieser Nummer des „Bayerland“ sehr glücklich abgebildet, und wir wollen die Farben dazu ergänzen: Pfeiler und Gesimse strahlen in lighter Marmorierung, die Stützerportien in Glanzweiß und Gold, die Figuren in Silber.

Ist dieser Bibliotheksaal im zweiten Stock noch sehr gut erhalten, so läßt sich das leider von dem großen Episcopsal im ersten Stockwerk nicht behaupten. Wir fanden darin Stöße mit Getreide aufgeschichtet und an Stangen Bände zum

Trodnen aufgehängt. Und doch wäre es auch dieser Raum gewiß wert, geschildert zu werden. An der Decke prangt eine große allegorische Komposition, am 1760 von der Hand des Italieners Innocenz Barroti ausgeführt, und zwar viel schöner als die Fresken in der Kirche. An den beiden Schmalseiten hat der Künstler in Form von kleinen Rechtecken vier weitere Gemälde angebracht, biblische Szenen, die auf die Bestimmung des Saales Bezug haben; doch bilden letztere nur die Staffage zu überaus anmutigen Landschaften im Geiste jener Zeit mit weiten und zarten Perspektiven. Eine dieser Bilder ist übrigens

Nach die Wohnung des Pfarrherrn, den einstigen Prälatenstod, habe ich besucht, helle, hohe, varnehme Räume mit lauter Flügelthüren, woran die Ornamentlinien teilweise vergoldet sind, während die Fenster baysischen durch Stäbenaufsichten und idyllische Darstellungen ungemein belebt werden.

Mit Entzäden durchwandert der Freund der Kunst und Geschichte ein falsches verlassenes Kloster — aber auch nicht ohne Empfindungen der Behmut; denn es kommt ihm in den Sinn, daß es eigentlich doch nichts anders



Stäbelspfl. Originalzeichnung von G. Fröhlich.

in jängster Zeit dadurch, daß man die Metallbedröhte einer elektrischen Leitung hineinfahrte, fast gänzlich zerstört worden.

ist, als das prächtige Grabmonument einer schönen Bergangenenheit.

Staffelstein und Umgebung.

Von F. Bohum.

Den schönsten Perlen unseres herrlichen Bayernlandes zählt das von Viktor v. Scheffel besungene anmutige Wainthal um Staffelstein. Diesem hat er auch seine prächtigsten Dichtungen gewidmet, das Wundersied: „Wahlau, die Luft geht frisch und rein“ in dem „Gaudamus“ und den Viererzyklus des „Mönch von Banth“, in der „Aventiure“. Der naturfrische, wunderfrische Hauch, welcher erlesene durchzieht, und die frischen Reizen, welche der jangestundige Tonmeister des „Kirchlein“ z. B. E. Becker in Würzburg, zu demselben schau, haben es zum Lieblingsliede unserer akademischen Jugend erdaben, und von deren Philisterium weiter getragen, hat es sich die Welt erobert, soweit deutsche Worte klingen.

Und wenn schlägt das Herz nicht höher, wenn er die duffigen Eingangsworte des „Waldpsalm des Mönch von Banth“ liest:

„Auf so jalleren in frohem Geseid,
 „Pörner erschürte des Klosters Postal:
 „Frühling ist kommen, daß sprossender Laub,
 „Sandsüdel ihr Brüder mit Wellen die Brust,
 „Gondelt lobhingend zum Tuchmalb hinaus,
 „Denn auch der Weib ist der Weltzeit ein Hund!“

Tief muß die „Melancholien“ sitzen, wenn die prächtigen Verse des Waldpsalms, die wunderbare Schilderung des Frühlingsmorgens in dem „Bericht von den Wäden“ sie nicht verschrecken gleichwie bei Rilabemus, dem Mönch von Banth.

Wir führen die Stätten, welche Viktor v. Scheffel zu diesen hochpoetischen Schöpfungen begeisterten, im nebenstehenden Bilde, einem Werke eines jungen, talentvollen, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Künstlers, H. Th. Stengel, welcher seinen geschickten Griffel der Verherrlichung seiner Heimat widmete, vor.

Das Mittelbild (1) zeigt das im erwähnten Mointhol, „dem weiten Gottesgarten“ Scheffels, gelegene Städtchen Stafelstein, zu Füßen des Staffelsberges, des „Berges zum heiligen Reit von Stafelstein“. Es ist Station der Bahnlinie Berlin-München und liegt drei Stationen oberhalb Passberg, eine Station unterhalb Nichtenfels. Das freundliche, den Tausenden von Besuchern gute Unterkunft bietende Städtchen zählt 1632 Einwohner und ist Sitz eines Bezirksamtes, Amtsgerichts und Rentamtes. — Der das Mittelbild umströmende Rahmen (2) veranschaulicht die mächtige Rund- und Felsenklippe, welche man von der Felsenkrone des Staffelsberges (10), wofolbst das Wanderloch entstand, aus Steigerwald, Hainberge, Rhöngebirge, Thüringenvogel, Frankemwald und Fichtelgebirge, auf die Städte Bamberg, Coburg, Sannenberg und eine große Reihe kleinerer Orte, dann auf die Schlösser Seehol, Altenburg, Oberau, Heldburg, Bonz und Coburg genießt.

- „Von Bamberg bis zum Grabsbügel“
- „Umräumen Berg und Hügel“
- „Die welt. Fremdenbürgerliche Ru.“
- „Ich wehl, mir nählich Hügel!“

Durch den vom Verschönerungsverein Stafelstein zu Scheffels Andenken geplanten Aussichtsturm (13) würde der Ausblick auch auf die bühnischen Vorberge, die Berge der fernöstlichen Schweiz, die Schlösser Sandporell, Ploßenburg, Gieshach und die hohe Warte oberhalb des Bognertheaters bei Bayreuth erschlossen werden.

Randbild 4 bringt das Haus „des Einsiedelmann“, des jungen Eremiten, der das Adelgundisfirschein in selbiger Klause hütet. Es war daselbe, als Scheffel vor ihm stand — nach einer Eingeklemmung im Irrenbuche zu Bonz dürfte es im Jahre 1859 gewesen sein, mit dem „verlohrnen Schüler Stoffgebel, o Herr gib mir zu trinken“. Auf Bild 5 sehen wir es in seiner jetzigen Gestalt mit dem Adelgundisfirschein und dem Eremiten Jao. Die Kapellenerwaltung hat in freundlicher Weise zwei Zimmerchen als Unterstanzzimmer für die Bergbesucher eingeräumt, und sinnig haben sie beschränkte Hände mit Sammlungen der Flora, Fauna und Fossilien des Berges ausgestattet. Nr. 3 ist des Einsiedelmannes Jua Brustbild. Der „junge Eremit“ ist jetzt alterdgraun. Nr. 16 gibt Kloster und Wallfahrtskirche Wergehnheiligen wieder, zu welcher jährlich Tausende pilgern und 1486 Kaiser Friedrich III. 1519 Albrecht Dürer, 1562 Kaiser Ferdinand I. wollten. Nach mehrmaliger Zerstörung tagt die Kirche in edlem Renaissancestil, im Innern äußerst geschmackvoll in Nofoka ausgeplattet, empore über die laubumwobnen Höhen. Randbild 6, zeigt die stolze ehemalige Benediktinerabtei Bonz, „Bonth“, siehe Bamberland II. Jahrgang Nr. 9, nun Eigentum des Herzogs Karl Theodor in Bayern, in dankenswerter Weise dem allgemeinen Zutritt geöffnet. Vor der Thylschfront zieht sich eine breite gemauerte Terrasse hin, einen wundervollen

Blick auf das Rointhol bietend. Das Schloß enthält ein weltberühmtes Petroscoenenabinett mit mächtigen Überresten versteineter Savoir. Im Jahre 1818 besuchte das Schloß Kaiserin Elisabeth von Rußland. Nr. 7 bringt die Rückseite des Schloßes, vom sog. Spielplatz der Wände aus gesehen. Der linke Flügel des Vorberges ist einer Pochtwirtschaft überlassen. Die oberen Stockwerke desselben beherbergen im Sommer zahlreiche Sommerfrischler, welche in den prächtigen umliegenden, mit Ruhestellen und Spazierwegen versehenen Waldungen Erholung suchen und finden. Randbildchen 8 zeigt die gegen Süden gerichtete Seite „den waldigen Bonthberg mit dem Nörzenfergründ“, in welchem Wäldchen Nilobemas das versteinerte Lagerstück eines riesigen, als des Teufels Blendwerk von dem Abte der Erde wieder übergebenen Ichthysosaurus fand. (Vgl. Wandverzierung rechts unten.) Darunter (9) sieht das „Arboretum Recreationis“, der Spielplatz der Wände:

- „Hieses zu Steinlich und Wank geschicket“
- „Gehen dort kühnlich im Hüdel gericket“
- „Hil dir, o Piaz, der Ordnung gewicket“
- „Buckenssichtete Balmrinnekl!“

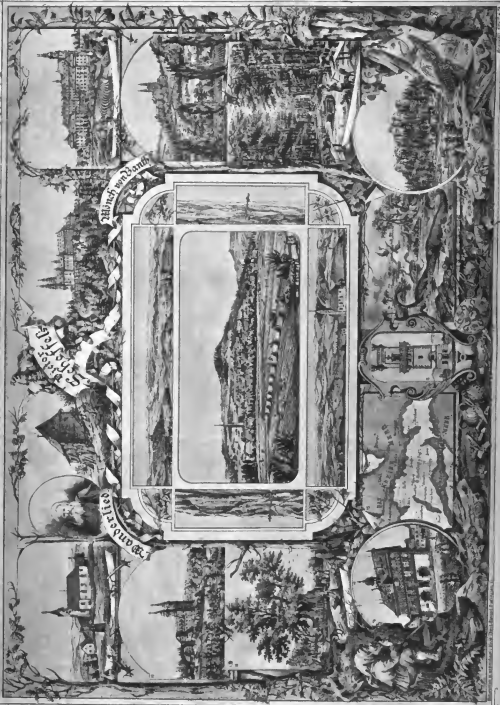
„wo um achtstellige Platte des Tisches fröhliche Waldraff die Brüder oft pflegen“, „denn wir pflegen dort im Buchenshöfchen — An dem Steinlich auf der Strinbnal sitzend, — Bern den Geist in heil'ge Schrittz zu senken, — Ober auf der wolbaumhohen Schiefelst, — Nach dem fernem Scheinengel zu schiefen, — Bogrupponend und mit wucht'gem Gewurr.“ — In der Mitte sieht man noch die Steinliche und Steinliche der Wände, in eigener Anblick mag es genieren sein, wenn der Brüder Gefallen in den dunklen Höbten sich abhaben von dem frischen Grün des Buchenwaldes. Buntere Farben mögen sich jetzt oft in das Grün, forberliche Gewandungen der auf Schloß Bonz zur Sommerfrische weilenden aber von Coburg und Bamberg zu Tagesausflügen heraufgekommenen Damen und Herren, und für Woffenaufläge sind die Steinliche und Eipe ergänz durch solche von herzhaftigen Dalze.

Bild 11 sucht die Gegend zur Zeit ihrer Entstehung aus dem Jurameere zu veranschaulichen. Rechts tummelt sich ein Ichthysosaurus in der Flur, während die links ein Pterodaktylus durch die Luft. Nr. 13 gibt die Landkarte zur Zeit des erfolgten Niederschlags der Juralee und das das Land umgebende Kreidemeer wieder.

Bildchen 15 greift auf den Staffelsberg zurück und zeigt die an dessen Fasse am Frieboche von Stafelstein stehende alte Linde, wohl den ältesten Baum Deutschlands. Marschall Berthier, welcher der bei ihm verwandten herzoglich bayerischen Familie in Bonz bereinst auf Besuch weite, soll in der Höhlung des Stammes sein Pferd gependet haben. Und Bild 14 zeigt das Rathaus des Städtchens Stafelstein, einen hochinteressanten, von Malern und Architekten mehrfach gezeichneten Fachwerkbau.

Reich an Petroscoenen und reich an prähistorische Waffen, Schmutzfachen und Geße bergenden Hünengräbern ist die Umgegend von Stafelstein. Dieses veranschaulicht die Randzeichnung.

Stoffelstein und Umgebung



Die Schlacht bei Leipzig (4. April 1525) nach den neuesten Forschungen.

Von Jos. Doll, Stadtpfarrer in Weichenhorn.
(Schluß)

Über die Zahl der Ungelkommenen schwanen die Nachrichten. Der Truchseß selbst, am Abend der Schlacht an den Bundesrat nach Ulm berichtet, sagt: „Wir haben an diesem Tage ob den Tausenden hingebracht“. Do vor die Zahl noch nicht genau zu bestimmen. Sein Schreiber schätzt die Zahl derer, welche bei Leipzig und Eßlingen getödtet wurden, oder in der Donau ertranken, auf 4000, während im Auszug des schwäbischen Bundes von 5000 Ungelkommenen die Rede ist; andere Berichte geben sogar 6000 an, leiden aber offenbar an Übertreibung. Dagegen soll die Bundesarmee keinen Verlust erlitten haben. Wenigstens berichtet Bürgermeister Ulrich Arzt am 7. April nach Augsburg: „In diesen Schrammeln ist auf unserer Seite kein Mensch umgelommen, sondern nur etliche Rosse sind beschädigt worden“.

Nachdem nun die Schlacht, wenn man es so heißen kann, vorüber war, ließ der Truchseß vor Leipzig auf einem Platz beim heimlichen Krug das Geschäß aufstapeln. Hier sammelte sich auch allmählich Fußvolk und Reiterei. In Leipzig und Günzburg lag noch eine größere Zahl von Bauern. Zunächst bestand die Absicht, Leipzig zu beschließen und zu erstürmen. Während man damit umging und dieses in der Stadt bemerkt wurde, schickten die Leipziger einen alten Mann und etliche Weiber heraus und baton, man möchte ihnen um Gottes Willen Gnade gewähren. Der Truchseß willfahrte ihrer Bitte und nahm sie in der Stände Gnade und Langnade auf. Doch wurde sofort die Bedingung gestellt, den Pfarrer Wehe, der die Seele der ganzen Bewegung in und um Leipzig gewesen, auszuliefern.

Dieser Mann hatte sich, wie schon erwähnt, besonders schnell und scharf der religiösen Neuerung angeschlossen. Ein Jahr vor dem Bauernkriege (1524) ließ er die Bilder der Heiligen (Apostel) aus der Kirche werfen, schaffte die Messe ab, reichte das Abendmahl unter beiden Gestalten und hob die Wittgänge und Prozessionen auf. Seine scharfen Predigten wurden von Ulm und der Umgebung viel besucht. Durch ihn wurde Leipzig der Sammelplatz der Bauern in großer Ausdehnung. An dem Zug nach Weichenhorn und der Plünderung Roggenburgs nahm er persönlich teil. Über sein Verhalten während der Schlacht schwanen die Berichte. Nach Thomann soll er anfänglich im Felde gewesen und dann in die Stadt zurückgekehrt sein; nach Holzwart hat er vom Turm aus Kugeln auf die Feinde geschossen. Der Schreiber des Truchseßes berichtet, er habe zum Volke gesagt, sie sollten fed sein, aus besondrer Schätzung Gottes würden sich die Wärdigen der Bündlichen umkehren, und gegen diese selbst schießen, beglichen würden die Spieße sich umkehren und sie selbst stechen, und mehrere solcher Redungen habe er gebraucht. Ähnliche Verheißungen mochten besondlich Thomas Münzer und die Wiederhäuser in Winfen.

Als er die Wache verloren sah, floh er mit dem bestreuten Prediger von Günzburg durch ein kleines Thürllein an der Stadtmauer oder eine Spalte der Mauer gegen die Donau, und sollen beide in einer Höhle außerhalb der Stadt sich verborgen haben. Nach Holzwart von Roggenburg hätte ein junger Hund beschuldig um die Höhle herum gelaufen, bis feind-

liche Späher herbei kamen, mit den Lengen hineinstachen und die im Versteck Ruhenden an Tageslicht förderten. Nach Thomann hätte Wehe für die Freilassung 200 Gulden, die er bei sich hatte, geboten, auch angezeigt, daß in seinem Tische, vermutlich im Eiertuche, 600 Gulden sich befinden; dieses Geld sei vom Schatz der Bauern gewesen. Doch alles dies soll nichts. Beide wurden ergriffen und gebunden ins Lager des Truchseßes geführt.

Nach der Kapitulation wurde das Gros der Armee nicht in die Stadt eingelassen, sondern blieb im Freien. Die Knechte schlugen in der Nähe der Stadt ein Lager auf, während die Reifigen gegen Weichenhorn zu sich lagerten. Mehrere Hundert Bürger und Bauern wurden während der Nacht in der Pfarrkirche von St. Martin zu Leipzig eingesperrt. Das Gleiche geschah in Günzburg. Die von Günzburg waren nämlich gegen Abend nach Leipzig herüber gekommen und begeherten von Herrn Jörg Truchseß, daß er sie als oberster Hauptmann des Bundes in Gnade aufnehme, da sie von den Bauern gemangelt und getrunken worden. Herr Jörg nahm sie indes nicht anders an, als in Gnade und Langnade. Er gab einige Ranzschöft zur Aufsicht mit, ließ die ausländischen Bürger und Bauern während der Nacht in der Kirche einsperren und machte die Stadt unter Androhung der strengsten Strafe heilbar, daß niemand weglomme. Die weitere Verlesigung behielt er sich für den nächsten Tag vor.

3. Ein verdrücklicher Handel mit den Landsknechten.

Wie der Truchseß in seinem erst nachts 12 Uhr fertig gewordenen Bericht an den Bundesrat bemerkt, hatte dieses Einsperren auch den Zweck, aus dem Kriegsvolk den Plündererschah zu sichern. Darüber aber gab es großen Verdruß mit den Landsknechten. Diese hatten, als angeworbene und gedungene Truppen, außer dem bestimmten Sold teils nach Gewohnheit, teils nach Ubrerkommen das Recht, daß ihnen bei Siegen und Eroberungen die „Jahrende Habe“ ausgeliefert werde. Hierfür bestanden eigene Beutemeister oder Rittmeister. Hiervon hat das jetzt noch gebrauchte Wort „Plünder“ — allerlei alte Sachen, wie sie durch Plündern zusamengebrocht werden — seinen Ursprung.

Am Abend der Schlacht ritt der Truchseß mit Graf Wilhelm von Fürstenberg, der Oberster bei den Landsknechten war, zu diesen und sprach: „Die Stadt ist gewonnen, und in gemeiner Stände des Bundes Gnade und Langnade aufgenommen; weil ich aber zugesagt habe, sie euch gewinnen zu lassen, will ich euch die jahrende Habe in der Stadt geben, doch so, daß ihr diese nicht plündert, sondern Geld dafür nehmet“. Für dieses Angebot dankte ihm der ganze Haufe. Darauf ritt er zu den Reifigen und übergab ihnen die Stadt Günzburg in gleicher Weise.

Am folgenden Morgen, während der Truchseß in Günzburg war, schickten die Landsknechte ihre Beutemeister zu Graf Wilhelm. Dieser riet, man möchte, stott die jahrende Habe im einzelnen abzusuchen, jechem einen Ronatsloft geben. Dieser betrug vier Gulden. Da ein Gulden damals einen höheren Wert hatte, als jetzt 10 Mark, so ergab dies eine

sehr große Summe. Mit diesem Anerbieten waren die bestellten Deutemeister zufrieden. Man ging zu den Gefangenen in die Kirche und stellte ihnen diese Meinung vor. Diese willigten, wie eben mutlose gefangene Leute, in alles ein. Da sie fürchteten, sie müßten alle sterben, versprachen sie jedem Soldaten einen Monatssold, ohne zu überlegen, welch hohe Summe dies betrage.

Da man dieses Übereinkommen dem Truchseß nach Gungzburg meldete, erklärte er sofort, daß dies die Bürger und Bauern nicht leisten könnten, da es sich auf höher als 35 000

obwohl ihnen bloß die fahrende Habe gebührte; doch blieben diese steif und fest bei der Forderung des Monatslohes. Es entstand eine große Meuterei, die gegen acht Tage dauerte, da die Landknechte den Dienst einstellten. Dieser Punkt war um so heikler, als die Kuffländerischen in Württemberg in das Gebiet des Truchseß selbst eingefallen waren und vor Wolfegg und Balthez lagen, weshalb der Truchseß schließlich dorthin ziehen wollte. Auch machten viele Landknechte anfangs Schwierigkeit, gegen die Bayern, die ihre Gräbner und Verwandte seien, zu ziehen. Erst als diese grausam gegen Ver-



Die Übergabe von Leipzig. Originelzeichnung von H. Hoffmann

Gulden belaufe. Er ritt zu Graf Wilhelm herüber und wiederholte seine Erklärung, indem er beifügte, er vermute, daß die Gefangenen meinen, jeder wolle einen Monatssold geben. Dies machte natürlich einen gewaltigen Unterschied; denn die Zahl der Landknechte war weit größer — vielleicht zehnmal so groß, als die der Gefangenen. Um den wahren Sinn des Versprechens festzustellen, ging der Truchseß mit dem Grafen Wilhelm selbst zu den Gefangenen in die Kirche, um sie zu befragen. Diese blieben dabei, sie hätten jedem Soldaten einen Monatssold versprochen. Nun war der Konflikt da. Die Soldaten bestanden auf dem in Aussicht gestellten Monatssold, die Gefangenen konnten ihn nicht leisten. Der Bund und der Truchseß hätten den Knechten gern die Bürger und Bauern und das ganze Städtlein überlassen,

wundete und gefangene Landknechte verführen, trat nach Entschiedenheit ein. Bei dieser Sachlage blieb nichts übrig, als daß der Bund in einem Monat zu bezahlen versprach, und der Truchseß und Graf Wilhelm hierfür Bürgschaft leisteten. Die Hälfte für den Mann, zwei Gulden, wurde vor dem Abzug am 10. und 11. April geleistet, wie noch vorhandene Quittungen ausweisen, die andere Hälfte nach Auszug des Monats. Wie viel von den Gefangenen dem Bunde erlegt wurde, ist nicht sicher festzustellen, da die Berichte auseinandergehen. So hatte das vorjährlche Versprechen des Grafen Wilhelm eine verlorene Woche und großes Geldopfer des Bundes nach sich gezogen. Während dieser Zeit lagen die Gemeinen vor Leipzig, die Spizen des Herres vor der Stadt.

4. Das Kriegsgericht auf dem Felde vor Leipheim.

Nach ein anderer Akt folgte auf die Niederlage der Bauern, nämlich das erste Kriegsgericht des obersten Hauptmanns in dem Felde zwischen Leipheim und Hubsheim. Am Dienstag nachts bat der Truchseß in seinem Schreiben an die Bundesräte, sie möchten ihm am folgenden Tage zeitig einen Hensler schicken, da er keinen bei sich habe. Dies geschah, und traf der Hensler am Mittwoch in Leipheim ein. Zugleich beschloß der Bundesrat, wie der Augsburger Bürgermeister Ulrich Krypt schreibt, man solle in beiden Städten die Vargänger und Räufser um die Köpfe kürzen, die beiden Pfarrer aber, die Aufrühr gemacht haben, an einen dünnen Ast eines Baumes hängen. Im letzteren Punkte war der Truchseß milder als die Herren von der Diplomatie. Auf einem Saunen- oder wolkzog sich der blutige Akt am Mittwoch Nachmittag ziemlich spät. Schwerter waren 14 oder 15 Mann. Darunter war Pfarrer Wehe, der ihm befreundete Prediger von Günzburg, Jörg Eimer von Angletten, Ulrich Schön von Leipheim, sein Tochtermann Melchior Harolt und 9 oder 10 andere, deren Namen nicht überliefert sind. Die Zahl der Vingerichteten wird verschieden angegeben, einige nennen außer Pfarrer Wehe fünf, andere sieben Anführer der Bauern; darunter sind die eben erwähnten Eimer, Schön und Harolt.

Zuerst wurde Pfarrer Wehe vorgeführt und vernommen. Daraus wird gemeldet, wie der Truchseß sprach: „Pfarrer, das ist märet Ihr Euch und uns wohl gewesen, hätteet Ihr das Wort Gottes, wie Euch geziemt, und den Treiben geprebigt, so dürfteet Ihr nicht in der Not sein und märet wohl sicher vor mir.“ Darauf antwortete der Pfarrer: „Gnädiger Herr, mir geschieht Unrecht, ich habe nichts Auftrügerisches geprebigt, sondern das göttliche Wort.“ Darauf sprach der Truchseß: „Ich habe ganz anderes erfahren; märet Ihr ein ewangelischer Mann, so hätteet Ihr nicht begehren, den Leuten das Ubrige zu erzählern und zu nehmen. Achset Eure Sache zu Gott!“

Indes wurden vorher die übrigen vernommen und entbaupt, und zuletzt das Todesurteil an Wehe vollstreckt. Als Jörg Eimer dorthin kam und ihm seine bösen Händel, namentlich sein Verhalten vor Weissenhorn vorgehalten wurden, entschuldigte er sich und leugnete, er habe sein Leben lang keine böse Sache gethan. Da war der Bürgermeister Schwarz von Weissenhorn an Ort und Stelle gegenwärtig. Den berief Herr Jörg und sprach zu ihm: „Der Bayer sagt, er habe sein Leben lang keine böse Sache gethan; ist dem also? Sagt an, wo er sich vor Weissenhorn gehalten hat.“ Der Bürgermeister hielt ihm Stüd für Stüd vor, wie er gehandelt habe, und fragte dann: „Ist dem also, wie ich gesagt habe?“ Nun mußte er Stüd für Stüd bekennen und konnte keines leugnen. Nach solchem Bekenntnis sprach Herr Jörg zu dem Bayer: „Du bist ein Galtbläser.“ Er wurde abgeführt und entbaupt. Über das Verhör der übrigen Bauernführer melden die Berichte nichts.

Zuletzt wurde Pfarrer Wehe in den Ring, den die Soldaten, wie es scheint, um das Blutgericht gebildet hatten, geführt. Des Truchseßes Kaplan fragte ihn, ob er berichten wolle. Er antwortete: „Nein“ und sagte bei: „Ihre Herren, ich bitte euch, daß ihr euch über mich nicht ärgern wollt, daß ich nicht beichte. Ich habe Gott meinem himmlischen Vater

gebeichtet, der mein Herz besser als jemand anders kennt.“ Was hierin die vor ihm Berichteten thaten, ist nicht gemeldet. Schon vorher hatte er seine Leidensgenossen getrübet und sie auf das Paradies hingewiesen. Mutig und gefaßt, dankte er Gott, daß er ihn aus diesem Sommerthal zu sich nehmen wolle. Er fing an, lateinisch den 30. Psalm zu beten: *In te Domine speravi* — auf dich, o Herr, hoffe ich, laß mich ewig nicht zu Schanden werden.“ Er betete auch mit den Worten Christi am Kreuze für seine Gegner. Indes führte ihn der Meister auf den Platz der Hinrichtung. Er kniete nieder und sprach noch die im genannten Psalm vorkommenden Worte: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Dann fiel sein Haupt unter dem Schwerte. — So mußte dieser Mann die folgenschweren Wandlungen des Lebens, in welche der aufgeregte Zeigzeit sein Geschick gestürzt hatte, sähen.

Der andere Geistliche wurde nicht hingerichtet, sondern erbeten. Früher Gegner der Keurzung, war er durch die Herrschaft der Bauern in Günzburg in deren Gefolge geraten. Deshalb wurde er milder als Wehe behandelt. Doch hat ihn der Truchseß mit seinem Herrn lange als Gefangenen umhergeführt. Endlich wurde er um 70 Gulden losgelöst. Auch verlor er seine Freuden, nämlich die Prädikatur in Günzburg und die durch einen Erben von Hünheim verleiene Pfarrei Wogenhofen. In den Täufern Augsburg, Konstanz und Eichstätt (?) durfte er nach einigen 6 Jahre, nach andern sein Leben lang nicht mehr predigen. Die alten Nachrichten verschweigen seines Komens; nach unberügtem Berichte soll er Johann Binkler geheßen haben und ein Günzburger Bürgerstüb genesen sein. — Von den übrigen Gefangenen gab der Truchseß einen den Weissen, einen den Sandelsmedern, und zwei junge Bauernknechte gab er den (treuegeliebten) Bauern, damit sie auch etwas von der Beute hätten.

5. Weitere Strafen gegen die Aufständischen.

Am folgenden Tage, Donnerstag den 6. April, ritt der Truchseß mit Gefolge nach Langenau, einem großen Flecken, nördlich von Ulm gelegen, und daswärts zum Gebiete dieser Reichsstadt gehörig. Dessen Pfarrer, Jakob Fimterbauer, war, ähnlich wie Wehe, der religiösen Keurzung und der Bauernerechbung ergeben, weshalb der Ort sofort der Mittelpunkt eines aufständischen Aufwens wurde. Nach dem Treffen von Leipheim hatte es sich sofort auf Gnab und Langnau ergeben. Am genannten Tage wurden fünf gefangen genommen und zwei davon, Martin Dering und Martin Keyffer, hingerichtet. Der Pfarrer und der Feldhauptmann Hans Jäger waren entkommen. Es wurden dem Ort 2000 Gulden Buße und andere Strafe auferlegt. Auch in Ulm wurden mehrere gefangene Bauern mit dem Schwerte gerichtet. Die Gefangenen waren dort teils in der Schule, teils im Spital untergebracht. Natürlich gab es über die Bestrafung einzelner Aufständischer, namentlich der Rädelstührer, in diesem und den folgenden Jahren noch viele Verhandlungen zwischen dem Bund und den einzelnen Städten und Herrschaften.

Die Stadt Leipheim trat durch ihre Unruhen, unter denen sie seit Mitte des 15. Jahrhunderts stand, schwere Strafe. Zu dem erwähnten Monatsobd der Landherrschaft mußte sie 1500 Gulden leisten. Auch hat man beide Thore abgehoben, so daß sie die Stadt nicht mehr schließen konnten. Sie sollten keine andere Wehr als Messer oder Degen tragen,

und keinen Speiß, keine Hellebarde oder Büchse führen. Ihr Stadtgericht wurde aufgehoben, und mußten sie eine Zeit lang bei dem Ulmischen Gerichte in Langenau Recht suchen. Auch andere Rechte, wie die geistlichen Lehen, Pfänden und Anderes wurde ihnen genommen. Etliche durften keine Wirtshäuser, Kirchweihen oder Hochzeiten besuchen. Mehreren Frauen wurde aufgelegt, daß, wo zwei beieinander schlüden, die dritte dazwischen. Mehrere aufräuberische Weiber mußten zeitweilen das Ulmer Wappen an all' ihren Kleidern tragen. Denn besonders die Weiber sollen es gemein sein, welche, von Pfarrer Webe gewonnen, ihre Männer zum Aufruhr trieben. Etliche wurden in die Gefängnisse von Albed gesperrt, und Zug Dietenheimer und Blasius Thurenbed wurde die Herrschaft derer von Ulm und vier Weifen dahinter verboten. Denen von Reussleben, das Ulm besonders treu geblieben war, mußten sie jährlich zur Fastenzeit ein Kalb zum Geschen bringen. Natürlich wurden viele Strafen nicht alle sofort nach der Schlacht, sondern einige Monate später von Ulm aus verhängt, und darunter einige nur ein paar Jahre.

Glimpflich erging es Wünzburg, weil es von den Bauern überlistet und unfreiwillig abgethan war. Die Schuldigen liefen 900 Gulden „Konzion“ an die Reissigen und etliche hundert Gulden Brandschädigung bezahlten, während der Rat und sein Anhang frei ankam. Doch wurde noch Nachlaß gewährt, und Scheit der Pfleger Besserer 100 Gulden bezahlt zu haben.

Außer Weipheim, Wünzburg und Langenau ergaben sich sofort nach der Schlacht viele andere Flecken, darunter 12 zur Herrschaft Weihenhorn gehörige. In den folgenden Tagen schlossen sich noch viele weitere Ortshöfen an, um von harter Strafe verschont zu bleiben. Überhaupt war im Gebiete zwischen Ulm, Wünzburg und Roggenburg der Zustand sofort gebrochen, während im südlichen Gebiete erst Anfang Juli nach der Rückkehr der Truchsesen aus Francon Ordnung geschafft wurde. Auch in weiteren Streifen verbreitete der blutige Tag vor Weipheim gewaltigen Schrecken vor der Nacht Georgs u. Waldsburg.

6. Abzug nach dem württembergischen Oberlande.
Natürlich litten die benachbarten Orte manigfach durch Plündern und Beschädigung während der Woche, da die Armeen

müßig vor Weipheim lag. Daher war man herzlich froh, als sie endlich am Dienstag in der Karwoche (11. April) abzog. Die Reissigen wandten sich zunächst gegen Fugl, die Fußsnechte und das Geschütz gegen Obgörlingen (Württemberg). Am folgenden Tage kamen sie gegen Voltringen und Weipheim. Anfangs hatte der Truchse beabsichtigt, durchs Roththal herauszugehen, um über Illertissen in seine Herrschaften zu kommen. Doch brachten ihm Gegenvorstellungen des Bürgermeisters Diebold Schwarz von Weihenhorn und wohl auch andere Erwägungen davon ab. Da eben der Illertisser Hohe, der das Kloster Ochsenhausen geplündert hatte, sich zerstreute, konnte er sich zum Entsatz seiner Herrschaften Woffegg, Waldsee und Jell wenden. Dort leitete ein ehemaliger Geistlicher, Namens Hroican, zahlreiche Haufen. Bei Burgach kam es am Karfreitag zum Treffen. Die bündischen Geschieße feuerten dort mit solcher Heftigkeit gegen die Bauern, daß man nachmittags zu Weihenhorn gegen hundert Schüsse hörte. Die Bauern wichen nach Gaisbrunnen zurück, das drei bündische Knechte in stofflicher Racht angründeten. Am Ostermontag, einen Tag nach den Gräueln von Weinsberg, kam es dann zum Vertrag von Weingarten, wovon sich der Truchse nach dem nördlichen Württemberg und nach Francon wenden mußte. Im Laufe des Monats April und in den ersten Tagen des Monats Mai mußte der Truchse den Bund wiederholt mahnen, die zweite Hälfte des vor Weipheim versprochenen Monatslohes den Knechten auszubehalten, da er sonst alle Bürgen mit Freiheit und Leben in Gefahr käme.

Überblickt man schließlich den blutigen Vorgang vor Weipheim, so sieht man, daß auf Seite der Aufständischen jede nennenswerte Flammfähigkeit zum Widerstande gegen eine geordnete Heeresmacht fehlte. Man trifft nur unbeholfene schwächere Verbände, die sich bemerken, als ob es mehr Ehrgeiz als Ernst war. Daraus wurde hier so blutiger Ernst. An Widerstandskraft war es bei den Altkauer Haufen viel besser bestellt. Hier wie dort mußten Ströme von Blut vergossen werden, bis man begriff, daß soziale Übel durch gewaltsame Empörung nicht geheilt, sondern verschlimmert werden.

Kleine Mitteilungen.

Das böse Juppertein. Unter den im Jahre 1493 auf einem Landtag nach München einberufenen Ständen befand sich auch Hanns Poulverer der Ältere zu Rün (jetzt W. Regenshaus), ein Mitglied des Löwenbundes, und erstschuldigste sich in seinem Schreiben an den Herzog Albrecht u. a. mit folgenden Worten: „Als mich Ew. F. G. auf den Sonntag Cwul schierst gen München in eine Landtschaft erfordert haben, darauf ich willig und auf dem Weg gerne bin, als Ew. G. Landtsch gehalten zu erscheinen, so hat mich Gottes Gewalt und Ehrbildeit meines Leibes jezt in der Pfingstnacht vorgegangen soß begreifen, daß ich mit Verlaub der Ew. Gnaden in einem klein großen Leiden habe erkrankend, und der nie, daß das Pabogata mit aller seiner Macht an mich kommen sei, dadurch ich und was feiner andern Sache, sondern der Krankheit haben meines Leibes nicht kommen mag (kann)“.

Schlimme Klosterwüthet. Im Jahre 1525 zogen die aufständischen Bauern auch gegen des Kommenlocher Frauenstrei bei Klüssingen. Um nur dieses sowie Kloster Frauen zu hüten, legte der Amtmann von Kischach, Ulrich von Auerbach, die zuverlässigsten

Hinterhassen als Wache hinein. Diese zehnten aber das Beste aus Keller und Küche aus, „und es begann ein Laufen in das Kloster, weil alle wollten waschen helfen“. Als nun der Amtmann eine solche Wertschick abthun wollte, antworteten die Wütheter am 13. April mit Wüthenschrift und erklärten, er solle sie mit Unrecht Ungehorsame, indem sie ihrem Herrn in Würzburg keine Gewalt thäten, ihm Frau, Weib und Abgaben nicht verweigerten und nur auf des Amtmanns Befehl das Kloster besetzt hätten und beizügen: „Uns ist funt, unsem gnädigsten Herrn und allen, die aus gleicher göttlich Weisheit unterwirft seyn, daß die Klöster mit gotl dienen, sondern den Teufel, das nunant anders werden mag, daß unser fienntlich urach ist, solche schallheit zu werden“. Sie sagten zwar am 15. April dem Amtmann Frieden zu, und er verschickte ihnen am 18. April Verzeigung des Bischoffs mit dem Bemerkten, daß ihre Forderungen beim Landtage sollten gemindert werden. Allein sie breiteten doch ihre dem Amtmann gemachte Forderung, zogen am 21. April vor sein Schloß Kischach, bürnten daselbe und führten ihn nebst acht Edelknechten gefangen nach

Schneefest. Weil es aber da an Lebensmitteln für die Wenigen gebrach, gestreuten sie sich und zogen nach anderen Städten und Schloßern.

Johannisfeuer. Am Abend des Johannisfestes einen unserer Bamberger sieben Hügel, die jetzt fast alle mit sehr respektvollen, den Aufstieg nehmenden Bierkellereien „gedrückt“ sind, erstigt und hinaufsteigt in das schöne Frankenland, der wird bei Eintritt der Dunkelheit ganz angenehm überrascht durch die Tugende und Tugendbe von Feuerfäden, die aus den näher gelegenen Bergeshöhren schicklich werden, während die fernem Bergkuppen wie mit einem Stern vierter bis achter Größe erscheinen.

So baldigt der diebere Frantz noch dem aus heidnischer Vorzeit überkommenen Brauche des Johannisfeuers, des Sommerfeuers. Das Hosten und Jagen, das Drängen und Ringen um Erwerb hat das Gemüthleben noch nicht völlig erdrückt, und auch der „aufgestellte“ Städter freut sich mit den Naturkindern der Berge so drüben, namentlich wenn er noch vergessenerer Rundschau auch in feinem von der Erde kreuzigen Stein noch einen guten Tropfen Natur vorfindet.

Do leuchtet's am hohen Hügel der Vorstadt ebenjolls aus, und Waben und Wabel singen und springen dabei dorthin Feuer, dessen Kohlung sie seit zwei Tagen heißig genosmet. Eine Stunde zuvor — vor dem Feueranzünden — sind sie nochmals in ihrer Hülle herangezogen und haben um kleine Beiträge gebeten:

„Ihr lustigen Wab'n am heutigen Tag;
Feur' ist der heilige Johannisstag,
Sommer-Frühling, woll'n mer singa
Über kana Feuer springa.
Hoh, hoh, Gaußhottom.
Händ mein Wabel sein Rod net am.
Däß sie nimmer spiana ton.
Is o draber Herr in Hans
Kongt er a Schreila Holz braud.
Is loner drinna
Die Holzlag mer'n mer sinna.“

oder auch:

„Will er aber lan's hregend
Soll er's nächst Jahr nimmer leben.“

In unserm Nachbarstädtchen Schäßitz (sächsischen Ursprungs) verjammeln sich regelmäßig am Johannisfest gegen Abend die sämtlichen Schenkungen am oberen Ende und ziehen dann unter folgenden Spruch von Hans zu Hans:

„Köstig Waz (Waben) am heutigen Tag
Is der heilige Johannisstag
Frühling-Sommer woll'n mer singa
Über's Housfeuer springa.
Hoh is truer, hänt der Mo o Höllel (Höllfied)
Wacht er's wieder wollel (wollfied).
Herrla, Herrla Rihl
Herrla, Herrla Bihl
Herrla, Herrla lößer Mo,
Händ der Rod ihra Roden o
Däß sie nimmer spiana to.
Is o frommer Herr in Haus,
Kongt er a Winda Rihlig taus.
Is to's drinna
Die Holzlag wern mer sinna“.

Die also gesammelten Gaben werden dann vor der Stadt ausgehichtet, und mächtig lobert die Feuerhote auf. So haben es die heidnischen Bewohner unserer Gegend vor vielen Jahrhunderten gemacht, so ist der Brauch, freilich unter andern Ver-
auslegungen, aus unsere Zeit überkommen.

Die Reichshof: Nürnberg hat sich dagegen wiederholt veranlaßt gesehen, den „Unzug“ zu verbotten. So lautet ein Rottdictum vom 21. Jänner 1655 wie folgt:

„Demnach dithere die Erfahrung bezeugt, daß alter heidnischer dder Gmetsheit nach, Jährlichen an den Johannisfest, auff dem Land, sowohl in den Städten, als in den Dörffern von jungen Leuten Guld und Gohly gesomet, und darauf das sogenannt Sonnenwend- oder Bimmlfeurer angezündet, dabei gezeit und getrunken, und solche Feur erdantet. Darüber gesprungn, mit Anzündung gewisser Kräuter und Blumen, und löschung der Brandt aus solchen Feur in die Felder, und sonst in vielerley Weg, offentlich obtrüglicher Weis getrieben worden, welches öftes oder nicht allein Einnde vor Gott, sondern auch vor Christlichen und Ehrlicheorden Leuten eine Schand, und insgemein sehr beschwerlich, ärgerlich und gefährlich gewesen, und doher feurer nicht nachzusehen: Als hat ein G. E. Rath der Statt Nürnberg, tragener Oberrichterlichen Runds hohen, sonderlichen bey gegenwärtigen Zeiten, da der Allmächtige Gott hie und wider in dem lieben Vaterland Treuherg Nation, aus gerechtem Jura, outerschicklich große Straffen verhängt, und erst kurz verstrufter Zeit, wie leider wisslich, in Zwem schönen Dörffern Zwem große Jura-Feur anzuzünden lassen, dadurch in wenig Stunden viel Zimmer eingeäschert, und viele arme Leute gemacht worden sind (in einem spätern Rottdictum vom 17. Junii 1754 heißt es stott und erst) — wurden: „Und dieß Noth erlicher Orten der Wetter-schlag getroffen, auch von dergleichen Bimmlfeurer großen Schad und Feuerbrandt verursacht, wie auch auff den Weiden und Straffen, Plätzen, Feldern, Wiesen und Ängern bed anzünden des sog. Sonnenwend- oder Bimmlfeurers, des dabey vorgegangenen Feuers und Sooffens, Tanzen, Springens, und anderer darüber verübter obertuglicher Weis und unchristlicher Umgebüh, wozu der höchste eräumt, und die Jugend zu sträflichen Leben und Wandel angewohnet, manigliches oder grögeres wird, allerdings nach göttlich entfolten sollen, bey Straff Jehen Guldens, welche unanständig von denen, so wider diß wolgemeinte Verbot freventlich handeln, nicht allein alles Erbes eingezohret, sondern auch gegen sie mit andern schweren Straffen nach Gestalt des Str-buchens, verfahren werden solle. Darnech soll manmiglich zu richten und vor Schaden und Nothleid zu hüten sol.“

Decretum in Senatu 29. Junii 1655.

H. Schußler.

Reimprüche an Hofufern zu Schwanberg. Am Johannisfeuerhose: „St. Crispian und Crispinian, zwei rönlich edle Herrn, Kuchten Stiegl, Schuke und Pantoffel, die Heiden so he-
lehren: Daranß man soll die Lehre ziehen, wech große Herrn die Schußler seynd und wie man sie sollt ehen.“ Am Ostphahne: „Kost die Weider weiden und die Hoffer lassen: Was mir Gott gibt, moß doch jeder lassen.“

Wabell's Verzeichniss der Nürnberger Wabell. Von Wabell'schillerlich (Hauptstadt) — Nürnberg, des J. 1811. (Mit zwei Tabellen.) — 100 Seiten mit Umgebungen des Wab. Wabell. (Mit einer Tabelle.) — 100 Seiten mit Umgebungen (4. April 1811) und den meisten Verfassungen. Von Joh. Carl. (Mit zwei Tabellen.) (Geld) — Nördl. Wabell. Das die Wabell. — Schwanberg. — Wabell. — Wabell. an Schwanberg zu Schwanberg.



Reichswunden.

Eine Münchener Geschichte von Albert Schullzeik.

(Vorfahrung.)

„Einer der Bürger taunte seinem Nachbar zu: „Kannst Dich darauf verlassen, Peter, daß er kein Wort von unserer Unterhaltung hört. Zudem verstände er es ja nicht, denn er ist kein Diebiger, sondern ein Ausländer, ein Franzose, glaube ich. Er muß direkt von der Polizei herkommen. Ich habe ihn eintreten sehen, gerade als ich herankam.“

„Du hast wegen der dummen Gejchichte hinaus müssen? Wie war denn der Schumacher gegen Dich?“

„Braucht nicht zu fragen; ausgeblafen und pösig wie immer, bildet sich mehr ein wie der ‚Burm‘ selber.“

„Wie ist der Kerl im Grund der Seele zuzude. 's ist, weiß Gott, ein großer Estandal, daß unseriner, erborgelischer Bürger, sich von einem solch hergelaufenen Schreiber muß so behandeln lassen.“

„Wenn's nur wenigstens ein studierter Mann wäre! Wa ist denn der grüne Durjch eigentlich her?“

„Er soll eines Kammerhofs aber Strampfwirkers Sohn aus Feuchtmungen sein.“

„Der Federjucher steigt aber umher, als stamme er aus gräßlichem Hause, dabei lebt er gar nicht schlecht, möchte nur wissen, woher er die Mittel dazu nimmt.“

„Jawohl, neulich hot er in Gesellschaft gepokt, daß er vor Jahren einmal eine Flasche Rüdchheimer Kobinettstück um 20 Gulden getrunken.“

„Der Kerl verdient Stockprügel. Unseriner muß froh sein, wenn es zu einem Gildschen Kräger langt.“

„Mit diesen Worten reichte der Bürger sein leeres Glas dem Wirt zum Auffüllen.“

„Ich verzapfte keinen Kräger, Scharfjch, darum mücht' ich schon gebeten hoben“, sagte der Wirt, halb ärgerlich, halb belüßigt.

„So wor's auch nicht gemeint. Schent nur brav ein, und dann trinken wir eins ouj bessere Zeiten. Aber sagt mal, was und die neue Zeit eigentlich gebracht? Gutes sicherlich nicht.“

„Host recht, Peter. Die neue Ordnung sonn meinthalben der Hecker hoben. Wegen der geringsten Kleinigkeiten behen sie uns jetzt die Polizei auf den Hals.“

„Das Schönste sind doch die allerletzen Verordnungen. Jetzt darf man nimmer mit Wagen und schweren Fuhrwerk über die Fleischbede jahren. Wahrscheinlich weil's der Doh auf der Fleischbank nicht leidet!“

„Rein“, berichtigte ein anderer, „es ist der Sicherheit wegen, und der Verkehe soll mehr auf die Vorjüher-(Musjums-) Brücke abgelenkt werden. Solche Beschränkungen konnte man sich zur Kat nach gefallen lassen. Meinjt Du nicht auch, Wüller?“

„Darüber“, entgegnete der Angeredete, „wollte ich gar kein Wort mehr verlieren, wenn man nur sonst einjgermaßen schonender zu Werk gegangen wäre. Aber man glaubte, die Spuren des alten Regiments und der alten reichsüblichen Zeit nicht schnell genug vertilgen zu können.“

„Host recht, wo hoben sie die ehemaligen Kronwogen in der Beunt alsobald anderwie verwendet und die Pferde ins Bauamt und im Morjfall zu Spottpreisen verkauft.“

„Am meisten muß uns die Verschleuderung unerschöpflich wertvoller Kunstwerke schmerzen“, sagte Müller nachdenklich. „Am Nachhausebleibend wird sich, wie ihr alle wissen werdet, ein vom Meister Peter Wähler für die Grazer Juggler gefertigtes höchst kunstvolles Gitter. Es ist aber nie an den Ort seiner Bestimmung gekommen, denn nach Wählers Tode im Jahre 1540 ist es von dessen Erben für die Stadt angekauft worden. Die genaue Summe kann ich nicht nennen, aber ich weiß, daß es am 4. November 1806 unter den Hammer kam.“

„Nun, und was geschah damit?“ fragten die anderen, neugierig die Köpfe zusammensteckend.

„Der Kaufmann Fränkel in Fürtth dräuben erstand es, ich möchte sagen, als altes Eisen, den Zentner um 53 fl. 32 kr. Später überließ er es gegen eine bedeutende Provision dem hiesigen Handelsbause Kälner & Schnell, die es nach Frankreich, man sagt, nach Lyon verkauften.“

„Wahrlich hörte ich, daß drei Thüren dieses überaus kunstreichen Gitters in Nürnberg geliehen seien und eingeschmolzen wurden.“

„Das mag sein. Ist es doch dem Gitter des Lorenz Brannens und des Wasserpeiers am Neubau hinten nicht anders ergangen. Ich habe sogar ganz bestimmt behaupten gehört, daß man es auf das herrliche Sebaldus-Grab abgesehen hat. Es soll im Ganzen oder doch zum Teil verkauft werden.“

„Das leiden wir nicht, können wir nicht dulden. Ist's nicht genug, daß man schon alles Wägelische veräußert hat: kirchliche Geräthe, silberne Geschätze, Wegewänder, tapferne Dachbedeckungen, kunstvoll geschnitzte Kirchenstühle und, wer weiß, was noch alles?“

„Ich glaube nicht“, erklärte ein anderer, „daß der König von Bayern eine solche Verschleuderung von Kunstwerken, die geradezu unerschöpflich sind, befohlen hat oder auch nur billigt.“

„Ich habe den König gesehen, als er vor acht Jahren zum ersten Mal nach Nürnberg gekommen ist. Er hatte das Aussehen eines sehr guten Mannes.“

„Ja, das soll er auch sein. Sie haben ihm bei seinem Einzuge einen großen Empfang bereitet.“

„Im Jahre darauf hat er und seinen Sohn, den Kronprinzen Ludwig, geschickt, welchem es gut bei uns gefallen hat. Wenigstens ist er einige Tage hier geblieben.“

„Wir schien er ein hochgebildeter und dabei höchst leutseliger Herr zu sein, der sich in gleicher Weise für Kunst wie für Handel und Industrie interessiert. Am Schwesterabend ließ er ja die Vorlieder des Handelsstandes zu einer Auktion beschneiden. Auf sein Begehren mußten die Herren ihm ein wahrheitsgetreues Bild der Lage des Nürnberger Kommerziums entwerfen. Die Schilderung konnte freilich keine rosige sein, doch suchte der Kronprinz zu trösten, indem er auf bessere Zukunft verwies.“

„Es hat sich was mit der besseren Zukunft!“ brummte einer der Gäste, „aber nunmehr scheint mir's hohe Zeit zum Aufbruch. Allzulange dürfen wir die Weiber mit der Suppe nicht auf uns warten lassen, das verdirbt die gute Laune. Also Profit olleins, ihr Herren.“

Wald darauf hatte sich die Bierstube geleert, nur der Oberst saß beharrlich bei seiner Flasche, in tiefe Gedanken

verfunken. Da mochte der Wirt sich in seiner Nähe zu schaffen, Lahrpe Mitleid auf, um eine Frage an ihn zu richten.

„Sagt mir doch, kennen Sie den Mann näher, den die Herren dort mit Wägel angebetet?“

„Ob ich ihn kenne! Es ist Herr Müller, langjähriger Professor im Wägelischen Handelsbause am Wäldmört.“

„Bei Wägel also? Und schon seit langer Zeit, sagen Sie? Wie lange wohl schon?“

„So lange ich zurück denken kann, wohl über vierzig Jahre.“

„Wie schon bevor die Franzosen nach Nürnberg gekommen sind?“

„Wißt's meinen, Herr. Das ist ja noch nicht so lange her, ich erinnere mich dieser Zeiten noch sehr wohl.“

„Ah, do können Sie mir wohl sagen, ob nicht ein französischer Offizier dort im Quartier gelegen, im Jahre 1796?“

Kloßdenklich wachte der Wirt mit flacher Hand über die Stirn, denn sagte er: „Do bin ich überfragt. Es wird wohl so gewesen sein, nur totten ja demals ungeheuer viel Militär in der Stadt. Aber wo die Offiziere waren, wachte ich mit allerdeinstem Willen jetzt nicht mehr anzuhaben. Es hatte damals jeder genug für sich zu thun, und keiner konnte sich viel um den Nachbarn kümmern. Ich weiß nur, daß Herr Wägel damals im August als Geisel von den Franzosen nach Frankreich abgeführt worden ist und erst nach einem Jahre wieder heimkam. Demals hat auch ein Gewittersturm einen Hausgiebel eingerissen, Madame Wägel wäre beinahe erschlagen worden, man hat sie halbtot unter dem Schutt herangezogen. Alle Kunst der Ärzte hat wenig geholfen, denn kräftig ist die Frau geistestran, eigentlich noch gemäßigter.“

„Das sind ja suchtbare Geschichten, die Sie mir da erzählen!“ erwiderte der Wirt nachdenklich. „Nicht interessant dergleichen ganz außerordentlich. Ich bin nämlich vor langer Zeit auch schon einmal hier in Nürnberg gewesen, war selbst französischer Offizier.“

„Wenn Sie über die hochachtbare Familie Wägel noch mehr zu erfahren wünschen, so thun Sie am besten, noch etwas zu warten“, sagte der Wirt zum Obersten. „Vor einigen Wochen ist nämlich ein junger Mann, Landmann von Thau, dort auf dem Comptoir als Kolonist eingetreten. Er nimmt bei mir seinen Mittagstisch und wird gleich hier sein.“

„Das trifft sich ja ganz vortrefflich. Dann sind Sie wohl so freundlich und besorgen auch für mich ein kleines Dejeuner sowie eine zweite Flasche von Ihrem ausgezeichneten Weine.“

Wenige Minuten später betrat in der That ein junger Mann, in dem man den Ausländer auf den ersten Blick erkennen konnte, das Bierstübchen. Herr Martin, Commis in dem Wägelischen Handelsbause, war erschienen eine höchst einnehmende und gewinnende Persönlichkeit mit anmutig-leichten Umgangformen. Aus den offenen intelligenten Zügen des hübschen Gesichtes sprach ein beweglicher, energischer Geist, gepaart mit jugendlichem Frohsinn. Der Oberst erhob sich von seinem Sitz, dem Kennenkommen einige Schritte entgegen zu gehen, dann erfolgte die gegenseitige Vorstellung. Wenn irgend ein glücklicher Install Wohlthute in der Fremde zum Anführer, dann ergibt sich in der Regel eine Annäherung ganz von selbst. So hatten denn alsbald die beiden im Alter so ungleichen Franzosen mit einander äußere Bekanntschaft

gemacht, die nach der zweiten Flasche, nachdem jeder dem andern in kurzen Zügen seine Lebensgeschichte erzählt, zu brüderlicher Freundschaft sich verhielten.

„Es ist sonst meine Art nicht, ohne weiteres mit dem nächsten besten Bruderschaft zu machen, Henri“, sagte Zahare, den jungen Landmann freundlich anblickend. „Aber Du hast mir gleich vom ersten Augenblick an, als Du in das Zimmer getreten, ausnehmend wohl gefallen.“

„Soll ich Dir das Kompliment zurückgeben?“ lachte der Andere, und dabei leuchteten aus dem geöffneten Munde zwei Reihen tadelloser Zähne. „Du siehst aus, wie der grimmigste Eisenfresser, bist aber doch der gütigste Mann von der Welt. Aber sage mir, was führt Dich hierher nach Nürnberg?“

„So genau kann ich es nicht sagen“, entgegnete der Oberst zögernd, „weil — weil ich es selbst nicht weiß. Ra“, setzte er dann lebhafter hinzu, „warum sollst Du es nicht erfahren dürfen? Ich bin hier, um — kurz und gut, ich möchte, in aller Stille natürlich, Nachforschungen anstellen über das Verbleiben eines alten Waffengefährten.“

„Über das Verbleiben eines alten Waffengefährten?“ fragte erlautet der Commis.

„Ja, ich spreche von meinem Nischbruder, dem damaligen Kapitän Präd'homme. Du hast wohl schon gehört, daß vor 20 Jahren die Franzosen Nürnberg occupirt hatten?“

„Gewiß, davon unterhalten sich die Spielbürger ja heute noch gern. Auch bei Wägel war ein Offizier, ich glaube ein Husar, einquartiert. Man hat mir sogar einmal den Namen gesagt, den ich jedoch wieder vergessen habe.“

„Der fräugliche Offizier ist eben mein Freund gewesen. Damals fügte es sich, daß auch ich, freilich nur so im Vorübergehen, nach Nürnberg kam. Ich hörte von Kapitän Präd'homme reden und suchte ihn in seinem Quartier auf. Wir verbrachten zusammen einige vergnügliche Abendstunden, aber schon am andern Tag rief der Dienst mich ab. Ich mußte weiter ziehen und habe seitdem von meinem Freunde nichts mehr gehört!“

„Hast Du Dich denn erkundigt, ob er nicht gefallen ist? Damals hat es tagtäglich kleinere Gefechte und später blutige Schlachten gegeben.“

„Ich weiß es wohl. Unser Regiment ist nach Österreich abkommandirt worden, dort haben wir uns tüchtig herumgeschlagen. Ich bin dann oft mit französischen Husaren zusammengetroffen, auch mit Offizieren von Georges Regiment. Aber keine wußte mir Auskunft zu geben über den Kapitän Präd'homme.“

„Das ist doch höchst sonderbar!“ sagte der aufmerksam zuhörende junge Kaufmann. „Dein Waffengefährte hatte jedenfalls einen Nichter, hast Du auch von dieser Seite her nichts erfahren?“

„Reider nichts, denn der arme Pierre wurde schon Tags darauf durch Zufall von einem Vorposten erschossen.“

„Allerdings fatal. Hast Du Dich an das Kommando gewendet um nähere Auskunft?“

„Gewiß that ich es. Ich habe nichts unterlassen, um Sicheres zu erfahren über George Präd'homme. Seinem Regimente galt er freilich sojort als ein Verschallener, denn er fehlte ja schon beim Ausrück.“

„Aha, ich verstehe, und gerade damals hatte die Herberleitung wenig Zeit, sich um den einzelnen zu kümmern.“

„Natürlich. Man hat mit Recht angenommen, daß, wenn er überhaupt noch am Leben, er selber am besten wissen werde, wohin er gehöre, und da er nimmer zu seinem Regimente gestoßen, so wurde er in den Listen erst als Vermißter aufgeführt, später ist sein Name gänzlich gestrichen worden. Das ist alles, was ich in Erfahrung bringen konnte insofern meiner eifrigen Nachforschungen, die ich beharrlich seit 20 Jahren, mit großen Unterbrechungen begreiffähigerweise, fortsetze. Das eine ist mir zu unumwandellicher Beweiskraft geworden, daß mein Freund hier in Nürnberg verschwunden ist. Zu entscheiden, ob er eines natürlichen Todes gestorben oder ob er das Opfer eines Verbrechens geworden, darüber fehlen mir zur Stunde noch die bestimmten Anhaltspunkte. Aber ich bin sehr entschlossen, das unheimliche Dunkel zu lichten, in welches die letzten Lebensstage meines unglücklichen Freundes gefüllt sind.“

Der Oberst hatte mit bewegter Stimme gesprochen, jetzt hielt er inne, mit hastiger Bewegung die frucht gewordenen Augenwimpern zu wischen.

Auch sein Zuhörer war gerührt, dann sagte Henri: „Ich wünsche Dir von Herzen die allerbesten Erfolge. Nur meine ich, daß, nachdem so lange Zeit seitdem verstrichen, die Lösung einer solchen Aufgabe sehr erschwert sein wird, wenn sie überhaupt noch möglich ist. Warum sollst Du zu diesem Zwecke nicht schon früher hieher nach Nürnberg gekommen?“

„Warum? Sonderbare Frage! Konnte ich denn früher kommen? Hat mich ja das Schicksal durch halb Europa geführt. Doch will ich nunmehr mich um so energischer ans Werk machen und ich zähle dabei auf Deine freundliche Hilfe.“

„Die ich Dir zum voraus verspreche, obgleich ich nicht weiß, was Du von mir verlangen wirst.“

„In keinem Falle verlange ich Unehrenhaftes, dessen kannst Du Dich versichert halten, Henri“, sagte der Oberst, nach der Hand seines jungen Landmannes greifend, um sie mit kräftigem Druck in seine Rechte zu schließen. „Ich weiß nicht, was mich vom ersten Augenblick ab, als ich Dich erblickt, zu Dir hingezogen, aber das weiß ich, daß ich Dich von ganzem Herzen liebgewonnen habe, und so habe ich Dir, ganz gegen meine Gewohnheit, schon in der allerersten Stunde des Besommenseins mein Herz erschlossen. Du sagtest mir, daß Dir noch ein Bruder lebt, hier in Nürnberg.“

„Freilich, er ist Goldschlagger und steht bei Stengel am Roenmarkt in Arbeit. Er zählt wohl fünf Jahre weniger als ich, doch ist er schon seit Monaten hier und hat bewirkt, daß ich zu Wägel gekommen bin.“

„Werde ich auch ihn, Deinen Bruder kennen lernen?“

„Gewiß, es wird sich recht bald, hoffe ich, Gelegenheit dazu bieten. Nun aber ist meine Zeit abgelaufen, und ich muß in das Geschäft zurück. Also nichts für ungut. Wich kannst Du jeden Mittag sicher hier antreffen. Für heute, adieu!“

Und der junge Kaufmann verabschiedete sich mit warmem Händedruck von seinem Landmanne. Wenige Minuten später verließ auch der Oberst das gemüthliche Wirtshäuschen, nachdem er seine Zechen in dem bescheidenen Preisensatz jener Zeiten beschäftigt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Steinsalzberg.

Städtchen Bild aus dem Schwarzjochtal von Georg Dorrer.

Obgleich unsere Gegend innerhalb der natürlichen Grenzen des „Waldes“, der doch politisch in einen Föhner- und Baderwald getheilt ist, gelegen, und dieser Wald jährlich jahren von unzähligen Touristen bereist wird, sohen on uns die Fremden stets vorbei; sie bilden sich ihr Urteil über diesen Teil des Vormales aus dem trostlosen Föhneude, den das magere Föhnergehölz, welches das Dampfros auf der verhältnismäßig langen Strecke von Schwandorf bis Pöding durchzieht, auf jeden, der die Gegend nicht näher kennt, ausübt, nichts ahnend von den verborgenen Schöhen eigenartiger Naturschönheit, die hinter den schlichten Föhren zu finden. Ja, schon ist's bei uns. Allerdings im Bäderort steht die Tour

ins Schwarzjochtal nicht. Auch hebt dem hornlosen Föhren Erde so manches; aber du erhältst geradezu alles, was zu den elementaren und realen Lebensgenüssen eines Sommerfrischlers gehört: Münchener Bier, gutes Rastochsenfleisch, schmackhafte Fischkost, Rechte, Wild, vorzügliche Milch, so wie sie die Räder bei würrigen, kräftigen Futter zu liefern vermögen — Manipulationen, die vom Gesichtspunkte des Nahrungsmittelgesetzes aus betrachtet werden müssen, sind bei uns noch nicht modern — billiges und gutes Logis. In dem zu beiden Seiten mit ausgedehnten Wäldungen umgebenen Thale weht reine und herzlich würrige Luft, die Gegend ist rings von Bergen eingeschlossen, daher gegen den rauhen Oj-, sog. böhmischen Wind so ziemlich geschützt und bietet eine Menge Ausflugsplätze. Nordöstlich von Reunburg v. B., wo, wo sich in weicher Kurve das Kurenthal gen Eyendorf hinauszieht, steigen die Ufer schroff in die Höhe, wilde Felsen wechseln mit schönen Laub- und Nadelholzpärtien, während der Fluß über eine zahlreiche Menge in seinem Bette zerstreut liegender Steine wild hinwegrauscht. Das Stampfen und Poltern der Schleimwerke, welche die Kräfte der Schwarzjoch nügen, das schmutzige Rot der Potte, die künstlichen Gerinne, die Strahlenzüge haben zwar dem Thale seine Einseitigkeit und wilde Romantik zum Teil genommen, aber dennoch wird jeder Fremde bezaubert von der eigenartigen Schönheit des Kur- nochthales.



Auf dem Schwarzjoch. Die kleinere Wand. Zeichnung von G. Dorrer.

Viele Denkmale grauen Altertums findest du auf den Bergen und Felsen im Umkreise von wenigen Stunden. J. Ziegler ist uns hierbei ein trefflicher Führer:

Der Schwarzjochberg bildet das erste Ziel des Ausflugs. Die prächtige Hauptstraße nach Rög führt in 1½ Stunden bis an den Fuß des Berges, der von ihr aus außerhalb des Dörflens Stodorn einen imposanten Anblick gewährt; der Aufstieg kann entweder direkt von Schellhof aus geschehen oder auf dem viel bequemerem und warferten Fußwege von Bauhof aus. Um zum Schwarzjoch aber zu gelangen, verläßt der andere Weg über Kesting und die Franzen- schleife, dann den Glatbach aufwärts entsehenden den Vorzug;

ist er auch sehr ein- und eine Stunde länger, so entschädigt er doch für von dem Franzenwerke aus durch wirklich wunderbare Naturreize: Das Auge des Wanderers erfreut sich hier an dem Dunkelgrün der herrlichen gewaltigen Fichten und Tannenbestände, hier und dort unterbrochen von dem hellgrünen Laub der Buchenwaldungen, sein Ohr ergötzt in der sonst so feierlichen Waldensamkeit das Riefeln und Blättern eines kleinen Harn

Bächleins und der herrliche Gesang der Vögel, seine Brust erquickt und stärkt würrige balsamische Luft. Bald ist die schöne Wardenfaltenstraße erreicht, die sich um den gleichnamigen Berg herumwindet und uns zunächst führt zu den „vier Eichen“, einem herrlichen Aussichtspunkte auf einen Teil des Bayerischen Waldes. Ganz in der Nähe, gegen links, eröffnet sich dann auf einmal das herrlichste Waldstück, das sich denken läßt: links der imposante Gipfel der Wardenfalle, die sich, in herrliches Grün gekleidet, majestätisch herabzieht bis zum „Sattel“, um gegen rechts sich zu verlieren in den Schwarzjoch, von dessen Spitze die Ruine des alten Naubreiterschlosses trotziger heruntererschaut, während die „kleinere Wand“ links links emporragt. Wahrlich ein herrliches Bild, so daß man meinen möchte, der Dichter wäre hier geiffen, als das wundervolle Lied: „Wer hot dich, du schöner Wald, ausgebaut so hoch da droben“ seiner Brust entquoll. Vom Sattel aus beginnt dann der leichte und bequeme Aufstieg. Eben angefangt, ist sehr interessant die Besichtigung der Ruinen, welche

die bauliche Anlage des Schlosses ganz gut erkennen lassen. Gegenwärtig arbeitet die Balneoreinigungsanstalt Rumburg d. B. daran, den alten Wasserturm wieder herzustellen, von dem aus sich einmal die herrliche Aussicht ganz ungehindert und nach allen Seiten genießen läßt. Aber auch jetzt sind schon viele Punkte hergerichtete, von denen aus man eine großartige Aussicht hat. Im Osten liegt am Fuße des Berges das freundliche Städtchen Hög, in weiter Ferne sieht man den Calvarienberg von Cham, das Pfarrdorf Kempling, das neue Festhaus von Agneied u., im Hintergrunde dehnen sich die böhmischen Berghöhen aus. Gegen Süden erblickt man am Horizont den hohen Hogen, die beiden Ostspitzen und den großen Arber; ferner den Jagdenberg bei Rittman, die neue Kirche in Zell und die Burg von Burglengensch. Im Westen grüht aus nächster Nähe schon das freundliche Pfarrdorf Thannstein herüber; in der Ferne sieht man die Wallfahrtskirche von Eglberg, die Waghütte, die Mariastiftkirche bei Amberg, den Rauchen Rulm, Länneberg mit den Schloßruinen, Pulleucrieb u. — wahrlich ein herrliches Rundbild, das gewiß eben reichlich entschädigt für die Mühe des Aufstiegs. Ganz in der Nähe der Spitze lobet der sog. 'Hirschbrannen' zum labenden Trunk, und der Schloßhof mit seinen Ruheplätzen zum Ausruhen ein.

Von hier aus führt dann ein Felsenweg zur 'Steinernen Wand', einer großartigen Felsengruppe, die links und rechts steil abfällt, aber an gefährlicheren Stellen mit Geländern versehen ist. Eine unvergleichlich schöne Aussicht genießt man von hier aus wieder: während unmittelbar zu unseren Füßen zwischen einem Chaos von Felsen mächtige Tannen mit ihren Wipfeln emporkragen, liegen im Norden und Osten wie ein bunter Teppich fruchtbare Getreidefelder, Wiesen, Weiler und Wälder, dazwischen freundliche Dörfer mit ihren hübschen Kirchen: Schöthal, Hl. Winklarn, Stateln, Heintzschkirchen, Hiltersried mit dem 'Isten Hügel', an dem Pfalzgraf Johann 1433 die Hussiten aufs Haupt schlug. Im Nordosten ist dieses liebliche Bild abgegrenzt von den böhmischen Bergen, dem Hirtschstein (mit seiner Aussicht auf Prag) und dem Tschersloß, an dessen Fuß Waldmünchen liegt. Im Westen gewährt die hier mächtig ansteigende Wardenfalle einen prächtigen Anblick.

Auf guten Wegen geht es sodann hinüber zu dem ½ Stunden entfernten, reizendgelegenen Pfarrdörfchen Thannstein mit den Ruinen der alten Burg, und dem neu hergestellten und beschriftbaren Aussichtsturm, der schön hinaufragt in die Lüfte, und von dem aus man dieselbe Aussicht genießt, wie

von der steinernen Wand, mit einer kleinen Erweiterung nach Westen, wo das Pfarrdorf Dietersbürgen mit seiner Filiale Kulzig liegt. Eine ganz neue und gedeckte Regelpbahn oben auf dem 'Tuche', dem Wirtz gehöbig, der hübsche Bräugarten, ein guter Trunk aus beiden Bräuhäusern und eine treffliche Küche laden hier zu längerer Ruhepause ein.

Nördwärts führt dann der Weg wieder bis zum Frankenwerke durch herrlichen Wald in das Murathal, das die Schwarzach in fröhlichem Bette durchrauscht, mit den links und rechts steil sich erhebenden Bergen und großartigen Felsgebilden und den 6 großen Glasbläsefen, von denen die schon erwähnte, dem Herrn Bierbrauer Michael Frank in Reunburg gehöbig, mit ihren 240 Bläsen bis in die letzte Zeit die größte mit Wasserkraft betriebene Schmelze in Bayern war, die aber von der im vergangenen Jahre ganz neu hergestellten Schmelze des Herrn Rangermann in Obermurnthal mit ihren 288 Bläsen und 3 Rundapparaten überflügelt wurde. Rechts oben vom Murathal liegt das vielbesuchte Wallfahrtsortlein Dautersdorf, genannt 'Schön-Buchen' wegen der loslokalen Buche, die ihre Äste weit über die Kapelle ausbreitet. Am Ausgang des Murathals rechts hat ein Reunburger Wäldermeister, Herr Kämmel, einen Granitsteinbruch erschlossen, der recht ergiebig zu werden verspricht; links unweit des Dörfchens Kröblich mit seinem alten Schlosse befindet sich



Der Prudenstein bei Reunburg u. F. Felsung von G. Döcker.

in einem Haine der Druidenstein, der Sage nach eine alte heidnische Opferstätte, deren oberster Granitblock noch rätselhafteste Inschriften enthält.

Was Wunder, daß der Schwarzachthaler diese seine Heimat so sehr liebt. Die Liebe zur Heimat und zum Walde ist ja dem Oberpfälzer angeborn.

„Es gibt nur es Schwarzachthal allet,
Con Schwarzachberg, con Trudensthal,
Du mocht der gonge Wain entget'n
Ja's nizingend so schen!“

Damit hätte ich einen Winkel der 'Steinpalz' geschildert. Nun möchte ich den lieben Leser auch ein bißchen mit den Deuten bekannt machen. Ich thue am besten, wenn ich ihn an einen Ort führe, wo es gemütlich und lustig hergeht, und wo wir leicht den Volksschmerz studieren können, nämlich ins — Wirtshaus. Heute ist die Belegeneit passend, denn es ist Kirchweih, der einzige und allgemeine Sonntag, welchen man dem Kirchweihbedürfnis des Volkes allein örtlich gewidmet, nachdem man vorher Delationen der herrlichsten partikulären Ortskurmessen unarmherzig abgeschlochtet hatte, die ehedem

so sinntreich auf das ganze Jahr verteilt waren und den bäuerlichen Bedürfnissen an Tanzergänzungen und kleinen Intermezzi mit Maßkrügen und Stabblößen gleichzeitig so vollkommen und erfrischlicher Anlaß gaben. Unsere Burchen und Mädchen bezogen die ihnen übrig gelassenen zwei Kirchweihstage getreulich jedes Jahr, so gut es nach ihrer Meinung gehen mag, und wuschen auch heute dem schönen Brauche ihrer Ahnen wieder treu und anhänglich bleiben. Die Sonne gibt sich alle Mühe, ihre Strophen zur Feier des Tages durch die schmalglaubendüberfüllten Wolken herabzufenden. Wir haben einen schönen Tag. Alt und jung drängt sich vor dem Wirtshaus, einem alten „Schlößl“, das innen und außen nach den Charakter der oberpfälzischen Wohnungen bemalt hat. Das unregelmäßig gebaute Dach mit einer Mittageglobe unter einem niedlichen Türmdach ist mit Holzschildern bedeckt. Unter dem Miesel sind eine Reihe Laubenschilde angebracht, daneben der heilige Florian mit der Wasserpistole. Vor dem Kistkasten auf hoher Stange singt der Stur ein Weidhühnerlied, auf dem Altan, dem sog. Wange (in Oberbayern die Aue) stehen die Bienenkörbe, da, wo die bemaaste und wegen ihrer Alterschwäche gestrige hölzernen Dachrinne vorjpringt. Die kleinen Fenster, an denen noch Rest von Spenscheiben wahrzunehmen sind mit buntem, klumensmalten Läden versehen, während ein Holzgatter vor der Thür das jubelnde Gesangslied, und die am hölzernen Thürgerüst angeordneten Anlangsbuchstaben der heiligen drei Könige das Unholben- und Drogenzindel abwehren. Ein Welschbild verrät, daß in diesem Hause des Leibes Erquickung und Kräftigung zu finden, denn alle lässlichen Dekorationen, als ein „Schwinnbrot“, ein fetter Persisch, einige umschreibende lange Rauchwürste und dazu eine schäumende Maß Bier sind auf dem Schilde so getreue abgebildet, daß uns beim Anblicke dieser Herrlichkeiten der Mund wässern möchte.

Das schäumende Bier spielt hierzu auch auf den meisten Wirtshäusern seine Rolle. Es ist immer in den schönsten Farben dargekühlt, so daß der durstige Gast hoffnungsgeschwollt die Thür des Wirtshauses überschreitet, um manchmal gleich darauf, beim ersten Trunk „bitter“ enttäuscht zu werden. Es ist eben um die Wirtshauswirthschaft auf dem Lande so eine eigene Sache, sie sind unter den dort herrschenden Verhältnissen von äußerst zweifelhaftem Werte. Nicht da ein hochwoblthätiges Mitglied der Gemeindebehörde eines kleinen Ortes, der Herr Rat unter Aufsicht und in Bezug auf das Bier als Kenner geltenden Jüngers der heiligen Hermandad aus, um die Quantität des bayerischen Nationalgetränktes, welches im Orte vertrieben wird, zu prüfen. Begleiten wir die Kommission eine kleine Weile als stille Beobachter. Im ersten Wirtshause verzieht der Polizeigewaltige, der Gemeindevorsteher Wirthl, beim Betrachten des edlen Flusses bedeutungsvoll den Mund, der Herr Rat beobachtet ihn erwartungsvoll, um, wenn Wirthl mit der Junge schmolzt, was aber auffallend selten geschieht, mit gütlicher Knackmiese zu konstatieren, daß kein Anlaß zu einer Beanstandung gegeben; wenn Wirthl dagegen das Gesicht „sauer“ verzieht, oder die Wundwinkel „matt“ hängen läßt, gibt er den Wirth mit einem verlegenen Gesicht und einem „hm, hm“, gar zu verstehen, daß die Visitation ein nicht befriedigendes Resultat geliefert. Selbst zu fallen, unterläßt der Herr Rat aus äusserst gewichtigen Motiven. Der Wirth, anstatt die Ausführung der

hochwohlthätigen Unzufriedenheit mit gebührender Zerfärschung hinzunehmen, sagt der haben Kommission ungehörig folgende Schmehrede: „Was verzieht's denn Da jwas von an Bier (Wirthl zieht hier getränkt die Augenbrauen in die Höhe) was Da neulich dem Jammert sein Schätz für o Bier trunten und zahlst habt's, laßt's mi aus! Und Du, Hofereiwirth! — so lautet nämlich der Hausname des magistratischen Herrn Kommissarius, der zugleich auch selbst Kommunebedienter ist — „darfst ichs glei gar nie sagen. Die Wirthl ist den Rümweibern zu schlecht.“ Die hochwohlthätliche Kommission nimmt schleunigst Reißaus und verläßt ihr Ziel in dem nächsten Gasthause. Der Wirth nimmt hier den Herrn Kommissär nach einigen einleitenden Redensarten auf die Seite und flüstert ihm ins Ohr: „Du Hofereiwirth, wenn Du mir do in Gottesnamen amal die hundert Markeln schickst!“ Altem Ansehen nach handelt es sich um ein Dörschen. Wirthl trinkt unterdessen, verzehrt mit verächtlichen Mienen auf den Herrn Rat immer und immer wieder den Mund, doch jedes Mal muß nach der Meinung des schlauen Detektivs der Herr Rat den bitteren Zug um den Mund rein übersehen haben, aber er ist gestirnt, denn er spricht von einem „raren Bier“. Das dritte Wirtshaus gebietet dem Gewattermann des Kommissarius. Einem gemiegten Detektiv, wie unsem Wirthl, ist dieses Verhältnis nicht unbekant, kurz, er schmolzt hier asthetisch mit der Junge. Abgesehen von solchen bitteren Erfahrungen bei den Wirtshausvisitationen, so freut sich im ganzen Wirthl immer gewaltig auf dieselben. Die gefüllten Maßkrüge, welche ihm da gereicht werden, sieht er schon während vieler Tage vorher da seiner stets durstigen Seele gauteln. Winder garb ist das Vergnügen auf Seite des Herrn Kommissärs, wie wir gesehen haben; aber was sein muß, muß sein.

Doch verlassen wir die hochwohlthätliche Kommission und kehren wieder auf den Pfad vor dem „Schlößl“ zurück. Die Burchen und Mädchen in der leidlichen Schwarzachthaler Bannentracht tanzen soeben einen „Straßten“ um den mit Papierstreifen, Fähnchen und hölzernen Säbeln geziertern, hohen Kirchweihbaum nach den laßigen Weisen der lässlichen Musikkapelle, welche zwar nur aus drei Mitgliedern besteht, aber den musikalischen Ansprüchen der jungen Leute ersticklich genügt. Woher sollen auch der Musikanten genug aufgetrieben werden, um zu diesem gleichzeitigen allgemeinen Landesfest und aller Looslustigen die erforderliche Musik zu machen?

Bedäglich durch Herabsetzung des Prägenzstandes gelingt es den musikalischen Unternehmern, aus einer gut dirigierten Truppe zwei und mehrere bäuerliche Tanzorchester herauszukombinieren. Der Wirtsgast hat auch ein Schreibenschießen veranstaltet, das sich meistens der lässlichen und der Schönen aus dem Städtchen einer regen Theilnahme zu erfreuen hat. Unauslöschlich wiederholt das von der Schwarzachthaler wilderische Holz von dem Krachen der Schüsse. Der Schießplatz ist einer der schönsten im weiten Umkreise, eingeschlossen von steilen felsigen Bergen, im Hintergrunde dunkles Tannengrün, das dem sich die blendend weißen Schreien und die bunte Tracht der Jäger scharf abheben, ein hübsches malerisches Bild.

Das zusehende Publikum erlustigt sich an den „Jagen“ der Jäger, welche ausgedehnte Schlingel sind. Sehen hat der Schenkebergangerl, welcher ehemals bei der Bürgermiliz

als Schärfschütze gefanden und noch nie ein Stadelthor gefehlt hat, nach einem tiefen Atemzuge einen Schuß gethan und wartet nun mit gespannter Miene auf des Resultat. Lustig springt der Zieler hinter seiner holzgeichigten Verhüllung herfür, anscheinend ahnungslos, daß der Schneidganggerl der Schütze gewesen. Vor der Scheibe angekommen, bleibt der Zieler auf einmal wie gebannt stehen, den starren Blick auf die Scheibe gerichtet: es mußte nach allgemeinem Urtheil ein ganz außerordentlicher Treffer sein! Dieses Gebahren des Zieler's erködt die ursprünglich wäßrige Zuversicht des Schneidganggerl ganz enorm. Der Schuß ist ma-

ssa a sauber abganga', spricht er zu den Umstehenden, und alles ist eiaig: zum mindesten ein Punkt. Der Zieler macht richtig auch alle Einseitungen, den Punkt anzuzeigen, als da sind: Wäge in die Luft werfen, Fargetelbäume — da, auf einmal besinnt er sich und lezt zur Ordnung zurück, denn — g'richt ist die Scheibe. Pantomimisch zeigt er dem Gangerl an, wo die Kugel an der Scheibe — vorüber ist. Allgemeines Gelächter! Der Gangerl zieht sich übrigens mit dem an ein Mitglied des Schützenkomitees gerichteten schlanen Vorwurfe aus der Affaire, daß man da leicht sehen könne, denn die Scheibe e' sehe — schief! (Fortsetzung folgt.)

Der Cagliostro von Bayreuth.

Von Dr. Ignaz H. Döllner.
(Fortsetzung.)

Krohnemanns Gefangenschaft war hart und streng und wurde erst spät, nach einem Bericht der Untersuchungs-Kommission vom 22. April 1682 erlöset; die Bande hatten von beiden Schienbeinen nicht allein die Strümpfe, sondern auch Haut und Fleisch weggerieben, so daß Blut zu sehen war. Sein Kerker muß schauerhaft gewesen sein! In einem späteren Promemoria sagt er, daß er ein „armer, elender, krummer und lahmer Krüppel“ geworden sei und „ein halbtodter Mensch in diesem sehr unsauberen und übeln Zimmer, da drinnen mich die Klau'n deren ich in einem halben Jahre 162 Stüd' gefangen) auch viel tausend mal tausend Ameisen, aus andrer überaus großes und häßiges Ungezieher, bald angestossen hätten, welches dann auch ich mich bis dato nicht erwehren kann, sondern mir die vielen Tiere des Tags über auf den Tisch in das Essen fallen, von oben herab aus der unsauberen und höhleren Bodendecke, welche voller Löcher und Rigen ist, und ingleichen mich auch im Bette unaußersprechlich quälen und betreffen, daß weder Tag noch Nacht Ruhe darinnen haben mag“ u. dgl.

Das Verhör hatte gleich anfangs durch eine eigens dazu niedergesetzte Kommission begonnen und dauerte drei Tage, es gab unzählige Anschuldigungen, Fragen und einen kaum übersehbaren Knäuel von Verwickelungen. Krohnemann hielt sich moder und behauptete mutig das Feld. Glaubte er wirklich an die Unschuldigkeit seiner Kunst? War er der Betroffene? oder spielte er jetzt mit überraschender Klugheit eine Rolle weiter? Wer mozt, zu entscheiden! Jedenfalls blieb Krohnemann keine Antwort schuldig. Durch seine Verteidigung gewinnt die Sache beinahe das Ansehen, als ob ihm Unrecht geschehen wäre; so kann sich nur einer halten, der wirklich den Glauben an sich nicht verloren hat und der sein gutes Recht hinter sich weiß. Auch geht aus dem Prozesse hervor, daß Krohnemann die versprochenen und angeklagten Summen nicht vollständig erhalten hatte. War unterwegs an allerlei anderen Händen vielleicht etwas hängen geblieben? Auch Lüdles Anforderungen und die des Herrn v. Hünen erklärte Krohnemann für weit übertrieben. Dagegen bewies Krohnemann und beklagte sich bitter darüber, daß man ihm die gemachten Versprechungen nicht gehalten habe, weder in Anlieferung der Gelder, noch der bedingten Lebensmittel, in wels' letzterem Artikel allerlei geheime Schäden des Hofes zur Sprache kommen mochten. Uebrigens, fügte er bei, wolle er seinen Feinden

vergeben und verzeihen und stelle er Gott anheim, ihn zu rächen.

Seine Gestaltbesessen umfaßt 42 eng geschriebene Bogen, die er in unterschiedlichen Zwischenräumen, vom 8. Februar 1683 bis zum 17. Januar 1684 in die Feder diktierte, manches, was baronien vorkommt, kann nur durch ungeheure Aufregung des schwerbeladigten Mannes erklärt werden, der in einem so elenden Kerker, bei armerlicher, sorg bemessener Kost und obendrein noch schwer erkrankt, seine Pflege und Wart erhalten konnte. Hätte auch das größte Verbrechen auf ihm gelastet, so wäre doch eine menschlichere Behandlung immer noch am Plage gewesen. Demungeachtet blieb er sich treu und verlegnete sich niemals, ebensowenig verwickelte er sich in Widersprüche; seine Aussagen sind immer klar — wenn auch in den Punkten, um die es sich hauptsächlich handelt, völlig ungenügend. Der Hauptinhalt seiner Verteidigung ist beiläufig folgender:

Von seinen Geheimnissen behauptet Krohnemann, sie seien wahr und richtig. Er habe sie vom Herrn empfangen und um Jesu willen mitgeteilt. Seine Universal-Medizin hätte ihm Gott gegeben, und durch dessen Beistand habe er in fünf Jahren über 3000 Menschen vom Tode errettet und manch Tausend Thaler erworben. Auch das Geheimnis des Steins der Weisen hätte ihm Gott gegeben, und in Holland sei es ihm dreimal gelungen, denselben zu elaborieren. Daß seine Demonstrationen und sein übriges Tugieren falsch gewesen seien, wäre durchaus Unwahrscheinlich, vielmehr sei seine Sache ebenso wahr, wie Gott, und daß seine Seele lebe. Darauf wolle er alle Stunden das heil. Abendmahl empfangen. Daß aber Gott seinen Segen ihm in diesem Lande dazu verweihen wolle, darüber könne er nicht; das sei Gottes Strafe. Daß ferner seine Universal-Gold-Tinktur vom Tode errette, habe er auch in diesem Jährstentum und an der Familie Sr. Durchlaucht bemerkt. Daß er durch diese Tinktur die Restoration der Metalle in purum purissimum aurum zeigen könne, tam universaliter, quam particulariter, sei wahr. Daß er ferner wisse, wie man alle orientalischen kleinen Steine nach Kokaren durch sonderbare Kunst und Feuerkraft wieder in wenig Stunden zusammenschmelzen und in große Stücke bringen könne, sei nicht nur wahr, sondern der Stertarg hat so selbst unterschiedliche Proben davon in Händen. Weiter beharrte er darauf, daß er auch kleinen

orientalischen Perlen die aller schönsten und größten machen könnte und ebenso das seine Silber vermehrt einiger Guthat Gottes und seiner Universal-Nutzen in das allerbeste Zukunftsalt werden könne, daß davon alle Sachen 400 Dukaten Nutzen in der Woche zu haben, daß ihn aber Gott den Segen entzogen, daß er solches nicht zur Perfektion bringen können, sondern zu Schanden geworden. Seine Versprechungen habe er aus treuem Ernste gethan, man habe ihn aber nie gemähren lassen, er habe nie sechs Wochen ungeführte Ruhe gehabt. Dieser Dinge sei er so gewiß, wie daß Gott im Himmel sei, und Christus auch für ihn gelitten habe. Er beteuerte ferner, gegen Se. hochfürstliche Durchlaucht niemals Unrecht gethan zu haben, und erbot sich, falls er wieder krank und frei würde, mit einem Kämmerlingsgehalt von 200 Reichsthalern jährlich seine angefangenen Arbeiten zu lösen und zum Schluß zu bringen, vorausgesetzt, daß sein Laboratorium zu Jenuanourah, seine zurückgelassenen Sachen, Selb- und Tinkturen nicht zerstört wären, er selbst aber von seinen Feinden inperfecturbiert bleiben möge.

Manche Stellen in seiner Verteidigung möchten heutzutage zu Verb- und ungeschlacht erscheinen, damals gehörten sie zum guten Ton. Mancher wird freilich glauben, „daß ich ein bloßer beliebiger Plauderer und phantastischer Wärschmayer sei, aber kein reiner Operator, noch perfider gränztlicher Feuerarbeiter, der dergleichen nie gethan noch verrichtet, sondern nur goldene Vögel in der Luft fangen wollte, weilen alles so piano und langsam zing“ — aber was kümmert er sich darum, denn „ein solcher großer Kos und Widriger Schreiber, Schlüssel und Büffel und vierhündriger thiergärtiger Bauernengel und coryphaeus malitiosus mit seinen flegetischen Säulen und Säulen vermeint, er und seine schlingelhaften Notzettel gingen mit ihres Weichen um, v. j. n. Dergleichen Expectationen gingen alle nach an, völlig unbegreiflich dagegen ist sein phälosophiisch-akademisches Kauderwelsch; er citirt dabei eine ganze phantastische Literatur, und zwar anscheinend mit gewissenhafter Genauigkeit nach Haupttiteln und Paragraphen, alles aus dem Kopf, worüber die Kommissäre so unweilich wurden, daß sie sich an den Markgrafen wendeten und über die Beiläufigkeiten seines Diktierens beschwerten — zu ihrem Ärger kam jedoch der Befehl zurück, „daß alles ohne Ansehung einiger Personen secundum verba formalia um dem Rechte seinen Lauf zu lassen, niedergeschrieben werden sollte“.

So lag er fast ein Jahr im roten Turm der Pfaffenburg, krank und abgezehrt, an vielen Gebreden und Ublein leidend, immer noch in dem häuerrüchigen Kerker; erst im Februar 1683 erfolgte der Befehl, ihn durch einen Arzt herstellen zu lassen. Man schien doch noch ein besserer Stern über dem Gesangenen aufgehen zu wollen.

Die bedenklichen Gesundheitsumstände der Fürstin, die ihm ihre Zuneigung noch nicht entzogen, vielmehr immer noch auf ihn und seine Kunst großes Zutrauen setzte, machten es nötig, daß jemand an Krahennann „den berühmten Arzt“ geschickt werden mußte. Das Los traf natürlich den Herrn v. Lilien, der nach genannten Augenzeichen eine Schilderung der künftigen Dast gemacht haben mußte, denn jetzt wurde dieselbe augenblicklich verbessert. Was aber sonst zwischen Krahennann und Lilien verhandelt wurde, wissen wir nicht,

doch scheint der alte Freund mit neu gekräftigtem Vertrauen und unerwarteter Hoffnungen von Krahennann geschieden zu sein. Der Gesangene erhielt „Stroh nach Rodurch“ und ein Büßel zum Bett, ferner die Wohlthat, auch ein Licht brennen zu dürfen, doch mußte der Wächmeister der Garnison zuhören, daß dieselbe um 9 Uhr ausgebläht wurde, er bekam Federn, Papier und Tinte, ein Messer und ein Scherlein, neu gewaschenes Leinwand, ein Paar Hemden und Pantostoff, auch Speise und Trank wurden verbessert — man sieht deutlich daraus, wie kostgünstig der Mann seitdem gehalten war! Zuletzt, am 22. Februar 1684, wurde ihm eine Stube eingeräumt, daneben eine Kammer und Küche, damit er ebenfalls wieder zu arbeiten anfangen könnte, wobei ihm der Waldarbeiter und Konstel Wögel nebst den Gezeiten Adam Mann und Matthes Böhm mit aller Treue und allem Fleiß zu Handen gehen sollten. Zugleich erhielt der Kaffier zu Kulmbach Befehl, dem Gesangenen wöchentlich 1½ Gulden bar zu geben; auch bekam der Christenwachmeister v. Krel die Erlaubnis, zu ihm zu gehen, doch sollte ihn kein Fremder besuchen und die übrigen nicht durch zu lange Zusprüche von seinen Arbeiten abhalten.

Die weiteren Verhandlungen und Vorkehrungen dauerten wieder ein Jahr.

Während dieser Zeit suchte Krahennann ein passendes Lokal für sein Laboratorium auf der Pfaffenburg, allein es wollte sich kein recht taugliches finden. Darüber verließ viele Zeit mit Hin- und Hergehören, ausführlichen Berichten, die der Markgraf endlich damit abschneit, daß er den Professor der Mathematik zu Bayreuth, Joachim Heinrich Hagen, und den Wauermeister Joh. Jos. Weis oberordnete, welche mit Zuzugung des Bauführers auf der Festung den Vorbestigten, mit Krahennann reden und darauf schleunigst referieren mußten. Es gab allerlei Änderungen dazwischen, besonders mußte die Küche übermüßt werden, weil Krahennann darauf beharrte, daß er etliche Eien, Kapellen und balnea in der Küche auf dem Herd oder oberwärts haben müsse. Krahennann mochte freilich heimlich gehofft haben, er werde bei seinen baulichen Projekten auf Widerstand stoßen, ein Schimmer war ihm aufgegangen, daß er vielleicht wieder nach Bayreuth oder auf sein geliebtes Jenuanourah gelangen könne — o goldene Freiheit, goldener als alle Tinkturen und Alkymie! Aber gerade dieses suchte man nachdrücklichst abzuschneiden. Von Bayreuth kam eine ganze Prozessur mit den zum Exorbarieren nötigen Sachen, item wurde ihm ein Soldatenjunge zur Aufsicht und Handreichung beigegeben und allerlei andere militärische Gehülfen, welche den Auftrag hatten, ihn immer zu bewachen und nicht aus den Augen zu lassen. Am 1. März 1685 wurde Krahennann insofern auf freien Fuß gestellt, daß er in der Festung und im Garten nach Belieben lustwandeln und Kirche und Gottesdienst besuchen konnte; endlich am 9. Juli d. J. kam ein förmlicher Vertrag mit dem durchlauchtigen Fürsten Christian Ernst, Markgrafen von Brandenburg u. c. und dem Herrn Christian Wilhelm Baron v. Krahennann u. c. Obrißter u. c. zu Stande, in welchem Krahennann sich verpflichtete:

Erstens darzuthun und zu erwiesen, daß diejenige Tinktur, fermentata et informata, welche Se. Hochfürstliche Durchlaucht von ihm bekommen habe, mit großem Nutzen Gold generirend, über eine Tonne Goldes wert sei und ad inlin-

tum bis auf Kinderkrank augmentirt werden könne. Sr. Hochfürstliche Durchlaucht lebten der gänglichen Inveſtit, es werde der Herr Baron v. Krohnemann, wie er denn bereit mit ziemlichen Proben erwieſen, ſoſtane Werte allerdinge zu erfüllen äußerſtens beſüßen ſein.

Fürs zweite haben Sr. Hochfürſtl. Durchlaucht ſie ſich, dann deroſelben Erben und Nachkommen, die gnädigſte Verſprechung gehen und wiederholen auch dieſelbe außs Kräftigkeit und Behändigkeit: Herrn B. v. Krohnemann, deſſen Ehefrau und Kinder, ſamt anderen Angehörigen, in beſtändigen Schutz und Protection, auch ihn in Dienſt, und zwar zum Weſeimen Rath und Ober-Burg-Vogt auf Pfaſſenburg zu nehmen, mit ordentlicher Beſtallung zu verſehen, auch wider alle unbillige Gewalt zu ſchützen und zu handhaben; ingleichen die Juſtiz wider ſeine Feinde, welche ihn in das große Unglück geſtürzt haben, erſt und gebühlich zu adminiſtriren.

Drittens, ihme und allen Seinen, geſtaltten Sachen nach, wirkliche Gnade erweiſen und von ihm als einem Deo merlichen Kuzen Verſördernden, gebührende Keſtim machen, auch ihm, ſoſiel immer möglich ſein kann, guten Fried und Ruhe verſchaffen wollen.

Und weilten Viertens, auf Unſer gnädigſtes Begehren (!) Herr B. v. Krohnemann beſelbet hat, nach eine Zeit lang auf der Beſtung zu verbleiben und die ſog. alte Probſtei dazu bequem beſuchen worden, ſo wollen Sr. Hochfürſtl. Durchlaucht Weiſel ergehen laſſen, daß dieſelbe, nach des Herrn B. v. K.'s Gutbeſinden, erſtens zugereicht und zur Wohnung bequem gemacht werde.

Als Unterhalt für ſich und die Seinen ſolle er Jährlich 400 Reichsthaler in vierjährigen Raten voraus erhalten, ingleichen „ein zulänglich Stück Geld“, d. h. 100 Reichsthaler „zu allerhand Rothdurft zu der Operation, auch allerhand Rohlen und Tiegeln anzuschaffen“ u. ſ. w.

Schließlich ſolle jederzeit, nach Verlauf dreier Monate (daſern Gott Geſundheit erhält) die Lieferung an Gold und

Silber geſchehen und abgerecheter Maßen Alles, was Sr. Hochfürſtl. Durchlaucht angewendet und hergegeben haben, zum Voraus abgezogen, den Kuzen und die Ausbeute aber, er ſei an Gold oder Silber, in vier gleiche Teile zerſchlagen und davon Sr. Hochfürſtl. Durchlaucht drei, den vierten aber, er ſei ſo viel als er immer wolle, Herrn B. v. Krohnemann und den Seinen, unentzweiſlich ſein und verbleiben.

Zweitens: Damit Gott ſeine Güte, ſeine milderreichen Segn und allergnädigſtes Gedeihen zu den Operationen verleihen möge, ſoll von jeder Lieferung ein halb Karat Goldes oder eine gleiche Werthſumme an Silber, zum Unterhalte eines eigenen Schloßpredigers angeſetzt werden, welcher an Sonn-, Feſt und Feiertagen und unter der Woche den Gottesdienſt mit Predigen und Beſtunden halten und andere ſeelſorgliche Werte verrichten ſolle.

Achtens: Und weil den 26. Juni, in Gegenwart der Durchlauchtigſten Fürſtin und Frauen, Frauen Chriſtina Charlotta, gebauer Herzogin zu Württemberg und Trd, verweilteten Fürſtin von Oſtrrieſland u. ſ. w. Herr B. v. Krohnemann ausdrücklich vermeldet habe, daß die jüngſte Lieferung nur ein geringes Ding wäre und künftig weit größer erfolgen ſolle, ſo verſprach der Markgraf dazogen, daß mit der Gedige der Lieferung auch ſeine Gnade und Erkenntlichkeit zunehmen werde, woran Herr B. v. Krohnemann und die Seinen nicht im Geringſten zu zweifeln Urſache haben ſollten.

Der neunte Punkt beſtimmt, daß dem B. v. Krohnemann alle ſeine zu Varenzeit zurückgelaſſenen Sachen, alle Mobilien, Bücher u. dgl. auf die Feſtung gebracht werden ſollten.

Der Paſt, an welchem der Herr v. B. ſichtlich ſeine Hand mit im Spiele gehabt hatte — denn auf ſeine Veranung ſehen wie unbedenklich den ſebenden Artikel — wurde in Duplo angefertigt und von den beiderſeitigen Koatrahenten mittels Signil und Unterſchrift geſeigt und geſchloſſen am 9. Juli 1685.

(Schluß folgt.)

Am Starnbergerſee vor hundert Jahren.

Von Dr. Ruggenthaler.

Daß der Prophet nicht unangenehm iſt in ſeinem Vaterlande, iſt ein läufiges Sprichwort. Auch der Geſchichtſchreiber iſt nicht immer unangenehm oder iſt bald dazogen in ſeinem Vaterlande, und wie viele werden in Wägen jahrelang vorbeizumeln an jenem Momente auf dem Promenadenplatze, ohne zu wiſſen, daß auf demſelben der berühmte Geſchichtſchreiber Boyern ſieht, dem im Jahre 1854 ein einſichtsvoller König im Namen ſeines Vatteſ das verdiente Denkmal geſetzt hat.

Raenz v. Weſtenrieder, geb. 1748 zu München, ſpäter Profeſſor zu Landshut, dann Geiſtlicher Rat und Domkapitular, 1815 in den Adelsſtand erhoben, † 1820, hat ſich durch ſeine Schriften, deren Geſamtanzahl 39 Bände ſind, um Bayerns Geſchichte hoch verdient gemacht. Selbſtverſtändlich war es ihm auch um vaterländiſche Geographie und Statiſt zu thun, und ſo beſieg er 1784 ein Juſtwerk, um nach Starnberg zu fahren! Das klingt allerdings heute nicht mehr hoch genug, wo die Damentour auf den Peſantienſtegleſcher Wendelſtein bald nicht mehr recht manneswürdig er-

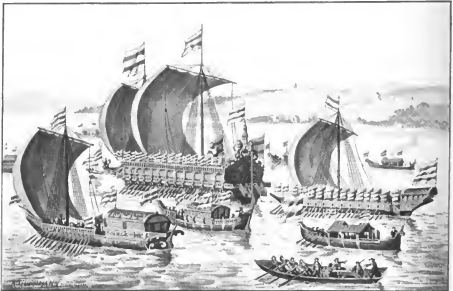
ſcheint, und nur der Reiſende intereſſant vorkommt, der Niklas Herz und Rieren zu erforſchen ſich bemüht hat. Vor hundert Jahren aber konnte Weſtenrieder Starnberg zum Ziel und Objekt ſeiner wiſſenſchaftlichen Reiſe machen; die Welt war ja damals noch nicht in all ihren Winkeln verbödert, und in jener glücklichen Zeit konnte man noch ſagen: „Wenn einer eine Reiſe auch nach Starnberg thut, ſo ſann er 'moſ erzählen“. Weſtenrieder erzählt denn auch, was er an und auf dem „Burmſee“ geſehen und erlebt, und thut dies in Briefen, die er an einen Freund von Starnberg auſſchrieb und publierte unter dem Titel „Beſchreibung deſ Burm- oder Starnbergerſees“. München 1784.*

Er geſieht, eine vergnügte Reiſe dahin gemacht zu haben, ein kleines Argeus ausgenommen: „man wird in den Dörfern von München nach Starnberg überſollen von Bettelkubern, die den Hagen umringen und lange unter der Schidre verſolgen. Allein nichts dauert ewig, auch nicht die Reiſe nach Starnberg, die man ſo bequem in einem Tag machen kann (!), und der Weg geht ſamt bergauf, nur die Höhen von Stauding

sind etwas merklicher.“ Untenwegs hat Westertrieder nicht viel Wichtiges gesehen. Sendling „ist nur bekannt wegen der großen Riederregelung der bayerischen Bauern 1706“, und „weil es lange vor der Stadt München schon vorhanden war und dem berühmten adeligen Geschlecht der Sendlinger gebürt.“ „In dem fürstlichen Jagdschloß Fürstentried findet sich alles, um in der glücklichen Ruhe des Privatlebens seine Tage zu genießen; die Zimmer sind nicht ungeheure Säle, sondern artig und mit Geschmack möbliert; der Garten ist klein und hat dunkle Partien und melancholische Gänge, in denen die hohe Traurigkeit wohnt.“ Von Forstentried ist nur zu sagen, daß „man dort ein Kreuzig wechelt, das Blut geschwipet, mit einer Gräfin von Andechs geredet und sich,

die höchsten Gerüche küssen von jedem Sträucher. Alles schien neu belebt und erquickt zu sein, und weiter hinein in den Gestrüchen pfliff und schlug es hell mit mutwilliger Lustigkeit; die Tiere des Waldes kamen hervor, und Hasen und Rehe sprangen mehr üppig als schüchtern über den Weg. Und auch die Sonne ging unter, und hoch am ausgeheilerten Himmel klossen unmerklich kleine vergoldete Wolkchen. Wer sollte, wenn er diesen Anblick, der über dem Wasser schwimmt, hienieden auf Erden sieht, wer sollte, wenn er soeben ans der Stadt kommt, denken, daß er auf Erden sei?“

Übergehend zur „Beschreibung des Sees und der sehenswürdigen Dinge daselbst“, erklärt Westertrieder den Starnberger See als „den denkbar reizendsten von all



Der Starnberger See auf dem Starnbergersee. Nach einem Stiche gezeichnet von H. Hölmann.

als man es 1229 vom Berg Andechs hierher führte, so schwer gemacht hat, daß sechs Pferde nicht im Stande waren, es weiter zu bringen“.

Dann ging es über Wangen nach Percha, das bereits am See liegt. „Zwischen den Dörfern untenwegs nach Starnberg sieht man meist durch kleine Birkenwälder und Lusthaine, wovon man auch Eichen zu sehen bekommt. Diese Eichen, wie vielleicht der größte Teil der Eichen im Land, haben ihr Dauen vermutlichst den Plünderungen und Verwüstungen der Schweden zu verbanken, nach deren Abzug oft auf zehn Meilen keine Kuh war, man trieb also keine Herde in die Wälder, und die Stämme koanten Wurzel fassen (!)“. Der Anblick des in dunkler Abendstunde sich vor ihm anbietenden Sees stimmt den Herrn Professor zu folgender Betrachtung: „Es hatte eben vorher, als ich diesen Weg ging, geregnet, die schönsten Perlen glänzten auf jedem Halmchen,

den Seen, welche von der Schweiz an durch Tirol bis nach Bayern teils die Natur sich gebildet, teils eine große Überschwemmung, wo diese Gegenden viele Jahrhunderte unter Wasser standen, bei ihrem Abfluss hinterlassen hat“. „Am Fuße der sanften Berge zu beiden Seiten des Sees liegen im romantischen Reiz einsame und ärmliche Schifferhütten, auf den Anhöhen aber stattliche Schlösser, und weiterhin die bayerische Alp mit himmelhohen Felsen und Schneegebirgen, und der Anblick enthält nicht Wildes und Furchterliches, sondern das Auge genießt überall lauterer Insel.“ Interessant ist aber wird durch den Vergleich mit unsern heutigen gewerblichen Zuständen folgende Notiz Westertrieders: „Vermöge der Beschreibung vom Jahre 1771 befanden sich im Pflegegericht Starnberg, wosin Forstentried, Warashausen, Lautbetten, Pöding, Planegg, Vossenhofen u. a. gebören, 18 Pfarren, 27 Zöllner, 8 Pfarren, 8 Kapläne, 1 Klausner, 8 Schul-

meister, 30 Metzner, 3 Toblengräber, 15 Hofmüster, 4 Zigar, 59 Dörfer, 1 kurzfürstlicher und 1 städtischer Beamter, 3 Schreiber, 3 Jäger, 3 Ueberritter, 2 Jägerjüng, 1 Wäder, 7 Haber, 1 Bol, 23 Fischer, 2 Hofner, 6 Metzger, 7 Maurer, 1 Musikant, 17 Müller, 8 Sattler, 22 Schuhmacher, 22 Schneider, 2 Schreiner, 34 Schuhmacher, 11 Wagner, 33 Weine-

weber, 18 Bierwirte, 39 Zimmerleute, überhaupt 234 Handwerkermeister, 42 Gesellen, 14 Lehrlinge, 10 Köchinnen, 77 Bettelmeister, 8 Schergen, 3 Knechte, 2 Weizenmüller, im Ganzen 5766 Seelen, 1193 Häuser, 1343 Pflanzhöfe.

(Beschreibung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Ein hübnes Ritterschloßlein. Im Jahre 1744 hatte der österreichische General Wathani zwischen Neumarkt i. Tsch. und Hoffenbach zwei Monate lang ein Feldlager von 10000 Mann aufgeschlagen. Die Einjähre Friedrich II. von Preußen in Böhmen bestimmten ihn, es zu verlassen. Doch 80 Mann mit 40 Reitkräften blieben unter dem Befehle eines Lieutenant und Bedeckungszug als Besatzung in der Stadt zurück. In gleicher Zeit war das benachbarte Städtchen Bergung von bayerischem Militär besetzt, über das der bekannte Gichtler des Romanens führte. Von ihm erbat sich nun der Lieutenant Jakob v. Lorenz, ein junger oberpfälzischer Edelmann aus Obermannsdorf, die Erlaubnis, mit 20 Mann ansehnlicher Kavallerie zu Pferd in Neumarkt sich die Sporen holen zu dürfen. Gichtler willigte ein, und unser Lorenz, den Sattel im Rande, die Pistolen in der Hand, sprengte mit feinen Weidungen zum oberen Thore in die Stadt, hieb den Wache stehenden Panduren in die Flucht, nahm der Wache die Waffen ab, besetzte das Thor, wechselte dann den Posten vor dem Kommandantenkorn nach nieder, hing die auf dem Rathhause erzehrenden Rekruten ab und besichtigte sich auch der unteren Thormauer. Das Alles war des Wert einiger Augenblicke. Die Garnison, die sich der Streckzeit solcher Ereignisse nicht versehen hatte, verzweimte, es wies ein ganzes Regiment ihnen auf der Ferse folgen. Der Wirtswort und Scherz der wenigen zerstreuten Chiereicher, der Zusammenlauf und das Geseher der Bürger war allgemein. Die Chiereicher konnten sich nicht mehr sammeln, sondern verstreuten sich, wo sie konnten, so daß einige in Höfen niedergemacht wurden. Der Kommandant selbst, der vom Kirchturm aus Spähe halten wollte, wurde in Erzgasellen der Vortritte gefangen. Man nahm ihn nicht Frau gefangen und führte ihn nach Rothenberg. Seine Habe wurde konfisziert. Gichtler rühte nach und nahm die Stadt, konnte sie aber nicht lange halten, und die Neumarkter mußten des Kaiserreichs feuer büßen.

Wie die oberpfälzischen Burgen Leuchtenberg und Jöhrenberg zu ihren Namen gekommen sind. Eine dem Christentume gewonnene böhmische Fürstentümer besitzt ihren höchsten Vater und zog in die Wälder des Waldes. Da ließ sie auf einen Hügel, der ihr ob ihrer Schönheit seine Hand bot, die sie unter der Bedingung annahm, daß er sich teilen sollte. An der Stelle, wo sie sich gefanden, bauten sie eine Burg und nannten sie, dem Christentume als der wahren Glaubenslehre zu Ehren, Leuchtenberg. Der Vater, erzürnt über die Zucht seiner Tochter, sandte überallhin Boten auf Suche. Auf einem Berg umgeland, sah er von einer Höhe her im Walde Licht schimmern, gingen darauf zu und fanden das Leuchtenberg, wo sie in der Schloßherrin die Gesandte erkannten. Den Berg nun, von dem aus es das Licht gesehen, also den Auenstahl der Nüchternen erzählen sollten, nannten sie Jöhrenberg. Endlich kam auch der König, sein Kind zu holen und dessen Hünder zu jüchtigen. Aber am Burghause begegnete ihn ein Ferkel, der eben die hl. Begehrung zu einem Sterbenden trug. Den Heiden übermannte die Höhe des wahren Gottes und verließ ihn umarmte er die beiden Gefeute.

Die Landestracht im Ries. Schon in Nr. 10 des laufenden Jahrganges besuchten wir die erste Gruppe der vom Ries zum

Geburtsstie E. R. Habels des Prinz-Regenten entsendeten Beobachtungen in ihrer Landestracht.

Der schmückliche Nationalcharakter ist kostbar und der Rier zeigt sich nur wenig geneigt, seine Tracht mit dem modernen, städtischen Kuzuge zu vertauschen. Dennoch hat sich gar mancher gelindert seit den dreißig Jahren, als Melchior Wrege in der „Bovaria“ seine Deim in unvergleichlicher Weise beschrieb. Allerdings unterscheiden sich heute noch die beiden Konfessionen Katholiken und Protestanten durch die Tracht. Die 10 des „Bayerland“ bringt die Gruppe aus den katholischen Dörfern. Der beliebteste weibliche Kopfschmuck ist die bekannte Reginahaube, welche wir schon bei der Beschreibung der Trachten des Bezirksamt Ismaninghausen kennen lernten. Sie gewöhnt der Trägerin ein stattliches Aussehen; nach hinten sollen vier große 80 Centimeter lange, 20 Centimeter breite Netze über dem Scheitelranden, zwei etwas längere Bänder gehen vorn herab, während zwei kleinere Bänder zur Verfertigung der Haube unter dem Kinn hängen. Die pfeifenartig aufgeborene Schale, welche auf der schwarzen Haube sitzt, ist von Gold, weiße Perlen bilden die Konfession, in dem Goldrande ruht eine sich dreimal wiederholende Reihe von ornamentalsüßlichen, schillernden Steinen, welche dann wieder mit Perlen umsetzt sind. In der obersten Reihe stehen 8, in der mittelften und in der letzten 4 solcher Steine. Die röhren aufrechten eine andere ältere sehr hübsch röhrenförmige Form der Haube. An das abhängebeuge Häubchen schließen sich leierförmig Seitenflügel. Die Zahl der Netze über dem blickt die gleiche. Das hinten am Häubchen befindliche „Häble“ kann durch Verwaschungen gemodert werden, es ist gewöhnlich aus Goldstoff, der bei Trauer durch Schwarz oder Blau ersetzt wird.

Das Jodchen, welches die Rierfrauen „Nütze“ nennen, ist von braunem oder blauem Stoffe, seine Form ist gefaltet, gerusst, an der Achsel und am Ueberrum stark wärmt, vorn eng und mit hübscher Pofamentierarbeit aufgeputzt. Der Rock ist in Farbe und Stoff dem „Nütze“ gleich. Für des Schurz sind helle, sanft farben, besteht, j. B. grauer Atlas mit gleichfarbigem eingewickelten Blumenmuster, dagegen finden wir bei den Schürzen anhängliche Verwendung von Schmelz zum Aufputze. Das seidene Pulstuch zeigt ebenfalls viele Farben, j. B. eine Mischung von Laubengrün mit Violett; an den Ecken treten farbige Blumen hervor, für welche früher Gold- und Silberstickerei beliebt war. Die Halstücher sind hiesig mit langen Franzen versehen. Es zählt zur Mode von ehemals, die mit Doltern und alten Medaillen behangene Silberkette um die Taille zu schlingen; der Kleidungschmuck der Rierzeit ist ein goldenes Ketten mit Kreuz; wieseroh findet man auch noch 6, 7 und 8 gliedrige Goldketten. — Die Männer tragen niederen heißen schwarzen Filzhut, lange bis unter die Knie reichende schwarze Hösche, die oben in der Taille etwas hoch genommen sind. Die schwarze Oberhaube trägt bis unter das Knie, über sie wird der weiche, hohe Stiel gezogen; das Weinstiel ist an den Taschen mit weißer hübscher Stickerei geziert. Die Hösche „Leibhe“ genannt, ist aus schwarzem Sammet mit blauen oder gelben Blauschen. Ein Mau-schwarzes seidene



Verstorbene.

Eine Münchener Geschichte von Albert Schultze.
(Fortsetzung.)

4. Kapitel.

Der Hägel war in seinem Geheimzimmer, ihm gegenüber am breiten Tische saß ein junger Mann, sein einziger Sohn Max. An dem ehrenfesten Knospern war die Nacht der Jahre nicht spurlos vorübergegangen; das konnte man leicht gewahren an der gekrümmten Gestalt, an dem grauen Haare, an den geklärten Zügen des energischen Gesichtes, in welches Gram und Sorge ihre unweisslichen Runen eingegraben hatten. Nur die treuen, guten, blauen Augen leuchteten noch in ungetrübtem Glanze, wenn sie, wie jetzt, mit berechtigtem Stolz auf der frischen Jugendschöne des vor kurzem erst heimgekehrten Sohnes ruhten.

„So wäre dies also die letzte Tour gewesen, die ich in Deinem Auszuge unternommen, Papa?“ fragte der junge Mann, freundlich ausblickend zu dem greisen Vater.

„Ja, denn wenn Dich wieder einmal die Notwendigkeit von dannen führt, so werden es ganz ausschließlich Deine eigenen Interessen sein, die Dich zur Reise bestimmen.“

„Du willst definitiv zurücktreten?“

„Es ist mein fester, unabhänderlicher Wille, das gereifte Ergebnis einer langen und eifrigen Überlegung. Ich fühle nachgerade, daß ich denn doch älter geworden und den Anforderungen der Zeit nimmer gewachsen bin. Ach! es ist alles um mich herum anders geworden, ich kann mich nicht mehr in die neue Ordnung finden.“

„So jagte der alte Müller ganz genau auch. Aber er ist ein halber Siebenziger, Du bist reichlich zehn Jahre jünger als er, Papa!“

„Nun, für Müller hat sich in der Person seines Tochtermannes Hedrich ein ganz vortrefflicher Ersatz gefunden. Was kann der alte Hägel denn Besseres thun, als dem Sohne Platz zu machen?“

„Ach, rede doch nicht so, Papa. Ich bin wahrlich der ollerste, der Dich verdrängen möchte.“

„Wer spricht denn auch nur davon? Aber ich sehne mich noch Ruhe und Gebente, mich zurückzuziehen. Neulich bei Gelegenheit eines einsamen Spazierganges habe ich vor dem Thore ein niedliches Häusl, mitten in einem großen Garten stehend, gesehen. Das Besitztum ist veräußert, ich erkundigte mich nach dem Preise, er ist nicht hoch, und so wird die Erwerbung mir keine sonderlichen Kosten machen.“

„Also bist Du entschlossen, Papa, wenn ich Dich recht verstehe, Dich auszulassen und draußen Deinen eigenen Kohl zu bauen?“

„Ganz recht, ich sehne mich aufrichtig noch einem stillen Lebensabend, in Ruhe und Frieden verbracht. Auch verspreche ich mir viel von solch ländlicher Umgebung für meine arme Klotzde. Dies ist auch die ärztliche Ansicht meines Freundes Sutorius.“

„Aber Du schrieist mir doch, daß in ollerster Zeit hier eine Wendung zum Besseren eingetreten!“

„Gewiß sind solch erfreuliche Wahrnehmungen zu konstatieren, und zwar seit dem Tage, an welchem der junge Franzose unser Haus betreten.“

„Aha, der Monsieur Henri Martin aus Paris! Wie hat sich denn die Sache eigentlich gemacht, daß Du Dich schließ-

sich doch bestimmen ließe, den Fremdling unter Dein Personal aufzunehmen?“

„Wen, es ging ziemlich einfach zu. Der alte Müller machte ganz zufällig die Bekanntschaft eines Pariser Goldschlägers; der blutjunge Mensch gefiel ihm, weil er viel zu erzählen wußte von Paris, vom König und, Gott weiß, von was allem. Sie haben sich oft in Gesellschaft getroffen, und da erwählte Martin, daß er einen älteren Bruder habe, der Kaufmann sei und auch gern nach Nürnberg ginge, wenn er hier eine Stelle finden könnte in einem besseren Hause. Müller sprach mit mir und Heldrich darüber, wir überlegten uns den Fall und einigten uns schließlich dahin, einen Versuch zu wagen.“

„Und ihr seid zufrieden mit dem neuen Komptabilisten?“

„Vollkommen, denn über seinen Fleiß und Eifer herrscht nur eine Stimme der Anerkennung. Werkmüdig war mit vor allem der Umstand, daß der junge Mann sich ja überraschend schnell in unsere doch jebeifalls ganz abweichenden deutschen Verhältnisse hat einleben können.“

„Da, die Franzosen gelten ja als wahre Lebenskünstler.“

„Ich möchte das von Martin nicht gerade behaupten; zwar hat er das Zeug, durch sein vollenbetobtes Klavierpiel in der feinsten Gesellschaft Aufsehen zu erregen.“

„Ja, ja, ja sagte mir Bertha, und er hat es vermocht, auch der armen Mamma wieder Lust und Liebe zur Musik einzuflößen.“

„Er hat mehr gethan als dies; sein Erscheinen in unserer kleinen Kreise gab mannigfache Anregungen, und wir alle haben Ursache, uns über einen solchen Zuwachs zu freuen.“

„Wie auch Du, Papa, bist des Vaters voll über den jungen Franzosen. Ich werde mir Zurückhaltung aufserlegen und den Beobachter spielen, ichan der Schwester wegen. Fürchtest Du denn für Bertha nichts von der Gesellschaft eines solch interessanten Fremdlings?“

„Fürchten, Max? Im Gegenteil, ich kann doch nur wünschen, daß das liebe Kind sich weniger ernst und streng gibt, als dies leider ihre Art geworden.“

„Ja, ja, nun das wird sich ja mit den Jahren ändern und bessern. Aber, sehr er langsam und wie jähren fart, wie sieht es denn sonst mit der Gesellschaft bei uns aus? Kommen denn die Sartorius häufig? Ich meine, der junge Daktar?“

Der Kaufmann lächelte, über seine ersten Züge gog es wie wohlwollende Schmeichelei, als er sagte: „Der junge Daktar? Natürlich kannst Du nur ihn meinen. Zeitlich läßt er sich ob und zu bei uns sehen, häufiger aber kommt sein lieb Schwesterlein, die Dich nicht vergessen hat, wie mir scheint. Schließlich konnte sie Deine Deimliche kaum mehr erwarten.“

„Warum nicht gar, Papa!“ machte der junge Mann, halb unwillig und halb verlegen.

„Geschrieben habt ihr euch nicht. Es ist brav von Dir, daß Du Dein mir gegebenes Versprechen so tapfer gehalten, und da nunmehr das damals ausbedungene Probejahr ja abgelaufen ist, läßt sich über den Fall ruhig weiterprechen. Bitte, unterdrück mich nicht, Max. Ich habe stets Dein Bestes im Auge gehabt. Dir und Bertha goll so in den letzten Jahren ausschließlich mein Sorgen und Schaffen. Dem Himmel sei Dank, er hat mein Thun gesegnet, und ich kann ruhig das Werk in Deine Hände legen, Du wirst es getreulich fortführen in dem alten Geiste. Dazu gebe ich Dir meinen Segen.“

„Aber, Papa, ich weiß nicht —!“ stammelte der junge Mann.

„Ja, freilich, allein sollst und kannst Du nicht bleiben in dem großen Hause, darin eine tüchtige Frau an Deiner Seite spalten muß. So wirst denn alle Bedenken frisch bei Seite und unternehm das Wagnis, bei mehreren alten Freunden um die Hand feiner einjünger Tüchterchen anzuhalten.“

„Waher weißt Du denn auf einmal, Papa —?“ fragte Max hocherregt.

„Ach, meinst Du denn, ich hätte nicht längst errotet, wa Du hinauswolltest mit den vielen dunkeln Andeutungen in all Deinen Briefen, die Du an uns aus der Fremde gericht. Ach, geh doch. Ein Durck wie Du darfst on jede Thür onklopfen und der guten Aufnahme zum voraus sicher sein.“

„Aber Johanna? Sie ist ja ganz eigen geartet, wird sie mich wollen?“

„Goll Du sie noch nicht gefragt?“ lachte der Kaufherr.

„Wahrhaftig, ich habe, wenn sie in der Nähe gewesen, in Dir nie den ausgedehnten Jungen wieder erkannt, dessen soje Krankenstreich vordem das ganze Haus in heillosste Unordnung gebracht. Johanna Gegendwart hatte Dich aus einem Unbund immer alsbald zu einem Tudsänger umgewandelt. Ich glaube beinahe, Du fürchtest Dich vor ihrem Übermut!“

„Ich habe Bertha über ihre Freunde ausshalten wollen, doch ist sie meinen Fragen immer geschickt ausgewichen. Freilich, ich hätte direkt auf das Ziel lossteuern sollen. Unglücklicherweise habe ich das Thema ebenfalls mit einer Frage nach dem jungen Daktar eingeledet, und da ist die gute Schwester recht wortfarg geblieben.“

„Ja, es ist ein traurig Ding“, seufzte der alte Wägel, „und hat mir viele sorgenvolle Stunden ichan gemacht. Ich möchte keinen jungen Mann, den ich lieber zum Schwiegertochter hätte als den braven und tüchtigen Wilhelm, und eine doppelte Verbindung unserer Familie mit den Sartorius würde ich aufs freudigste begrüßen. Bertha schätzt und achtet den jungen Daktar in jeder Art, aber gegen sein einiges Herzenswörden verhielt sie sich von jeder küß ablehnend. Sie gibt sich immer den Anschein, als verstände sie keine meiner mehr als deutlichen Anspielungen, und zwingen kann und will ich mein Kind nicht. Aber das eine wenigstens darf ich Dir sagen, daß es mich nur freuen wird, wenn Du mir Johanna als Deine Erstereine zuführst.“

„Ich danke Dir, Papa, von ganzem Herzen!“ sagte gerührt der Sohn. „Aber harck, hat nicht eben jemand geklappt?“

„Ich glaube auch.“

Auf das „Hören“ zeigte sich ein mittelgroßer Mann in ziemlich unsauber gehaltener Kleidung auf der Schwelle, jäherte aber, das Zimmer zu betreten. Mit sanfterbar farschendem, halb scheuen Blicke wandte er sein unsheres Kopsgepaar auf den Sohn des Hauses, dann sahe er mit der Hand durch den dichten schwarzen Bart, der den unteren Teil seines unangenehm Gesichtes bedeckte, und sagte in eigentümlich singendem Tone: „Ah, Herr Max, sind Sie glücklich wieder heimgekehrt aus der Fremde? Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Glückwunsch darbringe. Aber Sie kennen mich wohl gar nimmer?“

„Habe wirklich nicht das Vergnügen!“ erwiderte Max auf diese Rede des Eindringlings.

„Ich bin ja der Krudel, Kaspar Krudel, und war vor dem lange Jahre hindurch Kuslauer in diesem hochangesehenen Hause. Jetzt bin ich Wirt „Zum goldenen Fisch“ in der Flannenschmiedgasse und halte mich Ihnen bestens empfohlen, für kalte und warme Speisen bei ausgezeichnetem Bier, alle Donnerstag ist Schafschüssel und Regelsuppe, jederzeit gibt es hausgemachte Würste und ausgezeichneten Pilsener.“

„Danke“, entgegnete der junge Mann kühl, „aber Sie wollen ohne Zweifel mit meinem Vater sprechen, und da will ich Sie nicht weiter mit meiner Anwesenheit belästigen. Also adieu, Papa, bei Tisch sehen wir uns ja wieder.“

Wag hatte das Zimmer verlassen, und Wägel und Krudel waren allein.

„Wenn Sie mir gestatten, hochgeehrter Herr Wägel“, begann der ehemalige Kuslauer.

„Wah's kurz!“ wehrte ungeduldig der Angeredete ab, „was wollen Sie denn von mir?“

„Es ist ein eigentümlicher Grund, der mich zu Ihnen führt. Ich habe Ihnen eine providentielle Mitteilung zu machen, so zu sagen, Herr Wägel.“

„Providentiell? Konfidentiell wollen Sie sagen, Krudel! Daß doch die unverständlichen Fremdwörter fort und redet, wie Euch der Schwanz gewachsen ist. Also, was habt Ihr mir kund zu thun?“

„Seit einigen Wochen hält sich hier ein ehemaliger französischer Oberst auf, es ist ein Kolonel —“

„Warum nicht gar? Ein Kolonel!“ unterbrach Wägel.

„Ich weiß es längst, der junge Martin hat mir schon davon gesprochen, die beiden haben im „Polsthor“ drüben Bekanntschaft gemacht.“

„Ganz recht“, sagte Krudel und nicht ganz vergnügt. „Wissen Sie aber auch, warum der Kolonel hierher gekommen ist? Mein Freund Schlierer von der Polizei drüben hat es mir verraten. Er sucht seinen ehemaligen Waffenbruder, den schönen Husarenoffizier, der damals bei uns gewohnt hat!“

„Den Kapitän Früd'homme?“ fragte Wägel, nunmehr aufmerksamer werdend.

„Denjenigen“, bestätigte Krudel. „Er soll nicht mehr zu seinem Regiment gestossen sein, und der andere behauptet stets und fest, daß er hier in Nürnberg verschwunden sein müsse, wahrscheinlich ermordet. Er hat einen schönen Preis ausgesetzt für den Entdecker der Mordthat.“

„Was kann das mich kümmern?“ bemerkte gleichgültig der Kaufherr.

„O, Herr, unter Umständen sehr viel“, erwiderte mit leiser Stimme der Kuslauer, indem er vertraulich näher rückte. „Nehmen wir beispielsweise an, daß der Offizier hier im Hause verschwunden ist.“

„Was untersteht Ihr Euch zu sagen, Krudel?“ rief Wägel

entrüstet aus. „Seid Ihr schon am frühen Morgen betrunken? Pakt Euch hinaus!“

„Ich bin so nüchtern, wie Sie selber sind, Herr Wägel“, versetzte ruhig der ehemalige Kuslauer. „Ich sage Ihnen nur, daß ich mehr weiß von dieser bunten Sache, als Sie vielleicht glauben.“

„Ihr seid ein unverschämter Vagel. Noch einmal, pakt Euch hinaus, oder ich mache Anzeige bei der Polizei.“

„Polizei?“ höhnte Krudel. „Das werden Sie wohl bleiben lassen. Seien Sie froh, wenn die Polizei vorerst aus dem Spiele bleibt. Die kommt immer noch zeitig genug zu Ihnen, wenn ich erst einmal mit dem Obersten gesprochen habe. Vorerst möchte ich's aber mit Ihnen versuchen. Hören Sie mich nur einige Minuten an. Wenn der Oberst erfährt, was ich weiß, dann setzt er alles daran, der Sache auf den Grund zu kommen, und für die Polizei ist das Ganze ein gesundes Fressen.“

„Ich verstehe Euer Gewäsche noch immer nicht und habe wahrlich keine Lust, mich länger mit Euch zu unterhalten. Also kurz und gut: was soll's mit dem verschwundenen Offizier?“

„Der Husar ist in diesem Hause verschwunden. Das weiß ich ganz genau, und die Polizei würde seine Leiche wohl aufzufinden wissen, sobald ich nur den Mund aufthue und die Anzeige mache. Aber ich will auch ganz gern schweigen, wenn Sie sich in diesem Punkte anständig zeigen, Herr Wägel.“

Der ehemalige Kuslauer machte eine Pause, er blickte dem alten Herrn frech ins Angesicht und süßte dann mit ledernem Tone fort: „Tausend Gulden müßten Sie mir aber zahlen für mein Schweigen, die Hälfte sofort bar, den Rest nach Ubereinkommen. Ich will darüber einen Schein ausstellen, wenn Sie es wünschen.“

„Hinaus, elender Du!“ rief der Kaufherr in hellem Zorne, schamloser Redt, dem alles feil ist und blanke Geld. Was soll mir die erbärmliche Drohung mit der Polizei? Ich habe ein ruhiges Gewissen und brauche nichts zu fürchten.“

„Sie freilich weniger“, höhnte Krudel, „aber desto mehr Ihre Frau, die stolze Madame.“

„Fort, oder ich verzeire mich an Dir, erbärmlicher Mensch! Wage es nicht, noch einmal den Namen meiner Frau in den Mund zu nehmen.“

„Und ich werde dennoch behaupten, daß die stolze Madame sich mit dem schönen Husaren gar gut hat auseinanderzusetzen können. Sie haben sich unter vier Augen gegut, fragen Sie nur die Wirtin drüben im Spittel. Inlezt hat es dann Streit unter ihnen abgesezt, und die stolze Madame hat ihren Handmann einjak —“

Der Sprechende machte eine erklärende Handbewegung und pauserte wiederum.

(Fortsetzung folgt.)

Stoßfaherij.

Einbildliches Bild aus dem Schwarzschilde von Georg Dorrer.

(Fortsetzung.)

Die Klänge des „Straußen“ und des bayerischen Tanzes mit seinen unzähligen Variationen als der „Schularten“, der „böhmische Wind“ u. s. w. sind vorerst, und das junge Volk strebt vom Longoboden wieder seinen Sippstätten zu.

Die zu Gast gekommenen Herrrenten' und Waldvereinter aus dem nahen Süddehen, welche sich nach und nach unter die jungen Leute mischen, treffen da alte Bekannte. Da ist von den Vorfahren einer, der sich damals, als er noch ein

„Wädel“ war, schon durch Courage hervorgethan und heute nicht minder schmerzlich anständig.

Es war am 15. August 1886 beim landwirthschaftlichen Feste. Ein großartiger Künzler bewegte sich durch das Städtchen. Unter den Gemeinden, welche hierbei mit Festwagen vertreten waren, hatte auch die Stadt Reunburg einen Wagen gestellt, auf dem eine Kinderchar in der Schwarzschöler Tracht gruppiert war. Die Kinder führten vor der Festtribüne einen Reigen auf, jüngsten und jungen. Unser Vörschl nahm ein paar Mädchen an seine Seite, die Strauß von Waldblumen trugen, begab sich zu dem Regierungswertreter, Herrn Königl. Regierungsrat Berg aus Regensburg, auf die Tribüne und hielt eine Ansprache, welche hier folgen soll, weil sie die einheimische Mundart getreu darstellt:

„Weng Es Gnaden Herr Regierungsrat nit ungnätig anheima thats, so hält i halt mit Wolab!) a paar Wörteln voraz bringa. Mir hama dös Feingla dou (dabei wird der kleine Redner auf den Festplan) so schdi j'amma g'richt, als ma hant ham: Mir hama usfo schönsten Wösch j'ammatrieh nacha Glanz, v'Denna, d'Fisch und v'Sau mit salben! Daß d'Veut seg'n, daß si' dou herhant a wos Schöns j'amma macht. Unja Sey'nd is so zwida niat, als 's in G'fahros is, daß 's halt droht nit bekant is, da Herr Regierungsrat wosch des sell jcho. Wenn Ent Zeit glect, göits hinte is Wernthal, krazelis oft af'n Schwarzwoir und 'n Thammfai und wdi ddi alten G'schläffer alle fan. Dou is hoimla! Und erst dös Holz, dös rar!) Meine Wäsel'n dou — 's fan a weng G'fredi und schödi!) und sprezin si' gern — han Straußl jü Ent j'amma g'richt aus unfern Holz, weil ma Ent gern ham, 's seids und a feiertogener Galt. Woibla göits her Entere Wüschin, da Herr Regierungsrat wird's niat vofschmacha?). Mir ham heunt die zwost Ritwo und ham a Freud, daß S' dou seids. Dös is unjer Haptotigats?) g'weil, daß dem Herrn j'ollt. No i moi, dou jahl si' nig'n und herantwegen fan ma schmadertfidel. G'junga und g'pörlt wird, was da Jeng halt und werns Ent g'jallt, nacha fan mo scho zolt a.“

Der damals noch kleine Schlingel machte einen Lustsprung, schwang seinen behänderten Hut und ließ sich dann mit seinen Fürnbelt, welche verächtlich gelächelt hatten, von den Klaffen wieder auf den Wagen spielen, nachdem der leutzelige Galt, auf welchen dieses Intermezzo den heitersten Einbruch machte, den Kindern warm gedankt hatte.

Unter unserer jungen Kirchweihgesellschaft treffen wir auch eines von den „Wäseln“. Es ist ein bildsauberes „geschmestestes“ Dienbl. Als im Herbst 1891 Sr. Excellenz der Herr Regierungspräsident Dr. v. Jägerl aus Regensburg bei Gelegenheit eines landwirthschaftlichen Festes in Begleitung des Herrn Regierungsrat Berg, unser Städtgen besuchte, bereitete ihm der Waldweirin Reunburg, dessen Ehrenmitglied Sr. Excellenz ist, einen festlichen Empfang. Vierzig junge Wäseln und saubere Mädchen in der einheimischen Volkstracht zogen in bunter Reihenfolge, an der Spitze ein alleliebtestes Bärchen, ein fünfjähriger Knabe und ein gleichaltriges Mädchen in das Abtheilungsquartier Sr. Excellenz. Hier trat zuerst das kleine Paar vor den illustren Gast und sagte sein Sprächlein her:

„Wie fan zwen kleine
Een koch fan drei Geng
Wie bringa die Willim
Uab do Reunburg an Grouh“

Sr. Excellenz nahm unter Lieblosung des artigen Bärchens die Blumenpende deselben entgegen, dann näherte sich schüchtern das „Wäsel“, welchen seine Schürze streckend, sprach aber dann bued die Güte Sr. Excellenz ermutigt, in ausdrucksvoller ländlich noiver und hergewinnender Weise den Willkommengruß, der hier ebenjalls Raum finden mag, weil er ein nicht minder getreues Bild des einheimischen Volks gibt:

„Greiz Gott! Criga woch i nimma
Wol i Zi eingli hoch fan,
Denn do' den Glanz, and do' den
Himmn,
Is mo be Kopf ganz wter und wöll!
I be be goat den Spruch mir
eiglernt
Und Hö jallma Tri Nam niat a (ein)
Erlan, ja, ja, a se wöhd hoch
Tas wird der rechte Titt ja (sein).



Ruf dem Schmezir. Der Thetiam. Zeichnung von G. Derer.

Wie gräß Gott! Was ten i besser
Wie grad den Grouh Tri bringa heunt
Er damnt ja oia Wösch Derg's
Tos j'ogst vo later Fremdsicht.

Denn freun thout uns schick, wiell,
Tob Tu ja und a kumma biß,
Uab bruzicht heun und ganz nobil,
Tos sigt ja, werns und ofschau, gersch.

Mir, Deum und Woibla, ade wösch'n,
Tob's Tri be und goat golln jell,
Tu bist ja Com vo die Wäsen,
Denns glogt, ddi freut und weilers wöhl?)

Gegor hamt glogt, wö V a kaba biß,
Wie Erlan vo den Wald-Borel!
Und frein thout be' V Wösch und Wösch
Und goat be Woll, se Uab und jell.

) Verlobt. — *) Jchu. — *) verschmähen — *) Hauptanliegen.

) Der Herr Regierungspräsident Jägerl ist Ehrenmitglied der Waldweirnschaften Reunburg u. B.

Drum bo i heunt dei Blümen jumbrecht
Wiß wöls in Wald dein wachse halt,
Und dei, dei trügst dip in a Buech
Wir lesen, dei a Tir get giest.

So nimen den Rufes o no gnüdi
Und hie a Biel no mi e,
Woscht Herr, mir dem halt a no Schmerzn
I lang glet mitn Handjehner o

Tu dirsch mitn meina, dei i epe
Ka Ti 's Berlang rich mit v' Stroh,
Tenn dei, dei woscht jo eh scho selbe,
Woi mögli dei für uns jo war.

Na, na, mei Blin, dei is viel größe,
Wir erobin jete jenen' Jahr der
Woscht, wos uns sibt an allermitt'a?
Wir braudeln — a Gifabeh!

Woh, Ti hote gschü'tt heunt im Wagn
Tob langt bo han, dei heit Sobeh.

Und Tu bist do ganz
nebli gfaahr,
Och socht a' mel mitn
— Cibus!:

Woh schreib dem af
ghöring af Wünda!
So Teint Jernst, dei
grasch Herrn,
Die jett nur hal dei
Wagn uns bosen
Und unjer Bitte dram
erhörn!

Und noch, woscht, mir
wideln banen
Ka Ruchschöttern am
Schwertjamer!
Woh gib halt v' Gribubald
gnüdi
Un ka en schpino Tunt
holde.

Und sag zu Deine Zeit:
— de Fiejschte
Tui müßn folg'n dei
woscht i jete, —
Wohst er? a Holz, jo
viel wos braucha,
Tebia Ruch de amol he.

Und noch ditt ma Ti no breyll,
Koch's Tir get gletn do und broyt,
Und dieß redt lang und kumt bal wiede
So zip, dip lo mei Eyacht ad."

Ein prächtiger „Kirchweihbursch“ ist der Wammeranderl-
sepp. Er ist „Schwäbischer“ und zur Zeit in seine Heimat
berurlaubt. Nachdem er gestern, als am Kirchweihsamstag in
schmucker Uniform mit dem rasselnden Säbel und klingenden
Sporen aufzugesähen, ist er heute in einer solchen Feier
angeweseneren „Einwillust“ ausgerückt. Auf dem Krauskopfe
den Hockigen schwarzen, mit dem Kirchweihsträußl bestickten
Fildhut, schief auf das linke der silberplattgeschmückten Ohren
gerückt, um den Hals ein rotgemustertes seidenes Tüch, am
Leibe ein weißermliches, vorn an der Brust schön rot mit den
Königsbuchstaben seines Namens eingemerktes sauberes
„Kirrospood“) und eine bunteblumete Weste, den silber-
beschüpften Zanter nachlässig über die Schulter geworfen, die
stammen Beine in schwarzen Lederhosen und glänzend ge-

wächsten Hosenstiefeln, ist er das Bild eines echten ober-
schwäbischen Bauernburschen. Der Sepp macht sich an die
Herrentent heran und fährt auch noch andere seiner Kame-
raden vor, so den Kaluppengingl, den Gregertspickentoni, den
Schopperschwingschwang und wie sie alle heißen mit ihren
oberschwäbischen Haus- und Spitznamen. Mit dem Stelze des
Kavalierleuten spricht der Sepp vom Schwingschwang, der die
Infanteristenmütze auf dem Kopfe trägt, als „Sandhosen“;
wenn ein solcher seine großen „Kommisbräutigamens“ in einen
Weiser stede, so laufe er über.

Die Musikanten spielten gerade einen lustigen Ländler,
den berühmten Dauteröderer, auf, im Sepp wird das Kavalier-
leutenblut rebellisch, und allsogleich geht es ad Schnada-
häppeln:

„Zwee Hüheln, zwee Kapelle
T' Schwellicher ham grüne Kappeln

Bei ha Hühelerie,
Damt jöhene Wötte
bei F'.

Und zu die Schwellicher
bin i ganga
Welle Schwellicher kotz
mit gfreut,
Wann die Sporn a jo
finga
Und bo Gut a jo gfreit."

Sepp schwingt
seinen Hut, setzt einen
kräftigen Juchzer
auf das Glangl, das
die rauh herbeigelam-
menen, weil Markeln
witternden Musikanten
getreu begleitet
hatten, läßt sich dann
„'s Hain“) einpfeifen
wobei Trompete,
Klarinette und Bio-
line schmetternd und
schwarzen, daß es
eine wahre Freude



Partie aus dem Marschier bei Reunburg a. B.

ist. Die Musikkapelle erfährt bei solchen Gelegenheiten eben
die sinuärtesten Verwendungen: Das Einpfeifen beim Trinken,
das „Hijpfeja“) u. s. w.

Der Sepp lobet dann auch das Bofert und ihre Freundin,
die nicht minder saubere Hanni aus dem nahen Jaggsdahl
zu einem Trunkte aus dem blauer- und blumengeschmückten,
schön bemalten gläsernen Kirchweihkrüge ein. Das Bofert
steht trotz der Hitze noch im Knick mit den wulstigen Armen,
die Hanni aber hat sich's leichter gemacht und das Rödel ab-
gelegt, so daß wir Gelegenheit haben, ihr goldgesticktes Wieder
samt dem Silbergeschmuck zu bewundern.

Die Kameraden dieser beiden Mädels, als Kruster des
sauberen Rädchenschlages, der hierzulande wächst, sagen in der
nächsten Nummer. 's Bofert und die Hanni, ihre Kameradin,
spreizen sich in üblicher Weise, nippen aber schüchternlich ver-
schämt aus dem Krüge, um gleich darauf sich wieder verlegen
zurückzuziehen, als der Sepp an die Umstehenden die Frage

) Horen. — *) Hwab = Hrad
Zwee Hühelerie, Nr. 41.

) Bier. — *) Gindgierlen

richtet, ob die zwei nicht recht „g'schmache") Schifflein") wären. Der Schwingschwanz bekräftigt dies nicht allein als angeborener Galanterie, sondern auch mit dem dem Koballeristen gebührenden Respekto, und um den entleerten Schifflein zu imponieren, wird der Kranz lustiger Schindelhäpflin weiter gemunden:

Und so zwo, wöl wir zwo
So find mos net get.
Wir gena e's Waldin
Kohn v'Carbol nakt?)
Und so zwo, wöl wir zwo
So find mos net glei,
Ten ein Tag ind Wirtshaus
Ten ondem el v' Bret*.)

Wir sen halt die bettagt
Kunstmische!
Wir verheim uns a Weil
Und verjacht's wirts *

Der Sepp stellt hierauf insofge Ausrang der Stadtkute die drei Musikanten, welche den Kirchweihleuten in ihren Tanzenden zu dieser Zeit so froh- und hilffreich beigeprungen vor, indem er sie durch die liebliche Einladung: „Obis her Us Boutin, loufts Ent ohsann", und durch ein Marktstück, das er auf den Tisch wirft, daß es tauzt, bestimmt, näher zu treten.

(Schluß folgt.)

Der Cagliostro von Baszreuth.

Von Dr. Ignaz Hoffmann.

(Schluß.)

Krohnemann hatte vorher, am 6. März, am 26. und 28. Juni, offenbar in sehr hoher Gegenwart (vgl. oben den 8. Punkt) eine Probe seiner Kunst gegeben; ob dasselbe zu Beyreuth oder auf der Pfaffenburg geschah, ist nimmer ersichtlich.

Mit frohem Mute und den sicheren Anzeichen, daß das große Werk nun gelingen müsse, ging Krohnemann aus neue an seine Arbeit. Er stützte seine Bemüher mit allerlei sinnreichen Anstiftungen aus, so las man z. B. innenbüher der Küchenthür den weisen Spruch Solomonis: „Wie einem Krappel das Lenz ansetzt, so steht einem Narren on, von der Weisheit zu reden". Außen, oberhols der Küchenthür, stand angeschrieben: „Das Zimmer zur heiligen Dreifaltigkeit". An der Stubenthür prangte innenbüher die Psalmstelle: „In to Domino speravi, non confundar in aeternum!" Eine besondere Gedächtnistafel zur Ehre des Fürsten, und um bleibendes Bezugs für das Unternehmen zu geben, war mit allerlei sinnreich verschlungener und vielartiger Schrift in der Küche ausgehangen.

Seine Frau und seine Kinder aber wurden nicht auf die Pfaffenburg gelassen. — Alsbald begann er zu arbeiten und Leibeskräften, mit Beznügen hörte der Markgraf das Lob seines Fleißes und freute sich auf den ersten Termin, der mit Michaeli dieses Jahres die Früchte einliefern sollte. Neuerdings erscholl der Ruf von dem Wunderkram, und die Bewohner der Festung und der Stadt und von weit und breit aus der Umgebung kamen Elende, Leidende, Kranke zu dem allgenötigen Meister aller Kunst, auch hohe Herrschaften, z. B. die Gräfin Drenbach zu Wientheid, waren darunter, welche mit dem Herrn Baron in besondere Korrespondenz geriet, und schwarzes Geld versprach, wenn ihre Wünsche erfüllt würden. Desgleichen war eine Frau v. Weigenstein brieflich an Krohnemann gekommen, die Reichthümer oder scheinbar nach dem noch vorhandenen Briefwechsel sehr äbel angeschlagen zu haben. Krohnemann oder laborierte rastlos weiter und setzte alsbald den Festungssommantanten durch die abwechselnde Fülle und Mannigfaltigkeit seiner unentbehrlichen Mittel in die vergezwungene. Bald brauchte er neue Kohlen, wozu

) Dem guten Beschnade entsprechende. — *) Wädhchen. — *) auf = unbedürft. — *) Auf „die Bril" geben ist hierzulande gleich „zum Kommerzieren" gein.

die Garnison eigens auf Kohlenbrennen sich verlegen mußte, bald Fichtenzölze, bald zerprungen setzere Gläser und Platte ein Ofen, denn hätte er wieder aufs allernotwendigste Dinge gebraucht, die im Winter nicht zu haben waren, wie z. B. Weintrauben und frische Waldbereen, oder drein oder taugten die durch Eilboten herbeigekochten Operationengegenstände nicht, erfüllten den Künstler mit Mut und stäber Laune. Trotz alledem aber versprach Krohnemann, alsbald 300 Mark Silber und 8 Rork Gold fertig zu haben, welche bereit langsam und allmählich in den Tiegeln heranzuwachsen.

Allerlei verdächtige Leute kamen und gingen, brachten und holten, es goß Untersuchungen und Fragen, aber es kam nichts hervor. Unter den verschiedenartigen Bestimmungen, welche seinethalben von Beyreuth aus kamen, ist auch die eines eignen Wachtpostens, der trotz der obliegen Freiheit des Herrn Baron, dennoch wie es scheint, heimlich bei Tag und Nacht vor seinem Caortier stehen mußte, angeblich wohl nur als Ehrenposten für den Herrn „Obriß", in Wahrheit aber doch eine verhängliche Ehre! Dem Posten wurde obenbüherlich eingeschärft, daß er zur Verhütung der Feuergefahr „keinen Lunden zum Dobad-Drinken" gebrauchen solle! Das Dobad-Trinken war der Ausbruch für die damals allgemach aufkommende Unsitte, welche wir heutzutage als „Rauschen" in Ehren halten.

Unterdessen arbeitete Krohnemann rastlos weiter, die Krone seiner Bemühungen sollte alsbald zum Vorschein kommen, und hiwweilen erschien der Markgraf selbst, um nachzusehen, was sein „Artist" mache, und wie weit die große Sache bereits gelaufen sei. Alles war in Bewegung. Vom 7. September bis zum 21. Oktober und wieder vom folgenden Tage bis zum 24. Dezember wurden Tag und Nacht, on Sonn-, Feiertag und Werktagen durch den Schmid Joh. Jr. Weidel Kohlen gebrannt, wozu derselbe das erste Mal 21 Gulden 40 fr., das andere Mal aber 45 Gulden 49 fr. erhielt. Der versprochene Termin zu Michaeli war wieder vorbei, do lieferte Krohnemann wirklich noch vor dem Ende des Jahres 42 Rork Silber, welche Lilien durch seinen Schreiber nach Bayreuth abholen ließ.

Und bald darauf, am 12. Februar des Jahres 1686 kamen neuerdings 46 Rork Silber und beinoqe 4 Mark

Golbes nach Bayreuth. Das Häflet war also gelöst, aber das Erlaunen sollte sich noch mehr steigern — denn an demselben Tage war auch der „Artist“ von der Pfaffenburg spurlos und völlig verschwunden! Thür und Thor waren verschlossen, wie zuvor, ruhig hielt die Schildwache vor der Thür, sie hatte nichts gesehen und gehört!

Wir eilen dem Gange der Dinge nicht allzu rasch mit der Erklärung voraus, daß alles natürlich vor sich gegangen, sehr natürlich, beinahe nur zu sehr. Eine Fahrt durch den Rhein hatte Rathgebener, viel weniger eine poetische Flucht aus dem Feuert, im Gegentheil vor Krohmanns Entweichung sehr profaisch, beinahe tragisch. Der Wagner hatte sich einfach nach dem heimlichen Gemach begeben, sich allda vermittelst eines heimlich erklangten, 14 Klaster langen Seiles hinausgelassen, unten eine dünne Wand durchbrochen und war von da ins Freie gelangt, wo seine Verjämmeren, zwei Röhre, welche zu seiner Haushaltung gehörten, item ein Rind, ein Weber und ein Junge bereits auf ihn warteten. Glücklich erreichte er die bambergerische Grenze und kam andern Tags noch dem bambergerischen Kloster Marienweier, um dort Aufnahme und den Schutz des Klosters zu ersuchen. Unterwegs gab es auf der Pfaffenburg noch neue Entdeckungen. Der „Artist“ hatte vier große silberne Schüsseln zu seinem Gebrauch aus der Vorratstammer erhalten — sie waren verschwunden, und zwar in den Tiegeln des Wundermannes, aber nicht, um nach Bayreuth zu wandern — denn dazu hatten anter dem Tiedt der ersten 42 Mark Silber und der darauf folgenden 46 weiteren Mark viel edlere Metalle ihre Dienste geleistet — sondern um in Nürnberg und Eger sich in Münze zu verwandeln, wozu 130 Vorn Luedbier das Gletee gegeben hatten. Außerdem war aber auf der Pfaffenburg auch die Silberlamme mittels eines nachgemachten Schlüssel er öffnet worden, und allerlei kostbare schmerz Schuhläde abhand gekommen, so z. B. „ein türchischer Ktawe“; ein silberne Kugel samt den Schöpf- und den Sadpfeiffen“, „ein silberner Willmann“, dazu allerlei Teller, Becher und Toiservie u. dgl., welche in der Folge bei allerlei Händlern und Stralchern teils verkauft, teils richtig verkauft, wieder zum Vorschein kamen.

Krohmanns Freisätze war alsbald ausgefundschaftet. Dem Oberamtman Erdmann Ulrich v. Waldensels gelang es, den Rüstfächer mit List aus dem Kloster zu bringen, so kam er vorläufig nach Ruppberg in Verwahrung. Nach einer ganzen Krähwillkade von Unterhandlungen, einerseits geführt durch den markgräflichen Vehmeprobst Johann Wolfspang Franz gegen den Bischof Marquard Sebastian anderseits, welcher die Auslieferung Krohmanns anfangs verweigerte, wurden nach einer umfangreichen Kosten-Spezifikation von bischöflicher Seite — die verlangten 240 Gulden von markgräflicher Seite erlegt, und der teure Herr Baron v. Krohmann an der Grenze oberhalb Untersteinach am 1. März „mit den gewöhnlichen Formalitäten“ ausgeliefert. Von da an wurde der arme Sünder auf einem mit Ochsen bespannten Karren, an beiden Seiten mit Ketten und Banden an Händen und Füßen angegeschlossen, liegend auf einem Bündel Stroh, unter anständiger fürstlich brandenburgischer Bedeckung nach Rumbach in sicheren Gewahrsam geliefert, allwo „wegen der schlechten Beschaffenheit der Frohnste zwei Bürger mit bloßem Degen Tag und Nacht vor Krohmann stehen mußten, damit er nicht entlaune, und nichts Verächtliches dazwischen könne“.

Das Verhör brachte noch allerlei Dinge zur Kenntnis. Anwiefern die Androhung der Tortur, der Daumenschrauben und des Erschens des Henters, welcher zur Verstärkung der Drohungen aus Bayreuth herbeigeführt wurde, auf die Auslagen der Röhre wirkten, welche Krohmanns Haushalt auf der Festung vertrieben, bleibt dahingestellt. Die an sie gerichteten Fragen waren nicht wenig verständlich, ganz im Stile des Inquisitionsals.

Auch angehts des Daumensodes und der Weinschrauben betoarte Krohmann, daß er ein wahrer Adept sei und Gold zu machen vermöge, nur habe er es nicht zu hoher Perfektion bringen können, weil es bald an dem, bald an jenem Material gefehlt, und er nur das particulaee gehabt habe; zu Wien, in Holland und Bayreuth habe er Gold gemacht, nur es aber nicht zu großer Quantität bringen können. Daß seine Vleserungen unbrauchbar seien, gab er zu, doch blieb er dabei, daß er perfekt worden wäre, wenn er noch weitere Zusätze gehabt hätte. Da er nun nicht eher von seiner teiere Besangenschaft hätte loskommen sollen, als bis er 14900 Gulden geliefert hätte, so habe er den Entschluß gefaßt, durchzugehen: Doch ihm dies nicht gelungen, sei ihm wirklich leid.

Die Untersuchungsakten wurden dem Banngerichte zur Schöpfung des Urteils übergeben, daselbe erschien am 19. April und lautete dahin, daß Krohmann nach der peinlichen Hofgerichtswordnung und den in derselben befindlichen Artikeln 187 und 169 vom Leben zum Tode mit dem Strang gebracht werde. In den angeführten Paragrafen ist jedoch nur vom Diebstahl die Rede, der an dem Mann mit dem Strang, an Weispersonen mit dem Wasser bestraft werden soll. Die Strafe erging also bloß über die Einträge und Entwendungen des Delinquenten auf der Pfaffenburg und nicht über den Mischmissen, Adepten und Reisten, auch nicht über den „Artz“ und Wunderbohrer — an diesen Dingen wagte der Markgraf auch jetzt noch nicht zu zweifeln. Der Markgraf unterschrieb das Urteil trotz den Bitten seiner Bewahler, welche auch jetzt noch nicht irre geworden zu sein scheint. Da das Urteil am 27. April vollzogen werden sollte, nachdem Krohmann vor den Schranken dem Rechte gemäß daselbst gehört haben würde, so machte man Kusfalten, daß der Ausschuss zur rechten Zeit erscheinen und mit „Amnition und gutem tüchtigem Gewehr“ da sein müßte. Hierauf sagte man doch Leben dem Besangenen ab, der nun einen Weislichen, und zwar einen katholischen verlangte.

Noch am Tage vor der Exekution wurde Krohmann vernommen wegen der Arznei, so er der Fürstin gegeben hätte. Er schöpfe hochauf Atem, als er daran vermerkte, daß seine Weisägerin ihm noch nicht verlassen habe; er bestand darauf, daß er nichts Rascheres hergebe und der hohen Frau auch helfen könne, weil er ihren Zustand kenne; Mittel und Arznei müsse er aber erst dazu bereiten; daß er der Fürstin nichts Unrechtes gegeben, das sei wahr, und darauf wolle er morgen sterben und in Gottes Reich sein.

Der Tag erschien. Die Teilnehmer an seiner Flucht, welche auch auf der Pfaffenburg zur Verhinderung der entwöhnten Kastbarkeiten mitgeholfen hatten, wurden mit Ruten gestrichen, an den Pranger gestellt und ewig des Landes verwiesen. Darauf begann vor den Schranken der peinliche Anwalt die Anklage in Gegenwart des Banrichters und der zwölf Gerichtsschöffen. Weber hier noch in der Rede, welche

der Verteidiger des armen Sünders sprach, ist von Goldmachern, Alchimie und Wunderzauber die Rede, immer hoch von Diebstahl und doch der Delinquent bei einer Lieferung falsches Gold und Silber überfendet haben. Darauf wurde der Stab gebrochen, und die Ausföhrung begann. Viele, und darunter wohl Krohmann selbst, wollten nicht glauben, daß der Markgraf einen Kavalier, der in so großer Gnade gelandet und so hohe Würden besaß, habe, auf so schimpfliche Art am Golgen enden lassen wollen. Auf Fürsprache der Fürstin sendete der Markgraf endlich einen Offizier ab, der dem Delinquenten Begnadigung bringen sollte, doch trotz ihm der Bordon schon errührt am Golgen. Man erzählte dabei, der Offizier habe geheimen Befehl gehabt, sich unterwegs so lange zu verweilen, bis die Exekution vorüber sei. Der Schorfrichter schlug ein weißes Blech über den Golgen, worauf in nicht allzu mäßigen Versen ein Ehrengedächtnis dem Gehängten gedichtet war — reime Golgenpoesie.

Seine guten obeligen Kleider hatte der Delinquent auf Gerichtsbesehl abgeben müssen, worauf ihm vom Büttel sog. Bärenhäuterzeug angezogen wurde. Da die guten Kleider fürstliche Geschenke waren, so trug der Bizehobdient Bedenken, diese dem Schorfrichter unzulänglich, er hielt also Anträge, ob er sie hergeben oder vertrennen lassen solle, weil es exemplum sine exemplo wäre. Laut Befehl vom 15. Juni mußten die Kleider an einen Händler in der Stille verkauft, und das Geld unter Schorfrichter und Raechte verteilt werden.

Die Lasten der Inquisition und Exekution belägen sich auf 130 Gulden 31 fr.

Krohmann fand übrigens nicht nur mehrere Dichter, welche Reimereien über ihn mochten, z. B. ein Zwiegespräch zwischen ihm und dem Golgen, sondern auch andere schwachsinnige Menschen löbten mit Titelverlegungen und Epitaphien ihren Wig. Eine dieser Übersetzungen lautete so: „Ehr. W. Bontoffel von Altmersdon, Herr über den Rosenstein, unweit vom Culmbacher Golgen gelegen, Erbherr über alles seines Wigts Thres doch wohl, und ein großer Hoonty über Prag, Wien, Leipzig, Graffenberg und Hoffeld, Ritter über den steinern dreyschuligt gemourten Orden zu Culmbach, Obrister über den Schinderfortern, uff welchen Er von Kupferberg noch Culmbach geführt worden, Hochfürst Brandenburgischer Beszungsbied u. s. w.“

Seine Frau war mit den Kindern schon früher außer Landes gegangen; man sagte gen Böhmen; Niemand wußte, wohin sie kamen.

Mit der Goldmoherei am Brandenburg Hofe war es aber doch noch nicht vorbei. Alsbald kam ein neuer Adpzt Joh. Georg Fischer, aus Hochberg; er hatte in Sachsen und Wien als Ingenieur gedient und aus Kuriosität dabei die Alchimie studirt. Er wurde alsbald zu Bayreuth angenommen und soll dem Markgrafen wo möglich noch mehr verlaborient haben, denn: „mundas vult decipi, ergo —“.

Die friegerischen Ehrentage von Straubing.

Von E. Heland.

In frohendem Sonnensichte wegen die goldenen Ähren der weiten Ackerflur um die alte Stadt Straubing, in enger Thätigkeit heimen Tausende fleißiger Hände die segnete Frucht der bayerischen Kornammer ein, die im Frieden so üppig gedieh. War ferner Scholl der Trommen verhallt, doch der Friede getreu von fleißigen Söhnen geküßt wird: möge es lange, recht lange währen, bis sie die tapfern Söhne der reichen Gasse wieder zum Streite rufen, zum Ziege gleiten! Wie ruhet der Hader der Völker, der Zwist der Stämme; von Kampf und Krieg wußten auch die geschossenen, blutgeröteten Mowern und Tärme der jezt so friedlich schaffenden Stadt Straubing gar vieles zu erzählen!

Denn schon am jene Zeit, da zum ersten Male die Morgenröte der Geschichte auf sie fällt, ist Straubing eine stolze Festung; die Helme der auf den Wällen schützbenden Posten gleichen unterm Sonnenstrahl, der Tritt gepanzelter Kohorten dröhnt auf dem Pflöcker der Straßen. Serviodorum, mit einem klüßlicher Junge entkommnen Römern hoch die Zeite, in welcher Soldaten der 3. italischen Legion, der 1. Moethenischen Kohorte und der 2. rätischen Kohorte die Macht an der Reichsgrenze, am mächtigen Donauströme, und angesichts der blauen Berge des Bayernwaldes hielten; sie lag draußen an der Aing, gegen die Aylburg zu, wo mein lieber alter Freund Wimmer, jezt Major und Bezirkskommandeur in Wasserburg, einst Reste ihres Mauerzürtels entdeckte. Noch schweben die Blätter der Geschichte über ihre Schicksale: sie werden sich ebenso gewaltet haben wie jene der übrigen Mauerbollwerke. Die Hermonen brachen ihre Tärne und Thore;

was sie übrig ließen, zerstörte die Zeit und der surspende Pfug.

Über den Trümmern der außerhalb des Kastells gelegenen Einflucht ist denn langsam die Stadt Straubing entstanden, die uns jezt als königliche Domäne der Korolinger Krauß und Ludwig des Kindes begegnet. Vom 13. Jahrhundert an beginnt ihre Klüte, ihre Bürger schloßen Kaiser Ludwig des Bayern Schlochten bei Gommelstorf und Mühlhof mit und empfingen zum Lohne ihrer Tapferkeit in Erster die bayerischen Mouten in ihr Wappen. Doch derselbe Kaiser erschien als Feind vor Straubings Mauerzürtel. Zwischen ihm und seinem Reffen, dem Herzog Heinrich d. A. von Niederbayern, sowie dem Böhmenkönige Johann entbrannte 1332 ein heftiger Krieg; mit 600 Helmen ging er auf einer bei Rogers geschlagenen Schiffbrüde über die Donau, belagerte vom 6. Juli bis zum 20. August die Stadt und nahm sie im Sturm. — Hundert Jahre vergingen, denn thoten sich die Bürger „mit Raufen auf die Keger zu behaim“ (d. i. auf Kriegszügen gegen die Hussiten) durch solche Tapferkeit hervor, daß sie Herzog Ernst 1431 ausdrücklich dafür belobte.

Zwei Jahrhunderte durch konnte sich Straubing des tiefsten Friedens erfreuen, um darauf die Schrecknisse des Krieges um so heßer zu erfahren. Am 4. November 1633 war Regensburg in die Hände des Herzogs Bernhard von Weimar gefallen, drei Tage darauf brachen seine Reiter gegen Straubing auf, hieben eine Abteilung von 200 Bayern nieder, welche die dortige Besatzung verläßt sollte, brängten die ihnen von da aus zu Hilfe gesandten 2 Kompagnien Krooten zurück

und bemächtigten sich der Vorstadt, die sie in Brand steckten, worauf sie wieder abzogen. Am 19. November traf Herzog Bernhard selbst mit 6000 Mann ein, ließ beim Kapuzinerkloster Batterien anlegen und drei Tage lang die Stadt beschießen, bis Beschießung gelegt war, weshalb der tapfere Kammandant, Oberst v. Hossang, gegen freien Abzug sich ergab. Die Kapitulation wurde aber gebracht, indem Herzog Bernhard der bereits abgezogenen Besatzung nachsahen, sie entlassen und gefangen setzen ließ. Während der Belagerung zeichnete sich der Apotheker und nachmalige Bürgermeister Simon Höller besonders aus, er soll von der Stadtmauer aus 30 Schweden, meistens Offiziere, erschossen haben, und zum ewigen Andenken wurde daher das

marmorne Brustbild eines Schweden an dieser Stelle eingemauert. Übel hansten die Schweden in der Stadt, von der aus sie den Bayerischen Wald plünderten und brandschatzten. Darum rüdten Graf Aldringen und Johann v. Werth vor Straubing, am 17. März 1634, beschossen die Stadt und beschädigten binnen weniger Tage die Mauern derart, daß der Kammandant, Oberst Bergbauer, die Stadt mit Accord übergab. Von nun an blieb sie in den Händen der Bayern, obgleich die Schweden nochmals wiederholt die Nähe an Straubing vordrangen und am

21. September 1648, kurz vor dem Ende des langwierigen Krieges, sich abermals der Vorstadt bemächtigten.

Der Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges, in welchem sich Kurfürst Max Emanuel, den Lockungen des Sonnenkönigs Louis XIV. nachgebend, mit Frankreich verbündete, führte neue Feinde vor die Stadt. Hier hatte man sich auf ihren Empfang wohl gerüstet; ein Wüchel neuangelegter Wallwerke umschloß die Stadt, wo Oberstlieutenant Ditzel mit einem Bataillon des Schellenbergischen Regiments und der tapfern Bürgerwehr zur hartnäckigen Verteidigung entschlossen war. Am 22. August 1704 erfolgte das erste Zeichen feindlicher Annäherung; der österreichische Feldmarschall v. Herbeville forderte die Erlegung einer Kontribution von 80 000 Gulden, worauf er die Antwort erhielt: die Herren Österreicher möchten nur kommen und sich die Gelder holen. Doch erst am 16. Oktober brach der Feldmarschall von Regensburg auf und vollendete

am 17. die Einschließung von Straubing. Gleichzeitig mit ihm hatte sich der bayerische General v. Raffel von Landshut aus in Bewegung gesetzt und war am 18. über Dingolfing nach Landau in eine durch die Isar gebildete Stellung gerückt mit der Absicht, die Belagerung von Straubing thätlich zu stören oder wo möglich ihre Aufhebung zu erzwingen. Nach Eröffnung der Laufgräben begannen die Österreicher am 20. den Plan der Batterie und nach vergeblicher Aufforderung zur Übergabe am 22. die Beschießung, die trotz der angetheilten großen Beschädigungen so heftig erwidert wurde, daß in der Stadt sehr rasch Munitionsmangel eintrat. Doch ließ man dort den Mut nicht sinken, weil man Kunde von dem

nahenden Entsatz hatte; als zwei muntige Bürger sich durch die Belagerer durchschlüpfen und dem General v. Raffel die Nachricht von den Gefahren überbrachten, er zugleich durch den General Freiherrn v. Lägelsburg Verstärkung erhielt, beschloß er, der bedrängten Stadt Hilfe zu bringen. Am 26. brach er auf, überschritt die Isar und rückte am 27. bis Oberpöbing, 9 km südlich von Straubing, vor. Doch Feldmarschall v. Herbeville machte rasch nach zwei Seiten Front. Seine Infanterie ließ er in den Wäldern zurück, mit seiner gesamten Reiterei — 40 Schwadronen, 5000 Mann —



Die Verteidigung Straubings 1742.
Nach dem Gemälde von Czo in Igl. Nationalmuseum.

Schlachtordnung den Bayern entgegen. Unterdessen besetzten die Bäger die Wälle der Stadt, und die Garnison stand zum Ausfall bereit. Allein die bayerischen Generale zögerten mit dem Angriffe wegen der großen Überlegenheit der österreichischen Reiterei sowohl in Bezug auf ihre Zahl, wie an Kürassieren, die gegen die leichten Dragoner und Husaren der Bayern den Ausschlag geben mußten. Zudem war bei ihnen der Hallsammerat und Geheimsekretär Reußner als Beauftragter der Kondestrogatin, der Kurfürstin, eingetroffen, welcher die Ermächtigung hatte, dem kaiserlichen Marschall zur Beförderung eines Baffenstillstandsab schlusses die Übergabe von Straubing anzubieten. Inzwischen waren bereits die Battruppen aneinander geraten, wobei die bayerischen Coladrons einige Gefangene einbrachten, darunter einen Oberstleutnant. Dagegen trafen die kaiserlichen Anhalten zum Sturm auf die in den Mauern Straubings stehende Beschießung. Die mittler-

weite angebotenen Verhandlungen drohten an der Forderung d'Herbivilles zu scheitern, daß ihm außer Straubing auch Passau übergeben werde, bis er die Beschießung wieder aufnahm. Nachdem ihm sein Verlangen zugestanden worden war, folgte am 28. Oktober der Abschluß eines Waffenstillstandes, welcher die beiden genannten Städte den Kaiserlichen einräumte, worauf letztere am 2. November Straubing besetzten. — Die Feder der Diplomaten hatte über das Geschick von Straubing entschieden!

Nach einem Menschenalter pochte wiederum die cherne Faust des Krieges an seine Thore. Am das Erbe Kaiser Karls VI. war er entbrannt; Kurfürst Carl Albrecht hatte selbst Ansprüche erhoben, rücte in Oesterreich ein und wurde am 12. Februar 1742 zu Frankfurt als Karl VII. zum Kaiser gekrönt. Nachdem der Feldzug des Jahres 1741 mit großem Glücke begonnen hatte, folgte ein rascher Rückschlag; im März 1742 hatte der österreichische Feldherr Graf Schroevhüller ganz Bayern mit Ausnahme der Oberpfalz und der beiden Städte Straubing und Landshut, sowie der von den Franzosen besetzten Festung Ingolstadt erobert, Straubing hatte schon am 28. Januar eine Aufforderung zur Übergabe erhalten. Doch hier war man der alten Überlieferung eingedenk, und die Stadt war gut gerüstet.

Schon seit dem Juli 1741 waren die Festungswerke unter Leitung des Majors Du Chastot, welcher als Ingenieur und Artillerie-Kommandant waltete, in besten Stand gesetzt und vielfach verbessert worden. Die Besatzung bestand aus dem 2. und 3. Bataillon nebst der 2. Grenadierscompagnie des Infanterie-Regiments Kurprinz (seit 2. Infanterie-Regiment Stromprins) unter Hauptmann v. Göttermann, 2 Escadrons des Kürassier-Regiments Graf Adamund unter Major v. Roth, einem Bataillon des einheimischen Landvolkes (entsprechend etwa der heutigen Landwehr 2. Aufgebots nebst Landsturm), der Freilivcompagnie des Freiherrn v. Pfeilmayr und einer gut organisirten Bürgermiliz in der Stärke von beiläufig 400 Mann. Das Kommando führte Oberst Freiherr v. Wolfswien, ein altgedienter und hochgeachteter Kriegsmann, der Sperrse einer alten bayerischen Beamtenfamilie; Stadthauptmann (Kommandant der Bürgermiliz) war der Bürgermeister Josef Martin Hoffmeister, der Älteste der Familie v. Hoffstern. An der Spitze der Civilbehörden stand der Vicedom (etwa dem heutigen „Regierungspräsidenten“ entsprechend) Graf Hürwarth. Noch dreimal erhielt Straubing die Aufforderung zur Übergabe, zum letzten Male am 19. März, an welchem Tage zugleich Kavallerie in der ganzen Umgebung sich ausbreitete und der Stadt die Zufuhren abschnitt. Am 2. und 3. April zogen sich die feindlichen Reiter, verstärkt durch Infanterie, (9 Bataillone und 6 Grenadierscompagnien) unter dem Befehle des Generalfeldzeugmeisters Grafen Wurmbandt um die Stadt zur Einschließung zusammen, am 4. benachrichtigten sie sich durch Überfall unter erheblichen Verlusten der Festung und begannen die Aushebung der ersten Parallele, die am 5. ungeachtet heftiger Beschießung und eines Ausfalls aus der Stadt vollendet wurde. Der 6. und 7. verging unter heftigem Bombardement, das einen starken, aber glücklich gelingenden Brand verursachte, sowie kräftige Antrooz fand, und unter einem glüklichen Ausfall; gleichwohl wurde die zweite Parallele begonnen. Am 9. wurde letztere armirt, am 8., 9., 10. das Bombardement fortgesetzt, das in den Nächten des 9. und 10.

auf das heftigste gesteigert wurde, aber keinen sonderlichen Erfolg erzielte. In der Nacht zum 11. morgens gegen 2 Uhr traten darauf die Österreicher plötzlich den Rückzug an, indem sie viel Geräthe und Proviant in ihren Lagern zurückließen. Ihr Verlust wird auf etwa 1000 Mann, jener der Beschießer auf 1 Unteroffizier (sowie der berühmte ein e Mann der Russen!) und 4 Personen der Bürgermiliz angegeben. — Ansehnliche Auszeichnungen lohnten die Tapferen: der greise, bereits 72 Jahre alte Oberst Freiherr v. Wolfswien wurde zum General-Feldmarschall-Lieutenant befördert, erhielt eine goldene Medaille an goldener Sanktenkette und ein unter seinem Namen aufzurückendes Landregiment. (Schon am 18. November erlag er einer wohl in Folge der Belagerungsarbeiten zu Straubing ausgebrochenen Epidemie.) Der Stadt wurden zum Ersatz für die nach dem heutigen Geldewerte auf 1½ Millionen Mark zu veranschlagten Schäden einige Steuern erlassen, und sie erhielt ebenfalls eine goldene Medaille.

An die energische Verteidigung Straubings hat der Volksthum allerlei Sagen und Erzählungen geknüpft, welche sogar in die Geschichte übergegangen sind. Leider verhält es sich dabei wie mit gar manchen gelehrten Sagen und Thaten, deren Personen oder Handlungen nur dem scharfen Auge präsender Kritik in Rebel zerfallen, z. B. Wilhelm Tell oder der Schmied von Rochel, die als Repräsentanten des Nationalruhms unsterblich geworden sind, obwohl ihre Gestalten nur verlorpörrte Geбилde der jähselben Phantasie bilden. So wird berichtet, ein bürgerlicher Artillerist Einsiedler habe mit seiner Kanone vom Balle aus 36 österreichische Offiziere erschossen. Die Leistung selbst klingt nur als eine Steigerung der Thaten des tapfern Apothekers Döller — und eine Persönlichkeit, mit welcher der angebliche Bürgerwehmann Einsiedler zu identifizieren wäre, läßt sich in keinem Archivorte glaubhaft nachweisen. Nebenstichend noch verhält es sich mit der Unterthrift unter dem jenseitigen Gemälde Ottos im Münchener Nationalmuseum, dessen Abbildung unsere freundlichen Leser auf diesen Seiten betrachten. Dort steht zu lesen: „Bürger und Soldaten unter Ludner und Gishray verteidigen Straubing tapfer gegen die eingebrungenen Österreicher 1742“. Was trifft nur auf Johann Michael Gishray zu, Eisenamtmann (Berichtsdienere) von Teggenhof, der sich bald als Parteilager einer gefährlichsten Partei erwarb und es noch bis zum 1. preussischen Generalmajor brachte, nicht aber auf den Chamer Bürgersehn Nikolaus Ludner, den nachmaligen französischen Marschall, der damals im Infanterieregiment Morawitzky (seit 5. Infanterieregiment) diente.

Hätte sich Straubing durch seine energische Gegenwehr in diesem Jahre die Freiheit gerettet, so unterlag es im folgenden den Wirlungen der Ereignisse, die Jeder der Diplomaten. Unter dem Kommando des französischen Oberlieutenants Boyssel de Sautier hatte es eine Besatzung von ungefähr 2000 Mann, von denen ein Fünftel Bayern des Regiments Truchsess, die übrigen Franzosen waren; dazu kam noch die bemannete Bürgermiliz. Am 8. Juni hatte die Einschließung durch österreichische Truppen begonnen, die sich in eine förmliche Belagerung verwanbelte. Farte Tage waren der 18. und 19. Juli, denn die Belagerer unter General-Feldmarschallmeister Baron v. Roth setzten der Stadt arg zu; doch die Feindseligkeiten fanden ein unvermuthetes Ende, indem am 19. Juli der kaiserlich-bayerische Generaladjutant Graf Rambaldi

mit dem Befehle eintrat, Straubing gemäß des Vertrags zu Kloster Nieder-Schönfeld (27. Juni) zu übergeben. Demgemäß zog die Besatzung ab, die Stadt wurde den Österreichern überantworen.

Die Veränderungen im Kriegswesen führten zur Aufgabe der Festungseigenschaft von Straubing und infolge dessen zur

Rücklegung der Werke während der Jahre 1780 — 1790, und seitdem sah die alte Festungstadt keine kriegerische Aktion vor ihren Mauern mehr, wenn auch die Festzüge der französischen Revolution und des Kaiserreichs enbloße Durchmärsche und Einquartierungen von Freund und Feind mit sich brachten.

Kleine Mitteilungen.

Eine Bauernhochzeit, wie sie alle niederbayerische Sitten und bräutlicher Brauch mit allen ihren Eigenartlichkeiten vorstreichend, wurde am 16. Juni in den Hofkellereien des Biederfelds Straubing in Geiselhöring begangen; die Musik war dabei volle 32 Stunden beschäftigt, die der Brautführer, die Kranzengänger, die Hochzeiterin ins Haus des Bräutigams auf aufsehengelegt liegenden Orten zusammengeholt und nach Berücksichtigung der Feiertätigkeit von Festhöhe wieder hinausgeführt wurden, und deren Hochzeitspaare selbst bis vor sein Wohnhaus geführt worden war. Nach dem Hochzeit wurde die Musik in zwei Abteilungen getrennt; die eine spielte zum sog. „Danzen“ im oberen Saale des Hauses auf, während eine kleinere Kapelle Musiker in der Sommerkellerhalle zum Tanze liess. 60 Gäste waren offiziell eingeladen, es dürften aber ihrer einige mehr an den Hochzeitsfesten gewesen sein; Hunger haben sie indessen gleichwohl nicht gelitten, denn die Fürstin des Herrn Wam ist wohlhabend wäherlich gewesen, indem er 3 Schweine (mit 4 Ferkeln), 10 Spoufertei, 18 Gänse und 3 Hühner schlachtete und Wäherlich wohl Lungen etc. in genügender Menge von den Fleischhändlern einkaufte sich.

Das 8. Jägerbataillon.

„In Straubing ist ein Städtchen,

Da liegt der brave Jäger
Ein ganzes Bataillon!“

So konnten, ein österreichisches Soldatenlied vorliegend, die oechter Jäger singen. In Deutschland werden von alters her eine besondere Verehrung für die Jägertruppe, vielleicht in Erinnerung an die uraltesten Zeiten, wo unser bäuerlichen Vorfahren noch in den Urwäldern hausten, und die Jagd auf mildes Gefier — und auf den Feind, des Romms einzige Beschäftigung war. „Jäger“, bald in dieser, bald in jener Formation, brisß das bayerische Heer wiederholt; sie galten stets als eine Art von Elitearmee und waren die Lieblingsabteilungen des Herrschers und des Volkes, sie genossen eine besondere Volkswürde. Aber auch von militärischer Seite muß man ihnen einen Wert zu und gab gern jeder Infanteriebrigade ein Jägerbataillon bei, gewissermaßen als „leichten Fußpol“. So wurden die nach dem Schlusse der napoleonischen Kriegesperiode überkommen vier Jägerbataillone allmählich vermehrt: 1851, 1863, 1868 durch die Errichtung von je zwei; heute sind unsere zehn Jägerbataillone, die im glorreichen französischen Kriege ihren kriegerischen Teil der Vorbereitungen brachten und sich in der That als Elitearmee bewährten, in Anstalt der Organisation des Reichsheeres auf zwei vermindert.

So haben denn ehemalige Angehörige des achten Jägerbataillons den Gedanken gefaßt, in ihrer eintägigen Garnisonsstadt Straubing zusammenzukommen und in frühlichem Beisammensein die alten Erinnerungen aufzufrischen, die alte Kameradschaft mit treuem Handschlag zu erneuern. Wer auch der Bekand des Schändens Bataillons nur von kurzer Dauer, so zieren seine Geschiede doch ewig denkwürdige Tage stolzer Kriegeserfolge!

Nach dem 5. Kompagnien der bisherigen 1., 5. und 6. Jägerbataillone wurde es am 21. Dezember 1863 in Guldach gebildet, nach dem Festzuge 1866 nach Straubing verlegt und am 1. Oktober

1878 zu Gernersheim dem neuformierten 17. Infanterie-Regimente Trif als dessen zweites Bataillon einverleibt. Im Verlaufe der 7. Infanterie-Brigade (zu welcher noch das 5. und 7. Infanterie-Regiment gehörten) unter dem Befehle des tapfern, auf dem Felde der Ehre gebliebenen Generalmajors Zauls, später des Obersten Biotz locht es im Festzuge 1866 in den Gefechten bei Neidorf (4. Juli) und Lützen (26. Juli), in welsch letzteren sein Kommandant, Major Rudolf, schwer verwundet wurde; im glorreichen Kriege 1870/71 war es in der 5. Infanterie-Brigade (General-Major v. Schleich) mit den 6. und 7. Infanterie-Regimenten eingeteilt und schied mit blühigen Letztern seinen Namen auf die Tapfer der Gefechte bei Weissenburg (4. August), Wörth (6. August), Sedan (1. September); hier wurde der Kommandant, Oberstleutnant Ferdinand Kohlermann tödtlich verwundet, Pfeiß-Biquet (19. September), worauf es ein Stück des ebenen Kaiserbüchse, mit welchem die deutschen Heere Paris umschlossen, und in demselben am Aufstallgechte gegen Wottilon (13. Oktober) teilnahm.

Wohlan ihr Braven! Wie siad in Gedanken der euch, wenn ihr der Gefallenen gedenkt, und wie heben die Hand mit euch, wenn ihr den alten, mit Herzblut besegneten Bogenschwur erneut: In Treue jeht!

Der Wellerwack. Einer der vier Edhne des Regimentschleßes Wöll zu Schönberch, Gofimir, ward Dr. U. J., Teles zu Donauwörth, Generalvikar und 1708 Bischof von Ampeid und Weisbischop von Augsburg. Den Alt seiner Konsekration zeichnete der Umstand aus, daß ihm dabei seine beiden geistlichen Brüder, Boger, Altd von Kaitzein und Anand, Altd von Donauwörth, als Wäherlichen zur Seite standen. Im bei seiner bischöflichen Würde seines niedrigen Herkommens nicht zu vergessen und stets daran zu denken, wie er beim Beginne seiner Studien zu Regensburg durch Nothtoge in Seminare St. Wolfgang sich vorbringen warfte, ließ er die beiden irdenen Hühner, wosmit er sich einst die Tafel geseht, in Silber fassen und vor sich auf die Tafel stellen, so oft er vornehme Gäste in seinem Hause demiterte. Er starb 1715 69 Jahre alt und liegt im Domturmsaage zu Augsburg begraben.

Ein Wellerwack drüßlicher Kunst dietet sich den Wäherlichen unserer Väter, das herrliche Glasgemälde, mit welchem vor wenigen Monaten die Sempertuspelle in der Kirche St. Ulrich zu Augsburg geschmückt wurde. Das Fenster wurde von der königl. Hofglosmalerei von Fr. X. Jettler in München hergestellt, einer Kunst, deren Komen durch ihre großartigen Leistungen sich Beweise erworben hat. Wir geben eine kurze Beschreibung des Bildes.

Das Bild zeigt uns die feierliche Übertragung der Gebeine des heil. Sempert am Ofterdienstag 1492, den 23. April. Ein Fahnenträger erhebt auf diesem Wäde die Prozession, die eben an der Nordseite der noch nicht ganz vollendeten Kirche (Sie wurde erbaut von Jahre 1474—1500) am alten Kirchportal sich vorbeibewegt. Dieses Kirchportal wurde angebaut 1497, abgesehen im Mai 1881 und befindet sich gegenwärtig in Bruchstücken im Maximiliansmuseum in Augsburg. Dem Fahnenträger folgt der Prediger Konrad Wädelin. Hinter zwei Wäherlichen schreitet Bischof Friedrich von Zellern, das Haupt des heil. Sempertus tragend.

Friedrich von Joltern war von 1496—1505 Bischof von Augsburg, vormals Dombischof in Straßburg, wo er den berühmten Prediger Weiler von Kaisersberg zum östlichen Freunde hatte. Unmittelbar auf den Bischof folgt der römische König und nachmalige Kaiser Maximilian mit rotem Purpurmantel angethan. Sein Bild entspricht dem berühmten Porträt von Albrecht Dürer. Zu des Kaisers Seite sehen wir den Bischöflich Ulrich von Augsburg. Der kaiserliche reichsgerichtete Rath wird von den Äbten Bartholomäus von Donauwörth, Georg von Koggenburg, Johann von St. Ulrich und Georg von Jutenboch getragen. Unmittelbar hinter dem Himmel, welchen vier Diabole tragen, schreiten einher

Fortläufer der Draifine. Ein sich selbst bewegender Wagen großartigsten Stils wurde 1649 von Johann Heintzsch (geb. 1585) zu Nürnberg gebaut. Er fuhr auf vier Rädern. Auf den vordringigen lag ein großer Kasten, in dem sich ein Räderwerk befand, das durch einige gleichfalls in diesem Kasten befindliche und somit den Rädern verborgene Menschen getrieben wurde. Oben sah der Erfinder und lenkte den Wagen, dessen vordere Enden in einem Tragen auslief, der die Augen verdeckte und, wenn das Volk den Weg verirrte, Wasser einspitzte. Ein Paar am Wagen befindliche Engel hatten bewegliche Arme und hielten die Fohanne. Karl Gustav von Schweden, bekanntlich ein Bittelbacher, kaufte



Das der Simeonshapelle zu St. Ulrich in Augsburg.

die Herzoge Christoph und Wolfgang von Bayern, in ihrer Ritter Oberthor Graf von Bartenberg. Das Bild des Bayernherzogs Christoph, von dem sonst wohl kaum ein Porträt existieren dürfte, ist nach einer alten Kostümzeichnung aus dem Kloster Polling gefertigt. Von den übrigen Fürsten, die damals zum Reichstag in Augsburg versammelt waren und die alle an der eben beschriebenen Prozession teilnahmen, sehen wir auf dem erhabenen Ostgemälde noch Rudolf, Fürst von Anhalt; Franz Wolfgang Graf von Hohenzollern, Franz von Pönte, Kanzler von England, und Graf Johann von Frontenstein aus Kroatien. Den höchsten Persönlichkeiten folgten der Bürgermeister von Augsburg, Ludwig Heller, und mehrere angesehene Bürger Augsburgs, darunter Sebastian Pfung, Johann Langemantel, Jakob Reisinger und endlich Konrad Freisinger, der berühmte Stadtschreiber von Augsburg und der intime Freund und Ratgeber Kaiser Maximilians I.

den Wagen um 500 Thaler und sendete ihn nach Stockholm. Später verfertigte derselbe Künstler einen ähnlichen Wagen als Triumphwagen für den König von Dänemark, nachdem er schon vorher Stühle für Hofgenossen in größerer Zahl gefertigt hatte, worin sich dieselben sizen durch die Kraft der Arme im Zimmer hin- und herbewegen konnten. In ähnlicher Weise verfertigte der gefähmte Uhrmacher Elias Jastler zu Nürnberg (geb. 1633, † 1689) Kunstwagen mit drei und vier Rädern, die durch Kurben in getrieben wurden, ist genau nach dem Muster der gegenwärtigen Draifinen.

Beleg: Reichswappen. Vier Wägen der Bischöfe. Von Ulrich Schilling (Herrmann) — Gensler (Herrmann). Einmalig die aus dem Schwanenbuche. Von Hans Zorer. Herrmann (Mit zwei Wägen). — Der Kapitän von Hattendorf. Von Dr. Gensler (Herrmann). — Der Herrmann Herrmann von Gensler. Von Dr. Gensler. (Herrmann). — Der Herrmann Herrmann von Gensler. Von Dr. Gensler. (Herrmann). — Der Herrmann Herrmann von Gensler. Von Dr. Gensler. (Herrmann). — Der Herrmann Herrmann von Gensler. Von Dr. Gensler. (Herrmann).



Verstümmelt.

Eine Münchener Geschichte von Albert Schallert.
(Fortsetzung.)

Als Krudel wahrnahm, daß Herr Wägel auf einen Stuhl niedersank und, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, laut aufschluchzte, er also vorerst nichts zu fürchten hatte, wuchs sein Mut wiederum. Er trat näher, beugte sich herab zu dem Eigenden und sagte halbstüßend: „Wir waren drei, als wir damals Madame aufhoben. Amman ist tot, Müller schweigt, und ich will ebenfalls schweigen, wenn Sie zahlen. Dann gebe ich auch den Dolch zurück, den ich bei dieser Gelegenheit vorgefunden. Ich habe ihn wohl aufbewahrt samt dem daran liegenden Blute. Ja, ja, regen Sie sich nicht unnötig auf. Wenn Sie zahlen, kann alles noch ganz gut werden. Also, für heute leben Sie wohl. Überlegen Sie sich meinen Vorschlag, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.“

Der Schürke wollte eben mit schleichenden Schritten das Gemach verlassen, als er auf der Thürschwelle mit Müller zusammentraf, der gerade eintreten wollte.

„Oha“, rief dieser, „was geht hier vor? Wa hinaus, Mousje? Dableiben! Was hast Du mit Herrn Wägel gehabt?“

„Seid Ihr es, Müller? Das trifft sich gut, haltet den Strudel auf, er muß dableiben“, sagte der Kaufmann mit tosender Stimme, sich müde von seinem Siege erhebend.

„Aber wie sehen Sie aus, Herr Wägel, um Gotteswillen, was ist Ihnen zugewissen? Hat dieser Tropf hier Ihnen so zugelegt? Er soll es büßen. Stillgestanden, mit dem alten Müller wird man nicht so leicht fertig, das merke Dir!“

„Er behauptet, daß meine Frau mit dem Kapitän Prabhonne im Einverständniß gewesen, daß sie sich später jedoch

veruneinigt, und daß meine Frau den Offizier betrogen habe. Ich soll ihm Geld geben, er verlangt tausend Gulden, sonst würde er mit dem französischen Obersten reden, der gekommen ist, um nach seinem verschwundenen Waffensbruder zu suchen. Der ganze Fall hat mich unsagbar aufgeregt.“

„Schurkerei und kein Ende!“ donnerte der biedere Buchhalter, dem die Erregung jugendliche Kraft verlieh. „Was fällt Dir ein, Dich mit solchen Geschichten an Herrn Wägel zu wenden? Soll ich Dich bei der Polizei denunzieren wegen Erpressung?“

„Das wird in keinem Falle geschehen, Müller, spottete Krudel. „Du weiß ich doch zu viel von Madame.“

„Den Teufel weißt Du!“

„Doho, die Kijette bleibst mir's geständig, sie hat selber gesehen und gehört, daß die beiden auf vertauschten Füßen mit einander gewesen. Als wir später Madame oben im Söller ausgefunden, war sie voll Blut.“

„Natürlich, weil sie halb erschlagen war von herabgefallenem Balkenwerk, sie blutete ja aus einer Wunde am Hinterkopf. Die Kijette ist übrigens nahezu kochförmig, die können wir ganz aus dem Spiele lassen.“

„Madame hatte einen kunstvollsten Dolch in der Hand, als wir sie aufgehoben. Dieser Dolch ist nunmehr in meinem Besitze.“

„Alfa Diebstahl Deinerseits, und mit solchen Mitteln gehst Du darauf aus, Herrn Wägel, Deinen früheren Wohlthäter, in empfindlicher Weise zu schädigen? Du willst ihn in den Augen der Mitbürger herunterziehen, ja garbezu ver-

nichten. Und warum dies alles? Geant Dir denn nicht selber vor solcher Teufelei? Was bestimmt Dich zu einem solchen Vergehen?"

"Ich brauche Geld, denn ich will es mir nicht immer von meiner Frau pfeilmäßig vorgeben lassen", sagte Krudel trostlos. "Wenn Herr Wägel übrigens nicht zahlen will oder kann, ja braucht er es nur zu sagen, und ich werde mich an den französischen Oberst, dem sie sind meine Kustürme wertvoll genug."

"Was verpöcht Du Dir denn von solcher Denugation, hast Du denn darüber schon ernstlich nachgedacht? Ich glaube kann. Wenn Dich aber die böse Lust antreibt zur Ausführung eines solchen Vergehens, so magst Du uns ohne weiteres die Polizei auf den Hals hetzen. Wir sehen den kommenden Ereignissen mit aller Ruhe entgegen. Hüte Dich aber, daß Du Dich nicht in der eigenen Schlinge fängst. Wenn ich Dich recht verstehe, so willst Du von Herrn Wägel Geld erpressen unter der Drohung, bei verweigert Zahlung ein Dir bekanntes Geheimnis auszuplaudern?"

"Geld will ich haben für mein Schweigen, das stimmt!" befieligt frechen Ton der ehemalige Ausläufer.

"Wenn der Oberst Dich für Dein holländisches Gewächse belohnt, dann wende Dich je eher je lieber an ihn. Denn von uns bekommst Du nicht einen roten Heller, dies darf ich Dir in Herrn Wägel's Namen aufs allerbestimmteste versprechen. Nicht wahr?"

"Ganz gewiß!" riefte der Gefragte, "und nun lassen wir den erbärmlichen Menschen seines Weges ziehen."

"Das lautet recht stolz, Herr Wägel, aber ich fürchte nur, daß Sie noch klein begeben, denn es wird hoch der Tag kommen, wo ich volle Wache nehmen kann, für all die vielen Demütigungen, die mir in diesen Tagen hier von jedermann zugesagt worden sind. Wir werden uns recht bald wiedersehen. Für heute wünsche ich recht vergnügten Morgen!" und hochachtungsvoll verließ mit itanzlichem Gruße der Etade das Zimmer.

6. Kapitel.

Ein herrlicher Sonntag Nachmittag ist es im Monat August. Noch sieht der Sommer in voller Pracht, aber leise und sacht kündigt schon der Herbst sein Kommen an. Um diese Zeit ruht sich's am besten in der süßen Veranda, welche bei Wägel den Übergang herstellt zwischen Haus und Garten: ein mächtig großer Raum, der bequem eine Familiengruppe zu lassen vermag. Die Mauernände sind aufs dichteste mit Immergrün und wildem Wein bewachsen, während die Stüchne mit üppigen Ranken an den Säulen des Vorbaus emporklettern zu den Gesimsen und von dort eine reiche Fülle dunkelroter Blüten herniederpendelt; erst leuchtet die blasse Pracht der Passionsblume aus diesem wuchernden Grün der Gestirnde.

In einem bequemen Sessel ruht Wadame Wägel mit hochgeschlossenen Augen; auf den flüssig edlen Jügen des bleichen Gesichts liegt die erhabene Ruhe stillen Duldens ausgebreitet; ihr zur Seite sitzt Bertha, eine Arbeit in den Händen, während Max die Zeitung liest. Aus dem nächsten Zimmer, dessen Fenster und Thür weit geöffnet sind, dringen die Klänge eines vortrefflichen Instruments in herrlich rauschenden Tonsätzen heraus in die sommerliche Stille, und das meisterhafte Spiel verrät, daß nicht nur eine wohlgeübte Hand die Tasten regiert, nein, daß hier bei Wiedergabe eines unsterb-

lichen Werkes so recht ein Geist zum andern spricht. Ein langer Präludium, das in phantastischen Gestaltungen ein Thema paraphrasirt, schloß endlich mit der Introduction zu Beethoven's unsterblicher Schöpfung, der herrlichen Frühling's-Sonate, jenen Werke unvergänglicher Zugsbrücke, dem unferere Großvater ebenso begeistert lauschte, als wir selber, wenn ein bewusster Zünger und Interpret dieselbe Schatz mächtigster Gefühle und Stimmungen uns erschließt. Schon bei den ersten Klängen hatte Wadame Wägel aufgeschlickt und dann erst mit weit geöffneten Augen dem Spiele gelauscht, bis ein verständnisvolles Lächeln ihre bis dahin starren Züge belebte, und langsam Thräne um Thräne die bleichen Wangen heruntertaufelte. Mit Stauern hatte Bertha auch diesmal wieder wahrgenommen, wach tiefen, erschütternden Eindruck das jenseitliche Spiel des jungen Franzosen auf ihre Mutter gemacht.

"Du weinst Rama, und Du bist ergriffen, ja hast Du denn die Sprache der Töne verstanden? Ach, schüttle nicht das Haupt und weine nimmer. Ich fühle mich so leicht, so wohl, so glücklich. Noch kann alles gut werden!" und die Tochter lächelte mit tiefer Bewegung die Hand der Mutter.

Da trat Henri Martin aus der Thür des Zimmers auf die Veranda, und mit achtungsvoller Verbengung der kleinen Gesellschaft sich vorzustellen, aber rasch erhob sich Bertha, und den Franzosen an der Hand fassend, zog sie ihn vor den Erffel der Kranken, indem sie lebhaft aufrief: "Kommen Sie, Monsieur Martin, meinen herzlichsten Dank entgegenzunehmen für Ihr meistertafel Spiel. Auch Rama will Ihnen danken, gähnen Sie Ihr nur gütigsten einen Augenblick Zeit zur Sammlung. Rama, hier steht Monsieur Martin, sagt Du für ihn kein Wort der Anerkennung?"

"Erlauben Wadame", sagte der Franzose, mit eleganter Verbengung die gereichte Hand an die Lippen fahrend; dann fuhr er, sich an Bertha wendend fort: "Gnädiges Fräulein sind zu gütig, den besten Willen, der mich besetzt, um den Werken eines großen Meisters gerecht zu werden, ohne weiteres gleich für die That selber zu nehmen. Auf dem Fügeln bin ich mir, zumal, wenn es Beethoven gilt, meiner Anfängerhaft noch sehr wohl bewußt."

Während er so sprach, halstete der Blick der älteren Dame mit seltsam forschendem Ausdruck auf des jungen Franzosen Antlitz. Wen konnte dennlich wahrnehmen, wie ihr Geist in harten Ringen mit bergendenden Fesseln ängstlich noch einem befreundeten Wort suchte, das aus der Tiefe der heilig arbeitenden Brust heraus sich zwischen die Lippen drängen wollte, und welches dennoch die Zunge nicht auszusprechen vermagte.

"Was seht Dir, Rama, kann ich Dir helfen?" sagte Max, der, einem Winke der Schwester folgend, herbeigerollt war. Aber Wadame Wägel schüttelte abnehmend das schöne Haupt mit den noch üppigen, jedoch schneeweißen Haaren, dabei hielt sie mit beiden Händen die Rechte Martins fest und blickte unermüdet von ihrem Sitze zu ihm empor. Da ließ sie heftig das eine Wörtchen "Clercy" aus und beobachtete mit größter Spannung den Eindruck, welchen dieser Name auf den jungen Franzosen machen würde.

"Clercy?" wiederholte dieser mit dem Ausdruck des Staunens in den blickenden Jügen, "Clercy, was soll das heißen? Es ist mein Geburtsort, ein kleines Dorf bei Orleans, wo

früher meine Eltern lebten, bis sie nach Kogent-sur-Marne bei Paris zogen. Aber ich habe Clergy noch nie genannt."

"Clergy bei Orleans, ja, ja!" wiederholte Madame Wögel mit freudiger Miene, den jungen Mann seher lustig, welcher, nachdem er ihre Absicht erkannt, sich niederbeugte und willenslos es geschahen ließ, daß die Kranke, sichtlich außer höchste Erregt, einen heißen Kuß auf Wangen und Mund drückte, dann kam sie erschöpft auf ihren Sitz zurück und schloß die Augen wieder zu längerem Schlummer.

Erkaut blinnten die drei jungen Leute einander an, dann rief Max: "Was hat das zu bedeuten? So habe ich Mama noch nie gesehen. Doch möchte ich es nach allen bisherigen Beobachtungen als ein gutes Zeichen begrüßen, daß sie sich für ihre nächste Umgebung lebhafter als sonst zu interessiren beginnt. Die gewaltige Aufregung wird ihr hoffentlich nicht schaden. Auf alle Fälle will ich gehen, Papa aufzusuchen, den ich wohl am sichersten beim Medizinalrat treffe."
"Und dahin gehst Du so doch am liebsten!" lächelte Bertha. "Wich wunderst überhaupt, daß Du es bei uns so lange ausgehalten. Aber geh nur, ich bleibe gern bei Mama, Monsieur Martin wird mir Gesellschaft leisten."

In diesem Augenblick öffnete Madame Wögel ihre Augen, die einige Sekunden mit dem Ausdruck größter Zärtlichkeit auf den Jüngen Henric schauten und alsobald sich wieder schlossen, während ein Schimmer unbefruchteter Seligkeit

sich über das müde Antlitz verbreitete, und die Hand wiederum nach des Franzosen Weichen haßte.

"Sie sehen wohl, Herr Henri, daß Sie nicht wohl fort können", behauptete das Fräulein lächelnd. "Aber bringen Sie auch gern ein so großes Opfer?"

"Was nennen Sie ein Opfer, Fräulein?" fragte Henri, und ein treubriger Blick flog hinüber zur Gesährin, die an der andern Seite des Krankenbette's lag. "Wenn das Leben fortan mir nichts Schwereres auferlegt, als in solcher Gesellschaft einige Stunden verplaudern zu dürfen, dann zähle mein Dasein zu den allerhöchsten auf Erden."

"Immer galant", scherzte Bertha.

"Ach, nein", behauptete Henri, "ich spreche in vollem Ernste, denn ein hartes Geschick hat früh gewollt, daß ich lerne, auf eigenen Füßen zu stehen, und die frohen Stunden, wo ich so recht am Herzensgrund mich freuen durfte mit der ganzen Sorglosigkeit der Jugend, waren mir von jeher länglich zugegangen."

"Wenn doch für Sie ein Trost sein kann, so will ich Ihnen sagen, daß es auch bei uns hier nicht anders gewesen. Doch haben Sie als Mann, außer in der Welt herumzumerren, ganz anderes erlebt, als ich unbedeutendes Mädchen, und Sie würden mich zu hohem Danke verpflichtet, wenn Sie mir erzählen möchten von Ihrer Jugend."

(Fortsetzung folgt.)

Stoipfaleriſſig.

Ständliches Bild aus dem Scherzstücke von Georg Dorrer.

(Schluß.)

Da ist zuerst der Weberstanzler, in seiner Jugend bei den "Poloneten" als Trompeter in der Musik verwendet; von diesem weiß der Sepp, daß sein Haupttätmerrnis sei, daß kein Bierrecht lange unangekerkert stehen bleibe, dann der Gregerſchneider! Der Schneider hatte in grauer Vorzeit einmal ein halbes Jahr heilig auf einen Schullehrer studiert und aus dieser merkwürdigen Epoche seines Lebens nach so viel Weigenſpiel herübergerettet, daß er leblich zu sekundieren vermag. Daraus kommt der Kußſchlagſchmied, dem immer die Luft ausgeht, wobei wir nicht erfahren konnten, ob sich dieser Umstand aus der Mäßigkeit selbst oder aus das asthmatische Leiden seiner besahnten veränderten Klarinette beziehe.

Nachdem sich Sänger und Orchester durch "Anſeuchten" ordentlich geträufelt, schnadelt, strampft und juchzt der Sepp, dreht sich dabei ein paarmal um sich selbst und schnadelhüpfelt weiter:

„Du herziſt ſchind Schopel
I ſeg da mein Orant,
Und i gab da zert Herzl
Wann i 's auſſe theu kann.“

„Du ſiegt ma in die Aug'n
Und du ſiegt ma in Sinn
Du ſiegt ma im Herzl
Zwei Mäher ſind brian.“

„Wohl heft gewint an mi
Weil i wirt kama bi
Wohl ſig ſtu i de
Weil no glet 's G'ſcherl“ o

Das zusammengeknöhten blauerliche Musikantenquintettium spielt in der besten Parmanie den Schnadelhüpfen des Sepp nach, nur als er singt:

„I bist lüch, a bist lüch
I bist groß man ma theu
Wolch' Teila ma ma er' ſign leun
Oa ge'a ma ma er teu.“

scheint es, als ob die Klarinette plötzlich einen Asthmaanfall bekommen wolle.

Der Wirtsgirl, der gut ausgelegt ist, weil das Damoselſchmerz einer „Meieri", welches an einem Haare über jeder Kirchweihreiter hängt „heunt" nicht herabzufallen scheint, zwist auch sein Geßel unter Seppens Ohnangeln:

„Sagst ma, was laßt n Bier?
Dran trinkst und seibst gern hier!
Gelt ſag wos o,
Iß da Bier' deür do
Töbtst ma net raffn, töbtst ma net klog'n,
Rehnto laiba Othma Webla kern' Krogn'")
Ospala Boun, nehmt ſich kon Krogn'“

Der bide Wirtsgirl will den Burſchen gleich mit gutem Beispiel vorangehen und eben das nächste Wohl an sich ziehen, allein er wird unter allgemeinem Gelächter von seiner „Alten" geschwind weggezogen. „Welt alter Schißel!" reißt die Alte, „dös stand da o, oha dou bleibst da o Schnabel ſaba, so lang i no gwurln" fa.“ Um dem Wirtsgirl aus der Verlegen-

) er heißt hier „ihnen", den Musikanten. — *) Kierel = werfen, Weierel, Auswerf. — *) beim. — *) Krogn. — *) Schlingel. — *) Die Hüße bewegen.

) Das Winkeln.

heit zu helfen, setzt das Orchester ein und spielt einen Landdrehler. Dem schenkenden Bock erhebt der Gregerfschneider, indem er sich jedesmal während des Spiels an eine leere Kiste stellt und auf diese mit einem feinen dünnen Beine nach dem Takte der Musik kräftig stampft. Alles dreht sich um im Tanze, zu welchem die Burschen der Hize und Bequemlichkeit wegen Dausler und Beste abgelegt, und die Mädchen das lästige Röckl, so daß das hellleuchtende Weiß der Kirnwopfe und das grelle Rot der in dem rasenden Landdrehertakte fliegenden Röcke der Mädchen, die vorwiegende Farbe des Anblicks bilden, in dem sich die einzelnen Paare dicht aneinander gleich einem lebendigen Kreisel drehen. Die Hände gegenseitig auf den Schultern, so halten sich Durch und Dindl beim Tanze umschlungen, das Mädchen zur Parade ein weißes Taschentuch in der Hand. Das Engagement der Tänzerin ist ein äußerst einfacher Preys: Der Durch währt sich dem nächsten besten Mädchen und „jägst of,“) d. h. nimmt es mit in die Reihe der Tanzenden ohne eine Gälbe zu verlieren, so selbstverständlich ist dieses abgärtzte Verfahren. Nach dembigstem Tanze löst er 's Moisl wieder stehen, wo es gestanden, ohne jeden Dank, denn 's Moisl ist ja froh, wenn's recht oft einen „Tanzerr“ bekommt, denn tanzen thut's fürs Bein gern. Was die Bewirtung der Damen anbelangt, so wird ihnen von den Burschen manchmal großmütig der Krug angeboten, aus dem die Mädchen aber kaum merklich nippen, denn nach Durst zu trinken, wäre „obabisch!“ Man heißt dieses Anbieten des Kruges „s Schenk halten“. Der Sepp hat das geschmedelte¹⁾ Bofel gedreht, daß der Rock und die Bänder ihres Hübschens nur so flogen, und nachdem er sich der Pflichten gegen seine Tänzerin durch „s Schenk halten“ entledigt, läßt er sie stehen und wendet sich wieder den Herrenleuten

und Waldvereinsler zu, welsch²⁾ letztere durch das silberne Jarrentrautströhchen aus dem Hute als solche erkenntlich sind: „I, wenn's sog'n muß, wüß ich, bi a redt a nacher³⁾ Rödel!“ entschuldiget sich der Sepp von vornherein. „Altwail voan dra, wous a Regarajon“) gi. I' bin ober a schöner“) Bursch und lo's macha und vöschlich thou i a wos.“ Er begründet diese etwas unbescheidene Behauptung mit der geschickweisen Erwähnung des großen Vießstandes seines ertainlichen Hofes. „Wets bou schauts Os Häwelmannner“, ruft er den Herrenleuten zu, welche zu dieser Apokrophierung gemäßlich lächeln, denn es ist ihnen nicht entgangen, daß der Sepp bereits einen „Tambes“) hat. „Rößls halt a schana, daß 's ju wos lummst“) geht es weiter, „Da wenn ma naseren Zeug a ju a o'brachten, wäi ddi im Gebing drinn, won i a wos gwen bin am Bfouch bo mein Vettern. Dä wofosa a

Da') um wößl Pfengen und a Wößl Wüsch um vierg'g Pfengen und dds macha grob ddi Fremda. Dds Stroß hot Wotan⁷⁾ wolla Welt und jochin thönd, daß si Bam böign. Weita in Wöi drinn kumst a alle Joahr wäi 's Moistfren. Daß 's ddi herjägeln wößst, dds lo ma net schänden. No löstst Ent no nist irr macha, geweinze⁸⁾ Wanno“, ermahnt Sepp zum Schlusse seines Sprech „mit da Zeit kumst scho no, ddi Fremda Spndlen“) und wenns no a mal bou g'wen jan, nacha kumst wieda, wenns ober Cinez nist nobel gnou is, no:

„Wenn dir bei zua hermit net glöht
Wösch Fremdlichen, no gleyt di' halt
Und wenns gern dem bist, dann fahg ein,
Gößl vo die Wöfren eine sein.“

Währt Ent Os Krißod⁹⁾ schreit darauf der Sepp der Kapelle zu und klimpert mit dem Morlin in der Tasche:

„Spittlet seid fremwösch,
Dret gena d'Zola dret,
Luft in Wäen
Ke und Werd bewein.
Dret jema vo da Schig'w'Pötzjei
Bis an'n groben Morgen frei
Jain Wrum, herat jan ma feel!“



1) Bofel.
Chirographische Zeichnung.

Der gefrenge Herr „Oberamtmann“ hatte zwar das Ende der Tanzmusik auf 11 Uhr nachts festgesetzt, allein die Folgeitunde ist ja dafür da, um übertreten zu werden, und die Gendarmerie hat an solchen Tagen anderes zu thun, als an allen Tanzplätzen ihres Bezirkes zu kontrollieren und auf die Ubertretung der Folgeitunde zu warten, deshalb sind Wederklanglen, Aufschyngel und Gregerfschneider uneramüßlich, „Mängen zu sammeln“, alle oft nicht unbeträchtlichen Bierneigeln manchmal sogar gegen den Willen der Eigentümer beharrlichst ausgetrunken, mit den harmonisch gestimmten Tönen ihrer „Fsterrenter“ die firmehygästischen männlichen und weiblichen Tanzgebeine in Schach zu halten und die Mannesleut einzeln „ast i' pfero,“) sie zum frühen Morgen.

Andern Tags, dem Kirchweihmontag, Rachmittag, be-
müht sich der meistfällige Dreiwand wieder redlich, in seine Werkzeuge der gewöhnliche Übereinstimmung zu bringen und insbesondere der heiseren Klarinette frischen Lebensodem einzuhauchen, was nach vielen ernstlichen Versuchen schließlich gelingt. Nach altherkömmlicher Weise haben sich die „Kirnwadoun“) nacheinander beim Wirtshause einzelfand, und nun geht es an die Aufstellung zu einer Rundreise in die Geshäfte des Dorfes, technisch das „Amisfösa“) genannt, welches das Kirchweihvergnügen für einige Stunden aus dem Centralgebiete, dem Wirtshause in die einzelnen Bauernstuben überträgt. Voraus kommt der „Sepp von di Schwelischee“) mit dem Kirchweihkrüge in der Hand, an seiner Seite der große Wirtsfrecht, auf den sein Herr große Stücke hält, da er in den

1) an sich stellen. — 2) „obabisch“ = unbescheiden, anstößig. — 3) geschmedelt = gekostet. — 4) wörtlicher. — 5) Redl, Bursche. — 6) Unterhaltung. — 7) heißt hier „vermöglischer“. — 8) Tambes = Mädchen.

9) Bl. — 1) Weltloke. — 2) Gemeinshaft der Männer. — 3) schmückte Zeit. — 4) Kirnwödt. — 5) Schyrren.

Geheimnissen und Vorteilen des „Hinausköns“ ungemein erfahren, und eine solche Kunst bei einem „Wirtshaus“¹⁾ noch zu allen Zeiten hoch geschätzt ward. Der Wirtshaus schleppt einen riesigen feineren Hentelkrug voll Bieres zum Nachfüllen des Kirchweihkruges, bewahrt aber bei der lustigen Rundreise eine gewisse, der Wichtigkeit seiner Stellung gerade in diesen Tagen angemessene Ruhe, während die nachfolgenden Wirtse sich gegenseitig überbieten in tollen Sprüngen, Zaubern, Strampfen und Hutschwenken. „Es san halt futschige Baum“ sagen die Alten.

Der „Wirt“ folgt der „Rüchelbau“²⁾ mit der Spitzlärbe auf dem Rücken, und den Schluß bilden die Dorflieder, welche gestern den ganzen Tag die Herrschaften des „Kirchwaldes“³⁾ begehrtlich angestaut, den die alte Kirchzäunerstürmbel mittels zweier hölzernen Böcke und einiger Bretter vor dem Wirtsboden ausgehört und mit keltnerischen Herzen, Pflöcken u. dgl. auserböckischen Subtilitäten gar verführerisch belegt hatte, und heute sind besonders die Huden alle mobil, um beim Umipfeife „im gleichen Schritt und Tritt“ zu folgen.

Unter den Klängen eines ländlichen Marsches der, abgesehen von den kleinen Unterbrechungen, welche das Überfließen über die Weiden der vom Regenwasser ausgeflossenen Dorfstrohe verursachen, ganz flüßerlich exekutiert wird, geht es von Hof zu Hof. Beim Einzug rufendes Wehbel des vor der Haustür jedes oberpfälzischen Bauernhofes angehängten Kettenbundes. Es erhebt, sichlich freudig erregt, die „floi Dien“⁴⁾ und hängt den „Sejan“ zurück. Alles drängt sich hierauf in die Stube. Wir folgen auch, um zu sehen, welcher Art eine oberpfälzische Bauernstube ist.

Das in ihr herrschende Licht ist ein gedämpftes, denn die ursprünglich weiß getünchten Wände sind vom Schmutz des Kienpannlichtes, welches unter dem aus der Mitte der braunen hölzernen Decke herabhängenden trichterförmigen betternen Kauschonge in den langen Winterabenden zum Spinnen geleiht, geschwärzt, und die überdies durch außen überhängendes Wehbel in der Lichtspendung beinträchtigt. Fenster nicht groß. In der Ecke steht ein riesiger, vielfach mit Lehm ausgepflasterter grüner Kachelofen mit eingestricheltem Kessel, in welchem das Wasser zum Anbrühen des „Wied“⁵⁾ des Viehes heiß gemacht wird. Unter dem Ofen gittern in einer Steige ein paar Turtelhuden, und oben läßt um denselben eine Bank, welche zum Teil des „Ohjert“⁶⁾ bezeugt ist, denn „so ein altes Teut“ kann selbst im Sommer die Erenstige vertragen. In der Ecke zwischen den Fenstern hängt das hölzerne veräucherte Kreuzfig mit „Palmsperla“⁷⁾ besetzt, und daneben in bunter Glasmaniere die von unsrer Landbevölkerung besonders verehrten Heiligen, als der heil. Georg, Martin, Florian und Sebastian. Davor der schwere eiserne Tisch mit großer, den

„Doi“⁸⁾ hergehenden Schubladen und gepreizten plumpen Pfunden. Einige grobe Stühle, eine Schwammsäuberer, den Schaffelrahmen, der irbene Wasserkrug auf der Wandbank, 's Nahwehl der Weiberleut auf dem Fensterbrett, über dem Tische von der Decke herabhängend eine Glasflasche, welche in ihrem Innern den heiligen Geist in Gestalt einer Taube von künstlichen Blumen umgeben enthält, veroduländigen neben dem Himmelbett der Eheleute in der Ecke die Einrichtung.

Die Hauskirschweih, wie wir sie nennen wollen, wird, nachdem alles der Einladung des „Ohjert“, der bei Ankunft der „Kirchweih“ Gajfne und Hornbrille bei Seite gelegt, gefolgt und sich niedergelegt, durch einen „Schmah“⁹⁾ oder „Döhngares“ über das gute Aussehen des großherlichen Poares, über die große Sau, welche der Wirtsigel zur Kirchweih abgestochen, über das alte Burgarmillärgehörte mit „Banknet“ welches dem Wirtsigel (der es in der Rüst, den Gländen zu erweisen, in seiner Bruststube sitzt ein Gendarm, zum Abschweh des vielen Bettelgeinbes in sein Hausfließ gehängt) gestohlen worden, ja sogar über einen in Aussicht stehenden Krieg und den — Wertuntergang eingeleitet, dann aber muß der während des Gesprächs mächtig angeblauten Tanzlust der jungen Leute Raum gegeben werden. Die Bäuerin, die „grouh“ und die „floi Dien“ ja selbst das Ohjert werden das Opfer dieser Tanzlust, zu dem sich die ersten drei äußerst willig hergeben, während das „Ohjert“ sich nur unter Reifen und Jern in das Unvermeidliche findet. Die Bäuerin holt nach einigen kurzen Touren eine gehäufte Schüssel voll Küchel aus der Kammer und schüttet sie dem Küchelhuben, dem hohnungswollen Spröchling des Weberschlang als übliche Spende für die Russanten in die Küche, dann geht es zur nächsten Station und so fort von Hof zu Hof, die dann alles wieder im Wirtshaus anlangt.

In Wirtshaus treffen wir unter den feiertäglich gekleideten Wäßen einen alten Bekannten im Arbeitskleide, den alten Steinbauerjepp. (Siehe Baperland I. Jahrgang S. 306), welcher heute dem Rosenzauer einen neuen steinernen Brunnenrand in den Hof hat setzen müssen und um zu einer irischen Maß zum Regen der steinwandbedeckten Kegel ins Wirtshaus gegangen ist, mit dem Vorlage, bloß eine Maß zu trinken und dann zu seinem „alten Gwitter“ wie er sein bejahrtes eheliches Weipens treffend nennt, heimzugehen. Mit der landläufigen Entschuldigung für plötzlich auftretende tolle Lust: „Alle Joahr wird a Reuh a mol marrieh“, wirft er ein paar von seinen sauerbedienten Bierlein auf den Tisch und läßt sich auch nachpfeifen:

W Steinbauer bin I
 W Steinplatzant
 Wn feiertaglich anglyst
 Im alten Wehstogewant.

Wir bringen den Bild, wie es an seiner Arbeitsstätte in

1) Wehbel. — 2) Ohjert. —

1) Hausel = Dosthuch. — 2) Küchelhub. — 3) Wehthube. — 4) Heine, d. h. jüngste Weh. — 5) heiz geschwimmenes Futter. — 6) Kruftza, Großmutter.



K' Hausl aus dem Jagerhäus.
 Ehrwürdige Kundin.

unserm geliebten frischen grünen Walde gemalt wurde, als den Lappas eines rechten „oberpfälzischen Steinbauers“.

Die Gefächte dauert bis tief in die Nacht hinein. Dem sterblichen Teile des Menschen wird die beste Sorgfalt zugewandt und insbesondere dem Magen an Bier, Fleisch und Backwerk ein Erstliches aufgebietet. Das Tragen wird, als die Verdauung befördernd, anderseits den Appetit für immer weitere Genüsse anregend und als kräftige Körperbewegung doppelt ungenheim empfunden. Nachdem auch wir

der Wartische alle Ehre angethan, und als unser Anstrengungen, das Ausgetragene zu vertilgen, nichts gefruchtet, das Übriggebliebene verkrämt in ein Lätzl gebunden und als „Kirmabshoi“¹⁾ für den andern Tag bei Seite gelegt und verwahrt haben, holen wir uns die „Schmedette“ aus der Reihe der Wäldchen und drehen uns nach dem „bühnischen Wand“:

To den sint jon mer hina,
Trun jon mo so frisch;
Weis ohamit den Hintum
So winterlich is.

Schloß Weidenstein bei Reuthaus an der Pegnitz.

Von Johann Vöhlm.

Das obere Pegnitzthal gehört unstreitig zu den schönsten Thälern des Frankenjura. Als Mittelpunkt desselben darf aber ohne Zweifel die Strecke von Artelslofen bis Reuthaus bezeichnet werden; denn hier ist das enger werdende Thal mit seinem rasch dahineilenden, forcellenreichen Flusse, den herrlich bewaldete Bergeshänge mit abwechselnden pittoresken Felspartien begleitet, von hoher, landschaftlicher Schönheit, eine Fußtour von etwa 9 km, daher auch außerordentlich genussreich. Aber auch die Bahnfahrt bietet des Interessanten und Überraschenden viel, da nicht weniger als 15 Brücken und 7 Tunnel passirt werden müssen, und der Zug an reizend gelegenen Ortshäusern, wie Ruppertshegen, Welzen u. vorderrfährt. Bald nach der Station Weiden wartet bei nordwärts gerichteter Fahrt eine neue Überraschung für den Reisenden. Denn an einen weit ins Thal vorgeschobenen Felsberg im Halbbogen angelegten Markt Reuthaus a. d. Pegnitz überragt mit hohen Mauern und Zinnen die Burg Weidenstein, die sofort den Blick fesselt und das ganze Interesse in Anspruch nimmt. Haben wir eine bewohnte Burg, eine gut erhaltene Ruine vor uns? Wer sieht oder sah droben, geschützt von Mauern und Thürmen, gebietend über Berg und Thal?

Ehe wir über diese Fragen Aufschluß erhalten, wenden wir uns nach Verlassen des Bahnhofes rechts, um jenseit der Pegnitz von sanfter Anhöhe zuerst das äußerst malerische Bild voll und ganz auf uns wirken zu lassen. Es ist Mittag. Heller Sonnenschein liegt auf den südlichen Wandflächen der Häuser und der altwürdevollen Burg, die nördlichen dafür in tiefen Schotten lassend. Knapp aber dem im Vordergrund sichtbaren Bahnhofs erhebt sich aus der Thalebene in senkrechter die Ortschaft, über ihr, auf steilen Felsen thronend, die terrassenförmig ansteigende Burg mit ihren Rundtürmen, hohem Hausgiebel und schlanken Wartturm. Unterhalb des einzigen bedachten und bewohnten Thorturms muß die Einfahrt zu suchen sein, da der Felsberg nach allen Seiten, besonders nach Norden, schroff abfällt, den breiten Steinfluß in den Fluten der Pegnitz badend. Das weit ausgebreitete, hüßlich geliebte Bauwerk steht aber keineswegs sah und ohne landschaftlichen Schmuck da. An einer Wand rankt die Rebe, an der andern klettert der Epheu empor, eine Bastion zieren die Wipfel grüner Tannen, die andre ist von frühstebelobenen Cissidämen bekrönt, und auf höchster Felsenspitze grünt neben dem schlanken Zuginslond ein Birkenwäldchen. Nach Westen sieht man die Felseninsel von bewaldeten Fageln nahe berührt, deshalb von einer schlängelnden Doppelmauer umgeben, die sich auf jämalem

Felsgrat nach Norden zieht und durch einen Eckturm das darunter liegende Falkenloch bemerkt; nördlich ist das herrliche Bild von dem großen Weidensteiner Forst, „ehemals der Eig zahlreicher Käuherbenden, nun das Endziel aller Jagdliebhaber“, südlich von den Bergen der Pegnitzufer flankiert.

Aber nun wollen wir durch den Markt hinaus und in der Bergseite selbst umschau halten. Eine hölzernensteine Steintrappe führt zu seiner verschlossenen Thore, darüber das Familienwappen Bischof Georgs III. von Bamberg, aus dem Geschlechte der Schenken von Limburg, † 1522. Weiter links zieht der Fahrweg zum Hauptportal, welches das Wappen des Fürstbischöflichen Philipp von Henneberg schmückt, der als trefflicher Regent in der Gegend genannt wird und 1487 das Zeitalter legnete. Wir klopfen an das alte Thor. Vom Turme ruft die Stimme: „Wer da?“ und fragt noch näher Begehr. Da wir in friedlicher Absicht kommen, öffnen sich die Thorschwelle, und wir treten in ein Vorwerk, dessen Mauer reich mit Schießscharten versehen, während die an der inneren Wand liegenden besonnten Bodenflächen zu hübschen Gärten umgewandelt sind, in denen frühstebelobene Bäume das Auge ergötzen. Weiterhin links zeigt sich das eigentliche Burghof, dessen gedrückt gotischer Bogen umgebündelt zu passiren ist, da Gräben und Jagdbrüde längst verschwunden sind, und keine Thormächter mehr in den beidseitigen Bollwerken hausen.

Im großen, zu einem Garten verwandelten Burghof steht links das alte einische Herrenhaus, entgegengesetzt ein langgedehntes Gebäude, ehemals das Kornhaus der fürstbischöflichen Kantine, das, wohnlich hergestellt, 1870 bis 1878 der Eig der Eisenbahnbauinspektion Reuthaus unter Leitung des Sektions-Ingenieurs G. E. Henoch war, der auf der 26 km langen Strecke zwischen Eichenbach und Milschfeld 4 Wohnhäuser, 7 Tunnel und 21 eiserne Brücken zur Ausführung brachte, wie auf dem im Schloßgarten errichteten Denkstein zu lesen ist. Links vom Kornhaus befindet sich ein kleines Wäldchen und ein großer Baumgarten. Gegen die Ostseite zu liegt eine zweite, mit Cissidämen bespangene Terrasse, mit starken Ecktürmen versehen. Die dritte und oberste Terrasse, auf steiler Felsenspitze ruhend, gewährt von hoher Bastei aus einen geradezu begabrenden schönen Rundblick. Nach Norden schmiegt das Auge über den endlosen „Bischöfswald“, den Weidensteiner Forst, nach Nordost trifft es die Höhen von Auerbach, nach Osten das Krottenseer Forstrevier und die

¹⁾ Weidloch.

Berge um Königstein, darunter der große Essinger, gegen Südosten den Breitenstein und Waghberg bei Eschenfelden, gegen Süden und Südwesten den Hartenstein und Hohenstein und tief unten das reizende Pignitzthal, aus dem hier und da gleich einem Säberlöden der Pignitzriegel herausblüht. Es ist von dieser Stelle kaum wegzukommen, denn immer wieder erndet das Auge Kreuz, Viehstich, Mauerwerk, und immer mehr weitet sich das Herz, so daß man vor Freuden ausschauzen möchte über die schöne Natur. Da fiel und Viktor Schefels poetischer Erguß über den Schwarzwald ein, den er der zweiten Auflage zum „Trompeter von Säckingen“ eingefügt:

In Lüften wagt der Weib sein
braun Gefieder,
Im Hühnbach summt sich die
Ferkelbrust:
Des Kellers Wand umspielt der
Somme Strahl
Und haucht ihn an mit trübsal'them
Glanz
Stolz prangt der Berg vom Scheitel
bis zum Thal
In seiner Lannen immergrünen
Kranz,
Ein wä'tz'ger Heubst legt auf
den Matten,
Und braue Krute birgt des Stroh-
bachs Schatten.

Doch der Kofelien im
Frauengewand mahnt, auch
einmal rückwärts zu schauen.
Da erhebt sich denn noch ein-
mal eine Felsenwand, begrünt
vom Birkenbusch, aus dem
die höchste Warte löhn in die
Lüste ragt. Nachdem wir auch
von ihr aus Umschau ge-
halten, lassen wir uns, etwas
ermüdet vom Treppensteigen,
wiederholt auf der hohen
Bastei nieder, um zum andern-
mal das herrliche Bild vor
Augen zu haben und dabei
auch der Veränderungen zu gedenken, die Schloß und Um-
gegend im Laufe der Jahrhunderte erlitten.

Fast alle Burgen, die einst auf den umliegenden Fels-
spitzen der Steinpalz stonden, sind in Schutt und Moder
versunken; nur selten noch „zeugt eine Säule von längst
verschwandener Pracht“, doch Schloß Weldenstein, an dem
zwar auch der Zahn der Zeit ersichtlich genagt, erhebt noch
heute sein stolzes Haupt an den romantischen Ufern der Pignitz.
Dafür aber war die Burg, deren Geschichte bis ins graue
Altertum zurückreicht, nie ein Raubnezt, das des Himmels
Wache auf sich herabzieht. In früheren Urkunden wird sie nur
Schloß „Welden“ genannt, und glaubt man daher, da auch
der Weldensteiner Forst kurz der „Weldener Forst“ benannt
ist, zu der Annahme berechtigt zu sein, daß sie ursprünglich ein
zum Schutze des uralten, im Pignitzwinkel versteckten Ortes
Welden erbautes Bollwerk war, das weite Umgehungen gewährte,
den anrückenden Feind erschöpfen und abhalten sollte. Vielleicht
aber stammen ihre Anfänge schon aus Karls des Großen

Zeiten, der ja gegen die Einfälle der Slawen und Wenden
Burgen erbaute und eine Menge forstlich und böhmischer
Kriegsgefangenen in dem Gebirgen des Nordrheins vertheilte.

Welden lag in der alten Markgrafschaft Hohenberg, und
die Reichsgüter wurden allda samt dem hohen Forst 1010
dem Erzbischof Bomberg zum „Rebenberegiment“ verpachtet,
während die bayerbisch-sächsischen Markgrafen von Hohenberg die
Landeshoheit ausübten. Dies geschah unter dem frommen
Kaiser Heinrich II., der, nachdem er den Einfall seines un-
getreuen Feldhauptmanns Hezilo zurückgeschlagen und ihn
aus dem Weldenner Thal und Forst verjagt hatte, das Schloß
„Welden“ erweitern ließ, wobei jeder Frondeisenknecht für den

Tag einen Heller Lohn em-
pfing. Im Jahre 1008 hatte
derselbe Kaiser bereits die
Weldener Kirche dem 1007
neubegründeten Hochstift Bam-
berg übergeben. Von da ab
bildete hier die Pignitz die
Grenze zwischen dem Fürstentum
Bamberg und der Mark-
grafschaft Hohenberg. Welden-
stein aber blieb im Besitze
der Bamberger Bischöfe, welche
der Burg allmählich ihre jetzige
Ausdehnung gaben und ihr
dortiges Gebiet durch Pfleger
und Kastner verwalten ließen,
wogegen sie bayrischen selbst
ihren Sitz auf der Feste nahmen,
um im Bischofswald, wie der
Weldensteiner Forst nun auch
genannt wurde, der Firschkjagd
und Auerhahnjagd obzuliegen.

Erwähnenswert dürfte noch
sein, daß die Landeshoheit
über Weldenstein 1531 an den
Markgrafen Ulrich von Leuch-
tenberg überging, im übrigen
aber eine Änderung des Besitz-
standes nicht erfolgte.



Wurg Weldenstein. Nach einer Zeichnung von H. Weisbach

Weldenstein wurde im bayerischen Kriege vergeblich be-
lagert, aber auch im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden
nicht bezwungen, wogegen der Ort Kräuhaus desto reichlicher
alle Drangsale des Krieges zu erdulden hatte. Im Frieden
von Rastatt (1801) kam es mit Bamberg an Bayern. Das
Pignitztal wurde bald danach aufgehoben und mit dem Land-
gericht Kuerbach vereinigt; der Weldensteiner Forst blieb Staats-
eigentum, die Güter wurden verkauft, und auch die Burg ging
in Privatbesitz über. Erster Besitzer war Herr v. Sonnen-
burg, bayerischer Kreisförster in Krottenau, der im Jahre
1836 den hohen Wurturm restaurieren und mit einem Zimmer
versehen ließ. Unter seinen Besigenschaftolgnern, Sturm und
Brunnhuber, versielen die Dächer der Türme; es war daher
ein Glück, daß der ehemalige Landrichter Roy die Burg in
seinen Besitz brachte und sie unter großen Kostenaufwand vor
dem Verfall bewahrte. Auch seine Witwe und seine Söhne,
die in Kürnberg wohnten und nur im Sommer auf Welden-
stein vorübergehenden Aufenthalt nahmen, thun in anerkennt-

und dankenswerter Weise das Mögliche zur Erhaltung dieser Reste des Feuertempels.

Der malerisch um die Burg sich legende Markt Neuhaus ist jedenfalls zu der Zeit entstanden, als die Fürstbischöfe große Bauten an der ersten vornahmen, wobei für die am Bau beschäftigten Arbeiter am Vergeltung verschiedene Hütten und für den Verwalter und Baumeister ein „Neuhaus“ entstanden, wozu letzteres noch beisehen und dem Orte den Namen geben haben soll.

Der 700 Einwohner zählende Markt Neuhaus ist heutzutage das Ziel vieler Touristen; denn von hier aus werden die nahe gelegenen berühmten Krottenfetz Tropfsteinhöhlen besucht, wozu der einzig schöne pfälzische Wald bis Saßbülling durchwandern, und der Weidensteiner Forst von Jagdfreunden aufgesucht.

Infolge seiner herrlichen Umgebung eignet sich Neuhaus besonders zum Standquartier für Freunde der Natur, und

dies umso mehr, als man dortselbst nahe am Bahnhof in dem Hotels Rehbauer oder Weingärtner, im Markte oder besonders im Gasthose zur „Post“ von Georg Herold gute Unterkunft und aufmerksame Bemürzung findet. Sollte jemand aber einen freundlichen Tierrone wünschen, so wende er sich an den Herrn Robelleur Karl Schmidt, der sich auch dadurch ein Verdienst zu erwerben sucht, daß er seine Bemühungen der Wiederinslebendmachung der keramischen Kunst Erzeugnis widmet.

Wer bei der Station Neuhaus zu einem Ausflug aufsteigt, verlässe aber ja nicht, auch die geschichtliche Burg Weidenstein zu besuchen und von ihr aus den gesegneten Landstrich an der Pegnitz zu überschauen, die altherwürdige Burg zu besichtigen.

Eine Schilderung der wunderbaren Tropfsteinhöhlen von Krottenfetz folgt in Heft.

Am Starnbergersee vor hundert Jahren.

Von Dr. Wuggenhanter.

(Fortsetzung.)

„Gleich bei der Brücke gegen Starnberg befinden sich drei geräumige Schiffshallen, wozin die fürstlichen Lustschiffe und andere aufbewahrt werden. Von jenen ist das neue Leibschiß, die Juna, 68 Schuh lang, 16 breit, für 21 Kubeter geräumig; die beiden anderen, der Greif und der Schwan, tragen in der Mitte ein kleines Häuschen mit einem tapezierten Zimmerchen. Vierzig Personen können diese Schiffe fassen; da sie aber keinen Bauch haben, so kann man sich nur der Kubet bedienen, denn die Segel sind gefährlich, sie stützen leicht das schwache Gebäude um. Uebrigens haben sie die Unbequemlichkeit, daß man nicht an jeder Stelle landen kann, indem sie, ehe man das Ufer erreicht, im Sande liegen bleiben, was bei englischen Booten, deren dormal schon zwei auf dem See vorhanden sind, vermieden werden kann. Koch erachtet ich es als Pflicht, einem Werke ein prägendes Denkmal zu setzen, das einst allgemein bewundert, zu königlichen Festen gebraucht und vor 30 Jahren vernichtet worden ist. Die Leute um den See erwähnen dieses Wunderschiff immer noch mit warmer Ausgiebigkeit, und man hört nicht ohne Nahrung ihre Erzählungen, wie es in der Mitte vieler anderer Schiffe mit Segeln, vierfahrenden Wimpeln und Fahnen gezieret, unter den entscheidenden Tönen von Flöten und Klarinetten und dem Frennengelächre unzähliger Zuschauer am Ufer stolz und erhaben hoher prangte. Ducentaur nannte sich das stolze Schiff, von dem wir noch die Statue des Neptun, die es schmückte, als Sinnbild menschlicher Hingabigkeit, in einer Schiffshütte traurig liegt. Seiner Jona nach war dieses Schiff jenen zu Venedig nachgebildet. Sein Bau wurde 1663 vom italienischen Baumeister Marziosi und Janti begonnen und 1668 vollendet; es war 100 Werkschuh lang, 25 breit, 17 hoch ohne die obersten Galerien, es hatte drei Etagen und Verdecke, das erste für die Schiffleute, das zweite für die höchsten Verwichalten, das dritte für die Kasse bestimmt. Dann hatte es Segel mit Steigeletern und Laufwerk und war von außen und innen mit Gemälden und Statuen königlich gezieret. Die Hauptfarben waren von außen blau und rot, und die Schnitzwerke mit gutem Golde gefolgt; besonders

ergabte an der Außenseite der Lang der Najaden, Syrenen und Tritonen, von J. Spilberger in München gemalt. Auf dem vorderen Sig, der Prora, stand Neptun mit einem Delphin, am hinteren Teil oder der Puppis eine Pallas. Rings um die Mitte des Schiffes war eine Galerie von geschnittenen und durcheinander geflochtenen Fischen und gebrachten Säulen gezogen. Der Saal der zweiten Etage, mit dem bayerischen Wappen geschmückt, 45 Schuh lang, 9 hoch, war an der Decke mit Blumen und Früchten bemalt, mit Statuen des Hercules, Neptuns und vieler Genii geschmückt; um das bayerische Wappen z. B. befanden sich 61 nackte Genii, deren jeder einen Fisch, Schmeden oder irgend ein Fischwerkzeug u. s. f. darstellte; ein Genius, der von einem Krebsen den Rücken hinabgewinkt wird, und jämmerlich schreit, wurde das Wahrzeichen dieser Gemälde genannt. Diese Gemälde sind von Kaiser Amort und jetzt im Schlosse Starnberg zu sehen. Auf der obersten Galerie, dem dritten Verdecke, war der Platz für die Trompeter, Pauker und andere Musik. An den großen Kuben arbeiten paarweise 68 Mann, an den kleinen 32, 8 Mann waren zum Anker, zwei zum Auspumpen bestellt; schon arbeiteten im unteren Verdecke 110 Arbeiter, so daß im ganzen oft bis 500 Personen auf dem Schiffe waren. Dies ungeheure Werk ins Wasser zu setzen, bediente man sich jedesmal einer besonderen Maschine aus hartem Holze, auf welche eine Schleppe angebracht und die Bewegung mittelst der Hakenzüge von 20 Männern verrichtet ward. Wenn der Ducentaur in den See ging, war er immer von einer Menge kleiner Schiffe wie von einer Stadt umgeben, so vom Rundbüchenschiff, vom Silberkammergeschiff, vom Kellergeschiff, vom Kranbüchenschiff, vom Schiff zur großen Focke u. s. Diese Schiffe kosteten 2000 Personen, die alle auf dem See geübet haben. Solchen Feiertlichkeiten ging meist eine Hirschjagd voraus, und während dem Festen belustigte man sich außer der Musik mit verschiedenen Spielen und Leibesübungen, worunter das Schwimmen eine der vornehmsten war. Kürzlich Ferdinand Maria war darin meisterrlich geübt, und erst kurz starb ein Fischer, Niklas Doll, mit welchem Höchstsehrlebe oft weit

umher und durch die Schiffe geschwommen, und diesem Fische nach ihm einst eine Ohnmacht befallen, auch das Leben gerettet hat. Die Kisten des Sarcenaur setzt man auf 30000 Gulden an. Als 1759 ein neuer Schiffsbau sollte hergestellt werden, hielt man es für besser, lieber das ganze Werk zu zerstören, als so große Kaufwände zu machen.

Ganz ungelannt war der Starnbergersee damals nicht, denn Westenrieder erzählt: „Für die Fremden stehen kleinere Schiffe in Starnberg bereit, worinnen 12—20 Personen bequem sitzen; man braucht dazu gemeinlich zwei Ruder, von denen man sich um einen sehr mäßigen Preis stundenlang fahren lassen kann. Die kleinen Rachen der Fischer heißen Einkäume, sind 22 Schuh lang, 3 breit, schlagen leicht um, sechs Personen darin sind genug; bei starkem Winde muß man ruhig sitzen bleiben; bei stillem leisen Wetter kann man sich ohne alles Rudern auf den Boden setzen, und man wird dann sonst an das Ufer getragen. Zimmermann, der mit Caaf um die Welt gefahren und in Starnberg kurfürstlicher Schiffmeister geworden ist, brachte um 1700 die ersten englischen Boote auf den Starnberger See; es sind gegenwärtig zwei vorhanden; die Hauptsache eines solchen Bootes ist der Kiel oder Bauch, der unter denselben spizig oder fackelförmig zusammenläuft; darin werden zwei bis drei Zentner Blei gesetzt, Ballast genannt, und nach Gefallen oder Bedürfnis verringert, und vermöge dieses Gewichtes wird das Boot geschwimmt, so daß dessen Umkehr unmöglich ist. Nur diese englischen Boote bringt man so weit ans Ufer, daß man den trocknen Sand erreicht“ (und deren gab es damals zwei in Starnberg).

Poffenhafen gehörte dem Herrn Reichsgrafen von Karszte; und zu Ende des 17. Jahrhunderts wurde das Schloß mit einer weitläufigen Ringmauer und dazu verhältnismäßigen Thürmen umgeben; diese Ringmauer ist anjehulich und prächtig, und so groß auch die Nothzeit gewesen sein mag, sie zu erbauen, so wäre es doch schade, sie wieder zu zerstören. Das Schloßgebäude ist an jeder Ecke mit einem schönen Thürlein geziert und durchgehend mit diesem Verlande gebaut. Man sieht Poffenhafen, das durch sein schwachestes Obst berühmt ist, wie eine friedfertige Stadt vor sich liegen.“

Kulturgeschichtlich interessant sind folgende „Fischerregeln“, die unten im Gange des Schloßes auf elf Tafeln geschrieben sind und die schon wegen ihrer Reime nicht zu verschmähen sind, denn sie sind Früchte reifer Erfahrung und alten Herkommens:

Januaris	In Jenner hast dich zu verhin, Der die Erbauung noch gar sein, Se hangen die Rodschischen Fein, Nutt, Hocht und Rodschisch gemein.
Februarius	Welen dem Rodschischen Fein Nutt, Hocht und Rodschisch Fein, Gibt die der weise Sonntag Har, Den Reuten s'langen ohne War.
April:	Ein Festlichgott der erst' April Glaubt s' Rodschisch, werd' sorgen mit Den Reut und Hocht und Rodschisch dazu, Der Reut hat igund keine Ruh.

Mai:	Kein Unterleib der liebe Maj Nacht untern Fischer'stellen; Er erlaubt, wo hier kenannt: Nutt, Hocht und Hält weidberant, Nutt und Krebs und Rodschisch, Nutt, daß der Kapplong die nicht müßig.
Junius:	Welen dem Reuten, Reuten und Rodschischen Wird nach dem Weller erlaubt sich zu richten.
Julius:	Reut, Weller und Rodschischen Werden gungt bechut, Nuttlein, Reut und Trag Sich selber in die Tirt fest.
August:	Reuten, Rodschisch und Krebs Werden noch erlaubt zu langru, Doch bei Bedrohung großer Reut' Verdore dem Wöllt zu hangru.
September:	Der Reut und Rodschisch Wird zu Galt eingestalt, Welen jeder Jung der Fischer- Ordnung zuwerberhalt.
Oktober:	Die Reuten, Hocht, Walle Werden zu hangru erlaubt, Welen dieie Gattung Fisch Den eiten Reuten vout.
November:	Wid in diesem Monat der Reut den Reut Sich selber zu fischen zugestalt.
Dezember:	In dieier ungewonnen Winterzeit Nur Reuten, Hocht, Rodschisch s'Fischerordnung leidt, Zuher weder hat zu fischen in dem See, Der halt s'Ordnung, sonsten müßt' ihm s'fischen weh.

Von Poffenhafen weiter fahrend, wendet sich Westenrieder „an die romantische Landschaft am Ufer“, in angenehmer Zerstreuung liegen darin die kleinen Hütten der Fischer, genannt Jellabinger Hütten; unterwegs trofen wir auf Hödenstangen, die zu den ältesten Erfindungen gehören, mit denen man auf diesem See fischen darf; an einem Uferhaken hängt ein Rodschisch, an dem sich der Häufschil hängt. Auch Fischboizen trafen wir in Menge, das sind an der Wurzel mit allen Ästen abgehaure Bäume, die man da, wo der See einen leinichten Grund hat, mit allen Kräuten hinaufkocht; unter diesen Bäumen versammelten sich Speisefisch, und die Krebse werden in den aufgehängten Körben gefangen.“

Die Insel Wörth ist eine Vertelstunde von Poffenhafen. „Die große Schönheit dieier Insel besteht darin, daß die Kunst noch nichts gethan hat, sie zu verschönern“ (wie auch die nächste Westenrieder heute den Starnberger-See finden); „vor ungefähr 1000 Jahren hing die Insel mit dem Lande zusammen; nach sind im Wasser die Stämme einer Brücke, deren einst zwei dahin gefahrt haben“; „das Alterthum dieier Insel verliert sich in den Sagen, und ihre neueste Geschichte beruht auf ungewissen Erzählungen. Der heidnische Tempel, der einst hier stand und eine christliche Wallfahrt wurde, ist, wie auch die Brücken, von den Schweden zerstört worden. Das jetzige Kirchlein ist ohne Dach, die Bauart zeigt ein mystisches Wesen, nach der ältesten Art ist das Kirchlein eingeteilt in die Gemeindefirche und den Chor. Es hat nur ein einziges Fensterlein, das ganz dazu ungethan ist, eine ehrwürdige Dämmerung hervorzubringen und das Gefühl, daß hier eine Gottheit wohnt. Was die Insel hervorbringt, ist nicht hinreichend, um den Bauer zu ernähren, der dieselbe bewohnt; derselbe ist daher zugleich Fischer!“

Schloß und Hofmark Garayhausen gehörte damals dem Reichsgrafen von La Motte, der Starr nach aber zu Taging; die berühmten Weiler haben daselbe vor 300 Jahren gebaut, der letzte derselben hat es an die v. Schenk verkauft". Ganz entzückt wurde Professor Weltericher, als er durch ein anmutiges Mädchen ging und in jene geheimnißvolle Grotte kam, wo man die Turfsteine, durch welche das Wasser tröpfelt,

gleichsam entstehen sieht; „es wohnet hier ein hoher Geist, dem sichtbar, der geistiger Einwirkung fähig ist. Hätte ich irgend einen harten Mann zu erweichen, und wären in seinem Herzen noch einige Funken von Zärtlichkeit, ich würde ihn nach Garayhausen in diese Turfsteinhöhle führen und ihm eine Bitter ans Herz legen.“

(Beschreibung folgt.)

Der Schäfer von Stöckenrod.

Hintergegriffene von Ludwig Hoff.



Durch Gletscher klingen um die Hald',
Der Schäfer zieht im tiefen Wald,
Sein Hündlein bellt,
Syringt fröhlich hin und wieder.
O Wald, wie bist du grün und süß,
O Meer, wie ist so weich dein Fluß,
O Vogelzug,
Wie freu'st du mein Gemüte!
Bin nur ein armes Schäferlein,
Das kalte Wasser ist mein Wein,
Jauch! Tralles!
Tausch' doch mit keinem Reichen!
Bim Waldstein nun die Herde geht,
Am Fels, hoch, eine Jungfrau steht
Im weißen Kleid,
Der Schäfer steht mit Stauern.
„Watt groß' Euch, edle Jungfrau mein,
Wes kann ich Euch zu Diensten sein?
Habt Ihr den Weg
In diesem Wald verloren?“

Hält höher Rauber Euch gebannt?
So bier' ich gern Euch Mund und Hand,
So ich's vermag,
Iu Frieden Euch zu helfen!“
Sie winkt und in der Höhle Nacht
Jogt er ihr jagend... sich, da mocht
Ein schwarzer Hund!
Da steht ein großer Haken!
Schnel weicht der Hund — der Dedel springt
Empar, ei wie das flüret und klingt!
Wie Sonnenschein
Strahlt's um die feuchten Wände.

Der Schäfer starrt... „Der Schatz ist Dir!
Nimm Du davon, Erlöser mein,
Noh Deine Hand
Ye dreimal mag umlossen!“

Und eine Mütze sie ihm reicht:
„Bewahre sie, der Schäfer weicht
Vor ihrem Schein,
Sie schlägt Dir auf den Kasten!“

Schnel klist das Weid in seiner Hand,
Der Dedel fällt, die Jungfrau schwand,
Aus dunkler Kluft
Eilt froh er an die Sonne.

Kun leht der Hirt lässlich ein
Und wütht in Gold und Edelstein.
Als wie im Traum,
Tas ihm solch Müd beschreiben.

Ob nach so streng des Wächters Amt,
Ob nach so grimem sein Auge flammt,
Er naht ihm süß,
Die Mütze in den Händen.

Und so geschieht es auch allmüd,
Er küßt sie auf den süßen Mund,
Der läßt Mund,
Kun läßt er in Frieden.

Schnel weicht der Hund — der Dedel springt
Empar, ei wie das flüret und klingt!
Wie Sonnenschein
Strahlt's um die feuchten Wände.

„Dein, stiner Mann, ist all' die Pracht!“
Das klang so süß, das lost mit Nacht
In süßer Nacht,
Wid er zu Wald gezogen.

Die Herde oft verlassen geht,
Ihr Hüter vor den Kasten steht,
Das gelbe Galt
Hält seinen Sonn gezogen.

Und als ihm's endlich war genug
Er seinen Schatz von bannen trug,
„Ach, Wächterin, nach!
Noh alsmier Schatz hüten!“

Wag fürder Schäfer sein, wer will,
Wir bist du, Wald, jetzt viel zu still,
Wir ruft die Welt,
Die Welt mit ihren Freuden!

Waldvögeln mit Sing und Sang,
Hst' euch vernommen oft und lang,
Waldvögeln
Kun lieblich mit erklingen!“

So jog er fort gen Sotheklaub,
Die Blume schwand aus seiner Hand,
Hat niemand mehr
Von ihm und ihr vernommen.

Kleine Mitteilungen.

Johannisfest und Gertrudenminne. Ein heutzutage beinahe noch überall üblicher Volksgelbrauch ist, am Gedächtnistage des hl. Johannes des Evangelisten (27. September) Wein segnen zu lassen. Er wird vom Hausvater in die Kirche gebracht, dort benediziert und dann dabeien feierlich getrunken: Müller, Ruder, Knechte und Mägde die zum letzten Hirtentuben herab werden zusammengereuen und setzen sich um den Tisch; der Hausvater trinkt zuerst „Segen und Stärke“, dann magt der Beher die

Runde, Jeder nippt daraus dreimal, sogar das Kind in der Wiege muß Johannisfest haben, daß es Gesundheit und Schönheit bekomme. Der Keit kommt in den Keller, so daß jedes Faß etliche Tropfen des gesegneten Weins erhält. Anlaß zu dieser Sitte soll die Legende geben haben, wie der Abgenidener Kistfabriker dem hl. Johannes vergifteten Wein überreichte, mit der Erklärung, Weist werden zu wollen, wenn der Knecht den Beher ohne Schaden leeren wolle. Der Heilige sching das Kreuz darüber,

trauf ihn aus und blieb unerschütterlich am Leben. Deshalb glauben die Leute, daß der Wein und die mit Johannisbeeren vermischte Wein ihnen so wenig schaden könne, wie der Gistbecher des Evangelisten; so daß derjenige, welcher am Tage des Heiligen davon getrunken, das ganze Jahr hindurch vor Vergiftung und Verletzung, gegen Muth und Anglist jeder Art geschützt bleibe. Aber nicht allein zur Zeit der Wintermonate, am Feste des Evangelisten, sondern auch am Gedächtnistage des Täufers, am Sonnenwendfeste, trinkt man Johannisbeeren. Sehr schön war auch vor langer Zeit in Schwaben diese Sitte geblieben:

Man stellte Tische und Stühle vor's Feuer, und die Nachbarn nach Bekannten und Verwandten setzten sich hier zusammen. Wenn mancher Nachbarn auch das ganze Jahr hindurch sich angefeindet hatten, so mußten sie an diesem Tage sich entschöhnen und miteinander essen. Der eine brachte Brot, der andere Fleisch, ein dritter Wein, denn es und trank man vor offener Stroh- und jung lustige Lieber dazu bis tief in die Nacht. St. Johannisbeeren machte alles vergessen und band die Herzen wieder zusammen.

Außer den beiden Johannisfesten trank man auch bei Trauungen den Brautpöste, den Jungen und Verwandten den vom Bräutigam gesegneten Wein, und sie tranken an Mitter zusammen St. Johannisbeeren-Winne. Ebenso trank man beim Scheiden vor dem Abschiede St. Johannisbeeren, ein Scheideglaß, daß es dem Scheidenden wohl ergehe, und daß alle wieder zusammenkämen. Inreiß mußte dieser münchliche Trank wohl vom Priester geweiht gewesen sein, aber der Abschiedstrank war wenigstens mit gesegnetem Wein gemischt; später jedoch, als damit schon Mißbrauch getrieben wurde, und man selbst den Trank im Wirtshaus Johannisbeeren konnte, schickte jede kirchliche Weibe. Auch die Zehntenteile auf der Donau pflegten die Elite. Der der Abschied eines Solzuges von Passau nach Regensburg brachte der Feldtrüger aus dem Stroh einen Kranz Wein, füllte einen kleinen Becher und sprach zu den decidirenden Anwesenden: „bring auch den hl. Johannisbeeren!“ trank aus dem Becher, schwang ihn rückwärts über des Haupt in Form eines alten Danlopfers und ließ den Wein in die Fluten. Die mittelhochdeutschen Dichter lassen die Elite noch länger sehr wohl. Der Professor Dingerle, welcher in den Abhandlungen der f. f. Wiener Akademie einen interessanten Aufsatz darüber veröffentlichte, daß diese Stellen sorgsam gesammelt und gehörig erläutert. Sogar in den Johannisfestspielen des 15. und 16. Jahrhunderts ist häufig in Ernst und Spott davon die Rede. Aber nicht allein in Gedichten, sondern auch in Urkunden und Chroniken ist die Bereitung und Hochhaltung des dem Liebungsfesten geweihten Weines bezeugt. Im Jahre 1466 ließ der Kurfürst in Regensburg am Reunohöfste nach alter Gewohnheit ein Amt und 30 Kräfte halten, wozuf Johannis-Minnetrunk gereicht wurde. Beim Auszug gegen die Hussiten ward ebenfalls 1431 Wein zu St. Johannisminne geweiht. In einer Pfaffenburger Urkunde vom Jahre 1484 vermachte jemand an ein Gotteshaus fünf Gulden für Wein, „zum St. Johannisfest zu Weinachten, so man den Volk pflegt aus dem Reich St. Johannis Winne zu geben“. Ebenso wurde zu Würzburg im Jahre 1447 bei den Anglimen eine ähnliche Stiftung gemacht. Betrodnet man die Leute, weshalb der geweihte Wein getrunken wird, so ergibt sich von selbst die Überzeugung, daß die Elite tief in die Reizzeit zurückzuführen müsse. Man nahm den Trank oft Feste der Heiligen, um gegen Zauberei, namentlich gegen Vergiftung und schädliche Speisen geschützt zu sein; er schützte den Trinkenden vor dem Muth, macht den Mann kräftig und des Weis schon und verhilft den Kranken zur Genesung. Deshalb trank unser Kurfürst Max III., obwohl bereits todkrank, am 27. Dezember 1777 doch noch „ad honorem St. Johannis ein Maßchen“. Man trank am 24. Juni, damit ein warmer frühthor Sommer folgen sollte. Und er durfte bei dem Danlopfer für die Geste in manchen

Gegenden nicht fehlen. Man trank Johannisbeeren bei Trauungen, damit die Ehe glücklich, fruchtbar und glückselig werde. Der Scheidende lernt dem Heiligen zu Ehren den Becher, damit er vor Wuth Zukällen geschützt sei, Glück auf dem Wege und fruchtige Heimkehr finde.

Vor einem schmerzlichen und gefahrvollen Unternehmen trank man Johannisbeeren, damit ein gutes Ende das mühsame Werk krone. In allen diesen Fällen handelt es sich vorzüglich um Erlangung von Schutz und Frieden, Fruchtbarkeit und Frohsinn.

Johes Grimm hat den rechtshälftigen Scheid gegeben, daß das vorerwähnte Minnetrunk aus dem Heidenamen Humme und die Bedeutung von Trilopschern geholt habe. Bei schlichten Eysen und Gelagen wird das Gottes oder der Götter gelobt und Winne getrunken. Unser Bischof Ardo von Freising berichtet, daß zu Heimerans Zeit, also im 7. Jahrhundert, die Bayern noch solche Neulinge im Christentume waren, daß die Väter aus demselben Reiche ihren Söhnen die Winne Christi und die der Heidenzeit getrunken. To sich das Volk in allen Dingen, die, wie Essen und Trinken, den Leib und die Seele zusammenhalten, nicht nehmen lassen wollte, so mußten die Heidenbekehrer einen andern Weg einschlagen. Sie ließen den alten heidnischen Sitten und Gebräuchen die mögliche Schonung angedeihen, ließen die alten Götter und Heilighalten fortbestehen, schaben aber an die Stelle der betreffenden heidnischen Götter die christliche Heilige unter, ebnen wie sich an den alten Kulturstätten, wo das Volk schon gewohnt war, bei Andacht zu pflegen, die Tempel und Häuser des neuen Gottesdienstes erheben. Toß sich dann unter neuen Gewände das Alte jorietlich, daß lange Zeit noch monche, sogar in spüßter Weltalt, sich weiter erble, was mit der neuen Lehre des Christentums unvereinbar schien, ist selbstverständlich.

Es fragt sich jetzt nur, wozu die Johannisminne entspringt. Aus allem, was Forscher mit sorgsam prüfender Hand zusammengestellt, ergibt sich, daß der Johannisminne aus der freies Winne entstehende ist, und daß die von 25.—27. Dezember üblichen Gedächtnisse größtentheils Reste dieser Freun-Kultus sind. Tondern wird in Mittelalter, betraue ebenso häufig, die Geweihten Winne genannt. Alle Rituale dieser Festen, die im heutigen Volkstum ihr beigelegt werden, alle die obenverwähnten Sagen, Erzählungen und Bräute berechtigen zu dem Schluß, daß unter ihrer Gestalt freies Gewohnheit, die kirchliche Herde, sich geborgen habe. Wie die noch Johannes genannten Kräuter und Tiere ehemals dem Freun geheiligt waren, so hat auch St. Gertraud heilige Vögel und Blumen, welche ebe dem Herde gehörten. Die Geweihten Winne war dieser Götin geweiht. Ihr Fest wurde einst am 17. März begangen mit feillichen Gelagen. Alle aus diesem Tag folgenden Gedächtnisse und Aberglauben sind dadurch eingeführt und erklärt. Es liegt somit der alten Sitte, Johannis-Geweihten Winne zu trinken, eine der schönsten Kräfte, die von freies mächtiger Liebe zu Gertraud, zu Grunde.

Dr. H.

Ein gemerdsgerichtlicher Entscheid aus dem 16. Jahrhundert. Es ist bekannt, mit welcher Anglichkeit die alten Gewerke und Zünfte über Heiligkeit und Erisionheit des Handwerks gewacht und wie sorgfältig sie alle Verletzung mit Personen und Toden vermeiden haben, die ihrer Aufsicht nach „nicht erlich“ waren. Gewerksgeoffenen, die sich gegen betragende Solzungen und Vorurteile eines zu Schutzen kommen ließen, wurden in Verurteil geihan und bei einheimischen und ausländischen Zünften ein „unerbliche Leute“ benannt. Der Rat zu Nürnberg war schon in alter Zeit weit entfernt, solchen Anstößen beizutreten. Es wurden ihm von Zeit zu Zeit Voreget zur Entscheidung, ob sich einer des Handwerks unerblich gemacht habe. In den meisten, so fast allen Fällen lautete Vertheil und Antwort verneinend. Nodstehend geben wir ein Beispiel, wie einen Handwerker ein Zeugnis erteilt wird, daß er sich des Handwerks nicht unerblich gemacht habe.



N^o 41.

Erhöhet wiederum ihren Bestand und hat noch die Hochzeiten zum Vortheil von H. L. — für die Gassen bringen wollen. — Bei einem solchen Besuche wird die Welt über die Weltgeheimnisse mit ein Versteckung haben.

3. Jahrgang 1892.

Verstümmelten.

Eine Würzburger Geschichte von Albert Schulzeiß
(Fortsetzung.)

Nach einigem Bedenken schiedte sich Henri Martin an, dem Wunsche der jungen Dame nachzukommen. „Ich erkläre das Licht der Welt“, so begann er die Erzählung seiner Lebensgeschichte, „in Clercy, woselbst ich auch mein ersten Lebensjahr verbrachte. Bald zogen meine Eltern, biedere Landknechte, von dort weg und wandten sich nach Paris. Sie waren im Besitze eines bescheidenen Vermögens, und so gelang es ihnen leicht, in Nogent sur Marne ein größeres Landgut zu erlösen. Während sie in Clercy nur Pächter gewesen, wurden sie nunmehr Grundbesitzer; aber es waren schlechte Zeiten für die Bauern. Denn, wenngleich der Boden sich als ertragsfähig erwies, so hielt es doch meist verzweifelt schwer, die Erzeugnisse des Fleißes vorthellhaft an den Mann zu bringen. Wir lebten schlecht und recht auf der kleinen Scholle, die für und eine ganze Welt bedeuten mußte. Nur selten traf an unser Ohr die Kunde von den wilden Stürmen, die draußen verheerend brausten und ringsum eine neue Ordnung der Dinge schufen.

„Ich hatte mein 16. Lebensjahr erreicht, als meine Eltern rasch nach einander starben, vielleich aus Gram darüber, daß es mit der Wirtschaft trotz aller Umsicht und Betriebsamkeit mehr und mehr den Krebsgang ging, denn in der That hatte in der letzten Zeit uns das Unglück in der bedauerlichsten Weise verfolgt, die Aeltesten folgten einander in ununterbrochener Reihe, eine ebbartige Seuche hatte nahezu den ganzen Weichland vernichtet. Das lebhaftest Verlangen, solch schweren Schaden einigermaßen wieder wegzumachen, sparte meinen Vater an, mit doppeltem Eifer zu arbeiten. Ach!

der Arme war solch erhöhten Anstrengungen nicht gewachsen. Er zog sich ein hitziges Fieber zu, welches bald einen tödlichen Verlauf nahm, meine Mutter, die den Schatten mit jählicher Liebe pflegte, lag am Krankenbette den vernichtenden Keim ein und sagte unserm Vater bald in das Grab nach. „So standen wir beide, und mein jüngerer Bruder, verwaiselt. Der Pfarrer des Ortes, ein höchst braver Mann, versprach, sich um Jem annehmen zu wollen, jedenfalls so lange, bis es mir gelangen sei, eine Stelle zu erlangen, die mich in den Stand setze, ihm diese Sorge abzunehmen. Dieser edle Mensch hat sein Wort redlich gehalten, denn er hat in jeder Weise, an uns Vaterstelle vertreten. Ihm verdanken wir, mein Bruder und ich, all unser Wissen, eine Bildung, die weit über unsern Stand — denn wir beide sind ja eigentlich nur Bauernjungen gewesen — hinausgegangen.“

„Velleich auch Ihr meisterkraftes Spiel auf dem Hügel?“ fragte Bertha, die mit großem Interesse der Erzählung zugehört hatte.

„Sicher, denn der gute Pfarrer Wochan war ein vortrefflicher Musiker; leider ist er auch eines jähren Todes verstorben als Cyper seines Berufes, möchte ich sagen. Vor drei Jahren ist der hochbetagte Mann auf dem Heimwege von einem Schwerkranke, dem er den letzten Trost spendet, durch den Schnee gebendet, allein in winterlicher Nacht des Weges ziehend, in den angeschwollenen Fluß gestürzt und ertrunken.“

„O, welch größliches Ende, und wieviel müssen Sie an diesem väterlichen Freund verloren haben!“ sagte teilnehmend das junge Mädchen.

„Seine Empfehlungen haben mir in einem größeren Pariser Handlungshause eine anfangs freilich recht bescheiden aussehende Stelle verschafft. Begünstigt vom Glück, ist es mir durch Fleiß und Umsicht gelungen, auszurücken, und dann konnte ich mich meines Bruders annehmen, der ebenfalls nach Paris kam und ein geschickter Handwerker geworden ist. Ich habe eine schier unabhängige Wanderlust, in die Fremde getrieben, und so ist er nach Nürnberg gekommen. Seine verdienstlichen Schilderungen haben denn auch mich bestimmt, meine Stelle in Paris aufzugeben und ebenfalls hierher zu gehen.“

„Das müssen in der That verlockende Schilderungen gewesen sein, die einen Pariser bestimmen können, hierher an einen so stillen Keinen Platz zu kommen!“ bemerkte schelmisch Bertha. „Diesmal überreden Sie die Salonierie in geradezu unaccountantlicher Weise. Kann man denn dergleichen im Ernst glauben?“

„Worum nicht, gnädigste Fräulein?“ beteuerte der junge Franzose ganz ernsthaft. „Und wenn ich nun sage, daß ich gekommen bin, einzig und allein, um Deutsch zu lernen?“

„Sie sprechen zum mindesten so gut Deutsch als ich selber und besser als die meisten Deutschen hier zu Lande. Das habe ich Ihnen schon so und so oft sagen müssen, daß Sie es nothgedrungen auswendig wissen müssen“, rief Bertha lebhafter, als es sonst ihre Gewohnheit war.

„Inwieweit sind Sie es, die mir Komplimente sagt, aber demnach beharre ich auf meiner Rede. Sie fröhlicher Jugend verwehre ich in mir einen Zug nach Deutschland und deutschem Wesen. Dieser Zug ist zum ersten Male in mir erwacht, nur zum Bewußtsein gekommen, als Herrer Gachon, jener hochgeschätzte Onkel, mir, dem damals zehnjährigen Knaben, ein deutsches Gedicht vorgelesen. In Paris habe ich mit Vorliebe die Gesellschafft von Deutschen aufgesucht und mich in der Mitte solch wackerer Leute stets am wohlsten gefühlt. Ich weiß nicht, ob dieser Zug noch angebaren oder anezogen ist, aber das Eine möchte ich noch an dieser Stelle bemerken, daß ich es grüßte, der in meines Bruders Herz das Verlangen gepflanzt, nach Deutschland zu ziehen als erstes Ziel der Wanderlust.“

„Das klingt ja ganz poetisch, so daß ich es beinahe glauben möchte“, sagte Bertha mit schelmischem Lächeln. „Und es gefällt Ihnen hier in Nürnberg inmitten kleinlicher, vielach eng beschränkter Verhältnisse, hier, wo fast alle Vergnügungen fehlen?“

„Wem sollte es nicht gefallen, gnädigste Fräulein, da, wo er so freundliche und wohlwollende Aufnahme gefunden? Ich kann sagen, daß ich mich in diesem Hause bereits ganz heimlich fühle“, sagte Henri mit warmem Lächeln. „Und dann die Stadt Nürnberg selber“, fuhr er fort, „es ist kein Paris und ermaogelt, wenn Sie wollen, der Menge von Vergnügungsarten, die dort bestehen, wo eine geruchwürdige Menge kein Mittel verdammt, sich zu betruben, um momentan wenigstens die innere Leere des Geistes, des Herzens und des Gemüthes inwider trostlos zu empfinden. Hier predigt alles Arbeit, strenge entsagende Pflichterfüllung, Ruhe und Erholung nur nach geschicktem Verle. Mich hat das Geschick früh auf den rauhen Piod der Arbeit verwiesen, und ich glaube sicher, daß es nur zu meinem Besten geht. Ich. Glauben Sie übrigens nicht, daß es in Paris ausschließlich nur Wähigänger gibt, auch dort wird gearbeitet, und schwer gearbeitet,

denn gerade an solch großen Plätzen ist der Kampf um die Existenz oft ein ganz verzweifelter. Der Fremde freilich, der nach Paris kommt und sich vorübergehend dort aufhält, sieht nur die glänzende Aussenwelt und ehnt nicht, wie viel Jammer und Elend sich oft dahinter verbirgt. Aber“, unterbrach er sich, „das sind Dinge, mit denen ich Sie nicht unterhalten will.“

„O, ich könnte Ihnen stundenlang zuhören, und wenn Sie mir förmliche Vorträge halten würden, denn Sie verstehen es, die trockensten Materien interessant zu gestalten. Ich habe neulich bei Tisch mit großem Vergnügen Ihrer Unterhaltung mit dem alten Müller angehört.“

„Mit Müller? So, ganz recht. Wie sprachen über Nürnbergs Geschichte, und ich habe gefunden, daß der Mann ganz merkwürdig eingehende Kenntnisse besitzt.“

„Das will ich meinen, Herr Martin. Kein Professor brauchte sich eines solchen disziplinirten Wissens, wie Graf Soden sagt, zu schämen. Sie müssen aber auch wissen, daß er jede freie Minute wahrnimmt, sich zu informieren. Er besitzt von Georgiers Zeiten her eine geschriebene Chronik, es sind nunmehr schon mehrere stattliche Bände, und gewissenhaft noch er Sonntag für Sonntag seine Einträge.“

„Aber ich finde, daß der gute Mann eigentlich mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart lebt. Den jetzt bestehenden Verhältnissen weiß er schon gar keine annehmbare Seite abzugewinnen.“

„Das ist richtig, denn sein höchster Stolz ist es, für einen richtigen Alt-Nürnberger genommen zu werden, von den Neuerungen, wie sie zur Einführung kamen, seit die Stadt bayerisch geworden, will er gar nichts wissen.“

„Dabei hat mich wunder genommen, um es frei heraus zu sagen, daß er den Franzosen nicht eigentlich mehr gram ist, denn leider haben meine Landsleute sich hier gelegentlich ihrer wiederholten Besuche nicht zum besten angeführt.“

Die junge Dame lachte. „Ja, ja, mon erzählt sich von Euch gruselige Geschichten, und wenn nur die Hälfte davon wahr ist, so könnte es schon grünen, Euch die übrigen Nachrichten zu sichern. Indes hat sich dies so im Laufe der Zeit geändert. Aber in Müllers Chronik sind Ihre Landsleute ihm immer weggelassen, das kann ich Sie ehrlieh versichern, wenngleich der gute Mann auch Andankungen gelten läßt und mehrfachenorts von edlen Charakteren spricht, die er unter den Franzosen angetroffen. Dagegen verläumt er keine Gelegenheit, den Preußen einen kleinen Hieb hinzuzugeben.“

„Aber sein Schwiegerohn, Herr Hebrich, ist ja selber ein Preuße!“ rief Henri verwundert ein.

„Freilich wohl, und wir alle haben demselbe gestaut, ich war damals noch ein unwissendes Ding, hütete aber doch unangefecht darüber reden, daß der alte Müller seine einzige Tochter einem Preußen zur Frau gegeben hat. Herr Hebrich hat es eben verstanden, sich bei Müller gut einzuführen, und da er sonst doch in jeder Beziehung ein vollkommener Ehrenmann ist, und die jungen Leute sich liebten, machte es sich schließlich wie von selbst. Herr Hebrich hat über den ersten Besuch der Franzosen in Nürnberg ebenfalls eine kleine Chronik verfaßt und später das wichtige Werkchen da und dort vorgelesen und überall reichen Beifall gemerit. Das Wächlein ist dann gedruckt worden unter dem Titel: Sebena, des Schreibers, Nachricht von den merkwürdigen Vorfällen der

Fransosen in Rürnberg. Sie sollten", schloß Vertha mit schelmischem Lächeln, „von dieser Chronik auch Einfluß nehmen. Herr Heinrich wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen ein Exemplar zu verschaffen.“

„Ich werde nicht ermanen, gnädigstes Fräulein, denn es freut mich, zu vernahmen, daß man auch damals in so schweren Zeiten den Humor nicht ganz verloren und auch trübten Vorkommnissen eine heitere Seite abzugewinnen verstanden hat.“

„Ja, Sie haben Recht, es waren schwere Zeiten, die, wenn sie auch längst hinter uns liegen, doch noch keineswegs vergessen sind, und vielleicht thue ich Unrecht, so leichtsin darüber zu reden. Damals schickte uns Vater und Mutter. Den Vater führten sie als Geisell mit fort in das ferne Frankreich nach Orléans, und erst nach Jahresfrist ist er wieder zu uns heimgekommen. Die Mutter lag schwer krank danieder und hat sich bis zur Stunde noch nicht völlig erholt von dem schweren Unfall, der sie betroffen genau am Tage der Abführung unsers Vaters. Aber gottlob! Diese schweren Stunden sind auch vorübergegangen, und wenn nicht alles täuscht, wird auch Mamas Zustand sich bessern. Ja, ich möchte behaupten, daß mit Ihnen, Herr Martin, ein guter Genius in unser Haus eingezogen. Aber still, Mama ruht sich.“

In der That war Madame Bängel erwacht aus dem tiefen Schlummer, in welchen sie gefallen war nach der heftigen Gemüthsanregung, in die das Spiel des Fransosen sie versetzt hatte. Sie blinnte um sich und gewohnte in ihrer allernächsten Nähe die beiden jungen Leute.

„Wie ist Dir, Mama?“ flüsterte Vertha ihr zu, „wie befindest Du Dich jetzt? Hast Du gut geschlafen? Sieh, wir haben getrenntlich bei Dir Wache gehalten.“

„Ja, ja, es ist ganz gut so“, sagte die Stante. „Gehet mir eure Hände und jetzt legt sie in einander. Ihr seid ja beide meine lieben Kinder. Gelobt mir, daß ihr euch lieb haben wollt wie Bruder und Schwester und darüber hinaus. Wollt ihr mir das versprechen?“ fragte sie in eigentümlich hastigem Tone, und ihr Auge hing in ängstlicher Spannung an den Nerven der vor ihr Stehenden.

Vertha wollte schüchternere Einwürde erheben, aber auf ein Zeichen Dennis sagte sie sich willenslos und sagte mit vor Thränen halb erstickter Stimme: „Wir wollen alles thun, was Du von uns verlangst, und wünschen nur, daß Du wieder gesundest an Seele und Leib.“

Die alte Dame richtete sich anf in ihrem Sessel, legte die Hände segnend auf die Häupter der vor ihr Knieenden und sprach feierlichen Tones: „Wie süßler ich mich freier in

meinem Geiste als eben jetzt in dieser Stunde. Aber ich weiß, daß meine Tage gezählt sind. Herkommiger Dank sei ihm gezollt, dem Lenker unsrer Geschicke über den Sternen! Er hat alles nach zu einem glücklichen Ende geführt. Aber ihr dürft noch keine vorreife Frage an mich richten jetzt in dieser Stunde. Noch ist die Zeit nicht angebrochen, da euch alles laun klargelegt werden. Mich verlangt herzlich, Deinen Vater zu sprechen, Vertha, doch ich weiß, daß er schon auf dem Wege hierher sich befindet und bald bei mir eintreffen wird. So laßt mich denn allein mit ihm, ich habe ihn, ach! so viel zu sagen, denn ich muß mich von der Schuld eines ganzen Lebens entlasten. Geht jetzt, meine lieben Kinder, und laßt mich allein mit mir selber nur für eine kurze Stunde. Ich will schlafen.“

7. Kapitel.

Im großen Zimmer der Wirtshaus „Zum goldenen Fisch“ in der Pflanzenschwabgasse pflegt es nachmittags ziemlich leer zu sein. Es ereignet sich wohl ab und zu einmal, daß ein einzelner Gast in meist nachdenklicher Stimmung bei seinem Glas Bier sitzt, und man darf sicher sein, daß es ein armer Handwerksbursche ist, dem die Arbeit „ausgegangen“, der entweder kommt oder geht und nur ganz verstoßen sich den Genuß einer Rührstunde gönnen darf, denn die Polizei hat ein scharfes Auge auf „solch arbeitsfähiges Gesindel“, wie die offizielle Bezeichnung für diese Reduazirnderten lautet. So treffen wir auch heute an einem schmalen Dienstagmorgente nur den Wirt, unsern biedern Krudel, beim Schnaps in lebhafte Unterhaltung begriffen mit dem einzigen Gast, dem gefährdeten Polizeicommissar Schleierrer, Krudels bestem Freunde.

Die mündliche Überlieferung weiß viel zu erzählen von dem überaus burschen und rücksichtslosen Vorgehen dieses Schleierrer gegen jeden, der sich nur im geringsten wider das Gesetz verlehrt, und zu der Großthaten Zeiten war des Mannes Name verhaßt wie nur je einer. Wo die gebrauchene Gewalt mit dem floßigen Schädel, den listig funkelnden Augen und der Kupferneise sich zeigte, verstummte alsobald die freie Rede des Bürgers über die guten alten Zeiten, denn man wußte, daß nunmehr der gefährlichste Demonsjant in der Nähe war, der dem unschuldigen Worte eine schlimme Deutung zu geben wußte und schon manchen braven Bürger aus purer Lust zum Bösen in des Teufels Küche gebracht hatte. In Krudel hatte Schleierrer einen würdigen Genossen gefunden; die beiden dunkeln Ehrenmänner verstanden sich aufs allerbeste und waren diese Freunde, die in brüderlicher Gemeinshaft gelegentliche Zaungelder miteinander teilten.

(Dorckung folgt.)

Hof an der thüringischen Saale.

Von Marie Schmidt v. Altenstein.

Dich hat noch nie belungen
Die hehre Feste;
So Dein Hof hingelungen,
Trug ihn die Industrie.

lernen, denn kein Klügelmensch kann sein, wer sich viel Feinde und Feinde schafft“. — Auch Dich hatte ich nur schmähend und lästern hören, Du arbeitsame Industrie und Handelsland an den nördlichen Vorbergen des Thüchelgebirges, freundlich im grünen Baumthum an den Ufern der Saale angelehnt, und wer mir noch Deinen Namen genannt, hat denselben in rauchende Jubelschale, in ruhige Wassen gekühlt, den

Gering mir, wie jenem Philosophen, welcher sagte: „Je mehr man wir Schlechtes über einen Menschen spricht, um so reger wird meine Reugier, denselben kennen zu

rauchen, kalten, langen Winter betont, von den bis in die Penzmannate sich erstreckenden Nachströfen, dem zur Sommerzeit fast beständigen Regen geredet. Das reizte meine Neugier, und an einem heißen Aufmorgen trag mich der eilende Zug aus unserer schönen Residenz fort, über das alte Regensburg, nach dem „böyerischen Sibirien“, der in grauer Vorzeit dem Reiche unmittelbar untergeordneten, später hochfürstlich brandenburgischen Haupt- und nun im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz gelegenen Stadt Hof zu.

Der Bahnhof, ein in gefälliger Renaissanceform aufgeführter Monumentalbau macht auf den Fremden den günstigsten Eindruck mit seiner weiten Vorhalle und den stattlichen Borte-

hundert in der Nähe des Regnitzbaches in „gefehrlicher Bildung“ der erfinderiſchen Sage nach ein Bauernhof gestanden sein soll, um welchen herum die Stadt gebaut wurde von den Eblen v. Kopau, v. Sprengler, v. Rabenstein, v. Freilich und v. Lufchau, den Namen „zum Hoff Regnitz“ führend, woraus sich später „Hof“ bildete. — Alte Sagen von den Raubrittern auf der Kaufenburg, welche stand, wo sich jetzt die schöne St. Lorenzkirche erhebt, werden wieder wach; das „Nord-“ und „Seitengäßchen“ finden plötzlich ihre Erklärung, wenn man der unheimlichen Streifzüge der Raubritter durch den dichten Wald gedenkt, welcher damals die Gegend bedeckte, und der leise Luftzug, welcher die Baum-



Hof. Originalzeichnung von E. Brückel.

fäden. Auf dem Wege nach der Stadt drängten sich mir plötzlich alte Erinnerungen auf: Jean Paul Friedrich Richter stand vor dem geistigen Auge, und von Porzelle umgeben war wie auf einen Zauberſchlag der einförmige, reizloſe Weg „Deſperus“, „Quintus Fizein“ und die herrliche Schöpfung „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke“ (was alles hier entstand) lebte auf, und unter hohen Kaminen und dem qualmenden Ronche erſahen phantaſtiſche Träume das Herz.

Richt ohne tiefe Empfindung ſieht man ſich dann das beſcheidene, ſchmale Gläſchen an, welches des geſeierten Humariten Namen trägt, ſowie die Tafel an einem Banke auf dem Schloßplatz, welche beſagt, an dieſer Stelle habe der Dichter von 1786—1789 gewohnt. — Das Geheimnißvolle entſchwundener Tage hält die Gedanken umſangen, und gar bald ſchweift die Erinnerung in die fernſten Zeiten zurück, wo im 11. Jahr-

wiſſel bewegt, ſcheint ein Klageſied zu murmeln, daß das ſchöne alte Schloß, welches einſt den Landesfürſten als Reſidenz diente, mit ſeinen beſtigten Vor- und Kuchenerwerten bei dem grauenvollen Brande des Jahres 1743 gänzlich vernichtet wurde mit all ſeinen uralten, wertvollen Regiſtraturen; die Reſte der alten Stadtmauern erzählen in ihrer ſtummen Sprache von der bedeutenden Verteidigungsfähigkeit, welche Hof einſt hatte, und in den Stadträden blähen jetzt, gerade wie in der erſten deutſchen Blumſtenſtadt Erfurt, in wohlgepflegten Gärten üppige Blumen und Sträucher, von ſeliger Friedenszeit und geordneter Verfaſſung des aufgeklärten 19. Jahrhunderts plaudernd.

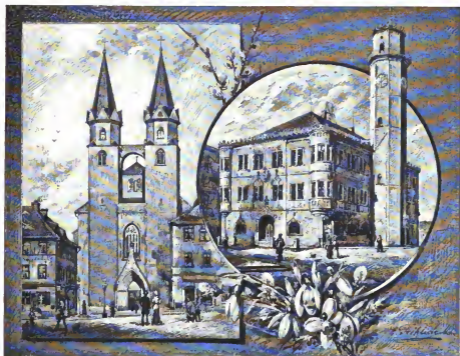
Jein Bräden führen über die dunkle, ſtil ſitzende Saale mit ihren freundlich bemohlenen Ufern, und wenn ich auch nicht ſerkoſſiſch mit dem Chroniſten Philipp Ludwig v. Weiters-

hausen reden möchte, die eine derselben sei „ein Denkmal des Unsinns“, so wählte ich doch auch nichts von deren Schönheit hervorzuheben. Der eben genannte Schilderer seiner Vaterstadt schrieb im Jahre 1787 eine sehr dastlich gehaltene Broschüre, welche durch ihre derben Randglossen oft sehr erheitertend wirkt, und welche bezeugt, mit welchem lebendwerten Eifer dieser ehemalige Landeshauptmann Sitten und Gebräuche seiner Heimatstadt studierte.

Die Seele nimmt westlich und östlich noch den Kaufmann, Kleinlein, Leinip, Reiten- und Krebbach auf.

Eine durch scharfe Winde gereinigte Luft macht das Klima für alle, die nicht an Lungenerkrankungen leiden, zu einem gesunden, und Epidemien haben sich selten hierher verirrt; auch trägt zum gänzlich sanfteren Zustand viel die hohe Lage sowie die vielen nahen Waldungen, welche reichen Wildstand haben, bei.

Die mannigfachen Laufbrunnen sind von den plaudernden Rügden mit hohen Holzbutten umstanden; bis zur späten Abendstunde, wo die Gasflammen entzündet werden, zeigt eine eilig wogende Menschenmenge, daß Geschäft, Arbeit und Verdienst auch nach der Frierstunde noch das rastlose Völkchen bewegt.



Die St. Michaelskirche und das Rathaus zu Hof. Originalzeichnung von G. Heislich.

Einen angenehmen Eindruck machen die durchweg sehr saubern, auch vielfach breiten und regelmässigen Straßen mit Granittravertin, dieselben sind, zumal zur Mittags- und Abendzeit, äußerst belebt, mir fielen die vielen lichtblonden Haare und der helle Teint unter der Arbeiterbevölkerung auf; im allgemeinen machen die Einwohner den Eindruck eines starken gesunden Menschenschlages mit schönem Wuchs, sie haben in ihrem Wesen etwas Keckes — während Weiterhäusern wieder bei Beschreibung des Charakters ohne Umschweife meint: „es scheint, als wenn meine Landsleute nicht lastig sein können, ohne ungezogen zu sein, und hierbei sind es die Alten immer mehr, als die Jungen“. Ich möchte noch dieser scharfen Kritik annehmen, daß die verdieuernden Sitten der Neuzeit auch nicht spürlos hier an dem Volke vorübergegangen sind.

Tab. Bayerisch. Nr. 44.

Unter den öffentlichen Gebäuden fiel mir das Rathaus, in höchstem gothischen Stile, auf, zu welchem im Jahre 1563 der Grundstein gelegt wurde; an gleicher Stelle, an welcher im 13. Jahrhundert von den Bögden von Weida das alte Rathaus erbaut worden sein soll, wurde dasselbe seiner Bauqualität wegen 1562 abgetragen, während das neue 1566 vollendet wurde. Durch mehrere Feuerbrände erlitt dasselbe bedeutenden Schaden und wurde nach dem großen Brande 1823 in seiner jetzigen Gestalt auf den alten Mauern aufgebaut. Wer in die Keller Räume blickt und sich ein wenig Phantasie bewahrt, den wird bald wieder alles Gedanken umwehen, wie Weinhandel und Weinschank im Jahre 1594 dort mit süßen ausländischen und einheimischen Landweinen betrieben wurde, wodurch reges Leben entstand, und mancher hohe Ratsherr wie christliche Weitzer nach

des Tages Lohj den kräftigsten Lobtrank trank — während heute in der Stadt Gambrius den lustigen Nachus verbränge; gar treffliches Gebräu habe ich dort getost, dessen Lob ich laut preisen mußte, trotzdem ich von Mänschen kam.

Auch ein deutscher Kaiser zog schon unter Glöckelknie und Gemeindefalben im Oktober 1702 dahelbst ein; gar Königlich benannte die Stadt den Kaiser Leopold mitsonst seiner Gemahlin in jenen Maren, wo sich heute die Geschicktszimmer des Magistrats, der Polizeiverwaltung, des Stundensamtes u. befinden.

Eine alte Verordnng vom Jahre 1563 bestimmte, daß der Stundensamtschloß auf den Michaelsstärken durch die Turmweche des Rathhauses anzuordnen sei, und noch heute gilt die Rathhausweche als Normmaße. — Umweit dieses Hauses, wo sich heute die prächtige, reich ausgestattete Michaelskirche erhebt, stand im 13. Jahrhundert nur eine schlichte Kapelle, an welcher Stelle denn, nachdem dieselbe durch Brand zerstört worden war, eine größere Kirche erbaut wurde, welche 1480 zur Pfarrkirche erhoben und in der Zeiten Lauf durch innere reiche Ausschmückung zu einer Kirche der Stadt wurde, bis auch sie durch den gefährlichen Brand 1823 gänzlich zerstört ward, indem sie in sich selbst mit donnerartigen Getöse zusammenbrach. Bald darauf wieder aufgebaut und 1881 gänzlich renovirt, erhebt sich dieselbe nun als ein herrlich schöner Bau gotischen Stils; durch prächtige Marmoreisen wird das reich und geschmackvoll angelegte Innere in ein magisches wunderbares Halbdomkellergestalt; der Mittelpunkt des Chores und der Altar sind an sonnenhellen Vormittagsstunden von goldenen warmen Farbenönen umschleht, welche eine ergründende, wohlthätige fromme Stimmung erwecken. — Am 11. Juni 1851 besichtigte der geliebte Landesfürst, König Max II. von Bayern mit seiner erlauchten Gemahlin Königin Maria, anläßlich seines Besuchs in Hof, diese Kirche. — Ich möchte das schöne Gotteshaus, welches der Stadt als wahrer Schmuck dient, nicht genannt haben, ohne auch die anderen Kirchen zu erwähnen, und zwar allen voran die alte St. Lorenz-Kirche, die im 11. Jahrhundert schon erbaut worden sein soll und welche 1214 unter dem Titel „Pfarr zu Reguiphof“ genannt wird, die aber auch mehrschon unter den verpörrischen Feuerstümpfen zu liegen hatte. — ferner die fast ebenso alte Hospital-Kirche — sämtlich evangelische Kirchen, wie denn auch die Bevölkerung meist aus Evangelischen besteht. Schon Markgraf Christian von Brandenburg schrieb im ersten seiner 63 Paragraphen im Freiheitsbrief der Stadt Hof vom 10. Juni 1610, daß die evangelisch-lutherische Kirche, wie Kurfürst Albrecht dieselbe angenommen hatte, „wichtig gelassen, gehandhabt und sonst keine andere Religion eingeführt oder gebuhlet werden soll.“

Die jüngste der Kirchen ist die katholische Marienkirche, welche erst 1864 gebaut wurde, nachdem sich durch Beamtenzuzug und Arbeiter das Bedürfnis nach einer solchen sehr sichtbar gemacht hatte, da die im Herbst 1843 erbaute Kapelle in der Karolinenstraße fast als zu klein erwies. Die Kirche enthält einen gänzligen, sehr freundlichen Eindruck. Nicht zu beschreiben ist dagegen die Empfindung, welche einen beim Anblick der alten Kloster, später Trübsalstichterkirche beschleicht, die 1292 auf geweihtem Boden entstand, im 17. Jahrhundert aber durch Kriegen zerstört wurde. Später zur Verwahrung Kriegsgefangener und dann bei den französischen Durchzügen 1806—1813 zu einem Militärmagazin benutzt und dadurch

entweicht, hatte sie noch der Wandlung in eine Baarenhölle durchgemacht, bis die proteur Reueit den westlichen Teil zu einer Reithalle einrichtete, während im östlichen Teil Thales Jünger für Unterhaltung und Kurzweil sorgen.

Wenn ich zu zeichnen wüßte, gäbe es gar manche alte Ruinerreite und wunderliche Häuser zu skizziren, welche von Romantik umhoben sind; ebenso würden eigentümlich die kleinen Hütten in einem Einschnitt „am Rinlein“, wo barfüßige Kinder in schmutzigen Lumpen voll Begosen spielen, und in die laute, loschende Unterhaltung Schmeichelworte wie „Schiebsch“ u. fließen, wieder an die pessimistische Anschauung Weiserhousens unwillkürlich erinnernd, der als kurzen Anhang zu seinem Abschnitt über Kinderzucht schrieb: „Noch eine Generation, so brauchen wir keine Schulen mehr — nur Zuchthäuser!“ —

Die Prophyzeiung bewährte sich nicht, denn Hof besitzt kein Zuchthaus, wohl aber treffliche Schulen, vom Gymnasium mit Lateinschule, Real-, Fortbildung- und Mädchenschule bis zu den Volksschulen, Kindergarten und Bewohnerskolen, ohne von den Bildungs- und sonstigen Vereinen reden zu wollen.

Was die Lebensbedürfnisse betrifft, so möchte ich den drastischen Satz Weiserhousens „gut aber schlecht — nur viel“ durch den freundlicheren Ausdruck modernieren „das Volk ist genügend“.

Ich möchte noch manches von der schlotumgüteten arbeiterioner Handelsstadt erzählen, um zu beweisen, daß sie, auch was historisches Interesse und äußere Beköstigung betrifft, viel besser ist, als man gemeinlich zu schätzen sucht, aber ich würde meine Aufgabe nur halb erfüllt haben, wenn ich nur die Stadt selbst schildern wüßte, ohne der reizenden Umgebung gedacht zu haben, welche mir einige gemüthliche Tage schenkt. — Im Westen der Stadt erhebt sich der mit Büschen anmuthig bewachsene Schellenberg, der mit Fleiß und großem Kostenaufwand zu einer anmuthigen Anlage umgewandelt wurde, und in einer dicht bewachsenen Einsenkung, wo hübsche Erdbeeren über moosige Felsstücke eilen und tonzende Wäden umhergeschwirren, träumt ich gar wonnig auf schmelzendem Rubens. Durch die Baumkronen leuchtet des Himmels Blau zu mir hernieder, eine weite Wäde an der Brust sprach mir von meines geliebten Ciceroses Langmut, während eine Nachtigall in launigen Tönen das Lob des Höchsten hinausjubelte! Durch ihren schmelzenden Sang klang es mir zum Ohr und Herzen: „Allerbästel ist ja die Gotteswelt schön — der Reich muß sie nur zu wärdigen verstehen!“

Ohne näher die hübschen Anlagen und Spaziergänge zu beschreiben zu wollen, soll nur noch der ebenso schönen, wie laubenden Partie noch dem am nördlichen Ende der Stadt gelegenen Park „Theresienstra“ Erwähnung gethan werden, da dieselbe den Blickpunkt der nahe gelegenen Spaziergänge bildet. Der Theresienstra verdankt seinen Namen der Königin Theresie von Bayern, welche mit ihrem Sohne, dem König Otto von Griechenland, 1836 diese Anlage schenkte und halbvoll die Genehmigung erteilte, dieselben ihren Namen zu geben. Schöne Anpflanzungen, von Blumenstoppeln freier freundlich belebt, hohe Baumgruppen, wohlgepflegte Wege und Plätze, schattige Laubgänge, blüthenreichere Bestände und das Plätschern eines Springbrunnens bieten reiche Abwechslung,

welche noch durch die günstigen pittoresken Terrainverhältnisse unterstügt wird. Auch fehlt die Bismarck-Fische nicht, am 70. Geburtstag des Fürsten gepflanzt. Ein hübscher Restaurant mit Gastbesuchung, Terrasse und Badium für Konzertzwecke bietet willkommene Rast. Nachdem auch ich mich an erfrischendem Trunk gelabt hatte, von einer großen Damen-Lesegesellschaft angeleant, weil ich, als dem garten Geschlecht angehörend, an öffentlichem Orte Stift und Notizbuch handhabte, verfolgte ich den mit Eichen bespangten, sanft ansteigenden Weg, welcher noch den schönen, energisch emporstrebenden Labyrinthberg führt, wo üppig das gelbe Löwenmaul, Feldreitersporn, Labkraut und das freundliche Heidekraut blühte.

Die wunderliche Gestaltung dieses Berges ist fast eben so erstaunlich, wie seine ägyptische Benennung, welsch' letztere mir auf meine Fragen durch alte Buchstellen von Joh. Will und Andreas Pflauser u. dahin erklärt wurde, „daß in früheren Zeiten der Berg nur unter dem Namen Eichelberg bekannt gewesen sei, später Mons Labyrinthus benannt, wegen des Labyrinthes, welches eine däbällische Hand in die Erde grub.“ Inwiefern nun ein erfindersüchtiger, geschickter Nachfolger des sinnreichen Ältereus hier ein Vergebäude in die Erde grub, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, doch mag das mit jener Version im Zusammenhang zu bringen sein, wonach man versucht haben soll, das freische Labyrinth auf dem Eichelberg nachzuahmen.

Der bis zum Jahre 1870 öde und kahle Berg ist nun zu einer schönen Anlage mit viel Ruhe und Fleiß hergestellt worden; auf dem Gipfel erhebt sich ein Aussichtsturm mit weit in der Umgegend sichtbaren Ruinen, welche romantische Erinnerungen wachrufen, bis man in der Höhe wahrnimmt, daß die Burgtrümmer nur eine geschickte Nachahmung sind. Die Aussicht von dort ist sehr lohnend und frei und nur ostwärts durch den Thonberg beschränkt. Eine Vetterin, am 10. November 1883 gepflanzt, säuselt im Windstoechen das alte fromme Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“, während wieder ein altes Blatt der Chronik von Luthers, des Gottesmannes, Brief voll guter Rathschläge zu festem Ausbarten erzählt, den der Reformator am 7. Juni 1531 dem Pfarrer Löner und Schulmeister Röder auf deren Bitte um Rat schrieb.

Als ich bei sinkendem Sonnenschein wieder langsam der Stadt zuvordröhte, waren mir die Gedanken von Erinnerungen an große mährige Zeitabschnitte erfüllt, und bei dem Räuten der Abendglocke trat ich vollbegeistert wieder in die Häuserreihen der Stadt, welche noch kein Poet mit begeisterstem Sang besungen, deren Ruhm aber dennoch weit über des engeren Vaterlandes Grenzen gedungen ist, hinausgetragen von jener ersten, wüthigen Nacht, welche Brot in die Hälften der Armut trägt, von der Nacht blühender Industrie, die hier hauptsächlich die Textildrönde kultiviert.

Am Starnbergersee vor hundert Jahren.

Von Dr. Ruggenthaler.

(Fortsetzung.)

Schloß und Hofmark Tübing gehörte damals dem Reichsfürstlichen Notarius v. Wierigg. Ehemals wohnte das berühmte Geschlecht der Döhl hier, die zu Starnberg bei 300 Jahre das Bisthum vertreten haben; der letzte derselben starb 1646, worauf das Schloß, das durch die Schweden erheblich mit Mißhandelt worden, auf den Freiherren von Öttingen übergegangen. In der Pfarrkirche zu Tübing sind verschiedene Grabsteine . . . , darunter auch der eine mit der Aufschrift: „Anno Domini 1662 ist gestorben die Eil und tugendhaft Frau Maria Dichtlin, als gebornu Porfaall, des odlen Dichtle, der Zeit Rhatt und ainspounger Hautmann, sechste Hausfrau, deren Gott genedig und barmherzig sein wolle, amen. Hodio mihi, eras tibi.“ (Heute mir, morgen dir). „Das Schloß um den Graben ist schwerfällig gebaut, und die innere Einrichtung besessen noch alter Sitte halb traurig und trübselig, gemalte Tote sind über den Thüren, und so oft man ein Zimmer öffnete, kam mir jener Geruch des Altertums entgegen, der das Herz im Ansehen an die Vergangenheit so heimlich ergreift. Auch ein sog. Rosenkranz, darin eine erstaunlich reiche Sammlung geistlicher Vorstellungen oder Reliquien, befand sich in einem Zimmer, und in einem andern eine Menge von Apothekergeschirren, Gläsern, Flüssigkeiten und Schälchchen; diese Apotheke im Schloß Tübing war der wohlthätige Zeitvertreib einer Fr. Baronessin, die durch ihre ägyptischen Arbeiten an Kranken und Heilbedürftigen in der ganzen Gegend Würdelt verübt hat.“ Wir schloßten dann fort auf dem See, kamen an den nahen Dorfe Rejmering und an der Baumstadt vorbei,

das ist ein Baum, der in den See hineingeht, und befanden uns igt in der größten Breite des Sees, wo er zum mindesten anbertholben Stunden beträgt. Die See macht nemlich einen tiefen Buch, wie einen Haven, westwärts ins Land hinein, den man den Karpsenwinkel nennt, wegen der vielen und schönen Karpsen, die man daselbst faugt; dieser Seebusen ist mit walddichten, halbfirnernen Hügeln eingelassen, aus denen unaufhörlche Winde blasen, die dem Nachen gefährlich werden. Die Aussicht ist unbeschreiblich schön, sogar die Benediktenswand, den Herzogenstaud, das Euterwendt u. a. sieht man hier.“

„Das regulire Chorist Beraried ist der Regierung München, dem Bisthum Augsburg einverleibt. Das Stift wurde durch viele Privilegien ausgezeichnet. Die Herzoge Ernst und Albrecht haben 1437 dem Stift die Erlaubnis ertheilt, zu fischen mit Zegen, Reuschen und anderen Fischzeugen als so das von Alter her getan haben, welches 1520 Herzog Wilhelm wiederholt hat. Das Stift wurde durch zwei berühmte Personen berühmt, die Jerluca und den Paulus Bernriedens, die lebte unter Otto I. leben (um 956). Erstere lebte, von Augsburg vertrieben, als Contercia in Bernried mit anderen gottgeweihten Jungfrauen und sagte mit prophetischem Geiste viele Schicksale des deutschen Reiches vorher; Paulus schrieb u. a. Vita Gregorii VII. und Vita Beatas Herluco, von denen der Jesuit Grotherus die Originalien dem Kloster genommen und diesem dasir gedruckte Copien geschickt hat.“

Schloß und Hofmark Ammerleu gehören damals dem Reichsgrafen von Baumgarten; „hier hat man nach meinem Befehl die schönste Aussicht auf den See; wo man hinsieht,

rust man: hier ist alles wohl gemacht. Ich bekam hier auch eine Bauernhochzeit zu sehen, wobei außer verschiedenen Spielen nach Verkommen auch ein Schießen gegeben wurde; auf den Schießen standen recht absichtlich schöne Bauernweine, die ich betrete, nicht abgeschrieben zu haben. Sie können glauben, theuerster Freund, mit welchem Wohlstand und Ernst das Schützenwesen heute behandelt wird. Die Rechte derselben sind im Heiligthum alter Zeiten gegründet, und geben dem Niedrigsten, der sich dazu verbündet, ein Ansehen und solche Vorrechte, deren er außerdem nirgend genießig wird. Hier kann der niedrigste Tagelöhner mit seinem Herrn wettschießen, und dieser läßt sich nicht erniedrigt. Und wie schon der Zuschnitt und die Farbe der Kleider zeigt, kommen zum Wettschießen die Abgeordneten verschiedener Stämme, und dieser Zusammenfluß befördert die Geselligkeit, weckt das Gefühl und den Gemeinseiner der Geschicklichkeit auf. Und wie angenehm ist es, zu bemerken, mit welcher Sorgfalt sie und da einer seine Büchse bräuhet, sie betrachtet und gleichsam andert, als säme es auf sie an, ihm Ehre zu machen. Diese ist und soll auch die Hauptsache sein, und es ist wirklich nichts Geringses, im Auge eines guten Schützen zu stehen. Es gehört zu den Denkmälern der weisen Einsicht unsrer Vorfahren, die in praktischen Dingen besser dachten, denn wir, daß sie es den Bürgern in Märkten und Landstädten zum Geschieße machten, sich mit der Flinte zu üben.“

„Gleich nach Ammerland werden die Berge höher, die Ufer steiler, die in drei Ede aussehende Erde macht hier viele Einböge, und nicht ohne heimliches Grauen läßt man über diese gräßlichen Tiefen von 120—140 Klaftern und ist froh, daß man nicht genöthigt ist, diese furchterlichen Abgründe des Sees vom Ueste aus zu sehen. Bey jenen drei Ufern gibt es ergebige Karpenbeizen, wo man auf die Fische mit Garn oder dreysackigen Hobeeln geht, die man mit aller Gewalt nach dem Fisch unter Wasser weist und dann denselben mit viel Geschicklichkeit aufspießt.“

Schloß und Hofmark Allmannshausen gehörten damals „dem Reichgrafen von Hymorth; das Schloß ist nach jenem zu Sternberg das größte“. „Das kurfürstliche Schloß Perch oder Perg liegt dreiviertel Stunden von Percha, der letzten Ortschaft, entfernt; es hat einen ziemlich Vorhof, eine verhältnismäßige Wohnung für den Hofgärtner und für Gäste; südwärts zieht sich vom Schloß ein artiges Gärtchen, das endlich in einen Stadtboden endigt, der mit Frühblümen besetzt ist; westwärts kommt man über eine schöne Terrasse, nach dem Ufer des Sees, wo dem etliche Schritte zurück der Garten mit einer Mauer umgeben ist, welche kurfürstl. Mag Emanuel errichten ließ; außer derselben hat man südwärts durch das liebliche Gehölz die angenehmen Spaziergänge. Das Schloß hat die herrlichste Aussicht auf den See, für die man anderswo gerne Millionen zahlen würde. Auch wech hier die gesunde Luft, und werden die Einwohner, die in Häusern herumbewohnen, meist sehr alt. Das Schloß selbst jetzt bewohnt von der englischen Gesandtin, Henriette Traror, deren Gemahl eben in England abwesend ist, einem jungen, überaus geistreichen Frauenzimmer, das während seines zweyjährigen Aufenthaltes in Pommern rein deutsch sprechen und auch schreiben,

und auch die besten deutschen Schriftsteller kennen gelernt hat.“ Diese Thatfache, daß eine Kustänberin deutsch sprechen und schreiben gelernt hat, gibt Westensrieder Veranlassung, in einer Angeren Exkursion seine Vergnügungsgelegenheit auszusprechen, Deutschland auf seine Undeutschheit hinzuweisen, besonders die höheren, gebildeten Stände ihrer französischen Rachbeterri und ihrer Verachtung des eigenen deutschen Wesens und Geistes bitter anzulagen. Zur selben Zeit und mit derselben patriotischen Entrüstung, mit der Lessing Deutschheit und deutsches Wesen gegen den französischen Eindringling verfochten hat, erhebt auch Westensrieder seine patriotische Stimme: „Es ist abscheulich, wenn ich von deutschen Damen sagen muß, sie verstehen nicht deutsch, verstehen die Sprache ihres Landes weder zu sprechen noch zu schreiben. Und doch sage ich — ein Paar Kustänberer thun nichts zur Sache — die Wahrheit: die meisten wissen nichts von der deutschen Literatur, lieben die Sammlung einer Bibliothek nicht einmal als Krübel betrachtet und nehmen oberflächlich eine vornehme Miene — die sich nicht beschreiben läßt, aber malen ließe sie sich — an, wenn von diesem oder jenem Schriftsteller die Rede ist. Daher der niedrige und elende Geschmack ihrer Unterhaltungen, worunter ein böses Roquetterie mit dem Kaviertampfern, und das Spielen, besonders das Zwiden, das man ganze Abende anhält, eine der Hauptsachen ist, eine Mode, welche den Münchener Damen erst jüngst in einer in der Schwäbe erschienenen Schrift als ein erniedrigendes Maaß vorgeworfen und einem gänzlichen Mangel an Letüre und Geschmack zugeschrieben wird.“ „Wenn Zuerst die Mäder, bei welchen jeder Hungertöber aus dem damals schon entervorten Griechenland ein Algot war, lächelt, noch wahrte er von Deutschen sagen, welche sich Französlinge verschrieben, um von ihnen ihre Kinder in deutscher Gelehrsamkeit unterrichten, sie bilden, d. h. für die ige Welt, für die igen Untugenden und Laster dressieren zu lassen! Warum, wenn man die Leute hier nicht zu finden glaupte, steht man nicht zusammen, schmüht immer und macht keine verjüngende Anstalt? Doch dieser Gegenstand, von dem ich schon oft gesprochen, würde mich zu weit führen!“ Aber eine Hoffnung hat Westensrieder noch: „der mittlere Stand, der in den Realschulen unterrichtet wird, wacht auf, rückt fort; die Kinder lernen nicht nur die Muttersprache nach Regeln lesen und schreiben, wie es die meisten jungen Herren und Jüdelein nicht lernen, sondern auch andere Dinge, die den Verstand aufklären, und in etlichen Jahren steht diese Generation mit geübtem emporgedrilltem Auge da und betrachtet und richtet, was über ihr ist. In eben diesem Mittelstande befinden sich gegenwärtig unsere Denker, die ihre Gedanken über die Gleichgültigkeit bei dem offenkaren Verfall der Sitten, über die Zulassung öffentlicher Ständeleute laut sagen, definieren sich die kühnsten enthusiastischsten Bürger und fast alle unsere Schriftsteller. Die besten meiner Landsleute werden mich verstehen, und die übrigen, deren Einsichten sich über die Beurteilung eines Herdgeschichtes oder das Jubelröhen einer Tänzerin oder über die Verlingdung, Missethät und Kriminallich, nicht erstrecken, werden die Sache, die sich so weber offen noch trinken läßt, nie verstehen.“

(Schloß folgt.)

Von einer Krieg-Ordnung im fürstl. Archive zu Wallerstein

und vom Bauernstande des ausgehenden Mittelalters.

Von Dr. Joseph Weiß, fürstl. Archivar zu Wallerstein.

Während des XIV. Jahrhunderts entdecken wir die ersten Anknüpfungen zur Bildung eines Dettingischen Archives.¹⁾ Wenigstens dieser Zeit mangelt uns schriftliche Kunde. In diesem ursprünglich Dettingischen hat auch das Dettingen-Wallersteinsche Archiv seine Wurzeln. Es ist aus ihm mit der Zeit erwachsen, da während all der Landesteilungen das Haus Wallerstein seine Lebenskraft benutzte und sein Eigen sich zu festigen suchte. Als im XV. Jahrhundert die Dettingische Grafschaft in einen (Alt-) Wallersteinschen, einen Flachbergischen und einen (Alt-) Dettingischen Teil zerlegt ward, da überwies man das Archiv in den Gewahrsam zuerst von Dinkelsbühl, dann von Kloster Keresheim; im folgenden XVI. Jahrhundert errichteten die Häupter der zwei überlebenden Linien (Alt-) Wallerstein und (Alt-) Dettingen ein gemeinsames Archiv zu Dettingen, zu welchem jeder der beiden Stämme einen Schlüssel besaß. Der Bauernkrieg überzog das Land, und Dettingen ward am 24. April 1525 von den Aufständischen eingenommen. Als die fürnämlichen Plünder wieder abgehandelt waren, kam bald neue Bedrängnis. Durch zwei Jahrhunderte brausten die Wogen des Krieges im Wechsel fast ununterbrochen über das Archiv dahin: unläßt sagte es Schup und Bergung vor dem verheerenden Brande des Dreißigjährigen Krieges und den schlimmen Drangsalen in der Zeit der französischen Gewaltthaten von Ludwig XIV. bis auf Napoleon I. Im Anfange des Dreißigjährigen Krieges flüchtete es nach Rüdlingen. Da fielen die Schweden ein. Ludwig Eberhard von der protestantischen Dettingen-Dettingischen Linie²⁾ erfuhr von ihnen kein Heil, Dettingen, Spielberg jedoch, Dettingen-Wallerstein³⁾ und Dettingen-Baldern (erlischen 1793) wurden ihres Landes enteignet, welches Gustav Adolf seinem Generale Lorenz v. Hoffkirch Freiherrn v. Gollitz zu Lehen gab. Als schon das Friedenswerk im Gange war, da fielen bei einem Scharmüchel zwischen den Bayerischen und Schwedischen am 15. März 1648 die Burg Wallerstein in Trümmer und Asche. Wie ein verwitterter Graustein für die zerstörten Schätze ragt heutigentags „der Felsen“ in Wallerstein an der Schwärze des alten Schlosses in die Höhe. In den Klaubkriegen Ludwigs XIV. wurde die archaische Habe samt und sonders einmal nach Augsburg, dann nach Ingolstadt in Sicherheit gebracht; im Jahre 1734 war sie für zwei Jahre in der Obhut Rürnberg's. Die zu Ende des XVIII. Jahrhunderts beabsichtigte Erbauung eines eignen Gebäudes für das Archiv in Wallerstein unterblieb zwar, es bezog sein augenscheinliches Heim; dagegen wurde es im Innern ausgehalten und geordnet unter Leitung des Archivars Zinkernagel und nach dem

Plane des Pfaffenburger Archivars Spieß.⁴⁾ Eine ruhige Stätte sollte es aber auch jetzt noch nicht gemeinen. Die Revolutionskriege schwebten das Archiv abermals auf; im Jahre 1796 rettete es sich auf der Donau nach Wien und Prag und mochte erst im Sommer 1797, zu Lande zurückkehren. Im Jahre 1800 jag es abermals ins Exil ins brandenburgische Nachbargebiet Schwonningen, wohnin sich Fürst Kraft Ernst mit seinem ganzen Hofstaat hegenen hatte.

Dem Archivar Zinkernagel⁵⁾ folgte der emsig thätige Archivar Frey, diegen nach einem „Interregnum“ der vier Jahresfrist verstarbene, hochverdiente Baron Büffelholz v. Kalberg.

Man muß angehts des mannigfachen Leides, welches in den schlimmen Zeitläuften dem fürstlich Dettingen-Wallersteinschen Archive widerfahren ist, sich doch verwundern über den großen Reichthum, den es trotzdem noch verwahrt. Doch derselbe, was die schriftlichen Zeugnisse über die ältere Heimatsgeschichte betrifft, einstmalig bedeutender gewesen sein muß, ist außer Zweifel. Denn hierzulande ist für den Historiker geweihte Erde, mag er farichen nach Erinnerungen an die politische und kulturelle Geschichte oder nach Denkmalen des rechtlichen Lebens. Die Grafschaft besaß von alters her ein freies laienliches Landgericht, welches Kaiser Heinrich VII. im Jahre 1310 bestätigte, und Graf Friedrich im vorletzten Lebensjahre 1621 einer Verbesserung unterziehen ließ, um seine Kraft und sein Ansehen neu zu beleben. Oberhöft, d. h. höhere Gerichte, welche Wehrung über strittige Rechtsfälle erteilten oder in Verurteilungsfällen erkannten, hielten den Reichthum fortbauend regie. Dettingen z. B. war Oberhof für Harburg. Das Marktgericht zu Harburg schab Anno 1491 eine Sache, „der sie mit weiß waren“, an die Schöffen zu Dettingen, „da sie ihr Urteil gemöhnlich pflegen zu halten.“⁶⁾ Das kirchliche Dorf Brenzensimern schob seine Sachen gen Rüdlingen, „da ward ihnen ein Rath geben ohn Silber und Geld gutwillig.“ Ein Bild in den VI. Band der von Richard Schräber herausgegebenen „Beistümer“ von Jakob Grimm zeigt uns eine reiche Sammlung von ca. 20 zum Teil uralten Dettingischen Ortsstatuten. Da rauscht er vor uns und „steht lebendig sprubelnde irische Luell des Gewohnheitsrechtes im Lande und in dessen größeren, wie kleineren Gemeinwesen“, um die Worte v. Kadingers⁷⁾ zu gebrauchen. Den Wert der alten „Echsten“⁸⁾ und Rechtsordnungen wußte man in

¹⁾ Fürst Kraft Ernst bei seiner Fürsorge um das Archiv hatte beabsichtigt denselben in der Hoffnung, „daß die Rechtskommenheit mir die Gerechtigkeit wird widerfahren lassen, daß ich durch Vorsehrung des archen Archivars Spieß und die darauf erfolgte bessere Einrichtung und Benutzung des Archivs dem Hause und dem Lande den wichtigsten Dienst geleistet habe“.

²⁾ Hgl. Büffelholz, Dettingens XIV. u. n. Archiv. Hft. III, 191 f.

³⁾ Lang, Material II, 187 f.

⁴⁾ Denkmäler des bayerischen Landesrechtes II, 1, S. 190.

⁵⁾ „G.“, „E.“ bedeutet nach Schmeiler: Gahrung, Gethg. „Die alt und die neu G.“ sind nach Kite und des Krae Testament. „G.“

¹⁾ Man lese den kurzen Rückblick auf die Hauptereignisse in der Geschichte des Dettingen-Wallersteinschen Archives nicht verzeihen, da über dieselben bisher nirgends, auch nicht von Baron Büffelholz in der Archivl. Zeitschrift III, 188, etwas mitgeteilt worden ist.

²⁾ Grafen von Altheim Graf II. 1731, dessen Schwester Christine Waise die Brautwurmer der Maria Theresia und des Baron Peter II. ist.

³⁾ Katali Ernst II., des Begründers der heiligen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen des fürstlichen Hauses.

Wallerstein wohl zu schätzen. Kraft Erbst befaß 1788 sämlichen Ämtern, eine Sammlung jener Satzungen anzufertigen, im Jahre 1795 wurde dieser Auftrag durch Anordnung des Kurfürsten Zinzendorf erneuert, und wir erfahren dabei, daß

hatte demnach den Sinn von „gesetzlich gültig“. „Ehaste Verwar ein gesetzlich gültiges Hindernis; „Ehastes Recht“ oder „Gericht“ war die letztendlich gültigste Souveränität eines niederen Gerichtes, nicht selten auch die Gemeindeversammlung, gewöhnlich unter dem Vorsteher eines territorialischen Ortes; oder die Sammlung aller ertillierten Satzungen, Rechte und Privilegien einer Gemeinde, so auch insbesondere „Ehaste“ genannt.

man sich damals mit dem Gedanken trug, ein eigentliches „Corpus constitutionum“ ins Leben zu rufen. Wer solche rechtsgeschichtliche Denkmäler betrachtet, findet seinen Lohn nicht so sehr im Entdecken der von ihnen trotz des rasenden Laufes der modernen Entwicklung democh bis auf heute vererbten Jäge: sein Auge fesselt vielmehr die Mannigfaltigkeit unregelmäßiger Überlieferungen, welche, in die Behörungen des ländlichen Lebens im ausgehenden Mittelalter gebannt, deutlich das Gepräge der Verfassungsformen der ersten Anfiedelung im deutschen Lande zur Schau tragen.

(Schluß folgt)

Nietburg.

Von Friedrich Litz.

„Weg, ihr düstern Heidebilder,
Hollands Meerestrand und Din!
Schöner lebt sich's hier am Rheine,
In der Welt, so frisch und grün“.

Kuß die Fürstin, und von fernem
Winkel ihr der Trübsel schau;
Rein, so selig war sie nimmer
Auf dem stolzen Königsthron.

Sieh, da lag die Nieburg nieder,
Tumpf und düster wie ein Grab!
Weh, von ihrer dunklen Worte
Späht der grimme Feind herab.

Wiedererschallt Ket' und Kräfte,
Aufgebrungen ist des Thor,
Aus des Schlosses höchsten Hause
Stürmt ein Soldatenhauf vor.

Hoh auf ihren blaffen Lippen,
Blondes Schwert in brauner Faust!
An der Spitze ragt Graf Hermann,
Der im Schlosse drohen haust.

Wilden Mutes stürzen alle
Auf die Königin sich vor,
Reißen ihr die gelbe Krone
Aus dem braunen Lockenhaar.

Einer saß das Noß am Jügel,
Herrt den Teppich ihm vom Leib,
Und ein anderer aus dem Jügel
Reißt das ehre Königstweid.

Wog sie jammern, wog sie sicken,
Eisern ist des Wogen Braut!
Weh, schon liegt sie in dem Turme,
Leichenbleich, sich umbravt. —

Jubel nun und wilde Freude
In des Schlosses düstern Bann,
Denn ein Weib ist ihre Beute,
Das das Schwert nicht führen kann.

Wilde Mächtige, Hoffe Jecher
Heiern froh des Siegeslohd,
Und Graf Hermann schwingt den Becher,
Trunken hebt er sich im Saal:
„Flugt dich, König, Langeweile?
Gut dein Weib, noch ist es Zeit!

Derst mir großen, doch vor allem
Zei das Löfegeld bereit!“

A
Hürter ist die Nacht und stille,
Troben hoch sein Sternlein wach;
Doch, da wach es plötzlich regte
Und zum Tag erbleicht die Nacht.

Schwertes, Helms, Hellebarbens
Lauten aus dem Dunkel auf,
Und von hüben aus von drüben
Nicht heran wach' ruffet Hauf.

Es sind die wahren deutschen Männer
Dort aus Worms der alten Stadt;
Geist gilt' dem schümmen Grafen,
Der das Recht verleiht hat.

Zeit, die Feden sind geschwunden,
Noch und klug ist der Rhein!
Und die grauen Blommengungen
Lernen schon am alten Stein.

Tum und Wiebel rollen nieder,
Nieder sinkt das stolze Schloß,
Und in Ketten vor dem Siegrin
Liegt Graf Hermann aus sein Noß.

Aus des tiefsten Turmes Grunde
Steigt die Königin herfür,
Starr, mit todgewinten Augen
Und bebend der Krone Bier.

Aber trunken sinkt sie nieder
An der Kette treue Braut,
Und ihr Herz schlägt freudig wieder,
Und ihr Weid strahlt neue Luft:

„Dank euch, dank euch, wackre Männer,
Die ihr Schatz dem Fremdling heut,
Wenn der Feind im Hinterholte
Mit dem Schwerte ihn bedrängt!“

„Wo'ger Segen euren Bunde,
Euren Heilern, euren An'n;
Wo'ger Segen euren Hüften,
Euren Kindern, euren Frau'n;

„Nimmer soll uns Zwietracht scheiden!
Und der Heiligstrom sei das Band,
Das euch unvertrennt eine,
Deutsches Loos und Niederkant!“



1.
Aus dem alten Worms am Rheine
Reitet Hollands Königin
An des neuen Dimeers Seite
Nach dem Schlosse Trübsel hin.

Frühling ist's; der Himmel glänzt
Sonnenshell und dunkelblau,
Rausch'ne Vogellicher Klänge,
Und mit Blüten prangt die Au.

Selig ist die junge Fürstin
Aufgewacht zu neuer Luft;
Woh'ne Frühlingsträume tauchen
Wonnig auf in ihrer Brust.

Wißig, ihrer Gond entzunden,
Dängt herab des Hühelns Baum,
Und ihr Auge löstet trunken
An der bloßen Berge Saum:

„Zei gegrüßt, ihr lieben Berge,
Von dem Morgenstrolch erhellt!
Zei gegrüßt, du wunderbare,
Vergelchsmühte Zaubervelt!“

„Zei gegrüßt, ihr hellen Schildhüen,
An des Hügel grünen Rand,
Dessen Fuß die dunkle Jähre,
Der Kossanienwald umspannt.

Kleine Mitteilungen.

Die Nietburg. Vor wenigen Tagen hat Sr. Königl. Hoheit der Prinz-Regent eine größere Summe angewiesen, um die Ruine der Nietburg, welche auf freiem Felsen über der Isl. Villa Ludwigshöhe thront, wie gänzlichem Verfall zu retten. Die Nietburg wurde 1290 von dem Ritter Hermann v. Niet angelegt. An ihren Mauern trübte sich eine unerhörte Zerstörung, allerdings in einem Zeitraum, den wir als einen der traumhaftesten der deutschen Geschichte kennen, während des sogenannten Interregnum. Graf Wilhelm von Holland trug den Titel eines römischen Königs; aber niemand in Reich gehörte seinen Befehlen. So weit ging die Gefelohlosigkeit, daß Hermann v. Niet, der Sohn des Erbmarsch der Burg, im Jahre 1255 die von Waim nach der Reichsfeier Trifels ziehende Gemahlin Hildegund, die Königin Elisabeth, Tochter des Westensöhns Otto von Braunschweig, überfiel, entführte und gelangen ließ. Das freche Unternehmen wurde gebührend gesühnt. Die Burg wurde erobert und zerstört, Hermann ließ sich göttlich. Abfall von Habsburg erbaute sie wieder. St. Ctte hat die Gedenktafel der Königin und ihre Verweisung durch die laizierten Bürger in einem Gedicht verewelt. Friedrich Ctte ist der Dichternamen des wahren Händlers Johann Georg Friedrich Jetter, der in den 40er und 50er Jahren dieses Jahrhunderts in unermüdlich stätmischer Tätigkeit für Aufrechterhaltung deutscher Sprache und Meinung und gegen das Verdrängen des Französischums in seinem Heimatlande kämpfte. Es sollte ihm leider nur kurze Zeit vergünst sein, die Verweisung bestehen zu schauen. Ein tragisches Schicksal machte seinen Leben ein Ende. Er verstarb in der Nacht vom 21. zum 22. Oktober 1872 im Besitz des Komats zu Kallmünz.

Eine Strafen Dreimünde-Sage in der Oberpfalz. Wenn der Wanderer auf der Oberpfalz von Rohrenbrunn nach Hermsberg zieht, bemerkt er sich auf dem Weg einis langgestreckten Bergwäldchen. Unten rechts ist das herrliche Kälberthal, links das wildromantische Thal der Weimst. Da nun, kurz an der Straße zu linker Hand steht ein einsamer Baum, eine Steinleude, vor sich einen kleinen Teich, vielerlei Blüh. Hier weht der Wind Tag und Nacht, Sommer und Winter. Darum heißt es hier beim letzten Baum: Wie nan ich dieser buhregelammen? Die Sage berichtet: Eine Wandgesim von Leuchenberg, Witwe mit zwei Kindern, aber noch jung und schön, hatte zu dem demnachstigen Grafen von Sulzberg, der eben von einer Fahrt wider die Ungläubigen zurückkehrte war, leidenschaftliche Neigung gefaßt und ließ ihm davon auch Kunde geben. Der Graf aber wies die Zustimmung unwillig mit dem Worten parat: „Soll ich Kinder aufzuziehen, müssen sie meines Blutes sein“. Da ließ die verblendete Mutter ihren zwei Kindern Weizen in das Feld säen und sie harben. Danach befehlig sie den Sulzberger zu einer Unterredung. Auf der Höhe zwischen Sulzberg und Leuchenberg kamen sie zusammen, und der Graf bejahte das Weis, ihm zu sagen, ob die Kinder künftigen Todes verdlichen wären? Um die Höhe ihrer leidenschaftlichen Liebe kund zu geben, erwiderte die Weibin: „Weizenhalben wüßten sie harben“. Da entbannte der edle Mann in Zorn und ließ sie mit den Worten: „So stieß Du Teimer Kinder wegen“, das Schwert in das Herz. Zur selben Stelle ließ er die unastündliche Mutter begraben. Dabei fiel ihm aber ein Samenfort, das er aus dem hl. Lande mitgebracht, anverwehnt in das Weis, und aus dem letzten Herzen erwuchs der salte Baum. Als Weis wandert die Weibin am ihr Weis und am den Baum; daher der helle Wind, der hier weht. Und so lange hat sie seine Klage, bis nicht aus der Oberpfalz ein deutscher Kaiser aufsteht, der beim letzten Baum die Turen schlägt, daß das Blut bild an die unteren Zweige des Baumes frigt.

Daubau, der große französische Ingenieur, schrieb über die Grenzseite Landau: „Wir steh aus in dem Stand, bedeutende Unternehmungen in dem Felde, und am meisten jagenden Teile Deutschlands auszuführen, indem dieser Platz über die Pfälzer, welche zu Kriegsgreifen in ihrem Bezirke liegen, ebenso verfügen könnte, wie über die eigenen Leute selbst“.

Zurückbare Explosionen sind zweimal in der Geschichte Landaus verzeichnet. Am 30 Dezember 1794 kam das Zeughaus in die Luft. Eine feindliche Welle verdunkelte das Tageslicht, und in denselben Augenblick brühten sich schon Verwundung und Tod um die Bente. Das Zeughaus verschwand gänzlich. Die Zerstörung 181, die stärkste des Salles wurde in die Höhe getrieben, das Rathaus sprang auf, und seine Mauer wurde bis in die Gemauerung von Weidmannsberg geschleudert. Drei Viertel der Stadt wurden zertrümmert. Im Herbst 1799 wiederholte sich die Katastrophe, ein großer Artilleriepark lag in die Luft, nur durch die liebevolle Ausopferung der Weidmann wurde das stark bedrohte Pulvermagazin gerettet.

Neer plurius impar (Nach mehreren gewachsen) lautet die präparierte Inschrift, welche Ludwig XIV. über das „französische Thor“ in Landau setzen ließ. Ein holländischer Offizier schrieb nach der Erwerbung darunter: „Unus sufficit“ (Einer genügt).

Erinnerungen aus der Resolutionszeit haben sich lange in der Pfalz erhalten. Das Feldgeschrei der französischen Regimenter in der Schlacht von Kallerslautern Landau ou la mort lebte lange als patriotisches Wollsprichwort fort. „Tod oder Landau“ nur jeder Bauer, jeder kleine Kasse, wenn er den festen Entschluß, etwas durchzuführen, ausdrücken wollte. Die Statue der Weibin der Freiheit stand auf dem Paradeplatze, wo auch die Guillotine aufgestellt war. Die Landauer heißen sie nur das „Schafst“ oder „Tafelchen“ — das Landwehr kamme sie allgemein als „Das Apsone“ (Bale Apollonia). Auf dem Turmknopf auf der Höhe des Zeughausdaches hing eine eiserne Tafelbühnenklappe. „Kallet sie klagen“, rief König Ludwig I. als er Landau zum ersten Male besuchte, und von ihrer Abnahme gesprochen wurde.

Die Hofenrache. Kuchdorf, Dammheim und Lureidheim, drei Unterpfälzischer Landau, hatten die besondere Verpflichtung, die Defensoren aus der Stadt einzulassen, ein Verbot, das man die „Hofenrache“ nannte. Ein Kanonenschuß von den Wällen hinderte, daß man streifen müße.

Geheimerer Glockenher. Ein Landauer Stabprotokoll von 1690 hat der Stadtschreiber Schwob folgende klagende Verse niedergeschrieben:

Das dreimal dreißig Jahre wird nunmehr angetreten
In diesem Seculo, als Herr Ihu uns erretten
In dieser bösen Zeit, da bist der starke Mann,
Der da in aller Welt den Kriegern Heuten kann.

Höflichkeit im Felde. Wir haben in Art 1 dieses Jahrgangs ein Bild der Stellung Landau gebracht zur Zeit der Belagerung durch Prinz Ludwig von Baden und den römischen König Joseph (1702). In der Stadt kommandierte der französische General Mela. Derselbe fragte mit kriegerischer Galanterie nach dem Königs Hauptquartier, um ihn nicht mit Schießen zu denarrigen. Die Antwort war: „Überall im Lager; der General möge sich im Schießen nicht hüten lassen“. Ingleich schickte Joseph dem General einen Hoken und feisches Wädder in die Stadt.

Der Scharfrichter von Landau. An das Hofstaub zum „Relac“ in Lureidheim knüpft sich die Erinnerung einer bis heute noch nicht aufgeklärten düstern Affäre. In den achtziger Jahren



Das Bayerland,

Illustrirte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde.

Herausgegeben von A. Kehler. Druck und Verlag von H. Oldenbourg in München.

N. 45.

Verlags-Verantwortlich: Hans Gumbel, mit dem nach alle Druckberechtigungen vom Verleger von H. O. z. N. bei Casarini begeben werden. — Die ersten vierzig Bogen sind für die Welt oder für Verlagsanstalten und ein Vierteljährlich abgeben.

3. Jahrgang 1892.

Verwundet.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultzeiß.
(Fortsetzung.)

Nachdem Krudel einen längeren Bericht geschlossen hatte, nahm er einen kräftigen Schluck aus dem großen Schnapsloke.

„Wie ich aus Deiner verworrenen Erzählung entnehmen“, sagte spöttisch der Kottmeister, „hast Du die Sache so dumm als möglich angefangen.“

„Hoho, das muß ich mir doch verbitten“, brauste der Wirt auf. „Nimm Dich zusammen mit solchen Grobheiten.“

„Hot sich was mit dem Verbitten der Grobheiten“, meinte der Polizist gleichmütig, „wenn der Starke so weit verfahren ist, daß er kaum mehr stot gemacht werden kann. Wer hieß Dich denn gleich mit der Thür ins Haus fallen, Du Lödipel? Wenn der Müller Klage stellt wegen Verpressungöverzuch, kannst Du ins Loch wandern.“

„Er wird es bleiben lassen, der Sache wegen vor Gericht zu gehen.“

„Desto besser für Dich, denn Du wärest verloren in jedem Falle. Ich begreife überhaupt nicht, warum Du Dich in die Sache gemischt hast.“

„Worum? Dumme Frage!“ rief in gütigem Ton der Wirt aus. „Habe ich wissen können, wie es ausgeht?“

„Es gehörte wahrhaftig ein geringer Verstand dazu, diesen Ausgang nicht vorherzulegen zu können. Die Geschichte geht von Anfang bis zu Ende einzig nur den Obersten an, für den Deine Mitteilungen unter Umständen einigen Wert haben.“

„Einigen Wert?“ höhnte der Wirt. „Ich meine doch —“

„Na, im Grunde genommen ist es doch recht wenig, was Du vorzubringen weißt. Du gehst von der Ansicht aus, daß

Madame Wägel den Husarenoffizier von früher her bereits gekannt und daß sie ihn heimlich beiseite habe.“

„Ja, ja, ganz genau“, bekräftigte Krudel, „und dafür habe ich meine Beweise.“

„Ah, bah, Beweise“, wiederholte der Polizist verächtlichen Tones. „Du willst Dich auf das Gerede der halbblödsinnigen Person da stützen.“

„Der Wisset, ganz recht, denn der Ammon, der damalige Hausknecht, ist leider gestorben.“

„Und die Wisset ist im Spittel. Ihr Geschwätz, wenn sie überhaupt gegen Herrn Wägel ausjagt, ist von gar keinem Wert für Deine Behauptung von einer geschickten Mordthat.“

„Madame Wägel hatte alle Ursache, sich des unbehaglichen alten Freundes zu entledigen.“

Doch dem Polizeivortragsmeister Schließer wollten die von Krudel vorgebrachten Gründe noch immer nicht einleuchten, denn er fuhr fort, den Ausführungen des Wirtes hartnäckig zu opponieren.

„Aber gericht, der Kapitän war ein früherer Liebhaber, wie soll sie sich seiner entledigt haben?“

„Wie? Sonderbare Frage. Durch einen kräftigen Dolchstoß. Wir, Müller, Ammon und ich, haben sie ja oben gefunden, ganz voll Blut und mit dem blutigen Dolch in der Hand, den ich ihr abgenommen habe und seitdem wohl verwahrt. Was müßt Du noch mehr?“

„Hör, Krudel“, lachte der Polizist, „mit dem Dolch kannst Du vor Gericht gar nichts machen, denn Du müßtest

Dich vor allen Dingen auszuweisen, wie diese Waffe in Deinen Besitz gekommen ist."

"Du siehst sich schon ein stichhaltiger Grund aneben."

"Vielleicht, aber vor allem wäre die Frage zu beantworten: Wo ist die Leiche des aus solche Weise Ermordeten hingekommen? Ihr habt die Wabame aus dem Säller des dritten Stockwerks halbtot, aus schweren Wunden blutend ausgehoben, aber keine Spur von dem Offizier. Hätte sie ihn in den Hof hinuntergestürzt, so würde man ihn dort gefunden haben, es ist ja damals das ganze Haus samt Hof und Garten aus dos genaueste durchsucht worden. Ist es nicht ja?"

"Mörderings", mußte Krudel kleinlaut zugeben. "Ebeer aus dem Baden nach im Keller fand sich die leiseste Spur, sogar der Zichbrunn in der Hofseite ist mehrmals bis auf den Grund erschafst worden, weil es manchen im Hause graute vor dem Wasser. Aber dennoch, Thatsache ist es einmal, daß der Kapitän damals bei uns verkwunden ist."

"Wann hat man dies bemerkt?"

"Eigentlich schon am andern Tage. Nachforschungen wurden aber erst später angestellt, denn anfänglich glaubte man, der Kapitän habe sich heimlichsweise entfernt."

"Es wird es auch gemein sein, Du kannst Dich darauf verlassen. Man verschwindet doch nicht ja mir nichts, dir nichts in einem Hause. Wonn hat man den Offizier zum letzten Male gesehen?"

"Das weiß ich nach ganz genau. Es war am Nachmittage desselben Tages, an dem wir abends die Wabame gefunden."

"Wer hat ihn zuletzt gesehen?"

"Ich denke, der Kammern, der gerade unter dem Thore stand, als der Kapitän das Haus verließ."

"Und wem ist er wieder heimgekommen? Wer hat ihn heimkommen sehen?" fragte der Polijist begierig.
Krudel stuzte. "Om, das wüßte ich wirklich nicht zu sagen. Aber heimgekommen ist er auf alle Fälle."

"Es wäre besser, wenn Du gerade diesen Umstand ganz bestimmt nachweisen könntest, denn dies scheint mir die Hauptsache zu sein."

"Ja, im Notfall kann ja ich sagen, daß ich ihn habe heimkommen sehen."

"Hör mal, Krudel, das würdest Du beschwören müssen, und ein Kleinod ist doch gerade keine spößige Sache. Freilich ist der Umstand, ob der Kapitän überhaupt in euer Haus, das er bestimmt verlassen hat, wieder zurückgekehrt ist oder nicht, von entscheidendem Gewicht. Ich, für meine Person, bin ganz entschieden der Ansicht, daß er ausgeblieben ist und daß er außerhalb eures Hauses den Tod gefunden hat."

"Warum nicht gar, er ist im Hause selber gestarben und durch die Hand der Wabame", behauptete der Wirt, "das weiß ich besser."

"Weil es Dir so besser gefällt, und weil es Dir so lieber wäre, ich glaube es wohl. Andererseits aber erklärt sich die Sache höchst einfach. Der Mann ist einem verlebten Abenteuer nachgegangen, in irgend eine Spelunke geraten, wo man ihn ausgehoben und schließlich beieitigt hat."

"So, und wo soll er denn hingekommen sein?"

"Als wenn es nicht tiefe Löcher genug gäbe, in welche man nächstherwede fallen kann und dann das Heraus-

klettern verzißt, zumal wenn man hineingestohlen worden ist. Nach ist die Begnüg tief und reichend genug, um einen Mann mit fast zu nehmen, wenn er das Unglück hat, hineinzutaumeln, vielleicht mit schwerem Kopf. Du weißt ja, in laßiger Gesellschaft, wenn ein Spielchen aufgelegt wird, pflegt man auch der Blaise fleißig zuzusprechen."

"Du hast, meiner Getel, nicht unrecht. Aber ich würde mich hüten, diese Deine sonst gar nicht unrichtige Vermutung nachzusprechen."

"Na, den Gedanken, aus dieser Sache Geld herauszuschlagen, mußst Du schon lohren lassen. Da ist nun schon nichts mehr zu machen. Wem hast Du denn drohen wollen mit Deinen Enthüllungen? Herr Wägel war ja damals abwesend, ich glaube mit der Deputation in Laus, und er ist, kaum heimgekommen, in derselben Nacht nach als Geisfel nach Frankreich abgeführt worden, seine Frau ist ja überhaupt unzurechnungsfähig. Also, Du siehst wohl, es ist auch nicht das Beste, was Du von der Beschichte weißt. Wenn er es verlohren will, ja ist das ganz und gar seine Sache."

"Om", meinte Krudel mit nachspenlicher Miene, "Du magst wohl recht haben. Na, vielleicht zahlt er mir immerhin einiges."

"Wonn willst Du ihn aussuchen? Ich hätte dem Obersten auch etwas zu zeigen, was ich neulich gefunden."

"Du!" rief der andere erlosant und setzte dann halb gevingelichtig hinzu: "Wird wohl 'was Rechtes sein!"

"Ich habe neulich in Schoppershof draußen einem unterstandlosen Houffierer ein Gebetsbüchlein abgenommen, das ich meiner Wädel schenken will. Wazu braucht der Schnorrer, der Beil-Mann, hab' ich mir gedocht, so ein schönes Buch, der betet ja ohnehin nicht."

"Beil-Mann jagst Du? Den Kerl kenn' ich auch, ist er nicht aus dem Kiez? Sein Vater ist ja eine Art Viehdoktor?"

"Das mag wohl sein, indes was kümmert das uns? Kurz und gut, wie ich das Büchlein daheim aufmache und näher betrachte, sehe ich, daß der Einband so eigentümlich stark ist, und der doppelte Deckel eine Art Futteral bildet. Ich gehe der Sache auf den Grund, und siehe da, ich finde darin ein Stück Papier versteckt. Wonn mal, ich hab's bei mir — und der Sprechende brachte nach langem Suchen aus der geräumigen Brusttasche ein zierliches Gebetsbüchlein hervor, welches er öffnete, so daß ein mehrfach gefalteter Bogen herausfiel.

Haltig griff Krudel darnach. "Daß mal sehen, Schlieerr."

"Nichts für Dich. Du kannst es ja doch nicht lesen, denn es ist Französisch. Ich habe mich tüchtig geplagt, bis ich denn Sinn herausgebracht. Es ist ein Brief, den ein Marquis v. Trefont an einen Bauern geschrieben hat."

"Woher willst Du denn das wissen?" spottete der Wirt.

"Weil ich es gelesen habe", sagte mit einem gewissen Stolge der Polijist. "Du natürlich wüßtest nicht im Stande, auch nur ein Wort herauszubringen, aber unseines hat doch sozusagen eine bessere Bildung genossen. Ich habe ja die lateinische Schule besucht und sollte sogar ein Professor werden. Se, schen mal wieder auf Kospar, der Rämmel ist aus."

"Du, ein Professor", höhnte Krudel, der Aufforderung nachkommend, "deß ja keiner geworden. Aber das ist ja

zunehmend ganz einerlei. Da, kann mal her, zeige, was Du gelernt hast, und übersehe den Brief.“

„Galt gleich sehen“, sagte Schleierer, behaglich sein Schmapsglas bedeckend. „Aha: Mon cher Martin, das heißt: Mein lieber Martin!“

„Na hier Schleierer, so viel verstehe ich auch. Laß nur das Französische ganz weg und lies es mir vor, als wenn es deutsch geschrieben wäre.“

„Gut. Dann heißt es folgendermaßen: Da es unsicher ist, ob ich in den nächsten Wochen nach Lury oder Lery — wie heißt es doch — komme, obgleich das vierte Jahr so ziemlich abgelaufen ist, mache ich Ihnen den Vorschlag, sofort die Pension halbjährig in Paris zu erheben. Sie werden sich daher des Jahres zweimal nach dort begeben und bei dem Vantans Vebel und Söhne, Place Louis XV., die ausgegeben Gelder gegen Umtausch in Compagnie nehmen. Ich habe dort die Pension für eine Reihe von Jahren hinaus hinterlegt, behalte mir aber vor, es und zu nach U. zu kommen, um mich nach des Kleinen Befinden zu erkundigen.“

„Ich hoffe, daß Sie und Ihre Frau wie bisher fortzufahren werden, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, und den Knaben in der gewöhnlichen Weise erziehen. Er soll in Unkenntnis bleiben bezüglich seiner eigentlichen Herkunft. Ich wünsche, daß er zu einem tüchtigen Manne heranwache, der schon früh lerne, auf eigenen Füßen zu stehen, denn heutzutage kann niemand, auch der Höchstgestellte sagen, daß er so recht der nächsten Zukunft sicher sei. Ich grüße Sie samt Ihrer Frau; dem Kleinen meine herzlichsten Küsse. George, Marquis v. Trefart.“

Die Übersetzung dieses Schriftstückes war für den Polyzisten keineswegs ein leichtes Stück Arbeit. Wohl öfter als zehn Mal legte er das Papier mit halb unterdrückten Flüchen ab der verdamnten Handschrift bei Seite, wuschte sich den Schweiß von der Stirn und begann hierauf wiederum seine Verdammung, die erst nach vielfachen Wiederholungen und Verbesserungen zu einer einigermaßen verständlichen Stilllegung sich gestaltete.

„Das Ding wäre nicht übel“, begann Krudel nach einer Pause stillen Überlegens, „wenn man nur wüßte, wer der Marquis v. Trefart eigentlich ist. Welches Datum zeigt denn der Brief?“

„Hier steht: Nantes, den 6. Oktober 1792. Der Knabe, von dem die Rede ist, ist jedenfalls der Sohn des Marquis und bei dem Martin — ja heißt so der Bauer — in Pflege gewesen. So viel ist mir ganz klar.“

„Dummel, da fällt mir ein“, rief der Wirt aus, „der junge Pariser Goldschläger, der vor einigen Monaten hier bei mir in Herberge gewesen, heißt ja auch Martin. Wenn es derselbe wäre?“

„Martin kann es in Frankreich eine Unmasse geben“, erwiderte Schleierer bedächtig. „Wie sieht es denn mit dem Alter aus? Wart mal, ich will nachsehen. Aha, da spricht der Marquis vom abgelaufenen vierten Jahre — es war dies Anna 1792 — mithin geboren anno 1788, würde somit ein Alter von 28 Jahren ergeben, so alt ist der Goldschläger nach lange nicht.“

„Aber sein Bruder, ich hab's!“, triumphierte Krudel; „sein älterer Bruder, der Kammerdiener Bögel, mag wohl an 28 Jahre zählen.“

„Um“, meinte der Polyzist nachdenklich. „dann sind es wohl nicht eigentlich Brüder, haben nur den gleichen Namen.“

„Versuchst dich“, eiferte Krudel, „sie ähneln einander auch gar nicht, der Goldschläger und der Kaufmann. Niemand möchte sie für Brüder halten. Der Jüngere sieht ganz wie ein Arbeiter aus, dem andern dagegen sieht man auf den ersten Blick an, daß er Besseres ist. Das ist sicher der Sohn von dem Marquis.“

„Das kann wohl sein. Wenn nun außerdem noch der Geburtsort stimmt, dann sind wir wohl auf der richtigen Fährte. Aber wir müssen vor allem zu erfahren suchen, ob es einen Marquis v. Trefart gibt. Die Franzosen haben unter ihren Adelligen dermaßen ausgeräumt, daß es mich gar nicht wundernehmen würde, wenn sie auch diesen Marquis mit ja und ja vielen anderen gelüpft hätten.“

„Wollen wir den Oberst fragen?“ meinte Krudel, „der kann uns nach am ersten Auskunft darüber geben. Von dem Brieze selber sagen wir ihm aber nichts, das braucht er nach nicht zu wissen. Wie kommt denn aber der alte Beil-Raum zu dem Wetzbüchle?“

„Mein Gott, er wird es eben irgendwo mitgenommen haben. Er sitzt zwar noch im Loch, aber ich mag ihn nicht fragen, denn er ist im Grunde genommen doch ein geliebter Patron. Von dem Brieze weiß er offenbar nach nichts, so genau hat er sich das Buch nicht angesehen. Versuche ich nun, ihn anzuhaken, so schüppe er Verdacht und ist in Stande, zuletzt einen Duerftritt durch unsere Rechnung zu ziehen.“

„Wo hast Du denn das Buch, Schleierer, laß uns nachmal nachsehen.“

„Hier, es ist ein Brevier für einen katholischen Priester. Holt mal, da steht ein Name, ganz vermist. Aha: Edward Gahan, Major zu Regent-sur-Marne.“

„Regent-sur-Marne? Wirklich? Dann haben wir's, denn dort sind die Martins geboren. Den Namen habe ich mir ganz genau gemerkt.“

„Du bist sonst nicht immer sehr glücklich im Behalten fremder Namen, Krudel“, bemerkte der Polyzist zweifelnd. „Wenn Du mit einem Höhergestellten sprichst, gebrauchst Du gern Fremdwörter und diese wendest Du dann in der Regel immer falsch an, so daß jeder lachen muß, der Dich hört.“

„Das verliedst Du nicht, Schleierer. Ich gebe immer von dem Grundhals aus, daß der Mensch in die Höhe streben muß, denn das ist er sich selber schuldig.“

„Na, na, es ist schon gar“, lachte der Kattmeister. „Bei Dir handelt es sich immer nur um Geld bei Deinem, in die Höhe streben“, da brauchst Du uns nichts vorzumachen. Du wirst daher Deine Kenntnis von den Vorfällen in Bögel's Hause an den Obersten verkaufen, wenn er Dir dafür etwas gibt?“

„Das will ich freilich thun, ich gehe gleich morgen früh zu ihm.“

„Wann ist das? Ich würde Dich begleiten.“

„Ich denke so gegen 10 Uhr, kaum früher.“

„Gut, dann komme ich halb 10 Uhr hierher. Ich werde mich dienstfrei machen, aber jetzt muß ich fort und alsbald beim Direktor meinen Rapport erstatten, laßt jetzt es ein lästiges Donnervetter ab. Aha gehab Dich wohl.“

„Adieu“, rief der Wirt dem Abgehenden nach. Dann erhob er sich von seinem Sitze, schritt gegen den Schrank und

füllte auch für sich ein großes Glas Schnaps ein, das er mit behaglichem Schmunzeln zum Mund führte.

8. Kapitel.

„Und dies ist wirklich Dein voller Ernst?“ fragte Herr Wägel seinen alten Freund, den Weidjarsat Cortorius, nachdem er ihm die Treppe herunter das Geleit gegeben.

„Welchen Grund sollte ich denn haben, Dir die Wahrheit vorzuenthalten?“ entgegnete der Arzt. „Ich finde unwiderlegbare Anzeichen von gründlicher Besserung in dem Zustande Deiner lieben Frau.“

„Kannst Du mir ein Stündchen scheuten Ernst?“

Der Befragte sogte mit einem Blick auf die schwere goldene Uhr, die er aus der Tasche gezogen:

„Gewiß, ich habe für den Vormittag keinen besonders dringlichen Gang mehr zu machen.“

„Dann darfst Du mich wohl bitten, hier einzutreten“, und der Koufherr öffnete die Thür seines Besessimzimmers. „So, nun mach Dir's bequem. Ich habe mich schon lange danach geseht, Dir einmal mein volles Herz auszusprechen zu können.“

„No, dann sprich Dir noch Herzenslust aus und habe Dich versichert, daß ich Deinen mich so ehrenden Vertrauen die wärmsten Gefühle eines Ehrenmannes und biedern Freundes entgegenbringe.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Geschichte des „Kolberg“-Schlößchens in Altdting.

Von Max Wöhmann.

In die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte zu Altdting ein Schulmeister Paul Kolberger. Der warste seines Amtes und ging den schmalen Weg der Pflicht, wie tausend andere, von denen die Chronik keine Notiz nimmt; er hatte aber drei Söhne: Georg, um 1490 Bischof von Gurk in Kärnten, Johann, um 1488 Pfarrer in Burgsteden bei Altdting, und Wolfgang, von denen insbesondere der letztgenannte als Kanzler des Herzogs Georg des Reichen den Namen der Familie in das Licht der Geschichte gestellt hat.

Wolfgang studierte zu Salzburg. Nach Vollendung seiner Studien trat er in die herzogliche Kanzlei zu Landshut ein. Hier zeichnete sich der bescheidene, ruhige, aber kluge Mann, den keinerlei äußere Vorzüge empfahlen, durch seinen Fleiß und sein gebiendes Wissen und durch des Geschick, womit er letzteres für seinen Beruf zu verwerthen wußte, insbesondere aber durch sein staatsmännisches Verständnis und sein rühliches Wollen, zu Ruhm und Frommen des Staates zu wirken, so aus, daß er bald die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich lenkte. Als nun der Kanzler Friedrich Naurtscher 1485 starb, übertrag der Herzog das vernehmungsreiche Amt dem Kolberger. Viele hatten mit Sehnsucht der Erlangung dieser Stelle entgegen gesehen; der Kolberger selbst dat den Herzog, von der Bezeichnung der Stelle durch seine Person Umgang zu nehmen. Aber Georg, gemohnt, seinen Willen über die Rücksichten und Vorstellungen anderer zu setzen, drang darauf, daß der Kolberger wenigstens die Verwaltung des Kanzleramtes übernehme. Bald darauf (1487) wurde er wirklicher Kanzler.

Zu solcher Höhe emporgehoben, erinnerte sich der Schulmeisterjohn von Altdting seines Heimatortes. Er kaufte von dem Bire Erloph Wühber (1491, am 24. Jan.) das zwischen „den Pöhen der Bern und dem Pöch, der herous durch Wiesmad rint“ gelegene Gut bei Altdting. Der damalige Pfropf gab als Lehnherr seine Genehmigung dazu. Das in den Händen eines so einflussreichen Mannes befindliche Gut hing bald zu Ansehen und Bedeutung. Herzog Georg verlieh dem Kolbergerhof das Hofmark-Recht und bewirkte später (1494) bei dem Kaiser die Erhebung der Hofmark „Neutalberg“ zur Reichsfürstenschaft.

Der neue Reichstag ließ das alte Haus abbrechen und an dessen Stelle das noch lebende Schlößchen erbauen. Er benutzte die durch seine Grundstücke sanftenden Wäde zur Ver-

besserung seiner Wiesen, kaufte noch andere Ländereien dazu und stellte sich dadurch, ein leuchtendes Beispiel wirtschaftlicher Thätigkeit, weit über das Verstandnis seiner Zeit.

Der ökonomische, den praktischen Lebenszielen zustrebende Sinn des Herzogs erkannte und schätzte die Thätigkeit des Kanzlers und fügte, um die neu gegründete Grafschaft mit den gehörigen Machtbefugnissen auszustatten, zur Grafschaft Neutalberg den Gerichtszug und das Palzgericht über einen bestimmten „Zirkel, der früher zum Gerichte Öting gehörte“. Damit war dem Reichsgrafen ein Gebiet gemeinnützigen Schaffens erschlossen. In diese Zeit seines gegenwärtigen Wirkens fällt auch die zweedmäßige Abkeltung des Wöhrenbach-Laufes in der heutigen „Ötternies“, sowie die Verwertung der Wasserkraft für das Öttinger Gewerwesen. Kein Wunder also, wenn der durch ihn geförderte Kreis gewerdthätiger Menschen in dankbarer Verehrung zu ihm emporsah. Auch der Herzog belohnte die Verdienste seines unentbehrlichen Kanzlers durch die höchsten Auszeichnungen.

Aber so reich und hoch der Kanzler im Ansehen vor der Welt gestanden war, so plötzlich und tief war sein Fall. Er widerriet dem Herzog Georg, die durch den Vertrag von Pavia und spätere Verträge sichergestellte Erbfolge zu Gunsten seines Schwiegerfahnen Rupert von Pfalz und zum Nachtheil der Herzoge von Bayern-München testamentarisch abzuändern, und kam dadurch in Ungnade.

Seine Gegner benutzten die geänderte Gesinnung des Herzogs gegen den Kolberger, um ihn des Verrates, so sogar der Absicht zu verdächtigen, als hätte er den Herzog vergiften wollen.

Am Ostersonntage des Jahres 1502 wurde der Kanzler auf Befehl seines zu Argwohn und Mißtrauen planmäßig verführten Herrn, des Herzogs Georg von Landshut, gefangen genommen und in strenge Haft nach Burgsteden abgeführt. Den Schlüssel zu seinem Gefängnis trug der Herr von Jettwig, der Pfleger des Schlößchens, immer bei sich. Hier verfaßte der ungebauigte, von dem Gefühle seines rechtschaffenen Willens gefüllte Mann seine ausführliche Verteidigungsschrift, und von hier aus leitete thätigst sein großer, unermüdetiger Geist, die hilflosen Mite v. Jettwig, v. Hamburg und Leuchtenberg inspirirend, in verwickelten Angelegenheiten die Staatsgeschäfte. Dadurch und durch die Abtretung aller seiner

Güter (mit Ausnahme der Grafschaft Rensalberg, von deren Einkünften der Gefangene nach seiner Befreiung ausreichen leben zu können hoffte) glaubte derselbe, seine Freiheit erkaufen zu können. Aber er hatte sich getäuscht. Statt der gehofften Befreiung ward seine Haft noch verschärft; er wurde nach Neuburg a. D. geschleppt und hier in einem engen, düstern, feuchten und kalten Verließ bei schlechter, unzureichender Kost gefangen gehalten. Hier schmachtete er 13 Jahre. Während sind die aus dieser Zeit noch erhaltenen, von des Kanzlers Hand selbst geschriebenen Schilderungen seiner traurigen Lage, nach rührender aber die Thatsache, daß der Kanzler aus Mitleid mit seinem „verwaisten Fürsten, der von dem König von Böhmen so hart bedrängt wurde“, in sein Gefängnis sich die nötigen Bücher, vor allem das Corpus juris erbat, um dem Herzog in der Streitsache mit seinem

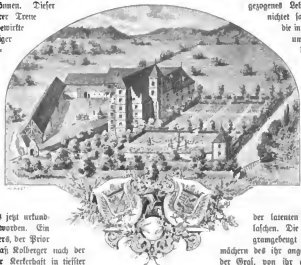
Kate beistehen zu können. Dieser edle Zug unerschütterlicher Treue gegen seinen Herrn bewirkte endlich nach 17 jähriger Kerkerhaft die einschneidende Freiheit des Kanzlers. Am 16. April 1619 wurde derselbe „gegen eine Ursehe, daß er kein Geheimniß des Herzogs Georg anreden, demselben nicht übel nachreden und sich aus Neuburg nicht entfernen wolle“, seiner Haft entlassen. Über sein weiteres Leben und seinen Tod ist bis jetzt unklarlich nichts bekannt geworden. Ein Zeitgenosse des Kanzlers, der Prior von Redbors, sagt, daß Kolberger nach der Entlassung aus seiner Kerkerhaft in tiefster Armut gestorben sei. Die Kolbergschen Güter waren zertrümmert in andere Hände übergegangen. Das Schloß selbst kam einige Jahre nach des Kanzlers Haftentlassung in den Besitz des Herrn Thomas Vösselholz, eines kampfgewandten Knecht, der mit dem Herzog Heinrich zum heiligen Grabe gezogen war und nach der Eroberung von Stachdweizenburg vom Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen wurde. Die Familie der Vösselholzer war — die Zeit, in der Nachkommen von weiblicher Seite das Schloß innehalten mit eingerechnet — etwa ein Jahrhundert im Besitze desselben. Hernach, ungefähr von 1639 ab, finden wir in rascher Aufeinanderfolge bis an die jüngste Zeit her, zu welcher „die englischen Frauenlein“ das Schloß von dem damaligen Postexpeditor Frauenhofer zu Altdöttinger erworben, einem vielfachen Wechsel der Besitzer. Von diesen mögen indes zwei durch die Überlieferung ihres tugendlichen Geschlechtes im Andenken einiger älterer Altdöttinger geblieben sein: der in einem Anfall von Geisteskrankheit verunglückte und an den Folgen dieses Unglücks 1817 gestorbene Reichsgraf von Waldkirch und der demselben folgenden ererbene Graf von

Persau, der Vorgänger Waldkirchs im Besitze des Schlosses, dessen Vater das Bad St. Georgen zu Kalberg kaufte, es zweckmäßig verbessern ließ und die nach erhaltene Kapelle dort errichtete.

Dieser widersezte sich der Verlobung seines Sohnes. Demungachtet wurde die Vermählung vollzogen — zur Erbitterung des Vaters, zum baldigen Untergang der jungen Gatten und zum Ruin der Familie.

Der zornge reizte Vater benutzte nämlich einmal die zufällige vorübergehende Abwesenheit des jungen Grafen zur Ausföhrung seines schredlichen Planes; er ließ die Gräfin entführen und sie in ein Kloster sperren. Ihr Aufenthalt wurde geheimgehalten. Der zurückgekehrte Graf, der sich so plötzlich, so unerwartet seines Weibes beraubt sah und sein ganzes, mit solch gemoltenem Trost herbeigezogenes Lebensglück so jäh vernichtet fand, geriet in Tobmuth, die in eine unheilbare Geistesunmachtung endete. In diesem Zustande traurigster Apathie verlebte der Unglückliche seine Tage. Der Vater starb. Die Gräfin kehrte zurück. Welch ein Wiedersehen!

Sie vernachte ihren Gatten kaum mehr zu erkennen und ihm war sie fremd. Die Spuren aller Erinnerungen aus seinem früheren Leben schienen in



Das Kalbergschloß bei Altdötting von A. Gehelch.

der latenten Seele des Grafen erschloßen. Die junge Gräfin wandelte gramgebeugt in den einsamen Gemächern des ihr angewiesenen Schloßtheiles; der Graf, von ihr getrennt, benutzte die Klammlichkeiten eines andern Stodmewes: ihr brach der Seelen Schmerz die schwache Körperkraft, er überlebte den Untergang des Weibes,

sie starb, er vegetierte fort. Nach dem Tode der Gräfin erwachte in ihm die Erinnerung wieder. Er fragte jetzt zum Erlommen seiner Umgebung nach seiner Gattin. Sie war ihm nämlich öfter im Traume erschienen. Anjange holten sich seine Diener durch Ansflüchte. Als aber seine Wänische, die Frau, welche ihn nachts besuchte, zu sehen, immer eindringlicher wurden, theilten sie ihm den Tod der Gräfin mit. Der Graf wurde auf diese Mitteilung merkwürdig ruhig. Er fragte nicht mehr nach der Gattin, ging nun gern in Begleitung aus und besuchte die Gottesdiener Altdöttings. Da stellte sich ein eigenartiges psychologisches Phänomen ein: er nahm häufig nach dem Gottesdienste einige Altargeräthe wie Leuchter, Kanonisteln oder anderes mit sich in das Schloß. Man konnte den Grafen und seine kranthafte Leidenschaft und ließ ihn nach seinem Verlangen handeln. Ein Diener brachte dann immer wieder die fortgenommenen Gegenstände den Eigentümern zurück.

Von Perusos Erben kaufte 1791 am 4. Mai Graf Waldsich das Gut. Auch nach ihm war bis in die letzte Zeit der Besitz des Schloßchens ein wechselvoller.

Gegenwärtig wohnen in dem ehemaligen reichsgräflichen Schlosse, das ein so romantisches Schicksal gesehen, fromme

Ordensdamen unter dem Schutze des heiligen Joseph der Erziehung der heranwachsenden weiblichen Jugend: das Rollberg-Schloß ist zur „Josephsburg“ geworden, welche in ferne Zukunft hinaus ihrer kgl. Bestimmung möge erhalten bleiben.

Der Kongreß zu Bräunau.

Von S. Dewalt.

Erbst der gemäßigteste Kenner frühlicher Spezialgeschichte wird bei dieser Aufschrift fragend den Kopf schütteln. Er läßt all sein Wissen Revue passieren, aber es wird ihm nicht einmüthig sein, daß sich an den Namen des lieblichen, gern besuchten Kurortes das Gedächtniß eines Kongresses knüpfe und demselben dadurch einen Platz in der Reihe historisch merkwürdiger Orte verschaffe. In der That, der „Kongreß zu Bräunau“ gehört nicht der Politik, nicht der Staaten-geschichte an; die Kulturgeschichte nimmt ihn für sich in Anspruch. Lust vor 100 Jahren tagte zu Bräunau eine „deutsche Nationalversammlung von Gräfinnen und anderen Damen vom ersten Range“.

Wir bemerken hier ausdrücklich, daß wir mit diesen Worten keinen Scherz treiben, sondern dieselben wortgetreu zeitgenössischen Publikationen und Journalen entnehmen. Was rief die Damen zusammen? Beschäftigte sie vielleicht das Schicksal der Königin in Frankreich, die Flucht des Königs, die Rot der Emigrierten, die Angst vor den möglichen kommenden Ereignissen? Nichts von dem allen! — Das merkwürdige Ereigniß, welches sie versammelt hatte, war etwas Wichtigeres. Hofrat Zwierlein, ein in der Böhmerlande und speziell um Bräunau hochverdienter Arzt und Gelehrter, war der geistige Urheber der Versammlung. Unter den mannigfachen Dingen, mit denen sich sein immer reger Geist beschäftigte, war auch die Frage aufgetaucht, ob es nicht möglich sei, eine allgemeine Modenreform für Damen zu erfinden. Wie glücklich waren jene Zeiten, wie harmlos und ruhig lebten die Menschen, keine Spur der Aufregung, der ruhelosen Hast der Gegenwart. Während der Thron der Bourbonnen in Frankreich zusammenbrach, das Wappen der Lilien zerbrochen wurde, sich die Deere der Revolution zusammenballten, um kurz darauf ihren Siegeszug nach Deutschland zu beginnen, beschäftigte man sich in der stillen Ruhe des deutschen Bodes mit der „Uniformirung der Modesäfte“. Zwierlein schilderte in begeisterten Worten den großen Nutzen einer geschäftlichen Kleidung, „sowohl in Ansehung der Bequemlichkeit in den Wäldern selbst, als auf der weiten Reise dahin“. Der Schönheitsjinn und die Gesundheitslehre sollten bei der Schaffung der neuen „Uniform“ maßgebend sein. Er erließ einen Aufruf an Deutschlands Frauen, ihre Vermählungen mit den Feinden zu verbinden und das Zukunftsfeind zu erfinden. Es sollte folgende Haupt-eigenschaften haben:

1. Die Kleidung muß leicht und bequem zu tragen sein, um ohne alle Mühe darin spazieren gehen, tanzen, fahren und reiten zu können.
2. Darf sie nicht viel Zeit zum Anziehen erfordern.
3. Muß sie den Körper kühlen, allgemein gut kleiden und dessen Reize erhöhen.

Die Idee zündete. Zahlreiche Vorschläge, Pläne, Schnitte, Zeichnungen liefen von allen Seiten ein, so daß die Behausung des guten Hofrates mehr der Wohnung des Directors einer Bekleidungsfabrik als dem gelehrten Heim eines berühmten Bräun- und Badenarztes gegliedert haben mag. — Der Einlang zeichnete sich durch große Verschiedenartigkeit und über-reiche Phantasie aus, so daß ein Entschluß unmöglich war. Da reife in der Seele des sinnigen Hofrates die geniale Idee der „deutschen Nationalversammlung von Gräfinnen u. c.“ Nichtauslände, armbühnische Gemüther könnten allerdings Verdacht schöpfen, es sei der regsame Badenarzt weniger um die Schaffung des Kostüms als um die Belebung seines Kurortes besorgt gewesen. Wir wollen uns nicht zum Richter seiner geheimen Gedanken aufwerfen, sondern nur die That-sache aus den Acten der Kulturgeschichte, Abteilung Kostüm-funde, registrieren, daß der Kongreß zusammentrat und mit Erfolg bereit.

Wir tragen unter Jugendbelegung von Originalzeichnungen aus jenen Tagen die vorzüglichsten Trachten der Damen zusammen, welche damals die Promenaden von Bräunau belebten. Wir waren so glücklich, die Originalzeichnung der auf dem Kongresse erfindenen „allgemeinen Modenreform“ aufzu-finden, und glauben, daß das Bild als getreue Wiedergabe des Babels vor 100 Jahren im „Böhmerlande“ Veröffentlichung verdiene.

Wir versuchen, durch möglichst genaue Erklärung die Zu-friedenheit der Leserinnen zu erwerben, und beginnen dabei zur Linken des Bildes, bei den beiden jungen Damen, welche Arm in Arm dahinwandeln, die Gruppe soeben zu verlassen scheinen. Ihre Kostüm steht unter französischem Einflusse. Die eine der Damen ist à la paysanne gekleidet. Um die wildgelockten Haare ist ein buntestreiftes feines Tuch gewunden, unter dem ein dicker, halbgeschlossener Chignon hervorragt; bausches des Hids, Armel und Kof von weißem Linn, ein weit ausge-schnittenes Caraco von Taffet in der Rubefarbe „Gaulent de Buze“ geben, dem Titel entsprechend, der Trägerin ein länd-liches Aussehen. Ihre Weißhüte erscheint in einem Journeuo von Pekin braun und hellblau gestreift, schwarzseidenem Schawl mit blauer Kante, Knonfisch, Bonnet von blauem Atlas mit Rosaroststreifen mit roten Blattpfelen und drei weißen Schmu-zgebern mit schwarzen Spitzen ausgeputzt.

Einen vollkommen verschiednen Anblick gewährt die Dame in Mitte des Bildes, dem Beschaer am Fächer erkennbar. Sie trägt ein kleines Bonnet, dessen Kopf von schwarzem Sammet, während der Papillon von weißem Flor ist. Um den Kopf liegt ein Kranz von brennenden Blattpfelen, und an der linken Seite springen fünf dergleichen Blumen en aigrette hervor.

Wenn die Damen jetzt beschuldigt werden, sich mit geirraubenden, egyptischen Frisuren und Haartrachten zu beschäftigen, so können sie auf die 100 jährige Übung dessen hinweisen. Die Frisur ist ein toupet fondou, ein hoher Kreppe, der weit hinten hinausgeht, die Ohren nach läßt, von der Stirn herein bis auf die Ohren ein glatter Kammschweif unter drei kleine Locken hinter dem Ohr und das Hinterhaar ein gerbes als eine verkehrte Garbe herabhängend aber in einem hohen kegelförmigen und vielen Chignon ausgefrachten. Sie trägt ferner ein Paar runde goldene Ohrentingel, die wie Korkhölzer aussehen, einen schwarzen Schal mit drei breiten Kalarrostreifen, darunter ein einfaches Fichu von Vinon, Rod und Caraco

herum und ist hinten mit einer fliegenden, hellblauen Bandschleife gebunden. Der Rod hat unten eine breit mit Ranken gewickelte Barbiere, eine schmälere läuft oben um den Kragen, vorn herein an der Brust und um die Armel.

Der Name der Dame ist und auf der Originalzeichnung nicht überliefert, aber es muß eine Dame von Einfluß gewesen sein; denn ihre Tracht ist für die von der „teutschen Nationalversammlung zu Brückena“ angenommene Babetracht vorbildend gewesen. Die Dame mit dem Bindhunde ist dem Beschlusse der Versammlung gemäß gekleidet. Das Kleid ist ein Redingote en chemise von feinem Zeug, die Farbe oliv oder theergrün, Rod und Knie von einem Zeug und



Auf der Promenade zu Brückena im Jahre 1792.

von weißem Linon mit Naturn garniert, ferner Kalarrostschuhe mit weißem Fellsattel.

Wir wenden uns zur Begleiterin des Kavalliers. Der Hut der Dame ist von schwarzem Atlas mit hohem spitzigen Kopfe, um welches ein breites Bandeau von rosa Atlas mit einem breiten violetten Waade mit gelben Adornen läuft. Die Frisur ist leicht gelockt, der Chignon mit einem hellblauen Waade ausgefrachten. Die Chemise ist von englischem Tartan, ein Stoff, welcher selten erfunden worden war, mit pistaziengrünen Mouschen, oben mit einem hohen stehenden Kragen und vorn herunter bis auf den Gürtel offenstehend. Vom Krage herab zur Taille laufen zwei bis drei lange, glattsitzende Falten, welche durch den Zug unter dem Gürtel in der Taille gemacht werden. Ein Fichu en chemise mit Blonden garniert, welcher sehr buschig fällt, fällt die Öffnung der Chemise bis auf den Gürtel aus. Der Gürtel ist ebenfalls pistache gefärbt, läuft etwas über den Nabel der Taille

Farbe ganz einfach und ohne alle Garnierung. Die Gorge des Kleides ist en chemise. Oben hat es einen stehenden und kleinen liegenden Krage, einen knappe Armel mit Aufschlägen à la mariniers und kleinen Knöpfen mit Zeug überzogen. Der Leib des Kleides unter der Gorge bis zur Taille ist wie gewöhnlich glatt und wird geschürt. Der Gürtel ist von Coquelicot-Atlas mit einer mehr oder minder schönen Schnalle. Das Band um die Haare, an der Bobine, sowie auch die Schuhe sind gleichfalls Coquelicotfarbe, die Handschuhe strohfarben. Die Haare fliegen entweder in natürlichen Boden um den Hals oder sind ganz leicht und kunstlos frisiert. Das Halsstück ist ganz einfach von weißem Fichu aber Linon und geht vorn in die Gorge des Kleides hinein. Es ist mäßig, mit oder ohne Hut zu gehen. Ohne Hut mit einem bloßen Coquelicotbande oder mit Hut, dessen Form und Zug dem Belieben der Trägerin überlassen bleibt. Am besten paßt ein Hut von schwarzem Atlas mit fingerbreitem Coque-

licatbande besetzt und einer Soubise von schwarzem Taffet garniert.

Unser letztes Bild gilt dem Herrn der Schöpfung. Er ist als edler Stutzer etwas absonderlich gekleidet. Tausend à la mouton oom mit der englischen Kofke, eine wahre Sammetsejur, um den Hals dicke seidene Kravatte, schwarz und rotfarb, einen sehr weit abgestochnen Frack von schokoladefarbnem Casimir mit blauen hohen stehenden Keagen, halbem Kneers mit fünf bezagelten Facettenknöpfen, Hüet von schwarzem Casimir mit Granatblumen geziert, rosa Kneers, hellblauem Jaug-Hüet und kleinen silbernen Kugelknöpfen, lange, knappe Beinlleder von violettem Casimir oom mit oier

Reihen Kleier weißer Knöpfchen besetzt, unten ohne Gürtel und blaß mit Rokornschleifen gebunden, hümmelstane Strümpfe mit rosa Zwiefeln, Schuhe mit Krossetten, plüschierter schwarzer Hut mit hohem Kuf und sehr schmaler Kneemp, der nur ganz nachlässig schief auf die eine Seite der wallreichen Frisur gedrückt wird. In der rechten Hand ein Robinspazierstöckchen von veeschlungenem Rabe. An Stelle der Handschetten treten als neue Mode auf englische Art gestülzte, zwei Finger breite Mändchen an den Dendarmeln, von denen das Paar bis 4 fl. kostete.

Wied die Tracht der Gegenwart in hundert Jahren minder seltsam erscheinen? Die Beantwortung überlassen wir dem geschätzten Leser.

Am Starnbergersee vor hundert Jahren.

Von Dr. Wuggenthaler.

(Schluß.)

Nach diesen deutschpatriotischen Bemerkungen, wozu den Besizer der deutsch lebende Engländerin und Insassin des Schlosses Persch veranlaßt hat, zieht der Wanderer wieder weiter: „Schwärts oon Persch sieht auf dem Berge bei einigen Häusern ein kleines, fast ruinöses Kirchlein, und kaum eine halbe Stube davon entfernt liegt Kuffirchen, wo eine berühmte Wallfahrt ist, und ich freute mich, hier einen Ort zu sehen, den die Münchener und weit entlegene Ortshafien so fleißig besuchen, um ihr Anliegen da vorzutragen. In dem bei der Pfarr liegenden Kiralebuch steht bereits auch mehr der Gnade- und Wunderstroben eingetragene, die bereits von dem Marienbild weggelöscht. Als man die Kirche bauen wollte, fand man den Ort, wo sie ist steht, sehr unbequem, denn die Gegend war oerwüdet und mit Weistrücheln bewachsen. Lange hatte man hin und her beratschlagt, als der Pfarrer den Vorschlag that, man solle einen Duffstein, der hernach zum Gensdlerin dienen sollte, auf einen Wagen laden, oon der nächsten Weide zwei Ochsen daran spannen, und diese ziehen lassen, wohn sie wollen; der Ort, wo sie stehen blieben, sollte der angewiesene Ort für die künftige Kirche sein. Siehe, die Ochsen gingen einem Kirchlein zu und blieben da stehen. Einer dieser Ochsen trat zurück auf den Stein und brückte seine Fußstapfen in denselben, so wich wurde der Stein, und dieser Stein wurde der neuen, jetzigen Kirche zu Grunde gelegt. Unter den Boarern, welche das Zimmerholz nach dem Berg führten, dachte einer, seine Pferde zu schenken, und lud aus dieser Absicht nur ein leichtes Bündlein auf. Siehe, er kamte nicht von der Stelle kommen, angesehen seine Pferde sehr gut waren. Was Mittel? Er besud seinen Wagen mit schwereren Lasten und ohne Mühe kam er den Berg hinan. Unter den Stutblütern, welche zur Erbauung der Kirche beizutragen, haben sich Herzog Albert samt seiner Gemahlin Chonigundis, sowie Herzog Sigismund vorzüglich ausgezeichnet, und ihre Widnisse wurden in zween Fenstern neben dem Choraltae eingeschmelt.

Schloß und Hofmark Kempfenhausen gehörte damals dem kurfürstlichen Hofkammerrat Joh. Baptist v. Birckinger. „Das Schloß Kempfenhausen ist das lebendigste um den ganzen See, denn zur Zeit der Ferien pflegen sich hier gute Freunde zu versammeln und auszusuchen und zur guten Stunde das Weidchen zu singen: nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus, aber beatus illo qui procul negotiis. Bei

dem dormaligen Besizer des Schlosses heresicht die edelste Gastfreundschaft, wie zu jenen Zeiten, wo der brave Ritter bei jedem besuenen Ritter willkommen war.“

Im zweiten Teile seiner Beschreibung bespricht Westensieder „die allgemeinen Eigenschaften des Sees“. Einleitungsweise bemerkt er, daß „man ihm außerordentliche Dinge oom See nicht zu erzählen wußte; so kommen nur selten Tiere aus dem Gewende desselben, wohl aber worden schon Latenstapfe und uralte Schmetter, die ein uraltes Altertum verzeuten, aus demselben gezogen; der See scheint immer in tiefer Ruhe sich zu befinden und an dem, was auf der Oberfläche weget, nicht den geringsten Anteil zu nehmen“. Als besonders merkwürdig verzeichnet Westensieder die Thatfache, daß „der See immer mehr Raum macht, und noch bei Mannshöhe hat er an oerschiedenen Stellen 30 bis 40 Schritt weiter ins Land gedungen, und seine Ausdehnung geht noch fort“. Weiter hat der See die Eigenschaft, daß oft, „wenn alles still und heiter ist, das Wasser, gleich einem Regenbach, sehr schnell an den Ufern dahinterläßt, so daß die Fischer von ihren Netzen nicht mehr Gebrauch machen können, und dann heißt es: der See rinkt. Man hält dies für ein Zeichen eines künftigen Regens, aber es regnet nicht immer. Im Frühjahr sagt man: der See blüht oder reinigt sich.“

Auf einzelne übergehend, bespricht Westensieder „Fische und Fischfang auf dem See“. Die Fische des Sees werden in drei Klassen eingeteilt: „in das edlere, das geringere und das letzte Fischwert; zu jenen ersten zählt man die Lachse oder Lachstöckchen und die Krenken; zur zweiten Gattung gehören die Walle, Karpfen, Hechten, Kutteln, Weagen; zur dritten die Bärflinge, Rottaugen oder Döseln, Laupen und kleinere Bachfische Lachsen, Waller, Karpfen und Hechten werden 6—20 Pfund schwer gefangen; man hat aber auch schon Waller zu 36 und Karpfen zu 34 Pfund gefangen. Karpfen und Weagen sind keine eigentlichen Fische des Sees, sondern werden eingeseigt und deuten darin ein. Der Kente (salmo) gehört zu den schmackhaftesten Fischen Deutschlands, kommt fast in allen bayrischen Seen, aber vor der vortrefflichsten Art nur im Wurmer see: in seiner ersten Jugend wird er Längel, nach einem Jahr Niesling, und wenn er 7 bis 8 Pfund wiegt, Bodentrenn gemaant; im Augenblick, wo der Kente aus

dem Wasser kommt, ist er auch schon tot; man kann ihn daher nicht lebendig verschicken."

„Es ist natürlich, daß nicht jedem, nach wann und wie er will, zu fischen erlaubt sei. Die Fischordnung ist daher sehr genau, und es wird, wie billig, streng darauf gesehen. Der Auenfang ist vom ersten Sonntag in der Fasten bis Walli erlaubt und außer dieser Zeit bei Verlust der Fischereigerechtigkeit verboten. Dasselbe ist für den Vocherfischfang eingeführt, und es darf sogar während jener Zeit kein Fischer sich den sechs Fischenbergen nähern, weil sich dabeilbi der Fischenfang aufhält. Die Form der Repe, die man auch Segen nennt, ihre Länge und Tiefe ist den Fischern genau vorgeschrieben, sowie die Weite, die sie besitz sein sollen, in die See hineinzufahren. Es sind daher allenthalben nicht weit vom Ufer Stangen in den See gestekt, von denen aus man zwei Trümer weit (ein Trum zu 45 Klafter), folglich 90 Klafter in den See fahen und Bodenzüge vornehmen darf. Bei den Abendzügen ist dies Maß auf 185 Klafter ausgedehnt. Man sagt auch in die Schöpf (Wanzenschöpf) fahen, und man fährt dann bei voller dunkler Nacht. Mit Kohlen oder in die Röhren fahen, heißt bei Tag Jäge machen. Dem Mai an verblät der See, ist darum meist finster und dem Fischfang günstig. Die Karpfen ficht man auch mit Stangen, auf die Klatten legt man von Martini bis Weichen Sonntag Reise-Karpfen, Waller und Hechten darf man zu allen Zeiten fangen. Auf die Hechte legt man auch Angeln; aber mit Handangeln zu fischen, ist durchaus verboten. Die Fische haben ferner ihr Brutmaß, und die zu gering befunden werden, muß man nach dem See zurückwerfen; Karpfen und Pragen müssen 1 1/2 Pfund haben. Auch die Speisefische, die den Hechten und anderen Raubfischen zur Nahrung dienen, muß man zurückwerfen, und damit an jenen kein Abgang geschehe, darf man keinen Jarellenhälter halten. Endlich müssen die Fischer bei Verlust ihrer Gerechtigkeit alles Fischwerk an die Justizkanzler um den bestimmten Sertag ausliefern. Haben diese schon Überfluß, so kann man das Fischwerk an die gemeinen Fischkäufer hingeben, doch nur auf dem Gestad oder außer dem See. Die Fischkäufer bedengen sich, gemäß Verabreichung, gleichfalls erst nach dem Hackschensame und von da nach dem gemeinen Markt. Zur Handhabung dieser und anderer Geleze besteht ein Gerichtsrat, und ist der Gericht gehalten, viernial das Jahr Untersuchungen vorzunehmen und allenthalben auf Ordnung streng zu dringen. Es sind 99 Fischereigerechtigkeiten um den See, deren Inhaber glücklich sind, wenn sie in einer glücklichen Möglichkeit und Einkast ihres Lebens frühzeitig gelezt haben, mit dem sparamen Erwerb gelangam zu sein. Als ich sie fragte, wie ihnen die Fische schmecken, antworteten sie mir: wir haben weder diesen nach jenen Fisch, den wir oft gefangen, jemald gegessen. Diese Fischer erreichen meist ein hohes Alter und sterben, wie die Bäume, zur Zeit wo die Natur angebraucht ist. In Pöcking lebt ist ein Mann von 126 Jahren, und gewöhnlich werden diese Fischer 80 bis 90 Jahre alt. — „Die Spiele der Fischer bestehen, außer denen, die auf dem Lande üblich sind, im Schwimmen, Schiffernrennen und Wanzenspielen, und sie wissen, aber meist aus vergangener Zeiten, von Helden zu erzählen, die überall den Sieg davon getragen: Er blieb so und so lang unterm Wasser, er schwam von Berg nach Starnberg und wieder zurück, heißt es z. B. Das Panzenstechen geschieht so: man bestitzt im See ein

Fuß oder einen Panzen, der über und über mit Reizen beschlagen und auf der Stange, worauf er sich hält, leicht umzubringen ist. Die Fischer stehen auf der hinteren Spitze ihres Einbaumes, mit einer Stange in der Hand, und werden von einem Ruderer, der sich im Vordertheil befindet, mit aller Gewalt nach dem Fuß hin- und darüber getrieben. Entweder schießt man die Stange, womit der Fischer nach dem Fuß löst, an den Seiten desselben ab, oder wenn er selbst in der Mitte löst und die Kräfte nicht hat, es durchzustehen, so fällt er rückwärts in den See. Dies wird so lange fortgetrieben, bis der Panzen endlich durchstehen ist."

Interessant ist, was Westenrieder über die Landwirtschaft um den Würmseer sagt. „Das Erdreich um den See war von jeher und ist jetzt noch nur mittelmäßig und einer großen Landwirtschaft unfähig; die Gründe sind sandicht und mager, der Dünger ist größtentheils Waldwerk, der elendeste aller Dünger. Fast verlegte man sich stark auf Obst- und Hopfenbau; diesen kennt man kaum mehr, jener wird schlecht betrieben. Erdäpfel, Rüben u. werden nicht gebaut, da die gute Erde kaum einen halben Schuh tief und, wie die Bauern sagen, zu ohnmächtig ist. Bienenzucht und Fischbau liegt gänzlich darnieder; auch mit der Wildgämel wird kein sonderlicher Verkehr gemacht. An vielen Orten um den See ist lauterer Moos-Stallfütterung ist durchaus unbekannt. Rlee wird nur in einzelnen Kugeln und Gärten gebaut; Vieh hält man sich, namentlich über Winter, nur so viel, als das magere Futter abläßt, an Mastvieh oder schöne Ferkelzucht ist nicht zu denken. Weizen, Tzeizen, Roggen, Gerste, Haber baut man wohl, aber nicht einträglich. Dals sieht man viel, wahrscheinlich nur zu viel, aber kaum eine oder andere junge Fische, denn das Vieh, das in Wäldern weidet, zerhieht und frist die Stämme." Der Beschloß und Geistliche Rat ergeht sich auch über die Ursachen dieser Darniederliegen der Landwirtschaft und macht auch Verbesserungsvorschläge, die schon insofern Interesse erwecken, als sie 1784 gegeben werden. Das „Haupthindernis" einer besseren Landwirtschaft steht Westenrieder in der „Hortmächtigkeit, auf Gemeingründen zu bestehen und der Verteilung derselben sich aus Unwissenheit oder Eigensinn zu widerlegen"; auf einen Grund, der einen nicht gebietet, verwendet man auch nicht, und es ist ein großer Fehler gegen eine gute Landwirtschaft, die Anzahl der Felder und Leerkhäuser so gar häufig anzuwaschen zu lassen. Die gestrigebende Macht könnte hier alles thun, allein der Gemeinde zu Starnberg hat es einen langwierigen Streit gelost, damit sie die Freiheit erhielt, die Wiesengründe abzutheilen, und da sie ein Weiches mit dem Gemeinlich vornehmen wollte, wurde es ihr durchaus nicht gestattet. Und doch würde die Grundabteilung als unmittelbare Folge die Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht nach sich ziehen." Weiter wenn der Bauer sich erdalen und seine Güter zum möglichen Grad des Wohlstandes erleben soll, so muß man, namentlich anfangs, seiner schamen und ihn nicht schon bei seiner Einsetzung zu entrüthen, daß es ihm unmöglich ist, sich wieder emporzuschwingen. Bekanntlich ist die gemeinsame Anlage der Städte außer allem Verhältnis, indem der ärmerer und arbeitende Teil das meiste, der vermögliche dagegen und größtentheils lebende das wenigste bezahlt. Ein ganzer Hof bezahlt jährlich, wenn er gerichtlich ist, an Palanlag 7 fl., Miltzenverwaltungsanlag 3 fl., Verpauanlag 1 fl. 15 kr., Herbstzettel 1 fl., ordinäres Scherwerk-

anlag 6 kr., Jagdschornwerk 1 fl., dann einlöse Steuer 6 bis 10 fl., dazu kommen die Ray- und Fehrlösern, Postwächtern, Leichpennig, Quartiergehler, Sammlungen der Jäger, Abbeßer und Mandanten. Aber das, was den Bauern volles und zu Grunde richtet, ist die Tax- und Sparteifisch, die übertrieben und ungerecht ist.“ W. stellt auch ein „kleines Zehelchen der Ausgaben“ zusammen, „die ein Hofmarschallentröner des Uebernahme eines Gutes zu entrichten hat.“ Geheft das Gut wird auf 1500 fl. geschätzt, so fordert z. B. der Grundherr zum Leihgeld von jedem Hundert 15 fl., also 225 fl., ebenja 180 fl. für sein Schweid, dann noch ein Geschenk für die Hofmarschallin; dann wird 1. ein Stiftbrief, 2. der Uebergebbrief, 3. der Fehrbrief, 4. der Antragsbrief errichtet, dann die Hochrechtgelde bestimmt, und die Taxen und Sparteien für den Hofmarschallern, Verwalter, Gerichtsherrn, Gezeugen, Ratshelb, Siegelgeld, Stempelsteuer zc. belaufen sich auf 456 fl., wazu noch „Inventar- und Kommissionskosten“ kommen, und das ganze Gut ist 1500 Gulden wert! Dieser Eintritt benimmt den Anhängern den Mut und auch die Möglichkeit, sich je zu erheben, er kann sich und die Seinigen höchstens in einer ehrlichen Armut fortzschleppen. Jenes Eintreten von Taxen und Sparteien ist freilich unmöglich zu heben, denn es bildet die hauptsächlichste Befalung des Beamten, der daher genötigt ist, aus Tobeshällen, Verhandlungen zc. der Untertanen seine Nothung zu ziehen.“

Westenrieder hält eine Hebung der Volkbildung, besonders der Volksschulbildung, Aufklärung des Volkes, besonders Bildung der mittleren Stände für dringend notwendig, aber er moht auch wieder, eines nicht zu vergessen: „Der Anfang aller nötigen Aufklärung und Bildung des Landvolks ist der häusliche Wohlstand. Was bei der sauersten Arbeit dennoch eine harte Dürftigkeit das Los des Untertans ist, da möchte man beinahe verleitet werden, zu sagen, daß eine abhörrende Robeit wünschthig und eine bessere Bildung des Volkendes zu nichts dienlich ist, als dem armen Untertanen unerreichte Ansichten zu zeigen und ihn seine Rat dappelt fühlten zu lassen.“

Speziell über die „Schule z e h n u g“ sagt Westenrieder vom Schluß: „Am Starnberg sind die ersten und wesentlichen Stände einer guten Dorfschule sehr übel oder fast gar nicht bestellt. Kommt das schätzthige Bauernweib kann lesen, kann das handerste schreiben. Man wird sagen: man braucht ja nur einen geschickten Schullehrer zu halten. Wohl! wenn nur der kleine Umstand nicht wäre, daß der gute Mann für seine Arbeit auch belohnt werden und essen muß. Allein weder die Kirche noch

die Untertanen vermögen dies immer; nur einige Herrschaften und auch Pfarreihen verbessern die Erziehung in ihren Bezirken und machen jährliche Prüfungen, wobei sie selbst erscheinen zu einer Dorsfeierlichkeit, und verteilen auf ihre Kosten nützliche Büchlein unter die Kinder. Auch dieses zeugt vom Dasein großer BÜRGERGEBEN, und möge es bald als un-rühmlich gelten, keine solchen gezeigt zu haben! Den Leuten freilich liegt nicht viel am Schulwesen, da sie nicht sehen, was ein besserer Unterricht beitragen soll, ihre häusliche Gesellschaft zu vermehren. Noch herrschen fast allgemein die alten Aberglauben, Vorurteile und schädlichen Irrtümer, die auf die Landwirtschaft Einfluß üben.“ Zu allerletzt, meint W., man sollte „doch auch ökonomische Verbesserungen auf den Hügeln um den Barmsee vornehmen, der erfinderische Fleiß hat nochte Erfindungen fruchtbar gemacht, wie sollte ihm bei so sanften Hügeln, wie um Starnberg, das nicht gelingen? Wenn beide Ufer einen Plan verfaßten, so würden sie hinlangen, etwas Großes zustande zu bringen.“ Heute befragen beide Ufer einen Plan, nämlich möglichst viele Fremde auf die „sonstigen Hügeln“ zu ziehen und dort zu bewirten; und wie würde Westenrieder über die Menge von Willen und den Schwarm von Sommerfrischten heute sinnen, Westenrieder, der meinte, „die Ufer und Hügel am Barmsee würden sich zur Schatzkucht am besten eignen“. Wie würden den Professor, trotz seiner Freude an der Natur, die wasserpendenden Brunnen und die Buxenbäume in den Gärten der Willen, schmerzthig beträhen, ihn, der den Ansohnern des Starnbergersees rät, „statt dem thigen oft unnützen Holzwerk Seidenbäume, deren hier leicht erste Millionien stehen könnten, zu pflanzen oder die Birnenzucht, die vor dem Schneidenting in Bayern so blühend war, emporzubringen“. Heute würde Westenrieder keine Seidenbäume an den Ufern des Sees schauen, wohl aber auf mancher Berando verorbete Seide rouschen hören.

Westenrieder schied vor hundert Jahren vom Starnberger See mit dem erhebenden Gefühle: „Ich habe wieder ein paar Tage unter Menschen gelebt, denen ich unbekannt ins Angesicht schauen, und die ich nie vorstichtig fragen durfte: „wie meinen sie's? Sie meinen es gut und redlich.“ Heute würde Westenrieder schwerlich auch von dem jetzigen Anwohner des Barmsees noch sagen: „Unterkommt mit großen Hoffnungen und den Unruhen des Stadtlebens, kränken sich diese Leute weder über den Kauf der Feiten noch über die Begehlichkeiten ab, die man erste Stunden von ihnen groß und wichtig zu nennen pflegt. Chue Zweifel genießen sie ihr Leben weiser und besser denn wir.“

Die Schönen von Landsberg.

Von Martin Grell.

Die Schönen von Landsberg, sie tanzen so gut,
Wie nimmer am Hofe das obdige Mut,
Denn, als sich der Herzog erhaben vom Reiden,
Ergreif er das Glas, den Reizen zu weiden,
Und das er geiproden, das süßliche Wort,
Noch immer erklingt es in Landsberg fort.

„Zuwohrt“, so begann er, „Ihr Magdlein und Jean'n,
Wer dachte das Wunder euch junstra'n!
Dich hab' ich als süßlicher Töchter gezoßen,
Kun werd' ich am Ende als tödter geschloßen;
Wenn sonst ich mich hinter Ermitung verhoßangt,
Ihr heute hobt wahrlich mich müde getanzt.“

Er sprach's, und ein Rischen folgte dem Sprach,
Wie wenn er geschert nur, der hohe Reind,
Doch dieser demohet sich die ruhige Riese,
Als fühl' er es selbst, daß er Spott verdieße,
Und ohne Bekümmen bestärkt er das Wort,
Das heute noch klingen in Landsberg fort.

„Gott schüpe“, so rief er, „die treffliche Stadt,
Die sich durch die Feiten erhalten sich hat,
Denn sorgten die Alten nicht, daß sie's verpfanzen
Wie können die Jungen so springen und tanzen?
Denn nehme zum Bild sich die spätere Zeit
Den frühlichen Tod, den mit Landsberg gewelht.“

„Und do es kein Scherz, was ich eben empfahl,
So tritt' ich dem Rot ein Gedächtniswohl
Und jehit' ihm stillbühelich zum ledernen Tische
Forkeln und andere feier Hühche,
Doch, wenn er zum Spende den Hampfen schwenkt,
Er antret' Tanzes in Ehren gehet.“

„Weinchen auch seub' ich die Hochzeitstisch'!
Juchl' Jungfern und seidene Madlein dazu,
Und lösse Bejag und die molenden Schlepfen
Mit Kauten blauweiß und mit Wägen betropfen,
Auf daß sich in Vondberg das schöne Weislichet
Für immer erhalte so rein und so edelt!“

Kleine Mitteilungen.

Aus dem Rathhause zu Landsberg. Wenn wir, mit dem schnellen Eisenbahnzuge von München nach Lindau jagend, bei Ausfertigung des Led überhritten, grüßen plötzlich von der linken Seite aus nur geringer Entfernung die Thürme und stotlichen Bänken einer Stadt. Wie betrogen das Heisebuch, sei es nun Bäder oder ein anderes und werden mit der sorglichen Kennung des Namens Vondberg abgefunden, und es wäre doch so viel von ihr zu erzählen, und wohl lohnt es sich, ihr Besuch und Besichtigung zu thun. Ob viel des Werthwürdigen bietet sich dort dem Fremde der Kunst in jeglicher Hinsicht. So birgt n. a.

das Rathhaus in seinem Saale höchst wertvolle Bilder, alles Darstellungen aus der bewegten Geschichte der viel geprägten treuen Stadt der bayerischen Herzoge. Die eine Wand hat Schwoyher mit zwei Gemälden versehen: „Ludwig der Bayer bestätigt der Stadt zur Befestigung ihre Treue den Salzpfennig“ — die Schandenszene des „Junglerkennung“ bei der Ermordung Vondbergs durch die Schweden unter Torstensson. Die andere Seite ist mit zwei Gemälden Votopis geschmückt: Ludwig der Brandenburger stiftet das Spital zu Vondberg“, und „Herzog Ernst auf dem Rathhause zu Vondberg“. Wir geben das Bild, welches Martin Weitz zu dem vorstehenden Gedichte begeistert hat. Wir entnehmen es mit gültiger Erlaubnis des Dichters aus der jüngsten Ausgabe seiner bei J. G. Cotta, Stuttgart, erschienenen Gedichte. Der mittl. historische Vorgang war folgender: Herzog Ernst von Bayern, ein gerechter, aber auch feilscher Herr, nur durch die zu schnelle Strenge gegen die schöne Agnes Bernauer, deren Schönheit und Liebe seinen jungen Sohn Albert gefesselt hielt, in der Geschichte bekannt, ritt in höchstem Anmut eines Tages nach Vondberg. Die Mite und Bürger, welche den Herzog liebten, gaben ihm auf dem Rathhause einen Schmuck und Tanz, daß er wohlgehumt und froh sein müge. Der Herzog unter seinen Bürgern ließ sich das Wohlwähl wohl schmecken und ward eines sehr mannten Gemüthes. Darauf kamen anwärtig, wohlgeschmückte Frauen und Mädchen von der Stadt und reichten ihm einen schönen Blumenkranz, mit der Bitte, mit ihnen zu tanzen. Das gefiel dem Herzog wohl, und er tanzte mit solcher Müte und Lust, daß er endlich ganz ermüdet auszuruhen wünschte. Da stieg er vom Saale herab in das kühe Gemüde, allein die Bürger kamen ihm, in der reinlichen, hübschen Halle ihrer Trinksaale



Herzog Ernst im Rathhause zu Landsberg.

sich zu erquiden und auszuruhen. In dieser kühte ein feischer Springsbrunnen die Luft, an dem der müde Herzog seine Wieder zu Ruhe und Lösung stärkte. So boten die Frauen und Mädchen diesen ihren gnädigen Herrn hinwieder, oben auf dem Saale zu Nacht auch noch einen Tanz zu thun, wos er den Schönen stogleich gekndet hatte. Als andern Morgens tritt Ernst mit wohlgerüstetem Gemüthe wieder nach München zurück. Er gebachte der guten Stunden in Vondberg, wie folgerade Urkunden bemöhen: „Von Gottes Gnaden, Wir Ernst x. thun zu wissen, daß Wir auf dem Rathhause zu Landsberg mit den schönen Frauen getanzet haben, daß wir etwas müde gewesen und in derselben Müdigkeit haben uns die von Vondberg, daß wir ihre Trinksaale schonen müchten, da die unter dem Natthal steht. Das schöten wir und beschaute die Trinksaale. In derselben Trinksaale haben wir ober allerlei Wein und auch einen schönen Steinern, der mitten in der Stube ausgeht, viel liebliche fromen und mädlein darneben und wuch-

ten wir uns in solcher Stube unsern ganzen Kuchen mit. Und da wir unsern lieben Getreuen unsern Kaiser Stadt Vondberg die Förderung zu ihrer Trinksaale gethan haben, daß wir schossen unsern Hoffschern (am Wärmert), daß sie alle Jahre, wann die rechte Fühigkeit (am Weisnadt) den vorgekommen, unsern lieben Getreuen, wenn sie ihren Weihen democh senden, einwische gute Fischen (Goldfischen) ausantworten. Die sollen sie dann in Vondberg durch unsern Willen auf der Trinksaale essen und unsern Tanzes dabei gedanken. — Wir anten auch nicht, was sie in Mehreres darüber verzeihen. — München am Mittwoch nach St. Antonitag 1434.“

Eine Martinsgans. Als im Jahre 1688 die Franzosen unter Turanne von Cöthen aus auf den Glatzberg bei Würzburg gelommen waren, schickte der berühmte Marschall einen Trompeter an das Westthor mit dem Befehle, ihn einzulassen, da er auf Befehl seines Generals mit dem Fürsten — damals Johann Gottfried II. von Sutfen — mündlich zu sprechen habe. Von führte ihn also mit verbundenen Augen zum Fürstenthale, vor dem er erklärte, er habe von seinem Herrn einen Empfehlung an den Bischof mit dem Befehle, daß sein Herr, weil es heute Martinsabend wäre, sich auf den andern Tag beim Fürsten zu Gast geladen haben wolle, um mit ihm die Martinsgans zu verzehren. Daraus entsagete der Bischof: „Wenn Herr Marschall als



N. 46.

Erhalten vollständig zum Gesammt- und zum Einzel-Abonnement zum Preis von M 7 — für das Quartal bezogen werden. — Bei neuen Bestellungen kann für Vorkauf über die Verlagsgesellschaft auch ein Vorkaufsschein eintreten.

3. Jahrgang 1892.

Verwundten.

Eine Nürnberger Geschichte von Albert Schultzeiß
(Fortsetzung.)

Der Kaufmann bräute gerührt dem Arzte die Hand und be-
gann dann: „Du weicht zur Genüge aus meinen früheren
Schülervorlesungen, wie glücklich ich vor vielen, vielen Jahren mit
meiner ersten Frau gelebt, die mir zwei unterdes so herrlich
herangewachsene Kinder geschenkt. Ach! die Braut durfte nicht
lange sich eines solchen Mutterglückes freuen, denn bald riß
der unbarmherzige Tod sie von meiner Seite. Aber ich sollte
Erfolg finden für die Geschiedene in einem zweiten Bündnis,
welches ich einging mit der Freundin meiner ersten Frau.
Du weißt, daß ich auf bringendes Entzeden der Arzte mich
entschloß, mit Karolina eine Reise in die Schweiz zu unter-
nehmen. Wir trafen dort in einem der feineren Gasthöfe
Luzerns eine Art Haushälterin an, welche gegen freie Ver-
pflanzung, die sie seitens des Besitzers genoss, sich nach allen
Seiten hin nützlich machte und ungemein viel zur Behaglich-
keit des Aufenthaltes beitrug, so daß die Gäste, zumzeit Lei-
dende und Kranke, alle des Lobes über sie voll waren. In
ihrem ähneren Auftreten von ungemeiner Einfachheit und Au-
spruchlosigkeit, merkte man ihr dennoch nach den ersten
Worten die Dame von Stand an, welche bessere Tage gesehen
hatte und namentlich durch die Notwendigkeit gezwungen war,
ums Brot zu arbeiten, wenngleich sie sich sonst in keiner
Weise als zum Dienstpersonal gehörig betrachtete und ein
überaus empfindliches Bewußtsein des eigentlichen Wertes ge-
legentlich zu scharfem Ausdruck brachte. Wir machten bald
nähere Bekanntschaft, und Madame Roulin — so hieß diese
Dame — schloß sich eng an uns an. Angsthich weidete sie
es, von ihrer Vergangenheit zu sprechen, und jede, auch die

allerleiseste Anspielung schien sie unfähig traurig zu stimmen.
Alles, was wir darüber in Erfahrung brachten, war die fest-
stehende Thatsache, daß sie Witwe war und kinderlos vor-
dem in glücklicher Ehe mit ihrem Manne gelebt hatte. Sie
war damals sehr jung noch und von erlesener Schönheit,
Französisch und Deutsch sprach sie als geübte Sprecherin,
Pastorinwaise, mit gleicher Fertigkeit, auf dem Klavier erzielte
sie sich als Meisterin. Bald wurden sie und Karolina die innig-
sten Freundinnen, und als wir Luzern nach mehreren Monaten
verließen, willigte Madame Roulin ein, uns hierher nach
Nürnberg zu begleiten.“

„Dies alles ist mir ja längst bekannt, lieber und werter
Freund!“ bemerkte Sartorius. „Madame Roulin ist in der
Folge Deine zweite Frau geworden.“

„Ja, aber es bedurfte der insündigsten Bitten von meiner
Seite, um sie zu bewegen, meiner Werbung Gehör zu schenken,
und als sie schließlich mit mir vor den Altar trat, nahm sie
mir vorher das heiterliche Versprechen ab, sie niemals um ihre
Vergangenheit zu befragen.“

„Ich habe dieses mir aberlangte Gelübde streng ge-
halten, denn ich kannte Madame Roulin nach jahrelangem
Zusammenleben mit meiner Frau hinreichend genau, um von
ihrer Ehrenhaftigkeit überzeugt zu sein. Aber wie damals in
der Luzerner Pension betrachtete Klotilde, später meine Frau
geworden, sich jederzeit immer nur als die oberste der Dien-
erinnen. Sie kam allen ihren Obliegenheiten als Haushal-
terin und Mutter mit der unerlässlichsten Pflanzertreue nach,
erblickte jedoch in mir jederzeit eher den Geküeter als den Gatten

und brachte sich dadurch selbst in eine schiefe Stellung dem Personal gegenüber. Kinder, welche ein innigeres Bündnis zwischen uns zu knüpfen vermocht hätten, sind uns leider verjagt geblieben. Max und Bertha freilich hängen und hingen von jeher an ihr mit der rührendsten Liebe, aber in vielen Dingen ist Klottide mir ein Rätsel gewesen. Da kamen die Kriegsjahre. Handel und Wandel löseten allenthalben. Nur mit Aufbietung aller Kräfte war es uns möglich, die Ehre des Hauses inmitten der allgemeinen Wirren aufrecht zu erhalten, denn jedes Jahr brachte uns Verluste, deren Höhe sich oft kaum genau feststellen ließ.“

„Ach ja“, stimmte der Arzt bei, „wer könnte jene Zeiten der schwersten Noth und Bedrängnis jemals vergessen?“

„Das schlimmste Leid sollte mir das Jahr 1796 zufügen, als die Franzosen zum ersten Mal frei und ungehindert durch die offenen Thore in unsere alte Heilstadt einzogen. Wir alle wissen noch sehr wohl, welche maßlose Verwüftung damals hier uns herrschte. Es schien, als hätte alles, Nat und Bürgerchaft, den Rauf verloren. Das öffentliche Vertrauen hatte mir eine Menge von Ehrenämtern übertrugen, und so geschah es, daß ich, überall in die ersten Reihen gestellt, an allen wichtigen Verhandlungen thätigen Anteil zu nehmen hatte. Der Rath mußte sich in jenen Tagen fast permanent erklären, und trotz zahlreicher Sitzungen vermochte man nicht so recht aufzuarbeiten, denn es zeigte sich, daß unser Staatsgebäude, auf welches wir so stolz waren, übermüthig geworden und bei diesem ersten Anprall von außen her in seinen Grundmauern so bedenklich erztittert, daß sein Unterfang unermesslich erschien. Doch da hat mich die leidige Politik wieder einmal auf Abwege verlockt, während ich doch über eine persönliche Angelegenheit mit Dir sprechen wollte“, sagte Wägel mit schmerzhaftem Achseln. „Du erinnerst Dich vielleicht noch, daß im August des Jahres 1796 ein französischer Husarenoffizier bei mir einquartiert wurde.“

„Gewiß“, entgegnete Sartorius, „ich habe ja einmal in deiner Gesellschaft bei euch hier zu Abend gespeist. Seit dieser Zeit freilich haben sich so viele französische Offiziere in Nürnberg längere oder kürzere Zeit aufgehalten, und ich hat mein Beruf mit einer Unzahl solcher in nähere Berührung gebracht, daß ich mich kaum mehr seiner Person erinnern kann.“

„Damals haben die Verhältnisse gewollt, daß ich selten zu Hause verweilen durfte“, sagte Herr Wägel mit verdüsterten Zügen. „Es mag sich hinter meinen Rücken hier mancherlei abspielte haben, wenn ich oft tagelang weder meine Familie, noch mein Personal zu Gesicht bekommen. Da geschah es, daß ich eine Deputation des Rates begleiten mußte, die sich nach Luzz in das Hauptquartier Jourdan begab. Am nächsten Tage von dort zurückgekommen, fand ich Klottide auf den Tod krank, aus schwerer Kopfwunde blutend; wenige Stunden darauf wurde ich mit einigen anderen von den Franzosen verhaftet und als Geiseln nach Givet abgeführt, um erst nach einem vollen Jahre von dort wieder heimzukehren und meine Frau in einem mehr als bellagenden Zustand wiederzufinden.“

Der Sprechende hielt einen Augenblick in der Rede inne; die Erinnerung an jene schwere Zeit schien ihn jetzt noch tief zu erschüttern. Dann fuhr er fort: „Wägel, diese goldtreue Seele, hat mir später vertraut, daß er samt Ammon und Krubel meine Frau in jener Unglücksnacht unter Steintrüm-

mern und gestürzten Balkenwerk hervorgezogen. Der Sturm hatte oben den Oberl umgerissen. Was aber Klottide zu suchen gehabt an dieser einsamen Stelle, die für gewöhnlich keines Menschen Fuß betreten, weiß ich nicht. Wägel will schon längere Zeit von dieser Katastrophe an meiner Frau ein eigenmächtig verstorbes Weib wahrgenommen haben, das sich geheigert, als sie erloschen, daß ein fremder Offizier im Hause einquartiert sei. Ich muß leibhaftig gesehen, daß der brave Wägel der einzige gewesen ist, der für Klottide eingenommen war, alle anderen kosteten in ihr den fremden Eindringling von der allerersten Stunde an. Später freilich wagten sie über ‚Wabame‘, nachdem sie meine Frau geworden, nichts mehr zu sagen, aber die Liebe des Personals mußte sie sich nie zu erwehren. Als ich damals vor 19 Jahren aus dem fernem Frankreich heimgekehrt war, fand ich, daß Klottide für mich verloren sei, denn kaum vermochte die Arme in dem Wieder-gekommenen ihren Gatten zu erkennen, und nur selten hat sie seitdem lichte Stunden gehabt. Du hast ihren Zustand als düstere Schwermut bezeichnet und mir jederzeit Hoffnung gemacht, daß es bermalinzt gelingen könnte, den finstern Dämon zu bannen, der ihre Seele beherrscht.“

„Dieser Ansicht“, entgegnete der Arzt, „bin ich auch jetzt noch, und die allernachsten Erfahrungen haben mich wahrlich nicht tägen gelahrt.“

„Wir ist an dieser Weisheitsannahme was auch räthselhaft, sagte Wägel mit einem tiefen Seufzer, „und ich fürchte, daß der Unglücksfall nicht allein sie verurtheilt.“

„Aber was denn sonst, lieber Freund?“ fragte gleichmüthig Sartorius.

„Die Unken eines schuldbeladenen Gewissens!“ antwortete der Kaufherr mit dumpfer Stimme. „Da ist neulich der Krubel ja mit gekommen —“

„Ich kenne den Menschen zu Genüge. Bitte, fahre fort und sage mir, was er von Dir gewollt.“

„Neb wollte er. Eine respectable Summe, 1000 Gulden, glaube ich. Damit sollte ich mir sein Schwitzen erkaufen.“

„Sein Schwitzen?“

„Ja, er will wissen, daß zwischen Klottide und dem französischen Husarenoffizier geheime Beziehungen bestanden haben. Ferner behauptete er, im Besitze des Däselch zu sein, mit welchem meine Frau ihren früheren Galan besetzt haben soll oben auf dem Ecker näheres Hauses.“

„Was hast Du denn dem Genden grantwortet auf solche ebenso freche als plumpe Erfindungen?“ fragte begierig Sartorius.

„Wägel, der mir zu Hilfe gekommen, hat ihn entsetzt, indem er mit der Peitsche drohte. Was indes die ebenso frechen als plumper Erfindungen anbetriß, lieber Freund, so bin ich in diesem Punkte leider anderer Ansicht. Krubel mag Recht haben.“

„We, Da magst es, Deine Frau zu verdächtigen, und dieses einzig auf die Reden dieses gemeinen Burshen hin, der von Dir Geld erpressen will? Wie kommst Du als verdächtigem Mann zu solchen, vergeh mich, verräthlichen Fabeln?“

Der Arzt war im Feuer der Rede von seinem Sitze aufgesprungen und durchsnoch das Zimmer mit langen Schritten.

„Bitte, nimm wieder Platz“, sagte ruhig der Kaufherr. „Wir wollen weiter über den Fall reden. Zur Zeit verweilt hier in Nürnberg ein ehemaliger Oberst der großen Kemece,

Franz Labarpe ist sein Name, der sich vorgenannten hat, Nachforschungen anzustellen über seinen Waffenbruder, den damaligen Husarenkapitän George Fried'homme, ci-devant Marquis de Tréfort."

"Sag ihm doch um Gattenswillen ruhig solche Nachforschungen anstellen, lieber Freund. Vergleichen brauchst Du ja gar nicht zu kümmern."

"Und wenn der Kapitän in der That — mir schaubert es auszubedenken — durch Klatschens Hand gendert hätte, da er hier im Hause verschwunden sein soll, und meine Frau, wie Krudel behauptet, einen Dalsch in der Hand gehabt!" rief Wägel in leidenschaftlicher Hast.

Der Arzt wurde nachdenklich. — "Wahl", sagte er dann, „ich muß zugeben, daß der Fall unter Umständen kritische Verwickelungen nach sich ziehen könnte. Indeß handelt es sich hier in erster Linie — fällt eine solche Anklage erstlich erhaben werden — darum, kaltes Blut zu bewahren. Bar allem, wer sollte den Ankläger machen? Der Oberst? Schwerlich, und wenn doch, dann wüßte man alsdah, wer ihn dazu bestimmte, und diesem Krudel als Ankläger gegenüber haben wir feierliches Spiel."

"Krudel ist Bürger und Hausbesitzer, die alten Zeiten reichstädtischer Rechtspflege sind vorüber. Er darf, zumal bei dem jetzt bestehenden Zuständen sicher sein, nicht nur vor dem Richter Gehör, sondern auch unter der Menge Glauben für seine gegen mich erhobenen Beschuldigungen zu finden."

"Das bestreite ich vorerst noch ganz entschieden. Deine brave Frau soll einen französischen Offizier erwardet haben! Welch unsinnig verruchte Idee! Niemand wird es glauben. Freilich heißt es leider Gattens nie an solchen, die Freude am Skandal haben, aber das Gesetz fordert denn doch auch Beweise für solche Anschuldigungen, sonst wird der Ankläger kurzer Hand als insamer Verleumder betrachtet und strengstens prajficiert."

"Beweise? Ernst, Du verzißst den Dalsch!"

"Den Dalsch? Was, der saubere Patron wird sich auszuweisen haben, wie er in dessen Besitz gekommen. Wenn er des Dalsches erwähnt, wird man wissen, daß er ihn einfach gestohlen hat. Wer will denn beweisen, daß die Waffe jemals Deiner Frau angehörte? Überhaupt, lieber Freund, hast Du anrecht, Dich mit solch düstern Gedanken zu befassen. Schliesslich hältst Du Deine Frau gar noch in der That einer solchen Handlung für fähig?"

"Wälte Gott, ich fände Mittel und Wege, ihre Unschuld zu erweisen."

"Wie Du nur ja sprechen magst! Wer darf es denn wagen, an ihrer Unschuld und Reinheit zu zweifeln?" rief der Arzt an. "Wir scheint jaß, als hätten die trüben Erfahrungen der letzten Jahre Dich zum richtigen Hypochonder

gemacht. Freue Dich vielmehr, daß sich eine ganz entschiedene Wendung zum Bessern im Befinden Deiner Frau konstatieren läßt, nach allem, was mir gestern Deine Kinder und Monsieur Henri mittheilten."

"Und der tiefe Schlaf, in welchen sie seitdem verfallen?" fragte Wägel.

"Mit ein Zeichen hartnäckiger Schwäche, ich muß es zugeben", bemerkte Sartorius, „und mir wäre lieber, ich hätte sie heute in wachem Zustande angetroffen, da ich meine Beobachtungen in ausgedehnterem Maße hätte machen können. In dessen ist es ein ganz gesunder Schlaf, der zu keinerlei Besürchtungen Anlaß gibt. Es ist dies eine notwendige Folge der geistigen Anstrengungen."

"Sie äußerte gestern den Wunsch, mich sprechen zu dürfen, und als ich heimkam, verweichte sie nicht mehr, mich, ihren Gatten, zu erkennen. Du wirst dessen ja selber Zeuge."

"Ich weiß wohl, und auch eben jetzt hat sie nur Verlangen nach Monsieur Henri gezeigt, und wenn sie den jungen Mann an ihrem Lager weiß, dann schlummert sie wieder ein."

"Für ihre ganze sanftige Umgebung zeigt sie keinerlei Interesse."

"Das wird mit einem Male sich ändern", tröstete der Arzt, „wenn es ihr gelingt, die dumpfe Verborgene abzuschütteln, in deren Banden die Arme seit ja langen Jahren gelegen. Fürchte nichts, lieber Freund, und wenn der Schlaf noch länger andauern sollte, er wird sie kräftigen. Ich betrachte dies als ein Anzeichen der Krisis."

"Wann darf ich sie ausfragen über ihre Beziehungen zu dem Kapitän?"

"Um Gattenswillen nur jetzt nicht!" rief der Arzt lebhaft aus. „Du mußt ihr unbedingt Zeit zur Erholung und Sammlung gewähren und auch dann noch, vielleicht erst in Wochen, mit aller Vorsicht und Schonung zu Werke gehen. Ich würde sogar es abwarten, bis Deine Frau sich gedrängt fühlt, Dir freiwillig ihre Geheimnisse abzugeben. Aber unter allen Umständen darfst Du beruhigt sein. Ich kann nun und nimmer glauben, daß sie Dir eine unehrenhafte Handlung zu gestehen hätte. Von Deiner Seite muß alles gesehen, daß Gemüthsanstrengungen thätlichst vermieden werden."

"Dein Rat soll gewissenhaft befolgt werden, Ernst. Habe Dank für diesen neuen Beweis freundschaftlicher Gesinnung!" sagte der Kaufherr, dem Arzt warm die Rechte drückend.

"Nun, und dann getraute, daß ich mich wieder empfehle. Reinen Gruß an Gertha und Max."

Herr Wägel hatte dem Medizinalrat das Geleit gegeben bis zur Hausthür, dann stieg er in erst nachdenklicher Stimmung die Treppe empor, die zu den Familienzimmern des ersten Stockwerks führte.

(Fortsetzung folgt.)

Die wittelsbach-zweibrückische Fürstengraß zu Weisenheim am Glan.

Von Ludwig Gih.

Wenn der Pfalzgreife bis zur nördlichsten Spitze unserer Primas vorgebrungen und sich dann aus dem breiten Thale der Alfenz heimwärts in den zwar engen, aber um so formenreicheren Weidelsgraben gemendet hat, erblickt er zur Linken bald die mächtige „Landespaur“, das Dynastenschloß

der Zweibrücken-Landbergerschen Linie. Und wenn er dann von hier aus durch das freundliche Obermaßel weiter westwärts seinen Fuß legt, betritt er die hohe Landstraße, welche als eine der wenigen im Lande einst von den Zweibrücker Pfalzgrafen zu ihrer Residenz Weisenheim gezogen wurde.

Ein rechter Bergpoß ist's, der zur Wasserseide zwischen Wien und Wien stimmt. Dafür aber um so lohnender die Aussicht. Denn soweit diese Bergwälder, diese Hügel der Noardt, diese Räume des Sunstschs, die da vor und neben, im Rücken und zur Seite sich dehnen — sind sie uralte Wälder-Zwischenräume. Mittendurch winden sich die tiefdunkeln Wasser des Wien, welche ebendem den hl. Tübod gesehen, den Kpffel, und die Lieder der hl. Hildegardis gehört, der gottbegnadeten Berberin. Heute sind diese Fluten Grenzseide, und doch wird niemand dem „Bayerland“ gürnen, wenn es dieselben übersteigt und hinüber pilgert über die blauweißen Grenzspähle nach Meisenheim ein zur Krypta der Schloßkirche, in welcher 40 Mitglieder des erlauchten Könighauses dem ewigen Frieden entgegenzuschlummern.

Am 14. April 1409 hatte der Kaiserjohn und Völggraf Stephan die Eheverbindung mit Anna, der Erbtöchter von Welsch, eingegangen, und 1438 trat er als Mitregent über das von der Alfenz bis zur Kofel reichende Welscher Land ein. Schon im nächsten Jahre ist Anna in die Familienkrypta zu Meissenheim eingezogen, und Stephan schloß sich gebierig, die Kirche, die auch sein Erbgrabstätte werden soll, durch einen schönen Turm zu zieren. Dieser Turm mag kaum zur Krypta gehören gewesen sein, als der Tod 1459 den Herzog seiner Gemahlin beigeistete. Beide ruhen in der sog. Stephanskrypta vor den Chorstufen.

Es kamen die unruhigsten Jahre des schwarzen Ludwig⁷⁾. Der „böse Feig“ hatte 1461 der alten Stadtkirche schwer mitgespielt. Darum sammelte Ludwig Silber und Gold, und das Volk flüchtete bei zu einem Bauhofe. Für 12 Jahre stiftete der fürstliche Fundator mit seiner Gemahlin, Johanna von Cropp, die anfängliche Summe von 300 fl. pro anno

und 1479 legten sie den ersten Stein durch Thomas Berenger, der auch eine Kirche zu Regensburg angeführt. Fünfundzwanzig Jahre bauten sie, bis das Langhaus unter Dach stand, und noch zehn, ehe es ganz vollendet. Ludwig aber erlebte nicht mehr diese Tage⁸⁾. 1489 schon war er in der neuen, unter einer eigenen Kapelle, neben dem Chore seines herrlichen Baues eingerüstet und nach ihm benannten Familienkrypta zu seinen Ahnen verlammet. Sein Nachfahre kündet den nachfolgenden Geschlechtern, daß er hier ruhe. Woju

ank? Wölbt sich nicht über seinem Staube ein unvergängliches Denkmal, „eine wahre Perle der Spätgotik“, die, trotz aller Erwartung in Epichbogenführung und Gewölbebau, in allen ihren Teilen „zierlich und harmonisch, ein höchst malerisches Gesamtbild“ ergibt.

Schon dieses einzig schöne Portal, sich, mit welcher Anmut sich dieser Turm⁹⁾ hinaufhebt in Äthers Klänge! Wie düstig sein diese Nischen, Kreuzblumen und Galerien, wie schlanke diese Strebebeiler und Bögen! Ist's dir nicht, als zöge es dich hinaus von einem Radelstücken zum andern, immer höher und höher, damit du alles ganz genau läsest und dann das kunstfertige Auge von den lustigen Galerien aus 75 m Höhe hinausschweifen lassen es Ost ins Wäldler Land! Treitt auch ein in das Gotteshaus selbst und siehe dieses Chor, dieses Langhaus, diese Sakristei und Grabkapelle mit den zierlichen, frei und hoch aufstrebenden Säulen, die, ähnlich wie in der sog. neuen Kirche zu Straßburg, als Gewölbegeuren teilweise vollständig freistehen und höher aber sich erst das wirkliche Gewölbe zeigen lassen — ist's nicht, wie eine zu Stein erflarrte Wolkenhalle, die Baumeister Wohl mit Recht den Domen zu Köln, Meßen, Jork und Wilbau und dem Rathause zu Löwen anreicht? Höherlich, die Wappenstein und Johanna's, die schlicht und recht den Gewölbeschlußsteinen des Mittelschiffes eingemigelt sind, reden mehr



Das Grabmal Herzog Volkspans und seiner Gemahlin Anna in der Stadtkirche zu Meissenheim. (Crelschütz.)

⁷⁾ Wo Ultrasar verläßt sei als auch von und benannt genannt: Über, Nachrichten über Meissenheim. Nieß, die Pflanz, S. 169 ff. Wohl, Die geistliche oder berrliche Bauern in „Weg. Kap. 1. Deutschen“, Jahrg. 1807 Nr. 111. Stadlsh, Beschreibung der Kirchen und Ställe im ehemaligen Herzogtum Zwettl 1784—85. Böhm, Die Zwettlischer Herzoge, S. 176, 229 u. f. w. Eschel, Oratio de Meissenheim 1727. Archivalische Nachrichten im Kirchenarchiv der Erzdiözese Zwettl. Kap. II. 248 u. IV. 2396. Die Denkmal-Photographien wurden in hundertweiser Weise von beiderseitiger Seite hergestellt; sie sind im Ganzen nicht zu haben.

⁸⁾ Herzog Ludwig von Zwettl starb 1489.

⁹⁾ Ob derselbe von Stephan's Zeiten herbehielt, oder ob er durch die alten ausgeleitete Verhältnisse Meissenheim gleich dem noch aus Welscher Zeit herrührenden Langhaus zugrunde gieng, läßt sich nicht entscheiden. Wir glauben indes obzuerwähnen hier nicht näher zu erörternden Umständen daß erher annehmen zu dürfen, so daß als Ludwig's Schöpfung des Langhaus bezeichnend in Betracht kam.

litationen nicht selbst reden ließe, der da sagt: „Auf seinem Sessel zeigt sich der jüdische Kaiser Naturalismus in den Grabsteinen der Fürstengräß zu Weisenheim. Wir sehen hier reich durchgearbeitete Werke der frühen, noch edlen und wohlwollend Renaissance. Architektur und Ornament dieser recht eigentlich pompösen Epitaphien erinnern wieder an das gemeinsame Kaiser aller tüchtigen päpstlichen Prunkwerke der Zeit, an den Ctt-Henrichsden. Hornische, kunstvoll gefaltete Panzerhemden, Faltenröcke und Spitzkragen, dazu das heroldische Getier auf großen und kleinen Wappen kann man in Weisenheim mit einer Notarwürde gemischt sehen, um derenwollen heute noch der glotteste Techniker den Hut vor den alten Strammeggen abziehen wird. Ja, diese Miniaturarbeit in Stein geht hier so weit, daß man bei einem Denkmal gemeint ist hier unstreitig das unserer Zeichnung) beweiset hat, ob es wirklich mit dem Meißel gehauen und nicht vielmehr mit dem Meißel aus einer ganz besonderen holzweichen Masse geschnitten sei, die sich allmählich erst zum vollkommenen Stein verhärtet habe. Diese geleckte Holzschmittarbeit in sprödem Stein macht dann ungefähr den Eindruck, wie wenn man heutzutage Messer hört, die ein Zitätenolo auf der Bahre spielen. Aber anmütig sind diese Werke doch, und schmückte solche Arbeit einen Festsaal, statt einer Grabkapelle, man würde sie höchlich preisen müssen. Und nebenan, in derselben Kapelle stehen, erst wie zur Veröhnung des Kunstgigisten, die Steinplatten einer alten Kanzel mit spätgotischen Reliefs, mehrere Kirchenwüter darstellend. Da haben wir wieder den päpstlichen Naturalismus in der ganzen Kraft, aber auch in seiner ganzen Schönheit und Würde.“

Diesem herrlichen Preisgedächtnis speziell in Hinsicht des Weissenheimer Denkmals noch etwas anfügen? Vielleicht die Versicherung, daß diese Nabeln, diese Zäbden und Bänder, diese Mäler und Schreden, diese Zähne, diese Kollen und Gartouches von der Weilerhand eines Johann Frarhoch ganz aus Stein, aus wirklichem Stein gemeißelt seien mit Ausnahme der unteren Sodelplatten! Die fast lebensgroßen Figuren Weissenheims und Annes († 1591), wie auch der Körper des Helands sind verträmmert, und von den abschließenden Allegorien der drei göttlichen Tugenden (?) fehlt die rechte. Über der Trinitätsgruppe auf dem Rundbogen stehen die Worte hin: dieser ist mein geliebter Sohn x. (Matth. 3, 1), während das von grimmig blühenden boversischen Löwen getragene Schlussmedaillon in Relief die Auferstehung des Herrn und darum das Trosteswort trägt: „Wer an mich glaubt, der hat das

ewige Leben“; zu Weissenheims Häupten oder redet sein Weissenheims: „Ich weiß, daß mein Erloser lebt“, während seine Gattin mit Job, 3, 16 hält: „Also hat Gott die Welt geliebt!“ — Ist dänken aus diese Spruchbänder als überflüssige Letzte eines sprechenden Bildes. Oder ist nicht das ganze Bildwerk ein architektonisches: Wir glauben an eine Auferstehung der Toten?

Herzog Weissenheim starb, wie bekannt, zu Weissenheim in dem Grabstein in Südbraunreich auf einem Kriegszuge, den er den Augenotten zu Hilfe unternommen hatte, am 11. Juni 1569. Sein Weissenheim wurde unter unfähigen Beschwerden, als Satzung verfrachtet, von Hochelle aus zur See befördert und langte endlich am 23. September 1571 zu Weissenheim an. Die Weissenheimerfeierlichkeit schildert der damalige Bürgermeister wie folgt:

„It die ganz Burgerchoft samt weiben in Traurigkeit hinaus in die untern Pforten mit ihren Trauerkleider gangen und den Corpus hinein in die Stadt in einer großer procession heßen geleiten, und ist ein so groß Volk gewesen, daß die ersten im Bild in der Kirch' gewesen, sind die letzten noch uff der Weid gestanden, also daß die Kirch' allhier so voller Leuth gewesen, daß sich schier keiner vor dem andern regen können. Die Leich wurde herrlich begleitet und getragen von 12 Personen von Adel, dann man sagt die pohr sei uff 8 oder 9 Fentner schwer gewesen, dann er in einem diegern fark getragen und vom Earl ein eichern Kasten verborgen aufwendig und innen. Darnach aufwendig mit grohen eisernen Banden beschlagen an allen den Enden und der mitte. Darnach



Die Stadtkirche zu Weissenheim.

logen ahn der Rißt drey große maß (Vorley) schloß so groß wie eine halbmaßge Kann). Es gingen vor der Leich drei große schöne Koh mit schwarzen lindischen Tuch durchaus überzogen, daß man kein Hanr ahn einem pferd sehen konnte. Die (Huf-) Eisen waren abgedreht und waren mit Zily beschlagen. Es gingen drey vom Adel vor der Leich, trugen 3 Fahnen, so noch in der Kirch im Chor henken. Die Kirch, die stähle, die Kanzel war alles mit schwarzem Tuch überzogen. Es ist der Corpus mit der beschlagenen Lad ins Gemöbl in das kleine Chor gestellt worden, in welchem Gemöbl ich gewesen und den Herrn heßsen an das ort zur rechten Hand hinstellen, steht in keinem Erdreich, sondern uff einer Diele. Es hat Her Johann Key, Pfarrer, die Leichpredigt leschen dazumahl. *)

*) Dieser Bericht ist verhältnißmäßig unerschöpfend im Sauerländer Intelligenzblatt vom Jahre 1800 Nr. 2 und abgedruckt bei Weitzer, Jahrbuchst. S. 267.

Der Bürgermeister kann sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, seinem tiefbewegten Gemüt noch weiter zu einer kleinen Reflexion das Wort zu verlostten. Nachdem er, wie wir oben angedeutet, den Transport geschäftert hat, fährt er — und das ist eine sehr schöne Stelle — also fort:

„Der gute fromme Fürst ist vielleicht durch Anreizung anderer Herrn in diesem Krieg gebracht worden. Sie haben auch nochmols befehligt mit der Haut bezogen müssen, sonderlich der Gerolded. Es hat auch dieser Herr, Herzog Wolfgang, viel seiner eignen Landvöcker mit ihm (lies: sich) ausgezwungen, welche von Weib und Kind mit großen Schmerzen ziehen müssen und zu schänden (= schnellen) Gräbern verordnet; (denn) dertz sehr wenig wieder herauskommen sind, wie ich dabei gestanden bin, als sie gemartert und abgeschickt waren,

das ich dazumal Bürgermeister gewesen, das mich erbarmet. O wehe am Jüngsten tag! —

Wie sieht's nun, wird der kunstliebende Leser wohl am Schluß fragen, mit der Zukunft dieser unvergleichlichen Wirtelsbüchischen Großkapelle? Leider vermögen wir ihm keine officielle Kunde zu geben. 177 000 Mark erforderte die 1877 vollendete, wohlgeratene Restauration des Hauptbaues. Auf viele Jahre noch sind die Kräfte der Gemeinde dadurch abforbirt, und so bleibt auch uns nur die große Frage, welche schon vor 15 Jahren fürchter Körper stellte: Ob bei dem Mangel aller und jeglicher Mittel der pietätvolle Wunsch, wenigstens das klaffende Denkmol Wolfgang's, des vortrefflichen Fürsten, wieder hergestellt zu sehen, je in Erfüllung gehen wird, ist nicht abzusehen, wenn nicht von anderer Seite in hochherziger Weise dafür gesorgt werden sollte.

Von einer Rueg-Ordnung im fürstl. Archive zu Wallerstein

aus dem Bannverhältnisse des ausgehenden Mittelalters.

Von Dr. Joseph Weiß, k. k. Richter zu Wallerstein.

(Schluß.)

In vielen Geschlechtsverbänden von hundert und mehr Familienhäuptern hatten die Germanen vom deutschen Lande Besitz genommen, jeder Verband erhielt eine Bodenfläche zur Besiedlung. Die Genossenschaft des Geschlechts ward mit der Selbstständigkeit eine Genossenschaft gemeinsamer Grenzen, die gemeinsame Ausbeutung der neuen Heimat stempelte sie zu einer Art Allgenossenschaft, einem Wirtelschaftsverband einer gemeinsamen Mark. Den Gesamtverband sprengte die wachsende Bevölkerung in kleinere Verbände, und denen sich schließlich als kleinste Einheit die bloße Dorfmarkgenossenschaft herauschaltete. Die Genossenschaft band die Genossen in patriarchalischem Sinne mit Leib und Leben, Hals und Hand, Lieb und Leid. Zur Seite bestand eine Fülle abhängiger Genossenschaften, in denen zugehörige Leute und Bogtripspflichtige sich unter ihren Herren zu selbstständigen Lebenskreisen abschlossen zum Schutze vor fremdem Angriff wie vor innerer Unbill. In bestimmten Zeiten, außerdem nach Bedürfnis auf besonderes Gebot versammelten sich die Markgenossen zum „Märterding“ [„Ding“ bzw. „Thing“ = Versammlung, Gericht], um über Markverleß und Handel der Markgenossen zu richten. Für die Feldfluren der Dorfgemeinde lösten diese Aufgaben die „Heimgerechten“, „Bannsprachen“ oder Hülfsrägerichte.¹⁾ In grundherrlichen Dörfern hielten die Hülfsrägerichte mit dem „Baubing“, der „Höfprache“ oder dem grundherrlichen Hofgerichte zusammen; Richter war da der Grundherr selbst oder ein Vertreter desselben, ein Amtmann oder Meier, Urteiler waren die Hofgenossen oder aus ihnen entnommene Schöffen. Diese Hofgerichte wurden zu bestimmten Zeiten als „echte Dinge“ oder nach Bedürfnis als „gebottene Dinge“ abgehalten. Den Doppelcharakter von „Höfprache“ und „Bannsprache“ trägt auch die unten folgende Ehinger

„Rueg-Ordnung“. Bisherorts mußten bei den genannten jährlichen Gerichtsversammlungen „alle Brut, die in dem Gerichte gezeffen, mit gelehrten Eiden sagen und schwören, was einer von dem andern gethät und gethen hätte, das an das Gericht gehört“. Geradezu war es bei den bischöflichen „Sendgerichten“, für welche in jedem Kirchenspiele von den angehörigen Gemeindegliedern „Rüegegen“ (testes synodales) entnommen werden, die sich eidlich verpflichteten, alle lautgewordenen, dem Gerichte zuständigen Sachen zu „rüegen“, d. h. anzuzeigen.¹⁾ Vor ein gemeindefähiges Rüegericht kamen gewöhnlich keine Schuldsachen, Kaufhändel, Erbverleß durch Überreden, Übermähen, Überzäumen, Überhüten u. ä. Die Ordnung eines solchen Gerichtes befindet sich im fürstlichen Archive zu Wallerstein als eine Abschrift aus dem XVI. Jahrhundert, welcher ihrerseits eine im Jahre 1487 nach einem älteren Originale gefertigten Kopie vorgelegen war. Vorans geht ihr eine geremte Liste der mit dem Rüegerichte betrauten Beamten (s. unten). Das Gericht fand statt zu Ehingen, zwischen Lettingen und Welzheim gelegen, einem Flecken, worin keine fremden Herrschaften beherrscht waren. Feuerstätten und Rauhänge waren gleichmäßig verteilt zwischen den Herrschaften von Lettingen und Wallerstein, deren jede ihren „Amtsrecht“ besaß hatte; der Wallersteinische wohnte im Gemeindehause. Ehingen zählt ungefähr 75 Häuser, 3 Wirtshäuser, 6 Lettingische und 3 Wallersteinische Höfe, im übrigen zerstreute Güter und Lehen. Das Rüegericht war besetzt mit sechs Untertanen der beiden Herrschaften, die beiden Beamten hielten im Wechsel ein um das andere Jahr den Stab. Zur Gerichtsstätte mußten die Meier ihre Höfe einräumen und die Unkosten der nach der Tagung abzuhaltenden Mahlzeit bestreiten. Als Entschädigung erhielten sie jährlich 15 Klafter Holz von der Herrschaft und von den Bauern Hennen, Eier und anderes zur Mahlzeit Befähigte. Der Inhalt dieser Ordnung ist, ausgedehnte und in modernisierteren Deutsch gegeben, folgender.

¹⁾ „Rüegen“ oder „Rueg“ bedeutet die gerichtliche Anklage; „rüegen“ (megezen) hieß „anzeligen“, nicht wie heute „sühnen“. Unter „Rüegen“ verstand man aber auch den Oberhand der Klage, d. h. das Vergleichen, nicht wieder die Strafe für dasselbe, oder auch das zulässige Gericht. (Schmeitler.)

¹⁾ S. auch über, Rechtsgef. 671. Vgl. dazu für Bayern Wachnere's Gesch. VI, 77.

Neun Rügmontage fallen im Jahre in den Weierhöfen abgehalten werden, die ersten drei nach Walpurgis, die nächsten nach Wallus und die letzten nach Lichtmäg. „In die vorgeschriebenen 9 Rügmontage und Gericht reitet“) ein Rittmann selber oder selbstrid, und bezeugt ihm auf dem Weg ein guter Geselle, denselben mag er auch mit ihm nehmen zu solchem Rüggericht. Nachdem soll ein jeglicher Weier, der auf den Weierhöfen ist, denselben ein Rot Effen und Trinken vergebens geben und soll es ihnen wohl erbiten. Er soll auch ihren Pferden Futter geben; dandier er zu einem jedem Rügmontage nichts zu reden (hot), wann es ist ein altes Gerkommen. So dann der Richter und die mit ihm da sein, gefien haben, soll der Richter einen Stob *) nehmen und also richten, ohne Silber und ohne Gold. Er soll auch die Richter zu ihm fardern und setzen, darnach die Rüg von einem Teglichen, der zu rügen hot, einnehmen. Item: es ist auch der Rüg und Gschicht Recht, doch allwege auf dem ersten Rügmontage der Knecht soll auf das Weidlein setzen und zu dreien Woten schreien: „Wohl einher, die zu die Rüg gerüdig!“ Aber die andern drei Rügmontage soll ihm ein Knecht zu Haus zu sagen, schuldig sein. Auf den ersten Rügmontage soll ein jeder ungeboten kommen. *) Ist er außer Landes, so soll er am nächsten erscheinen. *) Item: ob Einer on ein Wasser läme und besargt, er möchte nicht darüber kommen, so ist es nicht genug, sondern er soll zu dreien Woten in dasselb Wasser waten und sich betenken *), die ihm das Wasser in den Mund geht, dann mag er wieder lesen und heim gehen und darnach den andern oder dritten Rügmontage kommen und sich alles gehörig beweisen, und ob man on seinen Worten nicht haben *) wollte, soll er das auch mit seinen Rechten betwären. Item: darnach, wann der Richter mit samt den rechten Schöffen niedergesessen ist und den Stab in der Hand hält, so sollen dann die geschwornen Rügler darstehen und rügen, was ein jeglicher zu rügen hot. Item: es ist auch der Rüg Recht, ob es sich begeh, daß ein Rügler bei einem Kaufe wäre und denselben hörte und sähe, so soll das auf ein Wahrheit gerueget werden; ob er aber etwas hört von dem, die in die Rüg gehörten, dasselbig soll er rügen auf Hörenlagen oder Rumut *). Von seinem Brotgesinde *) ist er nicht schuldig zu rügen. Item: ob sich begeh, daß einer käme zu einem Rügler und sagt zu ihm: „Lieber, ich heiß Dich, daß Du mir rügest und wollest auch das thun!“ dasselbig ist er mit schuldig zu rügen. Item: es ist auch der Rüg Recht, welcher die wären, die mit einander zu thun hätten, dieselben mögen einander mit einem Fennig in die Rüg wohl verbieten *), welcher dann zum andern zu sprechen *)

*) „reiten“, weil der Besatte jezer Tagt seine Geschäfte über Land zumrit zu Pferde abmachen mußte. „Der Gerichtfärreiter reitet mit dem Ruch zu den Richter.“ (Schmeller.) Vgl. auch Redinger a. a. O. S. 91.

*) Der Stab als Sinnbild richterlicher Gewalt war noch im XV. Jahrhundert üblich. „Als ich in offener Schwaunen mit gewolligen Stob sah zu rechten.“ (Mon. Bo. II, 102.)

*) betenken = erwägen.

*) haben = seihalten.

*) Rumut = Rennmut.

*) Brotgesinde, auch „grüdder Diener“, = im Brote eines andern lebend, insofern man nämlich von denselben genährt und unterhalten wird. (Schmeller.)

*) verbieten = pfländen, einlassen.

*) zu sprechen = anfragen, ansetzen.

hätte, dieselben fallen dann einander des Rechts sein *); ob oder einer solches verachten wollte, so ist ein olt gesprochen Wort, daß man sagt: „So legt ihm der Weier den Schlegel für, wo er also blieb sitzen“. Es folgen dann Bestimmungen über die Brugnisse der Weier, die Bestallung eines Jurchüßen und des Hirten. *) Item: und wann ein Hirt austreiben will, so soll er oder einer seiner Gehalten *) in die Weierhöfe gehen und den Weieren ihr Vieh aus den Ställen thun und treiben und dann die Ställe nach ihm wieder zu thun. Und wann der Weier oder die Weierin mit einem Laib Brots herausgehen, derselb Laib soll also groß sein, wenn sie den an das Knie setzen, daß man einen Konst Brots davon schneiden möge, und denselben Konst dem Hirten geben, daß er und sein Hund denselben holten Tag davon haben zu essen. Und wann ein Hirt wiederum eintritt, so sollen sie den Weieren ihr Vieh wiederum jähren in ihrer Ställe, damit ihnen ihr Vieh wieder bekommen *) werde. Und ob es ein Regenwetter gewesen wäre, so mag der Hirt in dem Weierhof wohl ein Schreit oder zwei Holz nehmen und die Nacht seinen Knecht darob trocken. Item: es sollen auch die Weier das Gewichte auf den jährlichen Tag geben und das im Dorf umführen und jeglichen geben nach seinem Stand, den Armen als den Reichen; darum gibt man den Weieren aus etlichen Gütern in die Weierhöfe Antloh-Wier *). Nachdem noch die Rede gewesen ist vom Schenten und vom Dorfschmiede, schließt die Ordnung mit dem „Rüg-Eid“: „Daß Du wollest ein getreuer und gehorsamer Rügler sein und alles das thun, was die Rüg enthält und ordnet, und das nit unterlassen weder durch Gebot, Verbot, Freundschafft, Rat, Gab oder Schenkung, noch auch einiger anderer gerüchlicher Sochen, sondern getrüchlichen rügen und ein gehorsamer Rügler sein, auch zu keiner Rüg außerhalb ehoiter Verhinderung und genugamer des Rügrichters Erlaubnis und zuvor bescheyner Entschuldigung ausbleiben. Alles nach Laut der Rüg Rechts und Gerechtigkeit getrüchlich und ungehörlich *), alles on den Stob on Eides Statt angelobt und den Eid erswattet!“

Wir bewegen uns mit dieser Ordnung noch in einer kleinen, postrioritätlich-zufriedenen Welt. Nicht selten, wenigstens in früherer Zeit, hielten die Herren selbst das jährliche Gericht ab. In diesem Zusammenhang erwuchs dann wieder Ueberbietung auf der einen Seite, echte Keuschigkeit und treuer Geschwätze auf der andern Seite, um so mehr, da noch Herren und Leute derselben Ration und denselben Glauben angehörten, als ein Gatt, ein Sittengefehl, ein Treugesühl vollständigem Stolzes sie beherrschte, und der Herr sich nicht scheute, auch einmal im blauerlichen Honshalte zu überwachern *). „Hat dann der Bauer ein Bett, wohl und gut; hat er keines, so soll er ein troched Bett machen aus Rangstroch und darauf legen ein schön Keusch und darauf ein Deckeluch; daretin weise er seine edlen Herren zu liegen bis morgens in der Frühe; und wenn die edlen Herren abdann aufstehen, haben sie wohl gelegen: das wissen sie wohl“. Da oder anderseits

*) Einem um eine Gode Rechts sein = Recht stehen vor einer Behörde.

*) Gehalten = blühende Haungrößen, Diensthöten.

*) antworten = übergeben.

*) Antloh-Wier = Grundbesitzbesitzer. (Schmeller a. v. a. a. O.)

*) ungehörlich = ohne Hinterl.

*) Vgl. Kleff J. d. J. VII, S. 109 ff.

die wirtschaftlichen Zustände wesentlich beitragen zur Entwicklung der geistigen Kultur, wie sie theilweis von dieser mitbedingt und mitbestimmt werden, so ist ein dieses Verhören des Bauern auf dem intellektuellen und sittlichen Nährboden der Vergangenheit die äußere Kultur des platten Landes nur zu geringer Höhe steigen. Unlängst blieb lange die Strohpfandmachung, und der Einwandrer, „der lammende Mann mit dem rostigen Spieß fand überall Raum, wenn er auch nur zwei Wogenleitern ansrichten konnte, da der Rauch ausging“. Die Ausstattung der Wirtschaften wie Wohngebäude war auf das Drauflosie beschränkt, das Äußere des Bauern erschien plump und renamistlich¹⁾, wie besonders die Kupferne Türensäule und Abtegrevers in Mairingen zeigen. Die rohe Unkraut, die noch im damaligen Bauern lebte, spricht sich am deutlichsten aus im Strafrecht. „Wer einen Markstein ausgräbt“, gebietet er rühmlich Recht²⁾, „den soll man in die Erde setzen bis an seinen Gürtel und soll nehmen sechs Stück ungezähmten Hornviehs vor einen Pflug und soll über ihn pflügen mit scharfer Schaar“. Allein die Zeit ist für das deutsche Recht auch die Zeit der Sitte und Züchtigkeit. Aus seinen Sagenen, dem abstraktesten Gebiete des praktischen Lebens, spricht in jenen Tagen eine wunderbar plastische Einbildungskraft. Symbolisch ward der vertragmäßige Rechtsverkehr vermittelt: wer Grundbesitz übertrug, der gab dem neuen Eigentümer ein wertloses Stück des überwiegenen Bodens; wer sich zu Zins und Untertänigkeit weigte, der kniete nieder und legte sich den Fingergroßen auf gefenkte Haupt. Die Sicherung des Gerichtes gegen willkürlichen Eingriff des Gerichtsherrn ward symbolisch gefordert mit den Worten: der Gerichtsherr solle einreiten zum Gericht als ein germaliger Herr und legen den Saum seines Herdes zwischen seine Beine und in seiner Hand haben ein weißes Stübchen. Oder, wenn Unrecht im Walde geschieht, so soll der Herr kommen auf einem weißen Kofse mit einem Lindenzweig und zwei bogebundenen Sporen und soll haben auf seinem Haupt einen geflochtenen Hut und darauf einen Kranz von Kofen und soll geritten kommen mit einem weißgeschälten Stabe in seiner Hand und soll klopfen auf die Stätte, da die Gewalt der Ferkel gefahren ist³⁾. Ja man kann sagen, daß bei dieser Sägung die Liebe zum Symbolisieren bis zur Unverständlichkeit geführt hat! Man glaubt fast, eine abergläubische Formel zu lesen. Die sinnliche Deutlichkeit des Ausdruckes ist auch ein Merkmal der Einger „Kriegs-Ordnung“. Wie anschaulich sprechen die Rechtsfälle, wie greifbar sind die Bestimmungen! Besonders in den Raß- und Zehlangaben tritt der alte Brauch hervor. In plastischer Weise stellt die „Ordnung“ die Größe des Hirtensbrotes fest. Anderswärts wird die Größe von Zinsbüchern bestimmt, indem es heißt: sie sollen so groß sein, daß sie auf die dritte Sprosse einer Leiter oder auf den oberen Rand eines Gatters fliegen können, oder so ausgewaschen, daß sie mit Kopf und Schwanz hervorstecken, wenn ein Mann mittlerer Größe sie in der Hand hält. Den Ferkeln, fordert eine andere Bestimmung, soll einmal im Jahre gegeben werden „aber Tisch zwei Gerichte von Fleisch und soll das Fleisch an zweien Enden rogen aber den Schäffelbord vier Finger breit“. Ein Vöte, welcher

der gnädigen Herrschaft ein Zinschwein ablieferete, durfte sein Pferd des Nachts stellen „bis an den Gurt in Habern“.

„Ich glaube“, sagt Jakob Grimm⁴⁾, „die Hürigkeit und Knechtschaft der Vergangenheit war in vielem leichter und lieblicher als das gedrückte Dasein unserer Bauern und Fabriktagelöhner.“ Um die Mitte des XV. Jahrhunderts gab es übrigens eine eigentliche Knechtschaft Arbeitslosigkeit fast nur noch bei den menschlichen Bauern. Im übrigen Deutschland hatte größtenteils Geltung der Sog des schwebischen Landrechts: „Wir haben an der Schrift, das Nieman soll eigen sin“, und der Sog des Kaiserrechts: „Die Lude sind Gotes und der Zins ist des Kaisers“. Am Ausgange des XV. Jahrhunderts jedoch fühlte man allenthalben ein Erbeben des Bodens des sozialen Lebens. Gleichgewicht und Wechselwirkung der großen Arbeitsgruppen verschoben sich, der Handel begann die Waren erzeugende Arbeit zu überwachen, das arbeitende Volk fiel einer kapitalistischen Ausbeutung anheim, das Geld wurde verehrt, die Münzen wurden gefälscht, und die Nahrungsmittel verfallener, die Preise für die notwendigen Lebensmittel stiegen; zu alledem kam die Einführung eines fremden Rechtes. „In Verletzung der Münz in Isler, in Erhöhung der Mauth und Zölle, in Ausschlagen der Wein, Salz und Eisen, dadurch kein Kauf in seinem rechten und billigen Genieß bestehn mag, in Ausschließen und Längerung der Rechten und des Gerichtes“ suchten die Bauern die Ursache ihrer verfalleneren Lage⁵⁾. Und angegriffen alles dessen machten die Besitzenden den Ausbeutzten durch raffinierte Unpäßigkeit den Abstand zwischen eigener Not und fremder Überfülle nur um so fühlbarer. „Die Gegenfüße vom williger Lieb und hartem Geiz, vom Abjagung um Gottemüssen und Botschaft“, wie Geiler von Kaisersberg sagt, treten schärfer denn je hervor im Leben des Volkes. Die steigende Unzufriedenheit gegen kommunalpolitische Bestrebungen, Anspiel des sozialen und persönlichen Naturzustandes traten auf, Sozialisten vor der Sozialdemokratie. Allein, während in unseren Tagen Führer und breite Massen der sozialistischen Partei sich zum Atheismus bekennen, sprachen im Vorstadium des großen Bauernkrieges besonders die Schwebischen, vor allem der Memminger Christoph Schoppeler, den Grundfag des „göttlichen Rechtes“ aus, daß auch im bürgerlichen Leben die heilige Schrift die Richtschnur sein solle⁶⁾. Statt der Parole „Religion ist Privatangelegenheit“ hieß es damals: „Nichts dann die Gerechtigkeit Gottes“ oder: „Herr, stand hinter göttlichen Gerechtigkeit ist!“ In der Zeit 1476 oft gedruckten „Reformation des Kaisers Sigismund“ erscheint ein Priester-Kaiser Friedrich v. Lantenu als Vorkämpfer der demokratischen Hoffnungen. Am Ausgange des XV. Jahrhunderts braust es allenthalben in der Luft und gärt es in der Tiefe. Ein Landhüter Schulmeister berichtet uns von Bauernaufständen im Osterreichischen: im Tauberggrund hielt der „Pfeiler von Rittshausen“ seine revolutionären Predigten nicht selten vor Tausenden von Menschen. Der mit Nieman gebundene Bauernschick, der „Hundschick“, ward das Wappenschild für das Panier

¹⁾ Rechtsaltert. S. XV. (Anmerkung I)

²⁾ Vgl. Joachimsthal, ein Pamphlet gegen Friedrich III. Dtl. Jahrb. XII, 361 ff. Ferner die Verordn. des Kaisers Jakob Unruh (Hohn, Coll. I, 548) und die Verfügungen des Papstes Gregor Schambacher (Cesele, Script. I, 317).

³⁾ Vgl. Baumanns Gesch. b. Niglu. S. 23.

¹⁾ „Knechtproletariat“ heißt es v. Kofinger deutsch. a. a. O. S. 88.

²⁾ Weib. Jäger. a. a. O.

³⁾ Weib. Jäger. a. a. O.

der Kuffschändigen. Er ward auf einer Stange einbergetragen oder auf einer Höhe angebracht: an einer Echten ein Crucifix, darnen unser From und St. Johans Bildnis und uf der andren Echten ein Buntschuch und ein roth Cröp.¹⁾ Neben dem „Buntschuch“ harrte sich noch eine Junst vom „Armen Ramrad“ zusammen. Die hatte einen Bogt, Schultheiß, Büttel, Weibel und Forstmeister und hieß sich im Gegenseitz zu den „reichen Kunzen“ „Schlechtweg „Armer Kunz“. In bitteren Hohne spottete der „Arme Ramrad“ über seine Lehengüter: den Hungerberg, die Fehlbolde und den Bettelrain.

Heinrich v. Keder hat ihm jängst in „Wobans Herr“ eine passende Wortfällige zugeeignet:

„Ich bin der arme Ramrad
Und kenn' den noh und fern,
Von Hartemut, vom Hungerrein
Mit Speiß und Knechteln.
Ich will nicht länger sein der Knecht,
Knechten frönen, ohne Recht.
Ob gleich Speiß, das soll ich von
Dem Fürsten bei dem Bescheiden.
Ich bin der arme Ramrad:
Speiß vortan — drauf und dran!“

„Ich bin der arme Ramrad
In Veracht und Scham.
Den Buntschuch trag ich auf der Stang',
Dob' kein und Dornschon.
Der Speiß und Koller hört mich nicht,
Ich helf' nun selber das Gericht,
Da geht an Schick, Adel und Büß.
Nichts gilt, als wie die heilige Schrift.
Ich bin der arme Ramrad:
Speiß vortan — drauf und dran!“

Ähnliche Weisen mögen wohl erklingen sein statt des heitern Entertignen, damals als am Nachthimmel nicht der fröhe Schein der Johannisfeuer leuchtete, sondern blutig die Flammen glüheten der brennenden Schloßhöfe.

Liste der Rüge-Beamten.²⁾

1500. Als man zählt hundert und 60 Jahr
In ein Stabschreiber zu Lützing ich angenommen war,
1570. Und als man zählt hundert und 70 Jahr,

Walterlein
Beamte. Zum Gerichtschreiber ich geordnet was
Die Ruzg zu Lützing über die vierzig Jahr
Dob ich besuch und besien
Mit edlichen Knechteln umgezessen

Martin
Lützing. Der erste Martin Lützingler genannt
Demals für ein Stabschreiber³⁾ war erkannt,
Dob Ant Lützing 25 Jahr verleben,
Dob muß man mit Weisheit sehen.⁴⁾
Koch sein Knechten das Amt vaciet,
Schick zu verwalten 1 Jahr ich noch depariet
Juden wach vom Wenden angeführt
In einem Knechtman geordnet hieher

¹⁾ Schildus Wittenb. Gesch. IV, 92.

²⁾ Oben erwähnt

³⁾ d. h. Gerichtschreiber, Beamter

⁴⁾ d. h. beisehen, zugeben.

Gesand
Goller. Gesand Goller von Blado,
Der gesantet hat gar glückliche,
Nach 2 Jahren er jagt wieder in sein Bartraub,
Friedrich geüßet sein wärdigen Stand

Dr. G. Hölz. Koch ihn hat succediert H. Georg Hölz,
Der all sein Tadeln wohl geüßet,
Gold Amt verleben sieben Jahr,
In Wundt er berach Stabschreiber war,
Tafelst geordnet sein junges Leben,
Gott soll ihm das ewig Leben geben,
Folgendes hat noch ihm das Amt bezogen

H. C. Kugler. Hans Oberbach Kugler vortreiben,
Feldern beigenachtet fünf Jahr
Demnach zu Wolterheim Knechtman war,
Koch ihn ist kommen das ebel Amt

G. Willeger. Ant Bohern, Georg Willeger gut,
Den Amt beigenachtet eilf Jahr
Demnach er Pfleger zu Woltern war:
Koch nach mehr Ecken hat er geüßet,
In einem Tadel- und Hofrichter er ward erwählt,
Koch dem ist kommen großer Pfleger zu Weringem.

H. Jellner. Ulrich Jellner genannt, uf gemeinl Amt Lützing,
Der Knecht nach zu dieser Stand
Wu guter Dienant, früh und gesund.

Lützing.
Knecht. Nun muß ich meinet Werbung thun,
Wob kessen für Knecht sein kommen uf der Behn.
Alexander Kullinger anerkant

H. Kullinger. Jans Knechtman alther geordnet was,
Demnach zu Jümmern als ein Pfleger gharben,
Die Knecht nach ihm das Amt erwarben.

H. Joch. Der ebel Wolterjoch nach und Tadeln
Dob bis ander im Amt thun wachen,
Die Ruzg bei 30 Jahren beleben sein
Wit obererachten Knechtman darbei:
Er überlebt hat in der Zeit
Wit, die besuch der Ruzg Gerechtlich.

Wiederholung
des Ruzg-
Rechts. Was ist der Ruzg Recht und all Fortkommen,
In strechen die Ungehorfomen und beschütz die Fremmen:
Bescher, der nit verbe Sach that führen
Und sich in seinem Ruzgen lern,
Wobman legt ihm der Wiler den Fußschickel für,¹⁾
Wuz darob sigen hieher der Zeit,
Wie er besuch die Schanden sein,
Die Wiler geben ihm nach darzu sein Wein.
Wescher von dieser Legnd vortier soll Wissen han,
Der was im Ruzgbus suchen thun!
Hiemit will ich brühelien,
Langes Gedankel mach den Leser verdrissen,
Zweck mit dem nutzbringigen Witten:
Die Wiler wollen den alten Sitten
Mit lassen abgeben, sonbern jherchen ein
Ein wärdig Gnad mit guten Wein,
Den Ruzg Gerechtlich zu unterthunigen Ehen
Lützing, folgendes darbei bitten nach bezogen:
Dob man sei fröhlich und guter Ding
Und leben glücklich und wohl geüßet,
Dob wolle Wilt besorgen gesagen,
Die jalden Trunt willig annehmen.
Wnen, hob er werde mehr!
Wort geb und allen ein glückselig von Jahr
Und ein selig End bezug,
Im Ruzg was er haben gute Wuz!

¹⁾ Vgl. oben die Ruzg-Erhebung.

Wildjähren im Bayerischen Wald.

Ein Waldbild aus den vierziger Jahren von Friedrich v. Wiedersperg

Als den von Passion am linken Donauufer sich hinziehen sah, Bayerischen Wald ein besonders charakterisirtes, war die tiefe Wildnis. In anderen Gebirgen findet man nur selten einen Platz, wo nicht die Tätigkeit des Menschen bemerkbar wird: in den Thälern flappert das Rühlrad, in dem Walde raucht der Meiler, und auf den Höhen läßt der Schlag der Axt und das Krächzen der Sägen. Aber wer von diesen Höhen niederschaut, sah unten nicht als einen endlosen, dunkeln Wald, ruhig und ernst, und die tiefe Stille wurde nur unterbrochen vom Klöpfen des Spechtes oder von dem heiseren Krächzen der Raben. Lange sollte dieses Bild nicht mehr dauern, bald drang man von allen Seiten in das Innerste dieser Wälder, und Hunderte von Mühlen und Sägen verarbeiteten Willkornen von Stämmen zu jeuen Keinen zum Schiffbau bestimmten Brettern, welche Eisenbahn und Dampfschiffe nach allen Richtungen verfrachten.

Meine Erzählung spielt vor der unruhigen Zeit, vor etwa einem halben Jahrhundert. Nachdem ich bereits den Arbeiter, den König des Waldes mit seinen beiden geistlichen Zeen, wovon der größere auf seinem Grunde goldene Fischlein mit diamantenen Augen biegt, von denen jedes ein Königreich wert ist, und den finstern Kachel mit seinem düstern See besucht hatte, beschloß ich, den Lufen zu betreten, von denen wunderliche geognostische Bildung ich viel Ansehendes gehört hatte. Ich begab mich deshalb nach S. . . , wo ich an dem dortigen Revierförster einen alten Bekannten hatte, dessen Beistand ich versichert war.

Es war an einem schönen Augustmorgen, als wir mit dem ersten Heunen des Tages den interessanten Marsch antraten. Während der Nacht hatte sich, trotzdem daß der vorhergehende Abend wenig davon denken ließ, ein starkes Gewitter, von heftigem Regen begleitet, entladen. Der Boden war weich, und die aus den Thälern aufsteigenden Dünste verfüllten die Höhen, aber die Luft war rein und frisch, und wir griffen wader aus. Als wir den Wald betraten, umgab uns noch keine Waldfeuchtigkeit, denn eine große Anzahl Arbeiter war hier auf einer langen Strecke beschäftigt, eine Straße den Berg hinaufzuführen, und das Krachen fallender Bäume und das Sprengen der Felsen donnerte uns entgegen. Es war ein Bild der Entscheidung, und ich bebannete den schönen Wald in seiner Jungfräulichkeit, daß auch er den Angriffen einer geldgierigen materiellen Welt nicht widerstehe konnte. Wald wird deine Poesie vorbei sein! Aber weiter und weiter stiegen wir, und immer wilder und unwegsamer wurde die Gegend. Der Boden war stellenweise fumpfig, große Felsstücke lagen uns im Wege, die wir umgehen, oder halb vermoderete Blänne, über die wir hinwegklettern mußten. Das Kraut der Heidelbeeren reichte bis über unsere Kniee und neigte sich, während ihre schwarzen Früchte uns lachten. Es war acht Uhr, als wir an einem kleinen Dorfpfosten ankamen, daß die Wälder wegen seiner starken wilden Eigenartlichkeit sehr charakteristisch den „Eibären“ nennen. Die Käste, verbunden mit den schwarzen Bänden, die den größten Teil des Jahres hier herrschen, ist der Grund, daß die abgewehrten Stämme weniger bald faulen und fäulen. Wie man ihre Kräfte tief unten, dahingestreckt auf ein weiches Blätterbett

oder sanftes Moos, Baumleichen nennt, so könnte man diese, welche die Käste vor Verwesung schützen, mit vollem Rechte die Rannien des Waldes nennen. Ihre Aussichten hat ganz das Kalte und Starre des Todes.

Als wir auf die freie Stelle hinaustraten, bot sich ein überraschender Anblick dar. Vor uns lag die Kuppe des Lufen, vielleicht die einzige ihrer Art. Man drank sich einen ziemlich hohen Berg aus lauter Steinplatten, die der Zufall über einander geworfen hat, so sieht der Lufen aus. Zwischen durch, am Fuße der Kuppe, kriecht die Kramholzflechte, während der bei weitem größere Teil ganz kahl ist. Eine feine dünne Flechtenart gibt dem ganzen Steinhaufen eine eigene metallische Färbung und verleiht diesem sonst so kahlen und öden Plage eine sonderbare Stimmung. Als wir die Kuppe bestiegen, sah ich, daß die übereinanderliegenden Platten fast ohne Unterchied einander gleich waren. Sie mochten anderthalb bis zwei Fuß dick und fünf bis sechs Fuß lang und fast ebenso breit sein, und deutlich konnte man durch die Klüfte hindurch die darunter liegenden sehen, sie waren sich alle gleich. Das Steigen selbst war gerade nicht gefährlich zu nennen, doch erforderte es Aufmerksamkeit, denn ein unvorsichtiger Tritt konnte leicht einen Beinbruch oder eine Verrenkung zur Folge haben. Von der Spitze aus hat man eine prächtige Aussicht, sowohl auf die unten liegende große Waldmasse, als auch hinein ins Böhmenland, aber der Wind, der von dort her bläst, ist kein guter, er schneidet schief den Leib durch, bringt die ins Roß, so daß wir bald Abschied nehmen mußten. Unten wieder angekommen, nahm ich mein Skizzenbuch und zeichnete mir den sonderbaren Gesellen, den ich kaum wiedersehen werde, in flüchtigen Umrissen, um mich mondmal an seinem unwirtlichen Aussehen ergötzen zu können.

Wir wanderten und nun zum Rückwege und gingen links ab. Je höher die Sonne emporstieg, desto beschwerlicher ward unser Wochsch. Die Kühle des Morgens war verschwunden, und unter den Bäumen herrschte eine warme, dunstige Luft, die uns in Schweiß versetzte und ermottete. Dessen ungeachtet aber nahm mein Interesse für den mich umgebenden Wald nicht ab, und ich betrachtete mit wahrem Entzücken diese Wälder. Mein Freund führte mich auf den sogenannten Tammelpfad, einen großen, mit Palisaden eingeschlossenen Raum, in dessen Mitte früher eine Diensthütte gestanden hatte, die aber niedergebrannt, und von der nichts mehr zu sehen war, als ein hoher Kamin, der transend auf die verbrannte Stätte niederfiel. Wildvögel hätten sie ausgezänbet, erzählte mein Begleiter und sprach dabei von der Schönheit des Gebäudes aus von den Annehmlichkeiten, die sie den Forstleuten bot, deren Krüer so ausgebehnt und beschwerlich sei wie dieses hier. Was die Vortheile betraf, die sie genährt hatte, so war ich weit entfernt, dieselbe in Frage zu stellen, und was die Schönheit anbelangt, so mußte ich gestehen, daß sie in ihrer Zerstörung auch kein läßes Bild darbot. Der wilde breite Wald ringum — wahrlich es gehört wenig Phantasie dazu, um sich eine von blutdürstigen Wilden zerstörte Wohnung eines Ansehlers in den Urwäldern Americas zu denken. Und während mit dergleichen Gedanken durch den Sinn zogen, sah wirklich das Gesicht eines Wilden zur Umzäumung herein,

kupferfarben und mordlustig vielleicht. Mit einem Ausrufe der Überraschung zeigte ich darauf hin. „Das ist mein Wald-aufseher“, sagte mein Freund, „ich habe ihn mit den Hunden und ein paar Treibern hieherbestellt; wir wollen sehen, ob und da unten an der Seebacher Aue nicht ein Bock anspringt.“ Sidi, so glaube ich, hieß der Mann, war also kein Hurone aus den Urwäldern Amerikas. Er war nicht groß von Gestalt,

das Gesicht war fast kupferfarben rot, und ebenso die von Haaren bedeckte Brust, die das offene Hemd schauern ließ. Übrigens war sein Blick freundlich, und sein Auge grau und heil, aber unruhig, immer suchend und spähend. Den eisengrauen Loden nach zu schließen, die unter dem dicken Filzhute hervorstakten, mußte er die Fünfziger bereits stark angetreten haben.

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Bayerische Nationaltrachten. Wir geben heute das Bild der prächtigen Gruppe Schürfer aus den Abordnungen des Be-

Eltern geführt, warf seine Kleider von sich, schwamm mit Lebensgefahr durch den wütenden Strom der rings überfluteten Hüte



Nationaltracht aus Schürfer.

zirleant Niesbach bei dem unvergleichlich schönen Festtage des 12. März 1891. Wir versparen uns die ausführliche Beschreibung für eine spätere Nummer, in welcher wir an der Hand von Kostümbildern zu Beginn des Jahrhunderts die Entwicklung derselben darlegen werden. Die vorzügliche Aufnahme entstammt dem berühmtesten Künstler von Spiegel in Niesbach.

Das Kied vom drauen Mann. Im Jahre 1783 schloß der Nachbar zu einer ungewöhnlichen Höhe an, trat aus den Auen und überschwemmte die Vorstadt Au in München so, daß Menschen und Vieh in Gefahr waren. Ein braver Grenadier vom Leibregiment, durch das Hinsinken eines Kindes und dessen hilfloser

zu und rettete das Kind und die Eltern. Ja, er schwamm sogar noch einmal hinüber, um ihr größtes Gut, die Kuh, aus dem Stall zu holen. Er schlug die von den Weirittern ihm angebotene Geldbelohnung aus und hielt sich für belohnt genug, indem er Menschen gerettet hatte.

Belekt: Bekanntheit. Der Künzlergen Brüdern. Von Eilen Schutzhilf (Berlinsgen.) — Die weltlich-gewerbliche Berührung zu Weirittern am Oden. Von Eilen Wils. (Mit den Berührungern.) — Der eine Kurz-Ordnung im Hofe. Künzler zu Weirittern und von Berührungern bei unglücklichen Weiritterern. Von Dr. Jakob Wils. (Schick.) — Weirittergen zu Berührungern Weiritter. Ein Weiritter aus den weltlichen Jahren von Dr. v. Weirittergen. — Weiritter Mitteilungen. Weirittergen Nationaltrachten. (Wie einer Weirittergen.) — Das Kied vom drauen Mann.



N^o 47.

Ersteilt wöchentlich jeden Sonntag nach Sonnabend alle Postanstalten zum Preise von M. 2.— für halbes Quartal bezogen werden. Die zum nächsten Hefen nach vier Wochen für Postzusendung nach dem Postamt zu senden.

3. Jahrgang 1892.

Verwundten.

Eine Münchener Geschichte von Albert Schultzeiß.
(Fortsetzung.)

9. Kapitel.

Derst Lahtarpe bewohnte einige Zimmer in einem hübschen am Anstaltplatze gelegenen Hause. Er hatte eben notwendig Toilette gemacht und sah am Frühstückstische, die letzte Nummer des „Friedens- und Kriegs-Kurier“ in der Hand haltend, als ein bescheidenes Pochen sich an der Thür vernehmen ließ. Auf sein „Herein“ zeigten sich zwei Männergestalten auf der Schwelle: es waren Schleierer und Krudel. Mit einigem Staunen betrachtete der Oberst diesen unerwarteten Besuch. Bald jedoch zeigte es sich, daß die Männer einander keineswegs fremd waren. Ein Wort gab das andere, und der Franzose erkannte schließlich in Schleierer jenen Burschen wieder, der zwanzig Jahre früher drunten im Bambergischen ihn und seine Truppen einmal schmählich in die Irre geschickt hatte, damit er selber ungestört auf eigene Faust Krieg führen und Beute machen könne. Aber bald waren die Chaffens bei der Hand, und der treulose Führer, dessen Spuren sich bald verrieten, mußte schlammigig Hergengel geben. Nur wie durch ein Wunder war er damals den rächenden Säbelhieben seiner Verfolger entgangen. Jetzt freilich konnten beide Teile ruhig jener vergangenen Zeiten gedenken. Doch hatte Schleierer es für besser befunden, seine „Jugendhänden“ alsbald zu beichten.

„Sie wollen mir wichtige Mittheilungen machen“, wendete Lahtarpe sich an Krudel, „wie ich von dem Rottmeister hier soeben erfahren. Bitte, mir zu sagen, was es ist.“

„Ich war Auskäufer in Wägels Hause gerade zur Zeit, als der Kapitän dort einquartiert war, und möchte mit aller

Bestimmtheit behaupten, daß der Offizier juist dort verwunden ist“, begann der Wert „Zum goldenen Fisch“ seine Rede.

„Welche Beweise haben Sie für Ihre Behauptungen anzuführen, mein Herr?“ fragte der Franzose, indem er langsam den martialischen Schnurrbart durch die Finger zog.

„Madame Wägel war die frühere Geliebte des Offiziers, das sieht nun schon einmal ganz fest“, sagte Krudel.

„Um, wissen Sie vielleicht zufällig den Vornamen dieser Dame?“ fragte der Oberst.

„Klotilde heißt die Madame.“

„Alle Wetter!“ rief der Franzose aus, indem er im höchsten Erstaunen von seinem Sitze aufsprang. „Ich habe Madame noch nie zu Gesicht bekommen, obgleich ich bereits mehrmals dort bei Wägels meinen jungen Landmann Martin besuchte.“

„Madame ist gemüthsleidend, seitdem ihr die Geschichte mit dem Kapitän passiert ist. Sie verläßt ihr Zimmer eigentlich nur Sonntags, wenn sie sicher sein darf, niemand vom Personal im Hause zu begegnen. So macht sie es schon seit zwanzig Jahren.“

„Und Sie glauben, daß Madame den Offizier beiseitigt hat? Bedenken Sie wohl, welche schwere Verschuldigung Sie damit gegen eine wehrlose Frau erheben. Darf ich fragen, was Sie eigentlich bestimmen kann, in solcher Weise gegen Madame vorzugehen?“

Bei dieser Frage richtete der Franzose einen eigentümlich jorschenden Blick auf das vor ihm sitzende Männchen. Wohl küßte Krudel, daß er hier im ganzen eine höchst erbärmliche Rolle

als Kaffäger spiele, doch war er alsbald entschlafen, den Schein eines Ehrenmannes zu wahren, so lange es nur anging, und er antwortete deshalb mit leiser Spatte: „Was mich bestimmen kann, Herr Oberst? Ich dachte denn doch, daß es hier Pflicht ist, zu sprechen, wenn es sich darum handelt, ein begangenes Verbrechen aufzudecken.“

„Das siehe sich allerdings öfters“, sagte Voharpe, nachdenklich das Haupt wiegend. „Ander kann ich nicht glauben, daß Sie durch so völlig ungenügende Beweggründe bestimmt werden.“

„Hier ist der Dolch, Herr Oberst, den ich bei Madame Wägler gefunden; sie hatte ihn in der Hand, als wir sie aufhoben.“

Voharpe betrachtete aufmerksam die zierliche Waffe; dabei konnte es ihm nicht entgehen, daß die Klinge ziemlich grobe Kaffsteden anzeigte. Dann sagte er, einer kalten Eingebung folgend: „Diese Waffe will ich vorerst an mich nehmen. Sie brauchen nicht zu erschrecken, denn ich kaufe sie Ihnen ab. Über den Preis wollen wir uns später einigen. Nun aber habe ich an Sie die Frage zu richten, ob Sie alles das, was Sie über diesen Fall zu berichten wissen, auch vor Gericht auszusagen würden?“

Krudel sah sich überflutet. Doch gelang es ihm meistertrotz, die in seinem Herzen fackelnde Wut zu verbergen, und er antwortete deshalb ziemlich gelöst: „Je nun, gern thue ich es gerade nicht. Wenn Sie es jedoch wünschen, dann gehe ich auch vor Gericht. Warum denn nicht? Ich bin all mein Leben ein braver, unbedachtener Mann gewesen, und als solcher brauche ich mich vor keinem Richter der Welt zu fürchten!“

„Wo, sehen Sie“, sagte Voharpe ironisch, ich als alter Soldat habe alle Büchelnage und bin von jeher gerade auf mein Ziel losmarschirt. So werde ich denn dieser Tage einmal nach zu Herrn Wägler begeben.“

„Wußt dies gefchehen, Herr Oberst?“ fragte nun ängstlich der Wirt.

„Gewiß“, entgegnete der Oberst kalt. Ich werde dem Herrn also von Ihrer Vermutung sagen und ihm auch diesen Dolch vorlegen, den er hassenlich als Eigentum seiner Frau anerkennt. Außerdem wäre es ja für Sie noch schlimmer. Seien Sie ganz ruhig, aber wie Sie heißen. Herr Wägler wird mir dann jedenfalls alles mitteilen, was er über das Verbrechen meines verschwundenen lieben Waffensbruders weiß, und auf solche Weise, mit einem wahren Ehrenmanne — der Oberst betamte diese Worte und warf dabei einen stehenden Blick auf Krudel — verhandelt, gerade ich rath ich leicht an mein Ziel zu gelangen. Nun danke ich Ihnen bestens, meine Herren“, schloß er seine letzte Rede, „aber haben Sie mir vielleicht noch eine weitere Eröffnung zu machen?“

„Der Herr Rattmeister“, bemerkte nun der Gastwirt mit häßlichem Lächeln, „möchte Ihnen ebenfalls ein kleines Geschick machen mit einem Briefe, den er einem armen Schnorrer abgenommen hat.“

„Einen Brief an mich von einem Juden?“ fragte Voharpe mit einigen Stammen.

„Er ist nicht an Sie gerichtet, Herr Oberst, sondern an einen Bauern allem Ansichne nach. Ein Marquis v. Tréfort hat aa ihn geschrieben.“

„Marquis v. Tréfort!“ rief der Franzose lebhaft auf. „Wo ist der Brief? Geben Sie her!“ wandte er sich höflich

an den Pächter, der bisher stumm dagehsten hatte und sich höchlich darüber freute, daß Krudels Hoffnungen eine sehr traurige Niederlage erfahren hätten.

„Der Brief, Herr Oberst, ich habe ihn nicht bei mir, ein andermal.“

„Doch, Herr Oberst, er hat ihn eingestekt. Ich weiß es ganz bestimmt“, rief nun der bestohlene Krudel.

„Dann geben Sie her, ich will Kenntniß nehmen von dem Inhalt!“ befiel Voharpe.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich ihn ausliefern kann oder darf, ich bin auf Dienft zur Verschwiegenheit verpflichtet.“

„Glauben Sie dieses Gesunkter nicht, Herr Oberst“, beharrte Krudel. „Er hat gar kein Recht auf dieses Schriftstück, das er in einem alten Gebetbuch gefunden hat, welches er dem Schnorrer Weis-Mann abgenommen hat.“

Der Franzose erhob sich, schritt auf die Thür zu, die er ruhig abschloß. Dann sagte er zurückkommend: „Rattmeister, Sie werden das Zimmer nicht eher verlassen, bis Sie mir den Brief, auf welchen Sie selber kein Recht besitzen, ausgeliefert haben.“

„Siehst Du, Schleierer, da bleib Dir gar nichts anderes mehr übrig“, sagte Krudel beschämt.

„Aber, Herr Oberst, das ist ja die reine Gewalt“, protestierte der Pächter.

„Ich muß den Brief!“ — „Her mit dem Biß!“ rief nun Voharpe, mit drohender Miene auf den Rattmeister losgehend. „Da haben Sie ihn“, sagte der Eingekerkerte, „aber ich werde Anzeige machen, verlassen Sie sich darauf.“

Der Oberst hobte den Brief und Buch an sich genommen und war zum Fenster getreten, um Kenntniß von dem Inhalt zu nehmen. Er hatte Krudel und Schleierer den Rücken zugewendet, so daß es diesen vollständig unmöglich war, je ein Nebenspiel während der Lesüre zu beobachten. Endlich wandte er sich um und sagte in ruhigstem Tone:

„Brief und Buch werde ich behalten, da beides nicht ohne Wert für mich ist. Ihrem Direktor werde ich alsbald selber Anzeige hiervon erstatten. Ihr Freund, Rattmeister hätte kaum in bessere Hände fallen können als in die meinigen. Seien Sie ganz ruhig, ich werde Ihnen eine anständige Belohnung auszuweisen suchen. Darüber sprechen wir später. Können Sie mir vielleicht später den Weis-Mann zuführen? Ich möchte ihn ausfragen, wie er in den Besitz des Gebetbuches gekommen ist.“

„Je nun, Herr Oberst“, antwortete Schleierer, „das weiß er höchst wahrscheinlich selber nimmer, vermutlich hat er es von einem französischen Soldaten geerbt.“ Er ist ja schon überall in der Welt herumgekommen.“

„Wo befindet er sich denn zur Zeit? Weis-Mann? Der Name ist mir nicht ganz unbekannt. Warten Sie mal. Vor 20 Jahren schon hat einer dieses Namens in Franzen Geschäfte mit dem Regiment gemacht. Ist es nicht ein kleines Männlein mit einer Brille und langen, grauen Locken?“

„Ganz recht, Herr Oberst“, rief Krudel, „so sieht er aus, seit ich ihn kenne, er wird gar nicht älter.“

„Aho, und wo ist er jetzt, Rattmeister?“

„Im Turm, Herr Oberst, im Engländer.“

„Hoho, was hat er denn Schlimmes verbrochen?“

„Eigentlich nichts von Bedeutung. Ich habe ihn angegriffen, weil er unterhandlos war und nicht bezahlen

wollte. Die Sache ist nämlich diese: Zur Zeit besteht noch halb und halb das Regalativ vom Jahre 1806 zu Kraft. Es ist der Name „Judenzoll“ in Eintrittsgeld verwandelt, und das früher bestehende Geleit aufgehoben worden. Als Eintritts-
 zoll besteht das Spätker- und Biergärtnerzoll, und man verlangt für den Eintritt von jedem Juden 7 Kreuzer am Thor, 30 Kreuzer bei einer besondern Erhebungsbehörde gegen Wein. Ausgenommen hiervon sind alle Viehhändler, Fleischer und solche, die vor dem Gericht Geschäfte haben. Da nun der Weiß-Mann nicht zu dieser Kategorie gehört und nicht zahlen wollte, haben wir ihn eingekerkert. Vorher sind ihm natürlich alle seine Sachen — sie hatten ohnehin keinen Wert — abgenommen worden. Wer für ihn bezahlt, kann ihn auslösen, wann er will.“

„Ihr seid vortreffliche Leute, ihr Rärnberger, das muß ich gestehen“, vollerte nunmehr der ehemalige Oberst. „Das ist ja die reine Unterdrückung. Da geht einmal zu und hinüber nach Frankreich. Dort wußt man nichts von deraartigen Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen. Wie sind euch reichlich um hundert Jahre voraus, denn solche Zämerlichkeiten sind uns fremd. Ihr versteht euch herrlich auf euren eignen Vorteil, das muß ich gestehen. Da höre ich, daß kürzlich erst ein Italiener Namens Gissardi, der eine große Fabrik zur Verfertigung von mit Silber überzogenem Kupferdraht errichten wollte, abgewiesen wurde, weil er Katholik war. Saubere Zustände das, ich muß gestehen. — Aber wie sieht es“, wandte er sich herbeilassend Lenz wieder an seine Besucher, „wollen Sie schon wieder aufstehen, oder schenken Sie mir die Ehre, eine Flasche Wein in meiner Gesellschaft zu leeren?“

„Du, so viel Zeit haben wir schon noch zu unserer Ver-
 sorgung, Herr Oberst, sagte der Witt Jann goldenen Fißch, „was meinst Du, Schleierrer?“

„Na, ich sollte schon denken. Die Streife in Wähd draußen wird nicht so sehr pressieren. Auf ein Stündchen früher oder später kommt es wahrlich nicht an. Wir bleiben mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Herr Oberst.“

„Ah, sehr gut, denn gestatten Sie, daß ich ein kleines Frühstück bestelle.“

Laharpe erhob sich sogleich, klingelte seinem Diener und gab demselben, als er bald darauf erschien, einige Befehle. Bald sahen die drei ganz vergnügt vor vollen Gläsern.

„Sie sagten, Rottemeier, daß Sie in Wähd eine Streife vorzunehmen hätten. Was hat es dort gegeben, wenn ich fragen darf?“

„Es ist eine ärgerliche Geschichte draußen passiert, die eine lange Untersuchung auch sich ziehen wird. Ihnen darf ich's schon sagen, um wos es sich handelt. Unser Oßiziant Schuhmacher ist gestern draußen überfallen worden.“

„Schuhmacher? den glaube ich auch zu kennen. Kleine Gestalt mit großem Kopf, plumper Nase und Glaze, trägt ein Kugenglas und bildet sich ein, Französisch zu verstehen. Ein widerwärtiger Geselle, wie? Bin wehmalts mit ihm im Weinhaus zusammengetroffen. Gilt als ein arroganter Purtsche und soll sehr unbedient sein.“

„So, Herr Oberst kennen ihn bereits? Ja, es mag ihn in der That niemand. Besonders haben ihm die „Ruhigen“ Nachse geschworen.“

„Die „Ruhigen“?“, lachte der Franzose, „was sind das für Leute?“

„Man versteht darunter die Feuerarbeiter“, belehrte der Polizist, „also die Rot-, Aßlen- und Zirkelschmiede. Sie bilden unter sich eine stämmliche Korporation und tragen mit Vorliebe im Winter und Sommer den Pispelz, der seit eine Art Uniform geworden ist. Früher hat sich sogar der Rot vor ihnen gefürchtet, weil sie sehr häufig scharf vorgegangen sind.“

„Worum nicht gar“, lachte der Franzose wiederum, „ein Staat im Staat also? Ihr Rärnberger seid in der That ein puzziges Volk.“

„Ja, so, es ist aber doch so, wie ich sage“, behauptete der Rottemeier, und Krudel stimmte eifrig bei. „Ebens, wenn infolge der unruhigen und kriegerischen Zeiten die Lebensmittel bedeutend in die Höhe gingen, haben die „Ruhigen“ Brot, Fleisch und Bier vom Lande herin geschafft und selbst am Markt verkauft. Dagegen konnte die Polizei nichts machen. Wenn die Bauern für das Hundert Äpfel 1 fl. 30 kr. verlangten, dann setzten die „Ruhigen“ den Preis auf 24 kr. herab, und wenn die Bauern das Obst so nicht verkaufen wollten, so wurden die Körbe angefüllt, und nachmittags war auf dem ganzen Markt kein Äpfel mehr zu sehen.“

„Schnelle Lustig, das lobe ich mir“, sagte Laharpe, schmunzelnd das Glas zum Mund führend. „Kamast, fahren Sie fort.“

„Da war im Jahre 1705 das Wehl ja teuer, daß zu öfterlicher Zeit die Bäder keine Bierluden haben wollten des geringen Profites wegen. Nun wandten sich die „Ruhigen“ an den Rat, er solle einen Befehl ergehen lassen, außerdem würde man den stämmigen Bädern alle Feuerer einmessen. Die Obrigkeit warnte, aber die Bäder setzten sich nicht daran, und siehe da, in der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag machten die „Ruhigen“ ihre Drohung wahr, denn nicht nur wurden alle Feuerer eingeworfen, sondern auch Bäden und Vorbauten eingerissen, so daß sich manche Bäder aus Furcht bis auf die Dächer und über diese hinweg in Nachborthäuser flüchteten. Am andern Morgen — es ist ja bei uns ein Feiertag — sah es aus, als hätte der Feind in der Stadt gebauft. Die Bäder aber, von der Obrigkeit aufgefordert, machten sich alsbald ans Werk und luten in den halb gerüsteten Häusern hinter Vorhängen Bierluden über Bierluden.“

„Sehr gut!“ lachte der alte Oberst.

„Die „Ruhigen“, drohten, ebenso gegen die Bierweauer, Pfitzner und Spezerhändler vorzugehen, und infolgedessen sonst dann auch Bier und Tabak rasch im Preise.“

„Dabei wundert mich nur“, sagte Laharpe, „daß der Rat nicht Willkür aufgegeben hat, gegen solche Raufstörer!“

„Das ist auch geschehen, aber erst hinterher, als der Schabe bereits gefahren war. Ubrigens haben sich die „Ruhigen“ einige Jahre später ganz weidlich mit den Brennen herumgeraust und haben eine Patrouille mit blutigen Köpfen heimgeschickt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Bagerwald.

Belagert Berg an Berg an Kupp an Kuppe
 Ruh doch gesichert nur zur losen Gruppe,
 Daß Groß und Frieden liegt die Lieblichkeit da,
 Gehört in diesen Schweigen fern und nah'.

Erkennung's Vergt, salz'ge Gräber,
 Besetzte Moos, wie's Schlünde,
 Rönt' ich, halt einsem hier allein,
 Der Reiter dort im Plausen sein!

Maria Herzl.

Peter v. Hef.

Von Heinrich Lehner.

Wir feierten im verflassenen Monate das 100. Geburts-
 fest eines Mannes, dessen Name unter den Sternen
 der Münchener Kunst als einer der leuchtendsten hervortritt.
 Aber nicht allein seine künstlerische Bedeutung ist es, welche
 uns veranlaßt, hier von dieser Stelle, im „Bayer-
 land“ seiner in Wort und Bild zu gedenken;

wir thun es, weil er seine Kunst in her-
 vorragender Weise der Verherrlichung
 der Thaten unseres Heeres und
 einer bedeutenden Epoche unsrer
 Geschichte widmete. Der Künst-
 ler, dem wir in dieser Weise
 die Palme ehrender Erinnerung
 weihen wollen, ist der Histo-
 riemaler Peter v. Hef, der
 berühmte Sprößling einer
 berühmten Künstlerfamilie. Er
 erblickte das Licht der Welt
 am 29. Juli 1792 zu Düssel-
 dorf als Sohn des Kupferstechers
 und Akademieprofessors Carl Ernst
 Christof Hef. In schon der Name
 durch den Vater innig mit der Geschichte
 der bayerischen Kunst verbunden, so sollte
 er durch die Söhne, durch Peter und Heinrich,
 noch mehr zur Geltung gelangen. Es soll nicht
 Aufgabe dieser Zeilen sein, die künstlerische Entwic-
 lung Peters zu analysieren. Der Vater war es,
 welcher streng den ersten Unterricht der Söhne leitete, von denen
 Peter früh außerordentliche Reizung und Geschicklichkeit zur
 Darstellung militärischer Stoffe zeigte. Die ersten Jahre
 unseres Säkulars boten mit ihren erblunden Kriegszügen ein
 unerschöpfliches Material zum Studium. Hef, der sich an-
 fänglich an Adam und Rabell anlehnte, fand bald seine eigenen
 Wege zur Vollendung, und Bilder aus der ersten Periode
 seines Schaffens werden selbst von strengen unanschuldlichen
 Kritikern als heute noch unübertroffen bezeichnet. Der junge
 Künstler hatte Gelegenheit, das furchtbare Spiel des Krieges
 in unmittelbarer Nähe zu schauen, indem er sich in den Feld-
 zügen von 1813—15 dem Stabe des Feldmarschalls Fürsten
 Wrede als Maler anschließen durfte. Die Eindrücke solcher
 direkter Anschauung zeigten in der folgenden Friedenszeit zu
 großartigen Werken. Zunächst war es König Ludwig, dessen
 Kuge das Gemie des Künstlers sofort genobte und ihn mit
 Aufträgen für den Schlachtenaal der königlichen Residenz be-
 trautete. Hef schuf dafür die Schlachten von Arcis sur Aube,
 Bor sur Aube, und aus den blutigen Kämpfen von Troit

die Erstürmung des Babenbühls und die Schlacht bei
 Wögl.

So ehrte der große König durch die großen Künstler
 die Thaten seines Heeres. Die Jarneerde freigt und ind
 Gesicht, wenn wir in dem am Sarge des Künstlers
 im April 1871 von Friedrich Reich in Mün-
 chen gedruckten Nekrolog über die
 bayerischen Krieger dieser Bilder fol-
 gende Worte lesen: „Es sind Men-
 schen, brav, gutmütig, aber roh
 und besuhtlos, Landknechte,
 die sich gestern mit den Fran-
 zosen und heute gegen die-
 selben gleich gut schlugen,
 denen sie aber unstreitig
 an Menschenwürde nach-
 steben, denn diese, obgleich
 nichts weniger als geschmei-
 chelt, sondern teilweise sehr
 gauerhaft aussehend, verteidigen
 doch ihr Vaterland mit sichte-
 licher Erbitterung, haben also ein
 moralisches Interesse, das bei den
 Gegnern nicht entfernt wahrzunehmen
 ist.“ — Wir protestieren gegen diese beispiel-
 lose Schmähung im Namen der Nation, des
 Heeres, der eigenen Familie, denn die „rohen,
 besuhtlosen, den Franzosen an Menschenwürde
 unstreitig nachstehenden Landknechte“ waren unsere Großväter,
 welche für Gott, König und Vaterland damals kämpften,
 bluteten und starben. Wir lassen ihre Gräber nicht beschmutzen.

P. Hef wurde erlorn, den jungen König Otto nach
 Griechenland zu begleiten, eine Reise, welcher das allerwärts
 bekannte bräunete Bild „Gingus König Ottos in Kleasina“
 seine Entstehung verdankt. Der Fond desselben Künstlers
 enthalten auch die Skizzen zu den heute noch bestaunten
 Szenen aus der Geschichte des griechischen Befreiungskampfes,
 welche in den Arkaden des kgl. Hofgartens in München durch
 Rüssen in Fresko ausgeführt wurden.

Der Ruf des Künstlers hatte schon längst die Grenzen
 seines engeren Vaterlandes überschritten, und der gewaltige
 Zar Nikolas ehrte ihn durch den großartigen Auftrag, für
 Petersburg eine Reihe von Bildern aus dem Feldzuge von
 1812 zu malen. Das Meisterwerk dieser Bilder ist der Über-
 gang über die Beresina.

Man kann das Bild als die gewaltigste Schöpfung des
 Meisters betrachten. Wir sind so glücklich, ein Fragment des



Peter v. Hef.
 Relief von Professor Max G. H.

Bildes, einer der Hauptgruppen, unseren Lesern vorzuführen. Das letzte Werk Peters v. Hess war die „Schlacht von Leipzig“. Sie hat im Maximilianeum Ausstellung gefunden. Peter v. Hess starb am 3. April 1871. Zwei Söhne, Eugen und Max, beide talentvolle, hochbegabte Künstler, waren ihm im Tode vorausgegangen. Wir wenden uns zur Besprechung unserer Bilder. Das Porträt ist die Wiebergabe des Me-

die Hand geführt, welche das Bildnis schuf; es ist ein Werk des Professors und Bildhauers Anton Hess, eines Neffen des großen Meisters. Eugen Hess, der Sohn, hat in einer Handzeichnung eine der Hauptgruppen aus dem erschütternden Gemälde „der Übergang über die Beresina“ festgehalten. Der „Schührtrumpeter“ und der „Alpharabläser von Warmisch“ sind direkte Wiebergaben von Handzeichnungen von Peter v. Hess. Herr



Der Übergang über die Beresina. Fragment aus dem Gemälde Peters v. Hess, gezeichnet von Eugen Hess.

ballans, welches den Grafstein des Künstlers aus dem südlichen Friedhofe zu München schmückt. Kunst und Liebe haben

Meinert und Maler G. Kurz, sein Schwiegersohn, hatte die große Liebeshörwürdigkeit, uns dieselben zur Nachbildung zu überlassen.

Der Felsenberg.

Von H. Wessinger.

Auf der vielbesuchten Wellamerhöhe, zunächst des Pinnarbeses Felsenberg, dessen spitzer Kirchturm auf einer weit in die Ebene vorspringenden Höhe unseres Alpenvorlandes von einem weiten Umkreise aus sichtbar ist, kann sich

der Freund der Natur gar mannigfacher Unterhaltung hingeben. Er kann die im Halbkreise seinen Standpunkt umflossenden, vielfaltigen Berge, vom Stausen bis zur Bendenwand, betrachten, deren Namen und Höhe feststellen und

sich so manchen früheren Berggang auf diesem oder jenem vergewaltigten. Er mag auch versuchen, wenn er die vielen Kirchtürme im Umkreise mit mahnendem Finger zum Himmel weisen sieht, ob in der That, wie man sagt, 139 gezählt werden können. Es wird ihm auch Vergnügen bereiten, die Lichtspitze zu verfolgen, welche die Sonne, wenn sie aus einer Wolke tritt, über Wald und Fels hinsetzt, wie sie eine goldene Brücke über den Inn schlägt, der streckenweise aus den östlichen Fluren hervorsieht, oder wie die Lichtstrahlen, die schnellsten Bergwanderer, an den Wänden des „Wilden Kaisers“ hinaufsteigen und dessen weiße Felsen vergolden.

Nimmt aber der bewundernde Beschauer den Tubus zur Hand, der in Trichenberg zum besseren Gemusse der Aussicht

Generationen an dieser Stelle von den gleichen Gefühlen bewegt sein mögen.

Ist er ein Freund der Geschichte, so zaubert ihm seine Phantasie Bilder der Vergangenheit herauf, setzt ihn beispielsweise auf 6 bis 7 Jahrhunderte zurück, und vergegenwärtigt ihm den Kranz der Burgen, der nur, um wenige zu benennen, in einem kleinen Kuchensitz aus der weiten Rundsicht gestanden ist, und welche teilweise, wenn auch in veränderter Gestalt, noch stehen.

Da ist gleich gegen Osten, jenseit des Inn die alte Feste Neubauern mit ihrem aus der grauen Burgzeit stammenden Turme, dahinter auf dem Berghange ragte Altenbauern auf, und nicht viel weiter hinauf stand Althaus. Von diesem im-



Kuhrentsifer aus Garmisch.
Originalzeichnung von Peter v. Heyl.



Bayerischer Schützenpfeifer.
Originalzeichnung von Peter v. Heyl.

entlehnt werden kann, so kann er prüfen, ob unter den menschlichen Figuren, die auf der Spitze des Wendelsteins stehen, nicht etwa Bekannte sind, kann untersuchen, ob die Kirchenwägen etwa in Rosenheim oder Rißing dieselbe Minute zeigen, mit dem Glase den Felsenbühnen verfolgen, der zwischen beiden Orten wie ein unscheinbarer schwarzer Wurm dahineilt, er mag die Räder auf den Alpen anschauen, die wie Fingern so klein, auf den Klippen herumklettern, und die Hütten betrachten, die so klein erscheinen, wie man sie in Betrachtsgaden in den Wäldern laßt und in den Sad steckt.

Hilt Du endlich gar ein Jäger aus der Gegend, so magst Du manche Stelle anschauen, wo Du in frühlicher Weidmannslust ein Bild des Waldes oder der Berge gefaßt oder — gefischt hast.

Der Patriot endlich betrachtet diese blühenden Fluren mit den hingestrenten Oriskosten mit Stolz; er ertraut sich seines schönen Vaterlandes mit dem Wunsche, daß nach viele

stirrt eine Sage das alte Lied von der „ewigen“ Treue. Ein Ritter jag in das Markland! Den Ehering in zwei Teile trennend, sagte er, wenn in fünf Jahren nicht er selber oder ein Abgesandter mit der Hälfte des Ringes zurückkehre, könne seine Gattin zur zweiten Ehe schreiten. Er kam zurück gerade in der letzten Minute und führte die eben begangenen Hochzeitsherlichkeiten zur größten Freude seiner Gattin. Die Sage verbindet damit noch mehrere andere wunderbare Ereignisse.

Dort über Reulstadt stand die Burg Gnomenstein. Der letzte Besitzer ließ sich durch die Weissagung einer Zigeunerin, er werde vom Blitze erschlagen, so in Schrecken setzen, daß er sein Schloß verließ und lange in einer Erdhöhle lebte. Einmal ließ er sich doch überreden, an einem heiteren Tage ins Freie zu treten. Allein an diesem Tage traf ihn aus einer ungeschicklich erscheinenden Wolke ein Blitz. Die Sage lehrt schon, daß niemand seinem Schicksal entrinnen kann.

Die Ruinen der Burg Falkenstein sind zwar nicht sichtbar, sie stehen aber gerade da, wo sich die linksseitigen Ufer des aus den Bergen hervorbrechenden Inn zur Ebene abdrinnen.

Die Geschichte der Grafen von Neuburg und Falkenstein weist auf die Unbeschränktheit der menschlichen Macht und Größe hin. Kein größerer Gegenpart, als der Stolz und die Freude, die aus der Aufzeichnung des Grafen Siboto von Falkenstein aus dem Jahre 1180 über seine Rechte und Besitzungen hervorleuchtet, und die Thatfache, daß nicht ganz 100 Jahre später sein letzter Nachkomme aus Anlaß einer Heide mit Herzog Otto von Bayern bereits des größeren Theils seiner Güter entsetzt, von einem seiner Dienstmannen erschlagen wurde. Nun fiel auch der Rest der ca. 2000 Güter, die jene Urkunde aufzählt, in das Herrscherhau.

Nicht weit von Falkenstein liegt Brannenburg, nun als stolzes herrschaftliches Schloß im mittelalterlichen Stile hergestellt, wo Kaspar Wingerer der „goldene Ritter“, der als Landbesitzerhauptmann die Schlacht von Ravia mitgewonnen und dem König Franz von Frankreich gefangen nehmen half, bei einem Turnierspiele sein Leben verlor. Bekanntlich hat der gelehrte Forscher, Professor Dr. Sepp, in einem anmutigen Büchlein sein Leben und seine Thaten beschrieben, und er ist nicht die geringste Veranlassung, daß der Markt Tölg ganz passend das in Erz gegossene Standbild seines einfügen berühmten Pflegers zu einem Kriegerdenkmal für die Gefallenen des französischen Krieges gemacht hat.

Daß aber auch eine idyllische Erinnerung nicht fehle, so liegt auf dem großen Brannensberge der einstige Herrenschloßstein, der einem Zweige der Wolzeder gehörte. Der bayerische Dichter des 15. Jahrhunderts, Hans Heleobler, Pfleger in Pöhl, der mit so druckreichen Farben eine Bauernhochzeit besang, hat hier als Brautverwerb das Lied gedichtet: „Es taget auf dem Höllestein“.

Übergehen wir das unsere Wissen nach nicht aufgeklärte Altendorf auf der halben Höhe des Auerberges und umweit des uralten Saumweges, der von Au über den Auenberg nach Ellbich und Fischbachau führt, und erwähnen wir schließlich Alteneck am sog. Giergraben, richtig Eibengraben, westlich von Au, von dem nur noch wenige Mauerruinen stehen. Hier soll die Wiege des später nach Moosdorf und Wiesbach übergesiedelten Geschlechts der Hohensalder gestanden sein. Bis in das 15. Jahrhundert war das Schloß mit etwa 25 Gütern in ihrem Besitze. Es bildete dann eine Rüstung der Ehrentraut v. Hohensalder für einen Grafen von Seiboldsdorf.

Mit dieser Aufzählung sind aber keineswegs alle alten Herrschaftsitze erwähnt, welche aus diesem südböhmischen Ausschnitte der ganzen Randflucht, der etwa den vierten Teil derselben beträgt, aufgezählt werden können. Ein rüstiger Wanderritter kann aber die oben genannten in einem Tage besuchen.

Von den vielen mittelalterlichen Ansitzen, welche aus der ganzen Randflucht hervorgehoben werden könnten, von denen aber bei vielen nur mehr die Stelle bezeichnet werden kann, seien nur mehr zwei erwähnt, Primberg und Haslang, beide umweit von einander, auf dem linken Hochufer der Lejtsch, die am westlichen Fuße des Trischenbergs dahinfließt. Ihre mit der Mangfall vereinigten Gewässer bespielen den nördlichen Ausläufer des Trischenbergs.

Heimberg wird schon im 11. Jahrhundert als eine Zugehörung Pürgenaus genannt, bildet dann eine eigene kleine Herrschaft, über welche Markgraf Friedrich in seinem Testamente im Jahre 1175 verfügt, und gehörte endlich zu den Dotationsgütern des Klosters Fürstentelldorf.

Die Haslanger oder liegen ihren Stammesitz schon früher verlassen und suchten sich andernwärts Wärd und Besch.

Berggenarrigt man sich aber, wie um all diese Burgen ein größerer Kreis von zinspflichtigen Höfen lag, deren Besitzer sogar meistens mit ihrem Leibe abhängig war, so denkt man, wie sparjam, einfach, ja entschwerend die Lebenshaltung war, wie gefahrlos für die Person, für Hab und Gut, und vergleicht man damit den Besizer eines ehemals zur Herrschaft Nagrain gehörigen Hofes, wie er streng und stolz, mit dem Eihernen Kreuz bedecirt, in seiner Aufkleidung voll Gesundheit und Lebenskraft neben uns steht, und schauen wir auf die prächtigen Gefallen, die aus Anlaß eines Verehrerfestes soeben die Höfen herausziehen, so können wir nicht im Zweifel sein, was von der „guten alten Zeit“ im Vergleich zur Gegenwart zu halten ist.

In wenigen Minuten ist südlich von unserem Standpunkte eine kleine Kirche erreichbar mit dem Hofe Wilsparing.

Wer sollte es meinen, daß an sie sich eine der ältesten Erinnerungen der Christianisierung des Landes knüpft?

Dort liegen die Leiber zweier Prediger des Glaubens, des heiligen Marinus und Anianus, deren Andenken uns auch noch durch Schriften und Sagen erhalten ist.

In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts haben sie diese Gegenden zu einer Einsiedelei gewählt, so wörtlich zu einer Einsiedelei, daß beide durch eine mäßigen zu durchschreitende Schlucht getrennt waren.

Man kann sich die entsagungsvolle Schwierigkeit des Wirkungskreises dieser frommen Männer in dieser zur damaligen Zeit zweifellos wüsten, einsamen, menschenleeren Gegend vorstellen.

Man muß annehmen, daß sie durch Fasten, Beten, durch ihren frommen Lebenswandel, durch Rat und Hilfe in Bedrängnis und Not, durch ärztliche Kenntnisse die Aufmerksamkeit der spärlichen Anwohner der Gegend in hohem Grade erregt haben, daß dadurch die Empfänglichkeit der noch in heidnischen Anschauungen verfunken Gemüter für die Lehren des Christentums vorbereitet wurden, daß nach und nach ein immer größerer Kreis von Gläubigen sich um sie sammelte, ihren Gottesdiensten beizuhören und ihre Lehren anzuhören.

Es ist aber auch sehr unwahrscheinlich, daß es nicht allein die Gier nach Geld und Ruhmgezeiten gewesen ist, welche die plündernden Wenden, welche einen in diesen Zeiten nicht ungewöhnlichen Raubzug nach diesen Gegenden unternommen hatten, veranlaßte, den heiligen Marin und Anianus zu weichen, als sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, sondern daß sie vielmehr von den Anhängern des alten Heidentums ermuntert und angezogen wurden, die sich durch die Missethätigkeit und Erfolge dieser frommen und gläubigen Männer beinträchtigt sahen.

Als wir hier an dem Grabe des heiligen Marinus standen, der damals als Märtyrer starb, und an dessen Seite St. Anianus liegt, der kurz darauf den Geist aufgab, süßten wir uns an dieser seltenen Stelle aus der Zeit unserer ersten religiösen und nationalen Entwicklung durch den Ein-

brud einer schöne 1200 jährigen Vergangenheit durchschauert.

In demselben Jahre, in dem jene Apostel des Glaubens starben, stand der heilige Rupert auf den Ruinen des alten Juvavums, später als Stapelplatz des Salzes, Salzburg genannt, und sah den Entschluß, an dieser selbst in den Ruinen noch grabartigen Stätte der römischen Kultur, auf deren

Trümmern sich die Bayern angesiedelt hatten, seinen Bischofsstuh aufzuschlagen.

Rupert aber war schon gestorben, als St. Magnus, der in Reupert dieselben Ruinen gefunden, wie jener in Salzburg, als Abt des Klosters, das seinen Namen trägt, bis zum Jahre 750 wirkte. Es sind dies die ältesten Zeugen der Christianisierung der Alpenländer.

Wildjäger im Bayerischen Wald.

Ein Waldbild aus den vierziger Jahren von Freiherr v. Wiedersberg (Schlag)

„Nicht beteiligt sich losgleich an dem Gespräche, und auf die Brandstätte weisend, sagte er: „Da haben und die Strauchdiebe eine schöne Befestigung angerichtet. Das schöne Haus. Das hätten Sie sehen sollen, wie wohnlich und cutejam es da war. Es ist ein wahres Kreuz, jetzt, wo das Bild wieder mehr wird, treiben auch die Wilddiebe wieder ihr Handwerk.“

„Wild und Wilderer“, sagte der Förster, „sind ungetrennlich; aber neuerdings wird die Sache wieder ganz ernstlich. Vor ungefähr 14 Tagen wurden ein Kollege von mir und sein Waldbauscheher, als sie unermüdet an eine solche Wande stiegen, ohne weiteres niederschossen, und es steht sehr in Frage, ob sie noch aufkammen. Sie sind beide Familienväter, und letzterer hat neun Kinder. Ein anderer, da drüben“, und dabei wies er mit dem Daumen über die Achsel zurück und nannte den Ort, „trägt noch das gedachte Klei mit sich herum, und sein Geschütz hat einen Schuß im Schenkel. Zwar schuß dieser auch einen nieder, allein man konnte trotz des starken Schweißes den Mann nicht ausfindig machen.“

„Da, und diesen Morgen hat mir der Postmeister da unten am Steinbrüdel erzählt, daß letzten Sonntag drüben in Schönau die beiden Jagdgraber, Vater und Sohn, geschossen heimgebracht wurden. Die hohes lange verdient, aber der Krug geht so lange zum Brauen, bis er bricht.“

„Das ist ja ein förmlicher Krieg, den ihr da führt“, rief ich entsetzt aus. „Läßt sich denn dem Unwesen nicht steuern durch fleißiges Begehen der Orte, wo diese Freuter ihr Unwesen treiben, und durch genügende Vermehrung des Forstschupersonals?“

„Nicht möglich“, erwiderte mein Freund. „Wenn diese Diebe von jeder Gegend wären, ja dürfte das auch Ende nicht schwer sein, aber es sind meist Würstgeiher auch unten herauf aus dem Wegscheibischen oder aus dem oberen Bayerischen Wald, die sich zusammen thun, 14 Tage eine ganze Waldstrecke, Staats- und Privatwäldungen durchziehen, was sie bekommen können, mitnehmen und dann monatelang nichts mehr von sich hören lassen.“

„Da hilft nichts, als so schnell als möglich der erste am Drücker zu sein“, sagte Rißl, indem er den Hahn überzog und ihn wieder in die Faße zurückfallen ließ. Und dabei hatte er wirklich etwas von indianischer Kriegslust im Gesichte.

„Ihr würdet also“, erwiderte ich, „einen Menschen niederschießen, auch wenn ihr es ungeschehen von ihm thun könntet, also ohne eigentliche Rache?“

„Ob ich es thun würde!“ sagte Rißl ganz erstaunt ob meiner Frage, „ganz gewiß werde ich ihn niederschützen, wenn er sich bemühen in unserm Reviere bliden läßt. Und was

die Rache betrifft, so ist meinen Begriffen nach unzerreiner immer im Zustande der Rache.“

„Nicht das Recht“, sagte mein Freund, „denke Dir zum Beispiel da unten am Esen einen verwundeten Menschen, ob der wohl noch Hause käme? Ich glaube nicht; übrigens kann Rißl ein Lied davon singen.“

„Ein gasfäßiges Lied das, es hat mir lange in den Ohren geklungen“, erwiderte der andere.

„Halt, Alter“, sagte ich, „heraus mit dem Liede.“

Und Rißl, ohne sich weiter bitten zu lassen, begann: „Als die Geschichte, die ich erzählen will, sich zutrug, war ich als Waldbauscheher da draußen, weiter der Donau zu. Wir hatten nebst einem prächtigen Wildstand in unserm Reviere auch einige Berglöcher mit den herrlichsten Fresseln, die ich teilweise gepachtet hatte und aus denen ich ziemlich Ertragsreiches löste. Um so verdrießlicher war es mir, als ich seit einiger Zeit Spuren von Ottern bemerkte. Es wird Ihnen bekannt sein, wachst erdesheligen Schabens so ein Wäuber anzurichten im Stande ist. Ich hatte deshalb fleißig die Esen gelegt und ging regelmäßig des Morgens hinaus, um nachzugehen. Eines Morgens bemerkte ich denn, daß eines derselben fehlte. Die Stelle, auf der ich es gelegt hatte, war ringum zerwühlt und aufgerissen, die fleischig etwas alte Rette war abgeprengt, und der zurückgebliebene Teil derselben um eine ganz geringe Weidensauhe geschlungen. Augenscheinlich hatte sich das Tier schlecht gefangen, die Rette abgeprengt und war, um sich seines vermeintlichen Feindes zu entledigen, seinem natürlichen Elemente zugewandt. Aber da das Eisen schwer war, mußte das Tier ersaufen. So dachte ich, als ich alles überließ. Ich legte deshalb Gewehr und Lastge weg, stieg in das Wasser hinaus, das hier etwas tiefer war und einen kleinen Lämpel bildete, und suchte mit dem langen Stode nach dem Tiere. Umsonst, ich konnte nichts entdecken. Ich ging darauf eine Strecke weiter hinaus, in der Vermutung, daß es auf dem Grunde weitergeschliffen sein möchte. Glücklicherweise hörte ich in einer kleinen Einbuchtung ein starkes Geräusch, das in einen Schmauchen und in dem eigentümlichen Pfeifen bestand, welches die Otter ausstößt, sobald sie gerast wird oder verwundet ist. Ich stieg sofort aus dem Wasser und ging etwa noch 15 Schritt feindwärts an einen sa. Altkraut hinauf und erblickte denn auch alsobald eine gewaltige Otter, die größte, welche ich je sah, wie sie im sich schlug und wühlte und sich wie toll gerberete. Mir leuchtete Rache schlug ich sie tot. Das Eisen hatte augenscheinlich, als sie, Verrat mitternd anspringen wollte, sie unglücklicherweise noch mit der Rute gefangen, das Tier hatte sich, wie ich vermutet hatte, in das

Wasser geküchelt und, als es merkte, daß es, vom schweren Eisen zu Boden gezogen, erfauchen müßte, auf dem Grunde fortlaufend sich wieder dem Lande zugewendet und war in dieser „Ätern,“ wie wir es nennen, wieder herausgetommen, wo es sich des Eisens zu entledigen suchte. Die Rutte war beinahe abgedreht, und wäre ich nur eine halbe Viertelstunde später gekommen, ja wäre das Tier entwischt. Wie gesagt, der Würmer war der größte, den ich je gesehen hatte; er maß von der Schwanzspitze bis zur Schwanzspitze 6 Fuß, und ich schätzte sein Gewicht auf 20 Pfund. Den Brustkorb auf die Schulter nehmend, wollte ich nunmehr Gewehr und Tasche holen, allein wer beschreibe mein Erstaunen, als beides verschwunden war! Daß sie gestohlen waren, unterlag keinem Zweifel, ich sah die Fußstapfen der Diebe im tauigen Graze und ward ganz wütend, wenn ich an den Spott dachte, der mir zu teil werden würde, wenn ich ohne Gewehr nach Hause käme. Ohne weiter an das Gefährliche meines Beginns zu denken, folgte ich rasch der Fährte. Man sah, auf dem abgelaufenen Raube im Walde war jede Spur bald verloren. Nun eilte ich einen kleinen Hügel hinauf, der, mit einigen Bäumen besetzt, nieberes Buschholz hatte, um von dort aus den letzten Dieb zu erspähen. Raum war ich jedoch auf der Höhe angelangt und in das Gebüsch eingetreten, als es rasch und links neben mir knackte, und ich mit einem Ruck zu Boden gerissen war. Mein Rücken war vergebens, ich hatte nichts als meine Füße, denn selbst das Messer steckte in der gelochten Weidwache, und meine Gegner waren sechs stark Männer. Man band mir die Hände auf den Rücken zusammen und schlug die Reime um einen nahen Baum, so daß ich mit dem Rücken an den Stamm lehnen mußte. Während ich ja stand, hatten sich die Burschen etwas weiter zurückgezogen und betrachteten, was sie mit mir anfangen sollten. Einer derselben, der Hauptbeldäcker, wie es schien, und derselbe, der sich meines Gewehrs und meiner Tasche bemächtigt hatte, küßerte leise den übrigen etwas zu, worauf das Corps in ein schallendes Gelächter ausbrach. Sie ließen mich nicht lange über den Grund ihrer Heiterkeit im ungewissen. Dara am Hügel, wo ein Felsen senkrecht abwärts fiel ins Thal, standen zwei ziemlich starke Bienen nahe einander. Auf jede derselben stieg nun einer der Burschen, und indem sie sich, an einem der oberen Zweige anhaltend, herabließen, hogen sie mit Fülle der untenstehenden beide Bäume herab fast bis auf den Boden. Dann schnitt man mich vom Baume los, zog mich unter die beiden Bienen hinein und band mich mit je einem Arm und Fuß an die herabgebogenen Äste. Als ich gefähig befestigt war, ließen sie beide Bäume unter einem schrecklichen Jubelgeschrei in die Höhe schnellen. Ich glaubte, gegen den Himmel hinausgeworfen zu werden, die Prellung, die im Augenblicke erfolgte und mir fast alle Glieder zerriß, preßte mir einen jurechtbaren Schmerzensschrei aus.

Denken Sie sich meine Lage. Da hing ich zwischen Himmel und Erde, an immer schwanlenden Ästen über einem Abgrund von gewiß 50 Fuß Tiefe. Ich rief aus Leibeshelften, aber meiner Stimme antworteten anfangs nur die Spatreden meiner abziehenden Feinde und dann blies nach das höhnende Echo. Der Schmerz an den Gliedern war furchtbar. Als der Abend heranna, zog ein Wetter am Himmel herauf, der Wind blies aus vollen Waden, ich flog auf und nieder, die Bäume hogen sich, und ich haßte jede Minute,

daß sie brechen möchten, denn ich hatte vor Schmerz nur den einen Wunsch, zu sterben, und ich ward damals froh gewesen, wenn mich der Sturm in die Tiefe hinabgeschleudert hätte. Je dunkler es wurde, desto heftiger wüthete der Sturm, der Regen goss in Strömen nieder, der Donner krüllte, und blendende Blitze fuhren ras mich her. Endlich erbarmte sich meiner eine mitleidige Chamaide. Als ich wieder zu mir kam, stand die Sonne herrlich hoch am Himmel, alles war frisch und grün und glänzend, aber ich schwebte, wie eine arme Seele zwischen Seligkeit und Verdammnis, zwischen Himmel und Erde. Je weiter die Sonne emporstieg, desto größer ward meine Lage. Ihren glühenden Strahlen ausgeföhrt, glaubte ich, verbrennen zu müssen, mein Gehirn kochte, und das Blut, das in meinen Adern tobte, drohte, mir den Kopf zu zer Sprengen. Lange konnte dieser Zustand nicht mehr dauern, und in den letzten Augenblicke, die unsingen immer felterer zu werden, suchte ich ja gut wie möglich meine Gedanken zu sammeln, um als guter Geist aus der Welt zu scheiden. Da tönte mit einem Male ein helles Pfeifen an mein Ohr, so seltlich als nur je eines aus der Brust eines herumlangerten Stroches hervorkam. Ich strengte mich mit aller Gewalt an, zu sehen, woher diese Töne kamen. Nicht lange, so erschien unter den Bläumen do unten das Menschenkind, und ich erkannte in ihm einen anseher ärgsten Halbbruder, den ich schon einige Duzend Male zur Anzeige gebracht und öfters eigenhändig abgetrahtet. Es war der Gabelmacher Lenz, wie er krühte und lehte, mit seiner Fellschappe, die Hände tief in den Taschen seiner Hosen, zwölftenen Hohen. Augencheinlich lungerte der Kerl do oben herum in der Kluft, sich ein Stück Holz anzuschauen, das er bei nächster Gelegenheit holen konnte, und mochte dabei wohl nicht ahnen, daß er so genau beobachtet werde. Gantz war mir der Kerl, wenn er mir auf der Landstraße begegnete, ein Darm im Auge, aber jetzt erschien er mir als ein rettender Engel. Ich versuchte, zu rufen, aber ein neuer Schreck durchbeite mich jetzt, ich konnte mit aller Anstrengung keinen Laut hervorbringen, der Hals war mir wie zugeschnitten. Schon begann sich der Gabelmacher in immer weiteren Kreisen von mir zu entfernen, in wenigen Augenblicke vielleicht war er verschwunden, und ich war rettungslos verloren. Da strengte ich aber meine Kräfte an und stieß ein heiseres Gebrüll aus. Ich konnte sprache nach erkennen, wie der Lenz unten erschraken bei Seite sprang und wie er dann zu mir herauf sah; dann schmanden meine Sinne, und ein heftiger Blutsturz war die Folge dieser Anstrengung. Der Gabelmacher wäre, wie er mir nachher erzählte, beinahe vor Schreck davongelaufen, wie er da oben einen Menschen hängen sah, und dann würde ich wohl sicher verloren gewesen. Aber er hatte sich rasch besonnen und war zu einigen Holzhaufen hinabgeeilte, die eine Stunde weiter unten beschützt waren, und hatte diese heranzueholt, worauf sie mich dana ja gut als möglich aus meiner Lage erlösten und ins Dorf hinunter brachten. Der herbigererene Arzt erklärte es für ein wahres Wunder, daß ich ja lange dieser Qual ohne widerstehen können, und behauptete, daß ich, wenn dieser Blutsturz nicht eingetrete wäre, unfehlbar hätte erlösen müssen. Zeilebens ein Krüppel würde ich aber wohl bleiben, meinte er. Und wirklich war mein Zustand schlimmer genug. Mein linker Arm war ganz aus der Achselhöhle gerissen, und aus den beiden Handgelenken das Fleisch bis auf die Knochen durchschnitten;

hier sehen Sie noch die Narbe davon. Wegen alles Erwarteten gelang aber meine Heilung, und mit allem Respekt vor dem Daktar, der sein Möglichstes that, mich wieder herzustellen, so sehen Sie doch, wie ihn seine Weisheit diesmal im Stiche ließ.“ Damit machte Nidl einen Kreuzsprung, der einem Tangleur Ehre gemacht hätte. „Und da jetzt meine Geschichte zu Ende ist“, fuhr er fort, „döchte ich, ich ginge mit meiner Mannschalt da links hinab, die beiden Herren können sich dann im Tonnet da unten aufstellen.“

„Und ist diese Geschichte wirklich wahr?“ sagte ich, als Nidl fort war, „und war es den Gerichten nicht möglich, eine Spur von den Thätern anzufinden?“

„Was die Wahrheit der Geschichte betrifft, so ist daran kein Zweifel. Übrigens ist Nidl nicht der Mann dazu, die Gerichte viel mit seinen Angelegenheiten zu plagen. Er ist eher vorzeitigst, wie man sagt, Kläger, Richter und Vollstrecker des Urtheils in eigener Person. Von allen denen, die damals beisammen waren, ist keiner mehr übrig, um über die Geschichte zu lachen.“

„Du wirst doch nicht sagen wollen, daß er alle erschossen habe?“ sagte ich ganz entsetzt.

„Das sage ich auch nicht“, meinte mein Gewährte, indem er zweideutig die Achsel zuckte. „Grenn, es ist eben keiner mehr da! Doch halt, du bleib stehen, hier kannst Du am ersten zum Schuß kommen, wenn Du überhaupt noch Dein altes Glück hast.“

Ich lächelte bei dieser Anspielung auf unsere früheren gemeinschaftlichen Jagden und, wie er vorausgesetzt hatte, schah ich bald darauf einen schönen Sechserdov. Gleich darauf knallte weiter unten ebenfalls ein Schuß. Während Nidl, der inzwischen einen Rundbogen gemacht, den Bod aufschraub, erzählte er, daß ihm unten beim Durchgehen ein kleiner fremder Hund angegriffen sei, der ja eifrig jagte, daß er ihn nicht eher gewahrte, bis er ihn anrief.

„Das ist wieder einer von den böhmischen dräben“, sagte mein Freund, „wir müssen ihnen doch noch einige wegschießen, sie jagen gar zu oft herum. Häßlich ihn schießen lassen.“

„Ja, ich wollte es auch und war schon mit dem Gewehr aufgeschoben, aber es war ein so nettes, gelbes Hündchen, und

wie es dastand, einen Barberschuh in der Fäße und den Kopf etwas bei Seite geneigt und mir gar so treuerzig in die Augen sah, als wollte es sagen: „Nun, sei nur nicht böse, es ist ja weiter nichts als ein bloßer Vertum, daß ich da bin“, da konnte ich es nicht über Herz bringen, zu schießen. Und als ich das Gewehr wieder ablegte, sprang das Hündchen wieder zurück, und jetzt bin ich froh, daß ich es nicht gethan habe.“

Ich kann's nicht leugnen, ich hatte eine Art Abneigung gegen Nidl gefühlt, weil ich ihn für einen Menschen ohne Gefühl hielt. Dieser kleine Zug seiner Gutmüthigkeit machte alles wieder gut. Der Mensch hatte wirklich ein Herz. Nun betraten wir die Sechacher Aue. Ein $\frac{1}{2}$ Stunde langer Pfad, der so schmal war, daß nicht zwei neben einander gehen konnten, führte durch dieselbe. Links und rechts steht undurchdringliches Gebüsch, stacheliges Brambeergetriebe und Dornhecken machen ein Eindringen in dasselbe unmöglich und sperren jeden Luftzug. Die den jumpfigen Boden entkegende Feuchtigkeit bei einer Höhe von 24° R machte diesen Weg zu einer ostrengehenden Wanderung, um so mehr, als bereits Mittag vorüber, und wir seit drei Uhr morgens auf den Höhen waren. Ich glaubte wahrhaftig, unangebar zu sein, als ich diese Hölle hinter mir hatte und wieder den schattigen freien Hochwald betrat. Noch eine Stunde Wanderns, und dann sahen wir wieder Kulturland. Da standen braune, schindelgedeckte Häuser in der Mitte gründer Wiesen zwischen schattigen Obstbäumen, und von der Höhe jenes kegelförmigen Berges blüht freundlich das Thürchen Kreuzberg hernieder und gewöhnt mit seinem spizen Riedtrum einen lieblichen Anblick, während links unterhalb die Schützenruher Wäldchen mit ihren langen, braunen Gebüsch zu beiden Seiten des schloßartig aussehenden Wohnhauses sichtbar wird. Hier wird ein ausgezeichnetes Bier gebraut.

Erst spät, als der Vollmond hoch am Himmel stand, dachte ich an den Heimweg und trennte mich von meinen Freunden und Nidl, dem Duranen, der inzwischen dem Gersten-saße tüchtig zugesprochen hatte und mir unter kräftigem Hand-schütteln verabschiedete, er würde, wenn es darauf anläme, mir zu Liebe noch eine Maß trinken.

Kleine Mitteilungen.

Die Herren-Trinkstube zu Nürnberg. Die sogenannten Trinkstuden des Mittelalters waren geschlossene Gesellschaften zum Zweck föplicher Erholung und heiterer Unterhaltung. Wir finden sie besonders in den Reichsstädten. Hier hatten die „Erdbaren“, woga die Geschlechter und die mit ihnen verwandten oder durch Ansehen und Reichthum herausragenden Familien gehörten, und die Jüngste ihre eigenen Trinkstuben. Nürnberg, das sich durch seine Besetzung und sein aristokratisches Regiment vielfach von den anderen Reichsstädten unterschied, machte auch bezüglich der Trinkstuden eine Ausnahme. Derselben durften nur von den „Erdbaren“ gehalten werden. Die Handwerke — eigentliche Bäcker oder Innungen mit politischen Rechten, wie in anderen Städten, gab es in Nürnberg eigentlich nicht — waren zur Errichtung solcher geselligen Vereine nicht berechtigt. Daß die „Erdbaren“ Nürnberg schon in älteren Zeiten Trinkstuden gehabt, darf kaum bezweifelt werden. Aber die erste bestimmte Nachricht darüber erhalten wir erst durch einen Reichsbeschluß vom 28. August 1498. Dieser lautet: „Es ist

beschlossen uf die neuen Waage (die Frohwaaage am Eck der Waage-gasse) zwei groß Stuben, die in den andern) worten Waden zu einer Trinkstuden, und die in den dritten Waden zu einer Posten- oder Pilselstube-Sänle (Eisler derselben war Conrad Erbes) zu machen. Actum tertio Augustini 1498.“ Die Trinkstube wurde 1499 eröffnet, und die Herrschaft derselben an Katharine, des Gabriel Gabelthores hinterlassene Witwe, verlehren. Das lustige Leben in diesem Lokale erregte bald die Aufmerksamkeit des Rates. Schon im Januar 1500 ließ er der Wirtin sagen, „daß sie hinjuro, so es zwei Stunden vor Mitternacht sei, Niemand mehr halten, lesen, broden trinken, spielen oder bleiben lassen solle, bei der Pün des Zulufschens“. In diese Strafe verlehren die Wirtin, wenn sie, so zu sagen, nach der Polizeistunde noch Gäste luden. Wer wider der Wirtin Willen bleibe, von dem soll die Pün zweifach genommen werden. Als die Postnerker selbst, wie laßig es auf der Trinkstube in der Waage, geschwänd Herrens-Trinkstube genannt, zuging, errichteten sie auch einige Trinkstuden, die registrierten

Herrn aber sitzen es nicht, und besahen im Jahre 1506 dem Pfänder, der über die Handwerks- und Besitzordnungen zu machen hatte, dieselben mit Rag fürzunehmen und abzuthun. Jährlich Johre später, als die Weisheit manchmal in Gotteslästerung, Scherz und Humor ausbrach, erließ der Rath eine eigene Ordnung, wie es zur Verhütung solcher Unlusts und überhaupt auf der Herrsch-Zerstückelung gehalten werden soll, und wor zu gewisse derselben berechtigt sei. Derselbe lautet: „Als im erborn Rathe zu gemeiner Erhaltung arbeiter Personen die Stuben auf der Waag bedingt, zu gewöhnlichen Zeiten die Fische darinnen zu heben, bedacht hat, behalß Ordnung, wie es darauf in erborn Wesen soll gehalten werden, aufzurichten, darumb und zum vordersten, so ist eines erborn Rathe Bescheß und Meinung, daß alle Gotteslästerung und Schmäre darauf vermerket werden sollten, bei eins erborn Rathe Weisheit beßhalten vergangner Zeit öffentlich vom Rathhaus die verurth.“ Darzu hat ein erborn Rathe dem Wirth dieser Stuben ernstlich befohlen und in sein Willkür gebunden, sein fleißig Aufsehen darinnen zu haben, wo er von Jemand, wer der oder die waren, solche Gotteslästerung und Schmäre höret oder gemahr wurde, dem oder denselben soll er von Zinab an Warnung thun mit Anzeigung eben angezeigter Weisheit. So dann der oder dieselben solches verachten, und von ihrem Schwüren und Gotteslästerung mit lösen würden, dem oder denselben soll er zu freijer That öffentlich beschämen und die Stuben verbieten, mit vorbehalten eins erborn Rathe Rön und Straf, wie oblauff.“ „Zum Andern so hat ein erborn Rath diese Stuben und das ganz Haus in die Rintat (der Stadtbezirk in der Umgegend des Rathhauses) gestellt, dergestalt: Welcher ein Wehr freuentlich judet oder an einen andern Hand anleget, der soll von der jeglichen zehn Gulden ohne Schad zu Buß zuwanen verhalten sein. Und darzu will ihon ein erborn Rath die Straf und Wandel, so die Sach bei ihnen oder bei den fünf Herrn (das sogenannte Hünzengericht, das mit fünf Rathsgliedern befehrt war und über Verbal- und Real-Zwischenhandel richtete) begehrt wach, nach gedächlicher Erkenntnis vorgehalten haben.“ „Zum dritten hat ein erborn Rath dem Wirth dieser Stuben ernstlich und bei nachfolgenden Rönen geboten, daß er an keiner Recht Jemand, wer der auch sei, über die Nacht, nämlich ein Stand dar Witternacht, halten, zehen, noch einich Spiel ihon noch treiben lassen soll. Dann zehen, noch er das überfür und anberst hielt, so müht er und auch diejenigen, die also über die Zeit geacht oder gespielt hätten, als oft er oder sie darumb fürbeacht werden, die jeder zehn Gulden ohne Schad zu Buß geben.“ „Und diemeilen auch bisher aus dem Spielen, so man auf Borg oder Krediten gehen hat, viel Unraths und übermäßiges Schadens erfolgt ist, solcher Weßhalt, daß sich dieselben Personen in Anziehung beh, daß man ihon auf Krediten bedragt, hart und beschwerlich verspielt und zu mechtlich Schäden gefüßert haben, hat ein erborn Rath verordnet, und bei nachfolgenden Rönen und Strafen zuhalten gefeh, daß nun hinjuro einicher ihr Büeger oder Inwohner auß der Stuben oder anderen Orten kein Spiel, auf Karten oder Würfeln, wie das Namen haben mag, auf Borg oder Krediten treiben, oder denen, mit den er spielen oder Inzuwießen will, nicht (geh) aufschlagen, sonder solch Kurzweil soll allen in boar Weßd ohn alle Aufschlagen oder Borg, auch mit betrübter Begabung beschämen. Wenn aber Jemand in solchen Kurzweilen diese eins erborn Rathe Ordnung und Satzung übertreten wurde, sollen die, die sich also auf Borg und Krediten verspielt haben, denjenigen, der mit ihnen gespielt und auß Borg abgewonnen hätten, und solchen Gewinax inner und außersolß Wechtens in einich Weg zeh nichtig (nichtig) zu bezahen pflichtig und schuldig sein, auch dieselben Personen solch Verlust und Nichtguthens halb vorumb zu

für mechtlich gehalten, oder von Jemand als Schuldner angezogen werden, und darzu ein Jeder, der solch Spielen ihon, er gewinn oder verlust, einem erborn Rathe zu einer Buß fünfzig Gulden Rheinisch unabhinglich zu bezahen verhalten sein. Doch will ein erborn Rath ihren Weßlern, daß Spiel halben hieror begreifen und verurth, damit einicher Abdruck zu haben gehen, dann die bei ihren Würden beiben löffen. Und nachdem ein erborn Rath diese Stuben als ein Ort, alda die erborn Büeger und andere fremde Personen zu ihrer Gelegenheit zusammenkommen, ihon hoch halten und freundliche Kurzweil treiben sollen, verordnet und unter Andern gar statlich beschles, solch auch an einer Tafel verzeichnen und öffentlich aufhängen lassen, wie es beßhalten Endd mit Vermeidung verbotener Gotteslästerung, Aufreue, Weßzuden und anderer Unlust zur Handhabung erborer Weisheit soll gehalten werden, und sich ein erborn Rath darauf verfehen, daß solches ihren gegoren Befehlen und Ordnungen des Orts billig getreit worden sein soll, so haben sie doch beßhalten, daß sich etwa allerlei unfreundlicher Haber, Kneue, und Verwundung auß dieser Stuben zugetragen, die auch, wo ihnen mit billiger Fürsichung nit bezaguet, zur Weiterung und meßerem Unrath reiden mochte. Solch oder zufürkommen, und biemielen jene diesem Ort wehe denn andere Ende Sicherheit, Fried und Einigkeit, als billig, statlich soll erhalten werden, so lößt ein erborn Rath hiemit mächtig warnen, sich jeder zeit auf dieser Stuben beiseitendit unaufrichtig und frechtlich zu halten, und gegeneinander mit Worten und Werken einiche unfreundliche Handlung noch Schmähen, Weßzuden, Schlägen, Verwundung oder Andern mit fürzunehmen, wenn ein erborn Rath ist entgessen, daß von Keinem, wes Standes er sei, zu gebulden, hat auch verordnet, derschöffen fleißig Aufsehen zu haben. Und ob Jemand sich unabhinglich halten und diesem eins erborn Rathe Weisheit entgegen handeln wurde, gegen den oder denselben will ein erborn Rath solch Einseihen thun, daß darauf ihon Willkür, daß sie sich zu freijährlicher Handhabung genieit sein, mit dem Weß soll geacht werden. Darum will sich ein Jeder zu richten und vor Schaden zu verhalten.“ „Und damit ein Jeder sich hinfuro Willen haben mag, wenn auß dieser Irthumstuben zu gehen und kein Kurzweil alda zu suchen zugelassen ist, so hat ein erborn Rath behalß nachfolgende Verordnung ihon und die zu der obbestimmten Ordnung bringes, auch dem Wirth des Orts statlichen ernstlichen Befehß ihon lassen, derselben Ordnung gegen halten, so diesen Ort zu gehen vermerken und doch daher nit gehören, endlich nachzukommen. Und solgt daranz diese Verordnung hehenz: „Wiemohl ein erborn Rath vergangner Jahren zu gemeiner Erhaltung erborer Personen die Irthumstuben auf der Waag aufrichten lassen, auch derschöffen Ordnungen, wie es darauf in erborn Wesen gehalten, Gotteslästerungen und andere Leichfertigkeiten vermeiden werden sollten, verordnet haben, also daß diese Acht Riewand, denn was von alten erborn Weßlichten und guten Leuten freuome, geacht und alda Kurzweil in aller Zucht und Ehrbarkeit geacht haben, so hat doch ein erborn Rath statlich gelangt, daß in kurzen Jahren allerlei gemeind Wechtens auß dem Irthumstuben gongen, die sich alda neben andern mit anseijgenem Spiel und Gotteslästerungen etwas ungeschickt gehalten und ergrigt. Diemeil dann solch einem erborn Rathe aus allerlei guten bescheidenen Ursachen zu gebulden eben beschwerlich, demnach so hat ein erborn Rath nachfolgende Verordnung, nem und wes Personen des Orts zu gehen und ihr Kurzweil zu suchen zugelassen sein soll, geben, und wollen, daß derselben also nachgegangen werden solle: „Und erstlich allen denen, so von erborn Weßlicht althe besprochen, derselben Söhnen und Verwandten, die ihon ihrer Hände halb zugethan und mit Fremdschick verwannt seien.“ „Zum Andern meiner Herrn Weßlichter von Weß (adelige Widder zu Pferd, die in des Rath Diensten standen) und dann meiner Herrn Hauptleute.“ „Zum Dritten allen erborn Kaufleuten, derselben Söhnen

¹⁾ Gotteslästerung und Irredelheit Schandern bestrifte der Rath ihon im Anfang des 14. Jahrhunderts mit Zungenauslöwen, Chrenschändenden und anderer schwerer Strafe.



Verstümmelt.

Eine Münchener Geschichte von Albert Schüttelsh.
(Fortsetzung.)

Der Oberst interessierte sich sichtlich für des Rotmeisters Erzählung. „Sind also tapfere Leute, die Ruffigen“, rief er, „und nun kommen sie hinter den Offizianten Schuhmacher! Auch die hohe Obrigkeit ist ihnen, scheint es, nicht mehr heilig. Erzählen Sie doch den Zusammenhang.“

Schuhmacher macht sich immer ein Vergnügen daraus, auf seinem Bureau die Handwerksburschen zu schikanieren, und wir alle haben uns im stillen schon oft gewundert, daß ihm noch gar nichts passiert ist. Gestern Nacht nun ist er auf Abenteuer ausgegangen und einem Mädchen nachgeschlichen. Die Halbe hat ihn geschickterweise in einen Hinterhalt gefetzt, wo er der ‚Bekanntschafft‘ in die Hände gefangen ist.“

„Bekanntschafft heißt in diesem Fall wohl so viel als Bräutigam?“

„Freilich“, nickte der Rotmeister, „und nun gab es eine herrliche Schand. Ich weiß es von einem guten Freunde, der mit dabei war, denn der Offiziant erzählt den Fall natürlich ganz anders. In einem Kaugenlid war nämlich ein Duzend Ruffiger versammelt, die einen Kreis bildeten, den armen Schuhmacher in ihre Mitte nahmen und ihm übel mitspielten. Er wurde angeschwärzt, tüchtig geprügelt, herumgetrieben und gepufft, dann haben die baumstarken Kerle mit dem Wämlein förmlich Jonghall gespielt. Hieraus wurde er schwören, von der ganzen Gesellschaft nichts zur Anzeige zu bringen, und zuletzt tauchten sie ihn mehrmals in der Feigheit unter, damit der Ruß von ihm abgehe, wie sie sagten. Er war kaum im stände, sich heimzuschleppen, und liegt nun in Bette, aber

Anzeige hat er doch gemacht und sieht der strengen Bestrafung seiner Missethäter entgegen.“

„Kann er sie denn?“ fragte der Oberst, welchem diese Erzählung großen Spas gemacht hatte.

„Weder nicht, aber er hofft, daß es der Polizei gelingen werde, die Schuldigen herauszubringen. Unser Direktor hat mich mit diesem Austrag beehrt, und wenn Sie gestatten, so möchte ich mich hiermit empfehlen. Ich stehe Ihnen ein andermal ganz gern wieder zur Verfügung.“

„Auch ich muß nach Hause“, bemerkte Krudel.

„Gut, dann schicken Sie mir den Beist-Mann hierher. Ich möchte doch mal mit ihm reden, ehe ich in der Sache weitere Schritte thue. Wollen Sie mir reinen Mund halten über ihre Entbedungen. Niemand darf davon erfahren, sonst wäre alles verloren. Ich werde späterhin, vielleicht in aller nächster Zeit, Gelegenheit haben, Ihre Dienste reichlich zu belohnen. Zählen Sie auf mich.“

Die beiden dunkeln Ehrenräumer hatten sich empfinden, der Oberst sah vor dem Schreibtisch und vertiefte sich in die Letztze des Briefes, der so unerwartet in seinen Besitz gekommen.

10. Kapitel.

Wieder war es an einem Sonntag Nachmittag, als Johanna Cartarius ihre Freundin Bertha Wägel zu besuchen kam, und die beiden jungen Damen saßen in lebhaftem Gespräch neben einander in dem behaglichen Zimmer der Tochter des Kaufmanns.

„Mir ist das Herz so voll, und ich fühle mich so glücklich, daß ich die ganze Welt umarmen möchte!“ sagte Johanna.

„Das ist ja so recht die Stimmung“, lächelte Bertha, „von der es bei dem Dichter heißt: „Das Auge sieht den Himmel offen, es schmeckt das Herz in Seligkeit.“ Leider aber hast Du heute Mag nicht zu Hause getroffen.“

„Als ob ich das nicht zum Voraus gemerkt hätte. Er schrieb mir ja gestern, daß er heute eine kleine Geschäftsreise auszuführen habe. Aber dafür habe ich ja Dich, seine einzige Schwester und meine liebste Freundin.“

„Hör mal, liebe und werthe Schwägerin, weißt Du denn auch, daß mein Bruder im Grunde genommen herzlich froh ist, wenn der Brautstand nicht mehr lange andauert?“

„Wie so denn das?“ fragte Johanna belommen.

„Ah, Du brauchst nicht zu erschrecken. Papa findet nur, daß der künftige Inhaber der alten Firma Wägel und Sohn unsinnig viel Zeit vergeudet mit unangenehm Briefschreiben und unangenehm Loucheien. Das müßte in Bälde anders werden, hat er neulich scherzhaft gedroht.“

„Wie Du mich nun wieder erschreckst hast. Ich glaubte in der That, Schlimmes hören zu müssen, denn noch ist ja unsere Verlobung nicht öffentlich bekannt geworden.“

„Du müchtest eben, daß jedermann schwarz auf weiß zu lesen bekäme: Als Verlobte empfehlen sich: Johanna Sartorius und Max Wägel. Gedulde Dich nur noch ein klein Weilchen. Sobald Komms Zustand sich nur ein wenig gebessert hat, wird Papa eine größere Gesellschaft zu Gast laden und alles in untadeligster Form in Ordnung bringen.“

„Ach, Du kannst recht hochalt sein! So meinte ich es ja gar nicht. Mir genügt es vollkommen, daß Dein guter Papa mich seine liebe Tochter genannt hat. Ich habe nur einen Augenblick geträumt, daß er die Maß, die sein einziger Sobos getroffen, vielleicht für eine verkehrte erachtet. Ach! ich bin mir meines eignen Unwerthes sehr wohl bewußt, und ich frage mich oft, ob sich ein launewolles, flatterhaftes Weibkind, wie ich nun einmal bin, zu dem ersten gediegenen Sobos eines hochangesehenen Hauses auch eigentlich passe. Ich weiß nur, daß ich Max so recht von Herzen lieb habe und ohne ihn nimmer zu leben vermöchte, er behauptet von sich dasfelbe mir gegenüber, und da wollen wir es denn in Gottes Namen versuchen, ob wir mit einander glücklich werden können. Möglich ist es ja doch, meinst Du nicht auch, Bertha?“

Die Angeredete antwortete mit einem lauten Lachen. „Nein, was führt ihr doch für Reden, Du sowohl wie Max, der mich ebenfalls zu seiner Vertrauten macht. Er hat ganz genau dieselbes Bedenkslichkeiten, die er ebenso äußert. Ich möchte nur wissen, ob, wenn ihr ganz unter euch seid, euch nicht andere Gedanken aufsteigen.“

„Wenna Max bei mir ist, dann denke ich gar nichts“, versicherte Johanna mit größtem Ernst.

„Das glaube ich Dir aufs Wort“, lachte die Freundin.

„Nun, über ein kleines Weibchen wird er Dich ganz gehören.“

„Aber wie geht es denn eigentlich Deiner Mama? Entschuldig, daß ich erst jetzt diese Frage an Dich richtete. Ich bin ein recht egoistisches Wesen, steht Du nun wohl?“

„Meine Mama? Danke, es geht ihr nicht eben schlimmer“, antwortete die Gefragte. „Nur meinen wir alle, daß sie noch weit aufregter ist in den letzten Tagen als früher. Außer-

lich freilich macht sie den Eindruck einer vollkommen ruhigen. Mir scheint, als dränge es sie, meinem Vater irgendwelche Eröffnungen zu machen, zu denen ihr die richtigen Worte fehlen. denn die Sprache ist leider sehr verfallen. Du weißt ja, daß sie eigentlich nur zu gewissen Zeiten überhaupt gesprochen hat.“

„Was soll mein Papa zu diesen Erscheinungen?“

„Der Medizinalrat begreift es als ein gutes Zeichen, daß sich wieder Appetit eingestellt hat, und der Schlaf ein normaler geworden ist. Er hat den Glauben an eine schließlich Wiederherstellung der so empfindlich gestörten Schlafes noch keine Stunde aufgegeben. Nur ersucht er Papa jedesmal aufs dringlichste, alles zu vermeiden, was die Kranke auch nur ganz entfernt aufzuregen vermöchte.“

„Aber wie gut Du Dich auszubringen vermagst über solch geleierte Dinge!“ sagte Johanna bewundernd. „Ich, als Tochter eines Arztes, hätte es mir vermög, einen so klaren Bericht zu erstatten. Ach, da fällt mir etwas ein“, unterbrach sich die Sprechende schnell. „Neulich war ich mit Majors im Museum, Du weißt, die Gelegenheit der letzten musikalischen Unterhaltung. Die Emma wollte mich durchaus dabei haben, damit der lange Kaffee Tischler ihr um so ungenierter den Hof machen könne. Also kurz und gut: Die ganze Gesellschaft war des Lobes voll über euren jungen Franzosen, der ein so annehmend hübscher Mann sein und aber alle Mägen schon Klavier spielen soll. Ist denn das auch wahr? Ich bin von allen Seiten gefordert worden, und niemand wollte mir glauben, wenn ich sagte, daß ich dieses Weltwunder noch nie zu Gesicht bekommen habe. Jetzt bekenne doch einmal, Bertha, ist der Mann denn wirklich so schön und kann er in der That so gut Klavier spielen?“

„Was das letztere anbetrifft, so muß ich unbedingt zugeben, daß er ein Meister auf dem Instrument genannt werden kann. Über seine Schönheit habe ich eigentlich kein Urteil.“

Bei den letzten Worten von Bertha unwillkürlich erröthet, was ihre Freundin sofort zu ihrem nicht geringen Erstaunen bemerkt hatte. Scheinlich mit dem Finger drohend, sagte sie: „Wir rot Du geworden bist, als ich nur von dem Franzosen angefangen habe! Ei, ei, Bertha, man sagt, daß ihr an jedem Sonntag Abend musiziert, und da werde ich nie dazu eingeladen. Höre, mir scheint, da beritten sich bei euch große Dinge vor, wenn nicht alle Angelegen tragen. Ich muß doch demnächst einmal Max tüchtig ins Geheft nehmen. Der geistlich mir alles, was er darüber weiß —“

„Sei unbesorgt, Johanna. Mein Bruder hätte in dieser Beziehung so wenig zu gethoben als ich selber. Wenn es Dir aber so große Lust macht, teilzunehmen an unseren musikalischen Abenden, so kannst Du ja zu uns kommen. Ich würde sagen gleich heute, wenn Monsieur Henri da wäre, aber er hat versprochen, seinen alten Raubmann zu besuchen, der ihn eingeladen.“

„Aha, den ehemaligen Obersten, Loharpe heißt er, glaube ich.“

„Ganz richtig, die beiden scheinen, so ungleich sie in Alter und Lebensstellung sind, großen Glauben an einander zu finden, denn man sieht sie oft beisammen.“

„Der Oberst interessiert mich nur wenig, desto mehr aber der samose Klavierpieler. Wie stellen Dein Papa und Max sich zu ihm?“

„O, er ist unser aller Liebling. Das heißt, ich, ich —“
Bertha brach plötzlich ihre Rede ab; ein intensives Rot färbte ihre Wangen, welches ihre Freundin aber nicht zu bemerken schien.

„Du liebst es, Dich mit Monsieur Henri zu unterhalten?“
fragte diese dann. „Er spricht ein sehr gutes Französisch, natürlich als geborener Pariser. Sieh, das hast Du auch wiederum vor mir voraus. Ich habe aus der Töchterchule nie etwas gelernt. Deine Mama ist übrigens ja auch Französin, nicht wahr?“

„Ja, sie ist im Elsaß geboren. Aber Französisch habe ich sie eigentlich erst sprechen hören, seitdem Monsieur Henri bei uns ist.“

„Was Du nicht sagst? Mama unterhält sich mit eurem Kommiss?“

„Man kann es nicht so recht eine Unterhaltung nennen, aber Mama richtet doch ab und zu ein Wort an ihn. Auch Dein Papa, Johanna, hat gefunden, daß die Gesellschaft Henri von den wohlthuerlichsten Folgen für die Gemüthsleidende ist. Sie lebt scheinlich auf, wenn er nur ins Zimmer tritt. Sein Anblick scheint sie an alte, lange vergangene Zeiten zu erinnern.“

„Vielleicht ist es ein Verwandter von ihr. War Deine Mama eine geborne Martin?“ fragte Johanna.

„Ich weiß nicht mehr, als daß meine Mutter, früh verwais, ohne alle Verwandtschaft allein in der Welt dastehet. Weil alle sind Monsieur Henri zu großem Danke verpflichtet, weil er sich so ungemein besorgt zeigt, um Ramas Wohlsein.“

„Und Dein Papa, Bertha?“

„Auch er ist des Lobes voll über den jungen Mann, der sich in Comptoir so nützlich zu machen verstanden hat. Er besorgt zur Zeit ganz allein die auswärtige Korrespondenz. Papa hat neulich mit dem Disponenten Helbrich darüber gesprochen, Monsieur Martin fest zu engagieren, wofern dieser Lust hätte, sich zu binden.“

„Weiß denn der junge Mann davon?“

„Ich bin nicht sicher, aber ich glaube, daß es ihm bei uns geklärt. Auch wir würden ihn ungern scheiden sehen, er hat sich schon ganz in unsere Familie eingelebt.“

„Werkmüdig, daß Max mir noch gar nichts von dem jungen Franzosen erzählt hat“, sagte Johanna nachdenklich. „Er muß doch wohl seine ganz bestimmten Gründe zu solcher Schweigsamkeit gehabt haben. Meinst Du nicht auch, Bertha?“ wandte sie sich fragend an die Freundin. „Oder hast Du selbst vielleicht ihn gebeten, mir gegenüber nichts zu erwähnen von dem interessanten Hausgenossen? Bertha, Du wiest ganz bedenklich rot bei dieser Frage. Wehe“, fuhr sie ungestümen Tones fort, „Dir ist Monsieur Henri ganz und gar nicht gleichgültig?“

„Ach, laß doch solche verhängliche Fragen, Johanna“, sagte die andre, sanft abwachend.

„Nein, nein“, lachte die Peinigerin, „jetzt erst recht nicht. Gerade weil Du so verschlossen warst mir gegenüber, werde ich nicht eher Ruhe geben, bis Du mir ein volles Geständnis abgedrückt hast. Bekenne, daß es dem liebenswürdigen Fremdling gelungen ist, nach noch keinem Jahre Nürnberg gelang: Dein stolz abwärtendes Herz zu bezwingen. Bekenne, daß Du ihn liebst, den geheimnißvollen Monsieur Martin.“

„Ach, lieben, wie kann man denn eigentlich von Liebe sprechen, Johanna?“ sagte Bertha in ruhigstem Tone. „Ich betrachte Henri wie einen treuen Bruder.“

„Aber Du hast ja einen andern, den Max“, bemerkte die Freundin mit scharf beobachtendem Blick.

„Gewiß, sie sind mir beide gleich lieb“, lautete die Entgegnung.

„Ein klein wenig teurer ist Dir der fremde Bruder, darauf will ich wetten. Ich habe auch meinen Bismarck, und dennoch gebe ich Max in den meisten Dingen den Vorzug.“ Für Bertha schien sich das Gespräch in etwas verhängliche Bahnen einzulagern; sie breitete sich deshalb, daselbst auf ein anderes weniger bedenkliches Thema hinüberzugehen, und sie fragte deshalb etwas unvermittelt: „Beharrt Dein Bruder noch auf seinem Vorhaben, in auswärtige Dienste zu gehen?“

„Er möchte wohl, aber Papa rät ihm jedesmal ab. Er meint, die Zeiten seien eben doch zu unsicher.“

„Die Fremde hat eben immer für den jungen Mann viel des Verlassenen. Ich begreife es sehr wohl, daß der Unternehmungslustige sich hinaussetzt aus den engen Verhältnissen der Heimat, und wäre es nur, um draußen seine Kräfte zu üben und zu messen.“

„Später“, lachte Johanna, „ist er dann meist recht froh, wenn er nur wieder heimkommen darf. Ich kann mir auch nicht denken, daß Monsieur Henri für alle Zeiten bei euch bleiben mag, so gern Dein Papa vielleicht ihn an das Geschäft ketteln möchte.“

„Oh, es ist durchaus nicht nötig, daß er hier in Nürnberg bleibt“, bereite sich Bertha, zu sagen, „er kann auch auf einem auswärtigen Plage für mehrere Interessen thätig sein. Papa trägt sich z. B. seit einiger Zeit mit dem Gedanken, in Paris eine Romanabtheilung zu errichten, und er möchte diesen Plan verwirklichen sehen, noch bevor er sich zurückzieht.“

„Eine Romanabtheilung, sagst Du?“ meinte Johanna nachdenklich. „Das sieht ja aus wie eine Teilung des Geschäftes.“

„Vielleicht, aber es wäre in der That nur eine Erweiterung.“

„Und wer sollte denn nach Paris? Hoffentlich doch Max nicht?“ fragte gespannt Johanna. „So gern ich diese glänzende Stadt einmal sehen möchte, ganz für immer dort zu leben, hätte ich dennoch keine Lust.“

„Beruhige Dich, das Loos würde Henri treffen. Er wäre dann in diesem Fall der Vertreter des Hauses.“

„Klingt sehr schön. Möchtest Du aber, als Deutsche für immer Deinen Wohnsitz in der Fremde nehmen?“

„Ich würde dahin gehen, wohin die Pflicht mich ruft“, sagte Bertha einfach.

„Aha, jetzt verstehe ich Dich“, lachte Johanna, „ich glaube wenigstens, Dich zu verstehen. Wenn Monsieur Henri Dich fragt, dann bist Du mit vollem Vergnügen bereit, nach Paris zu ziehen. Habe ich nicht recht? Ich konstatire, daß Du schon wieder bis über die Ohren tot geworden bist!“ und die übermüthige drohte lachend mit dem Finger.

„Ach, Johanna, geh doch mit Deinen Redereien“, wehrte Bertha ab.

„Ich möchte den famosen Henri gar zu gern einmal sehen von Angesicht zu Angesicht. Er kann unmöglich aussehen wie ein anderer gewöhnlicher Sterbliche. Er muß ein wahrer Gott sein, der Inbegriff alles Erhabenen und Liebens-

werten, da es ihm gelungen ist, meiner Bertha tiefer gehendes Interesse abzugewinnen."

"Ja, ja, Du hast ganz Recht", meinte Bertha gleichmütig. Dann setzte sie freundlich hinzu: "Ich werde jetzt einmal nach Mama sehen müssen, doch hoffe ich, recht bald

wieder hier zu sein. Bitte, bleib nur. Du kannst Dir ja die Zeit vertreiben ohne mich. Dort in der Kasse findest Du eine reiche Sammlung von Kupferstichen des modernen Epochenwiesl. Du magst sie Dir mal ansehen, es wird Dich unterhalten. Also auf Wiedersehen." (Zustimmung folgt.)

Nymphenburg.

Von Hugo Krensch.

Während steigen silberne Wasserfäden in die Luft, schäumend rauscht der Sturzfall der Kaskade nieder, aus verschwiegenen Bosquets flüftert er leise, prunelnde Karaffen rollen über den knirschenden Kies, zierliche Gondeln gleiten über den schimmernden Kanal: das schmale und doch zugleich bestirrende Forum des Zeitalters der Allgegenwärtigkeit und des Reichtums nimmt uns mit dem Klange des Namens Nymphenburg gefangen. Mit nichten sind Namenleerer Schall und verwehender Rauch; sie künden das Wesen der Dinge. Bei Ortsnamen trifft dies um so mehr zu, als sie uns die Geschichte der bezeichneten Stätte überliefern, ihren Charakter schildern und somit wichtige Geschichtsquellen für den Kundigen bilden.

Mit einem Schloße verhehlt uns der Name Nymphenburg in die Zeit, da nach dem Glanz und der Höhe des Dreißigjährigen Krieges der Aufschwung geistigen Lebens in das Extrem geistiger Eitelkeit und Spielerei verfiel, und man die klassischen Erinnerungen in frivol-schmalziger Tanderei anwandte. Die römische und die griechische Mythologie wurde zur Kippflache des verfeinerten 18. Jahrhunderts, und der poetischen Sprache, an den galanten Höfen strömte man ihre Götter und Halbgötter in Damos- und Brottagewänder und feine Reifrüde, streute ihnen Fuder auf das Haupt und das künstliche wallende Haar und ahmte die Alluren des Ovidischen Clypeus mit jener Grazie nach, die man den polierten Franzosen abgelernt hatte.

Nymphenburg ist eine Schöpfung des Hofes, und eine künstliche Dame tanzte das Schloß mit dem nach der Mode jener Tage bestimmten, aber vollkommen zutreffenden Namen; denn über den fließenden und plätschernden Wasserfall und durch die Schatten der grünen Heine und rauschenden Bagengänge schweben die lustigen Gestalten der Elementargeister, mit denen die lebhafteste Phantasie der Älten unter dem jannigen Himmel Italiens und Griechenlands Äther und Gesilde bevölkert hatte: die Baum- und Wasser-Nymphen, Dryaden und Najaden.

Eine Umwandlung war diese Laube. Ehedem, bevor der Hof und sein buntes vielgestaltiges Treiben Besitz nahm von Wald und Flur auf dieser Stätte, trug sie den Namen Klemenaten; unzulässig wird zum ersten Male Klemenatien mit Kirche 1163 genannt. Dieser mittelhochdeutsche Name ist nicht deutschen Ursprungs, sondern der lateinischen Sprache entnommen; er

stammt von *caelivus* (Herd, Feuerstätte), und *caelivata* bedeutet also eigentlich den Raum um eine solche Feuerstätte. Klemenatien ist dann im Sprachgebrauch des früheren Mittelalters das Herrenhaus in der Burg, in welchem die Familie des Burg- oder Schloßherrn gewöhnlich den Aufenthalt nimmt, und daraus entwickelt sich allmählich der Be-



Prospekt und Perspektiv des Argelspiels im Churfürst. Hofgarten zu Nymphenburg.

Math. Diel del. Joh. August Corvinus sc. Jerem. Wolff excud. Aug. Vin.

griff Wohnstube überhaupt; die Bezeichnung für beide, für Herrenhaus wie für Wohnstube, geht von der durch das Klima bedingten Notwendigkeit einer Feuerungsanlage, der Heizbarkeit aus, welche einen Raum unter unseren Breiten erst wohnlich gestalten. Der Name ist mithin sehr alt und reicht in ferne Zeiten zurück, da künstliche Heizanlagen noch keine gewöhnliche Sache waren, vielmehr eine absonderliche, die im Stande war, zur Kennzeichnung zu dienen.

Ohne eine allzu lächerliche Auffstellung zu wagen, möchte ich sogar die Vermutung wagen, daß der Name „Klemenaten“ auf eine noch entferntere Zeit zurückführt als auf jene des früheren Mittelalters. „Klemenaten“ oder das heutige Nymphenburg, liegt nämlich inmitten eines Vierecks, das ehemalige Kämmerstraßen auf den vier Himmelsgegenden umschließen, und zwar eigentliche Straßen, nicht bloß unbedeutende Verbindungswege. Die eine derselben im Norden ist jene Straße, welche von der Hauptstadt der römischen Provinz Nätien, von Augusta Vindelicorum, dem heutigen Augsburg, her über Mering und Nottenborns kommt, im Dachauermaas verschwindet, aber von der Waldung Staßfurt (verjährt der beiden Dörfer Menzing) wieder ostwärts zu verfolgen ist; durch Untermenzing läuft sie nach Nasbach, von da nördlich des jetzigen großen Ezer-



Est. Goussier. Nr. 61.

Prospect des Champs-Élysées. Vue prise par M. de la Roche-Guyon en 1794.

Bernardin Helloy de Lamoignon del. 1794.

jederley der Möncher Ormion an die „Schwarze Loden“, nordwärts am Biederstein und gegenüber von Oberhöbing, von wo die Straße weiter auf Wöfferburg und mit einem Arme nach Braunau, mit dem andern nach Salzburg zieht. — Mit dieser Straße ist nicht zu verwechseln die große Salzburger-Kuglbirger Herrstraße, die über Schöngessing und die Schanze an der Har oberhalb Grünwald nach Pflanz bei Kohenheim läuft und bei Gouting die Wäin freuzt. Von diesem Übergangspunkte ab streicht im Süden von Nymphenburg eine Verbindungsstraße durch den Forst Kaisten, nördlich von Fürsteneid vorbei, durch Mitterndling und das Möncher Weichbild zum oben erwähnten Forstbergang an der „Schwarzen Loden“ und nach Oberhöbing. — Weicht diese Straße in jenklicher Entfernung von Nymphenburg, so be-
trüht eine andere im Westen die Nymphenburger Har direkt; das ist jene Straße, welche aus Italien über die Alpen an die Donau zum Ende des Grenzwalltes bei Gining zieht, von Partenkirchen über Wurnau, Pöhl, Gouting, Pöfing kommt, von letzterem Orte hart hinter dem Nymphenburger Park zwischen dem Kapuzinerhügel und dem Johannisgarten durchstreicht und nach Raasdach führt, um bei diesem Dorfe sich mit der im Osten aus Nymphenburg nordwärts ziehenden Straße zu vereinigen. — Die letztere ist die Straße von Tölz über Freiling zur Donau. Sie kommt aus Wolftrahthausen am alten Hochstade des linken Jaxrivers, zieht durch Mitter- und Unterndling, durch Neubausen, am „Kessel“ der Nymphenburger Kanals vorbei, östlich von Raasdach darüber nach Jeldmoching und weiter nach Freiling, wie bereits angegeben wurde.

Der alte Name von Nymphenburg „Kemenaten“ und seine Lage inmitten dieser rings von Römerstraßen umzogenen Straßzügen geben nun genug Gründe für die Vermuthung an die Hand, daß in „Kemenaten“ einstmals eine römische Ansiedlung bestanden habe. Wo man mit Verständnis der örtlichen Lage und der nach vorhandenen Spuren zu suchen weiß, stehen wir aller Orte längs der einstigen Römerstraßen auf die letzten Reste der schönen Gebäude, in welchen die römischen Guts- und Grundbesitzer sich eines behaglichen Daseins freuten; zum richtigen Verständnis sei allerdings beigefügt, daß kaum einer von ihnen ein Nationalrömer italischen Blutes gewesen sein wird, sondern daß sie alle, höchstens einmal einen ausgenommen, Nachkommen der im Laufe der Jahrhunderte zu Römern gewordenen keltischen Landesinsassen und der mit Vandensitz beliebten, nach vollendeter Dienstzeit aus dem Heere entlassenen Veteranen waren. Ihre Häuser waren insgesamt Steinbauten nach römischer Muster, wie uns die vom Grabsteine bloßgelegten Reste bezeugen.

Es ist daher sehr wohl denkbar, daß an diesem Orte römische Gebäude in bewahrterem Zustande die Stürme der Völkerwanderung überdauert und somit die Veranlassung zu der Benennung des Ortes durch die hier sich niederlassenden Bajuwaren ergeben haben, denn unter „Kemenaten“ ist allezeit ein steinernes Gebäude verstanden. Einen sichern Beweis dafür zu erbringen, wird allerdings nicht mehr möglich sein, aber die Vermuthung scheidet nicht auf schlechten Füßen. Wäre sie nicht begründet, trägt vielmehr der Ortsname von einem erst in frühmittelalterlicher Zeit entstandenen Steinbaue her, so überliefern er uns trotzdem eine nicht minder bemerkenswerte Kunde, nämlich von einem um jene Zeit angeführten

Steinbaue, und diese zählten bis ins 12. Jahrhundert hinein zu den größten Seitenbauten, weil darüber alle Wohnhäuser, selbst die Kirchen und die Burgen aus Holz gemindert waren. Ob nun diese oder jene Deutung des Namens richtig ist, so will dieser sicher, daß er uns etwas für die damalige Zeit Ausergewöhnliches berichtet.

Nach dem Orte nannte sich ein Dienstmannengeschlecht, ein Friedericus de Kemenaten erscheint als Zeuge in einer Urkunde Herzog Ottos II. vom Jahre 1241; daraus ergibt sich der weitere Schluß, daß eine Burg, wenigstens eine kleinere, ein sogen. „Burgstall“, den ritterlichen Herren zum Aufenthalt in „Kemenaten“ gedient haben muß. Später, im 14. Jahrhundert, wird in einem Urbar (s. i. Güterverzeichnis) des mittelbairischen Hauskellers Schetern ein demselben gehöriges Leben in Cheminate aufgeführt. Inbessern erfahren wir nicht viel über die früheren Geschichte von Kemenaten, weil es ein unbedeutender Ort war und abseits von den großen Straßen lag. Erst in der Neuzeit, vom 16. Jahrhundert ab, können wir seine Geschichte ununterbrochen verfolgen. Damals bestanden zwei Dörfer, Ober- und Niederkemenaten, und der fürstliche Rat zu Landeshut Johann Weissenhofer besaß sie schon in der ersten Hälfte des genannten Jahrhunderts als herzogliches Leben. Von seinen Nachkommen gelangte Kemenaten 1543 beyo. 1549 an Joh. Gaisfcher, fürstlichen Rat, Hofkanzler und Lehnprovis zu Weing, wurde im letzteren Jahre zu einer mandrillerlehenbaren Pajnsart erhaben und kam durch die Heirat einer Eulenia beselben an Herrn Michael Adalf Weiler zu Königsmünch und dessen Töchter, dann durch Kauf 1645 an den kurfürstlichen Rat und Kriegshauptbuchhalter zu München, Johann Gohner.

Wie aller Orten, so hatten die Schweden auch hier ebnlich gehandelt, denn in diesem Kaufvertrage werden ausdrücklich vier Höfe als durch ihre mordbrennerischen Hände in Mische gelegt bezeichnet. — Nachdem das Gut so lange im Besitze von fürstlichen Beamten gewesen war, erwarb es endlich der Landesherr selbst, Kurfürst Ferdinand Maria, 1663 mit die Summe von 10 000 Gulden. Damit schließt das beschriebene Darf Kemenaten sein hülles Dasein, um als Nymphenburg, als kurfürstliches Schloß eine glänzende Auserlesung zu feiern, und diese hängt mit einem frohen Ereignisse zusammen, welches die landesherrliche Familie nicht minder wie das bayerische Volk beglückte.

Kurfürst Ferdinand Maria war seit 1652 mit der schönen und geistreichen Prinzessin Adelheid von Savoyen, einer Eulenia des Königs Heinrich IV. von Frankreich, in hundertster Ehe vermählt, und auch sein Rhein, Herzog Maximilian Philipp, der in der nach ihm benannten Herzog Max-Burg in München oder im Schloß zu Türlheim residierte, besaß keinen Erben, so daß der bayerische Zweig des Hauses Wittelsbach damals nur auf vier Augen stand und die Hoffnung auf seine weitere Blüte schon fast ausgehen war. Da ging der heiligste Wunsch des Herrscherpaares und des trennen Landes in Erfüllung: die Kurfürstin gemas am 17. November 1660 einer Tochter Anna, welche später als Gattin des Kronprinzen von Frankreich, des Dauphins Ludwig, eines Sohnes König Ludwigs XIV., ihr trauriges Leben in Versailles 1690 beschloß, und am 11. Juli 1662 eines Sohnes, des Prinzen Max Emanuel, denen darauf noch sechs andere Kinder folgten. (Fortf. folgt.)

Eine Besteigung des Martinsturms in Landsfüt.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum der Martinikirche.

Von J. v. J.

Wie an einem Christusbilde der Martinikirche zu Landshut angebrachte Jahreszahl 1392 rechtfertigt die Vermutung, daß wir diese Zahl als das Jahr der Grundsteinlegung zur Martinikirche betrachten können. Wenigstens fehlen Nachrichten, welche einer andern Zahl zu ihrem Rechte verhelfen. Es hätte somit das laufende Jahr die Feier des halbstaufigen Jubiläums der Grundsteinlegung zu beanspruchen. Die Kirche erhob sich an Stelle einer älteren schon um 1290 genannten Kirche; eine am Hauptportale befindliche Zahl läßt 1432 als das Jahr der Vollenbung des Baues bezeichnen, während der Turm erst 1478 vollendet wurde. Es war ein Werk außerordentlicher Kühnheit, diese schlanken Pfeiler, dieses Portal, diesen Turmbau aufzuführen. Der Baumeister Hans Stettheimer hat mit dem beengenden Landesmaterial, dem Fegel, das Königliche der Leichtigkeit und Kühnheit eines Kirchenbaues geleistet. Er liegt an der Südseite der Kirche begraben; unter einem charakter-

vollen, aber gutmütigen, bartlosen Gesichte lesen wir: Anno Dni MCCCXXXII (im Jahre des Herrn 1432) starb hanns steinmetz in die Laurenty maister der Kirchen und zu Spital und in Salzburg zu Oting, zu Straubing und zu Calsburg, dem got gnädig sei amen. Damit ist sein Name Hans und sein Gewerbe Steinmetz angegeben und die Zahl der Kirchen, die er gebaut hat, nämlich außer St. Martin, die Spitalkirche zu Landshut, Kirchen zu Salzburg, Ötting, Straubing und Wasserburg. Der Turm der Kirche

ist ein Wahrzeichen der Stadt geworden, er ist der höchste des Landes, ja der sechsthöchste der Welt; er tritt mit seiner Höhe von 141 m unmittelbar nach dem Straßburger Münster (144), vor den Stefansdom zu Wien (139,20) und wird nur von den Türmen der Dome zu Köln, Rouen, Ulm, Straßburg und der Nikolikirche zu Hamburg übertroffen. Eine Besteigung desselben ist nicht bloß vom architektonischen Standpunkte aus interessant; wir wollen deshalb in nachstehendem eine kurze Schilderung einer solchen Besteigung geben:

Unter Vorortritt des Meisters, in dessen Wohnung wir uns vorher angeköndigt haben, gehen wir, durch das hintere Südportal in die Kirche eintretend, bis zur Treppenaufgangstür zur Orgel empor. Nun beginnt bereits die Steigung. In der an der Nordseite des Turmes in der Ecke gegen das Langhaus angebrachten steinernen Wendeltreppe, durch deren Fensterchen



Der Martinsturm zu Landshut.
Nach einer Photographie von Gebrüderphotograph Vöhrer in Landshut.

der Einbildung in die niedliche Seitenkapelle möglich ist, gehen wir aufwärts. Durch die offenkündige Thüre können wir in den mit einem prachtvollen Sternengewölbe versehenen Raum über der genannten Kapelle und von da auf die Orgelempore gelangen, von wo wir einen hübschen Einblick in das linksseitige Seitenschiff der Kirche genießen. Nachdem wir zur Wendeltreppe zurückgekehrt und einige Stufen nach aufwärts gestiegen sind, machen wir einen Abseher seitwärts in den Innenraum des Turmes und treten

durch eine schmale Thürröffnung auf die direkt über dem Hauptportal befindliche Galerie, deren Mitte von der hohen Portofreuzkuppel überragt wird; schon hier können wir uns von den kolossalen Dimensionen des Turmes einen richtigen Begriff machen. Von hier zurücksehend, steigen wir nun wieder ostwärts innerhalb der genannten Wendeltreppe, aus deren Fensterchen der Blick bereits über die Häuserstadt der Altstadt streift, wir gelangen von der obersten Stufe dieses Treppenturmes, welcher hier mit einem hübschen Stengengewölbe abgeschlossen ist, durch das Turmmauerwerk hindurch in den Dachbodenraum des Kirchenchiffes. Wir betreten diesen mit kolossalen Holzern aufgerichteten Dachraum, gehen bis etwa zur Mitte desselben und sehen hier durch die im Kirchengewölbschiff angebrachte kreisförmige Öffnung in die Kirche hinauf. Wir erkennen, in welcher Kleinheit die in der Kirche tief unten befindlichen Gegenstände und Personen unseren Augen erscheinen. Wir wenden uns dann wieder zurück zum Turme und treten den Aufstieg auf der von der Zwickler angebrachten Wendeltreppe an, nachdem wir vorher noch einen Rundgang auf der an die drei Turmarme außen angebrachten Galerie, von welcher wir bereits über die städtischen Dächer der Stadt hinweg die weite Aussicht über die Gegend genießen, gemacht haben. In dem genannten Treppenturm in vielen Windungen aufsteigend, gelangen wir auf die höchste Höhe der quadratischen Grundform des Turmes, von welcher aus nun das Schloß des Turms beginnt. Wir treten zunächst durch das Innere des Turms, in welchem Räume das Ubergewölbe sich befindet, auf die drei mit einer kleinen Galerie versehenen Turmöffnungen und wenden uns an dem schönen Aussicht über Stadt und Land. Wieder zurückkehrend, steigen wir in dem südöstlichen der vier an das Turmschloß gelegenen Giebeltürmen hinauf, an dem Ubergewölbe vorübergehend, bis zum Glockenturmgehäuse, in welchem wir uns die auf mächtigen Glockenstützen angehängten großen Glocken betrachten, von denen die größte in gewöhnlichen Dimensionen von Lorenz Krout im Jahre 1766 in München mit einem Gewichte von 138 Zentnern gegossen worden ist. Unsere Wanderung in der Wendeltreppe fortsetzend, steigen wir, am Ende dieser Treppe angelangt, durch das Turmmauerwerk hinauf in das Innere des Turmschloßes und befinden uns in einer Höhe von 85 m in dem Turmraume, in welchem die Turmschloßwohnung eingebaut ist. Wir treten durch die Thüre in das Innere dieser Wohnung, welche aus einem Zimmer und aus einer Kammer besteht. In der Fensterreihe, an deren beiden Seiten zwei Bänke angebracht sind, besetzen wir uns durch das offene Fenster das Leben und Treiben in der Altstadt und blicken über die Häuserreihen hinweg in die weit ausgetretete Gegend bis zu den Bergen des Bayerischen Waldes. In diesem Zimmer, von welchem eine elektrische Leitung bis in die Polizeiwachstube im Rathhause in der Altstadt geht, um bei vorwährenden Veränden die nötigen Signale zu geben, wohnen abwechselungsweise die beiden Turmschloßherren. Aus dem Zimmer heraus tretend, gehen wir noch zu den beiden anderen Fensteröffnungen dieses Turmraumes und betrachten auch hier die tief unten liegende Stadt und die freie Gegend. Nun geht es die Kuppelmauer auf einer etwas schmälern Wendeltreppe aufwärts. Sodann steigen wir im Turmraume selbst auf gerader Treppe aufwärts innerhalb des Raumes, in welchem das große alte Trethod, das zum Aufsteigen des Turmselbes

dient, noch vorhanden ist. Nur noch einige Stufen, und wir befinden uns in einer Höhe von ca. 100 m bereits auf der obersten Plattform, auf welche die steinerne Dachpyramide aufgesetzt ist.

Wir traten nun von unferm Aufstieg aus und besetzen uns zunächst noch die im Innern dieser Pyramide angebrachten Porträtfiguren verschiedener Landesregierungen aus der Mitte und dem Ende des vorigen Jahrhunderts; auch sehen wir dieselbst noch die Reste des vom Spänturmmeister Paul Weiß zu Landshut am 9. April 1879 am obersten Turmkreuz befestigten riesigen Rotkreuzes. Nachdem wir uns nun langsam angehakt und erholt haben, gehen wir aus der engen Thüre, auf deren oberem Sturze ein Totenschädel eingemeißelt ist, der von einem Spruchbande umrahmt ist, auf dem die Worte zu lesen sind: Ich sag niemandem sterben frey. Wir befinden uns nun auf dem mit einer schönen Brüstung versehenen Turmkreuz und genießen hierbei die freieste Aussicht auf die tief unten liegende Stadt und die herrliche Gegend. Weit aussehend erbliden wir nordöstlich die langgestreckte Hochalpen, im Hintergrunde die Berge des Bayerischen Waldes, südöstlich im Vordergrunde die alte Trausnitz und darüber hinaus die weite Gegend mit dem Hintergrunde der bayerischen Alpen von Salzburg bis zum Alpin; ein Ausblick, der allein schon die Besteigung des Turms reichlich lohnt.

Bevor wir uns hinwegwenden, betrachten wir uns die acht mächtigen, jagelbtrännten Eichen, deren kunstvolle Strebebogen sich an die acht Konten der Turmpyramide anlehnen. Diese Eichen wurden in den Jahren 1876—79 wegen Schadhafigkeit größtenteils erneuert; die alten Reste befinden sich zu einem Erinnerungsmonument zusammengestellt im nördlichen Theil des Landshuter Hofgartens.

Wir blicken noch höher und sehen den obersten Turmkreuz mit seiner direkt auf dem schrägen Pyramidenmauerwerk kühn aufgesetzten Zielengalerie. Wir tragen Bedenken, ob wir uns auf diese Höhe noch wagen sollen (ein Aufstieg, der ängstlichen und nicht ganz schwindelbetreten Personen absolut nicht anzurathen ist). Doch Muth gefaßt! Auf zwei hohen Leitern im Innern der Turmpyramide erklimmen wir mühsam das oberste Stockwerk. Wir halten ein wenig inne und versuchen dann zaghaft den Schritt ins Freie. Aus der engen Thüre tretend, erhaschen wir sofort die zwischen den Eichen eingetragenen Verbindungsbögen und setzen unseren Fuß behutsam Schritt für Schritt auf den schmalen Boden, hin und wieder einen Blick in die Tiefe und in die Weite schweifend lassend. Wir vollenden langsam den etwas fernbestimmenden Rundgang und sind froh, unbeschadet wieder in das Innere des Turms gelangt zu sein. Aufstehend treten wir unfern Rückweg an.

Wir steigen die Leitern hinunter, besetzen uns von der unteren Galerie aus nochmals das schöne Landchaftsbild und setzen dann umgestimmt den weiteren Abstieg fort. Rasch sind wir an der untersten Wendeltreppenthüre angelangt und treten nun in das Innere der Kirche, um uns hier von den Strapazen auszuruhen. Wir besetzen uns hierbei die Kirche selbst und begeben uns dann aus derselben auf das Plateau der Altstadt. Wir besetzen uns auf dem Heimwege nochmals den Turmrufen und wiederholen hierbei in Gedanken den gewagten Aufstieg.

Seine königliche Hoheit Prinz Leopold von Bayern.

Von General Lehmann.

Seine königliche Hoheit Prinz Leopold wurde vor kurzem von Sr. Majestät dem deutschen Kaiser zum Generalinspekteur der IV. Armeedivision ernannt. Das Land hat mit hoher Freude von der Auszeichnung Kenntnis genommen, welche hiermit der kriegerischen Thätigkeit Sr. königlichen Hoheit des Prinzen zu teil geworden ist. — Das „Bayerland“ ist im gleichen Maße Chronik der Gegenwart und der Vergangenheit und will diese Gelegenheit nicht vorbegehen lassen, ohne den Lesern das Porträt Sr. königlichen Hoheit und ein Bild seiner militärischen Laufbahn zu geben. Wir waren bei der Wahl des Porträts bemüht, das bestgeeignete Bildnis zu geben, und Ihre K. K. Hoheit Prinzessin Gisela, höchstseiner Gemahlin, hatte die hohe Gnade, uns die von Photograph J. Leeb vollzogene Aufnahme als das beste sämtliche erhaltene Porträt zu bezeichnen.

Prinz Leopold wurde geboren zu München am 9. Februar 1846 als zweitältester Sohn Sr. königlichen Hoheit unseres Prinz-Regenten Luitpold und wurde am 28. November 1861 zum Unterlieutenant im 6. Jägerbataillon (namentlich 17. Infanterieregiment) ernannt, am 20. Dezember 1862 zum 2. Infanterieregiment „Kronprinz“ versetzt und am 5. Juni 1864 zum Oberlieutenant befördert. Noch im selben Jahre

trat ein Wechsel der Waffengattung ein, indem der Prinz am 18. Oktober 1864 zum 3. reitenden Artillerieregiment „Königin“ versetzt wurde. In diesem Regimente machte der Prinz den Feldzug von 1866 mit, nahm an den Gefechten von Köpfer, Riffingen und Köpferbaum teil und erhielt für seine hervorragenden Leistungen während dieses Feldzugs im Armeebefehl vom 20. August das Ritterkreuz 2. Klasse des Militär-Verdienst-

Ordens. Untern 28. April 1867 zum Hauptmann im 3. reitenden Artillerie-Regiment „Königin-Mutter“ befördert, führte Prinz Leopold seine Batterie während des ganzen Krieges gegen Frankreich 1870/71 und nahm mit ihr im Verbande des 1. bayerischen Armeecorps an all den vielen Schlachten und Gefechten den besondern Anteil. Für seine hervorragenden Leistungen an den siegreichen Kämpfen bei Sedan erhielt Prinz Leopold das eiserne Kreuz 2. Klasse und im Armeebefehl vom

1. November 1870 das Ritterkreuz 1. Klasse des Militär-Verdienst-Ordens.

Alle, welche sich in diesem Feldzuge an der Seite des Prinzen befanden, Offiziere wie Mannschaften, finden nicht Worte genug, seine kriegerischen Tugenden zu rühmen. Er wies jedes Vorrecht seiner hohen Stellung zurück, er war nur Soldat, Offizier und als solcher ein Vorbild dem ganzen Regimente, dem Heere, sei es durch die Unerfrockenheit und Todesverachtung, mit welcher er in der vordersten Feuerlinie, umhüllt von den feindlichen Geschossen dem Gegner trotzte, sei es durch die Standhaftigkeit und Energie mit welcher er die furchtbaren Strapazen der Kampagne ertrug.

Wir heben den 1. Dezember 1870 hervor, als den Tag, an welchem sich der Prinz die höchste militärische Auszeichnung des Königreichs, den „Militär-Max-Josef-Orden“ erlängte. Wir lassen bei der Darstellung des ruhmreichen Kampfes von Billipon den verdienstvollen Geschichtsschreiber des 3. Artillerie-Regiments, Herrn Hauptmann Vay, sprechen:

„Um 3¼ Uhr traf die 2. Infanterie-Brigade bei Rouenville ein; Generalmajor Orff, der aus den feindlichen Bewegungen die Absicht des Gegners, in die rechte Flanke der 1. Brigade zu stoßen, erkannte, ging mit seiner Infanterie sofort über die Batterie und gab der ihm zugewiesenen Division Gramsch den Befehl, das Feuer zu eröffnen. Nur mit äußerster Anstrengung konnten die Batterien Söldner und Prinz Leopold in dem schweren Korboden das Auffahren betheiligen; sie nahmen westlich von Rouenville Position; die Batterie Söldner rechts von der Batterie Prinz Leopold; beide Batterien feuerten gegen ungefähr vier französische, als nach kurzer Zeit feindliche Pfläcker in bedenklicher Weise sich den Batterien näherten. Unerdrossen hatte der Gegner, namentlich an Infanterie wie Artillerie bedeutend überlegen, immer mehr unsere rechten Flügel umhüllt. Chaubertaux Ferme war bereits in seinem Besitze, und die hier ausgefahrenen Geschütze flankierten unsere Batterien vollständig. Eine in die Batterie des Prinzen fallende Granate schlug die Kugel eines Geschützes des dritten Reges ab und machte dasselbe gefahrlos umfähig; unglücklicherweise mußte zu gleicher Zeit das andere



Se. königliche Hoheit Prinz Leopold von Bayern.
Nach einer Photographie von Oberleutnant J. Urb in München.

Geschütz desselben Juges das Feuer einstellen, da wegen Kleinens des Verschlußlochs der Verschluß nicht mehr gehandhabt werden konnte. Immer näher drangen die dichten Schießschwärme des Feindes an die Batterie heran, unsere schwache Pflanzlinie von Stellung zu Stellung zurückdrängend. Es war nun 4 Uhr geworden; die Batterie Söldner mußte auf Befehl des Major Gramich, um sie den erstickenden Feuer der bei Chowwey ferne stehenden feindlichen Batterie zu entziehen, das namentlich dem am rechten Flügel stehenden Juge des Lieutenant Höggenstaller empfindlichen Verlust verursachte, eine Schwenkung rechts rückwärts machen; kaum war diese Bewegung vollzogen, als Major Gramich erheblich verwundet wurde. Die Lage der Batterie Prinz Leopold wurde sehr ernst, die Infanterie zu beiden Seiten der Batterie war schon zurückgegangen, und nur die 9. Kompanie des Leibregiments hielt, obwohl sie sich vollständig erschossen hatte, im hintersten Feuer bei der Batterie aus. Hauptmann Prinz Leopold, erkennend, daß durch das Zurückgehen seiner Batterie der Gegner sofort mit Wucht in die dadurch entstehende Lücke eindringen würde, beschloß, trotz der Gefährlichkeit seiner Situation und der bereits erlittenen namhaften Verluste bis aufs Äußerste in seiner Position auszuhalten; er ließ den ersten Zug unter Oberlieutenant Steber rechts, den zweiten Zug unter Lieutenant Satorf links rückwärts schwenken und beide Jüge die herankommende Infanterie beschießen. Die Batterie wurde von dieser mit Geschossen wahrhaft überhäuft, ohne jedoch unter dem Kommando ihres heldenmüthigen Führers, der selbst verwundet wurde, auch nur einen Augenblick zu wanken. Sturm auf Sturm mit Schnellfeuer abweisend, verdrängte sie alle Bemühungen des Gegners, hier durchzubrechen, und hielt die Position, bis die einbrechende Dunkelheit dem ehrenvollen Kampfe ein Ende machte. Die Batterien gingen nun langsam zurück, die Batterie Prinz Leopold in Schüssen von 100 zu 100 Schritt dem Feinde nach einige Granaten zujubelnd.

Ein am 30. Dezember 1870 zu Chateau-Lermain unter

dem Vorzuge des Generalleutnants v. Mallinger abgeplantes Ordenskapitel sprach sich einstimmig für Gewährung des Ordens aus. Hieraus erging d. d. Hohenschwangau 7. Januar 1871 nachfolgendes Allerhöchstes Signat:

Dem am einstimmigen Auspruch des Ordenskapitels geäußerten Antrag erteile ich mit Freuden meine Genehmigung und ernenne hiemit (vom 1. Dezember 1870 an) Seine Königl. Hoheit den Prinzen Leopold, Weinen freundlichst lieben Vetter, zum Ritter des Militär-Max-Josef-Ordens. Ludwig.

Unterm 11. Dezember 1870 wurde Prinz Leopold zum Major im 3. Artillerie-Regiment befördert, bekam das großherzoglich medlenburgische Verdienstkreuz 2. Klasse sowie das preussische eiserne Kreuz und wurde sodann unterm 27. März 1871 zum Oberlieutenant im 1. Kürassier-Regiment und unterm 18. Februar 1873 zum Oberst und Kommandeur dieses Regiments befördert. Mit Allerhöchster Entschiedenheit vom 6. April 1873 erfolgte die Ernennung des Prinzen zum Inhaber des 7. Infanterieregiments. Unterm 1. November 1875 wurde Prinz Leopold zum Generalmajor und Kommandeur der 1. Kavalleriebrigade befördert, am 16. Juni 1881 unter Beförderung zum Generalleutnant zum Kommandeur der 1. Division, und 1887 unter Beförderung zum General der Kavallerie zum Kommandeur des 1. Armeecorps ernannt. Der Prinz ist Inhaber des 7. bayrischen Infanterieregiments und des 13. I. und I. österreichischen Feldartillerie-Regiments, sowie Chef des preussisch-westfälischen Dragoner-Regiments Nr. 7, außerdem steht er à la suite des 1. Schweren Reiter- und des 3. Feldartillerie-Regiments.

Der Rückblick auf das militärische Leben des Prinzen zeigt uns den auf der blutigen Wacht erprobten Helden, zeigt uns den genialen Herrscher, den würdigen Erben der kriegerischen Traditionen seines Hauses, welches Max Emanuel, den Sieger von Mohacz und Belgrad, die Könige Karl XI. und Karl XII., die Sieger von Warschau, Klissow und Narva zu seinen Ahnen zählt.

Die Spinnerin im Distelberg und die Rosenstube.

Kulturhistorische Skizze aus dem Hochstift Bamberg.

Von H. Sauer.

Im dem östlich vom Karach-Bache begrenzten und gegen den Regnitzfluß vorstehenden Dreieck: Höfen-Kleundorf-Petzstadt befindet sich der so feines Blumen- und Kräuterreichthums dem Botaniker wohlbekannte Distelberger Wald, kurzweg „Distelberg“ genannt. Raben in Mitte desselben, zwischen den Crischofen Schablos und Kleundorf steht, halb mit Sträuchern und Kräutern umwuchert, ein markelartiger, verwitterter Stein von etwa Tischhöhe, an dem noch ziemlich deutlich ein eingemeißeltes Spinnrad sichtbar ist.

Von diesem Steine, richtiger ausgedrückt, von der auf diesen Stein bezüglichen Begebenheit hat alsbald auch die bairische Waldbeileitung oder der „Schlog“, wie man sich in unserm Lande häufig ausdrückt, seinen Namen „die Spinnerin“ erhalten und führt diesen noch bis auf den heutigen Tag. Damit hat es nun folgende Verwandtnis:

Vor vielen, vielen Jahren lebte in dem erwähnten kleinen Dorfe Schablos an der Karach, zwischen Höfen und Reuhaus, eine schmale Dirn. Die war just ein kleiner Storkopf, voll

von allerlei Sonderheiten, ein reifesoldes Frauenzimmerchen, das die Berühmten der Dorfburgen schonde zurückwies und sich insgeheim einem Kleundorfer Burfchen verlobt hatte. Zu jener Zeit stand die Rosenstube, auf die ich in der Folge eingehender zu sprechen kommen werde, in voller Blüte.

Ob die Schablosler selbst Rosenstuben hielten oder nicht, das soll nicht weiter in Betracht kommen, genug, die Stolz von Schablos hatte es wenigstens vorgezogen, allabendlich zur Winners- und damit zur Stubenzeit, ob Sturm, ob Schnee, den eine Stunde und darüber weiten Waldweg mit dem Roden nach Kleundorf hinüber zu gehen, um in den dortigen Rosenstuben mit ihrem Bergerforrenen zu plaudern. Der Kleundorfer Golan pflegte zur sechzigsten Stunde entgegenzukommen, und regelmäßig gaben beide sich etwa in der Nähe des vorerwähnten Steins des Stellbichens, wobei sie sich gegenseitig schon vorher durch Klauen und Pfiffe signalisirten.

An einem stürmischen Januarende des Jahres 17^{oo} hatte die Schabloslerin sich wiederum auf den Weg gemacht.

Ihr Kuß verhalte heute aber unbeantwortet in der Windbraut, und ein unheimliches Gefühl schien ihr schier Brust und Kehle zusammenzupressen zu wollen.

Da stand plötzlich vor der scheltenden und fluchenden Maid eine Mannsgestalt mit großem Rodmantel, die Arme ausbreitend und sich ansehend, die Entgegenkommende zu umfassen.

Das Mädchen wollte den Mann, in dem sie ihren Herzallerliebsten vermutete, der sich, wie sie annahm, heute einen Spaß machen wollte, tüchtig nach ihrer Art ausfragen, aber bald verstummten ihre Laute, und am nächsten Morgen fanden Holzhauser — eine Erwürge.

Es liegt wohl nahe, daß wiederum die alten Eichen und Buchen des Nistelbergs die stummen Zeugen eines gräßlichen Mordes gewesen sind, allein, nachdem erwiesen werden konnte, daß der in Verdacht gezogene Reudorfer wenigstens unschuldig war, saß man einen stillen Ausweg: man sagte, der Fremde mit dem Rodmantel sei der Fürst der Hölle gewesen, des Himmels Strafgericht habe hier abgewaltet und Sühne gefordert für den Jervel und für den Hochmut der stolzen Maid.

So verquickte sich die Thatfache des Mordes mit der Sage, und letztere ist erhalten geblieben bis auf den heutigen Tag.

In dieser Form ist sie dem Erzähler wiedergegeben worden von heute noch lebenden alten Linnsohnern, die sie auf dem Wege der Tradition von Groß- und Urgrößvater übernommen erhalten haben. Dies vorausgeschickt, kommen wir nun auf die Rodenstube, eine uralte Einrichtung im Feanulanlahe, mit ihren anheimelnden und ihren ausgearteten Seiten, mit ihrem Licht und ihrem Dunfel.

Im großen Weinberse dargelegt, war die Roden- oder Lichtstube eine zur Winterzeit allabendliche Zusammenkunft der Dorfbewohner, wobei Frauen und Mädchen am Kofen spannen und sich mit den übrigen Anwesenden über die Tages- und Dorfergebnisse unterhielten.

Darüber, daß dieses ziemlich organisierte Institut eine natürliche Folge des Dranges des Menschen nach Geselligkeit und geschäftlichem Verkehr gewesen ist, braucht man wohl weitere Worte nicht zu verlieren. Damals hatten zumeist nur die an der großen Landstraße liegenden Ortshäuser Brauereien und Schenken. Entlegener Dörfer konnten keines von beiden. Die Leier wissen ja recht gut, daß die Errichtung von Zapfenwirthschaften auf dem Lande ausschließlich die neue Folge der modernen Großbauereien der Städte sind.

Ausplaudern, Tagesneuigkeiten hören wollte man aber doch schon von jeher. Heutigen Tages plaudert man freilich am leichtesten und am meisten beim Stamm- oder beim Kaffeetisch.

In edler Form kennzeichnet unser großer Dichter den Zug der Mittelmäßigkeit des menschlichen Herzens, so schön mit den Worten:

„Zei hochbesigt oder treide,
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Gehelvt Jernb' ist doppelte Freude,
Gehelvt Schmerz ist halber Schmerz.“

Betrachten wir, wie angedeutet, unsere Salons, unsere Spielgesellschaften, unsere Kaffee- und Theekränzchen, unsere

Tanzstunden, unsere Stammtische, die, offen und herzlich gefogt, mitunter den Konjekanten-Konferenzen so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern, rechnen wir dazu unsere heutigen Besprechungsverhältnisse, unser Zeitungswesen und seien wir dann gerecht, so kommen wir zu dem Schlusse, daß wir die Rodenstube unserer alten fränkischen Bauern als der Kinder ihrer Zeit nicht strafe verdammten dürfen.

Das erkennt auch gewissermaßen eine Verordnung des großen Fürstbischofs Franz Ludwig v. Erthal an, der allerdings allen Anlaß hatte, seiner Zeit gegen die Ausartungen der Rodenstube einzuschreiten. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Nun zur näheren Beschreibung der Rodenstube am Ende des 18. Jahrhunderts.

Jünglinge, Mädchen, meist von gleichem Alter, verheiratete Männer und auch Frauen versammelten sich zu 6, 8, 10, 12 oder mehr, in der Zeit nach Beendigung des Andrusches, etwa vom Dreifünfstage — oder nicht eher, denn in den heiligen Nächten wurde nicht gesprochen —, allabendlich abwechselnd in einem Hause des Dorfes beim „Lichterra“ oder der „Lichtern“.

Die Stunde der Zusammenkunft war in der Regel jene von 6 bis 6½ Uhr, nachdem eben abgefüttert war. Jedes Mitglied gab seinen Beitrag zum Öl oder zu anderen Beleuchtungsmaterial, wie Spänen u. dgl. Die Wehrigung stellte unentgeltlich der Lichterr oder die Lichtfrau. Zu diesen brachten die Mädchen ihre Arbeiten, vorzugsweise das Spinnrad dann Strickzeug u. mit Großmüttern, die Lichtfrau arbeitete an der „Wasen“, einem strahlförmig konstruierten Rabe, an welchem das Korn ausgewidelt wurde. (Daher wohl die Bezeichnung für eine geistmäßige Person, „alte Wasen“, hence noch gebräuchlich.) Außer den Arbeitsinstrumenten brachten die Mädchen oder auch allerlei Reingeweiten Liebesgeschichten, Anekdoten u. s. w. mit.

Es wurde gesprochen, gestritten, erzählt, gelacht, geschertzt und schließlich gebahrt auf die nicht lange ansich wortens lassende Stunde der Erscheinung der Höllinge, der Wurfchen. Diese brachten auch gesunden Witz, dann Karten und Labalspiessen mit. Nun ging die Konversation von vorn an.

Um 9 Uhr herum wurde die Arbeit abgestellt. Das Zeichen hierzu gab irgend ein Bedarzugter, vielleicht der Sohn vom Hause. Der nahte sich nun seiner Herzallerliebsten auf den Knien. Er „ritt an“. Das Anreiten mußte formelmäßig auf der linken Seite erfolgen. (Man sieht daraus, wie galant diese Leute waren.) Dabei brachte er folgenden Reim vor:

„Du komm' ich hergetrieben (?)
Auf einem goldenen Schütteln.
Die „Nakeln“ abzuschütteln.
Die Nkeln groß und klein,
Wie auf das weiße Wein.“

Unter Nkeln versteht man den auf die Schürze der Spinnerin abfallenden Urnat des Flaßes oder Hanfes.

Damit war also der offizielle Teil des Abends, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, abgewidelt, und nun begann die „Gztrinke“, ein lustiges Ländchen bei Guitarre oder Harmonika.

Spät mag's wohl geworden sein. Auf dem Heimwege geleitete der Gektorne seine Braut; sie trug den Roden, er



N^o 49.

Abdruck wiederholt ohne Genehmigung und ohne nach alle Wohlthatungen zum Besten von Nr. 2. — Mit dem Generaldruck begeben werden. — Bei einem künftigen Druck wird der Text aber die Vertheilung des Textes vorbehalten.

3. Jahrgang 1892.

Verstorbene.

Eine Aidenberger Geschichte von Albert Schullrich
(Fortsetzung.)

11. Kapitel.

Loharpe hat den Nachmittag in seiner Wohnung verbracht. Er steht an dem offenen Fenster des Zimmers, die Arme auf der Brust gekreuzt, und seine Blicke ruhen voll nachdenklichen Ernstes auf dem ansehenden Bilde, das von dieser Stelle aus dem Auge sich darbietet. Ihm zu Füßen zieht der gelbe Fluß langsam des Weges dahin. Eine Holzbrücke, vielfach gestützt und ausgebessert, der Hentersberg, führt hinüber zur kleinen Insel. Dort erhebt sich, umwuchert von lustigem Grün, ein alter finsterner Turm, in welchem vor Zeiten der unerbittliche Scharfrichter gewohnt. In dunklem Gewirr reist dort sich Bude an Bude, und an Wochentagen herrscht ein reges Treiben auf dem engen Plage: es ist der Trödelmarkt, auf welchem der kleine Bürger noch so gern seine Einkünfte macht, denn noch immer findet sich oft Brauchbares unter einem Haufen wertlosen Laubs und Blumens. Vor dem war hier der Markt für jene harmlosen und nützlichen Tiere, die der Reichthümer durch Jahrhunderte hindurch sich schier zu tronten Hausgenossen gezogen, und welche dem Platz und der nahen Steinbrücke den höflich klingenden Namen gegeben. Heute aber, am Sonntage, herrscht tiefe Ruhe, nur ab und zu vernimmt man das Geichrei einer lustigen Entenschar, die sich im Wasser behaglich fählt, oder das Zwitschern der Uferschwärme, die in raschem Zuge hin und her den Raum durchschneiden. Klar und rein ist die Luft, kein Wolkchen trübt das reine Blau des Himmels, mit warmem Ergüsse ruht die Augensonne auf den hochgehobenen Dächern, erglänzt auf der metallenen Turmbedachung der herrlichen Dome und spiegelt

sich wieder in den Fenstern der uralten Kaiserburg, die, eine stolze Zeugin entschwendener glangerfälliger Zeiten, ruhig und ernst heraberschaut auf das Häuflein zu ihren Füßen.

Da fühlt Loharpe sich leise an der Schulter berührt; aufschreckend aus tiefer Träumerei, kehrt er sich rasch um und blickt in die freundlich offenen Züge seines jungen Vondsmanns Henri Martin.

„Entschuldige, wenn ich Dich gestört. Du hast mein Kommen ganz und gar überhört, obgleich ich zweimal vernehmlich geklopft. Wie geht es Dir denn, mein Bester?“

„Es ist schön von Dir, daß Du meine Bitte erfülltest. Nimm Platz, ich habe Dir viel mitzutheilen. Du hast doch jedenfalls auch Ruhe genug, mich ruhig anzuhören?“

„Freilich, der ganze Abend ist mein. Warum fragst Du mich so feierlichen Tones?“

„Wollen wir uns nicht eine Pfeife stopfen? Es plaudert sich besser.“

„Mir ganz recht.“

Die nötigen Vorbereitungen waren bald getroffen, die Pfeifen in Brand gesteckt, und Loharpe, sich behaglich in seinen Sessel zurücklehrend, begann die Rede: „Suchst Du, Henri, wie ich jetzt neben Dir sitze, feiere ich heute mein 64. Geburtstfest. Es ist dies immer für mich ein Tag gewesen, wo ich Einkehr bei mir selber gehalten, und je älter ich werde, desto ernster und trüber sind die Gedanken, die bei solchem Anlaß in mir aufsteigen. Mich hat das Schicksal, ich kann sagen, von früherster Jugend an löse unahrgeworfen. Notwendigkeit und Reizung haben mich dem Waffenhambort zugeführt, in

aller Herren Räuber schier schlug ich mich ein Vierteljahr hindurch als tapferer Soldat und erlebte auf solche Weise vieles, was ein anderer, der seine Tage ruhig an seine Scholle gebauet verbrachte, kaum zu erräumen mocht. Ich habe Dir schon oft erzählt, Henri, von meinen neuesten Freuden, dem Kapitän Brüd'hamme?"

"Das will ich meinen!" rief Henri lebhaft aus. "Du führtest ja den Namen Deines lieben Wassertrabers beständig im Munde, so oft ich in Deiner Gesellschaft gewesen."

"Ich will Dir noch ein Weiteres erzählen von ihm, denn noch weißt Du nicht alles. Also höre:

"Mein Freund führte eigentlich einen andern Namen, den des Marquis v. Tréfort. Es ist ein altes, hochberühmtes Geschlecht gewesen, reich begütert in der Vendée und an den Ufern der Loire. Der junge Tréfort und ich waren Milchbrüder, wir wuchsen in enger Gemeinschaft auf, teilten Freud und Leid, in der späteren Zeit hauptsächlich den letzten Wissen Brot, den letzten Schluck Wein mit einander. Dir ist ja wohl genugsam bekannt, daß das Bauernvolk der Vendée damals, in den Tagen des großen Abfalls, treu zu ihren angestammten Herren und Gebietern gehalten hat, und wir haben den Frauen tüchtig zu schmeißen gemacht. Schließlich jedoch mußten wir trotzdem die Partien verlassen gehen und traten beide in das Heer ein, wo man uns gern aufnahm und reiches Verdienstlohn versprach. Damals waren wir genöthigt, uns zu trennen, da wir verschiedenen Befehl zugeteilt wurden. Es war die erste Trennung auf längere Zeit, denn bis dahin galten wir als die Ungetrennlichen, wie man uns in der Gesellschaft nannte. Wunden lösen Streich hatten wir auf dem Weissen; in jenen Tagen der ungeschägten Lebenslust nahm man es leider in Kavaliertreue ab, obsol nicht genau in Sachen der Moral und strengen Sitte. Der Marquis war der beste Kamerad aus der Welt, er besaß ein warmes Herz für seine Freunde und war gegenwärtig die Kupferkugel in Perjan, aber er hat es nun und nimmer verstanden, seinen Geliebten einen Jügel anzulegen, und wenn es die Verteidigung eines Weissen galt, dann konnte er seine Schranken und achtete in maßloser Trivialität keines Gefehes."

Von höchst staltlicher Erscheinung und hureißbarer Liebendürstigkeit, dabei reich, gelang es ihm überall leicht, Hohn im Karze zu werden und manche süße Unschuld nach kurzem Welterstande zu betören. Eine Neigung aber, die er zu einem reizenden Darfand gehabt, schien nicht Würde zu schlagen in seinen sonst ja leicht erregbaren und unbeständigen Gemüth. Um hier sitzen zu können, mußte er sich zu einer Trauung verstehen, die er innerlich freilich als eine ganz nichtige Förmlichkeit aufsaßte, denn der freiliche Akt war im Grunde nichts als eine verrückte Maske, aber ich weiß bestimmt, daß er den ersten Vorsatz gefaßt hatte, viele Scheinehe späterhin legitimieren zu lassen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Verführung bald erfolge, welcher Intrigue sie zum Opfer gefallen. Sie entloß aus Tréfort, der junge Marquis eilte ihr nach, und wirklich gelang es ihm, ihr den Knaben, die Frucht jenes Bundes, abzujagen, die Mutter aber flüchtete außer Landes. Viele Jahre später fand ich meinen Freund wieder hier in Nürnberg, in des Kaufmanns Wägel's Hause, einquartiert. Wir verlebte einige frohe Stunden des Wiedersehens nach ja langer Trennung, doch ist mir damals an meinem Freunde eine gewisse düstere Stimmung des Gemüthes aufgefallen, über welche

er nicht Herr zu werden vermochte. Vergesslich suchte ich ihn aufzumuntern und zu erheitern, es ist ihm nicht gelungen. Er, der sonst ja Lebensvolle und Lebensfrage, sprach von düsteren Lebensbedingungen und nahm mir das freiliche Versprechen ab, seinen Tod zu rächen und seines hinterlassenen Sohnes mich anzunehmen. Doch mußte er meinen drängenden Fragen immer nur undeutliche Antworten entgegenzusetzen. Dann rief der Dient mich ab, ich wählte, nach einer kurzen Stunde schon zu meinem Freunde zurückkehren zu können. Es sollte mir anders beschieden sein. Ich habe George Brüd'hamme in diesem Leben nicht mehr wiedergelesen."

Der Oberst machte eine Pause, während er mit düsterem Niemen vor sich hinblühte, dann griff er seine Rede wieder auf. — "Durch eine seltsame Verkettung der Umstände ist es mir nunmehr gelungen, eine sichere Spur aufzufinden von dem verfallenen Sohne meines toten Freundes. Du weißt, daß mit der Rückkehr der legitimen Könige Frankreichs, der Bourbonen, jener Uebel des heiligen Ludwig, die Restauration beendet wird, und sie dürfen unmaßlich den Partegünstigen des guten Königs die Wiedererhebung in ihre Ämter, Lehnen und Feudalrechte varenthalten. Dann zählen die Tréforts wieder zu den ersten Geschlechtern des Landes. Ich weiß, daß der alte Marquis bei Dore hoch angesehen, und der Graf von Arkaid ihn seines intimen Umgangs würdig, wie er ja schon gethan, als er noch an Holywood, dem romantischen Schloffe Embruntes residirte, und dort die Besuche der königlichen Emigranten entgegennahm."

"Worum erzählst Du mir dies alles, Saharpe?"

"Weil ich bewisen bin, dem alten Marquis seinen blühenden Enkel, der bisher in tiefster Verborgenheit gelebt, zuzuführen."

"Nun, dazu kann man Dir nur Glück wünschen, und die Familie wird Dir sicherlich Dank wissen für all Deine Bemühungen. Indessen vermag ich nicht einzusehen —"

"Versehe Dich einen Augenblick in die Lage des jungen Mannes, dem ein solches Glück besarricht. Denke Dir dieses Gefühl, sich plötzlich erhoben zu sehen aus der untersten Tiefe der Verborgenheit zu den schwindelnden Höhen der ersten Gesellschaftskreise."

Der junge Mann konnte ein leichtes Wächeln, halb der Ungläubigkeit, halb der Veringschätzung, nicht unterdrücken, als er entgegnete: "Ich fühle mich wirklich ja sehr als ein Kind der Neuzeit, daß ich gefehen muß, falls einen Wechsel der Verhältnisse noch nicht als das höchste Erdenglück erachten zu können. Aber darf ich fragen, wie es Dir gelungen ist, diesen abstrakten Erben eines Marquises ansitzig zu machen?"

"Ein deutscher Polijist hat einem armen Juden das Gebetbuch eines katholischen Priesters abgenommen. In dem Buche fand sich verdeckt ein Brief des Marquis de Tréfort an den Pflegerator seines Sohnes, und weil außerdem alle anderen Umstände zutrufen, ist die Identität des bisherigeren Bauernjungen mit dem Sprößling eines der edelsten Adelgeschlechter Frankreichs genugsam festgestellt."

"Das läßt sich hören", sagte Henri gleichmäßig. "Aber noch einmal —"

„Gernach, mein junger Freund. Du wirst anders urtheilen, wenn Du alles erfährst. Vernimme denn, daß das Gebetbuch dem Pörrer Gochan in Rogent-sur-Marne gehörte.“

„Ach, meinem väterlichen Freunde, den ich so rath und auf ja schredliche Weise verlieren mußte! Konntest Du mir das Buch zeigen, daß ich es fasse als eine heilige Reliquie von dem toten Dahingegangenen?“ rief Henri mit einem Male lebhafter bewegt aus.

„Hier ist das Buch, Du darfst auch den darinliegenden Brief lesen.“

Henri nahm beides an sich und begann alsbald die Lectüre, während welcher LaHarpe ihn scharf beobachtete. Lange hielt er das Blatt vor die Augen, endlich ließ er es sinken, blinzte in stummer Bewegung vor sich hin, dann sagte er müden Tones: „Das Gebetbuch gehörte zweifellos meinem väterlichen Freunde und unversehrten Lehrer, dem Priester Edward Gochan in Rogent-sur-Marne. Was ich aus dem Briefe machen soll, weiß ich für den Augenblick auch nicht. Augenblicklich ist er nach Clercy abdreht, an den Mann, den ich bisher für meinen Vater gehalten.“

„Dein wirklicher Vater ist der Marquis v. Tréfort, späterer Kapitän Brüd'homme.“

„Laß mir, ich bitte Dich, einige Zeit zur Sammlung. Wenn der Brief überhaupt echt ist, wie kommt er in den Besitz des Priesters Gochan?“

„Ich vermute, daß er der Beichtvater Deiner braven Pflegeeltern gewesen ist. Henri. Man hat ihm das Schriftstück ausgehändigt, vielleicht auf dem Sterbebette, vielleicht schon vorher. Möglich, daß er es unter dem Nachsch gefunden und an sich genommen. Er hat ja wohl gewußt, daß Du des Pächters Martin leiblicher Sohn nicht gewesen. Aber war er besagt, Dir Eröffnungen zu machen über Deine wahre Herkunft? Dürftest Du Hoffnungen in ihm setzen, die vielleicht doch nicht zu verwirklichen waren?“

„Dann ist ja Jean auch mein leiblicher Bruder nicht! Und doch kann ich das Ganze nicht glauben. Es kommt mir alles so gänglich unerwartet, daß ich es mit dem Verstande noch nicht zu fassen vermag und es für einen Traum, für eine tolle Ausgeburt der erhitzen Phantasie halten möchte. Ach, der Baurerksame, soll der Sohn eines Marquis sein!“

„Und doch wirst Du gut daran thun, an die Wahrheit zu glauben, Henri, Du bist ein Tréfort, und an mir, dem treuesten Freunde Deines toten Vaters, wird es sein, Dich einzusetzen in alle Dir zutheilenden Rechte.“

Oberst LaHarpe hatte mit Marie gesprochen und die Hand seines jungen Freundes gefaßt, der mit seltsamer Ruhe seinen Eröffnungen zugehört, und in dessen offenen Zügen sich Schmerz und Trauer kundgaben, als er noch längerem Schweigen verlustvoll ausdriete: :

„Und wenn der brave Martin nicht mein leiblicher Vater war, denn ist auch seine Frau Madefeine nicht meine Mutter gewesen. Wo aber habe ich meine wirkliche Mutter zu suchen, LaHarpe? Ist sie gleichfalls tot oder weiß sie noch unter den Lebenden? Sprich, wo habe ich sie zu suchen?“ wiederholte er mit einer gewissen Hast.

„Daran sprechen wir später, Henri“, wehrte der Oberst ab, aber es erging den scharf beobachtenden Blicken des jungen Franzosen nicht, daß seine ungeliebte Forderung dem Freunde einige Verlegenheit bereitet hatte.

„Höre, LaHarpe“, begann Henri wiederum, und seine Stimme verriet in ihrem Klange eine gewisse Schärfe. „Ich halte mich denn doch für zu gut, als daß ich das Opfer irgend eines mehr oder minder unaußers Barbaren werden möchte. War allen Dingen, ist das Schreiben hier echt?“

„Es ist echt, ganz zweifellos von der Hand meines Freundes George herrührend. Ich kann es jede Stunde beschwören, zudem ist hier der Name des Pariser Bauhauens: Rebel und Söhne, Place Louis XV., angegeben. Die Firma besteht noch, und ihre Bücher könnten vielleicht Auskunft geben über die Verbindlichkeiten des Marquis gegenüber Deinem Pflegevater.“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber merke wohl, nachdem der Marquis und spätere Kapitän, der Pächter Martin und seine Frau, der Priester Gochan, nachdem alle tot sind, siehe sich mein Ausrcht auf das Marquisat nur beweisen einzig und allein auf Grund dieser wenigen Zeilen, welche jeder andere als Du vielleicht für unterschoben und unecht erklären wird.“

„So leichtem Kampfe verzichtest Du auf wohlgegründete Ansprüche?“ jähnte der Oberst. „Fürwahr, man möchte zweifeln, ob in Deinen Adern das Blut der Tréforts fließt.“

„Ach, lassen wir das“, sagte Henri unmutig. „In allen Kirchenbüchern bin ich eingetragen als der älteste Sohn des Pächters Martin, und ich muß gestehen, daß ich sehr wenig Lust habe, diesen irdischen Namen einzutauschen gegen den eines — Abenteurers. Ich bin geboren in dem kleinen Orte Clercy bei Orleans, wo meine Eltern hochgeacht lebten, lange Zeit, ehe ich das Licht der Welt erblickt. Doch sehr wohl erinnere ich mich der ersten Jahre einer glücklichen Kindheit, die ich dort verlebte, wo jedermann in mir das leibliche Söhnlein Martins sah. Wie hälst Du es für möglich, daß eine Unternehmung hätte stattfinden können in solch einem Dorfe, wo jeder auf das genaueste unterrichtet ist von dem jeweiligen Thun und Lassen seines Nachbarn?“

„Möglich ist alles in der Welt, Henri, das fälltst Du bereits wissen. Wenn Du Dich neben Jean Martin, den Du für Deinen Bruder bisher gehalten, stellst, so glaubst wohl gar niemand, daß ihr beide einen Vater und eine Mutter gehabt. Dattest die Martins außer euch beiden keine weiteren Kindern?“

„Nicht, doch ich wüßte!“ sagte Henri nach einigem Nachdenken. „Aber ich erinnere mich, auf dem Kirchhof zu Clercy oft ein Kindergrab besucht zu haben in Begleitung meiner Eltern. Dort sollte ein fremder Knabe ruhen, der zur selben Stunde wie ich zur Welt gekommen, aber nur einige Tage gelebt hatte.“

„Wo!“ machte der gespannt aufstehende LaHarpe. „Und über die Eltern dieses Knaben hast Du nie Etwas erfahren?“

„Nein, nie. Doch laß mich meine Erinnerungen sammeln. Richtig, mir fällt etwas ein. Einmal erlaubte ich Bruchstücke eines Gespräches, aus welchem ich vernahm, daß einst eine fremde Dame auf der Flucht einige Wochen in unserm Hause zugebracht hatte und schwer krank daniederliegenden war. Sie soll die Mutter des toten Knaben gewesen sein. Damals, als ich dies gehört, zählte ich erst einige Jahre. Diese Andeutungen, wenn sie auch gar nicht für mein Ohr bestimmt waren, erregten mein lebhaftes Interesse, aber ich weiß nach sehr wohl, daß man meinen wiederholten Fragen

erst ausweichende Antworten gab, sodann mit aber strengtend verbot, überhaupt nur davon zu reden. Kurze Zeit darauf siedelten meine Eltern von Clerf nach Ragatz-sur-Marne über. Jetzt fällt mir auch ein, daß sie nie vergaßen, an bestimmten Tagen im Jahre das kleine Grab ansä beiste zu schmücken."

"Siehst Du wohl!" triumpierte der Oberst. "Auf dem Kirchhof zu Clerf liegt Martins älteres Kind, und Du bist der Sohn jener fremden Dame, die auf eiliger Flucht Schutz und Obdach gefunden in dem Hause des Pächters Martin,

Deines Pflegewaters. Dort hat sie Dir das Leben gegeben, und als Martins Kind gestochen war, haben die braven Leute Dich an Kindesstatt angenommen und als ihren Henri erzogen."

"Ja, ja, so mag es gewesen sein, und jeder Zweifel muß sardon schwinden", sagte Henri nachdenklich. "Dann wäre meine Mutter also jenes arme Weib, mit deren Unschuld mein Vater sein frevelhaftes Spiel getrieben, wie Du darin es angedenket. O, wäre ich nie geboren oder läge ich auf Clerfs stillen Friedhöfe unter dem Rasen!" (Fortsetzung folgt.)

Rymphenburg.

Von Hugo Arnolt.
(Fortsetzung.)

Einem Gelübde zufolge ließ das Kurfürstenpaar für die glückliche Geburt des heilig ersehnten Theodorben Kirche und Kloster der Theatinen erbauen; seiner Gemahlin beehrte der Kurfürst den Dom dadurch,

daß er ihr die Schwaige Klementen, sowie das seit Jahrhunderten im Besitze der kurfürstlichen Familie befindliche Gut Wenzing nebst einigen benachbarten vom Kloster Dietramszell gekauften Höfen „ins Kindbett vereehrte". Dadurch wurde die prachtl- und prunkliebende Kurfürstin in den Stand gesetzt, einem schon längst gehegten Wunsch gemäß ein Schloß ganz nach ihrem Geschmacke zu erbauen, und sofort schritt sie zur Ausführung. Sie wandte sich zuerst an ihre Mutter, die Herzogin Christine von Savoyen, mit der Bitte um einen Bauplan und um einen Namen für den Ort, weil ihr der gegenwärtige „zu gewöhnlich" dünkte. Das Schloß sollte vier Säle umfassen, jeder von ihnen sollte mit drei Bazarimmern, einem Zimmer, zwei kleineren Kabinetten, einer Garderobe und einer Galerie versehen sein. Die darauf überlieferten Pläne des Grafen Castellomonte lauteten jedoch den Beschluß der Kurfürstin nicht gemessen, weshalb schließlich der Baumeister der Theatinenkirche, der Bolognaer Agostino Barella, mit dem Entwurfe der Pläne und mit der Leitung des Baues beauftragt wurde; die letztere ging 1672 an den Baumeister Enrico Juccati über, den Baumeister des Schloßes Schloßheim.

Ob die Herzogin von Savoyen oder die Kurfürstin selbst den Namen „Rymphenburg" erfannte habe, läßt sich nicht mehr feststellen, denn zum ersten Male taucht er in einem Briefe der letzteren aus dem Jahre 1675 „Nimphenburg" auf — und in der That ist er nicht übel gewählt, er weht uns aus den Schatten der Gekölge und von den Spiegeln der Grotten entgegen.

Indessen staueten für die Ausführung keine großen Geldmittel zur Verfügung, blieb die Einkünfte der Schwaige Klementen, und der Bau ging deshalb nur langsam von statten.

Damals wurde bloß der große Mittelrisalit, das Hauptgebäude des heutigen Schloßes, errichtet; eine Abbildung in Weinings Beschreibung des Kurfürsten- und Herzogtums Ober- und Niederbayern" (1701)

zeigt denselben nach ohne Anbauten, jedoch die große Freitreppe, nach der Kurfürstin Tode ausgeführt, ist bereits vorhanden; die äußere Erscheinung des Schloßes ist allgemein einfach. An das Gebäude stieß ein Garten im Geschmack jener Tage, mit einem Parterre, welches das bayerische Wappen in saloföler Größe mittels farbiger Steine und Zwergburg darstellte, mit geometrisch abgetheilten Beeten, fünf Springbrunnen, einer Orangerie und regelmäßig zugeordneten Baumgruppen; jenseit der Gartenmauer erstreckte



Am Jahrestage S. M. König Max Josephs I.
Nach einem prägnantesten Bilde.

sich der Wald, durch welchen eine Schneise gegen das Dorf Pasing zu gebauen war, wie eine gleiche Durchsicht auf der Ostseite des Schloßes durch den Forst gegen Schwabing zu geschlossen wurde, so daß man vom Hauptsaal des Schloßes aus vor- und rückwärts freien Anblick auf die Kirchthürme der beiden Ortshäupten hatte.

Die Kurfürstin Adelheid erlebte die Vollendung des ihr an das Herz gewachsenen Baues nicht mehr, sie starb an den Folgen des Schreckes über den großen Reifendanzbrand und den Tod ihres Bruders, und nach drei Jahren folgte ihr der Kurfürst (1679), welcher das Weiblingswerk seiner Gemahlin fortgesetzt hatte. Nun gerieth der Bau aus lange Zeit vollständig ins Stocken, Adelheids Sohn, Max Emanuel, benutzte Rymphenburg zu Anfang seiner Regierung nur als Jagdschloß, da das Jagdhaus im benachbarten Reichenhain bloß ein geringes Gefolge aufzunehmen vermochte. Obgleichs war er meist aus seinem Lande abwesend, er stand im Felde entweder in Ungarn gegen die Türken, oder gegen die Franzosen am Rhein, oder er waltete des von der Krone Spanien ihm übertragenen Statthalteramtes der Niederlande im glänzenden Bräufel.

Erst nach seiner Heimkehr von dort (1702) nahm Max Emanuel mit großer Energie das Werk seiner Mutter wieder auf und setzte hohe Summen dafür aus; der gelehrte Architekt Giovanni Antonio Nicardi baute die beiden Seitenpassiolen und stellte die Verbindung mit dem Hauptstade durch Galerien her, die auf Arkaden ruhen; zugleich wurde der Mittelpavillon mit reichem architektonischen Schmucke ausgestattet. Zur ausgedehnten Erweiterung des Gartens wurden die anliegenden Grundstücke und Waldungen angekauft, und ein Kanal von Poising aus angelegt, der das Wasser des Würnflusses nach Nymphenburg und von da über Gern und die Georgenschwaige zur Hofe leitete. An diesem Kanale soll der Überlieferung zufolge ein Teil der Gefangenen gearbeitet haben, die „der kleine König“ aus den Türkenkriegen nach Bayern gebracht

Nachdem der Baderer Friede dem Kurfürsten sein Land zurückgegeben hatte, und er unter dem rauschenden Jubel der Seinen heimgekehrt war (1715), nahm er mit erneuter Lust und mit gesteigertem Aufwand den Ausbau von Nymphenburg wieder auf. Das beweisen uns die erhaltenen Rechnungen. Während die Ausgaben in den Jahren 1702 38 286 fl., 1703 25 129 fl., 1704/5 46 245 fl. betragen, beliefen sie sich 1714 auf 7902 fl., 1716 auf 119 191 fl., 1717 auf 171 723 fl., 1718 auf 79 722 fl.

Von 1718 ab war ein euhemischer Künstler mit der Leitung der Bauten betraut, der Oberbaumeister Joseph Effner; von ihm wurden gegen Norden und Süden zwei weitere Flügel angefügt, von denen der erstere durch ein Hofpflanz und eine Kirche für Kopuziner, der letztere durch die Planomiegebäude



Die Überführung der Leiche König Max Josefs I. von Nymphenburg nach München.

Originalzeichnung von G. Wenz.

hatte. Max Emanuel war einer der eifrigsten Bewunderer und Nachahmer des Roi Soleil, Ludwigs XIV.; in allem Thun, auch in den Bauten folgte er seinem verführerischen Beispiele. Nymphenburg sollte ein Gegenstück zu dem prächtigen Königsschloße Versailles werden, und weil der Kurfürst nicht über die nämlichen Mittel verfügte, wie der französische König, um sein Schloß ebenso prunkvoll zu gestalten, wie es jener Herrscher vermochte, so suchte er wenigstens den Park auf eine Höhe der Pracht zu bringen, daß er mit den Anlagen zu Versailles in Wettbewerb zu treten vermochte. Der große Gartenkünstler Carbonet entwarf hierfür den Plan, und Graf Neuhaus wurde mit der Oberleitung der Garten- und Schloßbauten betraut. Doch all' diesen Plänen setzte vorläufig die verhängnisvolle Parteinahme Max Emanuels für Frankreich eben so ein Ziel, wie seinen stolzen politischen Träumen. Die Kaisertruppe von Höchstädt und seine Flucht nach Frankreich (1704) jagten die Einstellung sämtlicher Arbeiten nach sich, die bereits geschaffenen Anlagen versiefen dem Verderben.

der Schwaige, die großen Stallungen für 300 Pferde und die Dienerschaftswohnungen ihren Abbruch erzielten. Von Effner wurden ferner im Garten die Bogadenburg (1716) und die Hadenburg (1718) gebaut, und die Trennwälle begonnen. Im großen und ganzen war Nymphenburg 1722 vollendet.

Den weitauß hervorstechendsten Teil der Schöpfungen Max Emanuels bildet der Garten im prunkvollen Stile Le Notred, von dessen Schüler Francois Girard und dem kurfürstlichen Garteningenieur Mathias Dietl nach des Kurfürsten eigenen genauem Detailvorschriften und Plänen geschaffen. Während seines langen Aufenthalts in Frankreich und in den Niederlanden hatte er sich viel mit Kunst beschäftigt und zum Kenner des modernen gewordenen Stiles ausgebildet, weshalb er auch für Nymphenburg den Bauern und Baumstern in sich vereinigte. Ludwigs XIV. oft genannt, zu einem geläufigsten Worte gewordener Ausspruch: „L'état c'est moi“, war ein Grundflos jener Zeit, dem nach dem Beispiele des Franzosenkönigs alle Fürsten zulobigten. Hinter der Central-

fierung des vom König beherrschten Staatswesens trat alles andere zurück, der König allein regierte und repräsentierte, alle Einrichtungen und Schöpfungen dienten nur zu seiner Beherrschung. Zum vollen Ausbruch gelangt dies in den Prunkgärten der landesherrlichen Schlösser, in welchen die Natur ganz in den Dienst des Hofes gestellt ist.

Der Nymphenburger Garten war nach den allgemeinen Regeln jener Kunst angelegt. „Vor dem mittleren Teil des Schlosses dehnt sich eine breite Terrasse, darunter durch Treppen verbunden das „grand parterre“ in quadratischer oder länglicher Form, belebt durch Springbrunnen und Stöckbilder; zur Rechten und Linken erstrecken sich breite Auffahrten, durch geradlinige Laubheden und Baumreihen begrenzt und in rechtlichen Linien von Laubgängen, Alleen und Kanälen durchschnitten, bis ein erhöht gelegener, dekorativer Bau oder eine Laubade das Ganze pompösa abschließt. Die Wirkung ist immer auf große, streng architektonische Prospektive vom Schloß und zum Schloß berechnet.“ So charakterisiert treffend Professor Dr. Heigel in seiner vorzüglichen Schrift „Nymphenburg“ (Bayerische Bibliothek 25. Bd.) diese Gärten. Ferner: Die Folgeerscheinung ist bei aller Reichtfertigkeit und Ausgeschlossenheit der Befestigung in strenge Eintritte eingeschütdet; ebenso sind auch für den Empfangslokal im Freien — denn nur als solcher ist der Garten anzusehen — strenge architektonische Regeln aufgestellt. Diese Avenues und Parterres mit ihren leicht zu überschauenden Formen und weiten Perspektiven passen sich den statischen Verhältnissen der Lustgebäude trefflich an, und der natürliche Reiz großer freier Räume kommt zur vollen Geltung. . . . Um den Reiz der kunstmäßig gegliederten Landschaft zu steigern, nahm Le Rotre die Hilfe aller bildenden Künste in Anspruch. In Malerei mit Farben und Schattierungen kann der Gärtner seine Phantasie zeigen, inmitten der Bete und Laubgänge erheben sich Normandien und Statuen, die mooselichen Alleen führen zu tierischen Bauwerken, künstlichen Kaminen und Gratten, plastischen Gruppen und Wasserspielen aller Art.“

„Als das eigentliche Meisterwerk Girards — ja führt Heigel fort — galt das von der Mitte des Schlosses bis zur Laubade reichende „grand parterre“. Dasselbe gewährt eines der herrlichsten Schaupiele (versichert der Berichtgeber des Kurfürsten, Frater Pierre de Bretagne in einer Beschreibung aus jener Zeit) durch seine großartige Ausdehnung, den reizenden Blumenteeppich, die zahlreichen, stark vergoldeten Figuren und die darüber verteilten Wasserfontänen“. Den Mittelpunkt bildete das grand bassin, ein achtziges Wasserbecken. In dessen Mitte erhob sich eine runde Terrasse, von welcher ein fünfzig Fuß hoher und ein Fuß breiter Wasserstrahl in die Luft stieg. Die Terrasse war überdeckt mit plastischen, von kleineren Springbrunnen überströmten Gruppen. Den Gipfel krante eine überlebensgroße Flora, die mit der Linken den Saum des Gewandes emporzog, mit der Rechten einen Blumenreiß hielt, welchem ein Bündel Wasserstrahlen entsprang. Ein Zephyr mit Blumengewinden, ein Affe, der sorgig das Wasser angriff, ein Hund, der den Affen anblickt, ein indischer Schwan, der eine Schlange verschluckt, und noch viele andere Figuren, alle aus Blei gegossen und stark verguldet, schmückten Becken,

Terrasse und Bassin. Die von Blei gemalte Rebutte des Nymphenburger Schlossgartens veranschaulicht noch heute die ebenso glänzende wie heitere Wirkung des Girardsplans. Die Nachahmung des Latonaobelis in Versailles ist unverkennbar. Wie in jenem Garten auch zahlreiche große Marmorososen mit allegorischen, auf die Siege Ludwigs XIV. und die Friedensschlüsse von Rachen und Nymwegen bezüglichen Vasenreliefs aufgestellt waren, so dienten hier 16 Vasen, deren Ornamente an die Türkenzüge Kay Emanuels erinnerten, zur Ausschmückung des Parterre und der anstoßenden Alleen. Die Bildhauerarbeit war von dem berühmten Wilhelm de Gross.“

Der letzte Bau, den Kay Emanuel unternahm, war eine der heiligen Magdalena geweihte Kapelle. Nach einem stürmischen und viel bewegten Leben hatte er sich beim Herannahen des Alexei der Ketzer in die Arme geworfen und gebachtet, gleich seinen Anhängern, dem frommen Wilhelm V., seine Tage unter Gebet und Buhnenen in einer Klausel neben der Magdalenenkapelle zu beschließen. Nach dem diese vollendet war, rief ihn der Tod ab (1726).

So viel wie Kay Emanuel zur Verschönerung Nymphenburgs gethan hatte, geschah unter seinem seiner Nachfolger mehr, ungeachtet sie insgesamt die gleiche Verlebe für Nymphenburg besaßen. Sein Sohn Karl Albert vollendete zunächst die Magdalenenkapelle, deren Einweihung dessen Bruder Klemens August, Erzbischof und Kurfürst von Köln, vornahm und mit ihr zugleich seine erste kirchliche Handlung (1728). Dem Schlosse ließ er zu beiden Seiten neue Flügel anfügen und räumte 1730 auf der linken Seite nächst dem Kapuzinerhäusig Kirche und Kloster den aus Luxemburg bezuziehen regulierten Chorfrauen von der Kongregation Unserer Lieben Frau ein, um durch sie eine weibliche Erziehungsanstalt zu begründen. In Ehren seiner Gemahlin ließ er (1734—1737) im südlichen Flügel des Gartens einen Pavillon aufzuführen, die Amalienburg, das Kabinettstüd von Nymphenburg und zugleich das Meisterwerk des Hofarchitekten François de Cuvillies, des Baumeisters der bedeutendsten Münchener Hofakobanten: des Türingischen und Preussischen Palastes und des Residenztheaters. Auch den ganzen Garten, in Umfang von 1 1/2 Stunden ließ er mit einer 10 Fuß hohen Mauer umgeben.

Ferner trug sich Karl Albert mit dem Plane, zwischen Nymphenburg und München eine neue Stadt zu gründen, die er „Korlestadt“ benennen wollte, und welche die Kaiserin Josefine des heutigen Villen-Vorortes Neu-Wittelbach geworden wäre. Zu diesem Zwecke wollte er einen Kanal von Nymphenburg nach München führen und längs desselben die Mittel der neuen Stadt anlegen. Der Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekrieges hemmte jedoch die Ausführung des kurfürstlichen Planes, nur der eine halbe Stunde lange und 100 Fuß breite Kanal zwischen Nymphenburg und Neubausen nebst den schönen Vindalallen auf beiden Seiten wurde fertig, und auf dem großen hufeisenförmigen Plage vor dem Schlosse wurden zehn Gebäude angefügt. Die erste Bebauung der neuen Stadt war der noch heute vielbesuchte „Kontrollor“, der den Namen von seinem Erbauer, dem Kastrollator Sieber, empfing.

(Schluß folgt.)

Nördlingen im Ries.

Von Franz Würtlin.

Der Herbst ist gekommen. Die goldene Saat der Felder, mit welcher uns ein gesegneter Sommer beglückt hat, ist von dem fleißigen Landmann in seine gefüllte Scheune gebracht, und die Ähre wartet seiner Hand, neue Frucht zu empfangen. Dieselben Gefilde, auf welchen vor kurzem das

der gediegensten Behandlung des historischen und kunstgeschichtlichen Materials verbindet sich eine geistreiche klassische, oft von köstlichem Humor durchwebte Darstellung. Man könnte die Stadt ordentlich beneiden um dieses Buch.

Wie köstlich J. B. Schilbert es den ersten Blick auf die Stadt. Daß man auch mit der Natur eines ebenen Landes sich veröhnen kann, werden alle empfinden, die an einem sonnenhellen Abend auf die nahe Höhe des Nördlinger Gottesackers oder auf die Marienhöhe treten. Lustige, meist walddunkelaufsteigende Hügel, im Westen überragt vom Riß, im Norden vom fränkischen Desselberge, umschließen wie ein Gürtel die weite Fläche des Rieses. Die Naturforschung sagt uns, daß hier in grauer Vorzeit ein mächtiger See wogte. Der Name der Gegend scheint dies zu bestätigen. (Riet, Ries, im Latein des Mittelalters Ressa und Riessa, eine Seuchte, mit Rohr bewachsene, von Bergen und Wäldern durchschnittenen Gegend. Rieb, althochdeutsch hriot, riot, rood Sumpfgas, mit Sumpf bewachsener Boden.) Joh. Nauclerus sagt in seinem Chronicon von 1564, die Fruchtbarkeit der Gegend rühmend, linza: tanca palustris, jedoch kumpfig. Sigmund Rißings Chronik schreibt: Und ehe die Stadt Nördling ins Thal gebaut war, ist die ganze Gegend rings herum noch ein öd und unerbauen Land gewesen, denn im Thal war ein lauterer See und schwemmet das Wasser alle Felder über und über, auch sah man bei dem Kampf auf Schellen konnte die ganze Kessler umherfahren. Diese Worte lassen die Deutung zu, es sei die Stadt Nördlingen, so lange sie auf dem Berge stand, also bis zum Jahre 1238, an einem See gelogen: Eine solche Vorstellung wäre jedoch sehr irrig. Denn es wird nicht zurück in vorgeschichtlicher Zeit, als jener See seine Wellen schlug. Damals schief noch rings der behagliche Schall der Kultur. Kein blankes Haus spiegelte sich im Wasser, kein menschlicher Anwohner sog seine Fährer in die Flut; einhörmiges Schweigen lag über dem See, nur unterbrochen durch das Geräusch der Wellen oder durch das Aufschlagen eines Ufers, dessen versteinerte Keit heute das Auge des entzündeten Forschers leuchtet noch. Aber im Südosten des Landes, bei Forburg, durchbrach endlich das Gewässer die Felsen des Jura, der See entleerte sich. Seitdem schielte nur die Wenden mit ihrem kleinen Seitenfluß, der Eger, durchs Land, träge und in unendlichen Windungen den Weg zur Donau suchend. Das Ries aber ist von den Tagen jener Flut her mit einer fruchtbaren Erde bedeckt, welche die Quelle seines Wohlstandes ist. Wo der Wind vor dem die Wellen erregte, da streicht jetzt die Luft über wogende Saat. Und wo am Bergabhange, wie die Sage flüstert, das Meerfräulein im Abendlichte sich ergadte, da pflügt jetzt der Bauer, und weidet der Schäfer seine stiebame Herde. (Nördlinger in seinen Sagen und Legenden aus Schwaben, Bd. I, S. 323, berichtet speziell von dem Meerfräulein am Schenkenstein, denn auch in die Schluchten des Perthesfeldabhanges waren die Wasser jenes Sees eingedrungen. Dort saßen die Meerfräulein und sonnten sich. Die Fischer, die am Schenkenstein ihr Schiff anbanden, hörten sie singen, sahen sie aber nur selten.)

Von der ergiebigen Kraft des Bodens zeugt auch die dicke Wasse seiner Bewohner. Der Blick von der Marien-

Meer der Früchte wogte, sind zum Schauplatz des „Krieges im Frieden“ geworden. Die Arme übte sich, damit ihre Waffen zu schätzen lernen, was des Friedens nimmer tastende fleißige Hand in trager Arbeit fördert.

Während wir im vorliegenden Jahre die ganze Heeresmacht auf einen einzigen Punkt vereint finden, haben wir in diesem Jahre die einzelnen Divisionen getrennt manövrieren, so daß sich fast das Sprichwort an uns bewährte, „Wohl macht Caes.“ Welches Gebiet, welches Manöverterrain soll das „Bayerland“ diesmal seiner besondern Betrachtung unterziehen? Doch gar schnell ist die Frage erledigt. Se. Maj. Hoheit der Prinzregent geruhen, in den ersten Tagen des September den Manövern eines Teils der 2. Division bei Nördlingen beizuwohnen; die Anwesenheit des obersten Kriegsherrn stellt dieselben so sehr in den Vordergrund, daß nicht einen Augenblick geyweifel werden könnte, daß das „Bayerland“ in Wort und Bild sich demselben zu widmen habe.

Seine Aufgabe ist eine dankbare; denn fast unerschöpflich ist der Schatz historischer Erinnerungen, der sich an die einstige Reichsstadt Nördlingen und ihre Umgebung knüpft, und der Fülle der Ereignisse entspricht die Großartigkeit derselben, hebt sie aus dem Rahmen der Spiegelsgeschichte, und durch den 6. September 1634 ist der Name Nördlingen in die Weltgeschichte eingetragen. Wir aber wollen jetzt versuchen, in Wort und Bild dem Leser von dem Ries und vorzüglich von seiner Hauptstadt — diesen Titel wird niemand Nördlingen bestreiten — getreulich zu berichten. Am leichtesten und in der vorzüglichsten Weise wäre diese Aufgabe erfüllt, wenn wir jedem derselben das prächtige Bäcklein überreichen, welches Herr Kellner Christian Mayer, Archivar der Stadt, verfaßte. Es betrifft sich, die Stadt Nördlingen, ihr Leben und ihre Kunst im Lichte der Vorzeit“ (Nördlingen, Verlag der G. V. Beckhans Buchhandlung). Wir nennen seine Darstellung eine unaberriffliche und möchten nicht hiervon ablassen. Mit



ein Heil Thurm

höhe zählt mächtlos 60 oder 70 Ortschaften, die hell schimmernd durch die Landschaft grünen. In der Stadt aber, die uns dort zunächst liegt, erkennt man sobald wie der Hauptort der Gegend, so das scharfe Gepräge der alten Reichsstadt. Wetterraue Mauern und Thürme in samstschreidigen Zeiten zu Ebnen und Trug errichtet, stehen aus einem Kranze reicher Baumgruppen empor. Dahinter drängen sich späte Dachgebäl, einer dem andern ähnlich und doch jeztlicher nach seiner Art. In der Mütte aber erhebt sich neben einem Turme von stolzer Höhe eines jener mächtigen Kirchengebäude, wie sie in der zweiten Hälfte des Mittelalters aus der Wohlhabenheit und Kraft des freien Bürgerstandes entsprungen. Seit einigen Jahrzehnten wachsen auch moderne Häuser um die Stadt auf. Im übrigen ist das Stadtbild angeordnet, gleich einem alten Gemälde. Wie im Träume stehen die grauen Thore und Mauern. Ihr feineres Antlitz trägt jenen ernstlichen Zug, aus welchem die Klage spricht: Unser Zeit ist vorüber! Und gewiss bleibt die Stunde nicht aus, wo auch das trostlose dieser Gemäuer in den Staub muß. Einstweilen jedoch stehen sie noch fest genug und laden uns ein, pietätvoll vergangener Zeiten zu gedanken, eines Geschlechtes, das, während es auf dem Gebiete wissenschaftlichen Erkennens manchen Irrpsal wanderte, doch mit hilfsreicher Hand behagt war und auf dem Felde namentlich der religiösen Kunst Werke schuf, an denen wir heutigen Tages bestaunt emporstehen.

Die braven Nördlinger Chronisten des 17. und 18. Jahrhunderts impazieren und mehr durch ihre Unähnlichkeit an ihre Heimatstadt als durch historische Bildung, wenn wir bei ihnen die jabelhafteiten Märchen aufgelaupelt sehen, um ihrer Vaterstadt römischen Ursprung beizulegen. Die Ähnlichkeit ihrer Phantasie läßt sie nicht selten verschiedene römische Kaiser in Nördlingen Kufentstall nehmen oder die Stadt mit hohen Stoben bebauen; sie läßt die Jubengemeinde zu Nördlingen Briefe von ihren Glaubensbrüdern in Jerusalem empfangen, worin dieselben triumphierend vom Tode des Gekreuzigten erzählen; sie läßt sogar den heil. Apostel Paulus auf einer Reise Nördlingen berühren und in der Bergkirche drei rebauliche Predigten halten. So ergötzlich es wäre, dergleichen Irrpsalben zu folgen, so zwingt uns die Würde der Geschichtswissenschaft, hierbei nicht länger zu verweilen.

Die erste historische Beglaubigung der Erlösen Nördlingens ist eine Urkunde des Kaisers Arnulf, gegeben am 18. Mai 998 zu Regensburg und mit dem Siegel und Namenszug des Kaisers versehen. Dieser Beglaubigungsbrief der Stadt, der somit in sechs Jahren sein 1000 jähriges Jubiläum feiert, ist beizens erhalten und befindet sich in Reichsarchiv zu München. Der Brief bezeugt den Tausch der Stadt gegen Wendling. Eine adeliche Frau, Namens Winpurr, hatte denselben getroffen, nachdem sie von Kaiser Arnulf Nördlingen um Geschenk als Leibrente erhalten hatte. Die Urkunde läßt erkennen, daß Nördlingen schon damals ein nicht unbedeutender Ort war. Jedoch lagerte jenes Nördlingen noch nicht in der Ebene, sondern auf der bewachbaren Höhe, wo heute die Totentanz sich ausbreitet. Die urkundlichen Quellen berichten wieder, und die Nachweise für die Geschichte der nächsten drei Jahrhunderte sind dürftig und späthlich. Erst im 13. Jahrhundert beginnen die Quellen wieder zu fließen. Wir erfahren, daß im März des Jahres 1238 ein furchtbarer Brand die Stadt vernichtete, und der vor Brescia lagernde Staufer-

kaiser Friedrich II. begnadet die schwergeprüften Bürger für die ihm bewiesene Treue durch dreijährige Befreiung von allen Reichsteuern; sein Sohn Konrad, der Gemahl der böhmischen Prinzessin Elifabeth, verlängert das Privilegium im März 1239 auf fernere zwei Jahre. Der Wiederaufbau der Stadt fand in der Ebene statt, und vom Jahre 1263 dürfen wir Nördlingen auf dem neuen Gebiete stehend betrachten. Und die Kraft der Verjüngung, liest man, durchströmte damals auf dem neuen Boden die Gemeinde. Der Ackerbau blühte, die Gewerbe kamen rasch empor, auch ein reges Handelsleben einfaltete sich, mit Venedig in Süden, mit Frankfurt im Norden knüpften sich lebhaft Beziehungen an. In tüchtiger Arbeit, bald auch in kriegerischem Mute offenbarte sich ein kräftiges Bürgerthum. Nach dem Flusse hatten die Erberber sich angefiedelt, in deren Hand sich geraume Zeit der größte Reichthum sammelte. Demächst wird die Föhrtrei genannt, ebenso das Pelzgeschloß. Mit Vorliebe pflegte der Nördlinger die Weberei in ihren verschiedenen Arten; weit erstreckte sich der Handel mit Weinen, Brauwaren und Wollenzug; die Leder- und Geschloßmacher zünden lange Zeit an der Spitze der Künste. Am höchsten entfaltete sich das Leben der Stadt in der bereits 1219 durch Urkunde Kaiser Friedrichs II. beglaubigten Jahresmesse. Das Marktgeschäft von 1445 bis 1450 weist aus, daß durchschnittlich mehr als 300 fremde Kaufleute die dortige Messe bezogen. Nach der größten Zahl sind vertreten: Augsburg, Ulm, Nürnberg, Dinkelsbühl, Heilbrunn, Eichstätt. Dann folgen Rothenburg, Onolobach, Gmünd, Windsheim, Eßlingen, aber auch Frankfurt, Straßburg, Speier, Köln, München, Regensburg u. a.

Es ist eine oft gehörte Phrase, man könne bayerische Geschichte schwierig schreiben, weil die historische Verbindung der einzelnen Landesteile fehle. Der Satz ist unrichtig und hinwählig. Die Geschichte Nördlingens gibt hierüber klaren Beweis. Ein Nördlinger Herrscher ist es, welcher im 14. Jahrhundert in entscheidender Weise in das Leben der Stadt eingreift und durch einen merkwürdigen Erfolg sozusagen der zweite Begründer der Stadt wird. So sind die Geschichte der Stadt Nördlingen schon vor einem halben Jahrtausend in unangenehme Verbindung mit dem Herrscherhause, dessen weisem, mildem Scepter sie heute untersteht. Jener bayerische Herrscher, dem wir in den Geschichtsbüchern der schwäbischen Reichsstadt begegnen, ist derselbe, dessen Andenken soeben die treue altbayerische Ortschaft Kroiburg durch Moritz Greife Zeitzeitspiel feiert, ist Kaiser Ludwig der Bayer. Er schrieb 1327 jenen hahnwichtigen Befehl zur Stadterweiterung, dem Nördlingen seine jeztige Umlochung verdankt. In der am nächsten Sonntag nach St. Wolfgangstag 1327 zu Gunne (Gemo) gegebenen Urkunde verleiht der Kaiser der Stadt auf acht Jahre die Erhebung eines Umgebels, eines Ausschloßes vom Weine, damit daraus die Erweiterung der Stadt besritten würde. Er lohnte ferner die Treue Nördlingens durch den Titel einer Reichsammerstadt. Das Gebot eines Wittelsbachers schuf den schützenden Rauerbürtel, hinter welchem sich die Stadt gegen ihre Feinde verteidigte. Ein nicht minder gnädiger Herr war Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg, welcher die Stadt mit mancherlei Freiheiten begabte. — Im selben Jahrhundert (1382) wurde in Nördlingen die erste Schießbüchse von Walter, dem Schloffer, erfunden, der Beginn ansehnlicher Artillerie, welche später die Mäule der Stadt schützte. Blättern wir

weiter in der Chronik der Stadt, so finden wir 1384 einen ältern Judenmarkt verzeichnet, welchen die Stadt schwer zu hüßen hatte, und der sogar vom zeitweisen Ausschusse aus dem Städtebunde begleitet war. Im Jahre 1440 drüete der Stadt Gefahr durch einen Überfall des Grafen Hans von Ottingen. Schon hatten seine Diener den Wächter vom Nimminger Thor bestochen, das Pfortchen zum Einbruch zu öffnen. Die Wachsamkeit der Polizei entdeckte den Anschlag, nahm Anstifter und Teilnehmer gefangen und erlösierte sie trotz des Eintraches des Grafen noch der grausamen Weisheit jener Zeit durch Biertrinken, Ertränken u. s. w. Ein Sagenkreis hat sich um das Ereignis gesponnen, in welchem ein durstiger Bürger und ein verlorenes Schwein eine große Rolle spielen. Die Erinnerung an den gefährlichen 7. Januar wurde durch ein kirchliches Donkfest festgehalten. Der heute übliche Ruf der Niddlinger Türmer und Nachtwächter: „So Wüell, so!“ wird auf jenen Überfall zurückgeführt, der Befreier des verlassenen Schweines habe dies Wort seinen Gefellen zugerufen, als sie des entronnenen Vorrenträgers habhaft geworden. Als im Jahre 1808 Kurfürst Max Josef in Niddlingen im Gasthose zur Sonne übernachtete, wurde er plötzlich durch besagten



Niddlingen im Jahre 1624. Copienzeichnung von Gregoren Eugen v. Niffelholz

Auf gemacht. Er eilte aus Fenster und fragte, was das bedeute, worauf der Nachtmücker kurz und rund antwortete: „Bei uns schreit m'r halt alle halb Stund a so!“ Der Kurfürst erwiderte: „Nun, dann ist's schon recht“ und begab sich wieder zur Ruhe.

Oben erfolglos blieb ein Versuch eines Ritters v. Spberg 1442 die beim Schloßackerinnen tödlich auf der Kaiserwiese verarmelten Bürger mit 700 Reitern zu überfallen. Man rückete sich bei Friten und schoß von den Willen etliche von den Kössen. Als Eberhard der Rossgehört bei

Neutlingen das Heer der Städte vernichtete, bedien 50 Rüdrlinger die Wollflatt. Reijße der Stadt kämpfen im Türkenkriege (1459), in der Schlacht von Gingen gegen Ludwig von Bayern, mit den Schwärmern gegen den Burgunberzog Karl den Kühnen. Am Palmsonntag 1474 weilte Kaiser Friedrich III. in der Stadt und wurde aufs löstbarste bewirtet. 1485 geriet die Stadt mit Herzog Georg von Bayern in Streit, der sie belagerte und eine ansehnliche Kriegsentwädigung erhob.

(Fortsetzung folgt.)

Dom Bayern-Plateau vor Paris.

Von Otto Eigt.

VI. Aus dem Tagebuch.

Goethe, der das Kleisite wie das Gedichte mit seiner unvergleichlichen Beobachtungsgabe umfaßte, zählt in der „Belagerung von Mainz“ alle Geräusche auf, welche während einer schlaflosen Juninacht im Zelte an sein Ohr gedrungen waren. Konnten wir auch von den dieselbst betrachteten zu weit friedlichen Bauten, wie Krähen der Hähne, Singen der Soldaten, Brüllen des Rindviehs, nichts vernehmen, so waren wir doch im Stande, vielerlei Bahngeschmungen aufzugeben, welche bei Tag und Nacht die Eintönigkeit des Belagerungsbürosten unterkochen. Zu hören war schon am Tage nicht viel, noch weniger bei Nacht, ausgenommen das ferne Rollen der Pariser Märtelbahn, Gewerkschäfte bei den Vorposten und einzelne Konouenschüsse. Um so eindrucklicher wirkte aber das plöcklich entspannene, weithin vernehmbare, aber bei der unächstigen Stille hoch klingende Geknatter, wenn vor Tagesanbruch deutsche Stellungen angegriffen wurden. Fond das Geknatter in unserer Gesichtswelt statt, so unterschieden wir das Aufstigen jedes einzelnen Schusses. Dabei verfolgten wir nicht nur mit müßiger Reugier den Fortgang des aufregenden Schussspiels; war doch der weite Uerrichtungöring wie ein lebendiger Organismus, wozon jeder Teil in Mitleidenschaft gezogen word, wenn nur ein Teil Schaden erlitt.

Aus Paris war bei gänstiger Windrichtung manchmal etwas Belobdetes zu erlauschen, z. B. tumultuarisches Geschrei, Sturmälanten, Gewerksfeuer, Geräusch von Wagen und Geschützen. Hierbei mochte eine oder die andere alutische Täuschung mit unterlaufen, etwa Farnen an einer entfernten Stelle der Umschließung für solches in der Stadt gehalten worden sein. Unweisselhaft jedoch und in der Nähe vernommen wir das früher erwähnte Zehlen und Singen aus Uamort abziehender Trupps, stundenlanges lustiges Geschrei im Fort Bonnevad während gymnastischer Spiele und Schmetkollen-Gesetzten der Besatzung, dann emsige Solosoluden der Honnisten. Drang von Paris nicht eben viel zu unserm Ohr, so fand auch das unbewusste Auge wenig Ausbeute. Ein belebtes, wenn auch städtisches Bild bot die Märtelbahn, deren nur mehr der Verteidigung dienende Züge mit Truppen und Kriegsmaterial auf der hochgelegenen Seine-Brücke Point du Jour sichtbar wurden, um bald wieder hinter der Stadt-Ummwallung zu verschwinden. Die Aufriedung von langen, hier und da mit irgend einem Zeug umwickelten Stangen auf

den stachen Türmen von Saint-Eulpioe, einmal auch auf der Kathedrale Notre-Dame, wurde anfangs von hoffnungsflehtigen Gemütern für Zurüstungs zum Aufstigen der weißen Fahne gehalten, entsappte sich aber nur als optische Zeichnung.

Mit gemischten Geföhlen beobachteten wir das unter frühlichem Hünerclang vorgenommene Exerzieren zwischen den Forts Banvred und Montrouge, von den Übungen kleiner Trupps an fortschreitend bis zu Brigade-Exerziten. Die letzteren fährten in ihrem Beginn hietes zu erhöhter Bereitschaft unerreicht, da nicht immer gleich abzurufen war, wo das Kriegsspiel aufhörte, und der Ernst anfing. Es war für uns doch eine fonderbare Zumutung, Gewehr bei Fuß dulden zu müssen, wie die jungen Truppen sich allmählich zu geschulten Soldaten herabgebildet, nur außer Gewehr- und Schußweise, aber unter den Augen derer, welche die Früchte dieses Strebens an ihrem eigenen Leide erproben sollten! Schießübungen wurden seitens der Franzosen nicht selten in geradezu höflichster Weise betrieben, indem die Scheiben so gestellt waren, daß alle am Ziele vorbeigehenden Schüsse in unsere Stellung, welche statt jeben Kugelstos die, flogen, so daß ihr Blei wenigstens die Deutschen belästigte. Einen ähnlichen Scherz gestatteten sich unsere lebensmüdrigen Gegner sogar per Ratione. Eines Tages wurde von Oberfortorium aus beobachtet, wie die Franzosen ein offenbar mangelhaftes Feldgeschütz gegen das Plateau richteten und in Gegenwart vieler Zuschauer einige scharfe Probgeschüsse abfeuerten. Erst die Ankunft der weithin treffenden preußischen Ballbüchsen-Schützen vor Paris mochte solchen Spähren ein Ende, indem die Franzosen ihre Übungen mehr nach richtiger Weise verlegten.

Den ergebnisreichen Einblick nach Paris gewährte das am Höhenrand in oberen Chantillon gelegene Oberfortorium, welches durch seine einen weites Gesichtsfelds beherrschende Lage, sowie seine Bauart zu diesem Zweck wie geschaffen erschien. Es bestand aus einem massiven Unterbau, auf dem sich ein Pavillon erhob, dessen Wände fast nur aus Fenstern bestanden; hatte derselbe doch schon im Frieden als vielbesuchtes, zu einem Café gehörendes Belvedere gedient, von wo aus sich die Pariser Ausflügler an dem Anblick ihrer prächtigen Vaterstadt weideten. Wie ganz anders jetzt, wo es galt, durch unvorsichtige gewissenhafte Beobachtung jedes verdächtige Anzeichen auf Seite der Belagerten zu erpäßen. Von dem Vorposten beziehenden Regiment hatten stets im Wechsel zwei

Lieutenants, denen Unteroffiziere beigegeben waren, den bedeutenden Ausgubienst zu versehen. Da die nahe Bayernschanze mit dem Hauptquartier des zweiten Corps in Charentay durch elektrischen Telegraphen verbunden war, so konnten wichtige Wahrnehmungen, z. B. von auffallenden Truppen-Ansammlungen und Transporten mittels Gärtelbahn — rasch mitgeteilt werden. Schon mit freiem Auge war das die Forts Issy, Banvres und Montrouge umgebende Terrain zu übersehen, und mit Hilfe eines vorzüglichen Fraunhofer'schen Fernrohrs eröfnete sich sogar der Einblick in einen der belebtesten Plätze der Weltstadt. Es war dies der hochgelegene Place de l'Étoile beim Triumpfbogen, an dem mit Tubus die Kriegergefalten der größten Marsmarchen zu unterscheiden waren. Auf dem Platz und zum Teil auf seinen Zugängen konnte man Menschenmassen, marschierende Abteilungen, Reiter und Wagen deutlich beobachten, und bei Tage war selbstverständlich jede Truppenbewegung außerhalb der Encinte auf der Südseite von Paris leicht entziffert. Im Fort Banvres sah man die Garnison an neuen Schießplätzen n. dgl. arbeiten, sowie außen herum Gräben, Fallbrüche und Torpedas anbringen, welche uns bei einem Sturmangriff freundlichen Willkomm bieten sollten.

Mit der Zeit bekam trotz aller Vorsicht der Feind Kenntnis von dem Todein des Observatoriums und nahm es häufig zum Zielpunkt schwerer Geschosse, welche in nächster Nähe und ein paar Mal auch im Unterbau einschlugen, so daß die im Glockenhaus sitzenden Beobachter um den Genuß der herrlichen Rundschau nicht zu beneiden waren. Im Verlauf der heftigen Kanonade während des Ausfalls am 13. Oktober, wobei das Geschübe wiederholt von Projektilen getroffen wurde, mußten die zwei beobachtenden Lieutenants meines Regiments ausweichen, nahmen jedoch den Tubus mit sich und setzten unentwegt von einem anderen Punkt ihre Beobachtungen fort. Etliche Wochen später fuhr sogar eine Granate derart durch das Observatorium, daß einer der Offiziere infolge des Luftdrucks zu Boden geschleudert wurde, zum Glück, ohne verletzt zu werden. Endlich gelang es den feindlichen Kanonieren doch, den Glockenturm zu zerstören, wobei leider das bewährte Fraunhofer'sche Fernrohr zu Grunde ging. Es mußte sonach ein anderes, allerdings nicht so günstig gelegenes Beobachtungshaus bezogen werden. Bis zu seiner Sprengung im Januar wurde, wie schon erzählt, auch der romantische Tour des Anglais oberhalb Clamart als Lagunort benutzt.

Die interessanteste nächtliche Wahrnehmung, welche uns mehrfache Verdrießlichkeiten, aber auch manch prächtiges Schauspiel bereite, bildete für uns alle das elektrische Licht von den Pariser Befestigungen aus, das damals noch eine neue Erfindung war und zum ersten Male zu Kriegszwecken in Anwendung kam. Heutzutage kennt jedermann die überaus schönen Effekte dieser ausgiebigen Lichtquelle, welche ja auch den Wünschelern von der Kunstgewerbeausstellung am Harquai aus reiche Augenweide geboten hat. Anna 70 war diese verdächtige Leuchte noch etwas Ungeordnetes und daher ist die davon Betroffenen Unheimliches. Die Ablösungen und Patrouillen, welche aus rauchschwarzer Nacht sich plötzlich von wohlhellem Licht überlassen sahen, hatten die Empfindung, geradezu als Scheiben für eine nächtliche Schießung ausgeworfen zu sehen. Sie zogen es daher, wenn nicht in unmittelbarer Nähe Deckung zu erreichen war, vor, sich kurzweg

auf den Boden niederzudenken, bis der jubringliche Lichtstrahl wieder auf eine andere Strecke überstrang. Dies währte mitunter recht lange und gefollete bei fatigen oder schneebedecktem Boden die unfreiwillige Niederlage zu keiner angenehmen. Auch die an Käußerhüten und Batteriebänken beschäftigten Geniefaldaten oder Artilleristen mußten ihr nächstgelegenes Treiben einstellen, wenn sie jählings von der riesigen Laterne beleuchtet wurden. Wiederholt machten wir auch die Wahrnehmung, daß die Franzosen während der Zusammenkünfte mit ihren größten Refragensierungs-Patrouillen unsere Vorpollentstellung elektrisch ausläteten. Jedes Fort, sowie einige Bastionen der Stadtmumlung, waren mit solchen Leuchtapparaten versehen, welche auf Entfernungen bis zu 2000 Schritt das Gelände mit einem teils horizontal hin und her-, teils auf- und abshwingenden Lichtkegel erhellten. Wie sich später aus Äußerungen französischer Offiziere ergab, hatten unseren Truppen die jubringliche Blendlaternen manche unnötige Strömung bereitet, indem sie weit weniger enthüllt hatten, als wir meinten. Kaum fleißigem elektrischem Licht finde ich im Tagebuche am 22. Dezember noch kleine leuchtende Ballons und farbige Signallaternen dicht hinter der Encinte verzeichnet, deren Bedeutung uns „dunkel“ geblieben ist.

Wenn je das Sprichwort „Nacht macht ersinderlich“ sich glänzend bewährte, so war dies in dem belagerten Paris der Fall, das auf allen Gebieten, namentlich dem der Technik, im Dienste der Verteidigung Hervorragendes leistete. Schließlich führten die Franzosen sogar mit feuernden Eisenbahnzügen ins Gefecht! Diese modernen Streitwagen, gepanzerter, mit schwerem Geschütz armierte Waggons, kamen z. B. während des Massenausfalls am 19. Januar bei Paris in Anwendung.

Die bewunderungswürdige technische Leistung aber war die noch niemals in solch großartiger Weise angewendete Luftschiffahrt. Sind doch, abgesehen von dem Ballons mit Ballonpäckchen, nicht weniger als 64 Passagierballons aus dem belagerten Paris geflogen, von denen die weitaus größte Hälfte ihren Zweck erreichte, eine Anzahl jedoch merkwürdigen, sowie unglücklichen Geschick anheimfielen. So ging ein Ballon in Norwegen nieder, ein anderer landete im Bayerischen Walde, nachdem, wie auch in einem Artikel des „Vaterland“ erzählt wurde, die drei Insassen schon vorher bei Metzbergung an der Tauber unanft abgesetzt worden waren. Unlängst kam mir von ungehört ein französischer Bericht über Luftschiffahrten während der Belagerung von Paris zur Hand, und es war mir besonders interessant, daraus Näheres über den Ballon zu erfahren, auf den wir am 4. November im Paradenlager bei Pleffis-Biquet Jagd gemacht hatten. Derselbe, auf den Namen „Gallée“ getauft, führte als Passagiere den Ballonlenker und einen Herrn Antonin, Sekretär des Regierungsmittelsbesitzer Garnier-Pagès, außerdem Despeires n. dgl., sowie Vriesthauben mit sich. Nachdem „Gallée“ die erwähnte Beschädigung vom Bogen aus glücklich überstanden, landete er drei Stunden später bei Chartres im Departement Eure et Loire, — fatalerweise mitten unter Preussien. Doch gelang es Antonin andern Tags, notürlich unter Verlust der Schriftstücke, aus der Kriegsgefangenschaft, in die er budständig „gefallen“ war, zu entkommen. Innerhalb 24 Stunden währlich kriegerische Aftenerer genug für einen friedlichen Sekretarius! Wie sehr sich die Ausfindung solcher fliegenden Posten lohnte, ergibt sich aus der Thatfache, daß einmal eine

mit Pallan beförderte Brieftaube 13 000, gruppenweise auf photographischem Wege verkleinerte Tafeln und Briefe aus der Praving nach Paris brachte, wofür sie vermittelst eines Vergrößerungsapparates abgelesen wurden. Man kann sich denken, mit welcher Freude diese Briefschaften von den

Parisern in Empfang genommen wurden, welche schon mehrere Wochen lang ohne Nachricht von der Außenwelt waren — wohl eine der fähbarsten Entdeckungen während der Belagerung!

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. Franz Kießlin erzählt uns von den Schicksalen der alten Reichshofl. Hildelingen. Wir bringen hierzu zwei Bilder, deren Originaleinsendung uns gütigst aus den Schätzen des Hildelinger holländischen Museums überlassen wurden. Beide Zeichnungen sind Werke des Professors Eugen Freyherrn v. Löffelholz, dessen künstlerische Hand bereits früher das „Woyersland“ durch die Bilder zu Pletens Gebirgsbau schmückte. Das größere Bild zeigt uns Hildelingen unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Kriege. Das Gesamtbild hat sich jedoch wenig verändert, er sieht sich dem Zuge des Besizers noch immer in der althergebrachten Gestalt eine unerlöschliche Andenke ständiger wahrer Krieger. Nur einzelnes ist erschwunden, so die St. Amantenskirche vor den Thoren der Stadt. Das zweite Bildchen gibt uns eines der gerühmten merkwürdigen Motive, den „Heilturm“ zwischen der „alten und neuen Feste“. Die Sprachschreibung bezieht uns bezüglich seines Namens, daß „heil“ das alte Wort für „heilig“ sei; der Heilturm ist der Turm, wo die „Schuld“ gebüßt wurde. Der kleine runde Turm zeigt eine wunderliche Architektur. Die Besetzer wurden einst in sein tiefes Gefäß an einem Seil hängengehalten; lokale Schatzkammer soll bereits in den Zeiten der heiligen Jense dies unterirdische Gewand von dem Sezen und Schätzen der Gefangenen wiederentdecken lassen, bleibt aber den historischen Beweis schuldig. Der Name aber lautet an, daß der Turm schon 1456 dem besagten Zwecke diente. Einige Male wird er auch „weißer Turm“ oder „Sperterturm“ genannt.

Das zweite „Humpfenburg“ gibt uns Veranschaulichung, zwei Bilder zu veranschaulichen, welche sich dem plötzlichen Hingange Sr. Maj. König Max Joseph I. widmen. Von dem ersten Bilde ist mehr Zeichen noch Bedarf. Der König liegt im Bette, umgeben von seiner Gemahlin, dem Prinzen Karl und zwei Töchtern; das zweite Bild ist eine Handzeichnung von Heinrich Adam und zeigt uns den Moment, in welchem sich der Zug mit dem schicksalhaften Leichenwagen um die Fassade vor der Schloßterrasse bewegt. Beide Bilder kommen aus der Hildelinger-Zusammenstellung in München.

Woher stammen die Zigarren? Der Tobak ist ein spezifisch amerikanisches Erzeugnis, welches man in der Alten Welt vor der Entdeckung der westlichen Erdhälfte nicht gefunden hat. Die Spanier waren sehr erköstet, als sie sahen, daß die Indianer den Rauch dieses Krautes einathmeten und dann von sich bliesen. Eine der ältesten Nachrichten über das, was wir jetzt Zigarren nennen, teilt der Geschichtsschreiber Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdes mit in seiner Geschichte von Kolumbus, welche 1555 veröffentlicht wurde. Er war viele Jahre lang in den centralamerikanischen Gegenden und spricht die Augenzeugen. Wir entnehmen ihm das Nachfolgende: Am Sonntag 19. August 1526 kam Don Alonso, Kapitän von Mayo, dessen einheimischer Name Nambi, d. h. Hund, ist, auf den Marktplatz seines Dorfes. Es war zwei Stunden vor Einbruch der Dunkelheit. Wegen hundert Indianer besetzten ihn. Sie setzten sich in eine Kette und begannen, ihren Acker zu feiern. Acker ist ein Gefänge, in welchem sie das Andenken von Begebenheiten aus früherer Zeit oder aus der Gegenwart schildern und vermittelst welcher sie das Andenken bewahren. Sie tanzten und sangen. Wohlgerichtlich waren sie um gemeine Leute, denn der

Kapitän ging sehr feierlich nach einer andern Ecke des Marktplatzes, wo er auf einer Art von Bank Platz nahm. Dann setzten sich die höchsten Beamten und etwa achtzig andere Indianer um ihn herum, und ein junges Mädchen brachte zu trinken in kleinen Kalebassen. Das Getränk war wie harter Wein und ein wenig süßlich; sie bereiten daselbe aus Weiz und nennen es Uchiga. Es sieht aus wie eine Hünerbrühe, in welche man ein paar Eier geschlagen hat. Als sie nun zu trinken angefangen hatten, nahm der Kapitän ein Päckchen mit Tabakspfeifen, eines jedes Zoll lang und so dick wie ein Finger; die Pfeifen waren zusammengesetzt und mit einem Harz benetzt. Sie verwendeten auf den Rauchen der Tabak große Sorgfalt und verfertigen aus ihm Rollen, welche sie an einem Ende anzündeten; diese brachten einem ganzen Tag. Das andere Ende stecken sie in den Mund, ziehen von Zeit zu Zeit den Rauch ein, behalten ihn eine Zeitlang bei sich und stoßen ihn dann aus dem Munde oder aus den Nasenhöhlen von sich. Jeder Indianer hatte dergleichen Pfeifenrollen, welche sie in ihrer Sprache Yupoque nennen; auf Hispaniola heißt dieses die Tobako.

Dieser dummerlei Geschlechts brachten abwechselnd Pfeife, die mit jenem Getränk oder mit einem andern angefüllt waren, das man aus Koles bereitet (Schokolade). Von dem letzteren tranken sie drei oder vier Schalen und gaben dann die Pfeife weiter, welche von Hand zu Hand ging. Dabei schrieben sie fortwährend jenen Rauch ein, rührten die Trommel und schlugen den Takt mit der Hand, während andere sangen. So blieben sie bis Mitternacht beisammen, und die meisten von ihnen lagen dann betrunken da. Der Rauch äuferte sich auf sehr verschiedene Weise. Einige waren wie tot und regten sich gar nicht, andere heulten und schrien, noch andere häupten und sprangen. Als sie in solchem Zustande waren, kamen die Frauen und brachten die Männer nach Hause. Einige schrieben bis Mitternacht, andere sogar bis zum Abend. Wer sich nicht so betraufte, wiewohl von den übrigen gerühmt und gilt für einen schlechten Krieger.

Stundenjörn. Auf dem Reichstoge zu Nürnberg 1487 ließ Kaiser Friedrich auf dem Turm der Burg ein großes inneres Horn dringen, welches, mit einem Haselzweig getrieben und abgesehen, sehr laut ertönte, wie eine große Orgelpfeife, daß man es über die ganze Stadt hören konnte“. Mit diesem Horn mußten die dazu bestellten Wächter, so lange der Reichstog dauerte, die Stunden verkünden.

Heil Welt! Im Jahre 877 lebte eine böhmische Kriegsführer aus Italien jurist. Sie schleppte eine Kronschiff eigener Art mit sich und in Bagern ein: „wer nimmst diesen mußte, sie augenblicklich zu Boden“. Die Anordnung eines jeden Mittels dagegen war fruchtlos. In dieser großen Not stiegten die guten Leute den Hiesigen zuzurufen: „Heil dir Gott!“ — ein Gebet, der sich bis zur Stunde erhielt. (Mittelalt. Hist. Zeitsch. I. 140.)
Gretschel.

Inhalt: Hildelingen. Eine Hildelinger Geschichte. Ein Bild des Hildelinger (Hildelinger) — Humpfenburg. Von Eugen Freyherr. (Mit zwei Hildelinger) (Hildelinger) — Hildelinger in München. Von Eugen Freyherr. (Mit zwei Hildelinger). — Vom Kaiserthum der Stadt Max die Gist. — Die Hildelinger. Unter Hildel. — Woher stammen die Zigarren? — Stundenjörn. — Heil Welt!



N. 50.

Erhöhet jederzeit ihre Anzahl und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für halbes Central-Exemplar werden. — Bei räumlicher Engung kann für 2/3 oder für 1/2 Preisbestellung mit ein Vorbestellung erfolgen.

3. Jahrgang 1892.

Verstümmelt.

Eine Münchener Geschichte des Albert Schullbeck.
(Fortsetzung.)

„Schüttert burg der Sprechende das Gesicht in den Händen. Die Enthüllungen des Obersten hatten die Ruhe seiner Seele gehört; wie gebrochen sah er seinem väterlichen Freunde gegenüber, der ihn voll Teilnahme betrachtete. „Ermonne Dich, Henri“, sagte Laharpe endlich mit weicher Stimme. „Es ist nicht gut, daß Du so willenlos Dich dem Schmerze hingibst. Dir sind andere Aufgaben gestellt. Noch einmal, Du bist ein Trefort, sei dieses Namens und Deiner Abkunft Dir stets bewußt.“

„Du willst, daß ich Verlangen trage, den Namen Trefort zu führen?“ rief Henri aus. „Nimmermehr! Der Marquis hat Schönheit auf das Haupt meiner armen Mutter gehäuft, ich flüchte seinem Kadenen.“

„Er war Dein Vater, Henri“, sagte Laharpe ernst. „und glaube mir, er hat diesen Fehltritt seiner Jugend oft bereut, denn er war sehr entschlossen, das eingegangene Bündnis legalisieren zu lassen, Dir seinen Namen zu geben. Und was der Vater nicht mehr zu vollführen im Stande gewesen, wird der Großvater thun. Zähle in diesem Punkte auf mich, Henri, Siehe, als ich zum ersten Male Dich erblickt vor einigen Wochen in der Weinchenke hinter der alten Kapelle, da ist mir das Herz aufgegangen, denn ich fühlte mich unbewußt ergriffen von dem Zauber Deiner Person. Noch wußte ich nichts von Deiner wahren Herkunft, aber, Du magst mich lindlich heißen, ich ahnte von ersten Augenblick, daß wir uns in Bälde recht nahe stehen sollten. Meine Klugheit hat mich nicht betrogen, denn Du bist der Sohn meines liebsten Freundes, dem ich in der letzten Stunde, da ich ihn gesehen, einen feierlichen Schwur geleistet.“

„Du hast Dir die Aufgabe gestellt, das Dunkel zu lichten, welches über des Marquis u. Trefort letzte Tage gebreitet ist?“ fragte Henri, und seine Stimme klang matt und gebrochen. „Ich kann mich nicht freuen über Dein ganzes Thun, aber sprich, sind Deine diesbezüglichen Anstrengungen von Erfolg gekrönt worden?“

„Ich habe manches in Erfahrung gebracht“, antwortete lägernd der Oberst — „doch ich bin mir nicht völlig klar, ob ich die aufgefundenen Spur bis zu Ende verfolgen darf oder nicht.“

„Welche Spur ist es, Laharpe? Ich darf, ich muß wohl fragen, wenn es sich handelt um das letzte Schicksal eines Mannes, den ich — Vater nennen soll. Antworte mir mit aller Offenheit. Ich kann nunmehr alles hören. Der Kapitän hat hier in Nürnberg geendet, als das Opfer eines gemeinen Meuchelmords? Gesetze, daß ich Recht habe.“

„Ich muß fürchten, daß dem so ist. Alle Angelegenheiten sprechen hierfür. Leider ist er nicht der einzige brave Kriegsmann, der, abgelenkt von dem geraden Wege, einem dunkeln Verhängnis verfallen. Wie vieler Kometen Gebirge mögen in dunkeln Winkeln vermodern, nicht nur hier in Deutschland, auch in Spanien und Italien, die weissen Wälder in Rußland!“ sagte düster der Oberst.

„Wer hat Dich auf die Spur geleitet?“ fragte Henri von neuem.

„Es war vor einigen Tagen. Ich sah hier an meinem Tische, als zwei Männer, beide Nürnberger, mir ihren Besuch abstatuerten. Der eine war der Wirt „Zum goldenen Fiß“,

ein gewisser Krudel, der andere ein Polizist, Namens Schleiter. Beide sind mir höchst widerwärtige Gestalten. Aber dennoch gelang es mir, meinen Uel niederzukämpfen, ich hörte sie ruhig an, nahm ihnen ab, was mir wertvoll schien, und brachte es sogar über mich, die Kannillen zu einem Frühstück hier zu behalten."

"Ich bewundere Deine Kneebauer, Loharpe!" sagte mit schwachem Lächeln der gespannt zuhörende Henri.

"Das Studium des Menschen, und gerade es an den vernünftigsten Vertretern, ist immerhin von großem Interesse", bemerkte der Oberst. "Nur war mir in diesem Falle die Besonnenheit, rein um Geldes willen, nicht etwa getrieben von Not, einen alten Wohlthäter an einem Fremden zu verraten."

"Wer hat dies gethan?"

"Krudel; von ihm habe ich diesen Dolch, das Gebetbuch samt Brief nahm ich dem Polizisten Schleiter ab. Beide wollten sich nur um hohen Preis von ihren jedenfalls gestohlenen Gegenständen trennen. Aber ich habe mich nicht umsonst in halb Europa herumgeschlagen als Kriegsmann, der nie zurückzuckt, wenn es galt, ein Hindernis zu nehmen. Ich verstand es alsbald, den beiden Schurken ihren Raub abzuliegen."

"Was soll es für ein Verbandsnis mit dem Dache haben?"

"Krudel nimmt an, daß er dazu gebent habe, den Kapitän zu befehtigen. Er behauptet, die Waffe am Orte, wo die That geschah, aufgefunden zu haben", bemerkte der Oberst.

"Wer sollte ein Interesse gehabt haben, den Kapitän zu befehtigen?" fragte Henri und legte, wie mit sich selber sprechend, hinzu: "Es könnte nur ein Akt der Rache sein, ausgehend vielleicht von einem schwer Befehigten. War es ein Weib, das seine Ehre zu verteidigen suchte? Krudel hatte die Waffe am Thortart selbst gefunden? Wo habe ich den Namen schon gehört? Ganz recht, er war ja früher bei Wägel bedienstet. Und Mademoiselle Wägel ist eine Französin. Sie hat wohl von früher her den Kapitän gekannt, ja."

Loharpe betrachtete mit steigendem Befremden, die immer wachsende Aufregung seines jungen Landmannes, und doch wagte er kein Wort des Einmischens, als Henri, wie in halber Geistlosamkeit mit sich selber sprechend, fortfuhr: "Er hat sich ihr wiederum genähert, sie mag ihn anfänglich zurückgestoßen haben, vielleicht hatte er alte Rechte geltend zu machen. Vielleicht war er ihr Gatte, ihr erster Gatte und sie — mir schaubert. Allmächtiger Gott, das ist des Schrecklichen zu viel auf einmal —"

Mit einem wilden Schrei taumelte Henri auf von seinem Sitz, das ungestüm wallende Blut hatte dem Gesichte eine bläulich-rote Färbung verliehen, die Augen traten fast aus den Höhlen, mit ausgebreiteten Händen griff er in die Luft, als würde er nach einer Stütze, der gewählten Brust entrang sich ein dumpfer Laut, dann fiel der Ärmste schwer kopfüber zu Boden. Im Sturze hatte er den kleinen Tisch mit erfaßt und lag im nächsten Augenblick unter Trümmern begraben wie leblos auf dem Teppich des Zimmers. Bestürzt eilte Loharpe herbei, warf sich auf die Kniee, hob das Haupt des Daliegenden in die Höhe und sählte nach dem Herzschlage. Dann rief er, und es klang wie schmerzgestültes Stöhnen: "Wenn er tot ist, denn bin ich sein Wörder."

12. Kapitel.

Graf Soden hatte, einer liebengewandten Gewohnheit folgend, so oft Bedürfnis oder Neigung ihn nach Nürnberg führte, es nie veräumt, den Medizinalrat Sartorius aufzusuchen, und so treffen wir ihn auch an diesem Sonntag Nachmittag wiederum in dem Studierzimmer des vielgesuchten Arztes.

"Sie sind also auch Freund der Rufen, Doktor?" fragte Soden, auf ein offen daliegendes Buch zeigend, "das ist doch nicht Wissenschaft, sondern Poesie, nicht wahr?"

"Es sind Uhländ Gedichte", lautete die Antwort des Medizinalrates. "Ich lese immer und immer wieder mit steigendem Wohlgefallen diese herrlichen Lieber und Balladen. In allgemeinen bin ich für falsch lyrischen Klang nicht sehr eingenommen, aber dieser Schwabe gefällt mir durchaus, es ist ein durch und durch kernhafter Mensch, ein Mann aus ganzem Guffe."

"Dem stimme ich vollkommen bei", sagte Graf Soden. "Erst neulich war mir gestattet, Einsicht zu nehmen von einem Drama dieses Dichters: Ernst von Schwaben. Die Vektüre hat mir Anregung gegeben zur Schöpfung eines neuen Schauspiels: Franz v. Sickingen, welches vielleicht nächsten Winter in Bamberg über die Bretter gehen wird."

"Na, wir werden es auch hier zu sehen bekommen, hoffe ich, Erlaucht. Aber, um auf Uhländ zurückzukommen, so habe ich gefunden, daß gerade seine waterländischen Gedichte einen so prächtigen Ton anschlagen, her alles mit fortstreift. Da hören Sie nur, wie er den sündischen Abgeordneten der Stadt Stuttgart, Bürgermeister Klüpfel, apostrophirt:

"Du Schindl der Wüth werd gefolget, her Fremde wilst von
brücker Jüur,

Tsch die behten Lande tragst un manes dor'gen Trampes Spur;
Ist wie man es verlan'nen Bilden erob'ne Wüthertier geist,
So ist man's bölig Aelt zu reiten, das unter wüthen Trümmern leht
Ju reiten gilt's und aufschauen, doch das Weichen bleibet fern,
Da Liebe leitet und Betruens und Vinstacht zwischen Holt und Herrn.
Der Zeiliche eht in allen Zeiten, her Jüchen heiligen Deut,
Tsch lüht er, her schmerzgestülten und aufricht, wie ihn Gott erschüt."

"Sehen Sie, Erlaucht, das ist Bestimmung. Solche Männer fehlen uns."

"Sie werden uns nicht fehlen, Doktor, glauben Sie mir, wenn der Natur ergeht", sagte Graf Soden mit Wärme. "Doch steht es in Bayern ganz bedeutend besser als drüben in Württemberg. Die uns verheißene Verfassung ist, Sie wissen es wohl, längst vorbereitet und wird demnächst promulgiert. Solch erbitterte Kämpfe, wie in Württemberg, bleiben uns in Bayern erspart."

"Wollen sehen", meinte Sartorius leutselig. "Wie denken sich Erlaucht der definitive Regelung der Finanzverhältnisse Nürnbergs? Die Schuldenlast beträgt fast 9 Millionen Gulden."

"Eine der ersten Vorlagen, die an die demnächst einzuberufenden Landstände gelangen, wird zum Inhalt haben die Anerkennung der Nürnbergschen Staatsschulden als integrierender Teil der bayrischen Staatsschulden."

"Das ließe sich wenigstens hören, denn bisher haben wir nur ein königliches Versprechen gehört."

"Bedenken Sie aber doch nur, Doktor, wie schwer die Ausscheidung des Gemeinvermögens zum Staatsvermögen durchzuführen ist."

„Ja, ja, wollen wir uns begnügen mit dem, was wir haben, und hatten wir in Gehuld der schönen Dinge, die uns außerdem noch versprochen sind!“ sagte Sartorius launig. „Aber seien Sie erlaubt! ebenfalls die Befürchtungen wegen einer Risikerte und notwendigen Teuerung im nächsten Jahre?“

„Die Aussichten sind in der That die trübsten“, lautete die in erstem Tone gegebene Antwort. „Der fürchterliche Hagedornschlag am 5. August hat nicht nur in hieriger Umgegend gewüthet, er hat sich vom Rhein bis nach Sachsen hin verbreitet und den größten Theil der Ernte vernichtet. Die Witterung ist meist nasshalt und regnerisch, was den Weiznach nur befördern kann, daher denn auch die Kornpreise fast ständlich eine Steigerung erfahren.“

Das sind freilich wahre Nothstände, die Sie uns da bringen, Erlaudet“, sagte der Medizinalrat nachdenklich. „Es wird angezeit sein, schon bei Zeiten Vorkehrungen zu treffen, das Ängste abzuwenden von den unteren Klassen der Stadt.“

„Es kann viel geschehen, wenn — was ja nicht zu bezweifeln ist — die stets bruchfertige Eiferwilligkeit der wohlhabenden Bürgerchaft sich auch diesmal hilflos erweist, des thätigsten Beistandes der Behörden darf sie sich zum Voraus überzeugt halten. Es läßt sich verschiedenes thun, der Noth zu steuern. Glauben Sie — ah, ich bitte —“

Der Eintritt eines Diensthofen hatte die Rede des Grafen Soden unterbrochen.

„Was gibt's?“ fragte nicht eben freundlichen Tones der Arzt.

„Entschuldigen Sie gütigst die Störung“, bemerkte schüchtern des Doktors alte Hausärztin. „Ich habe dreimal vernehmlich geklopft, aber die Herren hatten es überhört. Herr Wilhelm hat vor einer Viertelstunde geschickt, er kann nicht zum Abendessen kommen, denn er wird bei Wägels bleiben müssen. Den jungen Franzosen Martin hat, als er auswärts gewesen, der Schlag getroffen, er wurde heimgeschafft und liegt noch immer ohne Besinnung. Herr Wilhelm ist eben dazu gekommen, und jetzt wollen sie ihn bei Wägels nimmer fortlassen.“

„Was sind das wieder für Sachen!“ sagte unruhigen Tones der Arzt vor sich hin, als er diesen Bericht vernommen. „Da werde ich wohl selber gehen müssen, um ihn abzuschäfen, denn jetzt ist der brave Junge wohl nimmer dort, seit — Na, einerlei. In diesem Falle entschuldigen Sie doch gütigst, Erlaudet“, wandte er sich an Graf Soden, der sich alsbald erhob und zum Gehen gerüstet hatte.

„Bitte, keine Entschuldigungen, Doktor“, sagte er höflich, „vor allem die Pflicht. Der junge Franzose ist ja wohl vernunft mit Wägels? Nein? Dann um so besser. Der Fall ist hoffentlich kein crasser, und ich werde in Balde von Ihnen darüber hören, Herr Doktor. Für heute habe ich die Ehre“, und mit diesem Gruß verließ Soden das Zimmer.

Eine Minute später machte der Medizinalrat sich auf den Weg nach dem Hause seines alten Freundes Wägel. Dort herrschte die größte Aufregung. Vor einer kleinen Stunde hatte man Henri heimgebracht, bleich und regungslos lag er auf weicher Kragkohle gebettet, der Oberst und Dr. Wilhelm Sartorius, des Medizinalrats Sohn, waren den Trägern gefolgt und hatten alsbald dem Wägelschen Dienstpersonal anbefohlen, in aller Stille das Klügste zur Pflege des Erkrankten zu beschaffen. Henri's Zimmer lag im Erdgeschob;

Bertha eilte, alsbald sie die erste Kunde von dem schlimmen Vorfalle vernommen, die Treppe herunter und stürzte mit allen Zeichen hoher Erregung in das Gemach, wo sie den Arzt mit einer genauen Untersuchung des Bewußtlosen beschäftigt fand.

„Ist er tot? Komme ich zu spät?“ fragte sie hastig, „oder ist Hoffnung, daß er wieder hergestellt werde? Sprich, Wilhelm, wird er sterben, oder vermacht Du ihn zu retten?“

Der Arzt machte ihr beruhigende Zeichen.

„Du hast Hoffnung, sein Leben zu erhalten? Wilhelm, edelster der Menschen, rette ihn, und ich will Dir zeitweilig auf den Knien danken für solche Großmuth.“

Der Angeredete erhob sich und schritt der Sprechenden entgegen. Er ergriff ihre Hand, um die junge Dame in einen Wink des Zimmers zu führen, wo er ihr leise zuflüsterte: „Mein Wort darauf, daß ich meine ganze Kraft einsetzen werde, Deinen — Rauscher Martin zu retten. Genügt Dir dieses Versprechen? Aber als Arzt verlange ich dringend absolute Ruhe für den Kranken. Jede, auch die leiseste Aufregung ist von ihm fern zu halten. Noch kann ich nichts Anderes feststellen, als eine tiefe Ohnmacht, die freilich in Schlimmeres übergehen kann. Doch hoffen wir, wenngleich ich fürchte, daß ein Gehirnschlag, welcher die Folge einer hochgradigen Reizenerregung, im Anzug ist. Aber bei der kräftigen Konstitution des Kranken braucht man nicht an das Schlimmste zu denken.“

„Darf ich ihn pflegen, Wilhelm?“

Der Angeredete zuckte auf bei dieser Frage, aus den ersten dunkeln Augen richtete er einen langen traurigen Blick auf die vor ihm stehende schlankt Mädchen Gestalt, dann sagte er mit tonloser Stimme: „Ich habe keinen Einwand zu erheben.“

Bewegt küßte Bertha die Hand des jungen Arztes und nahm Platz neben Henri's Lager. Bald darauf langte der Medizinalrat an, der den Kranken bedeutend ruhiger fand, denn schon stellten sich die Barbotten eines typhösen Fiebers ein, und Henri begann irre zu reden. Er erhob sich der alte Sartorius, der mit dem Sohne und dem Obersten eine lange Besprechung gehabt, und sagte, zu Bertha tretend: „Hier ist kein Platz für Dich, Bertha. Ich weiß wohl, daß Wilhelm Dir das Dableiben gestattet, ich aber, der Erfahrener, muß es geradezu verbieten. Wir brauchen zur Wartung des Kranken starke Männer und dann — also ich muß darauf bestehen, daß Du und hier allein lässest. Bitte, führe doch Herrn Oberst Sabarre hinaus. Er hat Herrn Wägel eine wichtige Eröffnung zu machen. Ohnehin kennt Dein Vater den Fall in seiner ganzen Debatung noch nicht.“

Bertha gehorchte, wenn auch widerstrebenden Herzens, dieser Befehlung und verließ mit dem Obersten das Zimmer, um den Gast ihrem Vapa vorzustellen.

Herr Wägel saß in einem der Zimmer des ersten Stockwerks an der Seite seiner Frau und hielt ihre durchsichtige weiße Hand seit in der Rechten, und seine treuen Augen ruhten mit dem Ausdruck vollster Liebe und Güte auf den klaffisch edlen, aber tollkühnen Zügen Klotildens, als er sagte:

„Ich weiß es ja längst, daß, wenn Du je gekelbt, dies nur geschehen damals aus Unkenntnis und Unerfahrenheit, und ich selber habe Dir das Verprechen gegeben, nie nach Deiner Vergangenheit fragen zu wollen. Karoline hat Dich geliebt mit aller Liebe, deren ihre milde Seele fähig

gewien. Sie allein hat gewußt um Deine erste Ehe, aber sie hat dies Geheimnis mit in des Stob genommen, nachdem sie mich auf dem Sterbette eindringlich gemohnt, Dich an ihre Stelle zu setzen, daß fortan Du mir Gattin und meinen Kindern eine zweite Mutter werden möchtest. Ich habe nach ihrem Willen gehandelt, aber ach! unser Glück sollte nicht von langer Dauer sein, denn es kamen Jahre des trübsten Leids über uns, und das Geschick hat gewollt, daß wir schier ein halbes Menschenalter hindurch neben einander hergezogen sind, fremd und unerkannt. Vergiß mir, daß ich je hohe Zweifel können an Deiner Treue, daß ich in dem unjogbar harten Leide, das Dir gefallen war, wenn auch immer nur für Augenblicke, eine vom Himmel Dir auferlegte Buße hohe erliden können. Nunmehr Du stork genug geworden bist,

um gekränksten Geistes zurückzublicken zu können in eine ferne Vergangenheit, hat es Dich geböhrt, mir Dein Herz bis in die innersten Foltzen zu erschließen, so daß es fortan für mich kein Geheimnis mehr gibt in Deinem Leben. Wollte Gott, daß Du recht gesehen, wenn Du in dem jungen Martin Deinen Sohn erkannt. Vielleicht gelingt es ansetes Bemühungen, Deine Vermutung zur Wahrheit zu gestalten und dann — ja, ja! — fuhr er ganz glücklich fort, „denn ich täusche mich nicht, daß Bertha Henri liebt — legen wir der Kinder Hände in einander und freuen uns, mit ihnen wieder jung geworden, ihres jungen Glückes. Jetzt aber will ich Dich allein lassen, Klattbe, denn Du mußt ruhen. Heute Abend führe ich Dir Henri und Bertha zu.“

(Fortsetzung folgt.)

Nördlingen im Nieb.

Von Franz Kärtlin.

(Fortsetzung.)



ungefähr 2000 Häuser und Stobel im Grund und mit ries viel und mächtig groß Baum in Hölzern und Gärten mit Berg aus und nieder“.

Die Stadt trat früh der Reformation bei. Diebold Berlocher, ein Pfälzer, geboren zu Willighelm bei Landau, daher gewöhnlich Theobaldus Willichonius genannt, ein Studien-genosse Melanchthons, wird als der Reformator Nördlingens bezeichnet und wurde vom Räte 1522 dahin berufen. Die Stadt trat dem schmalkaldischen Bunde nicht bei; das Krieges-wetter jedoch zog sich in ihre nächste Umgebung. Im Herbst 1546 fand bei Klerheim zwischen den Spaniern und den Truppen des Bundes ein Kampf statt. Hierbei fiel der 24 jährige Herzog Albrecht von Braunschweig. Trotz der gräßlichen Verwundung durch einen Speerstich in Hals und Mund blieb er noch mehrere Sponier nieder. Er liegt hinter dem Hochaltar der Georgskirche begraben. Die Zeit der Leiden, des Elends beginnt. Die Pest miltet in den Mauern, die Stadt muß 150 000 fl. Pfrondschätzung bezahlen.

Kaiser Karl V. kam am 5. März 1548 mit dem gefangenen Landgrafen Philipp von Hessen nach Nördlingen; bei dem Kaiser befanden sich Philipp, der Erbe der spanischen Krone, Maximilian der König von Ungarn und Erzherzog Ferdinand, seines Bruders Sohn. 3000 Spanier waren damals in Nördlingen einquartiert. Der kaiserliche Besuch wiederholte sich am Johannisfest 1549.

Auch der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg, der wie ein Räuberhauptmann das Reich durchstreift, erschien vor Nördlingen, brandschatzte es und bestellte für den Stadtabler das französische Wappen ein, da er schmachvollerweise im Dienste des Königs von Frankreich stand. Im März 1551 tagerte auf der Kaiserwiese Mariß von Sothen. 1558 kam Kaiser Ferdinand I. zu Besuch. — Witten in diese welt-geschichtlichen Begebenheiten mengt sich der „Verdröntkrieg“, der Streit der Öttinger Grafen um Weide- und Jagdrechte, aus kleinsten Anlässe wurde viel Blut vergossen, ungeheurer Echoben an Eigentum verbrochen. Graf Ray Wilhelm von Wallerstein wurde 1614 bei einem Kompte zwischen Nördlinger Schützen und Wallersteinischen Jägern erschossen.

Weiter sind die Blätter der Wende des 16. Jahrhunderts

Die Sonne kaiserlicher Huld leuchtete der Stadt besonders unter Maximilian I., der sie sechsmal besuchte. Das Jahr 1517 verzeichnet den „großen Wind“. Der Winter war unermäßig warm gewesen, dann folgte spät noch eine strenge Kälte, und von Öttern bis in den Sommer hinein fiel kein Regen, so daß alle Wiesen ausdorrten, und der Bauer das Stroh von den Dächern nahm, um Futter daraus zu schneiden. Da erhob sich am Freitag nach dem Johannisfeste abends zwischen 7 und 8 Uhr plötzlich eine ungeheure Winds-brant, die mit rasender Heftigkeit über das Land fuhr. Die Bewohner Nördlingens waren des jüngsten Tages gewöhnt. Und wohl konnte man es ein Gericht heißen, was damals über die ganze Gegend kam. Wie ein zeitgenössischer Bericht sagt, warf der Sturm „innerhalb zweien Meil wegs

mit den grauenvollsten Ausfchreitungen der Hegenprogreffe bedeckt. Rüdlingen nimmt in der furchtbaren Gefchichte diefes fcheußlichen Wahnmordes eine hervorragende Rolle ein. Zahlreiche Cyper, hoch und nieder, wurden von der Verblendung ihrer Richter, unter denen namentlich Reichsfanfulent Kättinger und Bürgermeifter Pierringer fich ein unfeliges Gedächtniß erworben haben, den glücklichften Warten unterworfen und dem Tode auf dem Scheiterhaufen überliefert. Das Blut erflarrt in den Adern, wenn man die Akten durchflieft. Der noch erhaltene Brief, welchen Nebella Lemp, Zahlmeftrerin, aus dem Kerker an Gatten und Kinder fandte, und das Antwortfchreiben derfelben an die Mutter, entlocken heute noch an ihres zührenden ergreifenden Inhaltes felbft Männern Thränen.

Und dennoch hatte ein Weib die furchtbare Kraft, standhaft bis ans Ende zu bleiben. Die Kronwittvin Maria Hall hielt 56 Torturen von der ausgefuchtesten Graufamkeit aus, behauptete standhaft ihre Unfchuld und zwang dadurch die Richter, fie auf freiem Fuß zu fetzen und die weiteren Hegenprogreffuren einzufteffen.

Ist es doch, als hätte der Jammerzuf der unfchuldig Bewandeten die Wollen durchdrungen und die Kofche des Himmels über das verblendete Gefchlecht herabgerufen. Kann haben wir die Mütter gemeldet, auf welchen wir diefe herz-



3466 Reimlingen in der Belagerung. Originalzeichnung von Julius August Peter.

zerrührenden Begebenheiten lafen, fa beginnen jene, auf denen die endlofen Leiden verzeichnet find, welche die Stadt im Dreißigjährigen Kriege zu dulden hatte. Ihr Name ift, wie fchon vorbemert, einer der bedeutendften in der Gefchichte diefes Krieges. Alle großen und wichtigen Perfönlichkeiten defelben berührten Rüdlingen. Wir wollen keine Spezifizierung der endlofen Durchmärfche antreten, fondern nur die Namen der Fürften und der berühmteften Generale aufzählen. Am 14. Juli 1619 kam Kaifer Ferdinand II. zur Huldigung; am 14. März 1625 Graf Pappenheim; am 12. Febr. 1628 erfchien Graf Mansfeld; am 28. Februar 1630 der Friedländer, der Wallenftein; am 8. Oktober 1631 kam General Gallas; am 20. Dezember 1631 General Graf Tilly, welcher 8 Tage verweilt, am 29. Dezember abzog und am 4. Januar mit General Altringer wiederkehrte. Im April defelben Jahres kam Herzog Bernhard von Sachfen-Weimar mit General Baner, und am 24. September hielt, unter dem Jubel des Volkes der Schwedenkönig Guftav Adolf feinen Einzug. Er war begleitet von dem Polzgrafen Chriftian von Birkenfeld, dem Herzog Julius Friedrich von Würtemberg, Markgraf Friedrich von Brandenburg, den Grafen von Hohenlohe und Ottingen und dem Reichsfanzler Cyrenierna. Noch am felben Tage kam die Königin Eleonore. Im Jahre 1633 erfchienen Herzog Bernhard und Feldmarfchall Baner, der Polzgraf

Chriftian und der Rheingraf Otto mit großer Truppenmacht auf dem Durchmärfche.

Am 26. Juli 1634 fiel Regensburg, und die fiegreichen Fahnen des Kaifers jagten die Donau aufwärts. Die fchwedifche Heeresmacht räumdte die altpäpftlichen Lande, welche fie furchtbar verheert hatte. Bereits am 18. August war Rüdlingen von dem kaiserlichen Heere umftoffen. Das Hauptquartier war im Schloffe zu Reimlingen, den Oberbefehl führte der König von Ungarn, der spätere Kaifer Ferdinand III., neben ihm befchligen der Kardinal-Infant Ferdinand, welcher mit 12000 erlesenen fpanifchen und italienifchen Mannfchaften aus Italien zu ihm geflohen war, Herzog Karl von Lothringen, ferner Graf Gallas, Nicolamini und Johann v. Werth. Die kleine fchwedifche Befatzung und die Bürger verteidigten fich mit unabhreiblichem Heldenmuth, und erft am 7. Sept. öffnete Rüdlingen dem fiegreichen Kaiferjohne feine Thore. Es find mehrere Tagebücher der Belagerung erhalten, welche uns oft Stunde für Stunde von den Ereigniffen unterrichten.

Der gefährlichfte Augenblick war am 4. September, zwei Tage vor der Schlacht. Wir geben ihn in ausführlicher Befchreibung, da fich in ihm die Schrecken der ganzen Belagerung aufs anfehaulichfte bereiten. Nachmittags 3 Uhr, während alles feindliche Gefchütz gegen die Stadt donnerte, hüllten fich gewaltige Sturmwolken zu-

ammen und fetzten fich in Bewegung. Ihr Hauptziel war eine weite Breche unweit des Deuinger Thores. Sie follte erliegen, was ihr aus Rüdlingen genommen werden. Mut und gereizte Scham, einer Handvoll Bürger wachen zu fallen, ftachelte den Feind, die Wadertener erfüllte der Mut der Verzweiflung oder die Kraft religiöfer Hingabe. Siebenmal ftürmte der Feind, fiebenmal wurde er abgewiefen. Während der Kampf tobte, hatten fich feindliche Wogelbälke unbemert dem Deuinger Thorturme genähert. Er war auf der von der Stadt abgekehrten Seite furchtbar zerfchloffen. Durch die klaffenden Löcher fchlüpfen die Feinde herein, flatterten innen rafch heran, warfen den geringen Widerftand, den fie hier fanden, nieder und machten fich im Nu zu Dertzen des Turms. Wenn es ihnen glückte, fich hier zu halten, bis Nachtung kam, fo war die Stadt verloren. Und fchon fand noch feke Beifpiel Nachfage. Unter den Bürgern ahnte man nichts von der drohenden Gefahr. Pflöglich erdnete hoch vom Kirchturn, wo man den Überfall erfchauf hatte, die Urmglocke. Der Stadthauptmann Wefch eilte herbei und fetzte alles in Bewegung, den Feind wieder aus dem Turm zu werfen. Aber was man thun machte, es fchien vergebend. Von ficherer Höhe lachte der Gegner der erfolglofen Verjuche. Da half noch im letzten Augenblick die verzwweifelte Entfchloffenheit eines Bürgers. Der Serber Hans Giffeln rief mit

geständigem Rufe nach Feuer. Alles begriff, was er meinte. Im Moment war Strah und Holz zur Stelle, es wurde entzündet, und an dem Stiegenhals und Gebäude leckte die Flamme im Turme rasch empor. Bald wogte erstäubender Rauch um seine Spitze. Einzelne der Feinde hatten noch zu entriennen gewußt, die übrigen aber, vom Feuer immer näher umjüngelt, flüchteten sich endlich hoch oben hinaus auf die Gesimse und Fenster, dort hingen sie eine Weile unter furchtbaren Wehrufen und stürzten alldenn Herkend oder tot auf die Gasse. Da sammelten sich bleiche eingefallene Gestalten, Weiber, entmenscht

Nacht des 5. September begann das Warspiel mit einem erfolgreichen Angriff der Schweden gegen die spanischen Entstellungen am Heselberg. General Gallos zog am folgenden Tage die Belagerungstruppen an sich und stellte sich auf den Höhen des Heselbergs bis zum Allbuch in Schlachtlage. Der linke Flügel war durch Geschütz und Feldbefestigungen verstärkt. Burchdt geht Horn stürmend gegen die Schanzen an Allbuch vor, das vorbereitete Werk wird genommen. Die Explosion der zurückgeschleiften Pulverwagen bringt seine Truppen in Verwirrung. Feldmarschall Bredamini läßt 1000 Kürassiere



Flörmarschall Horns Gefangenname in der Schlacht von Reddingen 1534. Nach Citron Gemälde im f. Nationalmuseum.

durch den Hunger und die quälende Angst um die Erhaltung ihrer Kinder, und schnitten sich mit wollüstiger Biee Fleisch aus dem angebrannten Leibern, um sich und den übrigen das Leben zu fristen. Eine grauenvolle Scene, entsprechender durch das Bild der Sieger als der Überwundenen."

Nach immer haßte die Stadt auf Entsch; Herzog Bernhard hatte sein Wort verpfändet, sie zu befreien, und er kannte die entscheidende Lage der Belagerten, denn wiederholt war es dem schlauen Schuster Bederlin aus Galsburghausen gelungen, sich durchs kaiserliche Lager zu den Schweden zu schleichen. Man zeigt noch am Wasserarme die Stelle, wo der leide Bote ein- und auschlüpfte. Seine Losung lautete beziehend: „Mich hungert". Vergebens widerriet Marschall Horn den Angriff auf die kaiserliche Übermacht; Bernhard wagte das Glück der Schlacht, es entschied gegen ihn. Schon in der

auf sie einreiten, welche sie den Allbuch hinabjagen. Der Herzog gewahrt die Bedrängnis seines Marschalls und sendet ihm experate Regimente zum Succurs, welche jedoch den Sieg nicht zurückgewinnen können. Fast sieben Stunden dauert das blutige Schlachten, bis sich Horn entschließt, seine dezimierten Truppen zurückzuführen. Herzog Bernhard hatte anfänglich durch einen brillanten Reiterangriff des Generals Laspobel einige Anwesen errungen. Bald aber wurde das Vordringen seiner Reiter durch das vernichtende Feuer von 50 Geschützen gehemmt. Nun griff auch Johann v. Werth in die Schlacht ein; er stürzt sich mit 3000 Reitern dem Feind entgegen, dessen Scharen vor dem unüberstehlichen Angriff zerstückten und sich fliehend in die Reiterei Horns warfen. Da war die Auflösung der schwebischen Kolonnen unhaltbar. Herzog Bernhard selbst erlitt eine Verwundung am Halfe, wäh-

rend kein Pferd erschossen wurde. Verwirrung, Flucht und Niederlage wurden allgemein. In diesem Gewühle war es, wo Feldmarschall Horn von Wertischen Kürassieren (Regiment Busch) angefallen und umringt wurde. Diesen gab er sich gefangen und wurde von ihnen nebst den erstrittenen Fahnen ihrem Führer vorgeführt. Wetth selbst soll 3 Jährliche an ihren Fahnen erschlagen und 28 Feinde mit eigener Hand getödtet haben. Geißel, Bagage und Lager ließen die Schweden, von denen 12 000 auf dem Schlachtfelde lagen, im Stich. 80 große Kanonen, 4000 Bögen, 1200 Pferde und 6000 Gefangene waren nebst der ganzen Kriegslasse in die Hände der Sieger gefallen. Unter den Gefangenen befanden sich 3 Generale und 14 Obersten. Die Kaiserlichen

hatten 130, die Bayern 116 Standarten erbeutet. Nach altem Brauch zahlte Wetth seinen Kronen für jedes „Fändl“ 20 Reichsthaler aus. Als die wertvollste unter den erbeuteten Standarten galt des Weimarsers „Leitornet“ von weissen Atlas mit dem Spruche im goldenen Kranze „Non verbis sed armis“ (nicht mit den Worten, sondern mit den Waffen).

Nun erschienen die Abgeordneten der Stadt im Schlosse zu Reimlingen und boten um Gnade. Einer der spanischen Generale soll dem König geraten haben, an Nordlingen ein abfprechendes Beispiel setzen zu lassen, aber der großmüthige Ferdinand lehnte es mit den Worten ab „der Kaiser, mein Herr Vater, hat mich nicht gelehrt, die Städte des Reiches zu zerstören, sondern zu ihrer Schuldigkeit zurückzuführen“.

(Schluß folgt.)

Nymphenburg.

Von Hugo Krnoth.

(Schluß.)



Blick auf den See am See zu Nymphenburg.
Copyright-Verordnung vom 2. 3. 1914

Unter Karl Alberts Nachfolger, Max Joseph III., griff ein mehr hauswirthliches und nüchternes Regiment Platz; die Verschönerung Nymphenburgs beschränkte sich auf malerische Aufschmückung der inneren Räume, zu welcher im Gegenjage zur früheren Bevorzugung von Ankländern mehr einheimische, wenn auch weniger glänzende Kräfte, herangezogen wurden. Bauten wurden nur für die neu errichtete Porzellanfabrik aufgeführt. Das Streben des Kurfürsten aus Hebung des Volkswohlfühandes richtete sich nicht Moß darauf, sie durch Sparsamkeit, sondern auch durch Verschönerung neuer Quellen zu fördern, und darum ließ er dem Hofnermeister Riedermaier, der in der sächsischen Porzellanfabrik zu Meißen gearbeitet hatte, besondere Gunst angedeihen; demselben gelang es, aus einer in Riederbayern (bei Regensburg) vorkommenden Erdoart Porzellan herzustellen. Ein Haus im Rondel vor dem linken Schloßflügel wurde zur Fabrik bestimmt. Nach kurzer Blüte indessen ging die Fabrik langsam immer mehr zurück, bis sie in unseren Tagen aus dem Staatsbetriebe der Privatindustrie überlassen wurde und nunmehr wieder besser gedeihen zu wollen scheint.

Am wenigsten geschah für Nymphenburg unter Karl Theodor; er legte den Hirchgarten an, um der Jagd auf das dort gezeigte Hochwild zu pflegen.

Mit dem damaligen Sinken des politischen Übergewichts Frankreichs trat zugleich ein Umschwung des Geschmacks ein, England und englische Einrichtungen wurden tonangebend. Das trug sich auch auf die Gartenkunst über, welche nicht mehr die geometrische Stillisirung der Natur als Geziel anerkannte, sondern der freien Nachahmung der Natur halbtigte. Dieser Veränderung Rechnung tragend, berief Kurfürst Max Joseph IV., der erste König, 1803 den Hofgärtnerintendanten Ludwig Friedrich Edel von Schwözingen nach München, und dieser berühmte Gartenkünstler wandelte die streifzopfige Herrlichkeit des Gartens mit weiser Schonung eines Theils der vorhandenen Anlagen in jene Gestalt um, die noch heute alle Besucher und Lustwandler entzückt. Das große Parterre, der Kanal, die Kaskade, die Avenuen wurden beibehalten, und von diesem Mittelpunkt aus der glückliche Übergang in scheinbar frei-natürliche Wiesen- und Waldpartien geschossen, die Gehölze ersahnen die gewählteste Mischung der Bestände, die Gewässer erhielten freien Lauf, und die Teiche und Wasserspiele vor der Boden- und Pagodenburg wurden in einen kleineren und größeren See umgewandelt. Selbst der plattische Schmutz mußte sich eine Dejmierung gefallen lassen, bei der allerdings etwas zu viel des Guten geschehen sein mag. — In den Jahren 1807—1820 wurden die großen Treibhäuser angelegt.

Als nach der langen kriegerischen Epoche der Friede in Europa einzog, wurde Nymphenburg der Lieblingsofenhalt des „Vater Max“ und seiner Familie. Im Erdgeschoß des rechten Flügels bewohnte er — treu seinen einfachen Gewohnheiten — einige beschöne Räume, und der sogenannten „Prinzen-Garten“, der Spiel- und Tummelplatz seiner jährlich geliebten Kinder, soß unmittelbar vor demselben war sein bevorzugter Aufenthalt. Hier entschlief er auch in der Nacht des 13. October 1825.

Schon als Kronprinz hatte König Ludwig I. gern in Nymphenburg gewohnt und hier dem erfinderrischen Überbergst Joseph v. Baader Raum zur praktischen Ausföhrung seiner Gedanken gegeben. Baader schuf sinnreiche hydraulische Maschinen, einen „Wasserzähler“ (ein Wasser-Fluvelpep würde man jetzt sagen), und das Modell einer Eisenbahn, deren Wagen allerdings noch von Pferden gezogen wurden. Als

König bewohnte Ludwig I. jedes Jahr einige Wochen hindurch Nymphenburg.

Nach seiner Vermählung begab Kronprinz Maximilian den sogenannten Sommeraufenthalt in Nymphenburg, und hier wurde am 25. August 1845 sein erster Sohn Ludwig geboren. Wiederholt nahm König Max II. sommerliche Aufenthalt in Nymphenburg, und seine erlauchten Brüder haben die Neigung für das schöne Schloß vom Großvater geerbt. Prinz Adalbert hielt sich alljährlich geraume Zeit hindurch in demselben auf, seine Witwe wählte es mit Parke zu Sommerresidenz, und sein ältester Sohn, Prinz Ludwig Ferdinand, hält hier an der Seite seiner liebrenden Gemahlin Königin Hof. — Und wenn der Landesregent, Sr. Königl. Hoheit Prinz Luitpold, in den Mauern der Hauptstadt weilt, vergeht in Winter- wie in Sommerzeit seinen ein Tag, an dem er nicht im Bogen nach Nymphenburg fährt, um entweder allein oder in Gesellschaft einiger Kammerleute im Parke zu lustwandeln und sich im kühlen Bade zu erfrischen, sofern die Witterung es gestattet.

Nymphenburg ist wegen seiner anmutigen Lage und wegen der prächtigen Räume sehr häufig zum Schauplatz von Hofgesellschaften erwählt worden, welche dort, besonders in früherer Zeit, unter Entfaltung außerordentlicher Pracht gefeiert wurden. Solche fanden z. B. zur Feier der am 5. Oktober 1722 zu Wien stattgehabten Vermählung

des Kurprinzen Karl Albert mit der Erzherzogin Maria Amalia statt, und fast die gleichen wiederholten sich aus Anlaß der Taufe des zweiten, am 25. August 1728 in Nymphenburg geborenen Sohnes des Kurfürsten, des Prinzen Joseph Ludwig Leopold; während des Festschmacks 1734 wurde im Garten eine modifizierte Festschmack veranstaltet, bei welcher der gesamte Hof in den verschiedensten Kostümen erschien. Die Doppelhochzeit zwischen den Kurfürsten Witelshob und Bettin, die Vermählung des Kurfürsten Max Joseph III. mit der sächsischen Prinzessin Maria Anna, und seiner Schwester, der Prinzessin Marie Antonie, mit dem sächsischen Kurprinzen Friedrich Christian im Juni 1747, wurde in Nymphenburg durch Veranstaltung einer glänzenden Beleuchtung gefeiert, bei der die ganze Strecke von Neuhäusen bis zur großen Kaskade in eine Lichtstraße verwandelt war, und die mit einem großartigen Feuerwerk endete. Nachdem das Fest zur Feier eines Hochzeits im kurfürstlichen Hause rauschender Festjubel zu Nymphenburg, als die jüngste Tochter des unglücklichen Kaisers Karl Albrecht VII. am 13. Januar 1765 mit Kaiser Joseph II. durch Prokuration vermählt wurde. Die Ehe hatte nicht Neigung, sondern Politik geschlossen, und so waltete leider kein glücklicher Stern über

diesem Bunde. — Auch unter Kurfürst Carl Theodor und unter König Max Joseph I. wiederholten die Mauern des Schlosses und die Gänge des Parks vom lärmenden Treiben gar mancher Festlichkeiten, und unter König Ludwig I. war die Amalienburg häufig das Ziel festlicher Schiffsfahrten des Hofes.

Aber auch ernste Akte, wichtige politische Vereinbarungen vollzogen sich in den Sälen zu Nymphenburg; gar manche Staatsverträge tragen das hiesige Datum der landesherrlichen Unterschriften. Die Geschäfte verzeichnet namentlich zwei Verträge, die zu Nymphenburg abgeschlossen wurden. Der eine zog hochbedeutende Folgen nach sich: der Haupt-Handvertrag zwischen den drei Linien des Wittelsbachischen Hauses: Kurbayern, Kurpfalz und Zweibrücken, der am 5. September 1766 die alten Verträge über die wechselseitige Erbfolge der einzelnen Wittelsbachischen Zweige bestätigte, die Wiedervereinigung von Kurpfalz mit Bayern beim bevorstehenden Aussterben des kurbayrischen Wittelsbacher Mannstammes sicherte und damit feste Schranken gegen die Begehrlichkeit Österreichs aufstellte; außerdem wurde darin festgesetzt, daß München die Haupt- und Residenzstadt sämtlicher Wittelsbachischer

Landteile sein, und der jeweilige Kurfürst in derselben Hof zu halten habe. Über einen zweiten hier vereinbarten Vertrag sind ungewöhnliche Fabeln verbreitet gewesen, durch deren Wichtigstellung unser bayerischer Geschichtsforscher, Prof. Dr. C. Th. Heigel, sich neuer Verdienste erwarb. Carl Albert, damals nach Kurfürst, schloß nämlich während der Abwesenheit des französischen Vorkämpfers, Grafen Montijo, einen Traktat mit dem spanischen Generalen, Grafen Venturo, worin Spanien dem Kurfürsten für die Kaiserkrone und den Krieg gegen Österreich seine Unterstützung verbot. Hieraus schmiedete die Verleumdung einen Vertrag, in welchem Carl Albert für den Beistand Frankreichs zur Erlangung der Kaiserkrone Gebietsabtretungen an der Rheingrenze zugesprochen haben sollte, und mit diesem angeblichen Vertrage vom 22. Mai 1741 blieb das Andenken des unglücklichen Kaisers bis in unsere Tage herein schmählich gebrandmarkt. Erst Heigels Untersuchungen haben ergeben, daß ein solcher Vertrag in Wahrheit niemals geschlossen wurde, und die freilich allgemein verbreitete und allgemein geglaubte Nachricht darüber nur eine unwürdige Verdächtigung ist, welche — allerdings zu Lebzeiten des Kaisers — erjunden wurde, „um die Geschicklichkeit der engen Verbindung des Kaisers mit Frankreich in grelles Licht zu setzen und insbesondere in den zunächst bedrohten geistlichen Kurstaaten (Köln, Trier, Mainz) Mißgunst gegen den Verräter zu erwecken“. — Somit schwindet der



Nymphenburg in der Regenzeit, Gartenschloß.

Platen, der auf der Hinterlassenschaft Karl Alberts und auf dem Namen von Nymphenburg haßte, vollständig aus der Besichtigung; ebenso auch die aus patriotischer Gesinnung empfangene Erzählung, der Kanzler v. Linert, zu entscheidenden Vermittlung mit Befehlen vom Kurfürsten nicht eingeladen, sei auf einer Leiter vom Gortien aus zum Fenster des Konferenzsaales emporgestiegen, habe das Fenster eingeschlagen und sei eingedrungen, um nochmals mit lauter Stimme vor dem Bunde mit den Franzosen zu warnen.

Außer den Familien der Herrscher beherbergte das Schloß noch viele hohe, berühmte und mitunter auch unwillkommene Gäste. Im ersten Pavillon zur Linken des Hauptstockes, in dem nach der Gemahlin Karl Alberts benannten „Kaiserpavillon“, wohnte Kaiser Franz II. samt seiner Gemahlin und dem jugendlichen Erzherzog Johann, dem späteren Reichsverweier, auf der Heimfahrt von der Kaiserkrönung zu Frankfurt am 25. 26. Juli 1792. — Bald folgte ihm Moreau, der französische General, der vom Juli bis Ende November 1800, vom Paradorier Hofenaustritt an bis kurz vor der Schlacht bei Hohenlinden hier sein Hauptquartier hatte. Während seine Offiziere in wohen Gärten genossen, was die kleine Hauptstadt des besiegten Bayern an Vergnügungen und Feste zu bieten hatte, blieb der General einsam im Schlosse zurück. Nur früh morgens pürchte er im nahen Forste; den Tag aber verbrachte er sich in militärischer Arbeit oder kritisierte über Pläne, die Frankreichs Freiheit gegen den Ehrgeiz Bonapartes schützen sollten.“

Zehn Jahre währte es, denn bezog der schlagengewaltige Napoleon auf der Rückkehr aus dem Feldzuge von Austerlitz selbst diese Gemächer, die er vom 31. Dezember 1805 bis zum 17. Januar 1806 benutzte; seine Gemahlin Josephine hatte ihn seit dem 5. Dezember 1806 erwartet. Während seiner Anwesenheit nahm Kurfürst Max Joseph den Königstitel an (1. Januar 1806), und wurde die eben auf den blutgetränkten Schlachtfeldern vollzogene Allianz mit dem Korien durch die Verählung der Königsdchter Augusta mit dem Vikönig von Italien, dem Prinzen Eugen, Napoleons Stiefsohn, dem nachmaligen Herzog von Leuchtenberg, am 14. Januar 1806 besiegelt, eine Familienverbindung, welche das Sturz des Gewalthabers überbaute und dem hohen Paare ein wahrhaft ideales Glück genährte.

Abermals nach sechs Jahren zog ein anderer hoher Gast in die nämlichen Räume ein: der Herrscher aller Reichen, der Zar Alexander, der Napoleon hatte vom Throne stürzen helfen; prunkvolle Begrüßung des Hofes huldigte ihm.

So spiegelt sich die Zeitgeschichte in den Personen der erlauchten und hohen Beweise wieder, die Nymphenburgs Säle und Korridore durchschritten!

In der Gestalt, die Nymphenburg nach sein Park unter König Max Joseph I. besessen haben, ist es auf unsere Tage gekommen und bildet, wie zu den Zeiten der Großväter, einen Lieblingspartergang der Hauptstädter, zumal ihnen der ohnehin nicht weite Weg durch die Pferde- und Dampf-Trambahn verkürzt worden ist. Die langen Häuserzeilen der Residenz haben es ohnedies schon erreicht, so daß die nahe bevorstehende Einweihung bloß den formellen Vollzug einer bereits vollendeten Thatfache, die Aufhebung der räumlich nicht mehr erkennbaren Scheidung vorstellt.

Wir wandern zu Fuß hinaus, die jetzige Nymphenburgerstraße, den ehemaligen „Fürstweg“ entlang, im Schatten der herrlichen Lindenalleen, die unter Karl Albert gepflanzt worden sind, auf der Seite des schönen, von amantigen Schwänen besetzten Kanals, bis wir das weite Rondell erreichen, in dessen Mitte aus spiegelndem Wasserbecken der mächtige Springbrunnen mit hoher sprühender Säule emporraucht. Imposant tritt uns die langgestreckte, glänzlich gegliederte Front des Schloßes in einseitiger Wirkung entgegen, obwohl dem italienischen Parodist Palladio und des ganz in seine Fußstapfen tretenden Jucobso eine eigentlich künstlerische Bedeutung nicht zugesprochen werden kann.

Kolossalcharakter tragen die Pagoden- und die Badenburg, die erste ein Pavillon im Grundriß eines Maltheerkerzeuges und einstmal im chinesischen Geschmack ausgestattet. Hier pflegte Max Emanuel vom Mail-Spiel auszurufen und mitunter auch Tafel zu halten, wobei die Speisen des beschränkten Raumes wegen jedoch von der Dinerschaft durch die Fenster gerichtet wurden. Die Badenburg, so auch dem großen Marmorbassin genannt, gibt in ihrem gegenwärtigen Zustande kaum noch einen Begriff ihrer einstigen Schönheit, des bestirrenden sinnlichen Zaubers, den das mit allem Luxus der damaligen Zeit ausgestattete Bad atmete.

Im Inneren wie in der inneren Ausstattung unverändert ist die Amalienburg auf uns gekommen, unbestreitbar das schönste Kolosswerk nicht bloß Münchens, sondern ganz Süddeutschlands, „eine der köstlichsten Perlen des Rokoko (sagt ein Kenner wie Gurlitt), vielleicht die künstlerisch reichste Anlage, welche der Stil überhaupt zur Durchführung gebracht hat“. Die Stuckverzierungen, sedenen Tapeten, Wärmelaminar, gelichnten Möbel, vergoldeten Bronzen, geschmittenen Steine, die Spiegel und die Gemälde, alles stimmt in grazioser Form und sein abgeernteter Farbe zusammen und erzielt die anmutigste Gesamtwirkung.

Das Gegenstück zur heiteren Amalienburg bildet die Wunderlichkeit der Eremitage mit der Wagnerskloster, welche der romantischen Verwitterung lüftlicher Ruinen halbigt.

Wir können nicht scheiden, ohne mit Worten zu schließen, mit welchen Heiß sein „Nymphenburg“ einleitet:

„Nymphenburg kann sich an Holz Pracht nicht mit Versailles, an silhouett Schöndheit nicht mit dem Wiener Belvedere, an großen geschichtlichen Erinnerungen nicht mit Sanssouci vergleichen. Immerhin hat das Lustschloß der bayerischen Fürsten von jedem dieser Vorgänge und Reize ein volles Maß, um den Praktischen wie den kunstsinigen Geist zu fesseln und den Kenner und Freund der Geschichte anzuziehen; der Münchener aber hängt an Schloß und Garten mit ganzem Herzen. . . Im Gedächtnis jedes Münchens ist nicht der alte „Kontrollor“ oder der neue „Volksgarten“, sondern das prächtige Schloß mit der Wasserfalle davor und den Baumspiegeln im Hintergrunde das bleibende Bild Nymphenburgs: dieses taucht in ihm auf, wenn er den Namen hört. Wer das Schöne sucht, lasse sich von jenen Spiegeln locken. Wenn nicht das Schloß, so ist doch der Schloßgarten ein vollendetes Kunstwerk, — man vergesse nicht, ein Werk der Gartenkunst. Von ihr vor allem gilt das Leisigische Wort:

„Wenn Kunst sich in Natur verwehlt,
So hat Natur und Kunst gebildet!“

... Ein Geräusch, das weder den Denker, noch den Träumer stört, das halbe Geräusch der Rajade begleitet und überall. Westwindler hat Recht: „Unter die ersten Vorträge des Rumpfenburger-Gartens gehört unstreitig das Wasser“. Die Wasserfälle, plätschernden Brunnen, sprudelnden Bächlein und schimmernden Teiche sind ein Hauptreiz des Gartens; sie lassen die Schwermut, wie sie uns in der großartigen Einsamkeit der Wälder von Versailles bestreift, nicht aufkommen. Der Park ist zu allen Tageszeiten ein geistlicher Aufenthalt, wenn

die zierliche Badenburg im Morgenlichte rosig erglänzt, wenn ein tiefblauer Himmel über den Baumgängen und Blumenfeldern sich spannt, wenn der Sonnenuntergang sein Gold durch das Gezweig und seinen Purpur auf den See spiegelt wirft. . . . Die Geschichte von Rumpfenburg fällt zusammen mit der Geschichte der Regenten Bayerns während der letzten zwei Jahrhunderte, ist also unsere Geschichte, denn eins und unzertrennlich ist mit dem Wohl und Weh der Wittelsbacher das Schicksal Bayerns.“

Teufelstisch auf Waldstein.

Von Ludwig Bapf

Der Herr miß' uns beschützen
Und halten gute Nacht!
Tert welt mit seinen Schützen
Der Feind um Winternacht.
Jetzt knecht uns kein Meister —
Sein Lackus geht —
Jetzt ist es Zeit, ihr Geister!

Und lustige Gesellen
Euschnoben überall
Den schwarzen Hefenspolten,
Dem Hofe hier und Wall.
Es schlichtet sich bald die Hande
Am Heidenstein —
Jetzt ist die rechte Stunde!

Da jankeln aus die Schübe
Gehaut verführerisch,
Da drängt sich's um die Pläße,
Da schlägt die Faust den Tisch!



Es klingt in großen Weisen
Beim Kartenpiel: —
Die Wälder sind von Eichen!

Aus übervollen Händen
Kinnt Edelstein und Gold,
Doch bald an allen Enden
Der gelbe Plunder vollt.
Sie werfen jäh die Karten,
Es summt und geull,
Der Tisch wirb voller Scharten.

Doch hängt es an zu dümmern,
Husch, husch! — verstimmt der Schall,
Das Klirren und das Hämmern,
Der laute Wiederhall.
Dem Spul nur ertö'n Kunde
Im Karzerrot
Die Lächer in der Munde.

Die Spinnerin im Distelberg und die Kokenstube.

Kulturhistorische Skizze aus dem Hochstift Bamberg.

(Erdst.)

Sehr erklärlich ist es, daß, wie eben alle Dinge auf der Welt, individuell oder allgemein, mitunter und mit der Zeit ausarten, so auch die Kokenstube (Nichtstube, Spinnstube) ihre Auswüchse erliefen und demzufolge die Behörden zum Einschreiten veranlaßt hat.

Hierfür als Beispiel die Verordnung des Fürstbischofs v. Erthal:

„Verbotß der Spinnstuben.

Franz Ludwig ix.

Bei der jüngsthin in eigener Person unternommenen Visitation verschiedener Unserer bischöflichen Diözesen angeordneten oberländischen Kirchenpräpelt, und zugleich, so viel es die Zeit zugelassen hat, über den Zu- und Abgangszustand, auch Lebensart Unserer Unterthanen gemauenen Landesherrlichen Einsicht, fielen Uns unter anderen Unserer Aufmerksamkeit verdienenden Gegenständen auch die nächstlichen Spinn- und Kokenstuben in die Augen.

Wir vernahmen von den meisten sowohl geist- als welt-

lichen Vorgesetzten mit Trost und Zufriedenheit, daß jene der Ehrbar- und Anständigkeit offenbar entgegenlaufende Spinn- stuben, wo Personen weib- und männlichen Geschlechts versammelt sind, fast gänzlich abgestellt seyen, und wir bestätigten diese Abstellung mit den gemessenen Befehlen dahin, daß dertley Zusammenkünfte, wo sie allenfalls noch einigermassen beständen, keineswegs mehr geduldet, sondern ein- für allemal abgeschafft, und vollkommen zerstört werden sollten.

Es ist aber auch noch eine andere Gattung von Spinn- stuben in Übung, wo mehrere Personen einzetley Geschlechts sich bey den Winternachstunden zum Spinnen versammeln.

Bey diesen Zusammenkünften ist nun freilich der Unfug nicht so augenscheinlich, als bei den ersteren; es mangelt auch nach Verschiedenheit der Ortsorten und ihrer Umstände nicht an mehr oder minder scheinbaren Gründen, welche für die Beibehaltung der letzteren das Wort sprechen.

Nachdem Wir aber die Sache an Ort und Stelle selbst erwogen, und mit geist- und weltlichen Oberbathschern darüber gesprochen, scheinen sie Uns noch lange nicht so überwiegend,

daß sie Unseren Beifall verdienen, und Uns zu ihrer ferneren Tüchtigung vermögen können.

Wünscht dem, daß der Endzweck des Vortheils oft mehr der Soge, als der That noch erzielet wird, sind und bleiben einmal nächste Zusammenkünfte mehrerer Personen, wenn sie gleich einerley Geschlechts sind, von der gefährlichen und bedenklichen Art, daß, wo zumalen die Ältern ihre Kinder dahin zu begleiten nicht allemal den Willen, öfters auch nicht die Belegenheit und Zeit haben, die besten von den Ortswortstehern vorgelehrt werdenden Anstalten nicht hinreichend sind, Anordnungen und Ausschweifungen zu verhindern, welche sich, wenn etwa schon nicht bey den Spinnstuben selbst, doch bey dem nächsten Hin- und Hergehen, zutragen, und die zwar die schwarze Decke der Nacht verbirgt, aber leider öfters zum langwierig und Schande einzelner Personen und ganzer Haushaltungen ausbrechen.

Es sind daher auch diese Gattungen der Spinnstuben an manchen Orten, die Wir bey gegenwärtiger Visitation besuchet haben, ohngeschadet des Vortheils, oder einer Art Nothwendigkeit, welche anderen Orten vorgeschlägt werden wollen, durch eifrige Bemühung geist- und weltlicher Ortswortgeetzten abgehasst; und Wir sehen Uns daher um so mehr bewogen, einzuweisen in jenen Gegenden Unseres Bisthums und Landes, wo Wir Uns persönlich einfanden, auch diese Gattung von Spinnstuben zu verbieten.

Nachdem Wir nun aber dieses Unser Verbot allgemein zu machen für nothwendig finden; als gebiethen und besetzen Wir aus landesherrlicher und bischöflicher Macht und Gewalt hienüt gnädigst, daß die vorberreite jungerley Gattungen von Spinnstuben in Unseren fürstlich-würzburgischen un- und mittelbaren Landstädten, Städten und Dörfern von nun an gänzlich aufgehoben und abgeleitet seyen; die geist- und weltlichen, Ord- und sonstigen Vorsteher, die von Amtswegen darauf zu sehen haben, in keine Wege mehr gebudet werden, und diese einander wechselseitig, forderjamst aber der weltliche Arm die Seelsorger auf ihre Anzeige darunter unterstützen sollen.

Von diesem allgemeinen Verbothe nehmen Wir lediglich die Zusammenkünfte solcher nahen Blutsverwandten aus, wo lebige Schwestern und Schwägerinnen, Schwestern und Brudersöhner in den Häusern ihres Vaters oder Mutter, Bruders, Vaters oder Mutter Schwestern mit ihrer Arbeit zusammen kämen; indem ein solches die Gefahr und die Bedenklichkeit einer Spinnstube nicht haben würde; zumalen wir die Zuversicht dabey hegen, daß wenn Ältern entweder aus Sorglosigkeit, oder weil sie sonst verhindert sind, ihre Kinder nicht dahin, und wiederum zurück begleiten würden, so nahe Anverwandte dafür besorgt sein werden.

Schließlich wollen Wir, daß diese Unsere Verordnung sowohl jetzt gleich, als auch jährlich um die Zeit, wo das Spinnen anfangt, in obgedachten Unsern Landen von den Kanzeln verkündigt werden soll. Gegeben in Unserer fürstlichen Residenzstadt Würzburg den 13. November 1783.

Frantz Ludwig x. (L. S.)

Hierzu noch einige Bemerkungen:

Wenn die fürstbischöfliche Verordnung von „nächsten Zusammenkünften, wenn sie gleich einerley Geschlechtes sind“, spricht, so meint sie damit doch nicht die eigentliche Spinn- oder Rodenstube. Es hot nämlich damals auf den dortigen

Spinnstuben gewissen heiligen politischen Versammlungen ähnliche Zusammenkünfte gegeben. Ein raisonnierender Zeitgenosse, der sich gegen die wohlberechtigten Verordnungen (gegen jene Zusammenkünfte) ausläßt, gewährt uns einen Einblick. Er schrieb (1799):

„Endlich fällt man auch noch über die letzte Gattung von Lichtstuben her, über die Versammlung der ehrwürdigsten Älten. Bald betrachtet man sie als die Schule der Raisonneurs, denn je zuweilen bringt wohl ein oder das andere Mitglied ein ganz ansehnliches Vöthen der Fehler der Wachthaber, der Beamten, des Pfarrers, Schullehrers, Schutzherrn, und der Gemeindevorsteher mit in die Versammlung, auf doch unsere Schande offenbar werde vor den Leuten; damit sie von der hochansehnlichen Versammlung gesehen, gelesen, gehöret und wohl verstanden werde; bald weitet man sein den Zeiten des philosophischen Jahrhundert's Salobinismus dar, und hält sie für die Mutter des verruchten Freireisensinnes; bald fürchtet man noch andere Klubs, Verschwörer allerhand; bald sieht man sie als die Höhlen der Mäher und Hefler an u. s. w.“

Und derselbe Raisonneur schildert nach seiner Anfassung die Zusammenkunft in nachstehender Weise: „Man fördert zunächst die Geschäfte des Tages, die Kränkheiten, die man höret, die Erfahrungen u. s. w. zu Tage; dann wird abgetheilt, was recht, was unrecht, was gut, was böse sei; man erzählt die Schicksale seiner Prozesse, teilt sich wechselseitig Klugheitsmaßregeln mit, spricht von den Preisen seiner Erzeugnisse; handelt das weitläufige Kapitel von Ackerbau und Viehzucht, prüft Maßregeln der Regierung, Betragen der Staatsdiener, der Advokaten x. oft mit bemerzungswürdigem Scharfsinn, philosophirt über das große Weltgebäude; speculirt aber keine Unternehmungen, geistelt die Rindkläber, die Feuermänner u. s. w.“

Wer diese drei Anfassungen, das fürstbischöfliche Verbot, die Entgegung und die Besatzung der Lichtstube seitens des citierten Zeitgenossen vergleicht, bedarf keines weiteren Kommentars, um vollständig klar über die Sache zu sein.

Wir haben aber endlich der Vollständigkeit halber noch die dritte Species der Rodenstube, die (seltenen) Lichtstuben der Weiber anzuführen. Hier lieiesten Schlingel, Dosen, Nachbarinnen, Mänse, Enten, Pühner, Eier, Käse, Butter, Wädh, Kuh und Kälber den Stoff zur Unterhaltung.

Dem fürstbischöflichen Verbot folgten in späteren Zeiten Verordnung der kurfürstlichen und der königl. bayerischen Regierungen; die Rodenstube, wie wir sie zuletzt schilderten, (die allgemeine Rodenstube) ist trodten geschrieben 600 nahezu auf die heutige Zeit und dieselbig wird sie selbst heute noch in eingehendstem Maße da und dort gehalten.

Vor Jahrzehnten wenigstens haben wir, bei Ferienaufenthalt auf dem Lande im Hause von Verwandten, diese altfränkische Einrichtung aus eigener Wahrnehmung kennen gelernt. Dort war so manchmal auch der eine oder der andere Wächter der öffentlichen Ordnung auf der Offenbau zu sehen gewesen, wie er blinzelt mit dem Auge der Gerechtigkeit sich lakte an dem decenten Treiben der jungen Welt, sich zugleich erwidrend um großen Rachelesen, auf dem mitunter auch unser alter Förster ein seliges Stündchen verschmauchte.

Ländlich, sittlich. Andere Zeiten, andere Sitten. Ob jetzt die Welt besser geworden ist?



Verstümmelten.

Eine Münchener Geschichte von Albert Schultze.
(Fortsetzung.)

Mit innigem Kusse schied er von der Gattin und verließ das Zimmer. Auf der Treppe begegnete er seiner Tochter und dem Obersten. Einige Worte setzten ihn in Kenntniß von dem jüngsten Ereignis, er ließ Wertha, dem Gast sein Zimmer auszuschießen und dort seine Rückkehr zu erwarten, da er selbst nach dem Kranken sehen wolle. Bald kam er zurück, Wertha ging, um der Mama Gesellschaft zu leisten, und die beiden Männer waren allein.

„Ihr Name, Herr Oberst“, begann Wägel nach den ersten einleitenden Worten, „ist mir keineswegs fremd. Sie waren Jugendfreund des ehemaligen Marquis v. Trifort, auf dessen Geheiß Sie sich bereit erklärten, eine Handlung vorzunehmen, auf welche nach heutigen Rechtsbegriffen Justizhausstrafe steht. Sie mochten sich bei einer nichtswürdigen Komodie die Rolle des Heffischen an, der einen heimlichen Bund eingegangen hatte.“

„Es wird mir nie in den Sinn kommen, Herr Wägel“, entgegnete stolz der Franzose, „eine meiner Handlungen, und wäre sie wie die in Rede stehende, vor 30 Jahren begangen worden, leugnen zu wollen.“

„Dies vorausgeschickt, bin ich gern bereit, Ihr weiteres Anliegen an mich zu vernehmen“, bemerkte Herr Wägel.

„Mein Freund George Prüb'hamme, damals Husarenkapitän, war vor 20 Jahren in diesem Hause einquartiert. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß er es lebend nicht verlassen, und ich habe mir die Aufgabe gestellt, das Dunkel zu erhehlen, welches die letzten Lebensstunden meines teuren Waffenbruders umgibt.“

„Die Anzeichen, von denen Sie hier sprechen, beschränken sich im wesentlichen auf die Demuzitation eines ehemaligen Dieners meines Hauses!“ entgegnete Wägel.

Der Franzose zeigte sich bei diesen Worten Wägels überreicht, und es gelang ihm nicht, diese Überraschung zu verbergen.

„Kojpar Krudel heißt der Mann“, fuhr Wägel unbeirrt fort, „früher Aushäuer in meinem Geschäfte, nunmehr Wirt „Zum goldenen Fisch“ dahier. Dieser nichtswürdige Mensch gibt vor, im Besitze eines Geheimnisses zu sein, dessen Enthüllung mir unberechenbaren Schaden zufügen könnte. Wägen Sie denn, daß er bei mir gewesen und die kleine Summe von 1000 Gulden für sein Schweigen gefordert hat? Daß ich seine Drohungen nicht gefürchtet, habe ich ihm, denke ich, deutlich genug bewiesen. Nun hat diese edle Seele sich an Sie gewandt, in der Hoffnung, von anderer Seite zu dem erträumten Gelde zu gelangen, denn für Geld ist diesen Schurken alles feil, Ehre und Ansehen bei den Meßbürgern. Er hat es oft in seinem Leben bewiesen. Nach einmal, ich fürchte seine Aufzagen nicht im mindesten.“

„Kennen Sie diesen Dalch?“ fragte plötzlich der Oberst. Herr Wägel ergriff die kleine vierleibige Waffe und betrachtete Griff und Klinge aufmerksam.

„Dieser Dalch gehörte meiner Frau. Sie führte ihn, so lange der Kapitän im Hause weilte, um ihre Ehre zu wahren vor seinen Nachstellungen. Sie wissen besser als ich, daß Prüb'hamme willens war, wiederum seine vermeintlichen Gattenrechte geltend zu machen.“

„Ich sehe, Sie sind von all diesen Vorkommnissen genau unterrichtet“, sagte der Oberst, „und dieser Umstand wird mir die Erfüllung der übernommenen Aufgabe beträchtlich erleichtern. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß ich nach jahrelanger Trennung meinen Freund George wieder hier gefunden habe. Aber ich durfte mich nur einige kurze Stunden seiner Gefälligkeit freuen, denn alsbald rief der Dienst mich ab. Ich traf an jenem Nachmittage den alten Augenheiler in tief nachdenklicher Stimmung an, und es gelang mir nicht, ihn aufzuheitern. Er gefiel sich, möchte ich sagen, in düsteren Todesahnungen; er vertraute mir, daß er Klottiden, seiner Frau begegnet wäre, doch wollte er nicht sagen, wann und wo diese Begegnung stattgehe. Zuletzt nahm er mir das feierliche Versprechen ab, seinen Tod zu rächen und für seinen hinterlassenen Sohn Sorge zu tragen.“

„Kapitän Präd'homme hinterließ einen Sohn?“, fragte Wägel mit lebhaftem Interesse. „Was wissen Sie hierüber Sicheres, Herr Oberst?“

„Von seinen meines toten Freundes nichts als die Ermahnung, daß er einen Sohn besäße, oder es ist mir gelungen, diesen Sohn ansichtig zu machen.“

„Er lebt?“ fragte Wägel gespannt.

„Er lebt“, bestätigte der Oberst. „Wir alle kennen ihn. Kein anderer als der kühnste Henri Martin ist der künftige Marquis v. Trefort. Dieser Wirt hier, dessen Vollgültigkeit ich den alten Herrn gegenüber in allen Punkten zu vertreten wissen werde, genügt allein der Hauptbedingung nach zur Legitimierung. Bitte, wollen Sie nur Einsicht nehmen von dem Scheinbild.“

Mit diesen Worten reichte er dem Kaufherrn den Brief hin, der ihn aufmerksam durchlas und alsbald wieder zurückgab. „Weider“, fuhr Loharpe fort, „haben meine Eröffnungen den jungen Mann vermögen angeregt, daß er nunmehr schwertrau dankbarsteht. Freilich geben die Kräfte mir hohe Hoffnungen, doch er sich in Bälde wieder recht erholt haben wird.“

„Wenn Henri Martin der Sohn Präd'homme's, des ehemaligen Marquis v. Trefort ist, dann ist er zweifellos auch das Kind meiner lieben Frau und fortan mein eigenes“, sagte Wägel mit Bewegung. „Weider ober gestatten vermögen die Umstände nicht, daß ich den Sohn meiner Mutter zuführe, so sehr ich mich dieses Wiedersehens freuen würde. Wie ist es Ihnen gelungen, in den Besitz dieses Briefes zu gelangen?“

„Der Brief war versteckt in einem Gebirgsweg, welches der Rotmeister Schleiterer einem armen Hausfreier abgenommen hat.“

„Schleiterer ist der Freund Strubels, und letzterer hat ihn jedenfalls bestimmt, diesen Fund Ihnen gegen eine bestimmte Geldleistung anzubieten?“

„Ja, so ungefähr war der Verlust, doch habe ich mich um des Rotmeisters Reklamationen durchaus nicht gekümmert und ihm auch und Brief ohne weiteres abgenommen.“

Herr Wägel mußte bei den letzten Worten des Obersten unwillkürlich lächeln. Dann entgegnete er sichtlich erheitert: „Sie lieben es, grobe vorzugehen, Herr Oberst!“

„Meiner Frau, ja“, bestätigte Loharpe mit blühenden Augen. „Ich gedanke, allein fertig zu werden, ohne die Wohlthat Ihrer Polizei, von der ich, wenn Sie nicht unglücklich nehmen wollen, keine sonderlich hohe Meinung haben kann. Ich will ja den Director Warm aus dem Spiele lassen, denn

er ist wenigstens gedienter Offizier und hat Energie und Courage im Uebermaße. Aber wie anders dieses ortlose Schreiberwoll, das nur auf der Welt zu sein glaubt, dem Bürger das Leben schwer zu machen mit allerlei Beschäftigungen! Da ist ein gewisser Schuhmacher, kriechend noch oben und unverfänglich nur einen, eine erträgliche Kreatur.“

„Ja, ja, ich kann nicht widersprechen“, stimmte Wägel bei. „Nicht besser sind Ihre Sorgen. Vollzugsorgane. Sehen Sie jenen Schleiterer, der für ein Glas Schnaps seine Seligkeit verpfänden würde und in jedem christlichen Kerl einen Spitzbuben wittert, dabei aber selbst der allergegründetste Wirtlich“, schloß er lachend. „Sie können nicht großen Staat machen, mit solchen Leuten.“

„Ein Stück, daß diese Leute keine eigentlichen Nürnberger Kinder sind. Schuhmacher ist ein Strumpfwiebersohn aus Feuchtwangen, und Schleiterer stammt aus Markheim. Er wurde vor 20 Jahren auf besondere Verwendung hin bei der Polizei als sog. Streifer eingestellt, wurde dann Schütze und rückte bis zum Rotmeister auf. Er wird übrigens bald am Säuerwäldchen zu Grunde gehen, und mit Director Warm's Abgang erhofft man gleichzeitig eine Verbesserung des ganzen Zustandes. Nun aber zur Hauptsache zurück. Sie behaupten, Herr Oberst, daß Kapitän Präd'homme in meinem Hause verschwinden sei?“

„Ich muß an dieser Ansicht festhalten, Herr Wägel.“

„Sie wissen, daß ich an dem fraglichen Tage — es war der 16. August —, soam aus dem Hauptquartier zu Lauf nach Nürnberg heimgekommen, noch in selbiger Nacht als Geisels ausgehoben und abgeführt wurde. Meine Frau fand ich ohne Besinnung. Was sollen mir Ihnen folgen können über die letzten Stunden Ihres Hofraubers?“

„Der gekundene Dolch?“ fragte Loharpe.

„Gehörte meiner Frau, und wenn sie ihn je gebrauchte, dann geschah es zur Verteidigung ihrer Ehre. Die Kollistenleuten rühmen zweifelsohne vom eigenen Blute her, denn man hob damals meine arme Frau schwer verwundet unter herabgeschältem Gebüll auf. Sie fühlt sich noch heute, nach 20 Jahren, zu schwach, als daß ich Sie zu ihr führen dürfte, damit Sie aus ihrem Krambe die Beschäftigung dessen vernehmen könnten, was ich Ihnen eben sagte.“

„Bitte recht sehr, Herr Wägel“, sagte höflich Loharpe, „ich hege nicht den allerleinsten Zweifel an Ihrer vollkommenen Ehrenhaftigkeit.“

„Zudem glaube ich, Ihnen bemerken zu müssen“, fuhr der Kaufherr fort, „erst in der allerletzten Zeit vermochte meine Frau, sich der Vergangenheit klarer zu erinnern. Ja, erst heute, vor wenig Stunden, hat sie mir gestanden, daß sie dem Kapitän, ihrem ersten Gatten, ein Kreuzwoll aus dem Sölller bewilligt habe in der ehrenvollen Absicht, dadurch sichere Auskunst über ihr totgeschwiegenes Kind zu erlangen. Präd'homme verweigerte die Auskunft, die gefordrigte Woll eines zu jener Stunde todbunden Sturmes führte eine Katastrophe herbei, welcher auf bis jetzt noch unauflösbare Weise der Kapitän zum Opfer gefallen ist.“

„Und würden Sie mir gestatten, den Thotot selbst in Augenschein nehmen zu dürfen?“

„Gewiß, zu jeder Stunde. Seit jenem unglücklichen Tage wurde der Sölller, nachdem die notwendigsten Reparaturen ausgeführt worden waren, abgeschlossen, und keines Menschen

Zuß hat ihn mehr betreten. Es knüpfen sich für mich und meine Familie unsagbar trübe Erinnerungen an diesen Ort, der die Stätte mehr als eines Unglücks gewesen."

"Wann wollen Sie also, meinen Besuch zu erneuern, mir erlauben?" fragte Sabarce.

"Ich wäre auf der Stelle bereit, Sie hinauf zu führen, aber es ist Sonntag Abend, zudem beginnt es bereits zu dunkeln. Wir wollen es verschieben bis morgen Vormittag. Ich gedente, den alten Müller und Sartorius, meine treuen, erprobten Freunde, als Zeugen mitzunehmen."

"Sehr wohl, Herr Bâgel. Ich werde nicht versetzen, mich morgen zeitig einzustellen. Gestatten Sie mir, Ihnen meine Hochachtung und dankbare Ergebenheit zum Ausdruck zu bringen für das äußerst logale und liebenswürdige Entgegenkommen, welches Sie meinen Wünschen und Forderungen gegenüber gezeigt, und entschuldigen Sie mein vielleicht zu langes Verbleiben."

Mit der Bekundung eines Namens von Welt hatte der höfliche Franzose sich von seinem Bitte verabschiedet, und Herr Bâgel betrat wiederum das Krankenzimmer, um sich nach Henri's Befinden zu erkundigen."

13. Kapitel.

Es war am Morgen des nächstfolgenden Tages. Henri hatte eine schlimme Nacht verbracht und ruhte, von den Ausbrüchen eines bestigen Fiebers erschöpft, regungslos auf dem Schmerzenslager. Wenngleich die Ärzte der Umgebung nicht verhehlen durften, daß der Fall ein äußerst bedenklicher sei, konnten sie doch mit gutem Gewissen behaupten, daß, nach dem Vorhandensein verschiedener guter Anzeichen zu schließen, gegründete Hoffnung bestehe, den Kranken bei guter Wartung und Pflege bald genesen zu sehen. Und an der besten Wartung sollte es ihm nicht fehlen. Durch die Unvorsichtigkeit eines Diensthofen hatte Madame Bâgel von dem schlimmsten Ereignis erfahren, und sofort gab es kein Mittel mehr, die treuebesorgte Mutter fern zu halten von ihrem erkrankten Kinde; redlich teilte Wertho sich in die Pflege, und die Ärzte mußten so wohl unter solchen Umständen sich das Allerbeste versprechen für Henri's Rettung als so schlimmer Fâhens."

Pünktlich hatte auch der Oberst sich eingefunden, der Medizinalrat und Müller waren zur Stelle, und so machte Bâgel in Begleitung dieser drei Herren sich alsbald auf den Weg.

"Wir müssen gehst sein, den Platz in ziemlich vertrauenslosem Zustande zu finden. Seit nahezu zwanzig Jahren, wie ich Ihnen bereits bemerkte, Herr Oberst, ist der Sâller nicht mehr betreten worden. Ich habe den einzigen Schlüssel zu diesem Räume in strengstem Verwahr gehalten, und nur Ihre ganz direkt lautende Forderung kann mich bestimmen, diese Nachsorsung anzustellen, von welcher ich mir gleichwohl nicht das allermindeste positive Resultat verspreche."

Die Herren standen nunmehr in der offenen Halle, die, unmittelbar unter dem Dache gelegen, das oberste Stockwerk des stattlichen Patrizierhauses bildete.

"Dieses ist der sogen. Sâller", wandte Müller sich erklärend an den Obersten. "Als an jenem Abend, vor zwanzig Jahren, jene furchtbare Sturm wüthete, der allenthalben die größten Verwüstungen anrichtete, geschah es, daß der mittlere der ursprünglichen drei Eiebel eingestürzen wurde, und das Balkenwerk teils hier an dieser Stelle die Decke durchbrach, teils in den Hof stürzte. Die Reparatur bestand in dem gänzlichlichen Abnehmen des Mittelstrebens, die beiden Eckgiebel konnten stehen bleiben, da sie sich nach höchst sorgfältiger Untersuchung als vollkommen solid und sturmfest ergaben. Hier, genau hier ist die Stelle, wo wir Madame auffanden, bewußtlos und Ausüberströmt, begraben unter Schutt und Balkenwerk. Von dem Kapitän, den wir freilich auch nicht hier oben gesucht hätten, war nicht die leiseste Spur zu bemerken. Wie Sie sehen, gibt es hier oben kein Versteck, die Flucht über die Dächer würde unter allen Umständen ein wohlgefügiges Kanststück gewesen, der an jenem Abend wüthende Sturm aber machte sie zu einer reinen Unmöglichkeit. Hätte der Kapitän seinen Rückzug über die Treppe angetreten, so würde er uns in die Hände gelassen sein, denn es gibt nur einen Ausgang zum Sâller. Nun wäre es freilich das einfachste, zu behaupten, der Kapitän sei überhaupt nicht hier oben gewesen, weil er so ganz spurlos verschwunden konnte. Ammon hat ihn am Nachmittag das Haus verlassen sehen, aber niemand sah ihn heimkehren. Sein Versteck hatte Auftrag gehabt, schon Tage vorher sein Gepâck aus dem Hause zu schaffen, und alles, was ich in diesem Betreff in Erfahrung bringen konnte, deutete darauf hin, daß der Kapitän die bestimmteste Absicht hatte, an demselben Tage noch uns zu verlassen. Ich frage Sie also, Herr Oberst, wo wollen Sie seine Leiche suchen hier oben? Ist es möglich, daß ein Mensch hier so ganz spurlos verschwinde?"

(Zweiter folgt.)

Nördlingen im Ries.

Von Franz Würtli.

(Schluß.)

Am 9. September vormittags kam der römische König mit großem Pomp in die Stadt, stieg in der Hofmetschhof „zur Hölle“ dem jetzigen Stadtparagebäude, ab und begab sich von da unter dem Gelächte aller Stodes zu Fuß in die Kirche. Bei der mittleren Thür fiel ihm der Magistrat mit vielen alten Râmmern zu Füßen und bat um Gnade, welche auch gewährt wurde.

Ein Jahre verfließen, und abermals wird vor den Thoren der Stadt eine blutige Schlacht gestampft. Die bayerische

Armee unter Feldmarschall de Mercy, dem „größten Meister der Feldbeschießungskunst“, nimmt bei Altheim Stellung, das Vordringen der Franzosen, welche von dem Prinzen von Condé und dem Marschall Turanne befehligt waren, zu hemmen. Rektor Chr. Weyer rivalisirt in seiner Schihrung des 3. August 1645 mit der Beschreibungskunst eines Gustav Freytag. Den 3. August 1645, mittags um 1 Uhr, begann der Prinz von Condé seine Heiden zu formieren, den rechten Flügel dem Schlosse von Altheim und Johann v. Werth gegenüber,

führte der Marschall Grammont; im Centrum befehligte der Graf Morfin, den Wenzberg im Geficht stellte sich Luxenne auf; den Oberbefehl führte der Prinz. Erst am späten Nachmittag beginnt der Kampf, ein wildes, fürchterliches Schlagen umsäht auf den West des Dorfes. Mit größter Bravour stürmen die Franzosen heran, aber ihr Unglück schreitet an der eisernen Kraft, mit der die Bayern in ihrer Stellung wurzeln. Condé selbst ist zur Stelle, er begeistert und weckt seine Leute, sie wiederholten den Sturm. Wüthlich gelangt es ihnen, sich in einige Schanzen zu werfen, ein Stück weit ins Dorf zu dringen. Aber das Feuer der Bayern ist nicht zu bestehen. In Reihen werden die Franzosen niedergemäht, die Tapfersten ihres Adels sinken, zertrüßten und geschossen sammeln die französischen Glieder zurück. Dem Prinzen selbst wird ein Pferd getödtet; ein zweites, drittes wird verwundet, als er sie beistehen will. Alle Adjutanten, sämtliche Offiziere seines Gefolges fallen. Er selbst erhält endlich eine leichte Kontusion, nachdem fünf Rügen an seinem Knieß geschlagen. Und dennoch umsonst all diese Mut und all' diese Verluste! Der bayrische Feldherr ist der Unüberwindlichkeit seiner Stellung so gewiß, daß er beim wiederholten Anrücken der Franzosen ausruft: „Gott hat ihnen den Kopf verdreht, sie rennen in ihr Verderben“. Und sein Wort war nicht verneinend. Eine unglückliche Wadentatung verändert plötzlich die Lage. Vom Richtern herab köhrt ein bayerischer Musketier blind in das Getümmel. Seine Kugel geht fehl. Durch den Nacken ins Herz getroffen, bricht Wercz sterbend zusammen. Der Tod des Marschalls, zu allen Zeiten ein unerlöschlicher Verlust, in solcher Stunde ist er so doppelt. Die Leitung der Schlacht, bisher in seiner Hand so fest, so bestimmt und geordnet, ist aus einmal dahin. Der Zusammenhang stockt. Ihm auch jetzt ist die Schlacht auch entsetzt noch nicht verloren. Die Bayern, über den Tod ihres Generals zuerst bestürzt, alsdann aber zu wüthender Rache entflammt, führen wie ein reißen der Stram auf den Feind. Kein Soldat achtet mehr das Leben, nachdem der Feldherr tat. So viele Franzosen ins Dorf gebrungen, sie werden in Stücke gehauen, eine blutende Hekatomb, dem gefallenen Feldherrn als Sühne gebracht. Und noch ist Aussicht, am Abend neben seine Leiche die Palme des Sieges zu legen.

Aber auf einer andern Seite vollzieht sich ein verhängnisvoller Fehler; auf dem linken Flügel hatte Johann von Werth fast gleichzeitig mit Wercz's Fall und, wie es scheint, ohne Kunde von seinem Tode, den Kampf begonnen. Eine Weile hatte er es über sich vermocht, mit seinen Reitern am Schloßberg zu halten und auf den Angriff der Franzosen zu warten. Aber unmetzig über ihr Jähren, brach er endlich mit seinen Schwadronen auf und ließ einbrennen. Es war ein fürchterlicher Ansturm. Nach kurzen Gefecht war der Marschall Grammont gefangen, seine Geschwader auf der Flucht. Nun kamte v. Werth nach rechts zu wenden, in die Flanke des wankenden, feindlichen Centrums einzuweichen und durch dessen Niederlage den Tag entscheiden. Aber vom Dämon der Schrecken verleiht, ließ sich der blühe Reitergeneral verführen, den fliehenden rechten Flügel der Franzosen nach allen Richtungen hin und bis weit hinter das Schlachtfeld zu verfolgen. Zu vergewaltete er seine Kraft, wo der niederwerfende Stoß gegen den Feind bereit geschoben war, und entzog sie jenem Punkte, wo sie den Ausschlag geben konnte. Und

als er mit Sonnenuntergang zurückkehrte, kam er zu spät. Ja, vielleicht war es selbst da noch Zeit, wenn sich der General mit aller Macht den Feinde in den Rücken warf. Statt dessen ritt er, das Schlachtfeld umtreidend, in weiten Bogens in seine ursprüngliche Stellung zurück. Da sah er den Feldmarschall als Feind, den Wenzberg in der Hand der Franzosen. Ganz wüthend soll er sich da gebildet haben; aber der Sieg war entschlossen. So hat v. Werth am Tage von Alledheim, indes er sich das Zeugnis eines bedenklichen Krieges erneute, den Ruhm eines großen Führers verloren. Die Schlacht war inzwischen so zu Ende gegangen. Als Condé sich daran erschöpft hatte, das Centrum der bayerischen Linie zu erkümmern, ließ er endlich einige Häuser des Dorfes in Brand stecken. Die labende Flamme sollte die Bayern verlocken. Selbst dies gelang nur unvollständig. Nun warf sich der Prinz mit Luxenne aufs neue gegen den rechten Flügel, der am Wenzberg stand. Auch hier das gleiche Schicksal. Die Franzosen stürmen und werden gemorren. Sie weigern sich, einen nochmaligen Anlauf zu machen. Nur ein äußerster Versuch bleibt noch übrig. Condé befehlt die bayrische Reserve zum Sturm; sie rücken heran, die Hefen und Thüringer unter General Größ, und nähern sich den Kaiserlichen auf Wästelenschnauweite. Es wird erzählt, einige Momente seien sich die Krieger schweigend gegenüber gelunden. Keine Seite wollte zuerst Feuer geben. Endlich brüllten doch die Hefen los. Nun kamt es zu einem fürchterlichen Handgemenge. Ein heftiges Regiment wird bis auf den letzten Mann niedergebauen; zuletzt weichen doch die Kaiserlichen, Graf Welen wird gefangen, der Wenzberg gewonnen, und sein Geschütz gegen die Bayern gerichtet. So endet die Schlacht zu gunsten der Franzosen. Aber es war ein Sieg, mit den größten Opfern erkauft und doch beinahe fruchtlos. Die Blüte des französischen Adels, eine unerbittlichmäßige Anzahl von Offizieren, darunter Graf Morfin, waren gefallen. In Frankreich ersticke der Siegesjubel im Jammer der trauernden Familien. Und wie gering waren die Erfolge! Von einer Flucht der Bayern war nicht die Rede. Als Johann von Werth abzog, nahm er nicht nur einen französischen Marschall als Gefangenen mit sich, sondern auch drei eraberte Kanonen und 70 Fähen. Wenn man den Gang der Schlacht prüfend verfolgt, kann man kaum zweifeln, daß, wenn die Wercz nicht gefallen wäre, der Sieg in den Händen der Bayern geblieben wäre. Dies anzuspreden, gab es keine befugtere Stelle als Napoleon, und er that es unerbötlich.

Auch hier hatte das Ende der Schlacht die Übergabe von Nordlingen zur Folge, welches am 17. August vor den Franzosen kapitulirte.

Ehe noch der Krieg zu Ende ging, mußte die Stadt die Heimführung einer heftigen Beschießung erdulden. Die Bayern bombardirten im December 1646 die Stadt durch 24 Stunden, wobei 141 Wahnwüthler und Sädel zerstört wurden.

Es war das letzte Ungewitter, welches sich über die Stadt entlud. — In verhältnismäßiger Ruhe verfließ das nächste Jahrhundert; nur von fern sieht der Donner der Schlachten von Höchstädt und vom Schellenberge die friedliche Stille. — Wohl fehlte es nicht an drückenden Einquartierungen, endlosen Durchmärschen, welche dem Wohlstand des Bürgers schwere Wunden zuzügten, aber das unmittelbare Leid des Krieges blieb den Mauern fern. — Als mit Beginn des



Das Rathaus zu Regensburg. Originalzeichnung von Schöner.

gegenwärtigen Jahrhundert das alte, heilige römische Reich deutscher Nation zusammenbrach, da hatte auch die Stunde für die 700 jährige Souveränität und Selbständigkeit unserer Reichsstadt geschlagen, und Rötlingen wurde dem Kurhause Bayern zugesprochen. Am 1. September 1802 kamen der kurfürstlich bayerische Kämmerer Freiherr v. Verling und der Geheimne Rat Freiherr v. Lechenfeld und übernahmen den provisorischen Besitz der Stadt, welche am 6. Jan. 1803 zum ersten Male dem Besuche ihres neuen Landesherren, des Kurfürsten Max Josef empfing. Die Bevölkerung stand der Einkerleibung sehr sympathisch gegenüber; die Zugehörigkeit zu einem großen Staateswesen hat der Stadt nur zum Vorteile gereicht.

Wir haben versucht, den Gang der Geschichte in allgemeinen Zügen zu entwerfen. Ein kriegerischer Anlaß war es, welcher hierzu die nächste Veranlassung gab, und dementsprechend waren es die kriegerischen Erinnerungen, welche in den Vordergrund traten. Da sich der uns zugewiesene Raum dem Ende naht, da blüht es uns, als ob wir erst am Beginne unserer Aufgabe ständen; so viel des unberührten Stoffes liegt noch vor uns. Wir haben noch nichts erzählt von den Bauwerken der Stadt, überhaupt von ihrer Kunst- und Kulturgeschichte noch nicht berichtet. Man möge uns entschuldigen, an den Schöpfen und Herrlichkeiten, welche wir in Rötlingen finden, dürfen wir nicht mit überreilen, fälschigen Schritte vorübergehen. Sie verdienen die aufmerksamste Betrachtung. Wie viele Seiten hätten wir noch zu beanspruchen für die St. Georgskirche, für das Rathhaus mit den Kostbarkeiten des in ihm befindlichen Museums. Die Leser werden uns nur zu Dank verpflichtet sein, wenn wir die Beschreibung derselben gezeichneten Artikeln ausstehen.

Ludwig der Bayer oder der Streit von Müßdorf. Von Martin Greif.

Von Dr. Corbinian Elmayer.



Friedrich der Schöne
in der Verfassungssitzung zu
Grunau.
Originalzeichnung von H. Greif.

Vielleicht kein Ereigniß der bayerischen Geschichte lebt noch so frisch im Andenken des bayerischen, besonders altbayerischen Volkes fort und wirkt noch so mächtig auf sein Gemüth, als der Streit und die Verführung zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen von Österreich. Dieser Episode in seinem Leben vornehmlich hat es Ludwig der Bayer zu danken, daß er die vollständigste Gestalt in der langen Reihe der bayerischen Regenten ist. Die Vollständigkeit des Ereignisses hat ihren Grund theils in dem Stolz des Volkes auf die Kriegsthaten der Vorfahren, namentlich aus dem Bürgerthum, theils in dem dem Volk vor allem zu Herzen gehenden Tugenden der Großmuth und Treue, die in dieser geschichtlichen Thatfache fast mit legendarischem Reize zur Anschauung kommen.

Der Dichter Martin Greif konnte sich daher für ein waterländisches Schauspiel keinen dankbareren und wirksameren Stoff wählen, als Ludwig den Bayer nach dieser Seite seiner Geschichte. Hinsichtlich der Wahl des Stoffes besteht nämlich

— was fast gar nicht beachtet wird — zwischen einem nur auf ästhetische Wirkung abzielenden historischen Drama und einem auch patriotische Absichten verfolgenden volkstümlichen Geschichtsschauspiel ein großer Unterschied. Im ersteren Falle soll der Stoff neu sein oder wenigstens in der Art der Verarbeitung neu wirken, im letzteren soll er dem Volke in seinen Hauptmomenten vertraut und ans Herz gewachsen sein. Das rein ästhetische Drama will nämlich für den Augenblick durch Spannung und Ueberraschung bei dem Zuschauer einen Effekt erreichen, das waterländische Schauspiel durch Veranschaulichung nachholbare Wirkung auf die Volkseele üben.

So verweilt der Mann aus dem Volke mit höchstem Interesse vor dem Bilde einer berühmten Schlacht oder eines andern vielbesprochenen geschichtlichen Ereignisses und er ist erregt und gefesselt, daß er dasjenige, wovon er schon oft gehört, was Geist und Gemüth ihm schon so sehr beschäftigt hat, nun mit Augen wie gegenwärtig schauen kann. Ähnlich, nur noch viel tiefergehender und eindringlicher, hat ein waterländisches Schauspiel zu wirken. Die bekannten viel genannten Gestalten setzen reichhaltig da, reden, handeln, treten aus der Vergangenheit in die sinnliche Gegenwart herein. Außer der Veranschaulichung obliegt aber dem Volkstheatermeister auch noch die Aufgabe, das Volk in das Innere der Felder, die Motive des Helden, die Grundzüge des Charakters, den Zusammenhang der Ereignisse bilden und damit die Geschichte noch besser verstehen lernen zu lassen. Und noch eines — im Grunde das Höchste! Das waterländische Schauspiel soll auch vom sittlichen Geiste befeuert sein, es sollen edle Tugenden, große Tugenden, erhabende Thaten, es soll der Sieg des Rechtes und der Gerechtigkeit in ihm zur Anschauung kommen, es soll durch dasselbe das Volk in seinen besten Gefühlen berührt werden. Wir könnten unsere Verehrung des Greif'schen Schauspiels nicht prägnanter ausdrücken, als wenn wir sagen, daß sämtliche von uns angeführten Bedingungen für ein echtes und rechtes waterländisches Volksschauspiel in ihm erfüllt sind.

In „Ludwig der Bayer“ ist das reiche geschichtliche Material auf Grund sorgfältiger Forschung ausgiebig ver-

wertet und mit dem Takte und der Ökonomie des dramatischen Dichters disponiert, so daß, wie von selbst, die Geschichte zum Drama, zur angelegentlichen Gegenwart wird. Durch die Handlung zieht sich als Grundmotiv, gleichsam als die Seele derselben, die Treue. Immer mehr benahehet es sich im Verlauf der Handlung, daß, wozu unser Schauspiel gipfelt und schließt, „nichts auf Erden höher steht als Treue“ und daß „die Treue des Deutschen höchster Schatz ist“. Es kommt

„der Streit von Wühldorf“. Die Schlacht bei Wühldorf oder Ampfing ist in der That der Mittelpunkt der Handlung; ihre treibt es im ersten Akte zu, die Ereignisse der drei letzten Akte sind die Folgen dieses Entscheidungstages. Greif hat daher im Gegensatz zu Uhland, der in seinem „Ludwig der Bayer“ der Schilderung der politisch-sozialen Lage und der Königswahl die zwei ersten Akte gewidmet hat, diese Momente nur als Epizodien in den ersten Akt verlegt, der zugleich



Amfing a. Jen, von der Junkbrücke aus gesehen. Originalzeichnung von H. Goltz.

damit zugleich eine hohe sittliche Idee, die eigentlich die Grundidee jedes wahren Schauspiels sein muß, zum Ausdruck. Das Schicksal, das ja in Entscheidungsschlachten, wie es jene von Ampfing war, seine Gewalt befinde, zerhaut wohl einen weltgeschichtlichen Knoten; eine wahre Lösung von Gegensätzen, wie sie in der Veröhnung liegt, kann nur auf ethischem Grunde, durch Bekämpfung menschlicher Freiheit, durch Hervortreten der edelsten Tugenden der sittlichen Natur des Menschen herbeigeführt werden.

Diesem sittlichen Geiste gemäß, der aus einem wahren Volksschauspiel wehen muß, weiß der Verfasser es fühlbar zu machen, daß in Ludwig zu Ampfing das Recht siegte, und in Friedrich dem Schönen die Tollkühnheit und Gewaltthat ihre Strafe fanden. Nachdrücklich wird darauf hingewiesen, daß Friedrich „schwer sehte“, indem er mit den unfehlbaren, mordlustigen, landverwüstenden heidnischen Barbaren sich verbündete, daß er, von Herrschsucht getrieben, die Würfel blutiger Entscheidung fallen läßt, während Ludwig niemand drücken, lieber auf eine neue Wahl als auf eine Schlacht es ankommen lassen will und erst durch die Nachricht von dem Einbruch des Feindes in das Land und seinen Verheerungen gezwungen wird, zum Schwert zu greifen.

Das Drama führt neben dem Haupttitel „Ludwig der Bayer“ noch dem Titel einer alten Chronik den Nebentitel

unmittelbar die Entscheidung vorbereitet. Wir können es uns nicht versagen, um den Leser einen Einblick in den Bau des Schauspiels thun zu lassen, namentlich um auch auf die stimmungsvolle Einwirkung der Szenen hinzuweisen, eine möglichst gedrängte Skizze dieses schönen Stüdes zu geben.



Die Bettskapelle auf dem Schlachtfelde bei Ampfing. Originalzeichnung von H. Goltz.

Der erste Akt zeigt uns Ludwig den Bayer in seiner Residenz zu München, gedankt und sorgenschwer wegen der langen Dauer des Krieges und der Unfehlbarkeit der ganzen Lage. Der Dichter findet hier Gelegenheit zur Charakteristik seines Helden; die Gemahlin Margaretha, unterstützt durch den unerwartet erscheinenden treuen Rügenberger Hengsten Friedeich von Zollern,

sucht ihn zu ermutigen, aber erst die von Herzog Heinrich von Niederbayern gebrachte Nachricht von dem Einbruch Friedeichs mit seinen bairischen Horden weckt den alten Heldenmut in ihm und macht ihn sofort zum Kampf bereit. In der zweiten Scene befinden wir uns schon im Zelte Friedeichs des Schönen bei Wühldorf, wo eben Kriegsrat gehalten wird — die Bayern lagern gegenüber; hier mahnt umgekehrt die Gemahlin Isabella, unterstützt von dem Feind Gottfried von Romenach und bestärkt durch das Erblichen des Habeburgs Blick andeutenden Rings am Finger Friedeichs, keine Schlacht zu wagen. Allein umsonst — Friedeich läßt seinem Gegner durch Heralde die Schlacht auf der zwischen

beiden Heeren liegenden Ebene ankündigen. Ludwig nimmt bereitwillig, ehe Friedrichs Bruder Leopold mit seiner Streitmacht eintraffen, die Schlacht an, den Oberbischöf überträgt er Friedrich Schweppermann — betend stukt er mit seinem ganzen Heere auf die Knie, um die Hilfe des Herrn zu erbitten. Der zweite Akt versetzt uns mitten in die Schlacht von Ampfing hinein. Ludwig steht vor seinem Heer, ohne Abzeichen seiner königlichen Würde, umgeben von elf gleich gekleideten geharnischten Rittern — Schweppermann hat ihm gebeten, da an seinem Leben alles gelegen, sich nicht persönlich an der Schlacht zu betheiligen — schwer wird ihm diese Enthaltung, immer schwerer, da die Meldungen von dem Wagn und Schwanken der Schlacht eintreffen; als er aber vernimmt, daß Friedrich dem persönlich von ihm bezwungenen Georg von Schlüsselberg das Banner entriß, stürzt er sich in den Kampf. Nach einem durch die irrige Vermuthung, daß Friedrich im Kampfe gefallen, veranlaßten Verzweiflungsaussbruch Jabelens finden wir Friedrich, der seinen Gegner getödtet zu haben vermeint, im Felde des letzteren, schon sich als Sieger wähnend — Ludwig ist auch wirklich ganz unzeitig von den österrichischen Kriegern und wird nur durch die treuen Hülfsknechte und Schutzmänner aus der gefährlichen Lage befreit —, da erhört Friedrich, daß durch das Hervordringen des Burggrafen Friedrich an Nürnberg aus dem Hinterhalt die Schlacht sich zu ungunsten der Österricher gewendet, er eilt zurück in die Schlacht, aber, ab er auch mit Eidenmuth kämpft, der Ausgang ist vollkommene Niederlage und Gefangenahme. Der Akt schließt zugleich mit der besamnten historischen Begegnung der beiden Gegenkönige und der sichtlich eierorterkundungsbedeute. In dem zweiten Akte bezieht sich dem Dichter nicht geringe Schwierigkeiten dar; die Gefahr, ein auf der Bühne schändlich wirkendes Bild der Schlacht zu geben, die Alternative, wichtige Momente auszulassen, oder die Darstellung des Zuschauers zu verwirren, aber wir müssen

gesehen, daß diese Schwierigkeiten mit großem scheinlichen und dramatischen Geschick überwunden sind, und — trotz der wiederholten Aeußerung, das gleichzeitig Geschehene nach einander vorzuführen — geht die berühmte Schlacht anschaulich an dem inneren und äußeren Auge des Zuschauers vorüber.

Der dritte Akt versetzt uns nach Alting bei München, wo Leopold die Kunde von der Niederlage seines Bruders und durch dessen in höchster Erschöpfung angelangte Bemühn die irrige Meldung von seinem Tode erhält. Bruder und Gattin werden nach ausgerichtet durch die Mittheilung des zu Verhandlungen eingetragenen Burggrafen von Nürnberg, daß Friedrich lebe, aber als Leopold die Bebingung der Freilassung desselben, die Güter des Reichs an Ludwig auszuliefern, verweigert, eilt Isabella fort, um von Ludwig die Erlaubnis zu erhalten, mit dem Gemahl die Gefangenenschaft zu teilen; zu Regensburg, wo Ludwig seine Heirath befehlet, und des Böhmenkönigs Johann wahrte Gesinnungen offenbar werden, sieht Isabella vergebens dem Sieger an, für ihren Gemahl aber doch wenigstens mit demselben in Gefangenenschaft zu gehen. Ludwig erklärt, Friedrich könne sich jeden Augenblick die Freiheit erwirken, wenn er ihn als deutschen König anerkennt; zeigt aber ein tiefes Mitleid für die unglückliche Isabella, wie auch Königin Margaretha ihr mit größter Fortsicht zur Seite tritt.

Wie eine elegische Idylle wirkt die Scene im Turnmensch der Trankhau, wo Wolburg, des Burggrafen unschuldig hohes Tochterlein, das dem Unerkannten in stiller Reue gestohlen ist, das Lebendwandel des gefangenen Friedrich mit mildem Trosteslicht erhellt. Mit einer mannhaften Abweisung der in die Burg eingebrachten angelegenen Angeordneten Leopolds, der verkappten Parajonen des Böhmenkönigs, durch Friedrich, der treu an seinem Worte, und der Hoff nicht zu entrichten, steht, schließt der Akt wirkungsvoll. (Schluß folgt.)

Dom Bayern-Platou vor Paris.

Von Cite Sigl.

VI. Aus dem Tagebuch.

(Schluß)

Nur den benannten Ballen beachteten wir auch solche, welche nur zur Verfröderung auf gut Glück von Depeschen und Briefen dienten. So sahen wir am Akerfesttag einen niedrig liegenden, orangefarb und schwarz gestreiften Ballen, welchen an Stelle der Gabel ein Padet aufgehängt war, von dem ein Strid zum leichten Erlassen der Luftpost herabhing. Einen sonderbaren Eindruck verursachte einst ein tagelichtmiger mittelgroher Ballen ohne jedes Anhängel, welcher in der Sonne wie neues Silber glänzte. Als das letzte Gefirn von Paris her langkam und feierlich unserer Stellung zuschwebte, kam ein paar Schwarzjehern mit einem Male nicht gehend vor, wie etwas Berdendenbrauhendes, eine Art trajaisches Pferd der Lüste. Wäre es nicht denkbar, meinten sie, daß das gleitende Ding im gegebenen Moment plagen und irgend welche köllische Saat auf unsere barbarische Häupter speien konnte? Natürlich erwies sich die unheimliche Kugel nur als ein harmloser Verjuchballen, welcher feststellen sollte,

ab für die bearstehende Jagd eines Passagier-Luftschiffes die Hindruchtung in den höheren Regionen günstig war. In Beobachtungszwecken war auf der Höhe des Montmartre sehr häufig ein Fesselballen sichtbar. Bei einer künftigen Belagerung bedarf es dessen nicht mehr, da des Parisern an dem Fesselsturm ein Observatorium ersten Ranges zu Gebote steht, vorausgesetzt, daß der moderne bosphyanische Turm, über dessen Haltbarkeit bedenkliche Gerüchte umlaufen, bis dahin noch gen Himmel ragt. Nahe hinter der Touraine tauchten häufig kleine an Striden befestigte, farbige aber weiß glänzende Signalkugeln auf, deren stumme Sprache uns schätzbare Aufschlüsse gegeben hätte, wenn sie zu entziffeln gewesen wäre.

Der schwerwiegendste und verhängnisvollste Dienst, welchen die Luftschiffahrt Frankreich leistete, war die Reise des Ballen „Armand Barbé“ welcher am 7. Oktober Gambetta als Bevollmächtigten der Regierung in die Provinz entsandte. Wohl viele mögen den wie ein Wölfling in Bergeshöhe dahin-

schmelzenden Ball gesehen haben, doch niemand ahnte, daß derselbe den künftigen Diktator trug, dessen Energie Armeen aus der Erde stampfte; niemand ahnte, daß das unscheinbare Bildchen ein für viele Tausende verdienstliches Unwetter bedeutete. Welch andere Wendung hätte der Krieg genommen, wenn irgend einer der Zufälle, welche den Aufstieg gefährden, eingetreten wäre, etwa ein Unschloß des Windes den genialen Organisator in deutsche Hände oder in den Ozean verschlagen hätte.

Um auf Lustbollsons wirksamer Jagd machen zu können, als es Infanteriefeuer vermagte, wurde bei Krupp in Essen ein Vollgeschütz angefertigt, welches im Belagerungsparc aufgestellt ward. Dasselbe sah mit seinem nachwärts gerichteten, langen und dünnen Rohr fast wie ein großer Tubus aus, trat aber nicht mehr in Thätigkeit. Da jedoch künftig alle großen Armeen Lustbollsons auch im Feldzuge um Reconnaisances verwenden, so kann diese Krupp'sche Kanone wohl noch zur Geltung kommen.

Eine höchst eigenartige Episode während der Belagerung bildete das Einbringen von Kartoffeln, Weintrauben und Gemüsen, welches öfter von Seite der Pariser angeht und in der Nähe der deutschen Vortruppen betäubigt wurde. Dies führte anfangs zu Klammierungen, da den einsammelnden Civilpersonen in kurzer Entfernung bewaffnete französische Abteilungen zum Schutz gefolgt waren. Von Seite des deutschen Obercommandos wurde jedoch verfügt, daß dieser Privatverproviantierung nichts in den Weg gelegt werden solle, nur dürfe niemand näher als hundert Schritt an die Doppelposten heranzutreten. Den gefälligen und erlogenen Berichten der französischen Zeitungen von unserer barbarischen Kriegsführung gegenüber spricht daher wahrhaftig humane Jag mehr als jede Kriegserzählung. Unter den Hunderten von Grabenden und Suchenden bemerkten wir Männer, Weiber und Kinder, unbewaffnete Soldaten, elegante Herren mit Gehilberhüten, sowie flotte Gräbter. Für uns hielten diese Grutestanden wenigstens das Gute, daß während derselben die Forts nicht feuerten. Am 20. October, woselbst das Einheimen lange Zeit hindurch im größten Still vorgenommen ward, verlief sogar der ganze Tag ohne Kanonenschuß, was uns bisher noch nie vorgekommen war. Wiederholt mißbrauchten indessen die Franzosen die deutsche Langmut, indem anscheinend zur Deckung der Einkommenden vorgezogene Truppenabteilungen die verlockende Gelegenheit benutzten, um Einfall in unsere Stellung zu gewinnen. Natürlich mußten solche indisciplinäre Kauderwatschen mit Schüssen abgewiesen werden. Ein paarmal wurden sogar unter den horstlosen Einkommern maskierte Soldaten bemerkt. So entdeckte einst einer meiner Posten unter der Haube einer Kartoffeln suchenden, auffallend nahe gekommenen Weibes einen martialischen Schmuckbart und bei einer Verschickung des Unterrocks eine rote Soldatenhaube. Ein Schuß über den Kopf des verlappten Infanteristen hinweg veranlaßte denselben, im ausgiebigsten Laufschritt das Weite zu suchen.

Um die Belagerungsabtheilungen zu vollenden, so sahen wir nicht selten einzelne Wanderböden wie wüsten im Frieden ihre Felder zwischen den Forts Cambrés und Issy ackern und bis in den Spätherbst hinein hier und da eine Viehherde weiden. Wir konnten uns des Verdachtes nicht erwehren, daß es Reconnoirer-Kinder waren, die an verschiedenen Punkten der Ger-

nierung zur Schau geführt wurden, um den Belagerern die noch reichliche Verproviantierung der Pariser zu beweisen. Eines Tages im November bemerkten wir nächst Cambrés vor eine Schaar Wäner, welche bei einer etwas verächtlichen Überumpelung des Forts die Rolle ihrer berühmten Schwestern auf dem Capitol spielen konnten. Es war just am die Zeit des heimathlichen Weihnachtsens, dessen wir mit entzögerter Bechmut gedachten, und wir waren nicht wenig verwundert, daß die Belagerern noch achtundsechzigster Einschließung noch über eine Herde der wohlknechtlichen Wäner verfügten. Wäntzen die gebotenen Gänge wenigstens denen zu gute gekommen sein, die sie am meisten verdienten — den in erster Linie postierten Verteidigern in den Forts und nächst denselben.

Eben bei diesem appetitlichen Thema angelangt, sei es mir gestattet, von einer Cose in unserem sonst unangenehmen Belagerungsbezirk zu erzählen, welche uns, wenn auch nur selten, blühte. Es war dies der freumbliche Ort Bièvres, welcher eigentlich außer den Rahmen der Plateaubelagerung fiel, da er weder auf der Hochfläche, noch in deren unmittelbaren Umgebung gelegen ist. Bièvres, wozu auch das mit ihm zusammenhängende Comtois-Carré zu rechnen ist, diente uns als Quartier in den knapp bemessenen Zeiten, welche uns vom Vorposten- und Reservendienst auf dem Plateau freiließen. Von den 19 Wochen, welche die Belagerung währte, durfte sich unsere Brigade als Hauptreserve zusammengenommen fünf Wochen einer kneidewegs üppigen, aber sicheren Unterkunft in Bièvres erfreuen, da es der einzige unserer Standorte war, welcher sich außer dem Geschützbereich befand. In Bièvres waren alle wohlhabenden Einwohner, welche die reizenden Schlösschen und Landhäuser bewohnten, geflohen, und nur etwa hundert der Arzten zurückgeblieben, die nichts zu verlieren hatten, im Gegentheil durch Kleinhandel und Wäntzen an den Deutschen verdienten. Zu bedauern waren jedoch die wenigen Bewohner besseren Standes, z. B. ein paar Pensionisten, welche nicht die Mittel besaßen, zu fliehen und während der Kriegsdauer knappe Monate durchleben mußten. Wir ließen gern Quartierträger in so mißlicher Lage an unseren Hammelfleischstücken teilnehmen, zu denen sie allenfalls noch etwas Gemüse beizubekommen konnten. Einst bezog ich im Häuschen eines Schuhmachers Quartier, dessen Frau kurz vor der Belagerung nach Paris gefahren war, um sich bei einem berühmten Arzt einer Kur zu unterziehen, und jetzt, von der Einschließung überrascht, schon seit vielen Wochen getrennt von den Thieren dortselbst verweilt. Kur eine Meile weg war der Mann von seinem Weite entsetzt und doch so ohne Möglichkeit einer Nothricht von ihr, als ob Olympe dahinsitzen gelegen wären! So spielten sich hundertfach Szenen von Jammer und Entbehrungen aller Art hinter den Kulissen des Kriegstheaters in einem vom Feind überflutheten Lande ab. Wird auch im Frieden oft die Last der schweren Kriegserzählung als bräutend empfunden, so war doch kein Opfer zu groß, wenn es gelang, das Ende des Krieges vom eigenen Lande fernzuhalten.

In der Regel wohnten wir in Bièvres in verlassenen Häusern und rathen, da die städtischen Einwohner die Betten mitgenommen hatten, auf Stroh oder im günstigsten Fall auf schabhaften Matratzen, welche mit ihren hervorsteckenden Metallfedern an die spitzenen Pfosten der Follerkommoden genahmet. Außerdem waren die Häuser genügend eingerichtet, doch nahm

die Wohnlichkeit in dem Maße ab, als die Winterfalte zunahm, und der Mangel an trockenem Brennholz die Soldaten nötigte, nachdem Stattenjähne u. dgl. verbraucht waren, auch die Holzpland ins Feuer wandern zu lassen. Bei alledem war Vieeres für Offiziere und Mannschaften eine hochwillkommene Erholungssituation. Erschien es doch schon als ein Gewinn, in den schönen Gärten und Parks, deren Grün sich den Winter über nie ganz verlor, lustwandeln zu können, ohne durch läppische Bewandlungsarbeiten gequält zu werden. Daneben besaß der Ort noch eine für uns Plateaubewohner besonders schätzbare Anziehung, nämlich ein wahrhaftiges, stets geduftetes Bierhaus mit Weinausschank, zwar niederen Ranges, aber uns mehr wert wie irgendeine Restauration erster Güte. Dazu hatte noch die behäbige Wirtin ihre Ausbildung in der köstlichen Küche genossen und verstand es sogar, uns mit dem weitestbesten mouton, welches auch hier das blühige Fleischgericht lieferte, auszuföhnen. Außerdem war noch durch einen kleinen Viktualienmarkt unter freiem Himmel für bescheidene Lebensnahrung gesorgt, und die dortigen Marktorte aus dem Siegerthum schienen sich die Hülfe mund mit Anpreisung ihrer „gat Butt, Gäs, Beud u. s. w.“ Auch Wein, Branntwein und warmer Kaffee war zu haben, und unsere Soldaten drängten sich plaubend und laufend um die Stände, wohl bewußt, daß nur allzu bald die mageren Tage auf kalter Hölz' in Aussicht standen.

In Bezug auf militärischen Verkehr bot Vieeres ein stets belebtes Feld voll buntester Abwechslung. In sehr ununterbrochener Folge rollten Geschütz, Kanonens- und Lebensmittelanposten, Lastwagen mit Holz, Stech und Heu, von Blumenmännern geleitet, daswischen elegante requirirte Fahrzeuge, preussische rote Infanterie, blaue Dragoner und bayerische Urvogelreiter als Ordnungswächter, Vieh- und Hammelherden — kurz das bewegte Durcheinander eines an der Heerstraße gelegenen Ortes, ein stiller aber ergiebiges der Grabstätte, welche auf dem Plateau herrschte.

In allen seltenen Gemüthen brachte Vieeres mit einer Deyembertog eine freudige Weltrucksübertragung, nicht Geringeres als einen hochwillkommenen Freundschaftsbuch — diekt aus München! Dieser liebe Besuch war Baubirektor Reinhold Firsichberg, dem Hunderte von Verwandten und im Felde Erkrankten ein dankbares Angebenken bewahren. Firsichberg, ein Mann von seltener Thakraft und Intelligenz, werththätiger und opferbereiter Humanität, hatte freiwillig mehrere

der vortheilhaftig ausgerichteten Spitalsäge, deren Einrichtung er durchgeführte hatte, sowie Materialsäger, in Feindeland begleitet. Noch einer solchen in selbstlosen Samocitendienst zu strenger Winterzeit unternommenen Fahrt erkrankte er an einer heftigen Lungenerkrankung, welche wohl den Keim zu seinem allzukühn erfolgten Hinscheiden gelegt hat. Wie der edle Mann schon vielen im Felde als Helfer und Spender gekommen, so erschien er auch mir gleich dem guten Knecht Kipprecht mit einem Sack nützlicher und angenehmer Dinge und brachte als willkommenste Gabe sogar ein Christkindspaket von meiner geliebten Gattin mit.

Am Abend dieses wahren Festtages bezogen wir unsere gewohnten Vorkosten, die wir auch am letzten Tage des Jahres wieder inne hatten. Die Sylvesternacht, welche wir im Verein mit den preussischen Freunden von der Belagerungs-Artillerie in der festlich und Tagelager erleuchteten Göttingerhöhe feierten, verlief ohne jede Störung seitens des Feindes. Ein einziger, mit dem Schlag zwölf Uhr aus einem Einemalmonat abgefeuerter Schuß veränderte die für ganz Deutschland so bedeutungsvolle Jahrestunde 1870/71. Um so lebhaftester Neujahresgesehe brocht der Tag, darunter als sinnigste Angebinde Bomben, welche mit einem stinkenden Brandstich gefüllt waren. Das wäre noch nicht so schlimm gewesen, aber leider ward bei diesem Anlaß ein Selbstmörder Kompanie durch ein Sprengstück schwer verwundet. So fing das neue Jahr an, wie es das alte getrieben, mit dem fernsten Kauenenliebe, das ich dem wohlwollenden Leser, dessen Geduld mir bis hierher gefolgt, nicht ersparen konnte, da es eben das Salz der Ernüchterung und der Hochflucht von Chastillon bildete.

Zum letzten Male beschränken wir dieses „unser“ Plateau auf dem Rücken am 3. März aus dem im Siegeszug betrachteten und nur zu bald wieder verlassenem Paris. Wenn es abermals zu einer, jedenfalls in anderer Form erfolgenden Umkehrung der größten Fehlung der Welt kommen sollte, werden keine Plateaubilder mehr geschrieben, da die gesamte Hochflucht nebst der zu einem „Fort de Chastillon“ ausgebauten Vogerschanze, jetzt innerhalb des weit vorgeschobenen neuen Besetzungsrings liegt.

Wägen das die Erinnerungen eines Gernieers der Zukunft benannt sein wie immer, so werden sie gemäß wieder von treuer und, will's Gott, ebenso erfolgreicher Pflichterfüllung unseres Heeres erzählen können!

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. Heher's Rathaus zu Nördlingen ist die getreue Nachbildung einer im süddeutschen Museum dieselbst bewahrten Zeichnung. Sie gibt uns nicht allein das stolze, imposante Bauwerk, sondern führt uns überhaupt den architektonischen Charakter der Stadt vor Augen. Das Rathaus war ursprünglich ein Kaufhaus und wurde das „alte Steinhaus“ genannt. Ludwig Graf zu Uttingen gab es 1307 seinem Sohne als Erbginge, der es 1334 an den Abt zu Heilsbrunn um 600 Pfund Heller verkaufte, um seine während der Gefangenhaft gemachten Schulden zu bezahlen. Dann ward es als Kaufhaus von den Nördlingern besetzt, die dem Abt zu Heilsbrunn 50 st. jährlichen Ertrag bezahlten. 1523 ward es der Stadt schließlich überlassen. Als Rathaus wurde es erst 1519 besetzt. Der Turm

wurde erst nach dem Sturme von 1563 so erbaut, und demselben wurde das Rathaus gemalt und renoviert. Wand und Wetter haben die Gemälde bis zur Unkenntlichkeit vermischt. Der Maler Jesse Petlin hat nach der Marktammerzeichnung von 1563 bis 1564 den hinteren Teil des Rathauses dem ausen bemalt, während die übrigen Seiten mit der Anstaltscher Schlacht, den Prospekt und den alten Köstern von dem Maler Jeronius Wehinger sind. Das Rathaus birgt die prächtigsten Schätze des süddeutschen Museums, welches unter der sorgenden Hand des hauptberühmten Altalters Restor Christian Wagner das Musterbild derartigsten Sammlungen geworden ist.

Hier geben zu dem Artikel Etnaover einige Zeichnungen des Malers Gsch, welche aus den Markt Nördling, die Göttinger

am dem Schlachtfelde bei Wimpfing und Friedrich im Kerker auf der Tremsitz vor Augen führen.

Aus dem Hergentum. Franz Nürkin erkrankt in seinem „Röhringen“ die Lebensgeschichte der Johanneßerin Rebekka Kemp, welche als Cyper des Hergentums auf dem Scheiterhaufen sterben mußte. Roth sind, wie erwähnt, die Briefe vorhanden, welche die Mutter aus der Nacht ihres Kerkers mit ihrer Familie wechselte. Wie geben den Wortlaut derselben. Die unglückliche Mutter schreibt in ihrem Hergentum folgende Brieflein an den tröstlichen Vatter:

„Mein herzlicher Schatz bis ohn Sorg, wann ihrer Tausend auf mich bekamen, so bin ich unglücklich; oder es kommen alle Tausend nad jereißn mich und ob man mich sollt strenglich fragen, so kennst ich nichts bekennen, wann man mich zu Tausend Stunden jereißt. Sey nur ohn Sorg, ich bin auf mein Seel unglücklich, wenn ich gemortet werd, so glaub ich nicht, denn ich bin gar gerecht. Vater! wann ich der Sach schuldig bin, so laß mich Gott mit der sein Angeßicht kommen lassen und ewig. Wann man mir nit schenkt, so wird Gott der Schick die dorein stellen und ein Zeichen thun, denn wenn ich in der Noth muß stehen bleiben, so ist kein Gott im Himmel; verdirb dein Antlitz nicht vor mir, du hörst so meine Anßicht an Gotteswillen, laß mich nicht in der schweilen Noth stehen.“

Dieser Brief ohne Datum kam, es ist unbekannt wie, in die Hände des Magistrot, aber zuvor muß ihn ihr Mann erhalten haben, denn aus der äußeren Seite des Briefes haben Vater und Kinder ihre Namen geschrieben, nämlich: Peter Kemp der Elter, Anna Maria Kempin, Hans Konrad Kemp, Peter Kemp der Jüngere, Kemecca Kempin die Jüngere, Marie Salome Kempin, Sommel Kemp der Vater hat ihm die Feder geführt.

Nachfolgender Brief von den Kindern an ihre Mutter im Gefängnis ist nach der Handschrift am 3. Juni 1690 in der Rathshaus abgelesen worden. Er gehöt also in die ersten Tage ihrer Gefangenschaft.

„Unsere freundschaftlichen lieblichen Gruß, herzliche Mutter. Wir lassen dich wissen, daß wir wohlauß sind. So hast du uns doch erlitten, daß du wohlauß seyst und wir vermehren, der Vater wird heut, mild Gott, auch kommen. So wollen wir dich wissen lassen, wann er kommt. Der Allmächtige Gott verleihe dir seine Gnade und heiligen Geist, daß du, Gott wohl, wieder mit Freunden und gesunden Leid zu und kommst. Gott wohl. Amen. Herzliche Mutter, laß die Beer kaufen und laß dir eine Salsan baden und Schmittlein und laß dir kleine Fischlein stellen und laß dir ein Hühnlein holen bei uns. Ich hab weder zwei abgenommen, der Herr Anselm (ein hiesiger Diakon und westfälisch Haus-trent) hat bei uns gesten und wenn du Weid darfst, so laß hollen, du hast in deinem Seel wohl. Gehab dich wohl, meine herzliche Mutter, du darfst mit sorgen um das Hausstücken, bis du wieder zu und kommst. Kemecca Kempin, deine liebe Tochter, Maria Salome Kempin, deine liebe Tochter, Anna Maria Kempin, deine liebe Tochter, Johannes, Conradus Kempin tuum amantissimae filius, Sommel Kemp, dein lieber Sohn. Zum dankens-würdig eine gute nacht ged dir Gott.“

Dieses kindliche liebe Schreiben in die Hände des Rath kam, ist unbekannt. Bei den Richtern brachte es keine günstige Stimmung hervor. Es beharrte sie nur in ihrer Verurteilung. Es ist ferner noch ein Brieflein vorhanden, ein Blättlein aus einem Gebetbuch, auf welches sie mit Bleistift folgende ergreifende Worte schrieb, ein mächtig jammervoller Kläuffer einer gequälten, todesbangen Seele: „O du mein unerwählter Schatz seil ich mich so unglücklich von dir scheiden müssen, du sei Gott immer nad ewig gekost. Was nit (adigst) ein, es muß ein aus werden, man hat mich so gemartert, ich bin so unglücklich als Gott im Himmel. Wann ich im Wenigsten ein Pfüttelein om solche Sachen

wißt, so wollt ich, daß mir Gott den Himmel verlost. O du herzlicher Schatz wie geschick meinem Herzen, o wech, o wech meiner armen Weifen. Vater schick mir etwas, daß ich sterb, ich muß sonst on der Mutter vertragen, sonst heut nit, so ihus mußt. Schreib mir den Stand on. M. V.

Auf der andern Seite steht: „Das Ringlein trag von meinemogen, das Voterelein mach auf sechs Teil, laß unsre Kinder tragen ihr Lebtog. O Schatz, deiner unglücklichen Magdalenen, man nimmt dich mir mit Weisheit, wie kann doch Gott leiden. Wenn ich ein Unhoß bin, sei mir Gott nicht gnädig. O, wie geschick mir so unrecht; warum wollt mich doch Gott nit hören, schick mir etwas, ich möchte sonst erit mein Seel beschweren.“

Dieser Brief wurde nach der reinsten peinlichen Verfassung geschrieben. Die Richter schrieben ihre Äußerung neuen Eingaben des Sohns zu und zwangen sie, in der Verhörsstube on ihrem Noth zu schreiben: „Vater behüt dich Gott, ich hab meinem Herru Larecht gelien, was ich dir und meinem Bruder angezeigt habe, ich hab es alles wieder bekant und ist dem alle, daß ich eine solche bin, wie meine Ausßag vermog.“

Rebekka Kempin.

Eine Blättchrift ihres Mannes schildert sie als das Mutter einer frommen Hausfrau und Mutter. „Ich bejuge es“ — schreibt er — „mit meinem Gemissen und vielen guten christlichen Leuten, daß sie zu allen Zeiten gottesfürchtig, züchtig, Erbar, häußlich und fromm, dem Bösen aber jeverzeit feindt und adhoß gewesen. Ihre lieben Kinderlein hat sie gleichfalls, wie einer treuen Hausmutter gehöret und zücht, auch und somit ihr Treueich und Bleibig nit allein in Item Rathshaus, sondern auch in der heiligen Bildta, junderlich aber in den lieben Psalmen Davids unterrichtet und unterwiesen.“

Rebekka Kemp wurde am 9. September 1690 mit vier Lebensgenossinnen verdammt. Das südbliche Reich beweist eine Ehrennied ihres Mannes. Er überget dort in die Jahre 1690 bis 1694 mit Blühgeschweigen und hat fünf folgende Stelle eingetragen: „In diesen Jahren ist der Verlust an Wörlingen spazieren gegangen. O Röttinger, o Graf, quanto consilium desideres — ambo in uno anno mortui sunt. (O Röttinger, o Graf, weichen Rath jodt ihr gegeben — beide sind in einem Jahre gestorben.)

Die Tochter des Veshos von Oran als Priorin in Neuburg a. D. Unter den türkischen Kindern, welche bei der Erlösung der Stadt Cien, oder Euba, wie sie die Ungarn nennen, gefangen genommen wurden, besand sich auch die Tochter des Veshos von Oran, ein Mädchen von 5 bis 6 Jahren. Dieses Mädchen wurde dem neuburgischen Prinzen Karl Philipp gedroht, der im Gefolge des Anführers von Bayern Max Emanuel den Zug gegen die Türken mitanzog. Gerührt durch das junge Alter und die Schönheit des Kindes, sowie dessen hohe Abkunft und Hülfslofigkeit bedrückend, beschloß der Prinz, dasselbe nicht nur annehmen, sondern ihm auch eine besondern Erziehung geben zu lassen. — In diesem Ende schickte er das Mädchen seiner damals 19 Jahre alten Schwester, der Prinzessin Maria Anna, nach Heidelberg, wohin ihr Herr Vater, der Herzog Philipp Wilhelm, der im Jahre 1685 zum Besitze des Kurfürstentums von der Pfalz gelangt war, einstweilen seine Residenz verlegt hatte. — Hier wurde vor allem die junge Tüstin durch die hl. Tante zur Christin gemacht. Herzog Philipp Wilhelm und seine Gemahlin Elisabeth Amalie Magdalene, geb. Landgräfin von Hessen, vertraten persönlich die Patenstelle der ihr. Sie erhielt den Namen Maria Elisabeth. — Ungefahr vier Jahre nach die kleine Elisabeth an dem päpstlichen Hofe gewesen sein, du wurde ihre hohe Stürmerin, die Prinzessin Maria Anna, von Karl II., König in Spanien, zu seiner zweiten Gemahlin erwählt, und am 4. Mai 1690 die Vermählung vollzogen.



N. 52.

Gründet wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preis von 10 P. - für halbes Jahr bezogen werden. Die zum nächsten Freitag durch die Post zum 1. Ortstagbestimmung mit dem Postaufschlag erlösen.

3. Jahrgang 1892.

Verstümmelten.

Eine Münchener Geschichte von Albert Schullzeik.

(Schluß)

Nachbar schwieg in tiefen Gedanken; er schien auf diese Darlegungen Müllers im Augenblicke nicht erwidern zu können. Auch der Medizinalrat schien dieser Meinung zu sein, denn er sagte:

„Hier stehen wir einem Rätsel gegenüber, dessen Lösung wohl erst am jüngsten Tage erfolgen wird.“

„Und doch“, wandte der Oberst sich an Herrn Wägel, „hat Madame bestimmt ausgesagt, daß sie den Kapitän hier oben gesprochen?“

„Das wohl, aber sie weiß absolut nicht anzugeben, wo aus ihm geworden“, lautete die Antwort.

„Hier gewahre ich verschiedene Thüren, die in die Wand eingelassen sind“, bemerkte Lahorpe, „wenn dieselben vielleicht Verschlüsse und Geloße verschließen, dann möchte ich bitten, sie mir zu öffnen.“

„Es sind dies Wandbüchsen“, besaß sich Müller zu entgegnen, „sie sind sämtlich leer; ich weiß bestimmt, daß sie noch am Morgen nach der Katastrophe offen standen und dann von mir geschlossen wurden.“

„Ich möchte dennoch um Wiederöffnung bitten“, beharrte der Oberst.

„Sehe gern“, erklärte Müller, „es sind ihrer vier, wie Sie sehen, sämtlich haben sie fogen. Einschlaglöcher, d. h. selbstthätigen Verschluss. Machen wir uns daran, sie zu öffnen.“

Der alte Prokurist begann sein Werk, es gelang nicht ohne Mühe, den verrosteten Schlüssel, nachdem er eingeführt war, zu

brechen, endlich nach vieler Anstrengung zerbrachen die Riegel, und die erste Thür sprang auf.

„Sehen Sie“, triumphierte der ehemalige Buchhalter, „wie ich Ihnen gesagt: ein leerer ausgeäumter Schrank. Ich wiederhole, was ich ganz bestimmt weiß, alle vier Stunden am fraglichen Abend offen. Gehen wir zum zweiten.“

Hier erzeugte derselbe Kraftaufwand genau dasselbe negative Resultat, und ebenso war es mit dem dritten Schrank. Erschöpft hielt nun der alte Mann inne, sich an Lahorpe wendend.

„Wenn Ihnen, Herr Oberst, daran gelegen ist, die leeren Räume auch dieses vierten und letzten Schrankes anstauen zu dürfen, dann möchte ich Sie eruchen, daß Sie sich dieswohl selber bedienen. Meine Kraft ist so ziemlich zu Ende. Bitte den Schlüssel etwas tiefer einzuführen, stemmen Sie gefälligst Ihre Kniee an, und nun ein Hund nach oben. Sehen Sie, es geht. Mächtigster Gott, was ist das?“

Mit lautem Getöse war die Thür ausgeflogen, im Innern des Schrankes, auf alten Gerümpel lauernd, wurde die Gestalt eines menschlichen Körpers sichtbar: ein verdorrter Leichnam in eine Husarenuniform gekleidet, an dem vermoderten Blau und Rot der Jacke und Hose hingen die zerlegten Treppen, die Hand hielt triumphhaft den Koch des Sabels fest, das mumienhafte Gesicht mit dem weit geöffneten Munde zeigte den schrecklich verzerrten Ausdruck eines langjamen Todeskampfes.

„Das ist des Kapitän Leiche, so wahr ein Gott im Himmel lebt!“ rief Müller entsetzt aus.

„Armer George, so muß ich Dich wiederfinden! Deine düstern Lebensjahre sollten zu größlicher Weisheit werden!“ sagte Loharpe bewegt.

„Nast, keinen Schritt weiter!“ befahl der Medizinalrat. „Die Weisheit darf nicht berührt werden, ehe ich sie einer genannten und eingehenden Beschäftigung unterzogen. Konstatieren wir, meine Herren, daß die Weisheit keinerlei Verletzung, keine Wunde aufweist; aus der Stellung ergibt sich, daß der Tod durch Erstreckung eingetreten. Ich nehme als sicher an, daß der Kapitän, erschreckt durch den Fall des niederstürzenden Balkenwerks, auf die Seite gesprengt ist und eine Zustucht in dem offenen Schranke gesucht und gefunden hat. Der Sturm mag die Thür zugeschlagen haben, und die Kraft des Armes reichte natürlich nicht aus, das feste Schloß von innen zu sprengen. Ein Takt für uns ist es, zu wissen, daß unter solchen Umständen der Tod rasch eingetreten. Sie meinen freilich, Müller, Sie hätten nach am folgenden Morgen alle Schränke offen vorgefunden und hernach auch alle wieder geschlossen. Dieser eine hier aber war und blieb verschlossen, was Ihnen jedenfalls entgangen ist. Sie hätten sonst damals die Leiche aufgefunden müssen.“

Alle umstanden tief erschüttert die Sänfte, wo ein so gräßlicher Fund gemacht worden war, und fragte Wägel: „Wie kommt es doch, Ernst, daß die Leiche eines großen, ausgehenden Mannes an diesem Orte nicht in Verrotzung übergegangen, sondern nur, wie ich sehe, einig eingetrodnet ist?“

„Die Erklärung dieses so auffallend scheinenden Faktums ist leicht zu geben. Der Schrank hier enthält in allerlei Größen, Häuten, Schalen u. s. w. jedenfalls eine reichliche Menge solcher Materialien und Chemikalien, welche Feuchtigkeit anziehen und auf diese Weise muffigierend auch den Kadaver einwirken. Solche Fälle ereignen sich öfter, als man anzunehmen genügt wäre.“

„Es wären mir denn mit unjener Expedition zu Ende, Herr Oberst“, bemerkte Wägel. „Sie werden uns noch dem Geschehen und Gehörten das Zeugnis geben müssen, daß sowohl ich als meine Frau an dem Tode des tapfern Kapitän gänzlich unschuldig sind. Er starb als das Opfer eines von ihm herausbeizuholenden Verhängnisses.“

„Herr Wägel“, sagte mit tiefer Bewegung Loharpe, „vor diesen Herren will ich Ihnen jeden Verdacht abbiten, den ich jemals, wena auch nur für Augenblicke, in der Tiefe meines Herzens habe hegen können. Leider ist vieles geschehen, in mir den schlummernden Argwohn zu nähren und groß zu ziehen, aber schon bei der ersten persönlichen Begegnung, die ich mit Ihnen hatte, war ich durchdrungen von der Überzeugung, daß ich es mit einem vollkommenen Ehrenmann zu thun hatte, an welchem keine Fäule Faltschheit und Heuchelei sein könne. Verzeihen Sie diesen Argwohn einem alten Soldaten, der durch diese bändige Erklärung Ihnen hier Genugthuung zu leisten sich bewillt.“

Wägel drückte dem Oberst tiefbewegt die Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr Oberst“, sagte er dann gerührt. „Aber nun legen Sie uns, was mit der Leiche hier geschehen soll? Ich möchte sie, offen gestanden, je eher, desto lieber aus dem Hause entfernt sehen.“

„Ich bin gekommen, dieselbe nach Frankreich befördern zu lassen, wo sie in der Kapelle zu Tréfort, dem Familiensitze, beigesetzt werden wird. Rasch heute will ich den alten Herrn,

der hochbetagt am königlichen Hofe in Paris weilt, schonend in Kenntniß setzen von diesem Funde und der andern Entdeckung, die ich gemacht.“

„O, Sie meinen die Entdeckung, daß der junge Martin der Sohn Brüd'hammes ist?“ fragte der Medizinalrat.

„Ja und der demwärtige Marquis v. Tréfort!“ erwiderte stolz der Oberst. „Sobald er wieder hergestellt ist von der schweren Krankheit, die ihn befallen, soll es mein erstes sein, seine Legitimierung energisch zu betreiben.“

„Sachse, nur keine Übertreibung!“ warnte der Arzt; „davon kann und darf darreist noch gar keine Rede sein. Henri muß in gänzlicher Unwissenheit gehalten werden über alles, was hier sich zugetragen hat. Jede Aufregung könnte die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Ich werde diesen Morgen nach dem Herrn Polizeidirektor meinen amtlichen Bericht über den Fund erstatten und die nöthigen Schritte zur Auslieferung der Leiche an Sie, Herr Oberst, veranlassen.“

„Das scheint mir in der That das Beste zu sein“, stimmte Wägel bei. „Auch an meine liebe Frau, welche zur Zeit am Krankenbette ihres wiedergefundenen Sohnes verweilt, darf vorerst keine Kunde von dem bringen, was wir hier erlebt. Aber sobald die Umstände dies gestatten, wird sowohl Henri Martin als auch meine Frau alles erfahren müssen.“

„Und dann wird der Sohn meines liebsten Freundes mit mir nach Paris zum alten Marquis reisen?“ fragte hastig Loharpe.

„Ich fürchte, Oberst“, sagte Herr Wägel bedächtig, „Sie sind allzu sanguinisch in Betreff Henris Erhebung zum Marquis v. Tréfort. Es ist ja nicht anmöglich, daß schließlich der Baron ihn adoptirt, aber, wie ich Henri kenne, wird er kaum sonderlich Verlangen tragen nach solcher Standeserhöhung. Er hat nunmehr seine Mutter gefunden, die ihn das Teuerste auf Erden sein muß, aus dem Kapitän, dem Monsieur George Brüd'hamme, machen sie sich beide nicht viel. Der Welt gegenüber gilt Henri als das Kind der Pächtersleute Martin in Otern, was kann es ihn reizen, sich einzubringen in die Reihen des französischen Adels, wo er doch, den allergünstigsten Fall der Adoption angenommen, immer schlecht ansehens würde? Insofern, Herr Oberst, ich verspreche Ihnen freilich, daß ich sein freies Selbstbestimmungsrecht in gar keiner Weise beeinträffeln werde.“

„Nast recht, alter Freund“, fiel der Medizinalrat ein. „Aber Sie entschuldigen doch ja niemals, Herr Oberst“, wandte er sich dann an Loharpe. „Glauben Sie mir, Henri hat durchaus nicht das Zeug zu einem Hofsling, er ist durch und durch Bürger, feurig, salb, beschreiben und einfach. Er wird in Balde Herrn Wägels einzige Tochter Bertha heimführen.“

„Warte, Ernst, so weit sind wir noch nicht“, protestierte der Kaufherr.

„Ah das, freilich, Du könntest Bertha kaum einem Würdigeren geben. Dies ist auch die Meinung Wälhelms, der sich längst über den erhaltenen Rath getrübet hat. Henri übernimmt dann die zu gründende Filiale in Paris, und Mag bleibt hier in Nürnberg, dann brauche ich auch meine Johanna nicht weit fortzugeben. Somit ist allen Theilen gehalten, meinen Sie nicht auch, alter Müller.“

„Wann darf ich also anfragen, meine Herren?“ wandte sich Loharpe gemessenen Tones an die beiden.

„Die Leiche Ihres Freundes hier können Sie wohl in einigen Stunden schon in Empfang nehmen; ich werde es beim Direktor durchsetzen können. Die Hauptsache ist für mich nur diese, daß der Fall möglichst verhängnisvoll bleibe und nicht on die große Glorie verhängt werde. Die Lüstermäuler sollen nicht außer neue den Romen meines Freundes verunglücken dürfen. Was aber Henri's Erklärung, ob er eine Adoption zu erstehen gesonnen ist, oder ob er für seine Person auf jede Standeserhöhung verzichtet, anbelangt, so brauchen Sie solche in den allerersten Wochen keinesfalls zu erwarten. Es steht Ihnen natürlich frei, Herr Oberst, jeden Tag über Henri's Befinden Erkundigungen einzuziehen, und es wird uns, meinen Freund Wägel vor allem, nur freuen, wenn Sie die nun einmal angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen reger fortsetzten.“

„Nehmen Sie denn“, entgegnete Loharpe auf diese Aede, „meinen wärmsten, herzlichsten Dank entgegen für all' Ihre Bemühungen, meinen Wünschen nachzukommen. Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, recht bald in Henri's Worten einen ersten Marquis v. Terfort begrüßen zu dürfen. Es ist Ihnen ja wohl bekannt, daß Frankreich's beste Söhne die Wiederkehr des legitimen Herrschergeschlechtes jubelnd begrüßt, und meine Bioge stand ja in der Vendée, wo die Royalisten nie ausgehoben sind. Für jetzt aber gestatten Sie mir, daß ich mich zurückziehe. Der Eindrud, den diege Begegnung auf mich gemacht, ist denn doch zu mächtig, als daß sie nicht auch mein Sein und Wesen gewaltig erschüttert hätte.“

Der Oberst empfahl sich mit warmem Händedruck von den drei Herren, die ihm bald nachfolgten, nachdem der Sölller sorgfältig verabschiedet worden war.

14. Kapitel.

Die nächsten Wochen brachten, wenn sie auch äußerlich still verließen, der Familie Wägel der Aufregungen viele und große. Henri lag in schwerem Fieber, und nur dem Aufgebote aller ärztlichen Kunst und der hingebenden Pflege seitens der Mutter und der Braut konnte es gelingen, dem Tode eine nahezu sichere Wente zu entreißen. Doch als die Kräfte glänzlich vorüber war, mochte auch die Genesung rasche Fortschritte, und bald durfte Henri sich wieder als ein dem Leben Auferstandener betrachten. Er hatte leichten Herzgenuß Betacht leisten können auf die Painswürde, die Loharpe ihm zu wiederholten Malen antrug. Dem ehemaligen Oberst war es ein leichtes gewesen, dem letzten Marquis v. Terfort, einem schwachen, habüsch gewordenen Greise, eine Anerkennungskunde abzurufen für seinen illegitim geborenen Enkel. Die Leiche des Kapitäns wurde in aller Stille nach Terfort geschickt, wo sie an geeigneter Stelle ihrer letzte Ruhestätte gefunden hat.

Die allerwenigsten wußten um das düstere Geheimnis, dem der Oberst, der alte Müller und Wägel schenken sich nicht, selber Hand anzulegen, um die letzten Spuren zu vertilgen. Dann reiste Loharpe nach Frankreich ab, wo er seitdem ver-

blieb. Freilich machten die beiden dunkeln Ehreämänner, Krudel und Schleiterer, noch einige Aufstrebungen, sich nach der einen oder andern Seite hin verdient oder gefürchtet zu moßen durch ihre „Enthaltungen“, aber sie begegneten öffentlichen nur schadden Unlauf. Nach dem Weggang des Polizeidirectors Sturm ergab sich Schleiterer vollends dem Trunke und endete bald darauf im Spittel auf traurige Weise sein Leben. Krudel nahm sich das Ende seines guten Freundes so sehr zu Herzen, daß er freiwillig an dem Leben schied. Einem Tages fand man ihn auf dem Boden seines Hauses erhängt. Die Rathschafft behauptete, daß sein Weib, eine Jurist in Menschgestalt, ihm das Leben zur Hölle gemacht. Dr. Sartorius wirkte als hochgeachteter Arzt in segensreicher Thätigkeit, mit dem Großen Soden unterhielt er bis an sein Lebende die innigsten Beziehungen. Sein Sohn Wilhelm erhielt bald einen ehrenvollen Ruf on die Würzburger Hochschule, wo sein Name unter den Sternen der Wissenschaft erglänzte.

In Wägel's Hause aber war mit dem jungen Henri Martin eitel Glück und Segen eingegeben. In einem herrlichen Verbsttage geschah es, daß die alten treuen Wäden von St. Sebald ihre ehernen Stimmen weithin erschallen ließen, um zu einem frohen Akte zu laden; mächtig durchbrauten der Orgel Töne den geweihten Raum, und aus wohlgeschulsten Reihen erklang ein freudig erhellendes Lied. Am Altar aber standen zwei Paare: Wäz und Johanna, Henri und Bertha, welche des Priesters's Spruch einte zum Bunde für ein ganzes Leben.

In gekürtem Ansehen blühte die Firmo: Wägel & Sohn wieder auf, als Wäz mit seiner Frau das alte Patrizierhaus am Markmarkt bezog, während Henri der neu erichteten Pariser Kommandite vorstand. Im Kreise munterer Enkel, welche gar oft ein freudiger Kalos hinaus führte in das Landhaus „vor dem Thore“, durien noch manches Jahr die „alten Wägel's“ sich freuen über das wollenlose Glück, das ihnen beschieden war noch so schmerzlichen Stämmen. Und als es zum Ende kam, da wollte eine gütige Fügung die beiden, die im Leben so lange getrennt gewesen, im Tode nimmer scheiden, und sie wurden an einem Tage beide oberrufen. Ihnen vorn war Müller hinübergegangen, nachdem er noch die hohe Freude erlebt, seinen einzigen Enkel Georg Helreich von S. Sebald's Kanzel herab Gottes Wort verkündigen zu hören.

Und nun, lieber Leser, der Du so unerschrockenen Mutes mich auf dem weiten Wege bis hierher geleitet, gestatte, daß ich mit herzlichem Danke mich von Dir verabschiede, da diese Geschichte zu Ende erzählt ist. War eit, wenn ich zu später Stunde durch Nürnberg's, meiner Vaterstadt, alte Straßen gewandelt bin, und die stille Mondnacht der Romantik sich dem zwingenden Jauber über alles ergossen hatte, bin ich vor dem einen oder andern der vielen stolzen und stotlichen Patrizierhäuser stehen geblieben, und das Herz ward mir voll zum Überfließen. Dann, lieber Leser, sind aus dem Innersten der Seele all' diese Bilder gequollen, die ich in Stunden geauzeiglichen Schaffens mit der Feder auf das Papier gekannt und hier in einem Rahmen gefestigt Dir dargeboten habe.

Ludwig der Bayer oder der Streit von Müßdorf. Von Martin Greif.

Von Dr. Eobhan Ettmayer.

(Schluß.)

Am vierten Aste befindet der Dichter in der ersten Scene seine bewährte Meisterschaft in Schaffung stimmungsvoller Scenen. In der Christnacht vor der Wette beim erst-

mittend zwischen ihnen gestanden, nimmt ihnen den Schwur auf diesen Vertrag ab und reicht ihnen — statt des geschichtlichen heiligen Abendmahls — zur Befriedigung des Bundes den Weintrauf. Es geht ein großer Zug durch diesen Akt, indem an die Bethätigung persönlicher Treue sich der Erweis der Treue gegen das große Vaterland schließt, und aus dieser wieder Friede und Versöhnung erwächst.

Im vierten Aste befindet der Dichter in der ersten Scene seine bewährte Meisterschaft in Schaffung stimmungsvoller Scenen. In der Christnacht vor der Wette beim erst-



Kaiser Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne in der Kirche zu Weinsau.
Nach einem Christophsmaler für das „Denkmal“ gezeichnet von Günther Gumboldt.

Frederich nimmt sie freudig an unter den gestellten Bedingungen, daß er mit seinen Kriegsmännern die Freiheit erhalte, und Ludwig ihm und seinen Brüdern ihren Besitz verbürge, wogegen er auf die deutsche Krone verzichte, Ludwig als König anerkenne und auch seine Brüder bestimmen wolle, das Gleiche zu thun und das widerrechtlich vom Reiche in Besitz Gehaltene herauszugeben; vermahnte er dies nicht zu Stande zu bringen, so wählte er wieder in die Haft zurückzukehren. Priar Gottfried, welcher den beiden ein gemeinsamer Jugendbetreuer gewesen und immer ver-

des Johannistags, des letzten Tags der Friedrich gegebenen Frist, Ludwig, seine Gattin und seine Betreuer zur Seite, harret der Ankunft Friedrichs. Die ganze Frage: Was er kommen, kann er kommen, hält alle in Spannung. Da kniet der Erschonte vor Ludwig und erklärt sich wieder als dessen Gefangenen, da er Leopold zum Eingehen auf die Vertragsbedingungen nicht zu bewegen vermocht habe. Doch Ludwig hebt ihn empor und schließt ihn in seine Arme. Ein neuer Vertrag ist von Ludwig schon bereit gehalten; die beiden

Der letzte Akt führt uns zuerst auf das habsburgische Schloß Gutenstein im Wienerwald. Friedrich kehrt heim von der Haft — er findet seine Gemahlin fast erblindet vom vielen Weinen um ihn, und doch sind die beiden selig im Wiedersehen! Die Weigerung Leopolds, auf die Bedingungen Ludwigs einzugehen, trennt die Gatten noch einmal — Friedrich kehrt, treu seinem gegebenen Worte die heranretende Verführung der Entbindung vom Eide zurückweisend, zu Ludwig zurück. Wir sind am Schluß wie am Anfang des Stückes in einem Saale des alten Hofes in München. Es ist der Abend

Fürsten führen gemeinsam die Herrschaft im Reiche, sie wollen einander Brüder sein, geht einer von beiden nach Italien, so soll der andere in Deutschland regieren, Ludwig behält sich nur die Kaiserwürde vor. Irrendigt zusammen sinkt Friedrich auf die Knie, Ludwig als Kaiser Gehorjam gelobend; er übernimmt sofort für die Zeit des bevorstehenden Juges Ludwigs nach Brandenburg die Beschützung seiner Familie, auch der zur Begrüßung des Bruders herbeigekilte Leopold — geschieht ist dieses spätere Faktum noch in das Drama hereingezogen — kühnigt, bezwungen durch dessen Edelmut, Ludwig als Kaiser, Friedrich kann auch die treue Gemahlin noch in die Arme schließen. Auf dem Fluge vor der Burg lodern die Johanniskreuzer auf, und die dort verammelte Bürgererschaft Mänschens begrüßt mit jubelndem Hoch auf Ludwig und Friedrich den Sieg der Treue und das Ende des Streites von Nüßdorf.

mit nach Hause nehmen und nach lange Jahre mit ihnen sich beschäftigen, nicht wie der gewohnheitsmäßige Theaterbesucher für ein paar Abendstunden eine Gefühlsmotion zu empfangen.

Eben weil unser Stück vor allem für das Volk bestimmt ist, rechnen wir es dem Verfasser als ein besonderes Verdienst an, daß er sich auf den Boden der neuen Volksschauung gestellt, dem Empfinden des Volkes gemäß romantische Jüge in das Schauspiel verweben und auf Erweckung von Rührung — dieses Wort im edelsten Sinne genommen — das Abschen gerichtet hat; letztere liegt ja schon in der Art des Stoffes. Daß er für die Repräsentanten der dunklen Seite der Menschennatur, die Träger der Intrigue, etwas starke Farben gewählt, daß er hierbei, wie bei König Johann von Böhmen, der Geschichte mit der Phantasie nachgeholfen hat, rechtfertigt sich gleichfalls aus dem vollständigen Charakter der Dichtung.



Friedrich der Schöne und Albrecht Kinkomant. Originolzeichnung von G. H. Hoff.

Einer ein zum Herzen gehender Schluß und dabei eine geschichtliche Thatfache, ein Stück der Geschichte unseres Vaterlandes, eine Großthat eines Könners unseres regierenden Königshauses! Wer möchte die Bedeutung eines solchen Stückes zur Erhebung vaterländischer Gesinnung, zur Befestigung der Liebe zu Vaterland und Regentenhaus in Abrede stellen? Eben weil in dem Schauspiel „Ludwig der Bayer“ ein Stück unserer Geschichte wieder auflebt, müssen wir es als vollberechtigt bezeichnen, daß der Verfasser dem Gang der Geschichte treu gefolgt ist, daß er die Ereignisse chronologisch aneinander gereiht hat, daß ihm der Faden der Geschichte zum Band des Dramas geworden ist. Zwar hat die Handlungsführung dadurch etwas von der Art der erzählenden Schilderung erhalten. Aber es ist, wie wir bereits erwähnt haben, gerade diese Art dramatischer Komposition dem vaterländischen Volksschauspiel am angemessensten. Das Volk will verwirren bei den Helden, es will an ihren Tugenden und Bemühungen sich erwärmen, es will die Situationen durchkosten und von ihnen in die Seele hinein sich rühren lassen, und die Gestalten und die Eindrücke

Die Sprache ist dem Geiste der Dichtung gemäß natürlich und frei von Schwulst.

In unserer großen Vergnügung hat unser Stück die edle Volkstümlichkeit, die wir als den Hauptvorzug desselben bezeichnen möchten, in der denkbar überzeugendsten Weise bewährt. Die Bürger und Beobachter des dem Schlachtfeld nahe gelegenen Marktes Kraiburg sind von dem Schauspielereiß so angezogen worden, daß sie sich, wie bereits berichtet, entschlossen haben, eine eigene Bühne mit der dazu gehörigen Ausstattung herzustellen und auf derselben das umfassende vollere Stück — welche geistige Anstrengung für Handwerks- und Geschäftslente! — zur Aufführung zu bringen. Das allererste beständige Gelingen des eigenartigen Unternehmens gereicht dem Dichter wie den Darstellern und den sonstigen Mitwirkenden zu großer Ehre. Es ist diese begeisterte Hingabe an ein vaterländisches Didamwerk, die fröhliche Aufnahme desselben in weiten Kreisen des Volkes zugleich ein erfreulicher Beweis, daß eine mächtige patriotische und ideale Strömung durch die Seele unseres Volkes geht.

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. In Trausnitz im Thale, der oberpfälzischen Burg, in welcher einl. Friedrich der Schöne die Tage seiner Gefangenenschaft verbrachte, hat die dem Verfall nahe Kirche wieder Aenerlichung gefunden. Sr. Königl. Anteil der Prinz-Regent, der erhabene Beschützer vaterländischer Geschichte, hat in Anbetracht der großartigen Erinnerungen, welche sich an diese gemauerte Stätte knüpfen, derselben ein herrliches Obeliskbild zum Geschenk gemacht. Es behandelt die Auslösung Kaiser Ludwig des Bayern mit Friedrich von Österreich, welche in eben dieser Kirche, am Ostersonntag (4 April) 1325, ihren Feindschicksal- und Friedensbund durch den gesellschaftlichen Empfang des heiligen Abendmahls bekräftigten. Dieser Vorgang wird in dem Bilde dargestellt, das unsere Leser in einer Zeichnung erblicken, welche der Künstler selbst nach seinem Originalgemälde für das „Bayerland“ anfertigte. Das Gemälde ist die Schöpfung des hochw. Herrn Altstiftlers S. Staudhammer in München, dem wir hier unsern Dank für die liebevolle Benennung derselben ausprechen. — Unser zweites Bild zeigt uns dem Kreuzberger Schloss die Scene, in welcher Friedrich der Schöne, befragt, welchem Ritter er sich gesungen gab, an Albrecht Kinkbomms Schild pocht und die letzten Anfechtungen des Böhmens verurtheilt.

Ein unbekannter Ritter aus Bayern entschied die Schlacht auf den Wäldbergen zwischen Alpinen und Sulzfeld a. Main. Nach dem Tode des Bischofs Jung von Würzburg im Januar 1266 fielen unglücklicherweise bei der Wahl eines neuen Fürstbischöfs gleich viele Stimmen auf die Oesen Konrad von Teinberg und Berthold von Henneberg. Während nun Konrad nach Rom geht vor, sich die päpstliche Bestätigung zu erholen, beehrte Berthold das Domkapitel auf alle Weise, ihn anzuerkennen. Allein dieses wählte den Dombischof Berthold v. Stenberg zum Stifftpfleger. Während verließ nun der Henneberger die Stadt Würzburg und suchte Hilfe bei seinem Bruder Hermann und Schwager Heinrich von Castell. Diese rühten, und viele Ritter aus Thüringen und Sachsen schlossen sich an. Endlich that es auch der Stifftpfleger, und die St. Kilianstafel mußte seine Kräfte ermaßen. Auf den Wäldbergen überfielen sie die an Zahl überlegenen, aber sorglos lagernden Feinde. Es war am Morgen des 8. August. Ein unbekannter Ritter aus Bayern, der mit einem Jöhelien Ritter zufällig in dem wüthigen Thürgauer Oesen verweilt, entschied durch einen fähren Überfall des Feindes die Schlacht. In wilder Eile stürzten die Ge-

schlagenen bei Alpinen über den Main; man zählte 500 Tote und 300 Verwundete und Gefangene, darunter drei Orafen von Castell. Die feigste Kilianstafel wurde im Dome zu Würzburg aufgehängt, und jährlich am 8. August eine Prozession von Weiffelstift und Bürgerstift veranstaltet, wobei die Kilianstafel betragt mitgetragen wurde.

Die Fandelschaft mit den Slaven und Aaren wurde auf einer wech. zu Freitag am 13. Mai 1865 abgehaltenen Provinzial-Landtage beschränkt, indem gewisse Handelsplätze für sie bestimmt wurden. In Bayern: Pallstätt bei Domburg, Fördheim, Fremberg bei Burglangensfeld und Regensburg. Als Hammold von St. Emmeran gab am 297 eine Sube zum Unterpfand der Richter in der Kapelle zu Fremberg für die Weuenlichkeit der Reisenden.

Beförde Postnach. Während der Fehde des Herzogs Ludwig von Anhalt mit seinem Vater Heinrich von Landeshut am 1420 wurde vom Herzog Ludwig Reustadt a. d. T. überfollen, gelündert und verbrannt, und zwar am Postnachdienstage, als, wie die Chronik meldet, „die Bürger nach allem Bruch dich auf Ritternachst und fenger geflossen, sich voll geflossen, noch im Bette lagen und schliefen“.

Erste Nachricht über Jigeuner. Im Jahre 1424 erschienen zum ersten Male „Gigwimer“ in Bayern. Sie zogen in Haufen von 20 zu 30 Personen und hatten einen Schuttprief des Königs bei sich, der den Magistraten besahl, die Streifigkeiten der Jigeuner unter sich durch ihren Häuptling Weinede richten und schlichten zu lassen.

Kriegsteuer wider die Hussiten. Im Jahre 1427 wurde zu Frankfurt und Heidelberg eine Kriegsteuer wider die Hussiten aufgeschlagen. Jeder Mensch über 15 Jahre zahlte für seinen Kopf einen böhmischen Groschen, für seine Fohle, wenn sie 1000 Gulden wert ist, 1/2 Gulden, wenn darüber 1 Gulden; Oraf 200, Freier 15, Ritter 5, Edelknecht 3, Jude 1 Gulden, unvernünftige Weiffelnde zahlte 2 Groschen, verarmte von je 20 Gulden Einkünften 1 Oulder; es soll niemand, auch nicht die Weghorden und Beguinen aufgenommen sein.

Notiz: Entschuldig. Der Kämpfer Weiffelnde. Von Albert Schallert (Schlag). — „Salung der Buren über die Grenz von Weiffelnde.“ Schallert von Martin Weiffelnde. Von Dr. Grotmann Ritter. (Der von Weiffelnde). (Schlag) — „Kriegs-Weiffelnde.“ Albert Ritter. — Ein unbekannter Ritter aus Bayern. — Die Fandelschaft mit den Slaven und Aaren. — Oefter Weiffelnde. — Oefter Nachricht über Jigeuner. — Kriegsteuer wider die Hussiten.

An unsere Leser.

Der dritte Jahrgang des „Bayerlandes“ ist vollendet; ein Werk, an dessen Vervollendung wir nicht ohne Besorgnisse schreiten, Mühe und Geld nicht unentgeltlich in Anspruch nehmen. Unsere Bitte, es möge jeder Grund vaterländischer Geschichte, demselben Weiffelnde dem „Bayerland“ Schutz und Förderung anwenden lassen, blieb nicht unerhört. Der allem dabei wir unsern eifrigsten Dank an Allerhöchster Stelle abgeben für die heilsame Gesinnung, mit welcher Seine Königl. Hoheit der Prinz-Regent auch in diesem Jahre wieder das „Bayerland“ zu begnadigen geruhte. Wir haben besonders die Werthvolle Anregung hervor, welche die Königliche Durchlaucht des Fürsten Augusten Johann von Kärnten zur Folge hatte, das sich die Weiffelnde und Protection des „Bayerlandes“ zur Aufgabe stellt und demzufolge am 25. März d. J. einen vom „Bayerland“ und der germanischen Bayerischen Landesgeschichte verordneten Auftrag erteilt. Mit lebhaftem Danke gedankt wir der würdigen Unternehmung, welche das hohe Königl. Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten dem „Bayerland“ übernahm, indem es in einer speziellen Anweisung die Beschaffung derselben allen Lehranstalten und Schulen des Landes befohlen empfahl. Nicht unerwähnt bleibt die warme Freundschaft, welche in der hohen Kommissar der Weiffelnde dem „Bayerland“ von beiden Parteien zu sein wurde.

Unser Dankwille wäre noch länger nicht erloschen, aber wir besinnen sie, um mit desto lebhafterem Nachdränge die Bitte zu wiederholen, daß alle Freunde und Gönner des „Bayerland“ demselben ihre Sympathien angehängelt erhalten möchten; daß jeder dem „Bayerland“ treue Unabhängigkeit bewahrt und nach Kräften danach strebe, zur Vertheilung des Watters beizutragen. — Wir werden nicht absehen von dem Wege, auf dem wir selber so glücklich waren, den allgemeinen angezeigten Weiffelnde zu erlangen; unser wünschenswerthes, ausforschungsreiches Mühen gethe sie des Vollendung, Verostimmung und Verfertigung des „Bayerland“, es soll in Wert und Bild würdig sein, seinem Titel entsprechend, das Lieblingsblatt des Landes zu sein, in jeder Schritt, in jeder Familie seinen Platz zu finden.

Verlag und Redaktion des „Bayerland“.

Verantwortlicher Redakteur G. Eger, München, Rannfeldstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



DD	Das Bayerland
801	
f	
.B3'B4	
v.3	1892 860728
	S5- 311



UNIVERSITY OF CHICAGO
101 552 667